



Die  
Welt

18

Welt



**Nicht ausleihbar**

+4074 476 01















Illustrierte  
Frauen-Zeitung.

Ausgabe der Modenwelt mit Unterhaltungsblatt.

Fünfzehnter Jahrgang.  
1888.

Unterhaltungsblatt.

Berlin.  
Franz Eipperheide.

Katzler 1877

KA SEBEHO



2  
Z. 203.  
29

# Inhalts-Verzeichnis.

Die Zahlen bedeuten die Seitenzahlen. Die eingeklammerten Zahlen geben die Anzahl der Illustrationen an.

## Romane, Novellen und Skizzen.

- Das Wüstengespenst. Von F. von Zobeltig. 1.
- Die Weibchen. Von Albert Leo. 3.
- Im Holzstall. Skizze von Gerhard von Amynstor. 9.
- Leue Deikens. Von Helene Pichler. 17.
- Die Gehalts-Erhöhung. Von Frau Johanna. 19.
- Der Eggenrod-Bach. Von E. von Dinklage. 25.
- Die Stiefmutter. Aus dem Leben einer jungen Frau. Von Jos. von Reuß. 33.
- Dichtertraum. Eine Zeit-Phantasie. Von A. Trinius. 35.
- Der Nachbar der Sterne. Eine Burleske von Heinrich Seidel. 41.
- Siegreich und groß. Von Carl Bleibtreu. 52.
- Ein Königswort. Von Ernst Remin. 55.
- Die letzte Perle. Von Gabriele von Vieres und Willkau. 56.
- Das Sommerkleid meiner Frau. Novelle von E. Juncker. 58.
- Schwester Ottilie. Novelle von Carl Marquard Sauer. 65, 73, 81.
- Wer ist am weitesten gereist? Eine Fabel von Oskar Justinus. 85.
- Er geht aus. Von Anna Lindau. 89.
- Hans. Skizze von Robert Heddin. 91.
- Der Bücherhändler. Von Fedor von Zobeltig. 97.
- Aus Großmutterns Hofdamenleben. Von Doris Frein von Spätgen. 99.
- Hendusi. Von Hans Hoffmann. 106.
- Der Schmetterling. Ein Märchen von Helene von Göhen-dorff-Grabowski. 108.
- Er ist erlöst. Von Gerhard von Amynstor. 114.
- Aus großer Zeit. Ein Erinnerungsblatt von Hasso von Udden. 114.
- Der Genius des Schmerzes. Von Gabriele von Vieres und Willkau. 120.
- Der Sarkophag. Von Richard Vogt. 122.
- Aus den Erinnerungen einer alten Hofdame. Von A. von G. 123.
- Ein Jahrbuch. Novelle von H. Billinger. 129.
- Meine Rose. Eine Phantasie von Frida Brasch. 131, 137.
- Rose und Lorbeer. Eine Pieder-Erzählung aus dem Leben der Prinzessin Constanze von Salm. Von Ernst Pasqué. 145.
- Nach dem Tode. Von Gabriele von Vieres und Willkau. 153.
- Der Schneesternborn. Eine Nigi-Sage von F. von Stengel. 161.
- Satyr und Nymphe. Ein antikes Idyll von Richard Vogt. 169.
- Die Last des Goldes. Novelle von Balduin Groller. 178, 185, 193, 201, 209, 217.
- Der Letzte. Von Helene Pichler. 187.
- Die Rose. Novelle von Clara Viller. 206, 214.
- Kleine Diebe. Von Robert Falk. 211.
- Zu spät! Eine Weihnachtsgeschichte von Th. von Rothschüg. 219.

## Gedichte.

- Kaiser Wilhelm I. Von Johannes Trojan. 50.
- Kaiser Wilhelms Tod. Von Hans Herrig. 54.
- An Kaiser Friedrichs Bahre. Von Julius Vohmeyer. 114.
- Dem Heimgegangenen. Von Johannes Trojan. 125.
- Das Kösschen. Gedicht von Prinzessin Constanze von Salm, 1785. Melodie von Pradher dem Aelteren, 1799. 148.

## Biographisches.

- Bilma von Boggenhuber. 30.
- Die drei jüngsten Töchter des deutschen Kronprinzen. 38.
- Prinz Oskar von Schweden und seine Verlobte. 45.
- Kaiser Wilhelm I. Von Eduard von Hartmann. 50.
- Kaiser Friedrich. Von Fedor von Köppen. 118.
- Wilhelm II., Deutscher Kaiser und König von Preußen. 126.
- Auguste Victoria, Deutsche Kaiserin und Königin von Preußen. 183.
- Prinz Adalbert und Prinz August Wilhelm von Preußen. 215.
- Balduin Groller. 214.

## Reisefskizzen u. dergl.

- Aus der Petersburger Gesellschaft. 5.
- Pariser Familienleben in den oberen Gesellschafts-Klassen. Von Eugen von Jagow. 14.
- Die Berliner. Von Elise Schweichel. 20.
- Aus der Wiener Gesellschaft. 22.
- Aus der Londoner Gesellschaft. 29.
- Aus dem Petersburger Hofleben. 36.
- Morgenländisches Frauenleben. Von Heinrich Brugisch. 61.
- Pariser Typen und Schwärmerieen. Von Eugen von Jagow. 61.
- Aus der Stockholmer Gesellschaft. 76.
- Frühlingstage auf Corfu. Von Ernst Reiter. 91.
- Von der Schönen blauen Donau. Von Balduin Groller. 92.
- Stargard in Pommern. Von Adolf Brennecke. 92.
- Berlin im Frühling. Von Klaus von Rheden. 101.
- Aus der Russischen Damenwelt. 110.
- Sommertage in Paris. Von Agnes Gräfin Kintow-ström. 125.
- Aus den Bädern: Baden-Baden. Von Erna von D. 126.
- Westerland auf Sylt. Von Josefina von G. P. 134.
- Sahnis auf Rügen. 142.
- Wien in der Sommerfrische. Von Balduin Groller. 150.
- Aus den Bädern: Wildbad Gastein. Von José Baronesse Schneider-Arno. 158.
- Reichenhall. Von M. Rumbauer. 166.
- Montreux. 174.
- Vom Rheingau. Von Alexander Baron von Roberts. 179.
- Aus der Berliner Gesellschaft. Von Klaus von Rh. 182.
- Aus der Pariser Gesellschaft. Von Eugen von Jagow. 190.
- Frauen der Tropen. Eine Skizze aus dem gesellschaftlichen Leben Süd-Amerikas. Von Friedrich J. Pajeken. 197.
- Aus Rom's jüngsten Kaisertagen. Von M. Rumbauer. 198.
- Aus der Londoner Gesellschaft. Von Walter Prausnik. 206.
- Aus dem Gesellschaftsleben Athens. Von C. Willm. 222.

## Natur und Kunst, Altes und Neues.

- Die Früchte des Meeres. Von Hasso Harden. 3.
- Ueber Tischlarern. Von Elisabeth Kaselowsky. 8.
- Kaffee und Migräne. Von Hermann Kunze. 11.
- Türkische Sprichwörter. Von F. Moreno. 14.
- Lebende Pflanzen als Zimmerschmuck. Von H. G. Holle. 20.
- Waske, wer bist Du? Eine Carnivalsplauderei. 23.
- „Das Buch für junges Frauenzimmer“. 27.
- Damen zu Pferde. Von Herrmann Vogt. 29.
- Die Frauenkammer. Von Wolfgang Kirchbach. 36.
- Windmacher und Sturmbeschwörer. Ein Wetter-Kapitel von F. Meister. 43.
- Luzus-Papiere. Von Hanns von Spielberg. 43.
- Aus dem Salon für den Salon. Plauderei von Anna von Krüden. 45.
- Am Effenster. Von Fedor von Zobeltig. 52.
- Den Manen des großen Heimgegangenen. Von Gerhard von Amynstor. 56.
- „Vale senex imperator.“ Von Klaus von Rheden. 59.
- Landestrauer. Ein Wort an unsere Frauen. Von Eufemia Gräfin Balleström. 59.
- Kranke. Von P. G. Heims. 67.
- Wie alt ist sie denn? Von B. von Suttner. 70.
- Junere Schönheitsmittel. Von Ottomar Beta. 75.
- Etwas vom Lachen. Von Helene Stöckl. 76.
- Unsere Vornamen. Von J. Franz. 76.
- Türkische Dichtertinnen. Von A. von Schweiger-Verchenfeld. 82.
- Frauenarbeit in England. 85.
- Poeta villam habet. Von Heinrich Seidel. 108.
- Mein Hans ist meine Burg. Von Elise Schweichel. 132.
- Viederabende und Abendlieder. Von Heinrich Ehrlich. 139.
- Kinderspiel. Von Margarete Henke. 141.
- Das Gesetz des Schönen. Von Eufemia Gräfin Balleström. 142.
- Toiletten-Erinnerungen. Skizzenblätter von Elise Polko. I. 148. II. 155.

- Die Frauen und das neue bürgerliche Gesetzbuch. Von Julius Weil. 157.
- Der erste Modenbericht. Von Gustav Karpeles. 163.
- Rosen und Dornen. Von D. von Oberkamp. 164.
- Eine ästhetische Streitfrage vor dem Forum der Weiblichkeit. Von Gerhard von Amynstor. 171, 181.
- Aus meiner Kinderstube. Von Ernst Otto Hopp. 172.
- Conserven. Plauderei von Hanns von Spielberg. 188.
- Roßhaar — Goldköpfchen. Von M. Busemann. 195.
- Todtenfeier. Von Margarete Henke. 198.
- Haus-Gymnastik für Frauen und Mädchen. 203.
- Weibliche Erwerbsthätigkeit und häusliche Pflichten. Von Emma Ladden. 212.
- Wien im Spätherbst. Von José Frein von Schneider-Arno. 214.
- Sonderbare Erwerbsquellen. Von E. Gurlitt. 220.

## Kunstgewerbliches.

- Schirm und Portiere. 5.
- Wandbilder. 14.
- Truhe mit Plattstich-Stiderei. 22.
- Reich und Pokal. Von Jakob von Falke. 38.
- Die Kunststiderei auf der vaticianischen Ausstellung. Von Julius Lessing. I. 78. II. 87.
- Geäste und farbig decorirte Metallplatten. Von H. Lehnert. I. 94. II. 166.
- Die Maria-Theresia-Ausstellung im Oesterreichischen Museum zu Wien. Von Jakob von Falke. I. 101. II. 111.
- Die Münchener Kunstgewerbe-Ausstellung. Von Max Haus-hofer. I. 126. II. 134.
- Die weiblichen Handarbeiten in der Münchener Kunstgewerbe-Ausstellung. Von Marie Haushofer. 142.
- Nordische Frauenarbeiten. Von H. Lehnert. 151.
- Die Aufgaben der Handstiderei. Von Jakob von Falke. 174.
- Rückbild auf die Ausstellung zu Kopenhagen. Von Julius Lessing. 199.
- Aufnah-Arbeit. 207.

## Verschiedenes.

- Altitalienischer Page. 5.
- „Da kommt er!“ 5.
- „Salt, was jagst?“ 14.
- Die verlegte Reiterin. 14.
- In Erwartung des Herrn. 22.
- Maskenprobe. 22.
- Hühner-Nest. 30.
- Küchenhof eines bretonischen Hotels. 38.
- Der erste Zahn. 45.
- Böse Jungen. 70.
- Bußgang in der Bretagne. 71.
- In der Friedrichstraße zu Berlin. 78.
- Im Frühling. 78.
- Ganz vertieft. 86.
- Eine Unterrichtsstunde. 87.
- Suche, um den verlorenen Amor zu ertrud. 94.
- Bergmännleins Uebungsstunde. 101.
- Das Maria-Theresia-Denkmal in Wien. 111.
- Sommerabend in Norwegen. 111.
- Die Ueberführung der Leiche Kaiser Friedrichs von Schloß Friedrichstun nach der Friedenskirche in Potsdam. 126.
- Schmeichellätzchen. 134.
- Am Brunnen in Perugia. 134.
- Im Vorbeigehen. 142.
- Idylle. 142.
- Unter Blüten. 150.
- Kinder-Spielplatz im Thiergarten. 150.
- „Er kommt!“ 158.
- Strand an der Küste bei Genua. 158.
- Sonntagsjäger. 166.
- Ein Besuch. 166.
- Die Neugierigen. 174.
- Ein ungebeter Gast. 174.
- Holländische Strandwache. 183.
- Die Geschwister. 190.
- Allerseelentag in Alpbach, Tirol. 190.
- In Erwartung. 199.

09.1658.



Mädchen von Capri. 207.  
Eine Verhaftung zur Zeit des großen Kurfürsten. 207.  
Flirtation. 215.  
Glücklich. 223.  
Weihnachtswünsche. 223.

Blätter für Kostümkunde. 223.—232. Blatt. Beiblatt zu Nummer 2, 7, 18, 22, 29, 33, 37, 41, 46, 48.  
Literarisches. Beiblatt zu Nr. 3, 5, 15, 16, 20, 24, 26, 31, 35, 39, 42, 44, 46, 48, 50.  
Der innere Vogelweidhof bei Waidbrud. Beiblatt zu Nr. 9.  
Die Pfarrkirche in Bozen. Beiblatt zu Nr. 11.

**Aus der Frauenwelt.**

Kurze Notizen aus dem Leben der Frauen in allen Hauptstädten der Welt. 6, 16, 22, 30, 39, 45, 63, 71, 79, 87, 95, 103, 111, 127, 135, 143, 151, 158, 166, 175, 183, 190, 199, 207, 215, 223.

**Die Mode.**

Notizen über Neuigkeiten auf dem Gebiete der Mode. 6, 15, 23, 31, 39, 46, 71, 79, 87, 95, 103, 111, 127, 135, 143, 151, 158, 166, 183, 191, 199, 207, 215, 223, 224.  
Berliner Gesellschafts-Toiletten. 7.  
Pelzwerk. 15.  
Berliner Frühjahrs-Toiletten. 63.  
Wiener Frühjahrs-Toiletten. 95.  
Berliner Herbst-Toiletten. 176.  
Toiletten-Brunt auf der Bühne. Von Franziska Abel. 223.

Schmuck zum Andenken an Kaiser Wilhelm. Beiblatt zu Nr. 13.  
Zur Landestrainer. Beiblatt zu Nr. 28.

Ferner in der Fests-Ausgabe:

Heft 1 bis 24.

**Neue Handarbeiten.**

7, 30, 39, 64, 88, 103, 111, 128, 135, 144, 152, 158, 166, 176, 192, 199, 207, 224.  
Ueber Brandmalerei. Von Eufemia Gräfin Ballestrem. 46.  
Ueber Häfelarbeit. 71.  
Florbilder. Zimitirte Glasmalerei. 80.  
Italienische Stifvergoldung. 87.  
Ein Wort über Bazare. 182.  
Kinder-Arbeit und Kinder-Vergnügen. 191.  
Weihnachts-Arbeiten. 215.

**Wirthschaftliches.**

Der Theetisch. 16.  
Wir wollen eine Gesellschaft geben. Von Elisabeth Kafelowsky. 24.  
Ueber Verwendung von Resten. 32.  
Von Tisch-Gesellschaften und von der Tafel. 39.  
Verschiedene Fischgerichte. 47.  
Vereitigung von Gefrorenem. 64.  
Vom Möbelkauf. Von Elisabeth Kafelowsky. 80.  
Vorräthe in der Hauswirthschaft. Von Elisabeth Kafelowsky. 88.  
Wochenmärkte. Von Elisabeth Kafelowsky. 96.  
Kaffee. Von Elisabeth Kafelowsky. 104.  
Kaltes Büffet bei einem ländlichen Feste. 112.  
Einmachen von Früchten. 128, 159.  
Ein Kaffee im Garten. 136.  
Feines Diner von sechs Gängen. 144.  
Die Central-Markthalle in Berlin. Von Elisabeth Kafelowsky. 152.  
Ein Jagd-Diner. 168.  
Ein Jagd-Frühstück. 176.  
Krankenkost. 184.  
Reinmachen. 192.  
Wild und Geflügel. 200.  
Weihnachtsgebäd. I. 208, II. 216.  
Puppenküche. 224.

**Recepte.**

Kal à la Tartare. 144.  
Apfel und Kartoffel. 224.  
Beef tea. 184.  
Birnen in Essig. 160.  
Bohnen. 159.  
Brombeeren. 160.  
Butterteig, Englischer. 47.  
Cannelons mit Wild-Purée. 168.  
Eier. 184.  
Eier-Milch. 184.  
Erbsensuppe mit Schweine-Ohr. 168.  
Fisch mit Macaroni. 47.  
Fische mit Curry. 47.  
Fleisch-Gelée. 184.  
Flan von Aprikosen. 112.  
Fumet-Sauce. 168.  
Galantine von Kapau. 112.  
Gefrorenes von Apfelsinen. 64.  
Gefrorenes von Kaffee. 64.  
Gelatine von Gans. 176.  
Gemüse. 184.  
Gratin von Schneepfen. 200.  
Hacke. 224.  
Hagebutten. 159.

Hecht, Gefüllter. 47.  
Hühnerfleisch. 184.  
Johannisbeeren. 128.  
Kalbsmilch à la Villeroi. 144.  
Kapau à la Périgord. 144.  
Kirschen, Eingemachte. 128.  
Krebse in Aspik. 144.  
Kürbis in Essig. 159.  
Leberwurst, Frische. 176.  
Lebkuchen, Nürnberger. 216.  
Marmeladen-Kuchen. 224.  
Marzipan. 216.  
Mohnstriezel, Schlesiſcher. 208.  
Montpellier-Butter. 144.  
Raspfuchen, Berliner. 208.  
Nieren-Schnittchen. 224.  
Panaché. 128.  
Pastete von Krametsvögeln. 200.  
Pastete, Kalte, von Wild. 112.  
Pastete von Rebhuhn. 168.  
Périgord-Sauce. 144.  
Perlzwiebeln. 159.  
Pfeffergurken. 159.  
Pfefferkuchen, Thorner. 216.  
Pfefferkuchen-Rüſſe. 216.  
Pfefferrüſſe, Weiße. 216.  
Rebhühner-Käse. 200.  
Reiskuchen. 224.  
Rosen-Rüſſe. 216.  
Rüben, Rothe. 159.  
Salmi von Haselhuhn. 200.  
Schweinebraten. 224.  
Sensgurken. 159.  
Speiße von Äpfeln und Rüſſen. 224.  
Speiße, Kalte Cabinets-. 112.  
Stachelbeeren, in Zucker eingemacht. 128.  
Stodfisch-Pastete. 47.  
Tisänen. 184.  
Wallnüsse, Eingemachte. 128.  
Weinsuppe. 184.  
Weizen, Türkischer. 159.  
Wickelkuchen, Bremer. 208.

**Gärtnerei.**

8, 32, 47, 72, 96, 136.

	Fragen. Seite.	Antworten. Seite.
Alpenveilchen . . . . .	136.	160.
Camelien . . . . .	Beiblatt zu Nr. 41.	
Canna-Knollen . . . . .	Beiblatt zu Nr. 41.	
Dattelpalme . . . . .	160.	Beiblatt zu Nr. 41.
Frühlingsblumen . . . . .	160.	Beiblatt zu Nr. 41.
Garten-Ameisen . . . . .	136.	160.
Granat-Bäume . . . . .	136.	160.
Gurken, Bittere . . . . .	136.	160.
Portulacien, Blane . . . . .	136.	160.
Spazintzen auf Wasser . . . . .	160.	
Obst abzunehmen . . . . .	136.	160.
Obstbäume . . . . .	160.	Beiblatt zu Nr. 41.
Orchideen . . . . .	Beiblatt zu Nr. 41.	
Pfirsichbäume . . . . .	Beiblatt zu Nr. 41.	
Weintrauben . . . . .	160.	Beiblatt zu Nr. 41.

**Rathschläge.**

Erdbeerbeete 136.  
Obstpfänder 160.  
Stiefmütterchen 136.

**Briefmappe.**

	Fragen. Seite.	Antworten. Seite.
Agar-Agar . . . . .	48.	72.
Alabaster-Ampel . . . . .	48.	72.
Alpenrosen zu trocknen . . . . .	144.	184.
Altersverjorgung . . . . .	16.	32.
Angora-Kapen . . . . .	208.	
Bettfedern zu reinigen . . . . .	144.	184.
Blattgold . . . . .	96.	
Brat- und Bad-Apparat . . . . .	72.	
Brod, Russisches . . . . .	80.	
Chlorfalk . . . . .	144.	184, 208.
Crêpe de Chine . . . . .	40.	
Düngungs-Mittel für Zimmerpflanzen . . . . .	8.	32, 40.
Enten zu mästen . . . . .	XIV. 483.	8.
Farbengeruch bunter Kattun-Gardinen . . . . .	160.	
Färben von Strümpfen . . . . .	88.	128, 184.
Ficus-Blätter, Abfallen der . . . . .	8.	32.
Filet-Guipure-Decken zu waschen . . . . .	XIV. 480.	8, 16.
Fliegen, Mittel gegen . . . . .	88.	128.
Forellen zu conserviren . . . . .	200.	
Fußboden-Anstrich . . . . .	XIV. 480.	8, 184.
Fußboden-Flecke . . . . .	48.	104.
Fußboden-Wachsdecken . . . . .	72.	112, 144.
Gänseleber-Filet . . . . .	16.	
Glas-Handschuhe, Abgelegte . . . . .	152.	176.
Gras zwischen Pflastersteinen . . . . .	168.	184, 200.
Gräser, Frische, für Bouquets . . . . .	XIV. 480.	16.
Graveure, Kleidung der, im Mittelalter . . . . .	192.	216.
Handschuhe, Rehllederne, zu waschen . . . . .	XIV. 486.	8.
Haushaltung . . . . .	80.	
Holz wurm . . . . .	216.	
Kachelöfen, Bemalung von . . . . .	24.	40, 40, 40.
Kalbskopf en tortue . . . . .	48.	
Kibizer . . . . .	160.	
Kochgeschirr . . . . .	48.	
Kranken-Pfegerinnen, Ausbildung von . . . . .	40.	48, 80, 184.
Kunstthonig . . . . .	XIV. 456.	16, 16.
Lack für Fußbekleidung . . . . .	32.	

	Fragen. Seite.	Antworten. Seite.
Lackleder . . . . .	152.	168.
Leinenstoffe, Tüll, Spitzen zu färben . . . . .	48.	72.
Loden . . . . .	112.	
Madon, Vertilgung von . . . . .	8.	24.
Maiskräuter . . . . .	96.	104.
Makart-Bouquets . . . . .	XIV. 488.	8.
Marmorbänken zu reinigen . . . . .	200.	224.
Metall-Gegenstände zu bronzen . . . . .	72.	136.
Milchflecke . . . . .	128.	160.
Rußbaum-Möbel . . . . .	168.	
Ruß- oder Eichenholz zu beizen . . . . .	104.	160.
Rüſſe aufzubewahren . . . . .	200.	
Schensman-Salat . . . . .	96.	136.
Blacirungs-Institut . . . . .	32.	
Porzellan-Teller . . . . .	224.	
Prämimirung von Diensthoten . . . . .	16.	24.
Pumpernickel, Westfälischer . . . . .	224.	
Punsch, Römischer . . . . .	136.	160.
Rhobodendron . . . . .	112.	
Rohhaare zu waschen . . . . .	64.	80, 80.
Sauce bearnaise . . . . .	144.	208.
Schildpatt . . . . .	24.	
Schmetterlings-Sammlung . . . . .	64.	
Schweizer Pensionat . . . . .	224.	
Silberzeug zu reinigen . . . . .	152.	184.
Skating-Rink . . . . .	72.	112.
Spargel und Blumenkohl einzukochen . . . . .	88.	
Spiegel zu klären . . . . .	184.	
Stiefletten zu putzen . . . . .	208.	224.
Stiftungen für adelige Mädchen . . . . .	128, 176.	200.
Strohfedern zu reinigen . . . . .	48.	72.
Strohüte, Florentiner . . . . .	136.	152.
Syrup . . . . .	40.	48.
Theegebäd Patience . . . . .	48.	64.
Tischzeug zu waschen . . . . .	104.	152.
Trüffel zu conserviren . . . . .	8.	24.
Vennschuh . . . . .	128.	
Wände, Flechte . . . . .	24.	40, 48, 88.
Wartburg-Tischchen . . . . .	64.	
Wäsche . . . . .	XIV. 472.	16.
Wäsche-Ausstattung . . . . .	184.	192, 216.
Waschmaschine . . . . .	16.	
Wasserflaschen zu reinigen . . . . .	XIV. 480.	16, 16, 16.
Wollwachen, Weiße, zu waschen . . . . .	80.	104, 144.
Zander in Rheinwein . . . . .	192.	
Zinngeschirr, Altes, zu putzen . . . . .	176.	184.

**Rathschläge.**

	Seite.
Beefsteak à la Nelson . . . . .	48.
Eier aufzubewahren . . . . .	144.
Fische . . . . .	72.
Flecke in gefärbten Stoffen . . . . .	48.
Johannisbeer-Wein . . . . .	144.
Korcheln . . . . .	96.
Säuglinge, Ernährung der . . . . .	32, 48.
Stärke-mehl . . . . .	48.
Felsenpflanze . . . . .	Beiblatt zu Nr. 5.
Fondants . . . . .	Beiblatt zu Nr. 3.
Gänseleber-Pastete in Büchsen . . . . .	Beiblatt zu Nr. 3.
Insecten-Vertilgungsmittel . . . . .	Beiblatt zu Nr. 5.
Leckflecke in Fußböden . . . . .	Beiblatt zu Nr. 3.

**Illustrationen.**

**Portraits.**

Silma von Boggenhuber. 25.
Prinzessin Victoria von Preußen. 33.
Prinzessin Sophie von Preußen. 33.
Prinzessin Margarethe von Preußen. 33.
Prinz Oskar von Schweden. 41.
Ebba von Rund. 41.
Kaiser Wilhelm I. 49.
Prinzessin Alexandra von Wales. 62.
Wiß Cornelia Sorabji. 70.
Kaiser Friedrich. 113.
Kaiser Wilhelm II. 121.
Kronprinz Konstantin von Griechenland. 172.
Prinzessin Sophie von Preußen. 172.
Kaiserin Auguste Victoria. 177.
Prinz Adalbert von Preußen. 209.
Prinz August Wilhelm von Preußen. 212.
Balduin Großer. 214.

**Aus der Gegenwart.**

Das historische Edfenster im Palais Kaiser Wilhelms. Von J. Wittig. 52.
Die Ausfahrt der Leiche Kaiser Wilhelms im königlichen Dom zu Berlin. Von J. Wittig. 57.



- Die feierliche Ueberführung der Leiche Kaiser Wilhelms vom Königlichen Dom nach dem Mausoleum zu Charlottenburg. Von Hans Herrmann. 60.
- In der Friedrichstraße zu Berlin. Von P. Bauer. 73.
- In der Hafenside zu Berlin. Von P. Bauer. 97.
- Das Maria-Theresia-Denkmal zu Wien von Kaspar Zumbusch. 105.
- Schloß Friedrichskron und die Communis bei Potsdam. Von L. von Edenbrecher. 116.
- Kaiser Friedrich im Park des Charlottenburger Schlosses. Von F. Stahl. 117.
- Vor dem Schlosse zu Charlottenburg während der Krankheit Kaiser Friedrichs. Von L. von Edenbrecher. 120.
- Die Ueberführung der Leiche Kaiser Friedrichs von Schloß Friedrichskron nach der Friedenskirche zu Potsdam. Von L. von Edenbrecher. 124.
- Kinder-Spielplatz im Berliner Thiergarten. Von E. Rosenstand. 149.
- Die Rückkehr Kaiser Wilhelms von seinem Besuche im Vatican in Rom. Von E. Kämpfer. 196.
- Land und Leute.**
- Der Marktplatz zu Stargard in Pommern. Von Fritz Stoltenberg. 93.
- Sommerabend in Norwegen. Von Smith-Hald. 109.
- Am Brunnen in Perugia. Von Max Roman. 133.
- Strand an der Küste bei Genua. Nach einer Gouache von Hermann Kestel. Aus der Preis-Concurrenz der Illustrierten Frauen-Zeitung. 156.
- Allerseelen in Alpbach, Tirol. Von Adoif Schlafly. 189.
- Geschichtliches.**
- Eine Verhaftung zur Zeit des großen Kurfürsten. Nach einer getuschten Federzeichnung von Harry Jochmus. Aus der Preis-Concurrenz der Illustrierten Frauen-Zeitung. 204, 205.
- Genre-Bilder.**
- Altitalienischer Page. Von A. Tobias. 1.
- „Da kommt er!“ Von Benjamin Bantier. 4.
- Halt, was sagst? Von H. Kotschenreiter. 9.
- Die verlebte Reiterin. Nach einer Tuschezeichnung von Eduard Navel. In der Preis-Concurrenz der Illustrierten Frauen-Zeitung durch ehrenvolle Erwähnung ausgezeichnet. 12, 13.
- In Erwartung des Herrn. Von A. Wierusz-Kowalski. 17.
- Maskenprobe. Von A. Schwening. 21.
- Führer-Resi. Von Heinrich Schlitt. 28.
- Küchenhof eines bretonischen Hotels. Von Franz Starbina. 37.
- Der erste Zahn. Von E. Vauguiet. 44.
- Ein Blick aus Kaiser Wilhelms Fenster. Von Franz Starbina. 53.
- Böse Zungen. Von E. Wittkamp. 65.
- Bußgang in der Bretagne. Von P. Dagnan-Bouveret. 68, 69.
- Im Frühling. Von Otto Strügel. 77.
- Ganz vertieft. Von E. Guffow. 81.
- Eine Unterrichtsstunde. Von A. Langhammer. 84.
- Psyche, um den verlorenen Amor trauernd. Von W. Kraß. 89.
- Bergmännleins Übungsstunde. Nach einer Gouache von Hermann Vogel. Aus der Preis-Concurrenz der Illustrierten Frauen-Zeitung. 100.
- Schmeicheltöpfchen. Von Federigo Mazzotta. 120.
- Im Vorbeigehen. Von E. Ran. 137.
- Idylle. Nach einer Gouache von Eduard Kaempffer. In der Preis-Concurrenz der Illustrierten Frauen-Zeitung durch ehrenvolle Erwähnung ausgezeichnet. 140.
- Unter Blüten. Von E. Danepog. 145.
- „Er kommt!“ Von F. Prösch. 153.
- Sonntagsjäger. Von B. Genzmer. 161.
- Ein Besuch. Von A. Langhammer. 165.
- Die Neugierigen. Von D. Skutekly. 169.
- Ein ungebeter Gast. Von Th. Kleehaas. 173.
- Holländische Strandwache. Von Heinrich Schlitt. 180.
- Die Geschwister. Von H. Dehmichen. 185.
- In Erwartung. Von A. Conadam. 193.
- Mädchen von Capri. Von F. Gesellschaft. 201.
- Flirtation. Von Agnes Stamer. 213.
- Glücklich. Von H. Bogler. 217.
- Weihnachtswünsche. Von E. Henseler. 221.
- Verschiedenes.**
- Der innere Vogelweidhof bei Waidbrunn. Weibblatt zu Nr. 9.
- Die Pfarrkirche in Bozen. Weibblatt zu Nr. 11.
- Haus-Gymnastik für Frauen und Mädchen. 203, 206. (5.)
- Text-Illustrationen zur Weihnachtsgeschichte: Rothschüh, Zu spät. Von D. Gerlach. 219, 220. (3.)
- Kunstgewerbliches.**
- Bettdecke. 207.
- Cafel. 78.
- Kleiderständer. 174.
- Lampe. 174, 175.
- Maria-Theresia-Ansstellung zu Wien. 102, 110.
- Metallplatten, Geägte. 94.
- Mitra. 78.
- Portiöre. 6.
- Spiegelrahmen. 166.
- Spitze. 86.
- Ständer. 166.
- Tiara. 86.
- Truhe. 22.
- Wandbild. 14.
- Wandschirm. 6.
- Die Mode.**
- 6 (4), 7 (4), 23 (2), 39 (7), 46 (7), 64 (5), 71 (5), 79 (14), 87 (3), 103 (9), 104 (10), 111 (2), 112 (8), 128 (1), 135 (9), 143 (4), 144 (2), 151 (6), 152 (5), 158 (6), 159 (9), 167 (7), 183 (8), 184 (1), 191 (8), 200 (7), 208 (5), 215 (8), 223 (1), 224 (3).
- Berliner Gesellschafts-Toiletten. 7.
- Felzwerk. 15.
- Masken-Kostüme. 23 (4).
- Hochzeits- und Reise-Toiletten. 31.
- Berliner Frühjahrs-Toiletten. 63.
- Wiener Frühjahrs-Toiletten. 95.
- Berliner Toiletten. 127.
- Berliner Herbst-Toiletten. 175.
- Weibblatt zu Nr. 13 (5).
- Weibblatt zu Nr. 28 (4).
- Handarbeiten.**
- 8 (1), 30 (4), 64 (2), 80 (2), 104 (3), 112 (1), 128 (2), 135 (1), 136 (3), 144 (1), 152 (2), 159 (2), 168 (2), 176 (6), 192 (4), 200 (1), 208 (2), 224 (2).
- Ueber Brandmalerei. 46 (2).
- Florbilder. 80 (1).
- Italienische Stiftvergoldung. 87 (6).
- Ein Wort über Bazare. 182 (6).
- Kinder-Arbeit. 191 (1).
- Weihnachts-Arbeiten. 215 (2), 216 (9).
- Wirthschaftliches.**
- 8 (7), 16 (2), 24 (5), 40 (11), 47 (5), 64 (2).
- Gärtnererei.**
- 8 (1), 32 (1), 47 (2), 48 (3), 72 (6), 96 (2), 160 (2).
- Blätter für Kostümfunde. Neue Folge.**
223. Blatt. Kalmäkin, Rußland. Von Carl Ridelt. Weibblatt zu Nr. 2.
224. Blatt. Crevetten-Fischer von der flandrischen Küste. Von Felix Cogen. Weibblatt zu Nr. 7.
225. Blatt. Fischerfrau aus Scheveningen, Holland. Von Felix Cogen. Weibblatt zu Nr. 18.
226. Blatt. Deutscher Edelmann. Zweites Drittel des 16. Jahrhunderts. Von Carl Spielker. Weibblatt zu Nr. 22.
227. Blatt. Deutsche Frau um 1720. Weibblatt zu Nr. 29.
228. Blatt. Deutscher Herr. Zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts. Weibblatt zu Nr. 33.
229. Blatt. Wendische Braut aus dem Spreewalde. Von Adoif Burger. Weibblatt zu Nr. 37.
230. Blatt. Wendische Spreewälderin in Wintertracht. Von Adoif Burger. Weibblatt zu Nr. 41.
231. Blatt. Mädchen aus Regensburg. Von Carl Ridelt. Weibblatt zu Nr. 46.
232. Blatt. Junger Stupfer aus Görz. Weibblatt zu Nr. 48.



# Illustrirte Frauen-Zeitung.

Ar. 2.

Wöchentlich eine Nummer.  
Vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin, 8. Januar 1888.

Große Ausgabe mit  
allen Kupfern: 4 1/2 M.

XV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

## Das Wüstengespenst.

Von F. von Zobeltig.

Die Beduinenstämme, die das große Sandmeer südlich des Atlas bevölkern, lieben, gleich den Indianern Nord-Amerika's und den dunkeläugigen Bewohnern der Ganges-Ufer, den bilderreichen Ausdruck der Sprache. Die glühende Sonne, die über der heimischen Steppe brennt und den gelben Wüstenand dörrt, beflügelt gewissermaßen die Phantasie des Arabers; er spricht gern in Metaphern, und immer sind seine Umschreibungen und Vergleiche schön und voller Poesie, immer bezeichnend. Als ich im vorigen Jahre die algerische Sahara bereiste und dort häufig Gelegenheit fand, mit den nomadisirenden Stämmen in Berührung zu kommen, machte ich die Wahrnehmung, daß der Araber den Ausdruck „Wüstengespenst“, in Verbindung mit eindringlichen Warnungen vor den Gefahren des Sandmeeres, auffallend oft gebraucht. Mit diesem Ausdruck pflegt der Beduine Verschiedenes zu bezeichnen. Ein Wüstengespenst ist die Fata morgana, die dem im Sonnenbrande Verschmachtenden aus pfadloser Ebene die Herrlichkeiten eines Eden hervorzubraut, um sie dann im gluthdurchstimmerten Aether zu Nichts zerrinnen zu lassen. Ein Wüstengespenst ist der Samum, der als schneeweißes Glitterwölkchen am fernen Horizont emporsteigt, dann urplötzlich die Luft mit donnerndem Brausen erfüllt, den heißen Sand himmelhoch aufpeitscht, ganze Karavannen zu Boden schmettert und gelbeise Grabhügel über sie thürmt. Mit einem Worte: Wüstengespenster sind dem Araber alle Gefahren, die wirklichen und die eingebildeten, denn in jeder Gefahr wittert seine blühende, von abergläubischem Spul erfüllte Phantasie einen bösen Geist, einen Dämon, einen „Dschin“.

Ein solches Wüstengespenst, — freilich nicht den mordenden Samum, nicht eine trugspinnende Fata morgana, sondern ein anderes, — habe ich kennen gelernt, und da diese Bekanntschaft in gewissem Sinne lehrreich war, so will ich sie hier erzählen.

Wir kamen von Constantine, hatten die

Auresberge, Batna mit seinen Cedernwäldern und die ersten, zauberisch schönen Oasen der sogenannten „Vorwüste“ hinter uns und strebten nunmehr der „echten“ Sahara entgegen, von der mein islamitischer Führer behauptete, sie sei von Allah in einem Augenblick des Zornes geschaffen worden, indem dieser mit einer Hand voll Sand nach dem entfliehenden Teufel geworfen habe. Unsere Gesellschaft war nicht groß, wir zählten nur fünf Mann: Monsieur Dudevant, ein Weinreisender aus Bordeaux, ein sehr unterhaltender junger Mann, dessen Dolmetsch Mohamed, ein arabischer Jude, ferner meine Wenigkeit, sowie der mir zugehörnde Interpreter, der brave Saled Amon, und schließlich Kombodja Esaid, der pfiffigste Mozabite zwischen dem 28. Breitengrade und dem nördlichen Wendekreise. Dieser ganz verschmitzte Gallunke, der sich mit besonderer Freundschaft an Mohamed anhängte, vielleicht wegen seiner Stammesgemeinschaft

mit diesem, — die Mozabiten leiten ihren Ursprung von den durch Josua nach Afrika vertriebenen kanaanitischen Moabitern ab, — hatte uns in der Oase El Kantra die nöthigen Reitpferde zur Weiterreise gegen ein horrendes Pachtgeld verschafft und sich erboten, uns bis zu dem Oasen-Complex des Ziban zu begleiten, um von dort aus mit seinen miserablen Gäulen den Rückweg anzutreten. Der Mensch war nicht uninteressant; seine Schilderungen von Land und Leuten, Sitten und Gebräuchen der Eingeborenen, die kleinen Geschichten, Sagen und Mythen, die er uns während des Mittes in leidlich gutem Französisch erzählte, entbehrten sogar eines gewissen poetischen Reizes nicht.

Die letzte Ansiedlung, eine Farm elsäffischer Kolonisten, lag schon Stunden weit hinter uns. Von einer Straße war auf dem steinigen, mit leichtem, braungelbem Flugsand überwehten Boden nichts mehr zu spüren, aber unsere kundigen Führer kannten den Weg querfeldein nicht minder genau, als die Karavannen, die zur Herbst- und Lenzeszeit die Steppe beleben. Es war heiß geworden. Die Luft flimmerte, und in glänzender Bläue umspannte der Himmel den Horizont. Weit aus, in fast ununterbrochener Ebene dehnte das Flachland sich aus. Nur geradeaus vor uns erhoben sich die scharf umsäumten Hügelketten des Djebel Keuf, dessen zackige Felsspitzen und Blockhausen den letzten riesigen Wall zwischen der Vorsteppe und der Wüste bilden.

„Das war früher einmal ein gefährliches Territorium,“ sagte der Mozabite, seinen Burmus zurückschlagend und mit der braunen, sehnsüchtigen Hand nach dem sich in grotesker Formation vom Firmamente abhebenden Gebirgskamm deutend. „In den Thälern rings um die Pashhöhe wimmelte es von Buschkleppern, und selten stieg ein Reisender, der sich nicht von Batna aus eine Escorte Spahis mit auf den Weg genommen, ungerührt zur Wüste hinab. Namentlich zur Zeit des Schawi-Aufstandes, 1870, ging's drüben auf der Höhe von Sfa blutig her. Im Hohlwege, der vom Pashgange abwärts führt, bleichten die Knochen der Erschlagenen, und die Geier brauchten nicht für ihre Beute zu sorgen. Auch heute,“ — und die Stimme des Sprechenden dämpfte sich, während auf sein hageres Bronze-Gesicht, in dem die Augen wie



Altitalienischer Page. Von A. Tobias. — Siehe Seite 5.



schwarze Edelsteine stürzten, ein eigenthümlicher Ausdruck trat, — „auch heute ist's noch nicht sicher im Hohlwege von Esä! Freilich, von Räubern und vom Lumpengesindel der Urädi und von den Bürgern des Djenaly'i-Stammes hört man nur noch selten einmal erzählen, aber“ — und wieder flog jener seltsame Ausdruck, ein heimliches Lauern, mit stark markirter Furcht gepaart, über die spitzen Züge Esä's, — „aber die Gespenster, — oh, oh, Messieurs, die Gespenster, die treiben ihr Unwesen ärger, als jemals in den Thälern des Djebel Ateuf! Man sieht sie meist nicht, diese Wüstengespenster, aber man spürt ihren Odem, und der wirkt immer tödtlich auf Mensch und auf Vieh. Manchmal erst spät, erst nach Jahren . . . Ah, Messieurs, ich sehe, Sie lachen, Sie glauben mir nicht, und doch . . . Allah mit uns, schauen Sie dort hinauf, — was ist das?!“

Der redselige Mozabite verstummte plötzlich, und von Neuem wies seine Hand, deren Oberfläche eine kunstreiche Tätowirung in lichtblauen Arabesken zierte, nach der Höhe. Ueber dem Geschwäg Esä's hatte ich veräümt, auf die sich verändernde Landschaft um uns Obacht zu geben. Die Steppe lag hinter uns, der Boden stieg an. Rechts und links thürmte sich Felsgeröll auf, — wir schauten in eine Steinwüste von gigantischer Großartigkeit hinein. Nacht und lach erhoben sich die Steinkolosse aus sandiger Ebene; nur braunrothes Moos umspann sie in der Tiefe der Schluchten, und von ihren wie von einer Riesenhaut zerfetzten und zerrissenen Hängen prallte das Sonnen- gold ab. Uebermenschlich phantastischen Gestalten gleich, bauten die Felsen sich auf, hier eine gähnende Klamme, dort einen gewaltigen Kessel bildend, über dessen dämmererfüllter Sohle mit raschem Flügelschlage ein Geier zog.

Da, wo der Weg, der hier erst wieder zu Tage trat, sich bog, erhob sich ein mächtiger Keil. Wie ein Thurm strebte er zum Himmel auf; das Gestein schimmerte röthlich und war von glasig grünen Adern durchfurcht, wie ein Ziegelbau, in dessen Rinnen sommerliches Moos wuchert. Auf diesen Felsenkegel wies die ausgestreckte Hand des Mozabiten. Mein Pferd bäumte leicht auf, denn unwillkürlich zerrte ich am Zügel, als ich hoch oben auf der Spitze des Felsens eine menschliche Gestalt stehen sah. Es war ein Mensch von gewaltiger Körpergröße, — oder schien dies nur so im flimmernden Mittagsschein? Er hatte die Arme in Kreuzesform ausgestreckt, — ein klein wenig gen Himmel erhoben, sodas sie verkürzte Schatten auf die Felswand warfen. Ein schwarzes Gewand umflatterte ihn bis zu den Füßen, und über das Hinterhaupt war eine Kapuze gezogen. Er wendete uns das Gesicht zu; ich konnte scharf ausgeprägte Züge erkennen, von dunklem Braun übergossen. Ein schwarzer Bart umfloss Wangen und Kinn.

Esäid begann seine Gespenstergeschichten von Neuem, und die beiden Dolmetscher unterstützten ihn wacker in dieser fabulirenden Thätigkeit. Alle Drei schienen in der seltsamen Erscheinung auf der Felsklippe wenn auch nicht gerade etwas Uebernatürliches, so doch eine böse Vorbedeutung zu erblicken. Uns Beide aber, Dudevant und mich, gelüstete es, den abergläubischen Vermuthungen unserer Führer zum Trotz, das eigenartige menschliche Warnungssignal dort droben etwas näher in Augenschein zu nehmen.

Wir umritten den Felsen, ließen dann unsere Pferde bei Saleb und Mohamed zurück und stiegen, allein in Begleitung des eifernden Mozabiten, den steilen Berggang hinauf. Der Mann stand noch immer auf derselben Stelle. Als er unsere nahenden Schritte hörte, wandte er sich langsam um, ließ die Arme sinken und den dunklen Blick forschend über unsere Gestalten schweifen. Esäid, dem der Muth gewachsen zu sein schien, nachdem er erkannt hatte, das „Wüstengespenst“ ein Geschöpf von Fleisch und Blut, rief ihm sein Salem zu, das mit erster, monoton klingender Stimme beantwortet wurde.

„Sucht Ihr mich? Was wollt Ihr von mir?“ fuhr der wunderliche Felsheilige nach einer kurzen Begrüßung im Dialect der Ziban-Beduinen fort.

„Wir suchten Dich wohl,“ gab Esäid zur Antwort, „doch nur, weil Deine ganze Erscheinung den beiden fränkischen Herren, die ich bei mir führe, Interesse einflößte. Wir wollen nichts von Dir, Dich höchstens fragen, welcher seltsamer Zufall Dich gerade zur Mittagzeit, wo die Dschins des Djebel Ateuf ihre tollsten Streiche verüben, einsam an diesen verrufenen Ort geführt hat?“

Der Andere schüttelte das Haupt, von dem die Kapuze herabgefallen war, und das sich nun, von wirren, schwarzen Haaren umwogt, frei auf sehnigem Halbe erhob. „Ich fürchte den bösesten Dschin nicht,“ erwiderte er, „denn immer ist Allah um mich, Hast Du noch nie von Ali ben N'ila gehört?“

„Das bist Du . . .!“ Etwas wie heilige Ehrfurcht tönte aus dieser rasch hervorgestoßenen Frage heraus. Und sich hastig an uns zurückwendend, flüsterte Esäid

uns zu: „Der Mann ist eine Merkwürdigkeit, Messieurs. Er gehört dem Stamme der Schävi an, wurde aber von seinen eigenen Genossen, weil er sich nicht an dem letzten großen Aufstande im Arrondissement Batna theiligen wollte, verstoßen. Seine Stammesbrüder überfielen seinen Duar und mordeten sein Weib und zwei Söhne, — er selbst floh mit seiner jüngsten Tochter in diese Einöde, die er seither, trotzdem längst Alles friedlich im Lande, nicht mehr verlassen hat. Er gilt für einen Geisterbann, und es mag etwas Wahres daran sein, denn er zeichnet sich durch große Frömmigkeit aus. Es ist eine Fügung, das wir ihn heute gesehen, — er zeigt sich sonst selten, und auch ich, der ich doch häufig diese Strecken bereise, begegne ihm zum ersten Male.“

Der Einsiedler interessirte uns natürlich nun noch mehr denn zuvor. Wir richteten einige Fragen an ihn, die Esäid verdolmetschen mußte. Ali gab in ruhigem, gemessenem Tone Antwort. Er erzählte uns, das er bereits seit mehr als zehn Jahren eine Felsenhöhle unweit des Passes von Esä bewohne, und er erklärte sich gern bereit, uns dieselbe zu zeigen, wenn wir ihm folgen wollten.

Monsieur Dudevant war Feuer und Flamme dafür; der alte Moslim machte auf den Weinreisenden den Eindruck eines heiligen Antonius, — er witterte irgend ein kleines Abenteuer hinter der Persönlichkeit des Anachoreten. So machten wir uns auf den Weg. Diesmal ging es bergab, aber das Hinabrutschen von der Höhe des Felsens war nicht mühseliger, als das Emporklimmen. Glücklicherweise lag das Logis unseres Heiligen nicht allzu weit. Von der steinigten Sohle einer schmalen Thalfurche aus wandten wir uns wieder aufwärts, den Hang hinan. Doch nicht weit; ein kleiner Kessel öffnete sich plötzlich vor uns, den mächtige Felsblöcke in chaotischem Wirrwarr füllten. Die Nordostseite des Kessels zeigte steile Wände, die sich an einer Stelle tief einbuchteten. Hierher führte uns Ali N'ila; wir standen vor dem Eingang seiner Höhle.

Ein schmaler und so niedriger Gang, das wir uns bücken mußten, als wir ihn durchschritten, führte in einen hochgewölbten unterirdischen Raum, in dessen Mitte ein Feuer flackerte. Vor demselben lauerte ein junges Mädchen. Ein langhaariges Ziegenfell war die einzige Bekleidung der Dirne; es war über der rechten Schulter zusammengenebelt und fiel über die Hüften bis auf die Schenkel herab. Die Dirne war noch ein halbes Kind, aber sie versprach schön zu werden. Der Schnitt des Gesichtes war rein und ebenmäßig, das melancholisch blickende Auge von glänzendem Schwarz, wie das lange aufgelöste Haar, das in dunklen Wellen über die Schultern floß.

Bei unserem Eintritt erhob sich die Kleine, ohne Verwunderung oder Erstaunen zu zeigen, stillschweigend. „Siräda, meine Tochter,“ sagte Ali, während Monsieur Dudevant sein Binocle auf die Nase setzte und mir zuraunte: „Alle Wetter, das ist ja ein allerliebster Käser!“

Siräda war, die zudringlichen Blicke des Bordelejen kaum beachtend, bescheiden zur Seite getreten; ich selbst beschäftigte mich indessen damit, das Innere der Höhle ein wenig näher in Augenschein zu nehmen. Die Ausstattung war ganz „anachoretisch“ primitiv; von Stühlen und Tischen sah man nichts, nur ein paar Matten aus Palmensaft im Hintergrunde, hie und da ein irdenes Gefäß, einen Thonkrug und — ja, was war das? Neben einem vorspringenden Felsblock war allerhand merkwürdiges altes Gerümpel in buntem Durcheinander aufgehäuft. Das culturhistorische Interesse regte sich in mir beim Anblick dieser theilweise recht seltsamen Gegenstände, und so bückte ich mich denn nach ihnen. Das erste Stück, das mir in die Hand kam, war eine kleine metallene Figur, mit Schmutz und Patina überzogen, — das zweite eine niedere thönerne Lampe von antiker Form, — das dritte ein verrosteter Gegenstand aus Eisen, eine Hand mit einer Kugel darstellend, zweifellos ein Thürklopfer aus altrömischer Zeit. Eine fiebernde Unruhe bemächtigte sich meiner, als ich diese Sachen am Feuer etwas näher geprüft hatte.

„Wo hast Du das her, mein Vater?“ fragte ich Ali, meine ganzen arabischen Vocabeln zusammenframed, und deutete auf die Alterthümer neben dem Felsblock.

„O Herr, das ist geundenes Gut,“ gab der Einsiedler zur Antwort und erhob, wie zur Abwehr, die knochigen Hände, „werthloses Zeug, das keinem Menschen mehr nützen kann! Auf meinen Streifereien durch die Berge habe ich all das gesammelt, manch Stück davon auch in dieser Höhle gefunden und hier zusammengetragen; ich hörte einmal, das man in Lambessa eine Anstalt gegründet habe, wo man die Alterthümer des Landes aufzubewahren pflege, und dorthin wollte ich gelegentlich meine Funde bringen. Aber es hat mir bisher widerstrebt, die Gegend wieder zu betreten, wo Allah mich vor dreizehn Jahren so hart geprüft. Gefällt Dir's, Herr, so schaue Dir die Sachen an; Du wirst auch Münzen unter dem alten Gerümpel finden.“

Ich ließ mir das nicht zweimal sagen. Die Schätze des Einsiedlers wurden an das Feuer geschleppt, und nun begann ich, während Monsieur Dudevant unter Beihilfe Esäids eine Unterhaltung mit Siräda anknüpfte, mit vor Aufregung zitternden Fingern in den Alterthümern Ali's herumzuwühlen. Ich verstehe wenig von der Archäologie und den ihr verwandten Wissenschaften, — auf den ersten Blick aber erkannte ich, das die vor mir liegenden Funde nicht ohne antiquarischen Werth waren. Es galt dies besonders von den Silbermünzen, von denen mir zwei, eine mit dem deutlich erkennbaren lorbeerbeschnittenen Kopf eines Imperators, die andere mit dem Brustbild eines geharnischten Römers, namentlich auffielen. Ich suchte mir etwa ein Duzend Münzen und von den übrigen Gegenständen die interessantesten und am besten erhaltenen heraus, legte sie bei Seite und rief dann Ali heran.

„Sieh her, mein Vater,“ sagte ich zu ihm; „ich liebe derartige alte Funde und sammle sie zu meinem Privatvergnügen gern. Willst Du mir diesen Theil Deiner kleinen Schätze überlassen, so nenne mir die Summe, die ich dafür zahlen soll.“

„Ich brauche kein Geld, o Herr,“ erwiderte Ali würdevoll mit einem langsamen Schütteln des Hauptes. „Ich habe keinerlei Bedürfnisse, und was mir an Nahrungsmitteln noth thut, das bringt mir allwöchentlich ein alter Hirt, der drüben im Thale seine Ziegen zur Weide treibt. Doch höre, welche glücklichen Gedanken mir ein guter Geist bei Deinem Anerbieten eingegeben hat! Meine Tochter zählt fünfzehn Jahre; im nächsten Herbst will ich sie, wie es die Sitte meines Stammes verlangt, in die Dafen schicken, damit sie dort auf den Märkten tanze, um sich Geld zu verdienen und dann einem rechtlichen Manne als Ehefrau in seinen Duar zu folgen, denn Siräda soll fürderhin nicht die traurige Einsamkeit ihres Vaters theilen. Sieb ihr zweihundert Piafter in fränkischem Golde als Zuschlag für ihre Hochzeitsgabe, — dann mögen die ausgewählten Alterthümer Dein sein.“

Ich glaube, das ich ein etwas verdutztes Gesicht bei diesen Worten machte; ich hatte gemeint, billiger fortzukommen. Einen Moment zögerte ich. Esäid kam bodja mochte dies bemerken, denn er trat plötzlich an meine Seite und flüsterte mir in's Ohr: „Greifen Sie zu, Monsieur, eine derartige günstige Gelegenheit dürfte sich Ihnen nicht oft bieten. Hier haben Sie echte Waare, und in den Antiquitäten-Bazars von Algier und Constantine finden Sie solche nicht.“

Der Mozabite hatte nicht Unrecht. Ich griff in meine Geldtasche und zählte Ali die ausbedungenen zweihundert Francs in Gold in die Hand. Er kreuzte die Arme über der Brust, dankte mir mit dem Wunsche, das Allah meinen Schatten möge lang werden lassen, und rief dann Siräda herbei.

Das Mädchen sprang heran, warf sich mir zu Füßen, küßte meine Kleider und geberdete sich wie unsinnig vor Freude, nachdem ihr Vater ihr von meinem „Geschenk“ Mittheilung gemacht hatte. Ich wehrte der überschwenglichen Dankbarkeit, so weit ich es vermochte, packte dann meine Kaufobjecte zusammen und rüstete zum Aufbruch.

Drei Monate später saß ich, auf der Rückfahrt nach Europa begriffen, in meinem Hotel zu Algier. Ich hatte im Gasthose einen Berliner Bekannten, Professor E., wiedergefunden, einen Freund des verstorbenen Orientalisten Baron Raschan und, wie dieser, ein sehr tüchtiger Archäologe. E. kam direct von Tunis, hatte sich in Karthago mit der Entzifferung einiger neu entdeckter phönischer Totibtafeln beschäftigt und stand im Begriffe, über Oran nach Spanien zu reisen. Ich konnte nicht unterlassen, ihm die kleinen antiquarischen Schätze zu zeigen, die ich von dem „Wüstengespenst“ des Djebel Ateuf erworben hatte, und bat ihn um sein Urtheil über den Werth der Sachen. Der Professor sah sich die Gegenstände mit großer Aufmerksamkeit an und schüttelte dann bedächtig den Kopf.

„Seltsame Dinge,“ meinte er, seine Brille tiefer auf die Nase schiebend. „Sie mögen echt sein, — ich kann das im Moment nicht so genau beurtheilen, — aber offen gestanden, mein Lieber, fast glaube ich, Sie sind das Opfer einer Mystification geworden!“

Ich fuhr in die Höhe. „Das ist kaum möglich, Professor,“ gab ich etwas gereizt zurück. „Es war ein reiner Zufall, das ich mit dem merkwürdigen Kerl auf der Passhöhe von Esä zusammentraf und in seine Höhle geführt wurde! Täuschen Sie Sich nicht selbst?“

E. zog die Schultern hoch. „Wie gesagt, die Zeit ist zu kurz bemessen, um ein endgültiges Urtheil fällen zu können, — ich habe weder Aelte noch Probirstein zur Hand, — aber gerade die Münzen machen einen ganz absonderlichen Eindruck.“

„Gerade die Münzen?!“ — Ich wurde immer erregter. „Haben Sie dieselben genau betrachtet? Ist dieser Imperator-Kopf nicht der des Augustus? Ist dieses Silberstück mit dem Brustbilde eines römischen Legionärs nicht eine jener Denkmünzen, die dem Flavius



Maximus zu Ehren geschlagen wurden, dem tapferen Anführer jener berühmten zweiten Legion, die zur Augusteischen Zeit in Lambessa ihr Standquartier hatte? Ich meine, die deutlich erkennbaren Buchstaben FLAV. MAXIM. weisen darauf hin."

"Aber diese Buchstaben sind zum Theil absolut nicht römisch. Ein F und ein M, wie die hier dargestellten, kannte man gar nicht. Auch der Vorbeertranz auf dem Haupte des Augustus kommt mir verdächtig vor, und diese Lampe hat eine so intensiv grüne Farbe, daß, — nun, ich wiederhole, das sind eben nur Vermuthungen, denn Positives über die Echtheit der Gegenstände kann ich nicht sagen. Ich glaube ja auch nicht, daß Ihr braves „Wüstengepenst" Sie hat absichtlich täuschen wollen; aber ich weiß aus eigener Erfahrung, daß es nirgends so viele Fälschate, so viele Nachahmungen von Antiquitäten giebt, wie gerade in Algerien."

Stillschweigend packte ich meine Siebensachen wieder ein. Hätte ich den ganzen Kram in einem Bazar erstanden, dann würde ich mich ohne Weiteres der Ansicht E's zugeneigt haben. Aber wie sollte Ali N'ila zu Fälschaten gekommen sein! —

In einem herrlichen Junimorgen reiste ich mit dem Dampfer „Oran" nach Marseille zurück. Das Meer schimmerte im Frühroth wie ein ausgebreiteter Purpurmantel, und die kleinen, weißen Gischklöpfe der Wellen nahmen sich aus wie Hermelinbesatz. Fernhin entschwand allgemach die zauberische Bucht von Algier unseren Blicken; hin und wieder tauchte noch, vom Glanze der aufgehenden Sonne voll getroffen, ein weißes Haus aus blauen Nebeldünsten auf, dann zerrann Alles im Aether wie eine Phantasmagorie.

Ich hatte es mir auf dem Deck bequem gemacht und blätterte in den Zeitungen umher, die mir noch im Augenblicke der Abfahrt von einem Journalverkäufer angehängt worden waren. Unter ihnen befand sich auch ein kleines algerisches Klatschblatt, „Le petit Algérien" oder ähnlich betitelt, — und in diesem las ich zu meinem Entsetzen einen Artikel, der mich sonst recht lebensheiteren Optimisten für fünfviertel Stunden in einen verbissenen Pessimisten und Menschenverächter verwandelte. Besagter Artikel lautete nämlich also:

„Im Departement Batna ist man vor Kurzem einem ganz raffinierten Schwindel auf die Spur gekommen, dessen Aufdeckung mögliche Verbreitung verdient. In Batna selbst, ferner in El Kantra und Biskra, sowie vermuthlich auch in anderen größeren Oasen des Ziban hat sich seit einiger Zeit eine gut organisirte Bande von Fälschern niedergelassen, die es sich zur Aufgabe machte, unechte Antiquitäten und werthlose Nachahmungen als echte Waare an Touristen und Einheimische zu verschachern. Die Bande bestand nur aus Kabylen, Negeren und Mozabiten, — Gottlob hat kein Franzose seine Hand im Spiele gehabt. Der Hauptstz der Gesellschaft scheint in Batna gewesen zu sein, obwohl es nicht ausgeschlossen ist, daß sie selbst in Constantine Anhänger zählte; zu ihren thätigsten und eifrigsten Mitgliedern gehörte jedenfalls ein in Constantine ansässiger Eingeborener. Mit welcher ausgefuchtem Raffinement diese Bande zu Werke ging, um ihren Schund an den Mann zu bringen, davon nur ein Beispiel. Verschiedene Reisende, die vom Foun-es-Sahara aus nach dem Ziban zogen, wurden in den letzten Monaten auf der Pashöhe des Djebel Ateuf häufig von einem originellen Bettler belästigt, der daselbst Station gemacht zu haben schien. Der närrische Geselle pflegte durch sein auffallendes Gebahren gewöhnlich das Interesse der Reisenden zu erregen, denen er die höchst phantastische Geschichte seines Lebens und Leidens zu erzählen nie verfehlte. Daran schloß sich meist eine Schilderung der Höhle, die er in einem Querthale des Passes von Sja bewohnte, und die er als Merkwürdigkeit zu zeigen sich erbot. Folgte man ihm, so wurde man auf allerhand Schlechwege in eine Grotte geführt, in der es denn in der That auch des Interessanten genug gab. Zunächst die Tochter des Herrn Einsiedlers, — ein allerliebtes Lockvögelchen, dann das Interieur der Höhle und schließlich eine Sammlung von Alterthümern, die der brave Anachoret da und dort gefunden haben wollte. Wer wittert in der Höhle eines bettelnden Einsiedlers nachgemachte Antiquitäten? Kein Mensch! Und so kaufte denn Jeglicher dem armen alten Ali für gutes Geld ein „altrömisches" Thonlämpchen, das vielleicht erst vor vierzehn Tagen auf dem Markte erstanden worden war, eine „numidische" Silbermünze aus Bleiguß und andere Prachtstücke mehr ab. Nur einmal ging es dem braven Ali schlecht, recht schlecht, — und das sollte sein Ende sein. Reiste da kürzlich Mr. Guéron, der Director der Akademie d'Hyppone, über den Djebel Ateuf und sah sich gleich Anderen veranlaßt, die Höhle des Einsiedlers in Augenschein zu nehmen. Das reichhaltige Lager, das der gute Ali aufgestapelt, erregte den Verdacht des Archäologen; er forschte nach, fuhr den seltsamen Einsiedler hart an, drohte mit dem Zellengefängniß — und siehe da: Ali wurde weich, stürzte Guéron zu Füßen und gestand offenherzig, daß ein mozabitischer Handels-

mann aus El Kantra, Kombodja Sjad mit Namen, ihn zu seinen betrügerischen Manipulationen veranlaßt habe, und daß derselbe Kombodja ihn auch regelmäßig mit neuer gefälschter Waare versetze. Mr. Guéron sprach mit dem Kommandanten von Biskra über die Sache, die Angelegenheit wurde weiter verfolgt, und heute sitzt eine zahlreiche Gesellschaft, des Betruges angeklagt und ihres Urtheilspruches harrend, hinter Schloß und Riegel. . . ."

Als ich diese Zeilen gelesen, lag ich etwa eine halbe Stunde bewegungslos, starrte in den blauen Himmel hinein und überlegte, wo denn noch Treu und Glauben zu finden sei. Im cultivirten Lande nicht, — und in der Wüste erst recht nicht! O Ali N'ila, — o Sjad Kombodja! In verschwiegener Nacht aber, als der Himmel längst seinen Sternentalar übergehängt und das Meer seinen Purpurmantel mit einem blauschwarzen Fittich vertauscht hatte, öffnete ich leise das Runds Fenster meiner Kabine und ließ eine Anzahl dunkler Gegenstände, Stück für Stück, in die rollende See gleiten. Und dann holte ich mein Taschenbuch, in dem ich meine Reise-Ausgaben einzutragen pflegte, hervor und durchstrich die auf einer Seite notirte Bemerkung: „Fres. 200 für Alterthümer" dick, ganz dick mit Bleistift. Dafür schrieb ich nieder: „Fres. 200 für den Anblick eines Wüstengepenstes."

Rachdruck verboten.

## Die Früchte des Meeres.

Von Hasso Harden.

**D**on Zeit zu Zeit erscheinen in unseren Journalen bald kleinere, bald größere Artikel, in denen mit gewaltiger Gelehrsamkeit und unter dem Aufwande imponirender statistischer Zahlenreihen der Beweis geführt wird, daß unsere Ueppigkeit zweifellos verhungern müssen. „Dereinst wird kommen der Tag," so liest man wohl schauernd, an dem die Uebersättigung unseres schlechten Erdballs nicht mehr im Verhältniß zu dessen Productions-Fähigkeit steht und der Mensch sich vor die graue Thatsache des Hungerns oder der gegenseitigen, vielleicht bis zum beneidenswerthen Zustande der Antropophagen gesteigerten Vernichtung gestellt sehen wird. Recht angenehme Aussichten, in der That, — Gottlob dürfen wir aber unbeforgt über dieselben zur Tagesordnung übergehen. Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß eine allzu große Bevölkerung sich in sich selbst sehr bald reguliren würde; ebenso ist es aber auch unzweifelhaft, daß der menschliche Geist noch zahllose Mittel und Wege der Ernährung finden wird, von denen wir heute nichts ahnen. Es ist gewiß, daß bisher nur ein verschwindender Bruchtheil der Erdoberfläche wirklich bis zur höchsten Grenze seiner Productivität angepannt ist; es ist aber andererseits nach dem Ausspruche einer unserer ersten Autoritäten, auch durchaus nicht ausgeschlossen, daß es dereinst gelingt, aus anorganischen Stoffen, vielleicht auf elektrischem Wege, unmittelbar allgemach brauchbare Nahrungsmittel zu gewinnen.

Wir brauchen jedoch unsere Phantasie gar nicht so lähn in weite Fernen schweifen zu lassen; uns Allen müßte eigentlich aus greifbarer Nähe bekannt sein, in wie geringem Maße heute noch, — heute, wo ja schon bei uns nur allzu häufig das Schlagwort von der Uebersättigung ertönt, — ganz gewaltige Productions-Gebiete ausgenutzt werden; ich denke in erster Linie an jene reichen Gesilde, in denen man „erntet, ohne zu säen," an das Meer.

Die Bedeutung der Fischnahrung ist gerade in Deutschland noch lange nicht genug gewürdigt; im großen Ganzen ist von einzelnen, verhältnißmäßig kleinen Gegenden und von dem wädreren, vielgeliebten und vielverkannten Hering abgesehen, der Fisch ein nur zu seltener Gast in unseren Kochtöpfen, auf unseren Tafeln. Ich gebe gern zu, eine Wendung zum Bessern ist bereits eingetreten, die legensreichen Wirkungen der künstlichen Fischzucht für die Wiederbevölkerung unserer verödeten Ströme und Bäche haben sich hier und dort bereits fühlbar gemacht, und in den größeren Städten ist der Consum von Seefischen, — und auf diesen kommt es hauptsächlich an, — etwas gestiegen. Aber diese Steigerung ist doch nur einem sehr aufmerksamen Beobachter erkennbar, sie ist sehr gering. Thatsächlich entfallen an Fischnahrung auf den Kopf der Bevölkerung täglich in Berlin nur etwa  $\frac{1}{10}$ , in Wien gar nur  $\frac{1}{100}$  Pfund, während der Londoner ca.  $\frac{1}{7}$ , der Pariser täglich gar  $\frac{1}{2}$  Pfund verzehrt. Und doch sind im Fischfleisch nur fünf Procent weniger kraftbildende Bestandtheile enthalten, als im Ochsenfleisch, und durchschnittlich vier Procent mehr, als im Weißbrot!

Wo liegen die Gründe für dieses augenscheinliche Mißverhältniß, das um so merkwürdiger ist, als heute selbst auf den Märkten kleiner, von der Küste ziemlich weit entfernter Orte das Kilogramm guten Seefisches meist um fast die Hälfte billiger zu liefern ist, als Rindfleisch, dem der Herr Schlächter noch dazu die ortsübliche Zugabe an Knochen nie vorenthält? Man hat die Schuld meist auf nicht genug ausgebildete Verkehrsmittel und auf schlecht organisirte Marktverhältnisse geschoben. Ich will gern zugeben, daß beide Factoren mitsprechen, und daß sie, wie Alles in der Welt, noch recht verbesserungsfähig sind. Der Seefisch-Handel vor Allem ist bei Weitem nicht verzweigt genug, er ist nicht auf den Massen-Abfah hin ausgebildet, und die Detailisten in mittleren und kleinen Städten, die „so nebenbei" auch einmal in Seefischen ein Geschäft machen, verstehen im Allgemeinen zu wenig von der Waare und ihrer Behandlung. Die Hauptursachen, durch welche sich der erstaunlich geringe Seefisch-Verbrauch in Deutschland erklären läßt, liegen aber meines Erachtens anderswo; sie liegen einmal in dem mangelhaften Betriebe der Fischerei seitens unserer Küsten-Bewohner und zweitens in dem Verhalten der Käufer.

Es ist leider eine unerfreuliche Thatsache, daß die Fischgründe in der Ostsee schwer erschöpft sind und sich nur allmählig, durch sorgfältige Schonung, wie sie ja durch das Gesetz vom Jahre 1874 im Wesentlichen gesichert ist, heben lassen

werden. Unsere Nordsee dagegen, — die wir, beiläufig bemerkt, allein von allen Nationen nicht das deutsche Meer nennen, — besitzt noch immer ein geradezu unbegrenztes Arbeitsfeld; es giebt in ihr thatsächlich Stellen, in denen ein Hektar Meerwasser den hundertfachen Ertrag einer gleich großen Weizenfläche liefert. Die Ausbeute dieser überaus werthvollen Gebiete, die nach dem Urtheil unserer ersten Sachkenner alljährlich den Werth einer halben Milliarde Mark übersteigt, liegt aber heute in erster Linie nicht in deutschen, sondern in ausländischen Händen: englische, holländische, französische, ja sogar amerikanische Fischer-Flotten heimten hier überreiche Ernten ein. Noch immer begnügen sich unsere Fischer — mit geringen Ausnahmen, — mit dem minderen Ertrage der Küstenstriche und überlassen den fremden Zuzüglern das ungleich lohnendere Gebiet der Hochsee-Fischerei. Während jene nämlich nur einzeln oder in schwachen Gesellschaften ihrem schweren Berufe nachgehen, arbeiten die Letzteren in großen, wohl organisirten Gesellschaften, mit bedeutenden Kapitalien und in der vorzüglichsten Ausrüstung. Unsere Fischer fehlen sowohl die großen, seetüchtigen Smals, Fahrzeugen, welche zwischen fünfzehn und zwanzigtausend Mark kosten, wie die schnellen, eisgefügerten Dampfer, welche Jenen auf hoher See den Rang abnehmen und ihn sicher den nächsten Häfen und gutem Abfah zuführen. Es ist in den letzten Jahren allerdings endlich staatslicherseits der deutschen Hochsee-Fischerei eine erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet worden, aber es werden sicher noch Jahre vergehen, ehe sich die Wirkung dieser Unterstützung lebhafter fühlbar macht. Vorläufig haben wir mit der Thatsache zu rechnen, daß Deutschland durchschnittlich alljährlich für über dreißig Millionen Mark mehr an Meeres-Producten ein-, als ausführt, und nichts ist bezeichnender, als daß wir an unseren langgestreckten Küsten nicht mehr als dreißig Fischerei-Großbetriebe mit wenig über dreihundert dabei beschäftigten Personen, und nur zehntausend-siebenhundert Kleinbetriebe mit etwa vierzehntausend Fischern besitzen, während Frankreichs Seefischerei vierundachtzigtausend Männern lohnende Beschäftigung gewährt und England gar hundertundzwanzigtausend Fischer zählt. Auch die österreichische Seefischerei kränkt an Mißständen, welche den deutschen sehr ähnlich sind; das kleine italienische Südtirol erzielt einen Fischerei-Ertrag, der denjenigen aller österreichisch-ungarischen Küsten um das Vierfache übersteigt.

Aber die Hauptschuld an dem geringen Ertragniß, ja man kann wohl sagen, an dem Darniederliegen unserer Seefischerei scheint mir doch, wie ich schon hervorhob, an dem Verhalten der Käufer zu liegen; eine größere Nachfrage würde die Production schnell erhöhen: Es geht das unsere Hausfrauen an! Für den Deutschen des Binnenlandes ist der Seefisch, rund heraus gesagt, etwas Ungewohntes, er sieht ihn wohl ganz gern gelegentlich auf seinem Tische erscheinen; er betrachtet ihn, wenn er etwa in Gestalt einer gebadenen Seezunge erscheint, als ein stets willkommenes Vorgericht, — ein regelmäßiges Anrecht auf volle Würdigung, wie er es seinem Geschmack und seinem Nährwerth nach verdient, hat ihm die deutsche Küche im Allgemeinen noch nicht eingeräumt; er ist, möchte ich sagen, leider zu sehr Delicatsse geblieben, obwohl sein heutiger Preis ihm sehr wohl volksthümlich zu werden gestattete. Selbst in Berlin, wo die regelmäßigen Auctionen in den Markthallen und zahlreiche renommirte Fisch-Handlungen den billigen Bezug ungemein erleichtern, ist er in den Küchen der breiteren Schichten der Bevölkerung ein seltener Gast geblieben. Ich glaube immer, unsere Hausfrauen trauen dem Seefisch nicht. Er fähigt ihrer Ansicht nach nicht, während sein Nährwerth in Wirklichkeit doch ein ungemein hoher ist und in England, Amerika, Frankreich auch vollkommen anerkannt wird. Ich fürchte aber außerdem, daß die sonst mit Recht so hoch geschätzte deutsche Köchin in Bezug auf die Zubereitung des Seefisches hinter ihren französischen und britisches Collegium nicht unwesentlich zurücksteht; sie verfügt vor Allem nicht über die Mannigfaltigkeit der Zubereitung, in welcher die Gaben Neptune's dort auf den Tischen der Aelmeren erscheinen! Es ist hier noch ein reiches Arbeitsfeld für unsere Kochbuch-Literatur. Der Consumant entscheidet schließlich überall über den Bedarf, wenn der Producent ihm auch wesentlich entgegenkommen kann, und der Händler sich in gewisser Weise sogar sein Publicum erziehen und heranziehen muß, — sollen die Früchte des Meeres wirklich zu einem Volks-Nahrungsmittel werden, so muß die Hausfrau für ihr Theil daran mitarbeiten. Und es wird sie sicher nicht gereuen!

Rachdruck verboten.

## Die Veilchen.

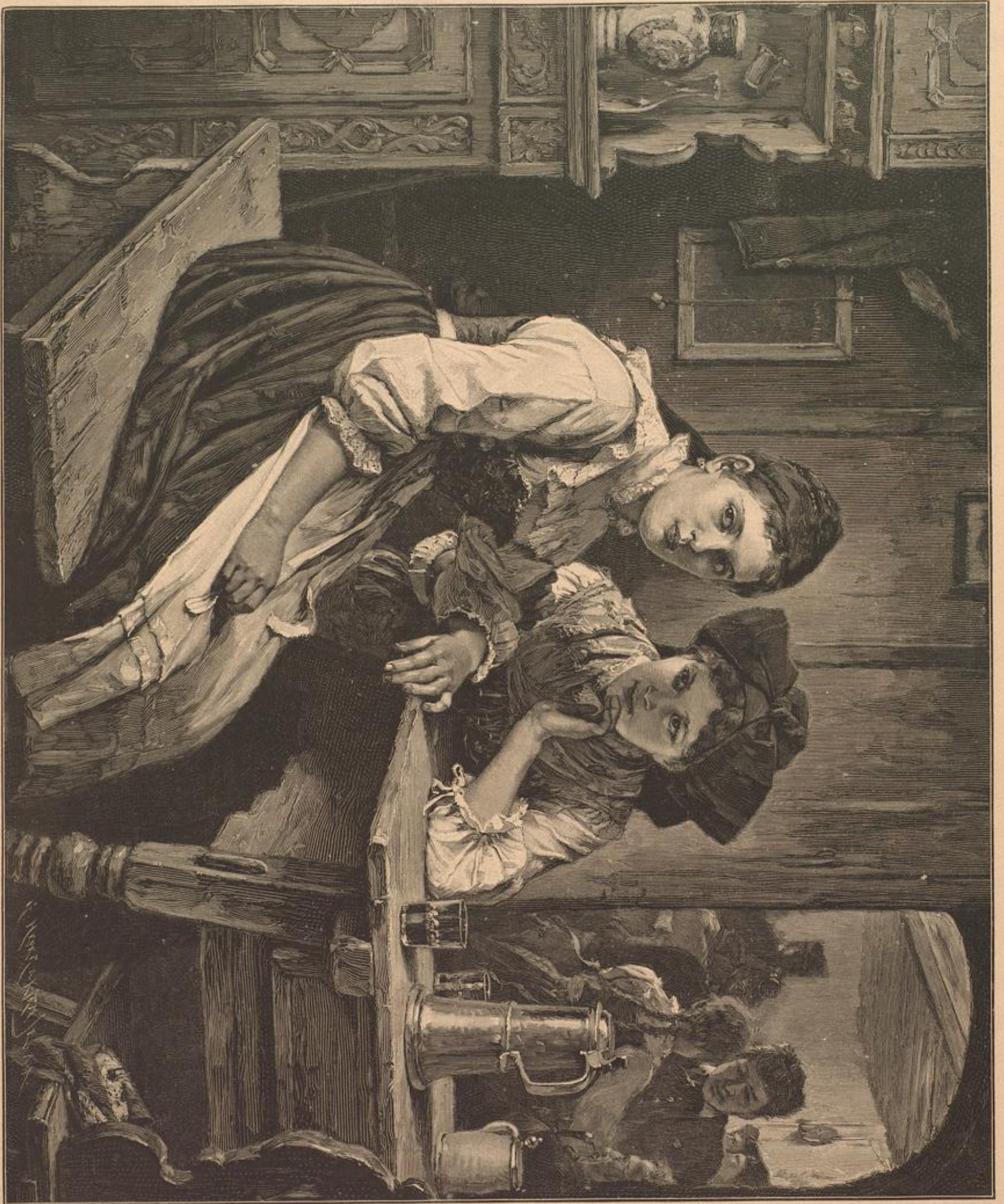
Skizze von Albert Leo.

**S**ie war noch immer eine schöne Frau, und sie stand auf der Höhe ihres künstlerischen Könnens und auf der höchsten Staffel des Ruhmes. Ihre plastische Gestalt, der Adel ihrer Bewegungen, der Ausdruck ihrer Züge und der Zauber ihrer Stimme ließen sie in jeder Rolle Triumphe feiern, die sie auf der Bühne verkörperte. Sie sang Mozart, Verdi und Wagner mit gleicher Vollendung, und ihre Verehrer nannten sie das unverstellte Genie, das jemals die deutsche Bühne besessen. Außerdem nannte man sie die liebenswürdigste Frau, denn sie nahm jede Huldigung mit einem Lächeln entgegen, das den glücklichen Empfänger wie ein Sonnenstrahl berührte.

Ob sie selbst glücklich war? Man wußte, daß sie in ihrer Jugend verheirathet gewesen, daß diese Ehe nach wenigen Monaten getrennt worden war. Weshalb? Wenn man den Grund jemals gewußt hatte, so hatte man ihn doch längst vergessen; denn sie war eine große Künstlerin und noch immer eine schöne Frau, aber zwei Jahrzehnte lagen zwischen ihrer Ehe und der Gegenwart. Aber wie sollte sie nicht glücklich sein? Sie lebte ihrer Kunst, sie erwartete Schätze, ein Schloß in Steiermark und eine Villa in der Hauptstadt standen zu ihrer Verfügung, und wo sie sich zeigte, harpte ihrer ein Triumph, — das Elend ihrer Ehe, wenn es ein solches gewesen war, mußte längst überwunden sein.

Sie hatte ein Herz, denn sie war wohlthätig. Kein Winter verging, in dem sie nicht ein Concert gab, dessen Kosten sie allein trug und dessen reichen Ertrag sie ungeschmälert den Armen und Bedürftigen zukommen ließ. Indiscrete Menschen sorgten nach jedem dieser Concerte dafür, daß man in den Zeitungen lesen konnte, wie viel sie für die Armen erlangen hatte. Es war jedes Mal eine stattliche Summe, und es klebete die Sängerin gut, daß sie erröthete, wenn man sie zu





„Da kommt er!“ Von Benjamin Raubier. — Siehe Seite 5.  
Nach einer Photographie aus dem Verlage von Gustav Schaner in Berlin.



ihrem großen Erfolge und zu ihrem weichen Herzen beglückwünschte.

Der Concertsaal war wieder bis auf den letzten Platz gefüllt, und die schöne Frau wurde wie immer mit einem tosenden Beifallssturm begrüßt, als sie auf dem Podium erschien.

In der ersten Reihe des Parquets, dem Podium zunächst, saß ein junges Paar. Vielleicht ein Brautpaar, vielleicht auch junge Eheleute, — jedenfalls liebten sie sich.

Das Concert war zu Ende. Die Verehrer der Künstlerin jubelten sie wieder und wieder hervor, Blumen und Lorbeerkränze flogen ihr zu Füßen. Nur die Zwei in der ersten Reihe machten sich bereit, zu gehen, die Menge wartete noch auf eine Zugabe, — das Paar hatte wohl Eile, nach Hause zu kommen.

Aus all' den Blumen, die ihr zu Füßen lagen, griff die Sängerin nur nach den armeneligen Veilchen. Als sie in den Rissen ihres Wagens lehnte und ihrem glänzenden, einsamen Heim entgegenfuhr, sog sie nachdenklich den Duft der Blumen ein.

Nachdruck verboten.

Aus der Petersburger Gesellschaft.

Die vornehme Gesellschaft hat sich allmählig wieder in Petersburg eingefunden, um nach längerem Aufenthalt auf den Gütern oder in den französischen Seebädern, — natürlich nicht ohne das geliebte Paris für längere Zeit berührt zu haben, — sich für den Winter in der heimathlichen Hauptstadt niederzulassen.

Nach der Rückkehr aus Kopenhagen, beziehungsweise Berlin, war das Kaiserpaar nur zweimal in der Hauptstadt, zum Geburtstag der Kaiserin und zum Georgen-Ordensfeste.

und der Fürstin Dolgoruki, späteren Fürstin Jurewka spielte, ein Verhältnis, welches er wie seine Gemahlin aus tiefster Seele mißbilligte, nicht mit Unrecht als eine Märtyrerin erschien.

Als er diesmal, wieder am Arme seiner Gattin, durch die Säle des Winter-Palais schritt und die langen Reihen der Georgen-Ordens-Ritter begrüßte, fand man allgemein, daß sein Ausdruck fast noch ernster als gewöhnlich war, und diese Erscheinung wollte gar nicht zu all dem passen, was man über das heitere Familienleben in Dänemark und über die befriedigenden Eindrücke in Berlin vernommen.

Als er dieses doch noch bis zum heutigen Tage den einzigen Zufluchtsort, wo sie, wie ihr Gatte, der mächtige Russen-Jar, wenigstens einige Wochen des Jahres in ungetrübter Ruhe zubringen kann. Aus all dem trügerischen russischen Glanz zieht es sie Beide immer mächtig nach der dänischen Einfachheit.

Neben ihrer obengenannten Thätigkeit widmet sich die Kaiserin eingehend der Erziehung ihrer Kinder, überwacht den Unterricht der jüngeren und zeigt sich, im Gegensatz zu dem recht strengen Vater, als eine sehr zärtliche Mutter.

General-Adjutant Tcherewin, der Chef des Hauptquartiers General-Adjutant von Richter, hier und da auch sein Onkel, der Großfürst Michael, oder sein Bruder, der Großfürst Wladimir, die Mitspielenden sind. Es wird dabei zu einem ganz niedrigen Punkt gespielt.

Während des Aufenthaltes in Petersburg ist natürlich das Leben am Hoflager ein weit bewegteres. Das Kaiserpaar ist fast jeden Abend im Theater, — meistens in der Oper, dem russischen Lustspiel, dem Ballet oder dem französischen Theater.

Während des Aufenthaltes in Petersburg ist natürlich das Leben am Hoflager ein weit bewegteres. Das Kaiserpaar ist fast jeden Abend im Theater, — meistens in der Oper, dem russischen Lustspiel, dem Ballet oder dem französischen Theater.

Petersburg, Ende December 1887.

R.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Altitalienischer Bage. Von A. Tobias. Siehe das Bild, Seite 1. Heine's Gedicht von dem alten König, der jungen Königin und dem ledigen Bagen ist bekannt.

„Da kommt er!“ Von Benjamin Lantier. Siehe das Bild, Seite 4. In dem Gastzimmer des Dorfrathes herrscht ausgelassene Fröhlichkeit.



Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche gefehlich geschützt sind.

Mit dem Schirm und der Portiäre eröffnen wir die angelegentlichsten Darstellungen einiger hochinteressanter Stickerien, welche auf der Ausstellung im Kunstgewerbe-Museum zu Berlin die Bewunderung der Laien wie der Leute von Fach erregten.



### Mus der Frauenwelt.

**Dresden.** — Nach kurzem Krankenlager verschied hier selbst die Prinzessin Pauline Victoria Anna Wilhelmine zu Schleswig-Holstein in ihrem 88. Lebensjahre. Die Heimgangene war die Tochter des im Jahre 1841 verstorbenen Prinzen Friedrich Carl Emil von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg.

**Paris.** — Lebhaftige Theilnahme erweckte hier der kürzlich erfolgte Tod der Frau Boucicault, Besizerin des bekannten Baaren-Magazins „Au Bon marche“. Die Verbliebene, welche in ihren kolossalen Verkaufsmagazinen ein Heer von Bediensteten beschäftigte, gehörte zu den populärsten Gestalten in Paris. Was ihr zu der großen Volksähnlichkeit verhalf, war nicht bloß ihr leutseliges Wesen, sondern auch ihr menschenfreundlicher Sinn, welcher sich keine Beschränkung auferlegte. Frau Boucicault wandte noch bei ihren Lebzeiten dem Pensionsfonds ihrer Bediensteten fünf Millionen Francs zu, baute in ihrer Vaterstadt ein Waisenhaus und ein Asyl für alte Frauen und bestimmte mehrere Millionen anderen gemeinnützigen Zwecken in ihrer Heimath. Die Eröffnung des Testaments ergab, daß die Verstorbene gegen vierundzwanzig Millionen Francs theils allen bestehenden Wohlthätigkeits-Anstalten in Frankreich, theils den Angehörigen des „Bon marche“ hinterlassen hat.

**Lüttich.** — Eine Studentin der Lütticher Universität, Fräulein Marie Beaufort aus Berviers, welche sich den pharmaceutischen Studien gewidmet und die Prüfung mit Auszeichnung bestanden hat, eröffnete in Lüttich eine Apotheke. Es ist dies der erste Fall

in Belgien, daß eine Apotheke von einer Dame geleitet wird.

**Brüssel.** — Schönheits-Concurrenzen und kein Ende. Kaum daß vor wenigen Monaten in verschiedenen Ländern ein Wettstreit um den Preis der Schönheit ausgefochten und ein solcher auch für den nächsten Sommer in Aussicht gestellt wurde, soll in Brüssel schon in kürzester Zeit wieder eine ähnliche Concurrenz in Scene gesetzt werden. Die schwere Wahl wird diesmal in drei Scrutins getroffen werden. Zuerst wird, um dem Geist der Zeit zu hulldigen, das allgemeine Wahlrecht in Anwendung gebracht. Jeder Cavalier erhält bei seinem Eintritt in den Saal einen Zettel, auf den er den Namen der Dame schreiben soll, welche er für die schönste hält. Dann wird ein Areopag von beschränkter Mitgliederzahl sein Wort sprechen und neun Schönheiten wählen, die ihm würdig erscheinen, zur letzten Entscheidung zugelassen zu werden. Endlich wird eine aus fünf Herren bestehende Jury die zwei vollkommensten Schönheiten bezeichnen. Der erste Preis, der grand prix von Brüssel, wird der ästhetischen Schönheit, die sich durch Reinheit der Linien auszeichnet, zuerkannt werden. Den zweiten Preis dagegen erhält die Schönheit, welche durch pitante Grazie bezaubert. Diese beiden Damen erhalten als Preis ihr Portrait, von zwei der besten Künstler gemalt; die sieben anderen vom Areopag bezeichneten Damen bekommen ein kleines Andenken von künstlerischem Werth.

**Petersburg.** — Die Damen der russischen Gesellschaft werden der Zarin für den Antheil, den diese an der Hebung der Handarbeiten in Russland nimmt, in einer sinnigen Weise den Dank ausdrücken. Man hat nämlich für die hohe Frau eine Nähmaschine bestellt, deren Kostenpreis durch eine Sammlung aufgebracht worden ist. Die Maschine ist völlig aus Silber hergestellt und mit Goldbleichen versehen. Das Ganze ist reich gravirt, und den Tisch schmücken an seiner oberen Platte kostbare Edelsteine. Der Dedel des Kästchens, in dem sich die eigentliche Maschine befindet, hat die Form der russischen Kaiserkrone; sämtliche Näh-Geräthe, der Delbehälter, der Schlüssel u. s. w., sind reich mit Juwelen besetzt. Der Kaiserin, welche selbst im Maschinen-Nähen sehr geübt ist, da sie in ihrer dänischen Heimath zu Handarbeiten stets angehalten worden, dürfte das schöne Geschenk große Freude bereiten.

**Calcutta.** — Ueber den Geschmack der Frauen verschiedener Völker machte ein indisches Blatt jüngst folgende Bemerkung: Die Französinnen lieben an ihren Gatten eine freie Stirn und ein lachendes Gesicht; die Deutschen verlangen vor Allem, daß der Mann seinem gegebenen Worte treu bleibe; die Holländerinnen bevorzugen friedliebende Männer, die nicht zum Streit neigen und ganz besonders solche, die sich nicht schlagen; die Spanierinnen wollen einen Mann, der ihre Ansprüche stolz zu verteidigen und sie zu rächen versteht; die Italienerinnen lieben solche Männer, die sich nur mit Nachdenken und Phantasien befassen; die Rus-

sinnen schätzen nur diejenigen unter ihren Landstleuten, welche die westlichen Völker für Witbe zu halten geneigt sind; die Däninnen lieben nur jene, welche im Lande bleiben und Reifen verabsichtigen; die Engländerinnen wollen nur Gentlemen, die mit gekrümmten Häuptern umgehen und deren Kunst zu erwerben wissen; die Amerikanerinnen aber würden jeden heirathen, ohne sich um seinen Rang oder seine gesellschaftliche Stellung zu kümmern, und wäre er auch bußig, lahm, taub oder blind, — vorausgesetzt nur, daß er reich ist.



Rachdruck aus im Einzelnen verboten.

**Berlin.** — Als Herolde der nahen Ball-Saison erscheinen Blumen in Sträußen, Guirlanden und hängenden Zweigen, von Schleifen der neuen, reizvollen Bänder zusammengehalten. Mögen unsere Schönen dieser poetischen Zier vor Vögeln und Federn den Vorzug geben und Haar und Gewänder umso reicher damit schmücken, als es zugleich gilt, der in Deutschland augenblicklich darniederliegenden Blumen-Branche zu Hilfe zu kommen.

**Wien.** — Die überaus practische Robe, ein Straßen-Kostüm durch verschiedene Taillen aus anderen Stoffarten verschiedenartig zu verwerthen, findet immer größere Anerkennung. Wie vielerlei Variationen verträgt nicht ein Tuch-Kostüm! Wie gut stimmt zu einem schwarzen Tuchrock eine rothe, mit matter, spizenfeiner, schwarzer Passementerie überzogene Taffet-Taille, an deren Rändern überall Africahautstreifen vortreten. Wer wird auch den relativen Vortheil verkennen, der einem bereits vielfach benützten Seidenrock daraus erwächst, durch eine neue Sammet-Taille aufgefrischt und mode-, salon- und theatergerecht gemacht werden zu können.

Eine Neuheit, auf welche die Saison sich viel zu Gute thut, ist der Pelzhut ohne Bindeband, mit Mimosen und Rosen garnirt, zu denen sich Kogevogel-Nägeln gesellen. Hübsche Resultate werden an eisenschnurfarbenen Sammet-Capoten durch die Zusammenstellung von Goldspitze und Fauxenfedern erreicht; gezojene Sammet- und Seiden-Capoten erhalten dicke Epphukronen, an denen kleine langgeschwänzte Phantasie-Vögelchen emporstreben.

**Paris.** — Man macht sich keine Vorstellung von der Anzahl der sogenannten neuen Hüte, welche seit einem Monate aufgetaucht sind. Die Wahl unter denselben muß schnell getroffen werden, denn die Mehrzahl dieser Neuheiten wird ebenso rasch, wie sie erschienen, auch wieder verschwinden. Das Charakteristische der runden Hüte ist die gerade Krempe, der niedrige Kopf und die letzteren fast in ihrer ganzen Höhe überragende Garnitur. Gerade Krempen sind indessen nicht allen Gesichtern günstig, und gewisse geschwungene Formen dürften entschieden kleidamer sein. Mehr als je stimmen die Hüte mit der Farbe des Straßenkostüms, selbst mit dessen feinsten Nuancen überein, so daß ein absonderliches Kleid auch einen solchen Gut erfordert. Als Neuheit sind schräge Garnituren auf hellem Füz zu verzeichnen. Jenen absonderlichen Gut würde man z. B. mit schwarzem Sammet füttern und mit einer Anzahl schwarzer Flugfedern in einer vollen Schleife aus grün und weiß blühender Diamant-Gaze garniren.

So lange die niedrige Haartracht sich nicht entschieden Bahn gebrochen, giebt es für die veränderungsliebende Jugend immer noch Neuheiten in hohen Frisuren zu verzeichnen. Die neueste dieser Art, zu deren Herstellung besonderes Geschick erforderlich ist, bringt einen schön geformten Kopf zu voller Geltung, indem das ganze Haar von Nacken und Schläfen über der Stirn zusammengenommen und zu einem dreifachen Knoten verschlungen wird. Je isolirter und spitzer dieser Aufbau ist, je mehr entspricht er dem Geiste der Mode. Kurzes, aber starkes Haar eignet sich am besten zu der Frisur, welche Stirn- und Ohrblöcken reizend vervollständigen.

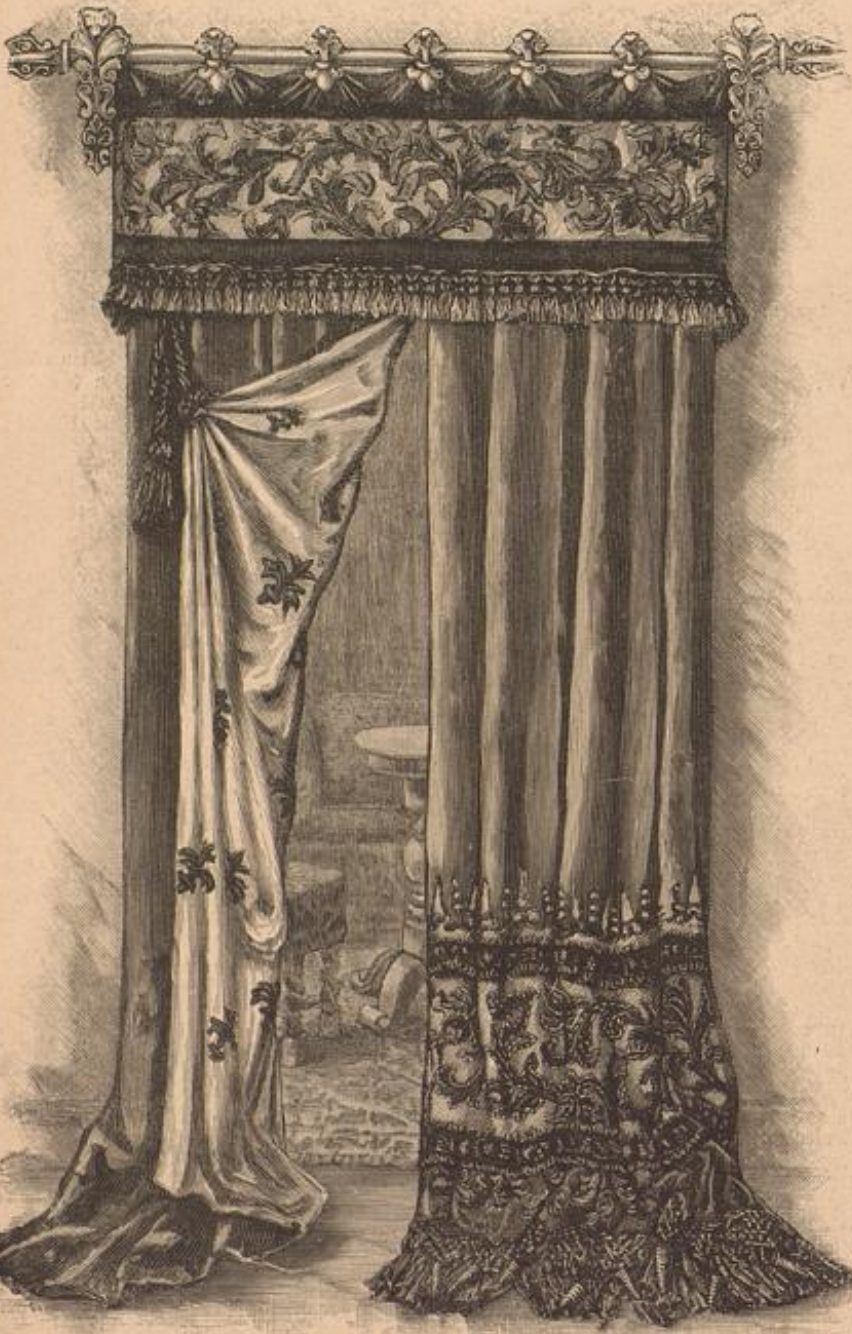


welche um die Taille geschlungen werden und bis zum Rocksaum herabfallen. Einfacher und practischer, jedoch nicht minder elegant

— Gestickt der Füll, welcher für Bälle und Gesellschaften bereits angeklündigt wurde, und den man zu diesem Zwecke in den reizendsten Combinationen herstellt, soll auch zu eleganten Visiten- und Promenaden-Toiletten Anwendung finden. Das dargestellte Kostüm besteht aus Taille und Plüsch von lichthem Moos- und Eichenlaubgrün und ist mit gesticktem Füll der helleren Nuance bepanzert. Ueber dem Füll-Chemiset kreuzen sich grüne Krepshawls,



pons bereicherte Passementerie-Vorte. Zu der vornehmen Pracht der vom Hof-Decorateur Herrn Karl Müller geschmackvoll arrangierten Portiere trägt in hohem Maße ein goldgrünes Atlasfutter bei, auf welchem an dem zurückgeschlagenen Theil Kleinblumen,



die mit der Borte harmonisirend ausgeführt sind, sichtbar werden. Eine reiche, die beiden Hauptfarben in sich vereinigende Franze säumt den Kopf der Portiere und in größerer Breite die lang auf den Boden herabfließenden Schawls.

Holländerinnen bevorzugen friedliebende Männer, die nicht zum Streit neigen und ganz besonders solche, die sich nicht schlagen; die Spanierinnen wollen einen Mann, der ihre Ansprüche stolz zu verteidigen und sie zu rächen versteht; die Italienerinnen lieben solche Männer, die sich nur mit Nachdenken und Phantasien befassen; die Rus-



ist ein mit dickem, langhaarigen Plüsch und mit Passementerie ausgestattetes Tuchkleid. Die wattirte Taille macht einen Umhang entbehrlich. Der Hut muß mit diesem Kostüm auf's Genaueste übereinstimmen.

— Großen Erfolgen geht diesen Winter die Dauen-Taille für Ball-Toiletten entgegen, denn nichts ist im Stande, eine schöne Gestalt so vollkommen zur Geltung zu bringen, als diese aus weichster Seide gearbeitete, der Figur sich eng anschmiegende Form. Die leichte Draperie der linken Vorderseite besteht aus dem Stoffe der Taille; der Spitzenthail, an dessen Stelle auch Gold-, Jet- oder Perlenstickerei treten kann, geht unter dem rechten Arme fort und schräg über den Rücken bis zur linken Schulter hinauf, wo er durch eine Schleife befestigt wird.



— Als bedeutende Neuheit kündigt sich eine prächtige Plüsch-Gattung an, aus welcher man gegenwärtig Wintermäntel, entweder in der Form der langen „Lifte“ oder der weitärmeligen Redingote, jedoch immer mit großen offenen Hintersäumen, herstellt.



In allen Farben aus den Werkstätten hervorgehend, sind diese Mäntel doch besonders hübsch in einer matten, dem Grünspan ähnlichen Nuance und mit silberglänzenden Ghinchilla besetzt. Zwei breite Streifen schwarzer Seiden-Passementerie auf altrosa oder altblauer, oder auch mit dem Plüsch- oder Pelzbesatz übereinstimmender Unterlage aus Faille, bilden Einsätze an beiden Seiten bis zur Taille hinauf. Futter von der Farbe der Unterlage. Gut im Geschmack des Empire. Federn und Sammet genau den Nuancen des Mantels entsprechend.

— Keine Spitze ist heute so fein, keine Seide so zart, als daß sie nicht zu Schirmen für Salon-Lampen verwendet würden, und zwar in einer dem Teint möglichst vortheilhaften Farbe. Die obere Draperie besteht aus Seide in einer dieser Farben und fällt auf einen mit Goldstoff un- terlegten Spitzenvolant. Auf einem der Draperiebogen befinden sich Initialen in Gold gestickt. Gefällig angebrachte Blumenzweige

geben dem Ganzen einen poetischen Anstrich und machen die so verkleidete Lampe zu einem reizenden Zimmerschmuck.

— Brauttaillen erhalten gekrenzte Vordertheile aus sich züchtig-bescheiden präsentirenden Krepp-Plisse's und Spitzen-Entredeux.

— Für Liebhaber des Sports erdacht sind allerliebste komische Hunde- und Pferde-Genrebilder mit originellen, naiven Sinn- sprüchen auf türkisblauem oder lachsfarbenem Brief- papier.



— Die Lust an der Blumen-Decor- ation ruft beständig neue, sinnige Arrange- ments hervor. So vergießt man gegen- wärtig Zimmerreden durch schlanke, mit Grün umwundene, höl- zerne Säulen, die, je nach der Höhe des Zim- mers, 1 1/2 bis 2 Meter messen. Das Gerant geht von einem Blum- torbe am Fuße der Säule aus und wird oben durch Draht ge- halten. Die farbig an- gestrichene und mit Gold verzierte Säule kann noch durch eine Bronze-Figur bereichert werden.

B. de G.

Berliner Gesellschafts-Toiletten.

Hierzu das untenstehende Bild.

In den Gesellschafts-Toiletten Berlin's macht sich nicht allein ein großer Reichtum, sondern auch die Hin- neigung zu den Moden vergangener Zeiten geltend. Namentlich ist es die antikisirende Tracht des ersten französischen Kaiserreichs mit ihrer hochgegürtelten Taille, dem engen, glatten Koche, den bauchigen

Halbärmeln und dem Vordengeträufel mit großer Haarschleife und hohem Kamm, welche den Wagemuth einzelner Damen heraus- fordert. Dem wirklichen Alterthum ist dagegen nur die römische, mit dreifachen Goldspangen geschmückte Frisur entlehnt. Der beliebteste Haarpuz besteht jedoch aus schmalen, zierlich gebogenen Kämmen, und die Art, wie dieselben einzeln, paarweise oder zu dreien, gleichsam ein Krönchen bildend, gesteckt werden, giebt der Coiffüre ihr besonderes Gepräge. Ihnen entsprechend behauptet sich die hohe Frisur, während ganz junge Mädchen dem Mozart- jopfe treu bleiben oder den Nacken von Locken umspielen lassen. Die Gewänder mit ihren Gold- und Silberstickereien gemahnen an die Pracht des Mittelalters. Neben Sammet und Plüsch, die aus tiefstem Faltendunkel plötzlich zu intensivem Farbenspiele ausleuchten, rauscht und knistert schwere Seide, vor allem der vornehm- stolze Moire, dessen alter Ruhm wieder neu erstanden ist. Wohl in keiner Toilette fehlt dieser wirkungsvolle, häufig von schmalen andersfarbigen Streifen durchzogene Stoff. Besteht das Kleid selbst nicht aus demselben, so fließt er als Schleppe in lästigen Wellen über ein Unterleid aus matter Seide hinab, oder bildet Ros- Einsätze und zierlich ausgeschnittene Westen, die, zu farbig und fein gestreifter Seide, von reinstem Weiß und reich mit Gold gestickt sind. Jüngere Damen wählen mit Vorliebe Seide in den blasse- sten Farben, von denen sich dann ein dunkler, mit Gold- und Silber, Glittern und Perlen gestickter Plüsch einlag um so lebhafter abhebt. Wird den älteren Kindern des Hauses gestattet, sich vor den spät erscheinenden Gästen zu präsentiren, so erscheinen sie auf's Reizendste und in nicht minder kostbare Stoffe als die Erwachse- nen gekleidet, sodas, wenn man heute in einen Salon der Reichs- hauptstadt tritt, diese mannigfaltigen, reichen und geschmackvollen Toiletten einen eben so glänzenden wie malerischen Anblick ge- währen.

E. Sch.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Musterblätter für künstlerische Handarbeiten. Nr. 3. Gold- stickerei. — Das der heutigen Nummer beiliegende farbige Blatt bietet die Hälfte eines aus dem XVII. Jahrhundert stammenden Musterstückes spanischer Herkunft, dessen Original unserer eigenen Sammlung alter künstlerischer Handarbeiten angehört. In der Darstellung, welche die Ausführung der Goldstickerei auf rothem Sammet deutlich erkennen läßt, sind alle durch die Zeit entstan- denen Ungleichheiten in Form und Farbe wiedergegeben. Eine Anleitung zur Goldstickerei siehe unter Abb. 84—85 in der Nummer vom 1. April 1885. Erhöht wird die Wirkung der Vorlage durch eine discrete Anwendung von hellblauer Seide, die hier und da als starker, von Ueberfangstichen gehaltener Faden den Contour und in Plattstich ausgeführte Aehren, Blättchen, Rüschen zc. bildet. Durch Nebeneinanderstellen beider Hälften zum vollen Musterjah



Berliner Gesellschafts-Toiletten.





ergänzt, läßt sich die Vorlage, die wir als Ausschmückung einer Stuhllehne veranschaulichen, unter Anderem auch zu Borden und Decken verwenden. A. D.



Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche geleglich geschäftl. sind.

Ein Luxus, der uns im Laufe der Jahre zu einer lieben Gewohnheit wurde, ist die Tischkarte. Wir geben und bewahren sie als Erinnerung mancher froh verlebten Stunde, und oft, wenn sie uns einmal nach langer Zeit wieder in die Hand kommt, erstebt bei ihrem Anblick vor unserem geistigen Auge das längst verwischte Bild genossener Freuden auf's Neue.



mächtiger Zweig einer reichen, neuen Industrie, ein Erreiter für manchen armen Kunstfänger, der, vor die Frage des Seins oder Nichtseins gestellt, unterliegen zu müssen meinte. Oft war es die in bitterer Noth entworfene „Tischkarte“, die ihm die Mittel bot, seinen Idealen weiter nachzustreben, weiter nach den höchsten Zielen zu ringen.



Man möchte meinen, das ganze Universum sei ihr unterthan; fast giebt es nichts mehr, was sie nicht reproducirt hätte! Engel und Teufel, mythologische Götter und allegorische Figuren, alle Typen der Menschengeschlechter, jede Form des Ornamentes, Flora und Fauna sind ihr dienstbar geworden. Wie ist es da möglich, etwas ausständig zu machen das noch nicht dagewesen ist? Dennoch geschieht es, und das Neueste sind farbige Gelatine-Bilder gothischer Kirchenfenster, transparent wie diese; neu ist auch unsere Illustration der kleinen, aufrecht stehenden Karte, auf deren Rand sich ein allerliebste, winziges Bögelchen, — aus Seide und Chenille gefertigt, — niederließ, ferner ein Blatt Blütenpapier mit fein gemustertem Grund und einem farbigen Wappenthier. Liebhabern der Heraldik zu empfehlen, und endlich unsere Schluß-Bignette: eine Schale, auf die ein Heer hungrierer, bunt gefiederter Vögel herniederstarrt. Uebereinstimmend sind alle diese Karten auch in größerem Format, als Menu verwendbar, in den betreffenden

Geschäften käuflich. Ebenfalls reizend erscheinen die kleinen japanischen Fächer von Papier und Holz zum Zusammenlegen, die mit einem festen Stiel versehen sind, um einen Weidenstrauch daran zu befestigen. Von Künstlerhand entworfen wurde das Titelblatt, das Genre-Bildchen und die drei anderen Karten, von denen zwei, — Originale, — für die Begrüßungsfeier eines Freundes gezeichnet wurden, der, von der Reise um die Welt heimkehrend, längere Zeit in unseren neuen afrikanischen Colonien geweilt hatte. Die eine zeigt in humoristischer Auffassung unseren neuen Landsmann, den kleinen Negertnaben



in tausend Kengsten, die zweite das Schiff, das mit vollem Segel der Heimath zusteuert. Beachtenswerth ist die Randverzierung von Blumen, deren Blätter mit einem scharfen Messer in's Papier geriebt, ein wenig aufgebogen, plastisch hervortreten. Ein unterlegter Schattenton giebt dieser leicht auszuführenden Technik, die wir zur Nachahmung empfehlen, eine hübsche Wirkung.

Ganz besonders freundlich sei zum Schluß noch einer Tischkarte gedacht, die nicht im Handel käuflich und nicht von professionirten Künstlern geschaffen, gar oft unser Couvert zierte, die gezeichnet oder gemalt ein kleines Original verrieth und deren Urheberin, ein Töchterchen des Hauses, auf unsere Frage erröthend gestand, daß sie versucht habe, dem lieben Gaste eine Erinnerung eigener Kunst zu geben. Wer könnte solcher Liebenswürdigkeit gegenüber unempfindlich bleiben! Darum, gern gegeben und gern empfangen, begrüßen wir die Tischkarte mit Freude, in welcher Gestalt sie uns auch entgegentrete.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Wer die Poinsettia oder den mexikanischen Weihnachtssterne zum ersten Male sieht oder nur oberflächlich betrachtet, ist vielleicht geneigt, die schönen Sterne von glänzend rothen Blättern für große, prachtvolle Blumen zu halten; es sind aber nur Bracteen oder Deckblätter, welche gleich einem farbigen Kranz die unscheinbaren Blüten umgeben. Es gewährt einen wundervollen Anblick, wenn sich an einer schönbelaubten Pflanze mehrere solcher leuchtend rothen Sterne befinden, die sich von den hübschen, dunkelgrünen Blättern effectvoll abheben. Die interessante Gattung gehört zur Familie der Wolfsmilch-Gewächse und stammt aus Mexiko. Die härteste und dankbarste Art ist P. pulcherrima, welche im December und Januar zur Blüthe kommt. Gleichfalls hart und wenig empfindlich ist die etwas später blühende P. purpurea. Bei



P. carminata rosea gestalten sich die Bracteen besonders groß und ansehnlich; der Kranz von Hüllblättern erreicht oft einen Durchmesser von 16 Cent.; leider ist die schöne Art etwas weichlich. Prächtig und eigenartig wirkt auch P. pulcherrima plenissima. Die Bezeichnung „gefüllt“ gilt hier nicht den Blüten, sondern bezieht sich auf die Deckblätter, welche in sehr reicher Anzahl dicht zusammengedrängt stehen. Im December kommt der äußere Rand der Bracteen zur Entfaltung, während sich die inneren Blätter im Januar erschließen und dann wochenlang ihre

prachtvolle Farbe beibehalten. — Alle Poinsettien lieben eine Mischung von Heide-, Kalk- und Mistbeet-Erde, der etwas Sand zugefügt wird. Sehr dienlich ist eine Unterlage von kleinen Stücken Holzkohle, sowohl in den Töpfen wie in den Unterfäßen. Man gebe den Pflanzen reichlich Wasser und dann und wann etwas flüssigen Dünger oder eine Messerspitze von Kaumann'schem Düngerpulver in die Unterfäße, was wesentlich zu ihrem Gedeihen und zur Erhöhung der Farbenpracht beiträgt. Nach dem Verblühen tritt ein Ruhestand ein, während dessen die Pflanzen kühl gestellt und trocken gehalten werden. Im April schneidet man die Zweige bis auf 2 oder 3 Augen zurück, beginnt wieder mäßig zu gießen und setzt die Pflanzen um, nachdem sie zu treiben begonnen haben. Die abgeschrittenen Zweige können als Stecklinge Verwendung finden. Doch ist die Vermehrung ohne Kosten oder Warmhaus nicht leicht; ebenso gelingt es selten, im Wohnzimmer ein Exemplar wieder zur Blüthe zu bringen. D. Altmann.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

- Trüffeln zu conserviren. — Wie kann man Trüffeln conserviren? A. S.
- Abfallen der Ficus-Blätter. — Kann mir Jemand mittheilen, wie man das Abfallen der Blätter von einem Ficus verhindern kann? Marguerite in Prag.
- Düngungs-Mittel für Zimmerpflanzen. — Bitte um Angabe eines Düngungsmittels für Zimmerpflanzen. A. S.
- Vertilgung von Maden. — Wie kann man Maden aus der Blumentopf-Erde entfernen? Blumenfreundin.

Antworten.

- Fußboden-Anstrich (Spirituslack) dauerhaft zu machen (480). — Einen Fußboden-Anstrich von Spirituslack länger als ein Jahr haltbar zu machen, dürfte kaum möglich sein; selbst wenn der Lack gut hergestellt wurde, kommt es wesentlich auf die richtige Behandlung beim Reinigen an. Man vermeide Soda und Seife, tauche aber das Tuch oder die Bürste, die zum Aufreiben bestimmt sind, in eine Lösung von Salmiakgeist, der in eine zwölfwache Menge Wasser gegossen wurde, und trockne sorgfältig nach. S. R.
- Filet-Guirlande-Decken zu waschen (480). — Es bedarf dazu nur einer geschickten Plätterin, die die Filet-Guirlande fadengerade zu ziehen versteht; noch besser allerdings ist ein Kusteden, indem man die einzelnen Fäden der Vorle über einen Plättchen gespanntes Tuch nabelt und darauf achtet, daß sich die Formen gleichmäßig im Quadrat ausziehen. A. D.
- Nehleder-Handschuhe zu waschen und zu färben. (488). — Die genannten Handschuhe selbst zu färben, ist nicht anzurathen, da sie sehr wahrscheinlich verderben würden; das Conserviren der Farbe, namentlich der gelben, ist möglich, indem man die Handschuhe, nachdem sie in reichlichem Seifenwasser gewaschen, ausgedrückt und aufgeblasen worden, an einem dunklen Orte trocknet. B. T.
- Makart-Bouquets. (488). — Die ganz weißen Gräser wächst man in lauwarmen Wasser, in das man ein Stückchen Soda warf, spült sie in kaltem Wasser nach, trocknet sie an der Sonne oder einem warmen Plak und schlägt die zusammenhaftenden Fasern in den Händen aus, bis sie wieder locker geworden sind. F. R.
- Enten zu mästen. (488). — Enten werden gemästet, indem man sie in einen dunklen, ziemlich engen Stall setzt, der oft mit gutem, reinem Stroh ausgefretet wird, ihnen wenig Wasser giebt und sie täglich dreimal nabelt; oder man steckt die Enten in einen Hühnerkorb, stellt diesen in's Freie und giebt ihnen reichlich Hafer, Gerste etc., ebenso frisches Wasser; den Korb aber rückt man täglich an eine andere Stelle. Die gewöhnliche Mastkost sind von Schwarzmehl und Milch bereitete Rudeln, die, der Stärke der Gurgel des Thieres entsprechend, nicht zu stark, an dem beim Füttern zuerst einzuführenden Ende dünner und abgerundet sein müssen; auch wird man gut thun, die Rudeln vor der Fütterung in Milch oder Wasser anzufeuchten. Gutes Mastfutter ist ferner Mais, in ganzen Körnern oder als Brei gegeben; er befördert den Anfaß eines jarten, weißen Fleisches. Auch versäume man nicht, täglich etwas Holzfohle oder kleine Kiesel in das Trinkt Wasser zu werfen. Alles Federvieh frist überdies gern Knochen, die, — grob gestampft, aber nicht ausgelocht, — mit Getreidefchrot gemengt werden; zur besseren Verdaulichkeit sei bei derartiger Fütterung dem Wasser reichlich Sand zu. Die zur Mast geeignetste Zeit ist kurz vor und kurz nach Michaelis, ein Zeichen der beendeten Mast ist, wenn der Schwanz einen Fächer bildet. S. F.

S. R. in N. — Das Thier, welches Ihre Pflanzen schädigt, ist keine Blattlaus, sondern eine schwer vertilgbare Fliege. Vorbeugend kann man im Treibhause nur durch Räucherungen mit Tabak und durch Insectenpulver wirken. Zur Vertilgung von der Plage genügt bei kleinen Töpfen ein wiederholtes Eintauchen in einen Kessel mit Wasser, dem ein Tafelkopf starken Tabak-Aufgusses beigegeben wurde. Bei größeren Blumen muß die Rückseite jedes einzelnen Blattes mit Schwamm, Wasser und schwarzer Seife gewaschen und der Schwamm beständig rein ausgewrückt werden, da sich sonst die Inficirung leicht auf gesunde Exemplare überträgt.

Abonnement in Preßburg. — Die Bezugsquellen der in unserem Blatte abgebildeten Gegenstände sind am Schluß jeder Nummer angegeben. — Frage in Regensburg. — Langjährige Abonnentin in B. — Alte Abonnentin in Jena. — Da wir in der Briefmappe geschäftliche Auskünfte gundätzlich nicht ertheilen, so erünnen wir Sie, uns Ihre Adressen anzugeben, damit wir Ihre Anfragen direct beantworten können. — Die Fragende. — Wir bedauern, von Ihrem freundlichen Anerbieten keinen Gebrauch machen zu können.

Bezugsquellen: Schirm, Vorläufer, Seite 6; Frau Elise Reuber, Wiesbaden, Reussstr. 1. — Gesellschafts-Tafel mit Sammetbespannung, Seite 7; S. Kelenthal, W. Bismarckstr. 38. — Toiletten, Seite 7; J. Trowlowitz, W. Kronenstr. 72. — Tischdecken, Seite 8; J. Schaal, W. Unter den Linden 27; Kell und Neumann, W. Leipzigerstr. 10. — Gartnerei, Seite 8; F. Preiser, SW, Wilhelmstr. 83.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt, ein Extra-Blatt, ein farbiges Stickmuster und ein Modenbild.

Die Illustrirte Frauen-Zeitung erscheint jeden Sonntag in 1 bis 2 Doppelbogen: jährlich 24 Moden-Kummern, 12 Schnittmuster-Beilagen, 28 Unterhaltungs-Kummern, 24 Beiblätter, 12 große farbige Modenbilder, 8 farbige Stickmuster-Vorlagen und 8 Extra-Blätter, also außer den Schnittmuster-Beilagen und Beiblättern jährlich 28 besondere Beigaben, eine zu jeder Unterhaltungs-Kummer. Vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf.

Die Heft-Ausgabe mit demselben Inhalt erscheint alle vierzehn Tage; das Heft (26 jährlich) kostet 50 Pf.

Die große Ausgabe mit allen Kupfern bringt außerdem jährlich noch 40 große farbige Modenbilder, also jährlich 68 besondere Beigaben, und kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Heft-Ausgabe auch alle Postanstalten.



# Illustrirte Frauen-Zeitung.

Nr. 3.

Wöchentlich eine Nummer.  
Vierteljährlich 2 1/2 M.

— Berlin, 15. Januar 1888. —

Große Ausgabe mit  
allen Kupfern: 4 1/2 M.

XV. Jahrg.

Kochend verboten.

## Im Holzstall.

Skizze von Gerhard von Amynor.

**E**s war ein ambrosischer Abend. Der fast volle Mond schwamm am wolkenreinen Himmel und blinzelte schallhaft hernieder auf die im wonnigsten Lenztraume verzücht athmende Erde.

Einen so sommerlich warmen Juni-Anfang hatte der Rentner Eduard Herbach trotz seiner nun fast vollendeten achtundfünfzig Jahre noch nie erlebt. Behaglich saß er mit seinem Gaste in der wohllich eingerichteten offenen Steinlaube, die im Vorgarten seiner Villa mit dem Rücken gegen die Giebelwand des Nachbarhauses aufgebaut war, und schaute durch die Wäldchen seiner köstlich duftenden Cigarre hinaus auf die monderhellsten Blumenbeete. Auf dem gedeckten runden Tische brannte die Lampe, und in ihrem Scheine flimmerte das silberne Thee-Geräth und das bunt bemalte Porzellan, von dem der Rentner mit seiner Tochter und seinem Gaste zur Nacht gespeist hatte. Hier war es köstlich; hier fühlte sich der kleine, menschenscheue Herr geborgen vor dem Lärm und der unsanften Berührung des öffentlichen Lebens; hier glogte ihn kein Zudringlicher an, hier hörte er nichts von dem Klatsch und Tratsch jenes unbarmherzigen Scheujals, des Publicums, das ihm einst sein geheimes Leben zerpfückt und ihn mit einer wahren Armsünder-Angst vor Allem, was Oeffentlichkeit hieß, erfüllt hatte. Die Millionen, die er besaß, hatte er nach und nach in stiller, rastloser Thätigkeit als kluger Mitbürger eines Seehandels-Plazes zusammenerobert, aber nie hatte ihm der Kampf um das rothe Gold so viel Aufregung und Herzeleid bereitet, als jener unselige Scheidungs-Prozess, den er vor vielen, vielen Jahren gegen Diejenige führen mußte, die ihn um das Beste im Leben schändlich betrogen hatte. Heute hat er die Ungetreue vergessen; schon seit achtzehn Jahren gilt er der Welt als Witwer; nur Hermine, sein einziges, wohlgeartetes Töchterlein, leistet ihm in seiner Einsamkeit Gesellschaft und giebt sich redlich Mühe, ihn vor jeder Störung seiner Zurückgezogenheit zu bewahren.

Und doch hat der ängstliche, weltflüchtige Herr heute einen Gast bei sich, den Grafen Claus von Schwedten, der den einstigen Rheder von früher her kennt und neulich bei einer zufälligen Begegnung in der Residenz auf's allerfreudigste begrüßt hat. Schon am Tage nach dieser Begegnung besuchte der Herr Graf den so unvermuthet Wiedergefundenen in der Villa, die dieser nahe der Residenz als Sommer-Wohnung gemiethet hat, und seit dieser Zeit ist er fast täglich ein

erst mit Zurückhaltung empfangener, neuerdings aber gern gesehener Gast des Herrn Eduard Herbach gewesen. Freilich, Hermine Herbach hat noch nie ihre Genugthuung belundet, wenn der zwar stattliche, aber so unheimlich gezierte, vornehme Herr mit einem der Abendzüge aus der Hauptstadt eintraf und in einer Droschke vor dem Gartengitter der Villa vorfuhr. Sie hatte erfahren, daß Graf Claus ein verschwenderischer Müßiggänger sei; sie muthmaßte, daß er bis über die Ohren verschuldet sein möchte, und sie ahnte mit weiblichem

Scharfjinn, daß er ihr wohl gern die neunzackige Krone anbieten würde, wenn Papa dafür die Güte haben wollte, ihn wieder flott zu machen und etwa noch ein Millionenchen als Aussteuer der zur Gräfin erhobenen Tochter mit auf den Weg zu geben.

Eduard Herbach mochte dasselbe ahnen; aber da er nun einmal den Lauf der Dinge kannte und sich darüber keiner Täuschung hingab, daß auch seine Hermine dereinst den Papa verlassen und irgend einem Tausendjassa von Geliebten folgen würde, so hielt er die zufällige Begegnung mit dem Grafen eher für ein Glück, als für ein Unglück. Denn ein Graf war ihm als Schwiegerjohn immer noch lieber, als irgend ein junger Kaufherr aus seiner Heimath an der Seelüste. Graf Schwedten hatte Güter; mochten sie auch bis zum vollen Schätzungswerthe verschuldet sein, er, Eduard Herbach, konnte alle Pfandschulden jeden Augenblick tilgen, und dann winkte ihm die erwünschte Aussicht, sein verheirathetes Töchterlein auf dem Lande besuchen zu dürfen, wo er vor der gefürchteten Berührung mit der Welt doch sicherer war, als in seiner Heimath, in der ihn jeder Börsebesucher und jeder Droschkenfutscher kannte und mit der Möglichkeit einer zudringlichen Anrede in steten Schrecken versetzte.

Hermine hat den Papa der Unterhaltung durch seinen geziert näselnden Gast überlassen und ist vom Theetische weggehuscht, um in den Garten hinauszutreten und die erquickende Würzluft des Abends mit weitgedehnten Lungen einzuathmen. Der Vorgarten wird seitwärts durch ein hohes Flieder- und Goldregen-Gebüsch gegen einen breiten, schnurgeraden Weg abgegrenzt, der von der bäumebepflanzten Straße in das Grundstück hinein und bei dem Vorgarten und dem Hause vorbei bis an's Ende des Grundstückes führt, wo man sich rechts wendend, durch das Pförtchen eines hölzernen Zaunes nach dem Hofe hinter der Villa gelangen kann. In diesem Goldregen-Gebüsch ist ein Durchschluß, den man von der Laube aus nicht sehen kann; dorthin tritt die Sinnende und richtet den Blick durch das noch offen stehende Gitter nach der Straße, die jetzt schon still und menschenleer geworden ist. Die schlante, weiß gekleidete Gestalt, vom Mondlicht voll überfluthet, hebt sich wie eine Marmor-Statue vom dunklen Gebüsch ab; unbeweglich, das Haupt leicht vornüber geneigt, den gekrümmten Zeigefinger der Rechten gegen das Kim stehend, denkt sie an den Gast in der Laube und sucht zu ergründen, warum er ihr so entsetzlich gleichgültig ist. Wie gern würde sie den unausgesprochenen und doch nicht mißzuverstehenden Wunsch des Vaters erfüllen, wie gern dem vornehmen Bewerber entgegenkommen, wenn sich nur irgend etwas in ihrem Herzen für diesen glatten Formenmenschen regen wollte! Ach, in ihrem Herzen



Halt, was sagst? Von H. Rotschenreiter. — Siehe Seite 14.



hat sich überhaupt noch nie etwas geregt; nur geheimnißvolle Ahnungen haben sie zu Zeiten durchschauert, aber noch nie hat sie der Anblick eines Mannes bis in's Innerste getroffen und ihr das Räthsel jener Ahnungen gelöst. Ein leiser Seufzer hebt ihre Brust, — was wird sie dem Vater erwidern, wenn er ihr den Antrag dieses, wie eine Modepuppe gekleideten Grafen verkünden wird? Lange, das fühlt sie, wird die Stille vor dem Sturme nicht mehr dauern, und was dann? Himmel! Was soll sie dann thun?

Der gleichmäßige Schall sich eilig näherender Schritte erweckt sie aus ihrem Sinnen; es hört sich an, als ob Jemand, von milden Feinden gehegt, um sein Leben ließe. Sie hebt ihr Haupt und starrt nach der offenen Straßenthür. Noch ehe sie sich recht bewußt wird, was eigentlich vorgeht, türmt schon ein menschliches Wesen in rasendem Laufe bei ihr vorüber, indem es ihr athemlos juraut: „Verrathen Sie mich nicht, gnädiges Fräulein, — bitte, Sie haben nichts gesehen!“ Schon verhallen die Schritte hinter dem Hause; öde und still ist wieder der Weg, und unwillkürlich tritt die Ueberraschte zur Seite und lugt nach der Laube hinter sich, um zu erfahren, ob man dort den Vorgang bemerkt hat. Aber ein lautes Gelächter, das von dort zu ihr herüberdröhnt, beruhigt sie; Papa muß irgend einen seiner trockenen Scherze erzählt haben; die beiden Herren haben nichts bemerkt.

Wer war der Eindringling? Was will er hier? Wird er verfolgt? Hat er ein Verbrechen begangen? Diese Fragen bewegen Hermine in ihrem Herzen, während sie geängstigt und erregt auf dem breiten Wege längs der Goldregen-Sträucher auf und ab wandelt. Da blißen die Helme zweier Schutzleute von der Straße her auf. Der eine der Beamten tritt bescheiden näher und begrüßt mit fliegendem Athem die Tochter des Hauses.

„Fräulein Herbach, — nicht wahr, ich habe die Ehre? Ist hier vielleicht soeben ein junger Mann hereingeklüpft? Wir waren dem Flüchtling dicht auf den Fersen, und plötzlich ist er verschwunden; er muß sich irgendwo in der Nähe verborgen halten!“

„Hier ist Niemand hereingekommen, — wir sind seit über zwei Stunden im Garten, — ich habe Niemanden gesehen.“ Mit gutgespielter Aufrichtigkeit giebt Hermine diese Auskunft.

Der Beamte schüttelt verwundert den Kopf, bittet um Entschuldigung und zieht sich wieder zurück, um mit dem draußen wartenden Kameraden langsam und ungeschlüssig weiterzugehen.

Hermine steht und preßt die Hand gegen das mächtig klopfende Herz. Wie kam sie darauf, die Unwahrheit zu sagen? Sind es Gewissensbisse, die sich in ihr regen? Aber nein! Sie konnte doch einen Unglücklichen nicht verrathen, einen Mann, der sich vertrauend unter ihren Schutz begeben hatte, nicht den Schergen des Gesetzes ausliefern! Das wäre grausam, heimtückisch, unweiblich gewesen.

Mit sich selbst zufrieden und dennoch von geheimer Unruhe durchzittert, wünscht sie dem Grafen, der sich bald darauf mit einem seiner schmadtendsten Blicke empfiehlt, eine glückliche Fahrt. Herr Herbach geleitet ihn noch bis zum Gitter, dann kehrt er schmunzelnd zu seiner Tochter zurück und klopfte sie ermunternd auf die runde Schulter. „Du wirst vernünftig sein und ihn erheben,“ das will die stumme Liebeslosung besagen.

Beide gehen in's Haus. Ein Diener schließt das Straßengitter, holt die Lampe aus der Laube und verschwindet ebenfalls im Hause, dessen Thür er hinter sich zuschließt. Bald liegt die Villa in tiefem Schlafe.

Nur Hermine wacht. Sie steht noch völlig angekleidet am offenen Fenster ihres im Erdgeschosse liegenden Schlafzimmers und späht und horcht nach dem Hofe hinaus. Wo ist der Verfolgte nur geblieben? Ueber die Mauer, die den Hof einfaßt, kann er unmöglich weiter geflohen sein. Sie schlägt ein Tuch aus taubengrauer Flockseide um ihre Schultern, denn sie schauderte eben im Hauche der kühlere werdenden Nachtluft, und schleicht auf den Zehenspitzen hinaus nach dem Flurgang. Dort tastet sie sich bis zu der Treppe hin, die nach dem Kellergechoß führt. Sie steigt hinab und findet im Vorspur des Kellers eine Laterne, deren Kerze sie entzündet; dann nimmt sie einen Schlüssel vom Haken an der Wand und huscht vorsichtig wieder die Treppe hinauf, um die Hofthür im Erdgeschosse geräuschlos zu öffnen. Mit der brennenden Laterne in der Hand betritt sie den Hof und wirft scheue Blicke nach allen Seiten. Sie erkennt die Pumpe, den Taubenschlag, den großen Rußbaum mitten im Hofe und dort zur Rechten die hölzerne Hundehütte, deren Bewohner im Winter das Zeitliche gefegnet und noch keinen Nachfolger gefunden hat; doch nirgends ist Der zu entdecken, den sie sucht. Sie schreitet quer über den Hof bis zu dem jenseitigen Stallgebäude. Die Thür zum Holzstall ist nur angelehnt; sie stößt sie leise weiter auf und tritt jagend über die Schwelle. Mit hoch erhobener Laterne, die ihren Schein auf das geschichtete Holz wirft, wagt sie die scheue Frage: „Ist hier Jemand?“

Keine Antwort. Aber dort hinter dem niedrigen Holzstoße, dessen obere Scheite aus ihrer ordnungsmäßigen Lage gebracht sind, regt es sich knisternd. Mit bebender Stimme, aber sich zu einem beherzten Entschlusse aufrassend, befiehlt sie gebieterisch: „Kommen Sie nur hervor! Ich habe Sie ja vorhin schon gesehen.“

Da taucht hinter dem Holze die Gestalt eines jungen, sauber gekleideten Mannes auf; zwei große, dunkelblaue, schwärmerische Augen sehen sie freudig-verwundert an, und eine Stimme von sympathischem Klange wird laut: „Hohe, zu Dir steh' ich; Du seist eine Göttin oder ein Mädchen! Eben entloh ich der Haat, nun warf ein Dämon mich hierher, daß ich auch hier noch dulde, denn noch erwart' ich des Leidens Ende nicht; mir ward viel mehr von den Göttern beschieden.“

Gewandt klettert er über den tremuenden Holzstoß hinüber, sinkt vor dem überraschten Mädchen auf ein Knie und fährt in halb übermüthigem, halb innig stehendem Tone fort:

„Verrathen Sie mich nicht, mein gnädiges Fräulein! Heilig sind ja, auch selbst unsterblichen Göttern, die Menschen, welche von Leiden gedrängt um Hilfe stehen.“

„Nicht um Sie zu verrathen, bin ich hierher gekommen,“ versteht Hermine, die aus dem sonderbaren, aber nicht reizlosen Benehmen ihres Schütlings nicht recht klug wird, „ich wollte mich nur überzeugen, wer sich eigentlich hier verborgen hat.“

„Oh, ich begreife,“ sagte der junge Mann aufstehend und sich dann tief verbeugend, „ich habe mich noch nicht vorgestellt. Ich heiße Henning von Oldensliet, bin Referendar und stehe zur Zeit mitten drin in der großen Staatsprüfung. Ich hoffe, Sie halten mich für keinen Verbrecher; der albernste aller Zufälle hat mich in diese eigentlich lächerliche Lage gebracht. Von dem Feuerwerk des heutigen Abends zurückkehrend, begegnete ich unvermuthet der früheren Erzieherin meiner Schwester, einem schon überjährigen und sehr romantischen Fräulein, Elisabeth Schober, die mit ihrem Bruder, einem braven Kassenbeamten, in dem großen Hause in der Löwenstraße wohnt. Sie hatte den Bruder im Gedränge verloren, bat mich um meine Ritterdienste, und ich geleitete sie ahnungslos nach Hause. Sie war schon in den Flur eingetreten, als sie ängstlich wieder kehrt machte und mich beschwor, ich möchte sie bis in ihr Zimmer bringen; in dem Hause wäre es nicht richtig, sie hätte schleichende Schritte gehört, sicher wären Diebe oder Mörder anwesend. Ich spottete ihrer Angst und ging mit ihr. Ein Wachszündhölzchen aus meinem Taschenfeuerzeuge leuchtete uns. In dem langen Corridor des alterthümlichen Gebäudes war nichts Verdächtiges zu entdecken. Ich beruhigte sie und begleitete sie bis in ihre, am Ende des Corridors befindliche Wohnung, wo ich ihr die Lampe anzündete und sie überzeugte, daß kein Grund zu irgend welcher Besorgniß vorlag. Da rief sie plötzlich: „Ich höre Schritte; mein Bruder kommt zurück; aber er kommt nicht allein; mein Gott! wenn uns Fremde hier finden, was sollen sie von mir denken? Bitte, verbergen Sie sich, oder besser, klettern Sie dort durchs Fenster; es ist nicht hoch... schnell, schnell, um meines guten Rufes willen!“ Ich ärgerte mich über diese ganz unbegründete Sorge, aber um der übertrieben zimperlichen alten Dame keinen Schmerz zu bereiten, that ich ihr den Gefallen, slog in's nächste Zimmer, riß einen Fensterflügel auf und schwang mich lachend hinaus in das kleine Hintergehäuschen, das nach dem Neuthor führt. Da fühlte ich eine Faust an meinem Nacken, und der Ruf traf mein Ohr: „Halt, Vursche! jetzt haben wir Dich! komm nur gutwillig mit; meine Kameraden sind in der Nähe.“ Ich folgte dem Schutzmännchen, ohne zu begreifen, warum er mich verhaftet hatte; aber plötzlich gedachte ich des Fräulein Schober, — jetzt konnte die Kermite wirklich in eine recht verdrießliche Lage gerathen; auch mir, ich gestehe es, war es nicht gleichgültig, gerade jetzt, wo ich mein Staatsexamen zu absolviren habe, vielleicht als Abenteurer in die Spalten der Zeitungen zu kommen; ich riß mich los und lief, was ich laufen konnte, dem Neuthor zu, indem ich die Schritte mehrerer Verfolger hinter mir hörte. Sehe ich wie ein ehrlicher Mann aus, mein gnädiges Fräulein, oder muß ich die Wahrheit dieser meiner Aussage noch durch Eidschwur bekräftigen? Daß man mich für einen Anderen gehalten hat, ist mir ganz zweifellos; ich würde auch die Aufklärung des Irrthums mit Seelenruhe abgewartet haben, wenn mich die Rücksicht auf Ihr Geschlecht nicht zur Flucht getrieben hätte.“ In einem Athem hatte er es hervorgesprudelt. Jetzt blickte er seine Kletterin erwartungsvoll an und schien von ihren Lippen die Antwort lesen zu wollen.

Hermine konnte das Fräulein Schober; sie wußte, daß dieses Mädchen einem jungen Manne nicht mehr gefährlich werden konnte, und dieses Bewußtsein erfüllte sie zu ihrer eigenen Ueberraschung mit einer Art Glücksgefühl.

„Ich glaube Ihnen, Herr von Oldensliet, und freue mich, daß ich Sie nicht verrathen habe, denn man hat schon nach Ihnen gesucht.“

„Oh, diese Pfadfinder der heiligen Hermandad, was haben sie für eine feine Witterung! Ich danke Ihnen herzlich für Ihre Großmuth, Fräulein...“ Er stockte, da er ihren Namen nicht wahrte.

„Herbach, Hermine Herbach,“ ergänzte sie lächelnd. „Fräulein Herbach,“ fuhr der Andere begeistert fort, „mit unaussprechlichen Lettern wird dieser Name in meinem Herzen eingeschrieben bleiben! Meine Kletterin wolle mir huldreichst gestatten, daß ich ihr die kleine, menschenfreundliche Hand küsse.“ Und ehe sie es verhindern konnte, hatte er sein led gedrehtes Bärtchen auf ihre Fingerspitzen gedrückt.

Erröthend zog sie ihr Händchen zurück; aber in ihrem Herzen herrschte trotz der späten Nachtstunde auf einmal heller, jubelnder Sonnenschein.

„Und nun,“ hob Henning wieder an, „wird es Zeit, daß ich gehe; schon zu lange habe ich Ihre Rücksicht in Anspruch genommen.“ Er wollte der Thür zu schreiten; doch Hermine hielt ihn am Arme fest:

„Um Gottes Willen, doch jetzt noch nicht! Ich bin überzeugt, die Polizei lauert draußen noch umher, und Sie rennen unmittelbar in's Verderben.“

Uebermüthig verietzte er:

„Göttliches Weib, berede mich nicht, hier länger zu bleiben! Zwar ich sähe mit Freuden bei Dir ein völliges Jahr lang, ohne mich jemals heim nach meiner Klauie zu sehnen, ... aber, — schelten Sie mich nicht einen profaischen Materialisten, — ich muß in der That aufbrechen, wenn ich nicht dem elendesten Hungertode erliegen will; wir hatten, ehe ich zu jenem verhängnißvollen Feuerwerk ging, unsern Homer-Abend; ich habe seit Mittag noch nichts gegessen.“

„Ach, Sie Aermster!“ rief Hermine, von Mitleid bewegt, „warten Sie, dem soll sogleich abgeholfen werden!“ Und schon in der Thür, wandte sie sich noch einmal um und warnte mit drohendem Finger: „Aber nicht wahr, Sie sind folgjam und desertiren nicht?“

„Ich warte hier, bis die dämmernde Frühe mit Rosenfingern heraufkommt.“

„Das ist ja ein ganz reizendes Geschöpf!“ dachte er laut, als sie mit ihrer Laterne davongehuscht war, „und des reichen Rheders Tochter ist sie! Donnerwetter! wenn mich das Schicksal in diesen Holzstall verschlagen hätte, um mich hier das große Los im Liebes- und Lebenslotto ziehen zu lassen! Armer Henning, gib dich solchen Träumen nicht hin, sie machen dein Hirn wirbeln!“

Als Hermine mit einem gefüllten Korbe und einer wollenen Decke zurückkehrte, war Henning bejungen und wortkarg; kein einziger Vers aus Homer wollte ihm mehr einfallen. Um so zuversichtlicher und gesprächiger war Hermine. Der abenteuerliche Vorgang machte ihr offenbar großen Spaß; sie stellte die Laterne auf einen Holzstoß und deckte den im Stalle befindlichen mächtigen Hauf mit einem blendendweißen Damasttuche. Dann holte sie aus ihrem Korbe allerlei Herrlichkeiten hervor, die sie auf den improvisirten Tisch stellte: ein kaltes Huhn, eine geöffnete Sardinenbüchse, Butter, Brot und Käse, auch die Reste eines Nachtschess, die sie in Gestalt von Ananmandeln und Traubenrosinen in der Speisekammer zusammengerafft hatte. Aus einer Flasche Rothwein füllte sie ein schimmerndes Keschglas, und, indem sie es dem Verschmachteten darbot, sagte sie freundlich besorgt: „Nun stärken Sie sich, Herr von Oldensliet; bis Tagesanbruch müssen Sie schon in diesem wenig einladenden Loch aushalten.“

„Wenn Sie zuvor an diesem Glase nippen wollten, würde es mir noch einmal so gut schmecken.“

Bescheiden bittend und mit einem heißen Blicke seiner großen, ehrlichen Augen hatte er es gesagt, und Hermine fand nicht den Muth, ihm diese Bitte abzuschlagen. Sie trank einen Schluck und bemerkte, nicht ohne verstärktes Herzklopfen, daß Henning gerade diejenige Stelle des Glases zum Munde führte, die von ihren Lippen berührt worden war.

Während er speiste, plauderte sie und musterte dabei, auf ein paar Holzschichten in der Ecke hockend, sein scharf geschnittenes Profil. Seine Nase war etwas lang, seine Stirn vielleicht ein wenig zu stark vorgewölbt, aber er hatte prachtvolles, leicht gekräuseltes Blondhaar, wunderschöne Augen, und seine Zähne, wenn er sprach oder lächelte, glänzten zwischen den frischen, rothen Lippen wie Alabafter hervor. Der Graf von Schwedten konnte mit ihm keinen Vergleich aushalten; den Grafen würde sie gewiß nicht nehmen, das stand plötzlich bei ihr fest; wenn ihr nun aber Henning jemals einen Antrag machen sollte...? Hatte sie das wirklich gedacht? Erschröcken sprang sie auf.

„Herr von Oldensliet, jetzt wünsche ich Ihnen eine gute Nacht; Sie müssen sich diesmal schon mit dieser wollenen Decke behelfen. Um fünf Uhr komme ich, Sie zu weden, und lasse Sie durch's Gitter hinaus; dann wird die Luft hoffentlich rein sein.“

„Auf frohes Wiedersehen, Fräulein Herbach! Ich werde nicht schlafen, sondern nur an die großmüthigste und huldreichste aller jungen Damen denken.“



Sie schwebte davon, und Henning ärgerte sich, wie nüchtern und armelig sein letzter Gruß gerathen war. Wie berauscht, schwankte er in dem knappen Raume des Stalles hin und her. Dieses Mädchen hatte Feuer in seine Adern gegossen: lichterloh brannte sein Herz, und die Flamme schlug zu seinem Haupte empor und verjagte ihm das schwindelnde Hirn.

Als die Morgenjonne heraufkam, — es war noch nicht vier Uhr, — wagte er, die Stallthür eine Hand breit zu öffnen, um im Scheine des ersten Lichtes seinen äußeren Menschen, so gut es gehen wollte, wieder in eine ansehnliche Verfassung zu setzen. Mit dem Tischttuche, das Hermine zurückgelassen hatte, rieb er sich auf trockenem Wege Gesicht und Hände ab, dann fuhr er mit seinem Taschenbürstchen strahlend und glättend über sein dichtes Haupthaar.

Nach einer Stunde, wie sie versprochen hatte, erschien Hermine in einem reizenden Morgenanzuge in der Stallthür. „Gut geschlafen, Herr von Oldensliet?“

„Guten Morgen, Fräulein Herbach; wie hätte ich schlafen können, da ich Sie erwartete?“ Seine Stimme zitterte leicht, als er zögernd fortfuhr: „Wissen Sie, daß es mir recht sauer wird, an das Ende dieser süßen Gefangenschaft glauben zu sollen? Ich wünschte, ich dürfte immer hier in diesem Stalle bleiben, wenn Sie nur ab und zu kämen, um Glanz und Glück in seine Dunkelheit zu bringen. Fräulein Herbach,“ setzte er inniger hinzu, indem er ihre Hand ergriff, „die sie ihm ohne Sträuben überließ, „bin ich ein Undankbarer, wenn ich bei meinem Scheiden ein Geständniß wage, an dem ich sonst ersticken würde?“

Immer näher brachte er sein Antlitz dem ihren; immer heißer waltete ihr sein Odem entgegen. Sie stand wie gelähmt; Willen und Bewußtsein schien sie verlassen zu wollen; nur ihr Busen wogte, vom Sturm mannsprachlicher Gefühle durchwühlt. „Hermine!“ rief er leidenschaftlich hervor. „Ich bleibe dein Gefangener, auch wenn ich scheide, ... ich liebe Dich mehr als mich selbst, ... laß es mich besiegeln mit diesem Kusse!“ Und er preßte seinen Mund auf ihre Lippen.

Ein Schluchzen erschütterte sie, dann aber schlang sie beide Arme um seinen Nacken und gab ihm heiß den Kuß zurück.

„Was geht denn hier eigentlich vor?“ tönte hinter ihnen die ernüchternde Frage.

Sie fuhren aus einander und sahen Herrn Eduard Herbach, der, in Schlafrock und Pantoffeln, ein schwarzes Sammetläppchen auf dem Haupte, starr und verwundert auf der Schwelle stand.

Es bedurfte längerer Zeit, bis der reiche Herr den Inhalt des ihm von zwei Seiten gleichzeitig vorgebrachten Berichtes einigermaßen ersaßt hatte.

Henning schloß seine Erzählung mit der flehentlichen Bitte: „Geben Sie uns Ihren Segen, Herr Herbach! Dies ist auch der einzige Weg, auf dem Sie Ihr Fräulein Tochter vor jeder weiteren Belästigung durch den Polizeirichter sichern können.“

Ein Gott hatte ihm diese Worte eingegeben. Entsetzt fragte Herr Herbach: „Hat sich meine Tochter denn eines Vergehens schuldig gemacht?“

„Unzweifelhaft,“ erklärte Henning; er sah die Wirkung seiner Worte und fuhr als schlagfertiger Jurist berechnend fort: „Paragraph 257 des Strafgesetzbuchs: Wer nach Bezeugung eines Vergehens dem Thäter wissenschaftlich Beistand leistet, — mein Vergehen besteht allerdings nur in meiner gewaltthätigen Befreiung aus den Händen eines Schutzmannes, den ich wohl etwas unjaunzt gestohlen haben mag, — ist wegen Begünstigung mit Geldstrafe bis zu hundert Mark oder mit Gefängniß bis zu einem Jahre zu bestrafen.“

„Meine Tochter ... ein Jahr Gefängniß!“ stammelte der alte Herr, und er faßte mit beiden Händen nach dem Thyrpfosten, „barmherziger Gott! das wäre mein Tod!“

„Es ist nicht so schlimm, wie Sie meinen,“ beruhigte Henning den Fassungslosen, „die Begünstigung ist straflos, wenn dieselbe dem Thäter von einem Angehörigen gewährt worden ist; im Sinne des Strafgesetzbuchs würde meine Braut als meine Angehörige zu gelten haben und auch jede Aussage gegen mich verweigern dürfen.“

Herrn Herbach fiel ein Stein vom Herzen. „Ist dem wirklich so?“ rief er erleichtert aus. „Oh, dann in Gottes Namen! Ich gebe Euch meinen Segen. Auch hier erfüllt sich das Wort: die Ehen werden im Himmel geschlossen.“

„Alldieweil selbst ein Holzstall zum Himmel wird, wenn eine Hermine Herbach darinnen weilt,“ setzte Henning übermüthig hinzu, indem er seine Braut auf's Neue umarmte.

Am nächsten Tage schon empfing der Graf von Schwichten ein Brieflein des Rhebers, das ihm Herminens Verlobung mit Herrn Henning von Oldensliet meldete.

Den Schutzmann, der den Referendar für einen Einbrecher gehalten hatte, stellte Herr Herbach ein halbes Jahr später als seinen Privat-Secretär an; der Mann des Geheimes hatte sich bei solchem Tausche nicht zu beklagen.

Nachdruck verboten.

### Kaffee und Migräne.

Von Hermann Kunze.

**K**affee, ein schleichendes Gift,“ das ist heute in manchen Kreisen ein geflügeltes Wort. Der berühmte Fontanelle hat ihm längst als Pendant ein anderes gegenüber gestellt: „Ja wohl, — aber sehr schleichend, denn ich bin bei meinem letzten Genuß fast hundert Jahre alt geworden.“

Die Kaffeebrüder und Kaffeeschwestern verehren in dem braunen Trank einen Wohlthäter der Menschheit und wissen ihm allerlei Gutes nachzurufen; nach seinem Genuß, sagen sie, werden die Sinnesindrücke schärfer, es kommt ein Treiben der Gedanken und Vorstellungen, eine Gluth in Wänschen und Idealen, welche uns über das kleinliche Getriebe und über herzbedrückende Sorgen mit den leichten Zauberschwingen der Phantasie hinweghebt. Das Ermüdungsgefühl schwindet, das Schlafbedürfniß wird gemindert, die Arbeitslust gesteigert, — kurz, alle Kräfte des Leibes und der Seele werden frisch angeregt und angenehm gehoben. Es ist nicht bloßes Partei-Interesse, welches so für den Kaffee eintritt, nein, die Vertheidiger haben mit ihrem Lobe des Kaffees vollständig Recht, — alle die gerühmten Wirkungen sind ihm in der That eigen. Aber freilich, es ist schwer, nun den Grenzpunkt festzustellen, wo er aufhört, mild anregend, und wo er anfängt, wild aufregend zu werden. Denn auch die milderen Symptome, die der Kaffee wirkt, deuten doch auf eine kräftige Wirkung auf das Nerven- und Blut-System. Es haben darum auch wieder die Kaffeegegner nicht Unrecht, wenn sie dem Kaffee ein langes Sündenregister aufrechnen.

Bei nervösen Leuten oder bei Vollblätigen, besonders bei Unterleibs-Vollblütigkeit, bringt er, gemißbraucht, allerlei böse Leiden zum Ausbruch: Nervenschmerzen, Migräne, Magenkrampf, Ritteln der Glieder, nervöse Krämpfe, Herzklopfen, Blutwürgungen und Blutungen, — auch Verdaunungs-Beschwerden sind oft in seinem Gefolge. Für seinen Charakter als nicht ungefährliches Arzneimittel, — in Folge des darin enthaltenen, als Gift wirkenden Caffeins, — ist folgender Fall ein warnendes Beispiel: zweiunddreißig Tassen Kaffee, aus acht Loth bereitet, hatte ein Dienstmädchen bewältigt; schnell erfolgte Erbrechen, fürchterliche Hitze, nervöse Aufregung, Ritteln, Schwindel, Nöckeln, und nur mit größter Mühe wurde das Mädchen gerettet, namentlich durch das frühzeitige Erbrechen des genossenen Kaffees. Indes alle Schreckbilder und alle Verdichte der Medicin- und Natur-Arzte, noch weniger die mattherzigen Kaffee-Surrogate werden den Kaffeegegner aus der Welt schaffen, ebensowenig, wie es in früherer Zeit Staatsgesetze und Continental-Sperre vermocht haben. Er wird und mag ein Erquickungs- und Erfrischungsmittel bleiben, das die Kräfte ebenso angenehm erregt, wie ein Glas Wein, eine Tasse Bouillon.

Sie haben eben beide Recht: derjenige, welcher den Kaffee als ein angenehmes Genußmittel erklärt, wie derjenige, welcher in ihm ein schleichendes Gift sieht. Das steht indes fest, ein Nahrungs- und Lebensmittel ist der Kaffee nicht, sondern lediglich ein Genußmittel, für Viele aber ein schädliches Arzneimittel.

Von vielen gesunden Menschen wird er in mittlerer Stärke getrunken, das ganze Leben hindurch gut vertragen, — der schwache „Bländchen“-Kaffee, der gern in großen Portionen genossen wird, ist freilich der Verdauung wenig zuträglich. Für die nervösen, magenschwachen und unterleibsvollblütigen Leute aber ist der Vohnenkaffee nie wohlthätig, oft genug recht schädlich, und solche halb- oder ganztrauken Leute sollten, wenn sie gesund werden wollen, durchaus den Kaffee meiden.

Besonders steht der Kaffee in dem Ruf, die Migräne zu verursachen. Kaffeeschwesterthum und Migräne sind ein eng verbundenes Paar, oder vielmehr der erquickende braune Trank ist die Mutter der unerquicklichen Migräne, — so behaupten eifrige Vertreter der Hygiene. Einer derselben argumentirt so: Die Migräne ist derselbe cumulative Ausdruck von habitueller Kaffee-Vergiftung, wie das Delirium bei habitueller Alkohol-Vergiftung! Vom chemischen Standpunkt sind Caffein und Alkohol gleichartig; daher ist die Wirkung der Caffein-Pillen oder einer sehr starken Tasse Kaffee bei Migräne bisweilen schmerzlindernd, denn wie beim Schnapsrinker nach dem Genuß des gewohnten Getränkes das morgentliche Giebertzittern sich legt, so giebt sich bei der Kaffeeschwester das Nervenweh, wenn sie eine stärkere Gabe ihres Reizmittels genossen. Diese Wirkung schwächt sich jedoch mit der Zeit ab, weil die Ueberspannung der Nervenfasern zuletzt in Erschlaffung ausartet, und schließlich kann die Abspannung in Zerrüttung der Nerven übergehen.

Derselbe Hygieniker schreibt: „Wie's allgemein bekannt ist, daß der Migräne-Anfall niemals mit dem Tode endigt, und daß nervöse Frauen, obgleich es ihnen dem Gefühl nach oftmals „wie zum Sterben“ ist, sogar sehr alt werden, so geht die habituelle Kaffee-Vergiftung allemal in schleichendes Siechthum, und auch dieses meist nur durch andere acute Erkrankung in vorzeitige Auflösung über. Das Kaffeeschwester-Siechthum an sich äußert sich außer in Nervenreizbarkeit und Anfällen von Migräne in einem Ernährungsstande, den man bei noch verhältnißmäßig jugendlichen als „früh verblüht“, bei älteren Unterheiratheten mit noch stärkerem Ausdruck bezeichnen hört. Diese Art von Siechthum beruht in einer gesundheitsstörenden, die Säftemischung und Säftebewegung lähmlegenden Verlangsamung der Körperheizung, — bekanntlich ist Kaffee ein starkes Austrocknungsmittel; daraus erklärt sich dann weiter die Widerstands-Unfähigkeit gegen Witterungseinflüsse und Gemüths-Erregungen, überhaupt die anhaltende Verstimmung, Griesgrämigkeit und Launigkeit.“

Der Verfasser bemerkt hierbei ausdrücklich, daß nicht er dies „Schreckbild einer Kaffeeschwester“ verbrochen hat, sondern daß es doch, seines Erachtens, noch eine gute Zahl „blühender Kaffeeschwester“ giebt. Ueberhaupt dürften die Fälle, bei denen die Migräne lediglich aus dem Kaffeegegniß herzuleiten ist, doch sehr selten sein, wenigstens ausdrücklich anerkannt werden soll, daß, wo Migräne vorhanden, der Kaffeegegniß sicher das Leiden stärken und besetigen hilft. Sonst giebt es aber doch eine ganze Reihe anderer Ursachen für die Migräne. Ist genug ist sie ein Erbthum, aus einer von der Mutter her ererbten Anlage hervorgegangen. Früher leitete man sie her aus der „Hysterie“, — ein sehr dehnbarer Krankheitsbegriff, unter dem man vielerlei zusammensaßte, was es Nervös-Krankhaftes im Frauenleben giebt, ein Complex verschiedenartiger Frauen-Nervenleiden. Ueber das Wesen der Migräne ist mit der Bezeichnung „hysterisches Leiden“ so gut wie nichts gesagt!

Anderer suchen die Ursache der Migräne, wenigstens in manchen Fällen, in einer abnormen Verdauungs-Thätigkeit, und es ist hinlänglich bekannt, daß mit dem Migräne-Anfall starke Störungen der Verdauung, resp. des Mannens, verbunden sind aber das konnte freilich eben so sehr Folge, als Ursache der Migräne sein.

Die Migräne ist der Ausdruck eines Allgemeinleidens, einer Constitution-Anomalie und gehört zu der großen Familie krankhafter Nervenleiden. In einer großen Reihe von Fällen ist der letzte Grund der Migräne in einer Störung der Blut-Circulation, in einer Unregelmäßigkeit in der Blutbahn, namentlich in der Sphäre des Gehirns, zu suchen, welche gepaart ist mit einer entweder als Krampf oder als Lähmung der betreffenden Blutgefäße sich darstellenden Neuralgie des in jener Sphäre herrschenden sogenannten Sympathicus-Nervs. Die Migräne wäre demnach nichts Anderes, als eine Nerven-Affection im Halsstheil des Sympathicus-Nervs und infolge davon Reizung der Kopfnerven, veranlaßt durch Störungen im Wutlauf der betreffenden Kopfgefäße.

Zu dieser Ansicht ist man nicht willkürlich gekommen.

Der bekannte Physiolog Du Bois-Reymond, welcher selbst an Migräne litt, stellte hinsichtlich seiner Migräne genaue Beobachtungen an sich selber an und kam zu dem Schluß, daß die Migräne auf einer krankhaften Verengung der Kopfgefäße beruhe. Einige Jahre darauf veröffentlichte ein Arzt Wollendorf die Beobachtung, die er betreffs der Migräne in seiner Familie gemacht hatte, und stellte als Ursache dieser Affection, im Gegensatz zu Du Bois-Reymond, eine lähmungsartige Erweiterung der Kopfgefäße hin. Beide Beobachtungen sind von anderer Seite bestätigt. Man hat also zwei Formen von Migräne zu unterscheiden: 1. die auf krampfhafter Gefäß-Verengung beruhende Neuralgie (Nervenschmerz) des Sympathicus; 2. die auf lähmungsartiger Gefäß-Erweiterung beruhende Neuralgie des Sympathicus. Die krampfartige Form der Gefäß-Verengungs-Migräne äußert sich so: Die leidende Gesichtshälfte ist blaß und kühl, die Schläfen-Arterie dort hervorspringend, hart, die Pupille der kranken Seite vergrößert, aber das Auge selbst verkleinert; oft treten auch wässrige Entleerungen dabei auf. Gegen Ende des Anfalls löst sich der Krampf der Blutgefäße, Gesicht und Ohr röthen sich dann wieder und werden warm.

Die lähmungsartige Form der Gefäß-Erweiterungs-Migräne äußert sich so: Die leidende Gesichtshälfte ist roth und heiß, bisweilen auch geschwellt und empfindlich, oder schwellend, die Schläfen-Arterie ist bisweilen erweitert, klopfend, dagegen ist die Pupille der leidenden Seite verengert. Beim Ende des Anfalls verschwinden allmählig Hitze und Röthe.

Beide Erscheinungen in den Blutgefäßen des Kopfes lassen sich auf eine Affection des Hals-Sympathicus zurückführen.

Es ist vielfach die Meinung verbreitet, daß die Migräne eine durchaus unheilbare Krankheit sei. Das ist doch ein Irrthum. In manchen, besonders schweren Fällen, ist sie freilich äußerst hartnäckig, aber ich habe mich wiederholt überzeugt, daß auch die Migräne, selbst bei veralteten, lange Jahre und noch von der Kindheit her bestehenden Fällen, bei richtigem Curplan, und — nicht zu vergessen, — bei Ausdauer und Energie seitens der Patientin, doch oft heilbar ist. Man darf freilich nicht alle Fälle nach derselben Schablone behandeln wollen, sondern es gilt auch hier, genau zu individualisiren und vor Allem Ursache, Art und Form der Migräne nach obigen Andeutungen, ferner die Constitution der Patientin und endlich anderweitige krankhafte Beschwerden wohl zu berücksichtigen. Auf das Einzelne genauer einzugehen, ist an dieser Stelle unthunlich.

Zur Abklärung, resp. Verhütung des Migräne-Anfalls sind eine ganze Reihe von Mitteln angepriesen. Als neuestes, recht dringend als besonders hilfreich empfohlenes Mittel nennen wir nur das Antifebrin, welches, in einer Gabe von 1/2 bis 1 Gramm bei dem ersten Zeichen des herannahenden Anfalls gereicht, demselben oft schnell ein Ende macht. Auch das Kochsalz ist als Abklärungsmittel des Migräne-Anfalls, namentlich bei jener Form der Migräne, die mit starken Magen-Symptomen auftritt oder mit krampfhafter Gefäß-Verengung verbunden ist, zu Anfang des Anfalls zu 1/2 bis 1 Theelöffel voll auf einmal genommen, von bestem Erfolge. Besser bleibt es freilich und rathamer, auf eine wirkliche, gründliche Heilung der Krankheit hinzuarbeiten und dabei Ausdauer und Energie, besonders auch in dem diätetischen und psychischen Verhalten nicht hinstanzusetzen. Möglichstes Vermeiden von allen Gemüthsbewegungen, strenge Enthaltung von reizenden, gewürzigen, salzigen, lauren und fetten Speisen, sowie von Wein, Kaffee, Thee u. s. w. sind dringend geboten. Außer den medicinischen Heilmitteln, die hier nicht aufgeführt werden können, sind Electricität, Seebäder, Gebirgs-Aufenthalt, Bäder-Curen, je nach der Constitution und den begleitenden Leiden, oft von Nutzen.

Nachdruck verboten.

### Türkische Sprichwörter.

**V**or Kurzem ist in Konstantinopel ein Buch erschienen, welches eine größere Aufmerksamkeit verdient, als das westliche Europa sonst den Erzeugnissen aus dem türkischen Büchermarkte zuzuwenden gewohnt ist. Dasselbe ist eine Sammlung türkischer Sprichwörter, zusammengestellt von Ahmed Vefik Effendi, ehemaligem Unterrichts-Minister der hohen Pforte, einem Manne, der nicht nur die Literatur der Orientalen, sondern auch die der europäischen Staaten genau kennt.

Wir finden hier über dreitausend Sprichwörter; die Ausdrucksweise derselben ist so einfach und klar, wie man sie in der türkischen Literatur nicht so leicht wieder etwas finden dürfte. Ihre Mehrzahl zeigt nur geringe oder gar keine Anlehnung an den Islam, einige tragen sogar einen dieser Religionslehre völlig entgegengeetzten Charakter.

Im Allgemeinen enthalten Sprichwörter mehr Weisheit und gesunden Menschenverstand, als alle übrigen Klassen literarischer Erzeugnisse. Sie geben uns die Philosophie der Menschen und Völker, nicht die der Schulen. Und in diesem Sinne wird es die Leser sicherlich interessieren, aus nachstehender Auswahl zu erfahren, daß der Muselman in seinen moralischen Ansichten eigentlich gar nicht so weit von uns entfernt ist.

Eine große Anzahl der vorliegenden Sprichwörter findet ihren Kernpunkt und ihre Schönheit in den türkischen Worten; von diesen können daher nur einige wenige hier angeführt werden. Wir geben fünf davon, zugleich mit der deutschen Nachahmung des türkischen Wortlautes:





Die verletzte Reiterin. Nach Zeichnung von Eduard Ravel.  
In der Fortsetzung der Illustration des 11. Heftes.





„Allah imhal eder, ihmal etmes“. — Gott schiebt auf, er überfieht nichts.

„Sen Aga, den Aga, bu inegi kim saga!“ — Du ein Herr, und ich ein Herr, — wer soll denn da die Kuh melken?

„Sep seni seveni, jer ile jeshan isede: seyme seni seymejeini, aleme jultan isede“. — Liebe den, der Dich liebt, und sei er ganz verarmt; liebe nicht den, der Dich nicht liebt, und sei er der König der Erde.

„Dem ofuduf, hem ofuduf, hem muduf“. — Wir haben's gelernt und gelehrt und doch vergessen.

„Bir emin isi jemindenen cola“. — Ein ehrlich Wort ist besser als zwei Eidschwüre.

Höchst interessant, wenn man ihre Herkunft nicht vergißt, sind die folgenden Worte der practischen Weisheit:

Ein Kofj gehört dem, der es bestiegt, ein Schwert dem, der es angürtet, eine Brücke dem, der darüber geht.

Wenn Kofj und Kaufsel sich schlagen, geht zwischen ihnen der Hef zu Grunde.

Der Hungrige wird davon nicht satt, daß er dem Satten in's Gesicht schaut.

Das Hinterrad folgt im Geleise des Vorderrades.

Er giebt dem Löwen Gras, dem Pferde Fleisch.

Wer wenig giebt, giebt aus seinem Herzen; wer viel giebt, thut's aus seinem Geldbeutel.

Das Auge des Herrn ist des Pferdes Striegel.

Fürchte den Mann, der Gott nicht fürchtet.

Eine feine Familie! Sein Vater ein Kettig und seine Mutter eine Kohlrabe.

Seine Mutter eine Zwiebel, sein Vater ein Knoblauch, — woher in seinen Adern das Rosenöl?

Mit einem Sterbenden unterhält man sich nicht.

F. Moreno.

Nachdruck verboten.

### Pariser Familien-Leben in den oberen Gesellschafts-Klassen.

Von Eugen von Jagow.

**V**ornehme oder reiche Pariser Familien schicken ihre Töchter in die Mode-Pensionate, Oiseaux, sacre Cour etc., wo dieselben in einer fast als clerikal und legitimistisch zu bezeichnenden Atmosphäre aufwachsen. Der Vater ist vielleicht Atheist und Jacobiner, — das thut nichts, denn die Mode steht über Republik und Königthum, über Freimaurerei und kirchlicher Rechtgläubigkeit. Und in der That accommodiren sich auch die Schwestern, denen Unterricht und Erziehung der jungen Damen anvertraut ist, wie Tartuffe es nennt, mit dem Himmel, inwiefern sie Tanz-Unterricht und unheilige Gesänge in ihren Mauern dulden. Alle Talente, selbst das der weiblichen Vertellungskunst, werden in Pensionate entwickelt. Nur eines nicht: der Familiensinn. Dem welterfahrenen Auge des Vaters, der Obhut treuer Mutterliebe wird das junge Mädchen früh entzogen, und wenn es heimkehrt, so findet es keinen Haushalt vor, durch dessen Anblick der eben getriggte Mangel der Pensionats-Erziehung ausgeglichen werden könnte. Der Vater verbringt die Hälfte des Tages und den ganzen Abend außer dem Hause, in seinem Club, im Ballet oder in zweifelhafter Gesellschaft. Diese Dinge, die dem jungen Fräulein nicht lange verborgen bleiben, können ihm von der Ehe keinen hohen Begriff beibringen. Bisher wußte es von derselben nur aus den in's Pensionat eingeschmuggelten, sentimentalen Romanen. Die Wirklichkeit enttäuscht es auf das Bitterste.

Die in der vornehmen Gesellschaft Frankreichs geschlossenen Ehen sind, im Gegenlage zu den englischen, fast durchweg Vernunft-Ehen. Die Dichter, dramatische Dichter sowohl, wie die Romanciers, haben gegen dieselbe unzählige Mal Einspruch erhoben, der gesunde Menschenverstand, die Praxis bestreiten ihnen jede Berechtigung, aber Gewohnheit und Sitte sind mächtiger als alle Gegenstände.

Die meisten Vernunft-Ehen bedeuten eine Verbindung von großen Familiennamen oder von großem Vermögen oder endlich von einem großen Familiennamen mit einem großen Vermögen.

Die La Rochefoucaulds, die Broglies etc., pflegen sich nur mit Standesgenossen zu verheirathen. Sie bleiben im Faubourg Saint-Germain. In der Finanzwelt beobachtet man ein ähnliches Verfahren. Die Schwiegeröhne Rothschild's sind selbst kleine Rothschild's, und wie die Souveräne auf den Thronen Europa's, gehen die Finanzkönige nur standesgemäße Ehen ein. In dem einen Falle haben wir die Vernunftsche aus Adelsrücksichten, im anderen die aus Finanzrücksichten. Deren Combination bildet die dritte Form der Vernunftsche; der geldbedürftige Adlige verkauft seinen Namen an eine adelstüchtige Millionärstochter; er vergoldet sein Wappen.

Da die Vernunftsche in den genannten Klassen der französischen Gesellschaft die Hauptregel ist, so ist die verhältnismäßig kurze Dauer der Verlobung und die Form ihrer Abschließung nur folgerichtig. Da körperliche Anmuth und Liebe völlig Nebenhande sind, so genügt eine einmalige Begegnung durchaus. Daß diese die Herzen entflammte, wie diejenigen Romeo's und Julia's, dürfte in der That eine große Ausnahme sein.

Das Stellbischein oder mit anderen Worten die Brautschau erfolgt häufig außer dem Hause. Man begegnet sich, wie von ungetähr, im Bois de Boulogne. Man steigt aus und promeniert, die Eltern voraus, das Pärchen hinterdrein. Man erwägt, ohne ein großer Prophet zu sein, daß das, was sich die beiden Heiraths-Candidaten unter solchen Umständen sagen können, nicht gerade besonders geistreich ist. Man trifft sich auch wohl in der Kirche, wo man dem hinter einer Säule verborgenen Zukünftigen die vor ihm sitzende Zukünftige zeigt, sobald er sie während der Predigt andächtig betrachtet und von Zeit zu Zeit ein Stück von ihrem Profil erschauen kann.

Der Zukünftige hält um die Hand der „Zuniggeliebten“ brieflich an. Die Antwort erfolgt im bejahenden Falle meist in symbolischer Form. Die Mutter des jungen Mädchens nämlich schreibt, man würde sich ungemein freuen, ihn morgen bei Tische zu sehen. Diese materielle Symbolik entspricht ganz der materiellen Auffassung von der Ehe, welche aus dem oben geschilderten Verfahren spricht.

Der Brautwerber weiß nun Bescheid. Er schickt durch den Diener sein erstes Bouquet, denn es selbst zu überreichen, würde höchst unpassend sein. Und jeden Morgen wird diese Formalität wiederholt, bis die Hochzeitsstunde schlägt.

Der Brautwerber findet natürlich am ersten Tage nur die Familie vor, und man giebt ihm den Ehrenplatz. Aber sobald der Hochzeits-Contract geschlossen ist, welcher die Mitgift, die

Frage der Gütergemeinschaft etc. regelt und meist das Wichtigste an dieser bevorstehenden Verunftsche ist, zählt der Bräutigam zur Familie. Er speist natürlich jeden Tag im Hause der Braut, und kommt Besuch, so rückt er an's Ende des Tisches.

Endlich, wird man sagen, endlich finden die Brautleute Zeit, ihre Bekanntschaft zu machen!

Die Brautleute finden gar nicht die Zeit, sich kennen zu lernen, denn den ganzen Tag über nimmt die Frage der Ausstattung das Hauptinteresse in Anspruch. Die Eltern der Braut und des Bräutigams stehen in beständigen Unterhandlungen in der großen Frage der Wohnungs-Einrichtung, der Toiletten, Pelz- und Schmucksachen. Die Braut selbst verbringt ihre Zeit mit Modeschneidern und Fuchsmacherinnen, und Gott Amor mit seinem Köcher und seinen Pfeilen verschwindet in der sogenannten Corbeille, welche freilich mit einem Korbe nichts zu thun hat, sondern den Inbegriff alles dessen darstellt, was, in unzähligen Kisten, Kästen und Koffern sorgsam verpackt, einige Tage vor der Hochzeit oder spätestens am Vorabend den Augen der Bekannten und unter Umständen des großen Publicums ausgestellt wird.

Je nach der gesellschaftlichen Bedeutung des Brautpaares werden die Ausstattungs-Gegenstände und brillantfunkelnden Geschenke von den Boulevard-Blättern auf das Eingehendste beschrieben. Die Schilderung der Corbeille der Prinzessin Amélie von Orleans füllte, wie die der Tochter Rothschild's eifliche Spalten des Figaro, Gil Blas, Gauleis und ähnlicher Blätter. Die Schmucksachen nehmen darin natürlich den ersten Rang ein; die Toiletten, auf's Eingehendste beschrieben, den zweiten. Dann folgen die Geschenke in allem Sèvres-Porzellan, die Bonbonnières in Email, die Jardinieren, die Kächer in Seide, die Arbeitskörbe und Kissen, die frommen Bücher, deren Einband ciselirtes Silber schmückt, die Aquarelle, die Blumenkörbe, die seidenen, mit Diamanten geschmückten Sonnenschirme, die Spitzen etc. etc.

Die Hochzeit, die in der Madeleine oder in der Synagoge stattfindet, ist auch nicht dazu geeignet, um die Brautleute zur stillen Einkehr zu nöthigen. Die Reporter dringen bis in's Allerheiligste, das große Publicum drängt sich, weidisch und sportbereit, um die Kirchenthüren, um die Hochzeits-Toilette der Braut Revue passiren zu lassen. Hat man vorher die Livrees der Kutscher und Diener und die reich geschmückten Equipagen kritisiert, so richtet sich jetzt der Pariser Spott gegen das Gesicht der Braut und die Haltung des Bräutigams, als wenn es sich um das erste Auftreten einer Ballettänzerin oder eines Chansonettenjägers handelte. Das Pariser Publicum schwärmt für derartige Prunk-Ausstellungen, aber gleichzeitig äußert sich sein Reich in der rücksichtslosesten Kritik, und das Echo der heiligen Gesänge, welche ein mit tausenden von Franken bezahlter Opernchor in der Kirche zum Besten giebt, besigt nicht die Macht, die Sportlust der in den Nachbarstraßen wogenden, neugierigen Menge zu verflüchtigen.

Unmittelbar nach der Trauung beginnt die traditionelle Hochzeitsreise, auf der die Segenswünsche der besoldeten Reporter-schar das junge, allzeit „sympathische“ Paar begleiten. Diese Hochzeitsreise hat mit der von Labiche und anderen Possendichtern unzählige Mal verherlichten „noce“ des Mittelstandes und der kleinen Bürgerwelt nichts gemein. Vornehm, wie man ist, entzieht man die ersten Kundgebungen des ehelichen Liebesglückes in irgend einem sonst unbewohnten Schlosse der Provinz den Augen der profanen Menge. Und das ist auch ein wahres Glück. Wie steif und langweilig muß dieses endliche tête-à-tête zwischen jungen Eheleuten sein, welche nur die Vernunft, die Saison, zusammengeführt hat!

Und der Donquixotat, — wenn es überhaupt einen giebt, — schrumpft zu einer armen Woche zusammen, und dann beginnt das trostlose Eheleben, wie es in den höheren Sphären der Pariser Gesellschaft die Regel ist. Die Frau Marquise empfängt um die und die Zeit, an dem und dem Tage, und der Gatte, der sie nicht „meine Frau“, sondern die „Frau Marquise“ nennt, bleibt diesen langweiligsten der langweiligsten Gesellschaften so viel fern, als es die Schicklichkeit nur irgend gestattet. Die Frau Marquise fährt allein aus, und in ihrer Theater-Loge erblickt man häufiger die Courmacher von Beruf, die von einer Loge in die andere mit ihrem Spazierstöckchen ländeln, als den Gatten. Dieser sitzt, wenn er überhaupt im Theater anwesend ist, im fauteuil d'orchestre, und sein Opernglas gleitet gleichgültig über die umworbene Gattin hinweg bis zu denjenigen weiblichen Persönlichkeiten, welchen die Mode nun zufällig huldigt. Nicht deren Reiz, deren Schönheit oder Geist sind die entscheidenden Momente für die gesellschaftliche Pflicht des Courmachens, sondern deren Verühmtheit. Es gehört zum guten Tone, mindestens einer solchen Verühmtheit den Hof gemacht zu haben und für ihren bevorzugten Liebhaber zu gelten, denn man würde für einen sehr uncivilisirten Menschen gelten, für einen Menschen, der nicht zu leben versteht, wenn man ganz in seiner Familie aufginge. Oft genug theilt auch die Gattin diese eigenthümliche Auffassung vom ehelichen Dasein und treibt's ähnlich wie der Herr Gemahl.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

„Halt, was sagst?“ Von D. Kotschenreiter. Siehe das Bild, Seite 9. — Es ist keine Kleinigkeit, vor Gericht citirt zu werden. Da heißt es, seine Gedanken zusammen zu nehmen. Die

Herren von der Justiz verstehen keinen Spaß, und an jedes Wort, das gesprochen wird, klammern sie sich fest, um der Sache auf den Grund zu kommen. Da thut es noth, sich vorher zu überlegen: „Was sagst?“ Ob dem guten Bauern seine Vorsicht viel nützen wird, ist freilich die Frage. Sehr möglich, daß ihn der Vorsichtige in seinen Ausführungen einfach unterbricht: „Das gehört nicht zur Sache.“

**Die verlegte Reiterin.** Von Eduard Kabel. Siehe das Bild, Seite 12 und 13. In der Preis-Concurrenz der Illustrierten Frauen-Zeitung durch ehrenvolle Erwähnung ausgezeichnet. — Sie fühlte sich so sicher auf dem Rücken ihres Pferdes, und der gute Schimmel folgte so willig jedem Wink ihrer kleinen Hand. Und doch ist das Unglück geschehen! Wie es geschehen konnte? Sie fühlte sich den ganzen Morgen verstimmt, ein Nipton aus der Außenwelt hatte sie unangenehm berührt und ihre Seele aus dem Gleichgewicht gebracht. Auf einem Ritt durch Wald und Feld hoffte sie ihre Ruhe wiedergewinnen. Aber ihre Ursache theilte sich dem edlen, nervösen Thiere mit. Das Gefäß der Hande ließ den Schimmel schenken, die Reiterin verlor den Sitz, ein unglücklicher Sturz brachte sie aus dem Sattel. Der muskulöse Hephästos des Dorfes trägt die Bewußtlose in sein Haus; jammernd folgen Frauen und Männer, in deren Hütten die Verunglückte so oft als eine lichte Erscheinung getreten ist, Rath, Trost und Hilfe spendend; ängstlich schaut das treue Windspiel zu der bewußtlosen Herrin empor. Aber die Ohnmacht, mehr eine Folge der seelischen Erregung als des Sturzes, wird nicht lange währen. Die Reiterin wird bald wieder zu sich kommen und sich noch oft auf dem Rücken ihres edlen Thieres wiegen, ein Bild jüngerlicher Armuth und Frische.



Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche gesetzlich geschützt sind.

Die Wiedergabe auserlesener Stidereien der jüngst von uns erwähnten Ausstellung forsetzend, bringen wir zunächst ein von Fräulein E. Seliger, der Vorsteherin des bekannten Kunststiderei-Ateliers in Berlin, entworfenes und ausgeführtes Wandbild. Dasselbe hat 147 Cent. Höhe bei 89 Cent. Breite



und stellt Blumen und Arabesken in reinem Renaissance-Stil dar. Die Stiderei ist auf getönter weißer Faillie theils im Plattstich, theils mit Auflagen gearbeitet. Mattblauer Atlas bildet die großen Blumenformen, die, von goldgeränderten, viel or-farbenen Atlasstreifen begrenzt und durch sie mit einander verbunden, auf ihrem Grunde wiederum zarte Blumen in Plattstiderei tragen. Zu dem oberen, leicht und schön sich aufbauenden Arabesken-Theil ist durchweg Plattstiderei angewendet. Hierliche Schmörkel aus mehrfach nebeneingelegten und überstochenen Goldfäden treten hier und da als selbständige Mustertheile hervor. Ein Band von der Farbe der Blumen-Einfassung schlängelt sich um das ganze Bild, welches durch eine Umrahmung von dunkel sahlblauem Sammet ein überaus wirksames Relief erhält.

E. Sch.





Pelzwerk.

Vannisch schilt man die Mode, flatterhaft und unbeständig, und dennoch giebt es Dinge, denen sie ihre Gunst dauernd zugewendet hat, nicht Jahre oder Jahrzehnte, nein, Jahrhunderte hindurch. Was unseren Altvordern nicht nur als Schutz gegen die Kälte, sondern auch als Schmuck und Zeichen ihrer Würde diente, das Fell des Fuchses und anderer auf der Jagd erlegter Thiere, es schmückt und wärmt noch heute die elegante Welt. Edle Stoffe, wie Brocat und Sammet, mit seltenem Rauchwert zu verbrämen, gilt und galt stets als das Vornehmste, und die echten Felle behielten ihren Werth, trotzdem man gerade die schönsten Pelzarten imitirt, um den wirksamen Befehl auch Kinderbegüterten zugänglich zu machen. Zeigt sich nun die Mode beständig in ihrer Vorliebe für Pelzwerk im Allgemeinen, so geflattet sie sich umso mehr Freiheit in Bezug auf die Form und besondere Gattung desselben. Einen Beweis hierfür liefert die diesjährige Saison, in der neben dem dunklen Zealstin des kurzen oder langen Paletots der silbergraue Chinchilla eine hervorragende Rolle spielt, besonders als Ausstattung der dunkelrothen Abendmäntel, deren Futter aus Vechrüden mit der Farbe des Chinchilla trefflich harmonirt. Astrachan, neuerdings Perkinne genannt, Viber, den man zur Abwechslung schwarz färbt, Stants, Nobei und Blauschuch bieten sich ebenso zur Verbrämung der kurzen Treffen-Jacke dar, welche die jugendliche Gestalt der Schlittschuhläuferin umschleiert, wie zur Ausstattung von Mantelet und Robe für ältere Damen. Aus den gleichen Pelzarten besteht die lange Boa, die man leicht um den Hals geschlungen trägt, sowie der schmale Kragen mit Boa-Enden, neben denen der cool militaire und der bis zur Peterine sich verbreiternde runde Schulterkragen einhergehen. Im Gegensatz zu Letzterem bleibt der Ruff vor-schriftsmäßig klein, ja er verkleinert sich oft auf ein Minimum und wird mit Pelz-quasten und reichem Bandschmuck ausgestattet, auch häufig — dem practischen Sinne Rechnung tragend — mit einer kleinen verborgenen Tasche für Portemonnaie und Watistuch versehen. Bandschlupfen und Federstuf schmücken die zierlichen Pelz-Baretts, die bald flach, bald mit spitzem Kopfe oder in Gestalt der edigen Polennütze erscheinen; auch aus absteichendem Pelz künstlich gefertigte und in Schleifen gebettete Thierlein sind ein beliebter Ausputz. Früher ausschließlich königlicher Schmach, wird der Hermelin gegenwärtig als Futter der prächtigen Theatermäntel (sorties) oder zur Herstellung der langen, dem gleichen Zwecke dienenden Pelerine verwendet, sofern man nicht das langhaarige, gelblichweiße Fell des chinesischnen Schafes, das sich warm und weich anfühmt, jenem vorzieht. Die Jugend erfreut sich an dem duffigen Schwan-Befatz von schneeweißem Weiß, während die elegante Frau in ihrer Toilette nur schwarzen Schwan für zulässig erachtet. Doch nicht auf die Straße allein bleibt das Pelzwerk beschränkt. Wie sich dessen hellere Arten bereits im Sommer als Befätze für die Sammet- und Seidenroben des Nachmittags-Thres eingebürgerten, so haben sie sich auch den Ballsaal erobert, in welchem sie mit den duffigen und glänzenden Stoffen einen originellen Contrast bilden und Winter und Frühling auf's Reizendste vermählen.

Die Mode.

Wien. — Allen jungen Damen dürfte es nicht unerwünscht sein, etwas über moderne Braut-Toiletten zu hören. Dieselben sind mit ihren am Halse geschlossenen Taillen, langen Schleppen und dem reichen Blumenschmuck ernst, anstandsoll und jugendlich zugleich. Man wählt dazu meist elfenbeinweißen Atlas; für hochgewachsene, schlanke Damen noch lieber den prächtigen Noir-Pekin. Bei einer im Kreise der höchsten Wiener Aristokratie stattgehabten Vermählung trug die Braut eine Robe aus schwerem Atlas mit sehr langer, glatter, abgerundeter Schleppe. Das Vorderblatt dieses kostbaren bräutlichen Gewandes war mit gefälleten Bolants besetzt, welche zierliche silberne Grelots begrenzten, während wunderbar zarte Silber-Stickerien auf Tüll, in edlen, im Renaissance-Stil gehaltenen Mustern, dasselbe umfüllten. Die nämlichen Stickerien befanden sich an der gleichfalls hohen, mit langer, spitzer Schnebbe versehenen Taille, nebst amuthigen Sträuhen, welche, gleich der diademartigen Brautkrone und den langen, die Schleppe herabwallenden Guirlanden aus Orangenblüthen und Iberoßen, — die neueste Zusammenstellung, — gewunden waren. Auch die Anzüge der Brautjungfern zeigten Anmuth und Eigenthümlichkeit, wie man denn überhaupt bei dieser festlichen Gelegenheit die umfassendsten Toiletten-Studien machen konnte. Die erwähnten, jugendlich graziosen Kostüme, sogenannte „Marquise-Toiletten“, im Stile Louis XIII., bestanden aus den diesjährigen Lieblingsstoffen, aus blagrosa Atlas mit sehr großen, eingewebten Kugeln in Noir. Die äußerst kleidamen, den Wuchs auf das Vortheilhafteste hervorhebenden „Marquis-Tracks“ aus diesen glanzvollen Stoffe fielen über Röcke von sächerartig pliffirtem, zartem rosa Geüpe. Der Stil Louis XIII. und großblumige Poupadour-Gewebe, die oft changirt, dünn und gestreift zugleich sind, scheinen überhaupt das Scepter dieses Winters führen zu sollen. Nun, unsere in Modefachen stets nachgiebige Damenwelt dürfte sich gegen ein so glanzvolles Regime gewiß nicht allzu sehr sträuben! Th. R.

— Die bisher angefertigten Gesellschafts- und Gelegenheits-Roben vereinen zwei verschiedene Mode-Richtungen. Die Rückansicht derselben zeigt die mächtig gefrauste Prinzessform, deren ungarirt hinfliehende Schleppe bloß durch die Fracht der dreigestreiften, blumendurchwirkten Brocate oder Pekins moires wirkt. An beiden Seiten angebrachte Sammet-Revers, Perlenstickerien, breite, hängende Bandschleifen mit bis an den Schleppeurand hinabflatternden Schleifen vermitteln durch manches, mit dem Vorder-Arrangement übereinstimmende Detail den Uebergang der verhältnißmäßig einfachen Rücken-Form zu der sehr reich gehaltenen Anordnung der vorderen Robbahnen. Diese Devants bestehen zumeist aus Gold- oder Silbertüll mit entsprechenden Spigen, aus Spigen-Imitation oder Malines-Tüll mit eingestreuten Goldperlen, goldenen Klein-Figuren, Gehängen und Grelots aus Krystallperlen oder Strohkügelchen (sehr wirkungsvoll auf Schwarz), und sind entweder durch Band-Durchzug leicht gebantcht oder durch Straußfeder-Tuffs mit Band-Agretten stellenweise aufgenommen. Die leicht zugespitzte Taille kreuzt sich stets über der in Farbe und Material mit der Rob-Draperie harmonirenden „Nicht“-Combination oder durch dieselbe und wird entweder durch einen Gürtel aus transparenter Goldborte oder einer breiten Charpe „Marie Antoinette“ abgeschlossen. Das ausgefranzte Ende fällt auf die Rob-Draperie. Th. R.





# Aus der Frauenwelt

**Wien.** — Die Taufe des jüngsten Söhnchens der Herzogin von Cumberland fand kürzlich in Penzing bei Wien statt. Der Feier, welche von dem zu diesem Behufe aus Hannover berufenen Pastor Greve vollzogen wurde, wohnten die Königinnen von Dänemark und von Hannover sowie zahlreiche Mitglieder der Aristokratie bei. Der Täufling erhielt die Namen Ernst August Christian Georg.

Das Balletcorps der Wiener Hofoper zählt eine taubstumme Tänzerin zu seinen Mitgliedern. Adele Lichtenfels ist der Name jener Unglücklichen, die von Kindesbeinen der Sprache entbehren mußte. Schon als Kind zeigte sie eine große Munterkeit, drehte sich fesselt im Wirbel und tanzte grazios durch die kleine Wohnstube. Die Anregung war somit gegeben: Adele sollte Tänzerin werden. Frau Lichtenfels stellte nun ihre Tochter dem Balletmeister Telle vor. Dieser fand Gefallen an der anmuthigen Tänzerin und richtete einige Worte an sie. Da mußte denn das Geständniß abgelegt werden: Adele ist taubstumm. Das Geschick der Bellagenerwerthen rührte den Balletmeister, und er nahm das arme Mädchen in seine Ballettschule auf. Fräulein Lichtenfels wird in der großen Coubrette thätig sein, denn sie kann nur in der Reihe mit den Anderen tanzen und ihre Füße so in Bewegung setzen, wie sie es den Genosseninnen absehen wird.

**Brüssel.** — Kaiserin Eugenie weilt gegenwärtig in der belgischen Hauptstadt. Die einst vielgefeierte und vielbeneidete Monarchin hatte sich in letzter Zeit in Amsterdam aufgehalten, wo sie von einer mehr als siebenwöchigen Kur in einer Massage-Anstalt Heilung von einem schmerzvollen rheumatischen Leiden erhoffte. Die Kaiserin scheint aber die Heilung nicht gefunden zu haben, denn als sie bei ihrer Ankunft in Brüssel in Begleitung der Madame de Breton und einer Schaar englischer Bedienten dem Eisenbahzuge entstieg, konnte man die Spuren einer das Leben untergrabenden Krankheit auf dem Antlitze der hohen Frau deutlich wahrnehmen. In wenigen Monaten ist eine gewaltige Veränderung in dem Befinden der Kaiserin eingetreten. Der Tod ihres einzigen Sohnes hatte sie zwar so tief gebeugt, daß sie bereits seit einer Reihe von Jahren der Stütze eines Stokkes bedürfte; sonst aber hatte das Antlitz der hohen Frau, von einer leichten Blässe abgesehen, noch deutliche Spuren der einstigen Schönheit aufzuweisen. Heute ist Kaiserin Eugenie körperlich wie geistig vollständig gebrochen, und ihr Zustand wird zuweilen so beunruhigend, daß die Umgebung das Schlimmste befürchtet. Obwohl noch nicht sechzig Jahre alt, gleicht die Kranke einer achtzigjährigen Greisin. Von ihren Begleitern förmlich getragen, schleppt sie sich mühsam nach dem Ausgange des Bahnhofes zu, wo sie von einem zahlreichen Publikum ehrsüchtig begrüßt wurde. Die Kaiserin, welche einen grauen Impermeable trug und in der Rechten ein Rosen-Bouquet hielt, schien von dieser Aufmerksamkeit hoch erfreut zu sein, denn sie erwiderte den Gruß mit freundlichem Lächeln. Das gewöhnliche Abstrich-Quartier der Witwe Napoleons III. ist in Brüssel das Hotel Bellevue, welches hart an den königlichen Palast grenzt. Sie empfängt hier aber Niemanden, außer den Prinzen Victor Napoleon, welcher sie auf den Promenaden zu begleiten pflegt. Den Besuch des Königs der Belgier hat sie noch niemals erhalten. Das hat seinen Grund in der Thatfache, daß nach der Flucht der Kaiserin Eugenie am 3. September 1870 in den Tuilerien Documente gefunden wurden, welche den Plan Napoleons III., im Falle eines Sieges über die Deutschen Belgien zu annektieren, unwiderleglich bewiesen. Seither sind die einst so intimen Bande, welche die Napoleonische Dynastie mit der belgischen Königsfamilie verknüpften, vollständig gelöst.

**Paris.** — Den Testaments-Vollstreckern der kürzlich verstorbenen Frau Bourcicaut sind schon so viele Gesuche um Almosen und Unterstützungen zugegangen, daß ein zehnmal größeres Vermögen nicht genügen würde, um alle Ansprüche zu befriedigen.

**San Remo.** — Die Kronprinzessin Victoria fand jüngst Gelegenheit zu einer humanen That, von der man in San Remo lange sprechen wird. Zwei Knaben waren beim Klettern von einer Gartenmauer an der Landstraße herabgestürzt und hatten sich die Köpfe blutig geschlagen. Die hohe Frau, welche gerade des Weges kam, ließ dieselben in die nahe gelegene Villa Jirio bringen und rief persönlich den Dr. Howell zur ärztlichen Hilfeleistung herbei. Ein paar den unvorsichtigen Kletterern verabreichte Silberfranzen stillten zwar unverzüglich Thränen und Klagen, veranlaßten aber lebhaftere Vorstellungen des bei der Scene gegenwärtigen italienischen Schachmanns, welcher voraussetzte, daß — ähnliche Unfälle wie Pilze aus dem Boden wachsen würden.

# Wirtschaftliches

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Welch' trüber, trauriger Wintertag heut ist! Die Sonne kam keinen Augenblick zum Vorschein, bleischwer hingen dunkle Wolken am Himmel und unaussprechlich fiel der Schnee. Nicht jener glänzende, dessen scharfe, spitze Krystalle so lustig umherfliegen, nein, der großflöckige, weiche Schnee, der, wo er niederfällt, einen nassen Fleck bildet und die Straßen mit häßlichem Schmutz überzieht. Ich stehe am Fenster und schaue hinaus; es ist wahrhaftig, um melancholisch zu werden! Da, mich umwiegend, erblicke ich die brennende Lampe, das behagliche, freundliche Zimmer, das ich mein Heim nenne, und dort prangt mein Weihnachts-Geschenk, mein Theetisch, so hübsch, wie ich nie geglaubt hätte, einen besitzen zu können. Sein Gestell ist von reich geschnittenem, dunklem Eichenholz; die Platten — von bunten Kacheln — sind praktisch und elegant zugleich, auch ein Service aus weißem Porzellan gehört dazu. Die Henkel an Kanne, Topf und Tassen sind ein relief einem Baumstamme nachgebildet, von dem ausgehend sich ein Apfelblüten-Zweig, in Rosa und Gold, über die Geschirre legt; so selbst ein eigenes Gedek schenkte man mir. Indem ich es über den Tisch breite, muß ich lächeln, sonderbare Idee! Der Klein seines Musters stellt Bomben und Blüten dar, — dennoch ist es mit seiner von Durchbruchstreifen begrenzten Bordüre originell und hübsch; dazu ein Kunstgewebe einer unserer ersten Fabriken. Und nun günde ich die Lampe unter dem silbernen Theetisch an;

Verlag von Franz Lippert & Co. in Berlin W., Potsdamer Straße 33.



er ist mein Stolz, ein Hochzeitsgeschenk, und während die bläuliche Flamme emporjüngelt und ich beschaulich dabei sitze, werden Erinnerungen vergangener Tage in mir wach. Ich entsinne mich plötzlich eines großen Samovars, der in meiner Kindheit ein Gegenstand meiner fetten Bewunderung war. Das Wasser in seinem Innern wurde durch glühende Holzohlen zum Sieden gebracht, und damit es rascher ginge, setzte man einen Schornstein auf, Truba genannt. So, sagte man mir, bereiteten die Russen den Thee. Ich erinnere mich, wie meine Großmutter erzählte, als sie jung gewesen, habe man ein wenig Zimmt in den Thee gethan, und wie meine Mutter erwiderte, zu ihrer Zeit habe bei Gesellschaften ein Vanille-Geschmack für fein gegolten. Wir lieben stets einen aus den besten Blättern bestehenden Pecco, der, zu Lande durch russische Karawane bezogen, nicht den schädlichen Einflüssen des Seetransportes ausgesetzt ist. Ueberhaupt ist es ja fast ausschließlich „schwarzer“ Thee: Pecco, Souchon und Congo, der, für die Ausfuhr bestimmt, in Europa beliebt ist; ihm sollen nicht jene schädlichen Stoffe innewohnen, die in dem „grünen“, in China selbst getrunkenen Kaiserthee, Gayfang und Sontong, enthalten sind. Auch weiß ich wohl einen echten Thee von einem gefältesten zu unterscheiden; seine Blätter sind länger, schmaler, glänzend und glatt, mit scharf ausgezacktem Rand, blaugrün von Farbe, während die des verfälschten Thees runder, dunkel oliv und wenig gegackt erscheinen. Auch bei dem Aufguss muß die Farbe des Thees goldig klar, nicht dunkel schwärzlich sein und erkalte auf der Oberfläche einen fettig glänzenden, regenbogenartig schillernden Ueberzug zeigen.



Da fängt mein Kessel an zu summen. Wie gut sich seinem Gesange lauschen läßt! Zwar fehlt das Heimchen, doch meine ich, die Stimmen der guten Hausgeister heraus zu hören, es zu verstehen, was sie mir von Zufriedenheit und stillem, häuslichem Glück erzählen. Da spricht ein Tropfen über; nun ist es Zeit, rasch die Kanne ausgehüllt und den Thee hinein gethan, einen Theetisch voll auf die Tasse. Jetzt geht die Thür, mein Mann, den die Pflicht fortzieht, kommt nach Hause; nun darf ich aufgehen, denn schon tritt er ein: „Abscheuliches Wetter da draußen, hier drinnen aber ist's gemüthlich, und wie köstlich duftet der Thee!“ — „Darf ich eine Tasse einreichen?“ . . . . . E. A.

# Briefmappe

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

## Fragen.

**Altersverjüngung.** — Eine ältere Dame wünscht ihre kleinen Crispornisse, die sie durch Nahrung in fünfzigjährigen Jahren erkrüppelt hat, für ihr Alter sicher anzulegen. Kann Jemand über zuverlässige Altersverjüngungs-Anstalten Auskunft geben?

**Prämierung von Diensthöten.** — Wo werden Prämien für treue Diensthöten vertheilt?

**Gänseleber-Filet.** — Wer kann mir ein Rezept zur Zubereitung von Gänseleber-Filet angeben? Unerfahrene Köchin.

**Waschmaschine.** — Kann mir Jemand eine bewährte Waschmaschine für einen Landhaushalt empfehlen? Wo kauft man eine solche Maschine und wie theuer ist dieselbe? A. B. S. in S.

## Antworten.

**Kunsthonig (456).** — Als Reagens für verfälschten Honig verwendet man eine mit der fünffachen Menge Alkohol verdünnte Jod-Tinctur. Man löst zur Prüfung 10 Gramm Honig in 50 Kubikcentimeter Wasser und filtrirt die Lösung. In einem halben Reagensglaße des Filtrates setzt man einige Tropfen der verdünnten Jodlösung, worauf sich Kunsthonig mehr oder weniger rothbraun, natürlicher Honig dagegen nur weingelb färbt. Leicht ausführbar ist auch die Hager'sche Honigprobe: Man giebt in einen Cylinder 1—2 Kubikcentimeter einer 25 procentigen, klar filtrirten Honiglösung und läßt diese vorsichtig mit etwa 1/2 Kubikcentimeter absoluten Alkohol überschichten, d. h. man läßt diese Quantität Alkohol vorsichtig und langsam am inneren Rande des Glases allmählich niederrinnen. Die Honiglösung bleibt klar oder zeigt einen kaum merklich trüben Schimmer an der Berührungsoberfläche, welcher auch in der Kälte bald verschwindet, wenn der Honig rein ist; sie wird aber milchig, weiß, trübe, wenn der Honig mit Stärkezucker oder Maisstärke-Zucker vermischt ist. E. A.

**Kunsthonig (456).** — Kunsthonig, der vielfach aus Lindenblüthen und Glycerin-Zusatz hergestellt wird, unterscheidet sich von dem echten zunächst durch einen weichen Geschmack; auch bleibt er, unabhängig von Temperatur und Zeit-Einfluß, stets klar und flüssig, während bei dem Bienenhonig leicht eine Verdickung und Krystallisation eintritt, die erst durch Erhitzung wieder schwindet. E. A.

**Wäsche (472).** — Es giebt allerdings ein Mittel, um Wäsche schnell, ohne sie zu kochen, rein zu waschen, indem man dem Seifenwasser einen Zusatz von Koch-Ammonial und Terpentin-Oel, — den sogenannten Wasch-Liquor, — hinzufügt. Die Waschstücke dürfen aber bei Anwendung dieses Mittels nicht übereinander gelegt werden, und man muß jedes Stück sofort spülen und zum Trocknen aufhängen. Uebrigens möchten wir diese Methode, welche die Hände der Waschrinnen und das Reinzeug gleich angreift, nicht sehr empfehlen.

**Wasserflaschen zu reinigen (480).** — Die bewährteste Art, Wasserflaschen zu reinigen, ist folgende: Man lasse die Flaschen langsam mit etwas Salzsäure umlaufen, sodas diese überall hin- und her- und spüle dann mit kaltem Wasser nach. Nachdem das Wasser vollständig ausgelaufen ist, nimmt man etwas Kochsalz und schüttelt die Flasche damit bereit an, daß die trockenen Salzkrüner sich ziemlich dicht vertheilt innerhalb der Flaschenwand ansetzen. Man kann so die Flaschen jede beliebige Zeit stehen lassen und spült das Salz vor dem Gebrauch aus. Man thut gut, sich eine Flasche Salzsäure, fest zugestopft, zu diesem Zwecke anzubehalten. Will man verhindern, daß die Flasche, welche gereinigt werden soll, außen beschlägt, nachdem sie mit Wasser gefüllt ist, so reibt man diese mit der flachen Hand und etwas Scheuerwand tüchtig ab und läßt wiederholt Wasser überlaufen, ehe man sie füllt. Frau Julie St. in B.

**Wasserflaschen zu reinigen (480).** — Für das beste Mittel zum Reinigen von Flaschen aller Art halte ich das neuerfundene Email-Schrot. Das Email-Schrot besteht aus kleinen, weißen, porzellanartigen Kügelchen in der Größe größerer Kollgerste. Es ist hart und bewirkt deshalb eine weit größere Reibung, als das weiche, die Gesundheit gefährdende und theuere Bleischrot. Man füllt die zu reinigende Flasche zur Hälfte mit kaltem oder warmem Wasser, giebt eine Hand voll Email-Schrot dazu und schüttelt die Flasche kräftig. In der Regel werden die Flaschen sofort rein und spiegelklar; sind sie sehr beschmutzt, so nehme man nur warmes Wasser, dem man nöthigenfalls noch etwas Soda beifügen kann. Nach der Reinigung werden die geöffneten Flaschen umgefüllt und dann in der Nähe des Herdes getrocknet. Frau A. K. in M.

**Wasserflaschen zu reinigen (480).** — Wasserflaschen reinige man durch tüchtiges Ausspülen mit zerdrückten Eierhäuten; sollte dies nicht genügen, so gieße man einige Tropfen rothe Salzsäure in die Flaschen, spüle mit Wasser nach und lasse sie, umgekehrt stehend, trocken auslaufen. Auch Sand ist ein beliebtes Mittel, macht aber zuweilen Schrammen. G. A.

**Filet-Guipure-Decken zu waschen (480).** — Ich pflege Filet-Guipure-Decken seit Jahren ohne Rahmen zu waschen und dieselben dann ungefärbt auf ein Bügelbrett zum Trocknen aufzuhängen, wobei ich jede Ecke des Randes mit einer Stecknadel anlecke. Sollte die Decke breiter sein, als das Bügelbrett, so schlägt man die Decke zur Hälfte ein und steckt dieselbe auf diese Art zusammengelegt fest. Auf diese Weise werden Filet-Guipure-Decken wieder so schön wie neu. M. B.

**Frisch gepflückte Gräser für Bouquets haltbar zu machen (480).** — Gräser, die man, ohne sie zu pressen, für Bouquets verwenden will, umschlinge man am Stiel mit einem Faden und hänge sie frei, — die Blätter nach unten gekehrt, — auf eine Leine; so bewahren sie Farbe und Form. Sind sie vollkommen getrocknet, so ziehe man die einzelnen Blätter vorsichtig zwischen Daumen und Zeigefinger; man kann sie auf diese Weise leicht nach Gefallen biegen.

Bezugsquellen: Wandbild, Seite 11; E. Zeller, SW, Kötterstr. 20. — Petzmann, Seite 15; H. Gend, C. Jerusalemstr. 29. — Thierlich, Theresienstr. Seite 16; E. G. Habu, W. Unter den Eichen 16. — Thiergedr., Seite 16; A. S. Grünfeld, Landebut., Schlesien.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt, sowie für die Abonnenten der Großen Ausgabe ein Modenbild.

Die Illustrirte Frauen-Zeitung erscheint jeden Sonntag in 1 bis 2 Doppelbogen: jährlich 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen, 28 Unterhaltungs-Nummern, 24 Beiblätter, 12 große farbige Modenbilder, 8 farbige Stickmuster-Vorlagen und 8 Extra-Blätter, also außer den Schnittmuster-Beilagen und Beiblättern jährlich 28 besondere Beigaben, eine zu jeder Unterhaltungs-Nummer. Vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf. Die Heft-Ausgabe mit demselben Inhalt erscheint alle vierzehn Tage; das Heft (26 jährlich) kostet 50 Pf.

Die große Ausgabe mit allen Kupfern bringt außerdem jährlich noch 40 große farbige Modenbilder, also jährlich 68 besondere Beigaben, und kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Heft-Ausgabe auch alle Postanstalten.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Tras von Otto Dürr in Leipzig.



# Illustrirte Frauen-Zeitung.

Nr. 7.

Wöchentlich eine Nummer.  
Vierteljährlich 2 1/2 M.

— Berlin, 12. Februar 1888. —

Große Ausgabe mit  
allen Kupfern: 4 1/2 M.

XV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

## Der Eggenrod-Bach.

Von E. von Dindlage.

Wenn Sie den Blick aus dem Thale empor-schweifen lassen bis zur Kieferwaldung des Bergkammes, so gewahren Sie, daß der ganze große Grundbesitz in meiner Hand ist, mit alleiniger Ausnahme der paar Morgen Erdboden, welche Sie bewohnen! Wenn Sie ein gewöhnliches Haus inne hätten, so würde mich das nicht weiter beunruhigen, aber Sie leben in dem bombenfesten Flügel einer Burgruine, Sie leben hier mit dem Namen des einstmaligen Besitzer-Stammes, und das vergällt mir alle Freude an meinen Fabrik-Anlagen, meinem Bodenbesitz, meinem mit diesen zwei Händen erworbenen Reichthum; ich komme heute noch einmal als Käufer Ihres Eigenthums!

Der dicke Thalmüller war ganz roth vor Aufregung und rückte ungeduldig auf dem altmodischen Rohrstuhl hin und her, welcher in der tiefen Fensternische, dem Sitze der Hausherrin gegenüber, stand.

„Wir hindern Sie und Ihren Betrieb nicht!“ entgegnete die Dame kühl und abweisend.

„Nein, aber wenn der Mensch durch Fleiß, Geschick und Kunst etwas Tüchtiges vor sich gebracht hat, gnädiges Fräulein, dann verlangt er seinen Lohn und sein Ansehen. All die Tausende nun, die hier mit der Bahn, zu Schiffe und zu Wagen vorüber reisen, schauen nicht auf meine Fabrik, sondern höher hinauf zur Ruine Eggenrod und fragen: Wem gehört das? — Das gehört Fräulein von Eggen! ist die Antwort, — das Vogelnešt sticht meine ganze Industrie aus! Sehen Sie einen Preis für Ihr Eigenthum fest, gnädiges Fräulein; ob schon ich weiß, daß Ihr Besitz überhaupt keinen Werth hat, so werde ich doch, ohne zu rechnen, bezahlen, was Sie fordern!“

Der Fabrikherr hatte seinen Hut wie ein Maschinenrad zwischen den Fingern gewirbelt; jetzt sprang er auf und legte die Linke erwartungsvoll auf die Stuhllehne.

„Ich habe nie daran gedacht, Eggenrod zu verkaufen!“ entgegnete die Dame in ruhiger Würde.

„Aber um Gottes Willen, zu welchem Zwecke wollen Sie das alte Nest behalten? Weshalb sollen Ihre drei Nichten hier auf der Berglehne ein Einsiedlerleben führen, wenn ich für diese vermorschten Steine eine gute Summe —“

Die Andere lächelte überlegen: „Sie vergessen, daß Ihr Lebensneid und Nahrungsquell, der Bach, mein unbefruchtetes Eigenthum ist!“

„Oho!“ pffte der Fabrikant, „hab' ich denn nicht we-

gen dieses Wassers einen Prozeß verloren? Muß ich denn für seine Benutzung nicht jährlich fünfhundert Mark zahlen, — obwohl Ihr armes Mühlchen seitdem rein zusammengestürzt ist? Ja, gnädiges Fräulein, wenn ich jetzt den Prozeß wieder aufnehme, jetzt, wo der Bach für Sie gar keinen Nutzen mehr hat, die Sache würde anders ablaufen!“

„Daß ich nicht wüßte, Herr Metzner, der Bach treibt nach wie vor Ihre Betriebswerke, — so lange, als ich ihn Ihnen für diesen Zweck überlasse.“

„Lassen wir das! Lassen wir das!“ wehrte der Fabrikant, seine eigene Heftigkeit fürchtend, die Erörterung ab. „Kommen wir auf meinen Vorschlag zurück, stellen Sie mir einen Kaufpreis!“

„Ich verkaufe nicht!“

„A—hem! Das sind adelige Gedanken, — das Besitzthum soll am Namen bleiben!“ grollte der reiche Mehl-Fabrikant.

„Der Name stirbt aus!“ bemerkte die große, fein

aussehende Dame, ohne daß die langen, schmalen Hände, die sie im Schoße zusammengelegt hatte, sich bewegt hätten.

Der Industrielle ging einige Male in dem schmalen, dämmerigen Raume, dem die überkräftigen Burgmauern etwas Gefängnißhaftes gaben, auf und nieder, dann pflanzte er sich mit einem Ruck vor Fräulein von Eggen auf: „Das freut mich, daß Sie nicht hochmüthig sind, vielleicht giebt es noch eine andere Art von Vereinigungsweg. Sie kennen meinen Aeltesten, den Wilhelm?“

Die Dame nickte bejahend.

„Nun, dieser mein Wilhelm ist ganz vernarrt in Ihre Nichte Wanda, — wenn daraus einmal etwas würde?“ —

Fräulein von Eggen war in ihrer Jugend eine äußerst anmuthige Hofdame gewesen; ein lebensgroßes Oelgemälde an der sorgsam geweihten Zimmerwand, welches die schlanke, blühende Dame Harfe spielend darstellte, bewies diese Voraussetzung, aber, obwohl sie jetzt schon verbüßt war

und die vornehmen Züge groß und hervorragend geworden, zeigten Haltung und Bewegung noch immer jene weibliche Hoheit, welche vor Jahrzehnten den Reiz der weiblichen Hof-Gesellschaft erweckt hatte.

„Wenn die jungen Leute, die sich von Klein auf kennen, mit der Zeit eine ernste Neigung zu einander fassen,“ erwiderte die Hausherrin, „so werde ich nur in dem Falle Wanda's Wünschen entschieden entgegen treten, wenn ich auch dann noch nicht im Stande bin, meiner Nichte ein anständiges Vermögen mitzugeben!“

„Ah, — Sie rechnen auf ein Vermögen?“ rief der Müller beunruhigt, „und auf wieviel beläuft sich ein anständiges Vermögen, bitte?“

„Für meine Nichte auf einige tausend Mark Rente, damit sie sich kleiden und frei fühlen kann; in eine reiche Familie darf ein mittelloses Mädchen heirathen, aber nicht in eine solchen reich gewordene, die stets an's Vermehren und nicht an ruhiges Ausnutzen denkt!“

Der Thalmüller setzte sich schwerfällig auf seinen Stuhl und starrte erschrocken in das gleichmüthige Antlitz der Redenden: „Sie — erwarten ein großes Kapital, gnädiges Fräulein?“

„Wer erwartet das nicht?“ „Freilich, — natürlich, aber eben deshalb sollten Sie jetzt verkaufen und die Vortheile wahrnehmen, — weiß der Kuckuck, wovon Sie überhaupt leben!“

„Um zu leben, bleibe ich hier in meiner Burgruine. Machen Sie sich keine Sorge um uns, Nachbar; als ich vor zwölf Jahren nach Amerika reiste, um meines Bruders Waisen zu holen und hier einzog, da haben Sie bereits darauf gewettet, daß wir hier verhungerten, trotz der fünfhundert Mark, die Sie für die Wasserbenutzung zahlen. Glauben Sie getrost, daß wir auch ferner nicht verhungern, bis —“



Wilma von Voggenhuber. — Siehe Seite 30.



„Nun, bis?“

Fräulein von Eggen zuckte die Achseln: „Herr Metzner, der Bach bleibt mein!“

Ehe noch der Fabrikant einen neuen Ueberredungsgrund vorbringen konnte, eilte ein rundliches, blondes Mädchen mit einem breitkrämpigen Strohhut auf dem schlicht geschichteten Haar herein und rief: „Denk nur, Tante, Thalmüllers Wilhelm hat uns gesagt —!“ Sie erblickte den Fabrikanten und stochte einen Augenblick, dann fuhr sie lustig fort: „Wilhelm hat gesagt, daß oben in dem Kieferwalde Pyrolo blüht! Dürfen wir morgen ganz früh hinauf, Tanten?“

„Ihr könnt morgen Euer Tagewerk früher beginnen, um gegen Abend mit der erbetenen Promenade die vollendete Pflichtaufgabe zu feiern!“

Die Tante lächelte dazu, und das dreizehnjährige Mädchen klopfte seelenfroh in die braunen Händchen. Schon hüpfte eine zweite Blondine in die alte Steinhalle: „Tante, ich habe Dir eine ganze Kiepe voll Vogelkraut mitgebracht, Thalmüllers Wilhelm hat mir beim Einsammeln geholfen!“

Jetzt trat die sechzehnjährige Wanda ein; sie sah ganz so aus wie ihre Schwestern, aber sie hatte bereits eine jungfräuliche Ueberlegsamkeit gewonnen.

„Guten Tag, Herr Nachbar! Ich habe soeben im Sonntags-Sonnenschein die Forellen in unserem Teiche beobachtet; die diesjährige Brut ist eine besonders glückliche. Tanten vertraute mir diesen Winter schon die tägliche Durchsicht der Brut-Anstalt, nun kommen mir die Fischlein, denen zu Liebe Nase und Hände so manchmal erstarren, wie traute, verwandte Wesen vor.“

„hm—hm—hm!“ räusperte sich der Thalmüller.

„Ja, die Kunst der Fischzucht ist eine gute Mitgift!“

„Doch nur, wenn man so einen wilden Bach-Freund hat als wir, Herr Nachbar!“

Der Thalmüller schüttelte Wanda schier unermüdlich die Hand und empfahl sich dann ziemlich ungeschickt von der Tante und den Kindern. Wenn er dann und wann in die Burg-Ruine, die seinem Selbstgefühl ein Dorn im Fleische war, emporstieg, dann hörte er gleichsam, wie ihm das Geld in der Tasche klang, aber wenn er eine halbe Stunde droben war, dann überkam ihn „weih der Teufel was“; er wurde vor diesen armeneligen Frauenleuten ordentlich klein und demüthig, sie waren „so verflucht einfach und großartig!“ So stieg er auch jetzt zu Thal und schaute über die Dächer seiner Fabrik-Anlagen, die gar sauber und glänzend ausleuchteten, denn seine Turbinen wurden durch kristallklares Bergwasser getrieben.

Einmal blieb der Fabrikant Metzner während seines Abstieges stehen und fuhr durch sein kurzgeschchnittenes, ergrautes Haar: „Hol's der Fuchs, es ist Alles eins, ob reich gewohnt oder reich geworden!“ Er sagte es wohl, aber er glaubte es selbst nicht. Das aber machte ihn lachen, — die Gnädige wußte noch nichts; daß sie auf künftige Kapitalien anspielte, das war freilich verdächtig! Nein, mit dem Kauf sah es schlecht aus, aber die Heirath blieb ja noch, und Wilhelm hatte nach dieser Seite selbst vorgesorgt; also Muth, Thalmüller! —

Zwischen standen die hohe Gestalt des Fräulein Tante und die weit kleinere ihrer Nichte Elisabeth inmitten eines ungläublichen Geschreies, Gezirpes, Geflatters, nämlich in der Vollière, welche hundert Stimmen und Stimmchen gleichsam ausfüllten.

„Den Hahn mit der Holle gebe ich nicht unter vierzig Mark, Tante, das ist ein Schläger, wie wir ihn nie besser hatten und außerdem eine besondere Schönheit, nicht so schreiend gelb wie seine Geschwister, die kleinen Canarien, nein, ganz der moderne grünliche Anhauch! Aber die Nesthätchen scheinen mir auch gut zu werden; sieh den kucken Mofsiö, der den Schnabel gegen mich aufsperrt! Ja, meine Vogelkinder, Eure Uhr geht richtig, ich bringe Euch Futter. Einer von den Dompfaffen ist dumm, Tante; ich habe ihnen das Lied nun so oft vorgegongelt, und immer noch bleibt er stecken. Der wird uns nicht viel einbringen, aber die Anderen schlagen gut an!“

Das junge Fräulein wirthschaftete plaudernd und lachend, lobend und scheltend zwischen den Vögeln umher, deren Pflege und Erziehung ihr anvertraut war, indeß Wanda sich mit dem Fischteiche und die Kleinste mit dem Einlegen der Blumen, welche zu hübschen Arbeiten benutzt wurden, in die Trockenpresse beschäftigte. Mit der Abenddämmerung kam das junge Volk singend und plaudernd, selbst eine Vogelschar, in der Burghalle zusammen. Der Tante energischer und doch geistig hingebender Blick ruhte, wie selbst überlegend, auf den elastisch beweglichen Gestalten, und dann sagte sie lachend: „Der Thalmüller weiß nicht, wovon wir leben!“

„Ha, ha!“ lachten die Blondes.

„Wir leben vom Verkaufe unserer Fische!“ erklärte Wanda sehr entschieden.

„Was denkst Du, die Vögel bringen weit mehr ein!“ widersprach Elisabeth.

„Unsinn!“ behauptete die kleine Magda beleidigt, „unsere Lichtschirme und Blumenarten ernähren uns.“

„Wenn's nicht doch die Lapins, unsere französischen Kaninchen, sind!“ schloß die Tante fröhlich.

„Ja, die Lapins, Tante! Die Leute sagen, das sei eine Segnung für's arme Volk: nun, für uns auch; obwohl sie so wohlschmeckend sind, kosten sie doch nicht viel!“ meinte Wanda ernsthaft.

„Kinder,“ sprach die Tante und legte ihre Arme um die runden Schultern der Zunächststehenden, „wir können stolz darauf sein, daß wir fröhlich und sorglos, Dank unserer eigenen Industrie, leben und Gott preisen dafür, daß diese Erwerbsquellen in ihrer Gesamtheit selbst dem scharfblickenden Nachbar entgangen sind. Aber, meine Mädchen, eins habe ich doch bei Eurer Erziehung, trotz frischem Sinnes und frischer Bergluft versäumt, — ich habe Euch noch nicht von Eurer künftigen Heirath gesprochen!“

Ein schallender Jubel begrüßte dieses Bekenntniß. „Ich heirathe den alten Vogelhändler Martin!“ rief Elisabeth, „und helfe ihm die Kiepe tragen, der kann noch von mir lernen!“

„Ganz recht, Kinder, Ihr habt gelernt, Euch selbst zu erhalten, deshalb rathe ich Euch nur das Eine: Heirathet keinen reichen Mann, dessen Familie auf Euch herabzieht und Eure Verdienste von Euch abschüttelt, wie reifes Obst vom Baume; die Eggen's haben Alle ein stolzes Blut, und Ihr würdet das nicht ertragen, — Euer lieber, nur allzu begabter und Leben sprühender Vater ertrug es auch nicht!“

Die Mädchen schwiegen, nur die kleine Magda sagte: „Tanten, erzähle uns doch von dem lieben Vater!“

„Gut, so steck die Lampe an und nehm Eure Arbeit!“

Als die sechs leuchtenden, erwartungsvollen Augen auf dem vornehmen Gesicht ihrer Tante ruhten, begann diese lächelnd:

„Die Hauptsache wißt Ihr bereits, denn ich sehe nicht ein, weshalb ich Euch in Euren heiligsten Rechten, denen an Eure Eltern, belügen sollte. Euer Vater, der vor einigen zwanzig Jahren der „schöne Franz“ hieß, verbrauchte sein Hab und Gut so wie das meine, bis auf unser jetziges Nestchen Eggenrod; er war ein überaus liebenswürdiger Mann, aber einer von denen, welche aus der Pfanne in's Feuer springen, er that und wollte nichts Unrechtes, brachte aber sich und Andere stets in's Unheil.“

Eure Mutter wurde als „der amerikanische Goldfisch“ in unsere Gesellschaft eingeführt, und der schöne Franz stürzte mit voller Leidenschaft auf das Herz der hübschen Miß los. Sie war bereit, ihn zu lieben, ihr Vater aber dankte für den armen Lieutenant, und eines guten Morgens war die ganze Nabob-Familie auf und davon. Franz war rasend vor Zorn; er verlangte Urlaub, um die Flüchtlinge noch vor der Einschiffung einzuholen; der Urlaub wurde ihm abgeschlagen und er, sich in seinen Menschenrechten gekränkt glaubend, desertirte, d. h. reiste ab, indem er seinen Beruf, seine Ehre, seine Zukunft einer tollen Laune opferte! Dieser Zeitungs-Ausschnitt hier brachte mir, beinahe ein Jahr später, die erste Nachricht von ihm und zugleich seine Heiraths-Anzeige!“ Fräulein von Eggen reichte den Mädchen ein vergilbtes Blatt folgenden Inhaltes: „Vor einigen Tagen erschienen in Columbia, Texas, zwei Reiter, welche aller Augen auf sich zogen; der eine ein Mann von etwa sechzig Jahren mit grauem Haar und Bart, der andere sein etwa dreißigjähriger Sohn, Beide bis an die Zähne bewaffnet. Es waren William Stafford und Sam Stafford, sein Sohn, aus Matagorda County. Sie suchten des Alten Tochter Kate, welche mit einem deutschen Baron, Frank von Eggen, durchgebrannt war. Bald spürten sie die Flüchtlinge in einem kleinen Fischerzelle, eine halbe Meile von der Stadt, auf. Die Büchsen schon bereit, näherten sich Beide dem Zelte, gefolgt von einer großen Menge Reuigeriger, die mit Recht für das Leben des deutschen Barons fürchteten.“

Plötzlich öffnete sich das Zelt, und heraus traten die Liebenden, die Mündungen ihrer Winchester-Büchsen drohend gegen die beiden Verfolger, Vater und Sohn, gerichtet, bereit, bei der ersten verdächtigen Bewegung der Reiter abzubrühen. „Denkst Du,“ rief der Deutsche dem Alten zu, „daß ich sie nun aufgeben werde, nachdem wir uns so weit glücklich durchgeschlagen haben? Jetzt siehe da und siehe zu, wie wir getraut werden!“ Vater und Sohn zogen sich langsam zurück, und nun trat aus dem Zelte ein Geistlicher. Ohne den Blick von den beiden Männern zu wenden, das Gewehr zum Schuß bereit, ließen Frank und Kate sich trauen; der Geistliche, dem die Lage etwas unheimlich vorkam, beeilte sich mehr als gewöhnlich. Nach Vollendung der heiligen Handlung schwur der alte Strassord mit einem gräulichen Fluch, daß er Tochter und Schwiegerjohn tödten würde, wenn sie jemals wieder seine Schwelle überschritten. Dann traten die beiden Reiter ihren Heimweg an . . .“

Die armen Kinder sahen ganz bleich und verwirrt zu der älteren Dame auf: „Arme Tante!“ flüsterte Wanda und drückte Stirn und Lippen auf die Hand, welche sie erzogen hatte.

„Nun ja, Kinder, die Dinge endeten, wie sie angingen!“ sagte die Dame resolut. „Ein halb Duzend Jahre später schrieb mir mein Bruder, seine Frau habe ihn verlassen, er sei arm und erwarte das Ende seiner zehrenden Krankheit, indem er mir seine drei Töchter hinterlasse. Ich reiste hinüber, drückte ihm die Augen zu und brachte Euch nach Europa.“

„Tante!“ sprach das Nesthätchen, als ob sie einen Eid ablegen wollte, „ich verspreche Dir, nur nach Deinem Willen zu leben und zu heirathen!“

„Ja auch! Ja auch, Du Engels-Tante!“ rief Elisabeth.

„Und ich von Herzen!“ fügte Wanda hinzu, sie mit ihren treuen, blauen Augen tief anblickend.

„Nun, dann laßt uns fröhlich sein!“ sprach die Tante mit freudeleuchtender Stirn, „wir wollen miteinander das Rechte suchen! Wir sind nicht umsonst gewarnt! Es freut mich, daß keine von Euch etwas von einer Mutter erhofft, die den todtkranken Gatten und ihre Kinderchen verließ!“

Vor der Villa des Fabrikanten hielt ein kleiner, spinnradähnlicher Wagen, vor dem ein großes, massiges Pferd trampelte, und im Comptoir des Herrn Metzner trampelte gleichfalls ein großer, schwerfälliger Mann ungeduldig auf und nieder. „Na, endlich,“ rief er dem Heimkehrenden entgegen, „dacht' schon, Du würdest gar nie zurück sein! Kommst von oben, vom Hegenstein? Was hast ausgerichtet?“

„Na, was ist bei Der auszurichten, — ich machte es ihr vertheufelt süß, — ich trug ihr meinen Wilhelm für ihre Wanda an —“

„Nun? Sie lehnte ihn entrüstet ab?“

„O, gar nicht; sie sagte, wenn die Kinder sich später lieben lernen, und sie, die Gnädige, könnte der Wanda ein Kapital mitgeben, dann hätte sie nichts dagegen!“

„A—ah! Dann hat sie also schon von der Sache erfahren. Es steht schlimm mit unseren Aussichten, das Bachwasser ist vortrefflich und ganz eisenfrei gefunden worden; höchstens kann ich den entscheidenden Schritt noch ein bis zwei Wochen verzögern. Uebrigens hast Du Dich auch sehr einjährig dabei benommen!“

„Na, da bitte ich doch zu grüßen! Was kann ich ihr mehr anbieten, als viel Geld und meinen eigenen Sohn?“

„O, Du Narr, einen Mann findet das hübsche Mädels immer noch! Du bist Witwer, Du müßtest Dich selbst der Alten anbieten. Das zog! Ihr kommtet dann wegen des Baches einen schneidigen Contract schließen, und wenn die Herren Senatoren aus der Stadt kamen, da hattest Du den Schmarrn in der Hand!“

„Mich — ihr — anbieten?“ jagte der Fabrikant ganz athemlos. „Na, hör' mal, Junge, dazu gehört Courage, vor der sieht man da, wie vor'm Schwurgericht!“

„Unsinn! Du bist ein stattlicher Kerl und schwer reich, sie muß es schon der Mädels wegen thun!“

„Laß mich allein, Fremd, laß mich allein, will mir's überlegen, — in der Noth —“

„Freilich, in der Noth frist der Teufel Fliegen. Adieu, sei vernünftig!“ und hinaus stampfte der Compagnon Metzner's.

Der Fabrikant setzte sich vor seinen Schreibtisch, sichtetete seine Geschäftsbücher und legte sie wieder nieder, sprang auf, trat an's Fenster und musterte seine hübschen Fabrik-Gebäude, ließ den Blick emporkwandern zu den drohenden Burgrufen von Eggenrod und fand feufzend, daß die Ueberlegung mit sich allein noch schwieriger sei, als zu Zweien. Da fiel ihm ein, den Rath seines Sohnes zu erfragen. „Wilhelm!“ dröhnte sein Ruf die Treppe empor.

„Komme!“ war die prompte Antwort, und noch prompter sauste ein schlanker Jüngling, auf dem Treppengeländer reitend, in den Hufsturz herunter.

„Du sollst diese Knaben-Manieren ablegen!“ knurrte der Vater.

„Wenn sie Dir zuwider sind!“ stimmte der junge Mann gutmüthig bei.

„Komm' mal herein!“ sagte der Alte verdrießlich.

„Ist etwas vorgefallen, Vater?“

Lange Pause, dann bückte sich der Fabrikant über eine Schieblade, die er geöffnet hatte und sagte: „Ich denke nämlich daran, Dich mit Wanda von Eggen zu verheirathen!“

„Natürlich werde ich Wanda heirathen!“

„Natürlich? Donnerwetter, seid Ihr jungen Späßen denn einig?“ staunte Herr Metzner.

„Ich denke wohl, d. h. gesprochen haben wir nie darüber, aber sie weiß, daß ich sprechen und handeln werde, sobald ich erst selbständig bin.“

„Du — Grashoch — selbständig?“ rief aufspringend der Alte.

„Ja, Vater, mir ist in Könnau eine Stelle als Werkführer angeboten worden, eigentlich als Ober-Maschinist, und ich möchte sie annehmen.“

„So — und haben wir denn etwa keine Maschinen?“

„Aber ich bin Dein Sohn, und was ich hier leiste,



beweist nicht, daß ich die Sache gründlich verstehe, daß ich im Stande bin, aus eigenem Verdienst einer Dame wie Wanda ein Loos zu bieten!"

"So-o-o! und wie lange wird es dauern, bis Du dahin gelangst?"

"Fünf bis sechs Jahre, Vater."

"Hm, — und wenn ich Dir's möglich machte, heute um sie zu werben?"

"Ich ginge nicht hinauf!"

"Und wenn ich für Dich ginge?"

"Dann würde Wanda erwidern: Wilhelm ist noch ein langer Bub', meine Vorfahren waren tüchtige Männer!"

"Ach was, Verschwender, heilloser Verschwender!"

"Freilich, aber unternehmend und selbständig."

Herr Merzner betrachtete sich seinen Aeltesten, als sehe er ihn zum ersten Male; freilich, unreif sah er noch aus, aber eine ruhige, sichere Entschlossenheit lag in seinen hübschen, noch fast kindlichen Zügen.

"Du hast mir nie Kummer gemacht, Wilhelm," sagte der Vater, beinahe gegen seinen Willen weich werdend.

"Aber, Vater, ich hoffe das auch nie zu thun; weißt Du, ich hatte ja auch immer das Beispiel der Eggens vor Augen, das half mir."

Der Fabrikant würgte an einer Mittheilung, konnte sie aber nicht zu Tage fördern vor seinem braven, ehelichen Sohne.

"Ich hoffe, Vater," begann dieser nun selbst, "daß die Eggens zu einem hübschen Kapitale kommen, wenn sie den Bach an die städtische Wasserleitung verkaufen; es ist freilich unser Schaden, aber wir können das schon ertragen."

"So, — weißt Du das auch?"

"Ja, die Herren von der Prüfungs-Commission sagten es mir."

"Wirklich? — Hast Du denn auch berechnet, was uns diese Veränderung kostet?"

"Ja, ziemlich genau; — hier ist die Kosten-Aufstellung: 9,780 Mark und eine andere Hafen-Anlage am Fluße nebst Krahn."

"Und die Schönheit unierer Anlagen in Ruß verschwärt?"

"Natürlich, das verdirbt unser Fabrikat oder scheint doch einzuwirken, aber wir könnten den Schornstein hinter den Felsvorsprung stellen und das Triebwerk durch einen Tunnel zu unieren Stahlwalzen führen."

Herr Merzner setzte sich wüthig nieder. Er war ein emporkommener Müller, sein Sohn hatte aber Mechanik studirt. "Durch einen Tunnel!" murmelte er. "Die Steine sind durchaus fest und dauerhaft," versicherte der Sohn mit Ueberzeugung!

"Hm — ja! Ich will mir's überlegen, rede noch nicht davon!"

Wilhelm ging sorglos und pfiß sich draußen ein Liedchen. Der Fabrikant beschäftigte sich den ganzen Abend mit der Tunnel-Idee; dieselbe gefiel ihm mehr und mehr und erregte seine Unternehmungslust. Am anderen Tage aber kam das dicke Pferd mit seinem korpulenten Herrn wieder daher, und lechter behauptete, die neuen Ideen wären unreife Knabenpläne, und angenommen, man führe dieselben aus, so dürfte es doch vortheilhaft sein, sich auch den Wasserverkauf zu Ruhe zu machen. Herrn Merzner schmeckte diesen Mittag weder Speise noch Trank; um die passende Nachmittagsstunde kleidete er sich Schwarz, als wollte er zum Abendmahl gehen, überzeugte sich, sein Sohn habe, des Vaters Auftrag entsprechend, das Dampfbot zur Stadt benutzt und stieg dann abermals nach Eggenrod empor. Eine halbe Stunde später tönte Fräulein von Eggen's Holzrassel, und drei frische Stimmen riefen von verschiedenen Seiten: "Ich komme, Tante!" Sie traten wie ein Blumenstrauch in die heute besonders lichte Halle und sahen der Tante gegenüber, sehr ungemüthlich, in gemüthlicher Feierlichkeit Herrn Merzner sitzen.

"Meine jungen Freundinnen," begann die Tante, "Ihr wißt, daß ich nichts ohne Euren Rath beginne, deshalb lege ich die Frage in Eure Hände, die unser Nachbar hier so eben an mich gerichtet hat; er wünscht, daß Eure alte Beschützerin seine Frau werde und verspricht jeder von Euch bei ihrer Verheirathung eine gute Mitgift!"

Schweigen, und dann ein Aufschluchzen der kleinen Magda und die zornige Frage Elisabeths: "Wann haben wir es an Gehorsam und Liebe fehlen lassen, daß Du Dich nach einer anderen Heimath umsiehst?"

"Niemals, mein Kind; übrigens dürften wir hier wohnen bleiben. Es scheint, der Plan mißfällt Euch?"

"Ja, ja!" schluchzte Magda und umklammerte sie.

"Ja, ja!" rief Elisabeth. "Tante, Herzenstante, thut es nicht!"

"Und Du, Wanda?" forschte die Dame, in das gesenkte Antlitz der Nichte schauend.

"Der Gedanke kommt mir so sehr unnatürlich vor!" erwiderte das Mädchen leise.

"Sie sehen, Herr Merzner, daß meine Mädels gegen

Ihre Wünsche stimmen, und meine Antwort kommt nicht weiter in Frage. Inzwischen hatte auch ich heute die Absicht, Sie aufzusuchen, um Ihnen einen wichtigen Vorschlag zu machen. Die Stadt braucht gesundes Trinkwasser und erbiethet sich, mir meine Eggenrod-Quelle abzukaufen; selbstverständlich aber stelle ich Ihnen das Vorkaufsrecht zur Verfügung!"

Herr Merzner saß förmlich zerbrochen da. "Was verlangen Sie denn?" murmelte er.

"Von der Stadt sechzigtausend Mark, von Ihnen fünfzigtausend, und ich mache das Anerbieten, ein Drittel theil des Kapitals bei Ihnen stehen zu lassen."

"Fünfzigtausend Mark!" wiederholte erbleichend der Fabrikant.

"Ich sagte ja, — Sie können dann immer noch die Hälfte des Quellwassers verkaufen und das Uebrige selbst verwerthen!"

"Ach —!" seufzte erleichtert der Kunstmüller und stand auf.

"Sie wollen sich bis morgen Mittag endgültig erklären, Herr Merzner. Nun noch eine Frage: Wüßten Sie um den Wasserkauf der Stadt?"

Der Fabrikant wollte "Nein!" antworten, aber da trat Wilhelm's Bild plötzlich vor seine Seele; er blickte die Dame an und erwiderte sehr laut: "Ja!"

"Ich danke Ihnen," entgegnete Fräulein von Eggen und reichte ihm die Hand zum Abschiede.

Am nächsten Tage kam der Fabrikant mit seinen beiden Söhnen noch einmal hinauf. "Onädiges Fräulein," sprach er, "Sie sehen, ich habe Wilhelm und August mitgebracht, denn ich lernte von Ihnen, daß man seine Freunde und Rathgeber am besten in seinen eigenen Kindern sucht. Ich komme nun mit meinen Rathgebern daher, um Ihnen zu sagen, daß ich das Vorkaufsrecht in Anspruch nehme, d. h. Ihnen zahle, was die Stadt irgend zahlen mag. Wir, Sie und ich, haben uns durch viele Jahre nahe gewohnt und ferne gestanden, ja, ich betrachtete die Eggens auf Eggenrod beinahe wie einen Flecken in meinem ausblühenden Besitzthum. Das hat nun die Sachangelegenheit hinweggepölpelt, und ich frage bei Ihnen an, ob Sie mich und diese Jungen, meine Söhne, als Ihre Verather bei den Unterhandlungen mit dem Magistrat annehmen und gern sehen werden?"

"Ich, ja, Herr Nachbar, aber ich muß erst meine Mädchen fragen."

Die Mädchen schrien vor Jubel; die kleine Magda umarmte den dicken Fabrikanten und flüsterte: "Sie sind mir doch nicht böse wegen gestern?"

"Keine Spur, Du Wetterhexe?"

"Vater wollte Ihnen noch erklären, weshalb er den Bachverlust jetzt anders aufsaßt," sprach Wilhelm in seiner ruhigen, anspruchslosen Weise. "Erstens braucht die Stadt um jeden Preis gutes Wasser, da sich nach der vorjährigen Epidemie der größte Theil der Brunnen als gesundheitswidrig erwies; zweitens ist kein Bergwasser so leicht herunter zu leiten, als der Eggenrod-bach; drittens muß diese Wasserleitung um den Berg herum, ganz durch unsere Ländereien und Fichten-schonungen gebaut werden, und zwar eine gemauerte Wasserleitung, sodaß unser Grund und Boden sich bestens verwerthet; viertens will sich Vater eine jährliche Abgabe für sein Zurücktreten von dem Vorkaufsrechte sichern, — ja, Vater, wir müssen auch das sagen, damit die Damen sehen, daß wir unseren Vortheil im Auge behalten."

Eine große Freudigkeit erfaßte die beiden Familien, und unter lautem Gelächter gruppirt man sich um ein paar Schalen mit saurer Milch. Das junge Volk war ganz ausgelassen, und die Hofdame und der Müller blickten sich befriedigt an und lächelten.

Eine Woche später ward wirklich der Contract über den Ankauf des Bergquells unterzeichnet; der Fabrikant wahrte die Interessen der Verkäuferin mit derselben Fähigkeit wie seine eigenen, beide mit erwünschtem Erfolge.

"Es war wie ein Wettringen," sagte Magda aufathmend, als die Stadtherren sich entfernten, noch einmal die theure Fluth ansahen und dann zu Thale führen.

Herr Merzner wüthte sich die Stirn und meinte, zu Fräulein von Eggen gewendet: "Ich denke, wir können einander gratuliren."

"Ich darf Ihnen noch eine besondere Freude machen," erwiderte die Dame; "ich biete Ihnen das jetzt freilich nahezu werthlose Eggenrod zum Kaufe an."

"Wie? Eggenrod?" riefen betreten Vater und Söhne.

"Ja, unsere Ruine, sie wird vielleicht noch einige Zeit als Merzner'scher Besitz emporragen, vielleicht auch nicht, denn seit Kurzem zeigte sich in den Kellerräumen ein neues kleines Quellchen, und über der Durchsicherung hat sich die Grundmauer des alten Baues gesenkt, — er wird eines Tages zusammenstürzen."

Alle schwiegen. Da trat Wilhelm zu Wanda, faßte ihre Hand und sagte zuversichtlich: "Du wirst in der

ferne die Heimath und deren Bewohner nicht vergessen!"

Wanda blickte ihn mit leuchtenden Augen an und sagte: "Nein, so lange ich athme, nicht!"

Es war keine Verlobung, aber etwas Festeres, Innigeres, eine Bedingung ihrer Existenz, die hier festgewurzelt war.

Der Fabrikant lachte laut und wüthig: "Ja, Ihr Nachbarn, Ihr hattet hier nie eine so feste Heimath, als Ihr sie fortan haben werdet, denn ich bin Euer Schuldner, Ihr habt mich zum rechtschaffenen, vergnügten und glücklichen Kerl gemacht! Weiß der Acker, über meine Lippen soll nie mehr eine Aeußerung gegen den Adel gehen, denn ich weiß jetzt, das Ding sitzt in der Seele!"

Nachdruck verboten.

## „Das Buch für junges Frauenzimmer.“

Es ist der unverfälschte Titel eines ebenso merkwürdigen wie schätzenswerthen Buches, der an der Spitze dieser Zeilen steht. Da ruht es beiseite vor mir, mit seinen halbvergilteten Blättern und dem unbeholfenen, doch kräftigen Leder-Einband an vergangene Zeiten gemahnend. Aber so becheiden sein Aeußeres, so bedeutsam tritt sein Inhalt auf. Man denke nur, ein Werk von kaum fünfhundert Seiten, das alles Wissenswerthe für junge Damen enthält: Die Sprachkunst, die Dichtkunst, die Redekunst, das Rechnen, die Zeitrechnung, die Erdbeschreibung und die Geschichte „nebst einigen Betrachtungen über die Regeln des Wohlstandes und der artigen Aufführung.“ Welch ein glückliches Zeitalter mußte das sein, da man so viel Schönes und Gutes in einem nicht allzu umfangreichen Compendium erhielt und sich nicht mit einem Buß von Lehrbüchern zu plagen brauchte! Die Bemerkung für das Maßhalten des leider nicht genannten Autors wird aber noch um ein Beträchtliches steigen, wenn man erfährt, daß sein Buch, welches von der Waltherschen Hof-Buchhandlung in Dresden herausgegeben wurde, vor wenig mehr denn einem Jahrhundert (1776) erschienen ist, also zu einer Zeit, da die geistige Bewegung in Deutschland ihrem Höhepunkte entgegenging.

Für eine Blumenlese aus den bedeutungsvollsten Aussprüchen und scharfsinnigsten Definitionen des trefflichen Buches werden mir die Leser gewiß aufrichtigen Dank wissen, besonders aber dürfte das „junge Frauenzimmer“, — damit meint der Autor die gesammte weibliche Jugend, — dem Ungenannten eine pietätvolle Erinnerung widmen. Die wichtige Abhandlung über die Sprachkunst, welche das eigentliche Werk eröffnet, wollen wir übergehen und mit dem interessantesten Kapitel von der Dichtkunst beginnen, welches einige wahrhafte Offenbarungen erhält. Auf die Frage: „Was ist die Dichtkunst?“ erhalten wir folgende bündige Antwort: „Sie ist eine Geschicklichkeit, allerlei Gegenstände in einer abgemessenen und wohlklingenden Schreibart zu beschreiben, vorzustellen oder nachzuahmen.“ Und was ist ihr Zweck? — Antwort: „Wohlthätige und nützliche Eindrücke in den Verstand zu machen.“ Es wird nun erzählt, wie alt die Dichtkunst sei und als deren erster Stern Moses genannt, zugleich aber über die Schlaueheit der Griechen folgende treffende Bemerkung gemacht: „Die Heiden bemerkten gar bald, daß die Dichtkunst dem Gedächtnisse gar sehr zu Hülf kam; sie sahen deswegen ihre Gottesgelaubtheit, ihre Weltweisheit, ihre Geseße und Gewohnheiten in Versen ab.“ Das zeugt doch von profunder Gelehrsamkeit!

Ungemein belehrend ist das Kapitel vom „Briefwechsel“. Unsere Zeit ist in diesem hochwichtigen Punkte von einer bewunderungswürdigen liberalen Auffassung; man hat längst aufgehört, den Briefstil als eine besondere Gattung zu pflegen, und der „Briefsteller für alle Fälle des Lebens“ ist der einstigen hohen Bedeutung verlustig geworden. Zwar hatte schon vor dem Erscheinen unseres Buches Lessing in seinem Latonismus die ganze Kunst des Briefstils in den Worten ausgedrückt: „Schreibe, wie Du sprichst, und Du schreibst gut,“ aber diese Lehre konnte damals nicht allgemein bekannt sein, da sie in einem Privatbriefe Lessing's an seine Schwester enthalten war. So spricht denn unser Autor eine ganz richtige Behauptung aus, wenn er das Kapitel über das Briefschreiben mit den Worten einleitet: „Nichts macht einem Frauenzimmer mehr Ehre, als wenn es seine Gedanken auf eine feine und geschickte Art zu Papiere bringen kann.“ Ferner heißt es in den allgemeinen Betrachtungen über diese Materie: „Man ließe einen mit Geschmack geschriebenen Brief mit doppeltem Vergnügen; man verbindet die Hochachtung mit der Freundschaft; man macht sich eine Ehre aus der Wahl, die man in Ansehung seines Freundes getroffen hat; man zeigt seine Briefe Anderen, die aus der feinen Schreibart unserer Korrespondenten von unseren Empfindungen und unserem Verstande ein günstiges Urtheil fällen.“ Leider können wir die verschiedenen, höchst nützlichen Anweisungen, die der Autor für Briefe aller Sorten an die Hand giebt, nicht in ihrer ganzen treuerherzigen Ausführlichkeit wiedergeben, aber wir können es uns nicht versagen, das hervorzuheben, was er über die Geschäftsbriefe sagt, von denen er keine allzu hohe Meinung hegt, da er kurzweg hinschreibt: „Diese Briefe sind mehrtheils weiter nichts, als schriftliche Aufträge ohne Empfindungen und Regungen des Herzens.“ Dagegen meint er von den Reiseschreiben: „Da diese nur unter solchen Leuten gewöhnlich sind, die eine gewisse Achtung gegen einander hegen und behutsam mit einander umgehen, so sind sie sehr schwer zu machen.“ Man thut daher nach der Ansicht des freundlichen Rathgebers am besten, wenn man geradezu ein glückliches Jahr wünscht und die Personen, die man hochschätzt, um die Fortsetzung ihrer Güte und Gewogenheit bittet.“ Er illustriert dann diese bündige Art von Briefen mit Beispielen, deren kürzestes drei engbedruckte Octavseiten füllt.

Unso knapper faßt sich der Autor in dem Abschnitte, welcher der Geschichte gewidmet ist. Auch hier begegnen wir einigen Kernsprüchen, welche der Vergessenheit entrissen zu werden verdienen. Die Definition des Begriffes der Geschichte, welche als eine „Erzählung allerhand merkwürdiger Dinge, die in den verschiedenen Theilen der Welt vorgegangen sind,“ bezeichnet wird, kann man wohl gelungen nennen, aber sie tritt in den Schatten vor der Erklärung, welchen Nutzen das Lernen der





Hühner-Kesti. Von Heinrich Schlitt. — Siehe Seite 30.



Geschichte bietet. Da heißt es nämlich: „Die Geschichte ist den Königen, den Fürsten, den hohen Standespersonen von hohem Nutzen; denn es wäre eine Schande, den Ursprung der Völker, die Stiftung der Monarchie und dergleichen wichtige Facta nicht zu kennen.“ Von überaus praktischem Sinne zeigt es, daß der Verfasser in den allgemeinen einleitenden Sätzen zur Geschichte auch die Haupt-Momente der Geographie und unter einem auch der Geometrie in höchst populärer Weise zu erklären sucht. Wie weit diese lobenswerthe Absicht auf Gemeinverständlichkeit geht, kann man z. B. aus der Erläuterung des Begriffes „Meer“ ersehen, welche folgendermaßen lautet: „Meer oder Ocean ist eine Menge gefalztes Wasser, welches um die beiden festen Länder herumfließt und verschiedene Namen hat.“

Doch genug der gelehrten Citate! Weit anziehender wäre es, aus den Regeln der guten und artigen Ausführung Manches zu reproducieren, wenn nicht ein tödlicher Zufall gerade diesen Theil des Buches verunstaltet hätte. Zum Glück ist ein Zwiesgespräch erhalten geblieben, aus dem phantasievolle Leser den Schluß auf alles Uebrige ziehen können. Befagter Dialog ist als Beispiel angeführt, wie eine junge Dame sich bei der ersten Begegnung einem jungen Manne gegenüber benehmen soll. Man sieht, ein wichtiges Kapitel, von besonderer Bedeutung für angehende Lustspiel-Dichter. Das Gespräch wird, wie sich's ziemt, vom jungen Mann eröffnet.

Herr (zutänzlich, doch voll Respekt): „Wandeln Sie schon lange auf diesem schönen Pfade, der durch grüne Auen und blumige Fluren führt?“

Jungfrau (schüchtern, verschämt aufblickend): „Seit zweien Stunden, doch ich dachte nicht an Gräser und Blumen, sondern an den gütigen Schöpfer, der uns so viel Gutes erweist.“

Herr: „Sind die Beiden, so vor Ihnen gehen, der gestrenge Herr Vater und die hochgeachtete Frau Mutter?“

Jungfrau: „Ihnen danke ich, nächst dem lieben Gotte, was ich bin und was ich habe.“

Herr: „O, wie glücklich sind Ihre verehrten Aeltern, daß sie eine so tugendhafte, fromme und man darf wohl auch sagen schöne Tochter besitzen!“

Jungfrau (erröthend): „Sie überhäufen mich mit Artigkeiten und ich weiß nichts darauf zu sagen, als daß Ihre Güte Sie zu nachsichtig macht.“

Herr: „Werde ich wohl hoffen dürfen, Ihrer lieblichen Gesellschaft mich öfter zu erfreuen?“

Jungfrau: „Wenn die Präsentation bei meinen lieben Aeltern stattgehabt hat, dann werden diese wohl gern die Erlaubniß ertheilen.“

Herr: „Wie brenne ich vor Verlangen, dem verehrten Paare mich präsentieren zu können!“

Jungfrau: „Mein Herr Vater ist Gerichtsrath (Arzt, Kaufherr etc.) und wird sich recht herzlich freuen, wenn der Herr ihn die Ehre geben wird.“

Herr: „An mir soll es nicht fehlen, wenn ich nur auf Ihre Freundlichkeit zählen kann.“

Jungfrau: „Meine liebe Mutter hat sich schon des Besten nach mir umgewendet, ich muß zu ihr eilen.“ (Macht einen höflichen Knix und eilt weiter.)

So weit reicht das Zwiesgespräch, dem dann wohl noch andere Verhaltens-Maßregeln gefolgt sein möchten, die aber für uns verloren sind, weil gefräßige Watten die folgenden Blätter fast gänzlich zerstört haben. Uns bleibt angeichts dieses Umstandes nichts Anderes übrig, als mit Wehmuth der idyllischen Zeiten zu gedenken, da sich noch alle Lebensverhältnisse nach den strengen Gesetzen des Wohlstandes gestalteten, da Jüngling und Jungfrau einander mit wohlklingenden Worten begegneten. Wir lächeln, wenn die altväterischen Gestalten und Sitten uns auf der Bühne vorgeführt werden, aber Niemand kann es erweisen, ob nicht jene Zeiten weit mehr Glück und Seelenfrieden brachten, als die untrigen mit ihren hochentwickelten sozialen Verfehlungen. Leider verstehen wir es nicht mehr, in des Darcys Beschränkung froh zu genießen, lassen uns Alles durch Ueberhaft und Zweifel vergällen und verbittern. Beweis dafür sind diese Reflexionen selbst, die unentwerthliche Schatten werfen auf die lichten Spuren bewundernswerther Genügsamkeit und seltener Diät in gelehrten Dingen „in Absicht auf das Frauenzimmer.“

S. S.

Nachdruck verboten.

### Damen zu Pferde.

Von Hermann Vogt.

**F**ür einige Jahre pfliegte ich regelmäßig eins der großen nordamerikanischen Weltblätter zu lesen. Da fand ich zu meiner Ueberraschung fast in jeder Nummer eine Rubrik: „Women on horseback“ — „Damen zu Pferde“. Es handelte sich um Reiten, zu welchen Damen der Gesellschaft in den Sattel stiegen. Doch nicht die Schnelligkeit der Pferde, wie man glauben sollte, unterlag hier in erster Linie der Prüfung, sondern der jubelnde Zuruf der Zuschauer, die zu zwanzigtausenden von nah und fern herbeizuströmen pfliegte, galt vornehmlich der Berde und der Ausdauer der Reiterinnen. Allwöchentlich ließen sich überraschendere Erfolge verzeichnen. Anfangs pfliegten sich diese Wettreiter über zehn englische oder etwa zwei deutsche Meilen nicht auszudehnen. Aber die Sucht nach immer höheren Leistungen hatte diese Distanz bald um das Doppelte erweitert. Gewöhnlich ritten nur zwei Damen gegen einander, deren Sport-Erfolge in der heimathlichen Gegend sie oder ihre Gatten und Väter nach größerem Ruhme lüstern gemacht haben mochten, und die nun, mit großen gegenseitigen Einsätzen von 5000 bis zu 10,000 Dollars, neben denen die wildeste Wett-speculation ihr Wesen trieb, zum öffentlichen Kampfe in die Schranken traten. Ein einzelnes Pferd wäre überhaupt völlig außer Stande, die Strecke von 32 oder auch nur von 16 Kilometer im Rennlaufe zu durchreiten, deshalb wurden zu diesen Ritten mehrere, nach Uebereinkunft in der Regel acht oder zehn sorgfältig trainirte Pferde benutzt, die nach jedesmaligem Umlauf um die gewöhnlich eine englische Meile messende kreisförmige Bahn zu wechseln waren. Die Geschwindigkeit und die Schnelligkeit beim Besteigen der frischen Pferde, welche in ihrer aufgeregten Unabängigkeit oft von sechs Stallbedienten kaum zu halten waren, entzückte nach den Schilderungen der amerikanischen Zeitungen den Enthusiasmus des Publicums, dessen Beifallsbezeugungen kein Ende finden wollten, wenn die zarten Reiterinnen ohne eigene Ermüdung, ihr Thier mit lebhaftem Zuruf anfeuernd, in stets gleicher Schnelligkeit die Bahn umrritten. Man hatte zu der Zeit, da diese Art des

Damenports in Aufnahme kam, es als eine achtbare Leistung betrachtet, wenn der Sieg bei einem Zehnmilen-Rennen in etwa 22 Minuten errungen wurde. Dieser „Record“, — um mich eines Ausdruckes zu bedienen, der in jedem Sportjargon eine große Rolle spielt, — ward später durch ein zwanzigmeilen-Rennen in den Schatten gestellt, dessen Sieg nur sechsundvierzig Minuten erforderte. Die höchste Schnelligkeit aber erreichte, so weit ich die Sache verfolgt habe, Miß Belle Coof aus Californien, welche auf acht Pferden ihre Gegnerin, Miß Emma Jewett aus Minnesota, auf einer Strecke von zwanzig Meilen in 45,5 Minuten, — man achte auf die genaue Zeitbestimmung, — „sicher“ geschlagen hatte. Bei diesem Rennen sollten mehr als 100,000 Dollars in Wetten umgesezt worden sein.

Seht amerikanisch! höre ich meine liebenswürdigen Leserinnen anrufen, und in der That darf man annehmen, daß die zu immer erhöhtem Sinnesstapel herausfordernde Neben-Übersättigung, eine nothwendige Folge der das ganze amerikanische Leben kennzeichnenden, überstürzenden Hast, und Unruhe, auch die beschriebenen Damenrennen in das Leben gerufen hat, von denen ich nicht einmal weiß, ob sie nicht schon lange durch eine neue, noch weit excentrischere Mode in den Schatten gestellt sind. Dem Panke hatte in diesem Falle die mit den einfachen Wettrennen verbundene Aufregung, der namentlich das englische Volk sich mit großer Leidenschaft hingibt, nicht genügt, auch nicht die mit erhöhter Gefahr für den Teilnehmer verknüpften Steeple-chases. Er verlangt eben stärkeren Reiz, mehr augenscheinliche Gefahr, körperliche Anstrengung bis zur höchsten Leistung, ja er verliert in dieser Beziehung am liebsten die Grenze des Möglichen noch überschritten sehen. Anders in Deutschland. Wir bedürfen zum Genuß nicht derartig starker Reizmittel; wir scheuen davor zurück, unsere Frauen und Töchter zu öffentlichen Schaustellungen zu ermuntern; ja man würde bei uns, meine ich, der Persönlichkeit weiblichen Geschlechts kaum mehr den Ehrentitel einer „Dame“ zubilligen, die sich an einem so wilden Wettrennen betheiligen wollte.

„Alles mit Maß und Ziel.“ Nach diesem Grundsätze mögen unsere Damen sich des herrlichen Vergnügens erfreuen, das ihnen aus dem Bestreben des edlen Rosses unzweifelhaft erwächst, eines Vergnügens, das bis zu einem gewissen Grade zugleich zur gesunden Körperübung wird. Wohl gestaltet sich nach unseren Anschauungen die Vorstellung von einer Frau, die mit Stimme und Peitsche ihr Pferd zu rasendem Laufe antreibt, zu einem geradezu unheimlichen Bilde, aber welche liebliche Erscheinung andererseits, welche Vermischung von Kraft und Anmuth, von Eleganz und weiblicher Zartheit bietet eine Dame, die mit sicherer Hand ihren schlanken Zelter durch das Getümmel auf der Promenade lenkt oder die in ruhiger Ueberlegung den gedrungeneren Hunter im Jagdgelände auf einem guten Plage hinter den Hund zu halten weiß! Wer wollte nicht solche hohe Amazonen wie die Kaiserin von Oesterreich oder auch die Kronprinzessin des Deutschen Reiches bewundern und vielleicht gar ob ihrer vollendeten Meisterhaft im Sattel ein wenig beneiden!

Verhältnißmäßig nur sehr wenige deutsche Damen finden Gelegenheit, die edle Reitkunst zu erlernen und zu üben. Bei den meisten treten materielle Verhältnisse hindernd in den Weg. Aber auch in solchen Familien, die der reichlichen Mittel verfügen, erlaubt oft genug die sorgsame Mama den Töchtern nicht, ein Pferd zu besteigen, der möglichen gesundheitsschädlichen Folgen und der mit dem Reiten verbundenen Gefahr wegen. Beide Einwürfe entbehren nicht der Berechtigung: Im Uebermaße betrieben, kann das Reiten der zarten Constitution eines jungen Mädchens unberechenbaren Schaden zufügen, und ich habe mehrere Damen gekannt, die mit jahrelangem Siechtum ihre übermäßige Jugendlust gebüßt haben. Unleugbar bringt das Reiten auch für die Dame eine größere Gefahr mit sich, als für den Herrn, schon der gebräuchlichen Art des Damenreites wegen. Die Gefahr vermindert sich aber in demselben Grade, wie das Verständniß der Reiterin für Sitz und Zügelführung und damit die Herrschaft über das Thier wächst.

Viele Anfängerinnen meinen, wenn sie auf einem alten, durchaus ruhigen und zuverlässigen Pferde ein paar Mal neben dem Papa hinausgeritten sind in den Park, nun schon „reiten“ zu können. Sie sind zu furchtsam, um sich einem anderen Thiere anzuvertrauen, zu unverständlich, — ich bitte tausendmal um Entschuldigung für das nicht mit meiner angeborenen Galanterie im Einklang stehende Wort, — um den Anweisungen eines tüchtigen, erfahrenen Lehrers zu folgen und lassen sich genügen an der haunenden Bewunderung, mit welcher die weniger glücklichen Freundinnen zu der stolzen Amazone emporsehen. Sie schweben formwährend, wenn auch unbewußt, in großer Gefahr, denn jeder Fehltritt, den das sicherste Pferd machen kann, jeder Sprung, zu dem ein bellender Hund auch den geduldigsten Kiepper einmal verleitet, bringt sie aus dem Sitz. Der Anblick einer solchen Reiterin ruft bei den Unbetheiligten ein Gefühl ängstlicher Bellommenheit wach, und die Folgen selbst eines an und für sich wenig erheblichen Unfalls sind so unberechenbar, daß ein gewissenhafter Freund sich nur schwer entschließen wird, dieser Dame als begleitender Cavalier bei ihrem Austritte zu dienen. Deshalb sollten Eltern, wenn sie ihren Töchtern das Reiten gestatten, im alleseitigen Interesse den nöthigen Ernst von ihnen verlangen, sich streng nach den Vorschriften eines verständigen Lehrers zu verhalten. Ist der schwere Anfang einmal überwunden, so wird die junge Reiterin mit steigendem Wohlbehagen gewahren, wie das kluge Thier williger und leichter den geschickteren Zügelhelfer folgt, wie sie selbst bei größerer Uebung das Gleichgewicht im Sattel, — die Balance lautet der Kunstausdruck, — auch bei unbehaglichen und sprunghaften Bewegungen des Pferdes ohne besondere Anstrengung behält. Damit ist der erste Schritt zur Vollkommenheit gethan, denn ein sicherer, fester Sitz und eine leichte Hand bilden die Grundlagen aller Reitfertigkeit. Beide sind bei gutem Willen nicht zu schwer zu erlangen, wenn man wenigstens jenem alten oberbayerischen Stallmeister glauben schenken darf, mit dem seine Gebieterin hinsichtlich des Reitunterrichts für das heranwachsende Töchterchen berathschlagte.

„Gnädigste Gräfin“, meinte der alte Centaur, „is sich gar kein Reitlehrer nöthig. Kaufen Sie gutes Sattel; legen Sattel auf Bonn; setzen Sie Comtesse oben auf. Darf sich aber nicht Zügel anfassien, sondern muß sitzen gerade und frei mit untergeschlagene Arme. Wenn Comtesse sitzen fest, können sie nehmen Zügel; muß sie halten Hände tief, Herz und Kopf aber hoch. Dann wird sie bald reiten gut, sehr gut, so gut wie unfer gnädigster Graf seliger.“

Comtesse Yori ist später eine ausgezeichnete Reiterin geworden. Wahrscheinlich verdankte sie das nicht zum geringsten Theile den Anweisungen ihres Stallmeisters, der auch in

anderer Beziehung einen practischen Blick besaß. Nicht umsonst hatte er von vornherein auf die Nothwendigkeit eines guten, geräumigen, dem Pferde wie der Reiterin passenden Sattels aufmerksam gemacht. Die Ausrüstung des Pferdes und der Anzug der Dame müssen überhaupt nach englischer Sprechweise in tip-top order sein, sollen nicht spöttische Nienen an die Stelle bewundernder Mide treten. Vor allen Dingen aber muß mit Bezug auf das Pferd eine richtige Auswahl getroffen werden, denn nicht jedes, noch so schöne und leistungsfähige Thier eignet sich für den Dienst einer Dame. Das Damenpferd soll vielmehr leichte und sanfte Bewegungen haben, durchaus frei von solchen Untugenden sein, die aus einem zu heftigen Temperament oder aus großer Faulheit entspringen, soll einen natürlich aufgerichteten Hals besitzen, „sich selbst tragen“ und dabei selbstverständlich auch noch hüßlich von Figur sein. Ein derartiges Thier bildet allerdings einen Schatz und wird leicht zu einem verzogenen Lieblinge, von dem die Besitzerin sich nur schwer zu trennen vermag.

Nachdruck verboten.

### Aus der Londoner Gesellschaft.

London, Februar 1888.

**A**um die Zeit, da man in den großen Städten des Continents daran denkt, den heimischen Penaten zu entsiechen und sich an der See oder im Gebirge von den Strapazen der Winter-Vergnügungen zu erholen, in den Monaten Mai, Juni und Juli, beginnt in der englischen Metropole erst die Hauptaison. Jetzt dagegen, wo die gebildete Europäerin anderer Länder die Verpflichtung hat, für Theater und Museen zu schwärmen, Bälle und Gesellschaften zu geben und zu besuchen, bleibt die englische vornehme oder reiche Dame der Metropole fern. Allerdings stehen auch wir hier in London augenblicklich in einer „Art“ von Saison, aber sie ist nicht fashionable. Der Fremde wird dies wohl kaum bemerken. In den Straßen drängt sich eine endlose Menge, die Schaufenster der Läden sind mit kostbaren Gegenständen gefüllt, und vor den großen Magazinen halten glänzende Equipagen. Aber ein Mid auf die Insassen der Wagen, auf die zahlreichen Fußgänger zeigt dem Kenner des hauptstädtischen Lebens sofort den Unterschied zwischen der eigentlichen Saison und jetzt. Mit Osternation zur Schau getragener Reichthum statt Eleganz, kostbare Toiletten anstatt geschmackvoller Kleider, starke, kräftige Pferde vor schweren Landauern anstatt der zierlichen Phantasie-Wagen, gezogen von schlanken Rossen arabischer Abstammung. Besonders finden diese Bemerkungen auf die diesmalige Winteraison Anwendung, denn da, wie dies sonst häufig um diese Jahreszeit der Fall, das Parlament nicht tagt, so ist auch der männliche Theil der Aristokratie, die ihre gesetzgeberischen Pflichten andersfalls an die Metropole fesseln würde, derselben fern geblieben. Tagt jedoch die gesetzgebende Versammlung, so gestaltet sich diese unfashionable Nebensaison oft interessanter als die Hauptaison. Denn sie bildet dann den Zeitpunkt, die gewissen ehemaligen Mitgliedern des High life, die von ihren früheren Circeln fallen gelassen waren, eine Rehabilitation erleichtert. Hauptächlich gilt dies in Bezug auf Damen. — Männern verzeiht man ja leichter, — und natürlich ist für diese Reinwaschung der Charaktere die Zeit am geeignetsten, wo die offiziellen Reueentinnen der Upper ten thousand sich nicht in der Stadt befinden und ihre Männer keinen Anstand nehmen, die Circel von Mrs. A. oder B. aufzusuchen; sind die Herren doch sicher, sich dort, wenn auch vielleicht in etwas gemischter Umgebung gut zu unterhalten. Auch die reich gewordenen Mrs. Brown oder Smith machen dann die ersten schüchternen Versuche, sich in die Gesellschaft einzuschmuggeln. In diesem Jahre aber müssen sich die Frauen der Aeltern und der neuen Ritter, welche Letztere das Recht haben, „Lady“ vor ihren Namen zu setzen, damit begnügen, ihre kostbaren Toiletten und Brillanten von Gleichgestellten bewundern zu lassen. Gelegenheit bietet sich dazu hauptsächlich auf den zahlreichen Gesellschaften und Festen, die der Mann zu geben verpflichtet ist, den die Wahl seiner Mitbürger für die Länge eines Jahres zu einer hervorragenden Persönlichkeit erhoben hat: der Lord Mayor. Die Pracht und der Reichthum, die bei diesen Festlichkeiten gewöhnlich entfaltet werden, übersteigt diejenige, welche man bei Hofbällen zu sehen gewohnt ist, bei Weitem. Weniger trat dies allerdings bei einer Gesellschaft zu Tage, die vor einigen Tagen im Mansion-House, — der offiziellen Residenz des City-Herrschers, — abgehalten wurde, denn die Eingeladenen befanden sich sämmtlich in einem Alter, in welchem Juwelen und schwerseidene Stoffe noch nicht getragen werden. Es handelte sich nämlich um einen Kinder-Kostümball, den der Lord Mayor und die Lady Manores veranstaltet hatten, und trotzdem ein so dichter Nebel über den Straßen Londons hing, daß das Vorwärtskommen zu Wagen sowohl, als zu Fuß mit Schwierigkeiten und Gefahr verknüpft war; erschienen doch von den elfhundert Eingeladenen gegen Tausend. Um sechs Uhr begannen die Kleinen in Begleitung Erwachsener einzutreffen, um bis Mitternacht das etwas düstere Gebäude mit ihrem Lachen zu erfüllen. Außer den sechzehn Tänzen, welche die Tanzkarte enthielt, fanden in den verschiedenen Salons allerlei Aufführungen statt, die mit einem Pünich und Judy Show begannen. Letzterer, der auf keinem Kinderfest fehlen darf, ist ein Characteristicum der englischen Hauptstadt und hat sogar den beiden bekannten Wigblättern die Namen gegeben. Er besteht aus einem auf hohem Gestell ruhenden Kasten, den gewöhnlich zwei Männer begleiten. Ein wunderliches Geschrei zieht die Aufmerksamkeit der Passanten auf sich, man eilt herzu und sieht, daß es den Anfang der Vorstellung bedeutet, bei der ein Hund und ein Affe die Hauptrollen spielen. Dieses oft gesehene Schauspiel entzückt, wie gesagt, auch die kleinen Leute auf dem Lord Mayors-Ball. Als dieselben eintrafen, wurden sie von Wirth und Wirthin empfangen und bildeten dann eine Prozession, die den Lord Mayors-Zug in miniature darstellte; jede Maske war eine genaue Copie der verschiedenen Functionäre, die diesem bürgerlichen Hof attachirt sind. Voran schritt der City-Marschall, ihm folgte der Scepterträger, mit einem riesigen antiken Scepter in der Hand, das schon zwei Jahrhunderte lang im Gebrauch und der damaligen Goldschmiedekunst alle Ehre macht, und hinter ihm schritten all die städtischen Würdenträger in purpurnen, scharlachrothen und goldgestickten Gewändern. Die kleine Lady Manores trug ein reizendes hellrothfarbnes Kostüm, dessen Schleppe von zwei noch kleineren Wagen getragen wurde. Den erwachsenen Zuschauern machte es nicht



geringen Spas, als sie bemerkten, daß der Anzug eine genaue Nachahmung des von der wirklichen Lady Mayoress getragenen war. Der Lord Mayor und seine Gattin, Mrs. de Kuyser, erhoben sich von ihren Sigen und empfingen ihre jugendlichen Duplitate mit allen Zeichen der Achtung; dann zog sich die Prozeßion zurück und der eigentliche Ball begann. Ganz allerliebste sahen drei Schwestern aus, die als „three little maids from school“ erschienen sowie ein reizendes Dämchen, welches Mary Anderson, die hier so beliebte schöne Amerikanerin, als Galathaea repräsentirte. Als ein besonderes Compliment für den Lord Mayor, der ein geborener Belgier ist, hatte sich ein jugendlicher Gast in die belgischen Landesfarben schwarz, gelb und roth gekleidet.

Wenn übrigens, wie oben erwähnt, unsere Geburts- und Geld-Aristokratie im Winter die Hauptstadt flieht, so ist dies nicht etwa einzig und allein den extravaganteren Ideen unserer Damen oder der Mode zuzuschreiben. Es ist nicht fashionable, in den Wintermonaten in der Metropole zu weilen, aber diese Fashion hat einen sehr guten Grund. London ist nämlich von November bis zum März wie in eine Wolke gehüllt, die nur im Grade der Dichtigkeit abwechselt, aber während dieser ganzen Zeit nie vollständig verschwindet. Die Sonne erinnert sich auf ihrem Wege nur selten der armen Bewohner der Riesenstadt und läßt sich auch dann nur auf ein oder zwei Stunden, wie eine feurige rothe Kugel am Himmel hängend, sehen. Seit mehr denn einer Woche haben wir sie überhaupt nicht erblickt, und die Nacht dauert jetzt bei uns nicht zwölf, sondern vierundzwanzig Stunden. Dieser „London fog“ ist nicht nur eine Unannehmlichkeit, sondern die Ursache gar vieler Leiden; die Saat zur Lungen- und zur Halschwindhucht wird dadurch gelegt, und schwache Personen fallen diesen atmosphärischen Einflüssen oft zum Opfer. Ist jedoch der Winter hier düster, feucht und neblig, so ist dafür der Frühling im Allgemeinen wunderschön, und die Glücklichen unter den Sterblichen kehren daher dann eiligst nach der Hauptstadt zurück. Die Einleitung zur Saison bildet gewöhnlich der sogenannte Drawing room, der zuweilen von der Königin Victoria selbst, häufiger aber von der Prinzessin von Wales in Vertretung derselben abgehalten wird. Es ist dies der große Empfangstag der Monarchin, und die jugendlichen Töchter der Upper ten thousand, die in die Welt eintreten sollen, werden dann bei Hofe zum ersten Male präsentiert. Diese Vorstellung bedeutet den gewichtigen Schritt von der Kinderstube in die Gesellschaft. Zum ersten Male verhüllt das lange Schlepplend die jungfräuliche Gestalt, und ängstlich schlägt das Herz unter dem Insistieren Atlasnieder in Erwartung des großen Augenblicks, wo es der Trägerin vergönnt sein wird, die Hand der Monarchin zu küssen. Im Geiste wird noch einmal der sorgfältig einstudirte Hofakt durchprobt, denn jede Bewegung, jeder Schritt wird beobachtet und kritisiert, und wer hier nicht cum laude besteht, kann diesen Fehler so leicht nicht wieder gut machen. Beim Drawing wird auch die Saison-Schönheit proclamirt, Diejenige, welche für ein oder zwei Jahre als die Königin der Feste und Bälle der Aristokratie gilt und deren Portrait man in den Schaufenstern aller Photographen und Papierhändler findet. Denn hier gestatten es nicht nur, wie überall, die Schauspielerinnen, Sängerinnen und Kunstfreierinnen, daß man ihre Abbildungen den bewundernden Blicken der Passanten preisgibt, sondern auch Herzoginnen und Gräfinnen sind stolz darauf, den Vorübergehenden als Augenweide zu dienen.

Zu letzter Zeit sollen allerdings verschiedene junge Ladies gegen das Anhängen ihrer Photographien protestirt haben, da es sich herausgestellt hat, daß die heirathsfähigen jungen Männer eine starke Abneigung gegen ein derartiges Annonciren zeigen, und den Töchtern des englischen Adels ist die Ehe mehr als jeder andern Sprossin Eva's ein auf's innigste zu wünschendes Ziel. Denn die weiblichen Sprößlinge der Dutes und Carls besitzen oder erben meist so viel wie nichts, und nur durch eine vortheilhafte Heirath sind sie im Stande, sich in der Sphäre zu erhalten, in der sie geboren sind. Das „flirtiren“ wird denn auch nirgends mit solcher Ausdauer und solcher Vollendung geübt, als in den Kreisen, welche die „Gesellschaft“ bedeuten. Was heißt „flirtiren“ eigentlich? Der Etymologie des Wortes zufolge, beschränkte es sich früher auf das Koffetiren mit dem Fächer, doch ist man längst darüber hinausgegangen; die Kunst hat sich zu einer Wissenschaft herausgebildet. Von einigen wird „flirtation“ als attention without intention d. h. Aufmerksamkeit ohne ernstere Absicht, von andern als „platonische Neigung“ bezeichnet. In Wahrheit kommt eine ernsthafte Neigung dabei aber überhaupt nicht in's Spiel; entweder sucht eine junge Dame sich auf diese Weise einen Gatten zu erobern, was allerdings nicht immer die geeignete Art ist, oder, und das enthält zugleich eine Definition des Wortes, die Eitelkeit, welche die Liebe als ein Spiel betreibt, ist der maßgebende Faktor des „flirtens“. Mit Blicken und Lächeln wird nur von den Ungeheueren „gefirtet“, der Erfahrenen stehen ganz andere Waffen zu Gebote. Sie zeigt ein schmeichliches Interesse für Alles, was den betreffenden Herren der Schöpfung angeht; ruhig und ansehnend gelangweilt in der Gesellschaft anderer, leuchtet ihr Blick plötzlich auf, wird ihre Unterhaltung belebt, wenn „Er“ eintritt und mit ihr zu sprechen beginnt; sie ist neckisch, vertrauensvoll, unschuldig, und zwar spielt sie ihre Rolle mit solcher Meisterkraft, daß gar mancher sich täuschen läßt. Um gerecht zu sein, muß man übrigens zugeben, daß in England nicht nur der weibliche, sondern auch der männliche „flirt“ florirt, und zwar letzterer nicht minder stark als ersterer.

G. M.

## Verschiedenes

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Wilma von Voggenhuber.** Siehe das Portrait, Seite 25. — Die Berliner königliche Oper hat kurz hinter einander zwei schwere Verluste erlitten; wenige Tage nach dem Tode Johanna von Chy-lani's schied ihre ältere Collegin, Wilma von Voggenhuber, aus dem Leben. Ruhm in Hülle hat die Künstlerlaufbahn der Letzteren gebracht, aber auch an Dornen am Wege mangelte es nicht. Als Tochter eines armen, bürgerlichen Outmachers wurde Wilma Voggenhuber zu Anfang der vierziger Jahre geboren. Im Jahre 1861 betrat sie zum ersten Male im alten Deutschen Theater zu Pest die weitbedeutenden Bretter; sie sang damals im Zwischenact die Arie der „Fides“ aus dem „Propheten“, führte sich also gewissermaßen als Concertsängerin beim Publi-

cum ein. Erst ihr zweites öffentliches Auftreten fand in einer Oper statt, und zwar an gleicher Stelle in Bellini's „Montechi und Capuletti“. Dann folgte die „Agathe“ im „Freischütz“, eine Rolle, in der sie der damalige Intendant des Kester National-Theaters hörte und die den Grund zu ihrem Engagement an dieser großen Wanderbühne bildete. Um diese Zeit verheiratete sich Wilma, einer Herzensneigung folgend, mit einem jungen ungarischen Edelmann, Emerich von Kovacs. 1863 kam Frau von Voggenhuber, ein neues Engagement suchend, nach Berlin und sang verschiedene Male vor Herrn von Hülsen. Der verstorbene Intendant, dem die königlichen Bühnen so viel zu danken haben, erkannte sofort das große Talent der jungen Sängerin, engagierte sie aber erst für ein späteres Jahr, da er eine noch vervollkommnere Bühnenschulung für sie als nothwendig erachtete. Nun begann ein kurzes Wanderleben für Wilma. Sie trat, überall mit gleichem Erfolge, in Stettin, Aachen, Köln, Wien und Hannover auf und lehrte dann nach Berlin zurück, wo sie sich die Kunst und die Herzen des Publicums im Stürme eroberte. Bald nach ihrem Eintritt in den Verband der Berliner Oper erfolgte ihre Scheidung von Herrn von Kovacs und einige Jahre später ihre zweite Verheiratung; der neu Erwählte war der Opernsänger Herr Krolow, der sie bereits in Köln kennen gelernt und sich mit warmem Interesse ihrer künstlerischen Ausbildung gewidmet hatte. Eine eingehende Würdigung Wilma von Voggenhuber's in ihrer theatralischen Wirksamkeit, die nicht nur die hochdramatischen Partien, sondern zeitweise das ganze Primadonnen-Repertoire der Oper umfaßt, ist hier nicht am Platze; ein glänzender Stern am Himmel deutscher Sangeskunst erlosch mit ihr.

**Hühner-Neß.** Von Heinrich Schlitt. Siehe das Bild, Seite 28. — Von Jugend auf stand sie mit dem Federvieh auf dem besten Fuße. Der Dahn kratz ihr aus der Hand, die Tauben flogen von den Dächern, wenn sie sich zeigte, und die kleinen gelben Klüden rannten ihr nach, als ob sie in ihr ihre wahre Mutter gesehen hätten. Und der Hühner-Neß erster Gedanke war, wenn sie des Morgens aufwachte, dem Geflügel Futter zu geben, ihr lechter, ehe sie in ihren traumlosen Schlaf versiel, ob auch der Stall gegen Marber und Jltis gut vertheidigt sei. Von sentimentaler Järtlichkeit ist allerdings keine Spur in dieser Fürsorge der Hühner-Neß um ihre Pflegebefohlenen. Sie meint, wenn der Pisp einen ihrer Schlinglinge vor der Zeit hinrafft, sie ist wütend, wenn der Habicht auf die Klüden herniederstößt und eines aus der Schaar entführt, sie könnte zudis, Marber und Jltis mit tausend Martern zu Tode quälen, wenn sie die Macht dazu hätte, — aber ebenso erbarmungslos dreht sie dem schönsten Godel den Hals um und steht ihn erbarmungslos verbluten, wenn seine Zeit gekommen, wenn seine Brust am fleischigsten und sein Fleisch am zartersten ist. Denn Hühner-Neß ist practisch, und wenn sie sich über ihre gefiederte Gesellschaft freut, so sieht sie im Geiste die blanken Marktstücke, welche sie auf dem Markt für sie lösen wird.

## Aus der Frauenwelt

**Berlin.** — Auf Vorschlag der Kaiserin und des Capitels der zweiten Abtheilung des Russen-Ordens hat der Kaiser der Frau Mathilde von Gohler, geborenen von Simpson, Gemahlin des Staatsministers von Gohler, der Gräfin Leonore von Hochberg, geborenen Prinzessin zu Schönau-Carolath, Gemahlin des General-Intendanten der königlichen Schauspiele, Grafen von Hochberg, der Frau Mathilde Hedmann, geborenen Draeger, Gemahlin des Fabrikbesizers Friedrich Hedmann, — sämmtlich zu Berlin, ferner der Frau Elisabeth Ehard, geborenen de Neufville, Gemahlin des Oberlandesgerichts-Rathes a. D. Carl Ehard zu Frankfurt a. M. und dem Fräulein Amalie Jung zu Saarbrücken die erste Klasse der zweiten Abtheilung des Russen-Ordens mit der Jahreszahl 1865 verliehen.

**Altenburg.** — Die in Keustadt bei Coburg lebende Schriftstellerin Ludovica Heseliet ist vom Herzog von Sachsen-Altenburg durch die Verleihung des goldenen Verdienstkreuzes für Kunst und Wissenschaft ausgezeichnet worden.

**London.** — Eine allerliebste Scene spielte sich jüngst im Hyde-Park ab. Am Eingange desselben stand ein altes, gebeugtes Mütterchen und bot den Vorübergehenden grünes Vogelfutter zum Kauf an. Niemand achtete ihrer; die Arme schauerte vor Frost zusammen und lauerte sich neben ihr Körbchen auf den Boden. Unter den Promenirenden befanden sich auch die Töchter des Prinzen von Wales; eine derselben wurde der alten Frau ansichtig, und die jungen Damen beriethen nun, was man für die Arme thun könnte. Kurz entschlossen eilte Prinzessin Ward zu dem alten Mütterchen, nahm das Körbchen auf, stellte sich neben die Frau und bot das Futter den Vorübergehenden zum Kauf an. Das Geschäft ging nun glänzend; bald war der Vorrath zu Ende, ja es kamen sogar Geldstücke herauspflügen, mit welchen man Anzahlungen auf Futterlieferungen, die erst in den nächsten Tagen erfolgen sollten, leistete. Als die Prinzessin schon eine hübsche Summe beisammen hatte, legte sie noch eine Banknote aus Eigenem in's Körbchen; dann tief das liebliche Mädchen seelenvergnügt zu ihren Schwestern.

**Petersburg.** — Vor Kurzem starb hier die Hofdame der Kaiserin von Rußland, Gräfin von Heiden, im Alter von neunundsechzig Jahren. Die Verlebene war die Tochter des berühmten russischen Admirals Grafen von Heiden, welcher im Jahre 1827 die russische Escadre in der Seeschlacht bei Kavarin kommandirte.

**Madrid.** — In Gegenwart der Königin von Spanien fand neulich im königlichen Palast zu Madrid eine interessante hypnotische Sitzung statt, in welcher zunächst ein Hypnotiseur mit einer Dame der Hofgesellschaft als Medium eine Reihe von hypnotischen Versuchen machte. Das Medium, Fräulein Mercedes Montero de Espinosa, versiel bald in tiefen Schlaf und zeigte sich in diesem Zustande gegen äußere Einwirkungen fast unempfindlich. Die Versuche erregten derart das Interesse der Königin, daß die hohe Frau selbst die Hypnotisirte über mehrere Gegenstände, die sich in ihrem Arbeitszimmer befanden, befragte, worauf die Hofdame die genaueste Auskunft über mehrere in einem Kasten verschlossene Sachen gab. Die Königin verdeckte sodann einige Gegenstände, welche die Schlafende sofort auffand, und endlich fragte die Monarchin, was sie in ihrer Tasche habe. Das Fräulein errieth, daß sich in der Tasche ein drei Seiten langer Brief der Mutter der Königin befand. Schließlich sprach die Königin den Wunsch aus, selbst hypnotisirt zu werden. Nach kurzer Zeit war sie in hypnotischen Zustand versetzt und es wurde mit dem hohen Medium eine Reihe von Versuchen vollbracht, die sämmtlich vortreflich gelangen.

## Handarbeiten

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Mit der Darstellung der beiden zierlichen Bücher, deren Deckel in Lederschnitt-Arbeit mit hoch herausdoffirtem Muster ausgeführt sind, möchten wir eine neue Anregung zu der beliebtesten



Arbeit geben. Die Zeichnungen unserer Vorlagen stehen unter Musterschuh, jedoch liefert der Fabrikant (siehe Bezugsquellen) die Deckelplatten je nach Wunsch, entweder nur aufgezeichnet oder auch angefangen sowie ganz fertig; dieselben messen bei 16 Cent. Höhe 11 Cent. Breite und sind namentlich für Gesang- und Gebet- oder Gebetsbücher geeignet, die sich zu Einsegnungs-geschenken eignen.

**Musterblätter für künstlerische Handarbeiten.** Nr. 4. — Smyrna-Muster. — Für die verschiedenen, unseren Leserinnen aus den technischen Nummern dieser Zeitung im Verlauf der Jahre bekannt gewordenen Smyrna-Arbeiten in Stid-, Strid-, Häfel-, Knüpf-, Webe-Technik u. v. a. bieten die vorliegenden Muster, welche nach Motiven schöner, alt-orientalischer Teppiche gezeichnet sind, prächtige Vorlagen zur Herstellung von Teppichen, Decken, Kissen u. v. a. Die Muster können entweder im Ganzen oder in ihren einzelnen Theilen verwendet, die Doppelborten z. B. getrennt und mit anderen verbunden, oder Fuß an Fuß zu breiteren Borten zusammengestellt werden; ebenso lassen sich einzelne, den Borten entnommene Figuren zu größeren Mustern vereinigen oder auch



als selbständige Motive verwerten. Näheres über die Anwendung der Muster findet man in demjenigen der von Frieda Zipperheide herausgegebenen Musterbücher für weibliche Handarbeiten, welches die „Smyrna-Arbeit“ behandelt und mit einer reichen Auswahl



farbiger Muster in eingehender Weise Anleitung zu deren Verwertung giebt. Sehr geeignet sind die Muster auch für Tap-

issierie-Arbeit in kräftiger Ausführung; bevorzugt wird hierfür noch immer die Stiderei im halben Kreuzstich auf sehr starkem Ganevas mit Woll-Ghemille, eine Arbeit, die in der Wirkung derjenigen der Smyrna-Stiderei fast gleichkommt. Nicht minder ausdrucksvoll sind die nach obigen Mustern mit Hamburger Wolle auf dem kräftigen Ganevas-Gewebe „Woll-Cuba“ in der Farbe des gewünschten Grundes hergestellten Tapissierie-Arbeiten. Das Stiden beschränkt sich hierbei auf die Musterung, welche mitunter durch eine abstechende Linienstich-Umrandung sehr wirksam vom Grundstoff abgehoben wird. Vordüren auf diesem Stoff, mit Fries-, Plüsch- oder Burret-Streifen zusammengestellt und mit gehäkelten Spitzen aus kräftiger Wolle ausgestattet, sind ein empfehlenswerthes Arrangement sowohl für Fenster, als für Wandbeden, die man hinter einem Divan, einer Truhe u. anbringt, ferner für Decken zur Decoration der Rückwand eines Pianos oder eines Schreibtisches, hinter welchen eine lausdige Kiste oder eine behagliche Plauderdecke hergestellt werden soll.



# Die Mode

Rasch und im Einzelnen verboten.

Bei einer Trauung in den vornehmen Gesellschaftskreisen Berlin's bot sich jüngst Gelegenheit zur Bewunderung von Roben, in denen die höchsten Aufgaben der Toilettenkunst gelöst erschienen. Wie man von einem wahren Kunstwerke verlangt, daß Form und Inhalt sich darin decken, so konnte man von diesen Toiletten sagen, daß Stoff und Machart in den innigsten Beziehungen zu einander standen, daß diese Roben nur aus diesem Stoffe gebildet, zu jenem Taillenschnitt nur jene Gewebe verwendet werden konnten. Die Braut trug eine Robe aus milchweißem moiré antique, der mit feinen silberglänzenden Wellenkreisen sich in einer langen, dreifach gefalteten Schleppe ergoß, jeden anderen Schmuck ver-schmähend, als eine grazios gekrümmte, von Myrtenranken durchschlungene Gürtelschärpe und hier und dort ein halb verstecktes Myrtenbouquet oder eine unscheinbare Schleife. Das zarte Gewebe des Schleiers, das die Myrtenkrone umdämmerte, schien im Lufthauch zu zerrinnen. Aus silbergrauem Atlas und bläuliche Fäule bestehend und mit schweren Passementerie-Borten und Franzen ausgestattet, verließ die

Toilette der Brautmutter eine entsprechende Würde vereint mit einer gewissen, durchaus berechtigten Jugendlichkeit. Der schmale Haarbau war mit Schmucknadeln durchstochen und mit einem zierlichen Kamme gekrönt. Unter den Toiletten der Gäste heben wir eine aus granatrothem Sammet mit langer, faltiger Schleppe und türkis-blaunen Brocat-Einsätzen hervor, ferner eine türkisblaue Noire-Robe von unnachahmlichem Faltenwurf, deren ganzer Schmuck in fünfmal um den Kopf gefeilter Goldborste bestand. Diefelbe Borste bildete Ähnel und Paffe der anmuthigen Blaufantille. Wie wir erfahren haben, stammen alle diese Toilettenwunder aus dem Atelier von D. Petrus, W. Unter den Linden 10, I. eines hier ansässigen Franzosen, der vorzugsweise für die hohe Aristokratie arbeitet. Zum Schluß sei noch der bräutlichen Reise-Toilette gedacht, die ein freundlicher Zufall zu unserer Kenntniß brachte: fein carrirter Mantel mit seidnenem, über Watte durchstieptem Futter, einem eigenartigen, sehr kleidsamen Kragen,



Berlin. — Langsam vollzieht sich ein Wandel im Bereich der Haarfrisuren. „Aber man trägt dieselben doch noch immer hoch, sehr hoch sogar.“ tönt es mir aus schönem Mund entgegen.

Allerdings, meine Verehrten, jedoch rückt der sehr schmal zu arrangirte Haarbau mehr und mehr nach hinten, und dem Fortschritt halbigende Damen versuchen bei dieser oder jener Gelegenheit, ob ein tief sitzender Haarknoten nicht vielleicht kleidsamer für sie sei, als die hohe, gar so allgemein gewordene Haarfrisur. Doch darf die im Nacken aufgesteckte Flechte oder gewundene Haarträhne weder so klein sein, noch so tief sitzen, wie wir sie an Albion's Töchtern vor Jahren sahen; höher und größer und insofern auch anmuthiger, wirbt der tiefe Haarknoten von Neuem um die Gunst der Damenwelt.

Die Verwendung von Bändern wird immer vielseitiger; neuerdings stellt man dieselben sogar in einer oder mehreren Farben der Länge nach zu Kleiderböden zusammen. M. St.

Auf dem ersten Hofballe in der Hofburg zu Wien erschien die Kaiserin Elisabeth in einer weißen, mit goldenem Weinlaub durchwirkten Brocat-Robe, deren Schleppe Blauschwarz säumte, während das Vorderblatt des Rockes goldgestrichter Tüll garnirte. Diamanten-Diadem und Collier umzirteften Haupt und Hals. Höchst anmuthig und prächtig zugleich war die Toilette der Kronprinzessin Stephanie aus hellblauem, mit silbernen und goldenen Nahliebchen besticktem Brocat; das von Silberglittern glitzernde Tüll-Devant rafften blaue und lachsfarbene Straußfedern, dazu Diadem und Niviere aus Brillanten und Saphiren. Erzherzogin Maria Theresia trug eine Robe aus altrosa Atlas mit abmuthfarbener, von Gold- und Rosenquirlen durchwirkter Schleppe und Spitzen-Devant; Erzherzogin Stotilde gestreiftes, himmelblaues Noire mit Seiteneinsatz aus Silber-Passementerie und Glittern. Die jüngeren Erzherzoginnen erschienen sämmtlich in weißem gestickten oder glatten Tüll, den breite Gürtel von der Farbe des Blumenschmuckes zusammenhielten. Wundervoll war die Toilette der kürzlich hoffähig gewordenen Baronin von Rothschild. Ueber das Kleid aus weißem Damast, den lachsfarbene Rosenquirlen durchzogen, fiel ein mit Blauschwarz verbrämter Courmanteel. Kostbare, weiße Renaissance-Stücker bedeckten das Devant; die mit Perlen verführte Taille schmückte ein Nisch „Marie Antoinette“, aus silber-pailetirtem Seidentrepp mit rötlichgelben Straußfedern als Garnitur. In dem Haar funkelte ein Brillanten-Diadem in Form einer Freiherrenkrone, deren Fäden von großen Perlen gebildet wurden. Die ganze Toilette war von Perlen und Diamanten überläet. Im Anschluß hieran möge noch die Toilette eine Stelle finden, welche Kronprinzessin Stephanie kürzlich auf einem intimen Hausballe bei Erzherzog Albrecht trug. Die suffrete Robe bestand aus himmelblauem Krepp, über den von den Hüften zwei blaue Damast-Panneaux fielen. Von diesen ausgehend, umrahmte blauer, mit Goldglittern gestickter Tüll das nur von tiefen Kreppfalten gebildete Devant, welches Goldblumen in grünem Laub bis zu 30 Cent. Höhe schmückte. Die ausgeschnittene, blaue Damast-Taille mit langer Schnebe war im Rücken geschnürt und mit einer Draperie aus Goldtüll nebst Blumenschmuck ausgestattet. F. N.

Die Toilette, in welcher die Gemahlin des Präsidenten der französischen Republik am Neujahrstage empfing, bestand aus weißem, mit goldgelben, feinen Streifen und matten Blumen



Hochzeits- und Reise-Toiletten.



gemusterten Moiré. In der Form war dieselbe äußerst einfach. Der Rock und die halbhohe Taille öffneten sich über weichen Spitzen, die, ebenso wie die prächtige Schleppe durch Blumen drapirt wurden.

# Wirthschaftliches

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

## Ueber Verwendung von Resten.

Eine Hausfrau, die am Morgen nach einer großen Gesellschaft ihre Speisekammer betritt, mag in etwas einem Feldherrn zu vergleichen sein, der sein Schlachtfeld recognoscirt. Die Truppen, die Tags zuvor in vollem Schwind, mit Sang und Klang in's Treffen geführt wurden, sind verschwunden, nur Trümmer blieben zurück. Reste vergangener Pracht. — Nun mag es sich aber im Winter, zur Zeit der hohen Saison, wo Einladungen und Verpflichtungen sich in wenige Wochen zusammenbrängen, sehr wohl ereignen, daß wir beispielsweise am Dienstag einen großen Freundeskreis bei uns sehen und am Donnerstag einen kleineren zu bewirthen hoffen; dann kann von den Ueberbleibseln der guten Sachen vom ersten Tage gar Manches am zweiten eine geeignete Verwendung finden. Sollte eine unserer verehrten Leserinnen, spöttisch die Köpfe zuckend, sagen: „Ich bin nicht gewohnt, meinen Gästen Reste vorzusetzen,“ so antworten wir wohlgenuth: „Auch wir nicht, auch wir sind keine Liebhaber von aufgewärmtem Braten, künstlich verlängerten Brühen zc., aber wir kennen eine große Lehrmeisterin, die Natur, in deren Handhant nichts verloren geht, wo das, was abgenützt schien, oft plötzlich in neuer Form und zu neuem Zwecke vor uns erhebt; warum sollen wir einem so trefflichen Vorbild weiser Wirthschaftsführung nicht nachzueifern versuchen?“

Nun zurück in unsere Speisekammer. Was uns zuerst unangenehm in's Auge fällt, sind die Leberbleibsel der großen Braten, das Gerippe des Puters, der Hühner, die Knochen des Kalbrüdens und des Rehziemers. Versuchen wir es mit dem Leberren; noch sikt zwischen den Rippen und längs des Rückgrates das feine, rosig schimmernde Fleisch, das vom Transpiren unberührt blieb; abgetrennt, fein gewiegt, mit einem Stückchen Butter, etwas eingeweichter Semmel, einem Ei, Salz und Pfeffer vermischt, giebt es schmackhafte, kleine Klöße für die Suppe. Für diese selbst zerhacken wir den Knochen, kochen ihn mit Wurzelwerk unter Hinzufügung des von dem gestrigen Zurechtmachen des Bratens noch vorhandenen Fleischabfalles gut aus, bereiten einige Löffel Schwitzmehl, das mit einem großen Glase Rothwein verfocht wird, fügen dann die Brühe, eine kleine Messerspitze Cayenne-Pfeffer, 1/2 Theelöffel Fleisch-Extract nebst einem Glase Madeira hinzu, geben der Suppe mit Zuckercouleur eine gute Farbe und lassen die Fleischklößchen in derselben einmal aufkochen. Wir erhalten auf diese Weise eine für 4-6 Personen ausreichende „Witzsuppe“, die allen Ansprüchen genügen wird. Eine ähnliche Verwendung ergibt sich für den Knochen des Kalbrüdens, nur mit dem Unterschiede, daß hier die Suppe nach Hinzufügung des Schwitzmehl weiß bleibt und zuletzt mit süßer Sahne und einigen Eigelb vermischt wird. Besitzen wir kleine Leberreste von Norkeln, Schoten, Spargeln, Carotten oder Blumenkohl, so thun wir sie in die fertige Suppe und nennen diese „à la reine“. Auch die Gerippe des Puters und der Hühner kochen wir, nachdem das noch anhaftende Fleisch abgelöst worden, nebst den bei der Zubereitung abgehauenen Köpfen, Flügeln und Füßen der Thiere aus und erlangen hieron die sogenannte „Sparbrühe“, die als Zusatz für Saucen, an Stelle von Bouillon, trefflich verwendet werden kann.

Nun sehen wir uns weiter unter unseren „Resten“ um. Da haben wir noch ein Stück Brustfleisch vom Puter, mehrere Hühnerkenten, einige Scheiben gekochter Junge, etwas gebratene Kalbsmilch; auch Champignons, selbst ein paar Trüffel sind vorhanden. Lauter werthvolle Ingredienzien zu einem feinen Ragout, fertig zubereitet, wie wir sie eben brauchen; es fehlt nur die Sauce, aber auch für diese findet sich Rath. An den übrig gebliebenen Hummern ist zwar nur wenig Fleisch; wir thun es zu den vorerwähnten Resten, von den Schalen aber bereiten wir eine Butter, die an Farbe die Krebsbutter noch übertrifft. Nun werden einige Löffel voll Butter und Mehl getnetet, mit der Sparbrühe und etwas Weißwein verfocht, mit Anchovis-Paste und Citronensaft geschärft, zuletzt mit einigen Eigelb gebunden. Ist nun die Sauce au bain Marie warm gestellt, so geben wir die Bestandtheile des Ragouts hinein, die in der Sauce heiß werden müssen, ohne zu kochen. Sollte die Quantität zu einer Schüssel nicht ausreichend erscheinen, so bereiten wir noch von einem kleinen Deck eine Fischsauce; vielleicht haben wir auch noch ein Stück Farce vom Puter, das, mit dem Dressirmesser in zierliche Scheiben geschnitten, die erforderlichen Klöße liefert. Auch diese Platte wird, in einem Reis- oder Butter-Teigrand angerichtet und mit Hummerbutter überpfrigt, an Aussehen und Geschmack nichts zu wünschen übrig lassen.

Sollte der Vorrath der angeführten Reste für eine aparte Schüssel nicht genügen, so werden dieselben als Croquet, in bekannter Weise bearbeitet, gewiß zu einem kleinen Zwischengericht oder zur Gemüse-Garnitur ausreichen. Wozu gäbe es in der Kochkunst verschiedene Saucen, wozu Aspice, Mayonnaise und seine gemischte Salate, wenn sie nicht geeignet wären, denselben Bestandtheilen zu verschiedenem Aussehen und Geschmack zu verhelfen? Hier von dem großen Lachs, den wir gestern warm auf die Tafel gaben, ist noch ein ansehnliches Stück geblieben. Möglichst unverletzt von der Gräte gehoben, wird es auf eine längliche Schüssel gelegt; nun kann es entweder mit einem klaren Aspice übergossen werden, der das Fleisch durchschimmern läßt, oder mit einer geschlagenen Mayonnaise-Sauce, die, sobald sie sich zu verviden beginnt, aufgefüllt wird und den Fisch in einem Guß bedecken muß. Sobald der Aspice oder die Sauce vollständig erstarrt sind, decoriren wir die Schüssel möglichst geschmackvoll mit kleinen, gelben Maiskolben, Pfeffergurken, Krebschwänzen, Oliven, gekochten und geschnittenen Eiern, gerösteten, mit Caviar bestrichenen Croutons und umkränzen sie mit Brunnenkresse oder Kapuzen. Auch kann man die etwa noch vorhandenen Gemüsereste, welche gestern zur Garnirung eines großen Fleischstückes dienten und nur in Salzwasser abgekocht wurden, mit Oel und Essig mariniren und in ähnlicher Weise verwenden. Hat man statt des angeführten Lachses kleinere Stücke von Bander oder Hecht, so lassen sich von diesen Mayonnaise, Fischsalat oder die schmackhaften Fisch-Torpedos bereiten, zu denen wir schon früher ein Rezept gaben.

Außerordentlich leicht umbildungsfähig sind alle Aspices und Gelees, welche man zu diesem Zweck einfach nur zu schmelzen und in eine neue Form zu füllen braucht. Die Hälfte eines Rheinwein-Gelees kann durch Zusatz von Compot-Resten, eingemachten Reineclaudes, Aprikosen, Pfirsichen, Erdbeeren sehr leicht

ergänzt werden, indem man den Saft der Früchte vollständig ablaufen läßt, den Boden einer Form zunächst mit Gelee anschießt, letzteres erstarren macht, dann Früchte auflegt und abwechselnd in der angegebenen Weise fortfährt; die so gewonnene Speise heißt: „Gelee à la Macédoine“. Auch alles Gefrorene, namentlich Fruchtteife, die aus einer einfachen Limonade bestehen, lassen sich, sobald die Quantität genügt, durch abermaliges Einsetzen in die Gefrierbüchse auf's Neue benutzen.

Räde für heute dieser Hinweis auf eine wirthschaftliche Verwerthung vorhandener Speisereste genügen; sollte jedoch die eine oder andere unserer verehrten Leserinnen eine weitere Auskunft wünschen, so werden wir dieselbe auf eine Anfrage in der Briefmappe gern ertheilen.

# Gartnerei

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Während der Wintermonate bis in den Frühling hinein bilden die in Blüthe stehenden Arten von Amaryllis — auch Hippeastrum genannt, — durch ihre Schönheit und Farbenpracht einen herrlichen Zimmerschmuck. Sie erfreuen das Auge bald durch ungemein zarte, bald durch leuchtende oder dunkelrothe Farben; manche, wie A. solandraeflora, zeichnen sich auch durch köstlichen Wohlgeruch aus. Da die Pflege vieler Arten keine Schwierigkeiten bietet und es leicht gelingt, sie im künftigen Jahre wieder zur Blüthe zu bringen, verdienen die schönen Zwiebelgewächse die ihnen zu Theil gewordene Werthschätzung und die weiteste Verbreitung. Zu den härtesten und dankbarsten Arten gehört Hippeastrum robustum, aus Brasilien stammend. Der ungefähr ein Meter hohe Schaft trägt in der Regel zwei große, dunkel-sarminrothe Blüten; oft entwickelt sich gleich hinterher ein zweiter Schaft. Während des kräftigen Wachstums und der Blüthezeit muß reichlich gegossen werden; man halte deshalb die Unterfäße immer mit Wasser gefüllt, schütte dann und wann auch etwas Düngpulver hinein. Nach dem Verblühen muß die Bewässerung spärlicher werden, darf jedoch nicht ganz aufhören, denn der Wurzelballen soll bei dieser Art und ihren Hybriden nie vollständig austrocknen, damit die langen, säbelartigen Blätter erhalten bleiben. Je seltener man die Zwiebeln umpflanzt, und je länger man sie bei guter Pflege in demselben Topf läßt, umso kräftiger entwickeln sich die Pflanzen. Gleichfalls sehr dankbar, aber viel niedriger im Wuchs sind A. vittata und deren zahlreiche



Amaryllis vittata.

Spielarten. Eine abweichende Behandlung erfordert die bekannte Jakobslilie, A. formosissima, welche noch blattlos eine, zuweilen auch große, unregelmäßige Blumen von sammetartiger, dunkelroth-rother Farbe entfalt. Die neue, sehr empfehlenswerthe Spielart A. f. glauca treibt meist gleichzeitig zwei Stiele mit mehr sarminrothen Blumen. Im Beginn des Winters werden die Zwiebeln an trockener, warmer Stelle aufgehängt, am besten in einem Reß oder Beutel hinter einem warmen Ofen. Sobald die rothen Blütenkeime hervortreten, pflanzt man die Zwiebeln in Töpfe, die mit nahrhafter, sandiger Dungeerde oder mit verrotteter Lohe angefüllt sind und setzt sie an einen warmen, zunächst noch dunklen Ort. Anfangs wird mäßig, bei zunehmender Entwicklung reichlich in die Unterfäße Wasser gegossen. Nach der Blüthe und nach der vollkommenen Ausbildung der Blätter stellt man das Gießen allmählig ein und läßt dann die Töpfe einige Monate im Zimmer, auf dem Balcon oder im Garten ruhig stehen. Hierauf nimmt man die Zwiebeln heraus und bewahrt sie trocken auf, um sie später, wie angegeben, zu treiben. Läßt man sie jedoch im Topf, so muß man ihnen im November frische Erde geben.

# Briefmappe

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

## Fragen.

Lack für Fußbekleidung. — Wie bereitet man einen stark glänzenden Lack für Fußbekleidung? Abonnentin in S. d. L.

Placirungs-Institut. — Kann mir Jemand die Adresse des ersten Wiener und Newyorker Placirungs-Institutes mittheilen? J. K., Italien.

## Antworten.

Auf die betreffenden Fragen weisen die Zeilenzahlen hinter den Schlagworten hin.

Dünger-Mittel für Zimmerpflanzen (8). — Das beste Düngemittel für Zimmerpflanzen sind Hornspähne, die entweder beim Umpflanzen zwischen die Erde gestreut oder dem zum Gießen bestimmten Wasser zugesetzt werden. In letzterem müssen sie durch längeres Stehen auslaugen; man rechnet auf den Eimer Wasser einen Liter Spähne. Uebrigens darf ein derartiges Düngen nur im Frühling geschehen, wenn die Pflanze in Saft geht und neue Triebe ansetzt; auch ist ein Uebermaß des Düngesahes zu vermeiden, da sonst leicht ein Verbrennen der Erde eintritt und die Blume abstirbt.

Altersversorgung. (16.) — Für die sicherste Anlage eines mühsam erparten kleinen Vermögens ist in erster Linie die königlich preussische Rentenanstalt geeignet, eine Gesellschaft, deren Mitglieder sich gegenseitig beerden und die so den Ueberlebenden ein von Jahr zu Jahr steigendes Einkommen sichert. Als ganz vorzüglich sind weiter die „Berliner Lebensversicherungs-Gesellschaft“ und die „Lebensversicherungs- und Erbsparbank in Stuttgart“ zu nennen. Wir empfehlen Ihnen, sich die Statuten der angeführten Institute zu verschaffen und selbst zu prüfen, welche Anstalt Ihnen Zweck am besten entspricht.

Abfallen der Ficus-Blätter. (16.) — Wenn ein Ficus im Herbst, infolge des Umpflanzens, die Blätter verliert, so trägt die alleinige Schuld die veränderte Luft und die Temperatur. Die Pflanze muß allmählig an diese Veränderung gewöhnt werden; sie darf nicht zu spät im Freien bleiben, und es muß, wenn sie im Zimmer steht, durch Oeffnen von Thüren oder Fenstern für Zuführung frischer Luft gesorgt werden.

## Rathschläge.

Die Ernährung der Säuglinge. — In einer Zeit, wo man auf die rationelle Ernährung im Allgemeinen und auf die Reinheit der Lebensmittel im Besonderen Werth zu legen beginnt, dürfte namentlich bei einem Leserkreis von Frauen ein Wort über ein Thema am Platze sein, das mancher jungen Mutter Thränen und Sorge genug kostete, ein Wort über die Ernährung der Säuglinge. Nachdem chemische Untersuchungen zur Evidenz festgestellt hatten, wie die Milch der Kuh der Muttermilch in allen wesentlichen Substanzen gleich sei, liegt die Frage nahe: „Wie kommt es, daß bei der Ernährung des Kindes durch Kuhmilch sich so viele Mängel fühlbar machen; wo ist der Grund zu suchen, wo Abhilfe zu finden?“ Da hat nun Professor Soxhlet in München, gestützt auf eingehende Prüfungen und Erfahrungen, den Nachweis geführt, daß alle dem Kinde schädlichen, infectiven und gärenden Bestandtheile der Milch ursprünglich in derselben nicht vorhanden sind, sondern durch die Behandlung beim Melken, Aufbewahren zc. erzeugt werden. Daß durch Unsauberkeit der Ställe und der Milchgefäße, durch die Hände der Melkenben, durch die am Euter haftenden Excremente u. s. w. eine Verunreinigung der Milch erzeugt wird, ja selbst bei größter Sorgfalt unvermeidlich ist, beweist das stets als nothwendig anerkannte „Durchscheiden“ und das dessen ungeachtet häufige Vorkommen von Haaren und von kleinen, dem bloßen Auge oft nicht einmal sichtbaren Schmutztheilchen. Sordidität der Mütter legten bisher besonderen Werth darauf, daß ihr Kind stets die Milch derselben Kuh bekomme, daß diese direct in ein eigenes Gefäß gemolken werde. Im Gegentheil dazu empfiehlt Professor Soxhlet eine Mischung von verschiedenen Kühen, weil so ein Ungleich statfindet, die Milch einer Kuh aber durchaus nicht immer dieselbe ist; sie enthält im Gegentheil beim Beginn des Melkens, und zwar beim ersten Fünftel 2%, Fett, im übrigen Theil aber 8% Fett. Der Nahrungswert, welcher dem Kinde zugeführt wird, kann also sehr ungleich sein. Abgesehen hiervon aber, wird der Säuerpunkt auf die Frage gelegt werden müssen: „Wie schützt man das Kind vor den der Kuhmilch unvermeidlich innewohnenden Gährungsstoffen, die bei ihrer Gewinnung und Bewahrung erzeugt werden?“ Und hier befürwortet derselbe Arzt ein sofortiges, 35-40 Minuten langes Kochen in verschlossener Flasche, bei Siedetemperatur des Wassers. Das Wesentliche seines Verfahrens besteht darin, daß jede einzelne Trinksportion, unter Hinzufügung der vom Arzte angegebenen Verdünnung von Wasser oder eines anderen Zusatzes, in der Saugflasche erhitzt und die schädlichen Stoffe so vor der Verabreichung sterilisirt werden. Die in einem eigens construirten Apparat auf einmal für den ganzen Tagesgebrauch in vorgeschriebener Art erwärmte Milch erhält sich in Zimmertemperatur 3-4 Wochen, ohne zu gerinnen; auch wird die Bildung der Milchsäure verhindert, die so leicht die Saug-Vorrichtung verstopft und verunreinigt. Von den verschiedensten medicinischen Autoritäten anerkannt und auf gute practische Erfolge gestützt, hielten wir einen Hinweis auf dies Verfahren für berechtigt und wünschen, daß es sich nützlich bewähren möge.

Getreue Abonnentin. — Wie Sie sich überzeugen haben werden, bringen wir bei geeigneten Anlässen auch jetzt noch Portraits.

Bezugsquellen: Gesangbücher und Buchdeckel in Festschnitt-Arbeit, Seite 30; H. Jacobson, Hamburg, Wintbergstr. 18/19. — Festschnitt sowie Stickerarbeiten, Seite 30; C. A. König, W. Jägerstr. 23. — Gartnerei: Seite 32; F. Pfeiler, SW. Wilhelmstr. 83.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt und ein farbiges Stickermuster, sowie für die Abonnenten der Großen Ausgabe ein Modenbild.

Die Illustrirte Frauen-Zeitung erscheint jeden Sonntag in 1 bis 2 Doppelbogen: jährlich 24 Moden-Kummern, 12 Schnittmuster-Beilagen, 28 Unterhaltungs-Kummern, 24 Beiblätter, 12 große farbige Modenbilder, 8 farbige Stickermuster-Beilagen und 8 Extra-Blätter, also außer den Schnittmuster-Beilagen und Beiblättern jährlich 28 besondere Beilagen, eine zu jeder Unterhaltungs-Kummer. Vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf. Die Fest-Ausgabe mit demselben Inhalt erscheint alle vierzehn Tage; das Heft (26 jährlich) kostet 50 Pf. Die große Ausgabe mit allen Kupfern bringt außerdem jährlich noch 40 große farbige Modenbilder, also jährlich 68 besondere Beilagen, und kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Fest-Ausgabe auch alle Postanstalten.





# Illustrirte Frauen-Zeitung.

Nr. 9.

Wöchentlich eine Nummer.  
Vierteljährlich 2 1/2 M.

— Berlin, 26. Februar 1888. —

Große Ausgabe mit  
allen Kupfern: 4 M.

XV. Jahrg.

Rachdruck verboten.

## Die Stiefmutter.

Aus dem Leben einer jungen Frau.

Von Jos von Neuß.

**S**estern sind wir angekommen. Mein Mann wollte die Hochzeitsreise noch ein paar Tage länger ausdehnen, aber ich trieb nach Hause. Daheim, mein Daheim, welcher Zauber liegt doch in dem Worte, vorzüglich für mich, die kein Elternhaus mehr besitzt! So gut Oberförsters auch waren, und so schwer mir der Abschied aus ihrem Hause geworden ist, — besonders von den Kindern, — klopf mir doch das Herz vor Seligkeit, wenn ich denke, daß ich nun ein eigenes Heim besitze!

Der Empfang war freundlich. Die beiden Mädchen hatten Alles gethan, um das Haus so hübsch als möglich zu schmücken, und meines Mannes Patienten überschütteten uns förmlich mit Blumen, Glückwünschen und Geschenken; mit Mühe wurden sie auf dem Eßtische untergebracht, so lang er war. Meine Schwiegermutter hatte sich leider entschuldigen lassen, aber einen großen Teppich gesandt, — mich dünkt, viel zu prächtig für das Haus eines practischen Arztes.

Nach unserem ersten Abendessen, das wir allein einnahmen, da die Kinder schon schliefen, nahm mich mein Gatte an die Hand und trat mit mir in sein Arbeitszimmer, um mir das Bild seiner verstorbenen Frau zu zeigen. Ich kannte es bis jetzt nur aus mittelmäßigen Photographien.

„O, sie muß sehr schön gewesen sein, Friedrich,“ sagte ich, mit sonderbarer Empfindung nach dem herrlichen Oelgemälde aufblickend.

„Das war sie auch, Marianne,“ bestätigte mein Mann, noch immer mit Stolz.

„Sie sieht auch sehr freundlich und liebenswürdig aus!“

„Das war sie gleichfalls, trotzdem sie ein verwöhntes Kind war. Ja, sie konnte sehr liebenswürdig sein, — das heißt, wenn sie wollte.“

„Ich möchte ihr ähnlich sein, — um Deinetwillen, Fräulein!“ sagte ich voll innerer Bewegung und barg den Kopf an seiner Brust.

„Wo denkst Du hin, Marianne, so war's nicht gemeint,“ wehrte er mir sanft ab. „Du könntest ihr auch nicht gleichen, es wäre ein verfehlter Versuch. Jedermann hat seine besondere Art, und diese sieht ihn am besten zu Gesicht; das lernt man als Arzt am besten erkennen. Bleib', wie Du bist!“

„Also gefalle ich Dir wirklich?“ fragte ich und schmiegte mich an ihn.

„Hätt' ich Dich sonst gewählt, Kleine? So wie Du bei Oberförsters die kranken Kinder pflegtest, will ich Dich auch für — mein Haus. Elastisch, wie eine Stahlfeder!“

Ich fühlte plötzlich einen tiefen Stich im Herzen, ja, es war mir, als ob das Blut daraus hervorspritzen mußte. „Nur — für sein Haus?“ Klang es in mir, wie die Todtenglocke meines Glückes.

„Ich will Dir einmal sagen, wie eine richtige

Doctorsfrau beschaffen sein muß,“ fuhr mein Gatte, halb im Ernst und halb im Scherz fort. „Sie muß immer heiteren Sinnes sein, besonders im Hause, damit der Gatte sich von den traurigen Eindrücken seiner Praxis jederzeit bei ihr erholen kann. Also: frisch, wie ein Vogel, — hörst Du?“

„War sie, — Leontine, — das auch?“ fragte ich unwillkürlich und deutete auf das Bild.

„Sie? Nein! Dazu war sie zu nervös. Du hast aber keine Nerven, wie ich mich überzeugt habe.“

„War das ein Lob oder ein Tadel? Doch wohl ein Lob, wenigstens wollte ich es so aufnehmen und sagte daher: „Ich hoffe, Du zweifelst nicht daran, daß ich es mich jede Mühe kosten lassen werde, um Dir Behaglichkeit zu verschaffen.“

„Darum zweifle ich nicht. Aber ich verlange mehr!“

„Nun?“

Doctor Spannaus, seine täglichen Notizen und Krankenberichte niederzuschreiben hatte. —

Ich möchte zuvor meine Kinderchar photographiren, als kleine Illustration zu diesen Blättern.

„Vier Kinder, zwei Pärchen: genug zum Freuen und zum Leiden!“ wie meine gute Mutter sagte, wenn sie uns vier Borsdorfer Äpfel ansah und dazu Butterbrot schnitt und die Butter dabei zu früh vom Teller verschwand. Einmal, ich vergesse es nicht, strich sie uns, in Verlegenheit um solche, Kartoffelbrot auf's Brot. Nichts ahnend und seelenvergnügt gingen wir damit auf unseren gewöhnlichen Spielplatz.

„Sieh 'mal, Ferdinand, was ich heute Nachmittag für dicke Butter auf meinem Vesperbrode habe!“ sagte mein ältester Bruder triumphirend zu seinem Kameraden

und hielt das Brot diesem entgegen. Und Ferdinand biß begierig hinein, um höhrend die Täuschung zu entdecken. Im ersten Augenblicke waren wir Alle tief beschämt, ließen uns aber später das durch nothwendige mütterliche Sparsamkeit unschuldig verfälschte Vesperbrod dennoch ausgezeichnet schmecken.

Mit meinem (will's Gott, glückverheißenden!) vierblättrigen Kleeblatt möchte ich freilich den unschuldigen Scherz nicht versuchen. Die Kinder sind zart, fein und verwöhnt. Meines Mannes erste Frau war viel leidend und außerdem stark durch Geselligkeit in Anspruch genommen. Sie konnte sich deshalb um die specielle Pflege der Kinder wenig kümmern; sie sind den Dienstboten viel überlassen geblieben, und so muß es zuerst mein Bestreben sein, sie körperlich zu kräftigen.

Es war ein eigenes Gefühl, als ich mich gestern Mittag zum ersten Male mit meinem Manne und den Kindern an den Tisch setzte, auf dem sechs Gedeeke standen. Das Resthäkchen, auf seinem hohen Stuhle, aß an meiner Seite auf großer, ausgebreiteter Wachsstock-Unterlage auch schon mit. Mir schien, als ob ich als Gärtnerin in einen großen Garten verpflanzt sei, nicht um die Blumen zu pflanzen, sondern um sie zu

pflegen und anzubinden und mit Gartenmesser und Gießkanne zu beschneiden und zu begießen. Der Älteste, Walter, ist ein schöner, früh entwickelter Knabe mit feinen Gesichtszügen, langem blonden Haar und seelenvollen, blauen Augen. Er bildet das glücklichste Modell zu einem altdeutschen Edelknaben. Die nur um ein Jahr jüngere vierjährige Mathilde ist unschön. Sie sieht gewöhnlich aus und hat außerdem eine große Nase. Ihr wird meine Liebe vor allen Anderen gehören müssen. Gilt es doch, Eigenschaften in ihr zu entwickeln, die sie mehr als anmuthig und liebenswürdig, die sie liebenswerth machen sollen! Jedenfalls muß ich jede Verbitterung von ihr fern halten. Der zweite Knabe ist ziemlich kräftig und dabei groß für seine drei Jahre. Ich habe sein kleines Herzchen bereits gewonnen, weil ich seinem Pferdchen aus einem alten Glace-Handschuh meines lieben Pappas ein neues Lederzeug gemacht habe. Mein kleines Resthäkchen, nach der Mutter Leontine geheißten,



Die drei jüngsten Töchter des deutschen Kronprinzen. — Siehe Seite 38.

„Eine Doctorsfrau darf sich vor nichts scheuen, sie muß das Elend sehen und ertragen können und immer bereit sein, zu helfen!“

„Herrlich!“

„Auch darfst Du nicht scheitern, wenn ich einmal — ohne Taschentuch nach Hause komme, liebe Marianne,“ scherzte er weiter. „Es passiert nämlich recht oft. Darum muß der Vorrath dieses Toilette-Artikels sehr groß sein. Wenn mir beim Wundverbinden das Verbandzeug nicht gut genug erscheint, um bössartige Entzündungen zu vermeiden, zerschneide ich eben einfach meine Taschentücher.“

„Wenn's weiter nichts ist!“ lachte ich herzlich.

„Ich zweifle auch nicht, daß wir gut mit einander auskommen werden,“ sagte er, noch einen Abschiedsblick nach Leontine hinaufwerfend. Dann ging er, um die Bestellungen für morgen nachzusehen und in das ärztliche Journal zu blicken, in das der vertretende Arzt,



wäre ein Rafael'sches Engelsköpfchen, wenn es voll und rosig wäre, wie diese. Ueber die jungen Seelen der Kleinen fehlt mir noch das Urtheil. Es ist Alles noch Knoipe, nicht einmal die künftige Farbe der Blüthe ist äußerlich deutlich zu erkennen. Dennoch ist in den beiden Aeltern schon ein inneres Leben verborgen; ich bemerke, wie sehr sie meine Person augenscheinlich beschäftigt. Freilich reden sie nicht darüber, es ist eben ein lautloses Naturleben, das ihr Herz bewegt, und über das sie sich selbst keine Rechenschaft zu geben vermögen.

Mit meiner Schwiegermutter komme ich gut aus. Ich sage es mit hoher Freude, daß in den drei Monaten meines Hierseins noch kein Schatten auf unser Verhältnis gefallen ist. Und das will viel sagen, denn sie liebt ihren Sohn mit größter Zärtlichkeit und ist eifersüchtig auf seine Zuneigung. Auch dünkt mich, daß diese mütterliche Eifersucht eine gewisse Verechtigung hat, besonders, bevor die Mutter weiß, ob das Weib, das sich der Sohn erkor, auch würdig ist, die Nachfolgerin seines Vertrauens zu werden.

Mit Fräulein Antoinette von Malten, einer entfernten Cousine meines Mannes, die im Hause meiner Schwiegermutter wohnt, laun ich mich leider nicht befreunden. Auch sie haßt mich; täglich empfinde ich es mehr. Ich weiß, wie sehr sie gewünscht hat, Leontinens Nachfolgerin zu werden. Es ist mir häufig auch unerklärlich, daß mein Gatte ihr widerstanden hat, da er doch viel von ihr zu halten scheint und ihre pikanten Plandereien jeder anderen Damen-Unterhaltung vorzieht, um so mehr, als sie hübsch und elegant und Herrin eines ansehnlichen Vermögens ist. Sein eigentliches Liebesbedürfnis und sein Geschmack müssen freilich doch anderer Art sein, — wie hätte er mich sonst neben der glänzenden Antoinette erwählen können? —

Seitern verbrachten wir einen recht angenehmen Abend im Hause meiner Schwiegermutter. Mein lieber Mann war in bester Stimmung und lachte fast, als wäre er zwanzigjährig. Seine Heiterkeit ließ Mama leicht erkennen, daß er glücklich sei, und dies erhöhte ihre Güte gegen mich.

„Hast Du niemals Angst und Sorge empfunden vor Deiner Verheirathung, bei dem Gedanken an Deine schweren Pflichten, mein Kind?“ fragte meine Schwiegermutter gütig. „Du bist noch jung, und es ist sicher eine der größten Aufgaben des Weibes, eine gute Stiefmutter zu sein!“

„Nein, Mama, gottlob niemals!“ sagte ich ruhig. „Liebe ich meinen Fritz nicht über Alles? Muß ich darum nicht auch die Kinder lieben, die ihm zugehören? . . . So ist mir glücklicherweise die Sorge erspart geblieben!“ setzte ich freudig hinzu und empfand dafür einen dankbaren Händedruck meines Gatten. „Außerdem glaube ich ein Mittel zu besitzen, um mir den — wie man sagt — dornenvollen Weg einer Stiefmutter zu ebnen . . .“

„Ein Mittel? Du machst uns neugierig, liebe Marianne. Wie nennt es sich?“ fragte meine Schwiegermutter interessiert. Aber auch Antoinette sah von dem Photographie-Album, in welchem sie geblättert hatte, um meinem Gatten eine neue, schöne Schauspielerin zu zeigen, empor und lauschte nach meinen Worten herüber. Ihr Blick war lauernd.

„Ja, Mama, ein Mittel, ein unschuldiges und zuverlässiges, wie ich bestimmt hoffen darf!“

„Run?“

„Meine Kleinen sind bis jetzt in Unkenntnis, daß ich ihre Stiefmutter bin, und sollen auch darin erhalten bleiben. Ja, es ist mein heißester Wunsch, daß es ihnen verborgen bleibt, bis sie ein paar Jahre älter geworden sind und ich — dauernd — ihre Liebe gewonnen habe. Dann soll es mir freudige Pflicht sein, Leontinens Andenken zu pflegen! Sie werden stolz und glücklich sein, zwei Mütter lieben zu dürfen. Die Mutter im Himmel soll dann als Schutzengel gelten. Auch liegen die Verhältnisse günstig zur Wahrung des Geheimnisses. Die arme Leontine ist vor zwei Jahren im Bade gestorben, wohin sie geschickt war, nicht lange nach Nesthäkchens Geburt. Ich hatte nun meinen Friedrich gebeten, den Kindern zu sagen, daß er reifen werde, um Mama, die wieder gesund geworden, abzuholen. Auch die verständigen Diensteute sind derartig unterrichtet und haben gehorjam das Geheimnis gewahrt. So sehen mich die Kleinen als ihre zurückgekehrte Mama an und das böse Wort 'Stiefmutter' ist vorläufig aus unserem Kreise verbannt. Der früh entwickelte Walter findet seine Erinnerungen vielleicht nicht ganz zutreffend, aber zwei Jahre sind eine lange Zeit im Leben eines fünfjährigen Kindes, und bald werden die Bilder in einander fließen, bis ich selbst das Andenken an seine heimgegangene Mama neu beleben werde!“

„Ich glaube, Du hast klug gehandelt, Marianne.“ sagte meine Schwiegermutter anerkennend. Auch mein Gatte nickte mir freundlich zu. Antoinette aber sah mich an, als ob sie mich zum ersten Male sähe. Meine Handlungsweise schien sie innerlich stark zu beschäftigen. Sie hatte etwas Schlangenhähnliches, als sie den kleinen,

zierlichen Kopf auf dem schlanken, weißen Halse gegen mich emporreckte.

Mein vorgesehene Mittel bewährt sich vortrefflich! Ja, ich habe das kindliche Vertrauen und damit die Liebe meiner Kleinen gewonnen. Am meisten zugethan ist mir mein Walterchen. Gefühlvoll, wie er geartet ist, hat er die Mutter jedenfalls unbewußt schmerzlich vermisst, trotz der gewissenhaften Aufsicht und Pflege unserer treuen Helbing. Aber Gott sei Dank hat in dem halben Jahre meines Hierseins der Begriff „Mutter“ bereits all den süßen Klang für sein Ohr gewonnen, der zum vollständigen Glück der Kindesseele einmal nothwendig ist. Seine Zuneigung hat oft schon etwas Ritterliches. Als neulich der Essenlehrer bei uns beschäftigt war, trat Walter, obwohl nicht ohne inneres Bangen vor dem schwarzen Gefellen, dennoch an meine Stubenthür, um mich mit gezogenem Kindersäbel als Schildwache zu beschützen. Die unschöne Mathilde scheint glücklicherweise viel Ordnungssinn zu haben; es beginnen sich überhaupt dankenswerthe innere Eigenschaften bei meiner Vierjährigen zu entwickeln.

Bei meinen beiden Jüngsten habe ich glücklicherweise mit dem Begriff Stiefmutter noch nicht zu kämpfen. Dem dreijährigen Bernhard habe ich sein Kindertischchen in eine Ecke meines Zimmers stellen lassen, und er ist glücklich, in Mamas Stube mit seinen Soldaten exerciren zu dürfen, während Nesthäkchen auf dem Teppich zu meinen Füßen sitzt und soeben an den Falten meines Kleides, wie an einer Himmelsleiter, in die Höhe klettert.

Mein schöner Plan ist zertrümmert, vernichtet, — wohin ist mein Mutterglück? O, über die — Schlange!

Antoinette hatte seit einigen Wochen plötzlich eine große Zärtlichkeit für meine Kleinen gefaßt. Sie soll dieselbe schon einmal gehabt haben, wie mir Frau Helbing erzählt, damals, als mein Gatte mich noch nicht gewählt hatte. Dann, nach meiner Ankunft, sah sie die Kleinen kaum, bis sie plötzlich wieder außerordentlich „kinderlieb“ geworden ist.

Es versteht sich von selbst, daß ich die Kinder oft zu meiner Schwiegermutter schicke. Auch heute, Sonntag, sandte ich sie in ihren sauberen, frisch gewaschenen Sommer-Anzügen zur Großmama, mit dem Auftrage, ihr einen Handkuß von uns zu überbringen.

Während die Kinderfrau mit den beiden Jüngsten am Mittag zurückkehrte, blieben die Aeltern auf Großmamas Wunsch bei ihr zu Tisch.

Nachdem ich mit meinem Gatten in seiner Stube Kaffee getrunken hatte, nahm ich ein Buch vor, während er einen Freund aufsuchte. Es war Alles sonntäglich still im Hause, kein Kinderlärm drang an mein Ohr: die Mühle stand still. Da ward plötzlich mit Geräusch die Thüre aufgerissen, und mein Walter, mein Liebling, stürzt bleich und zitternd in das Zimmer und schreit mich wüthend an:

„Du, — Du bist gar nicht meine Mutter! Du bist eine — böse Stiefmutter, so eine, wie Schneewittchen auch gehabt hat! Tante Antoinette hat es mir gesagt!“

„Walter, mein Kind, — was ist Dir?“

„Dort, dort ist meine Mutter!“ setzte er leidenschaftlich hinzu und sah sehnsüchtig nach Leontinens Bilde empor. „Du aber hast gelogen! Und lügen darf man nicht, wie Du uns selbst gesagt hast!“

„Ja, Walter, — sie ist Deine Mutter!“ gestand ich ein. „Siehst Du!“ lachte er höhnisch. „Du aber sollst nun fort, Du böse, böse Stiefmutter! Ich will Dich nicht mehr sehen, — hinweg! Dort ist meine Mutter, sie trägt ein weißes Kleid und ist ein Engel!“

„Das ist sie,“ sagte ich, um ihn zu beruhigen. Bergeblisch! Er warf sich unter dem Bilde seiner Mutter auf's Sopha und stieß mich, laut weinend, von sich. Für jeden Trost unzugänglich, erregte meine Zärtlichkeit nur seinen Abscheu. Conduktivisches Schluchzen erschütterte den kleinen Körper. Ich mußte es aufgeben, ihn zu beruhigen, und war glücklich, als er endlich ermattet einschlief.

Später kam Mathilde und erriethete auf meine Fragen Bericht, der meinen Argwohn bestätigte. Sie erzählte, daß Tante Antoinette ihnen Märchen vorgelesen habe, als Großmama auf ihrem Leberstuhle eingeschlafen sei, — von Menschenfressern und bösen Stiefmüttern. „Ihr wißt wohl gar nicht, daß Ihr auch eine Stiefmutter habt?“ hatte sie dann die Beiden gefragt. „Gute liebe Mutter ist im Himmel, ihr Bild hängt in Pappas Stube, dort könnt Ihr sehen, wie schön sie war. Die Aeltern aber ist eure Stiefmutter, — nehmt Euch in Acht!“ Ich wußte genug.

Zertrümmert ist mein mühsam errungenes Mutterglück, niedergerissen der Tempel, den ich mir in den Herzen meiner Kleinen erbauen wollte. Wie soll es erst werden, wenn mir ein eigenes Kind in die Arme gelegt wird? Und Thräne um Thräne tropft auf die kleine Aussteuer, die ich frohen Herzens begonnen hatte.

Ich habe lange nicht geschrieben, seit der Geburt meines kleinen Ernst keine Zeile.

Wieder ist es Frühling; kürzlich begingen wir den ersten Jahrestag unserer Hochzeitsfeier. Im Hause ist Manches verändert worden; ich habe die beiden Kinderzimmer, Schlaf- und Spielstube, nebst meinem eigenen Zimmer in's Parterre-Geschoß und nach dem Garten hinaus verlegt. Die Kinder können sich freier bewegen auf diese Weise. Schon jetzt tummeln sie sich während des ganzen Tages im Garten umher, der seine schönste Frühlingspracht zu entfalten beginnt. Im Grase sprossen die Beilchen, und über ihnen liegt verstreuter Blüthenschnee. Auch die Voskettis entfalten schon ihre Schönheit. Dabei ist die Luft aber noch herb und knospenfrisch, und am Himmel, neben der Sonne, hängen zart weiße Lämmervölkchen, wie vergessene Winter Schnee-Flöten.

In unserem Familientreife will es aber noch gar nicht Frühling werden. Wie Wohlthun ist es auf meine Hoffnungen und sanften Freuden gefallen. Das Gift hat tief gewirkt!

Es ist mir noch nicht gelungen, unseren Walter zu beruhigen und zu versöhnen. Jederzeit sieht er in mir nur die „böse“ Stiefmutter. Darf ich mich darüber verwundern? Stehen nicht auch die Erwachsenen zumeist im Banne dieses Vorurtheils? Armer Anabe, dessen leidenschaftliches, unentwickeltes Kindesherz bis in seine Tiefen getroffen worden ist!

Die ersten Wochen nach meines Ernstchens Geburt sind die Kinder viel bei der Großmama gewesen. „Du mußt noch einige Zeit Ruhe haben, Marianne,“ meinte mein Gatte. „Die Kleinen stören Großmama nicht, wie sie mir wiederholt gesagt hat, auch nimmt sich Tante Antoinette der Kinder gern an, ebenso wie früher. Deine jetzige Reizbarkeit macht Dich ungerecht. Dein Mißtrauen ist verlegend für meine Cousine.“ Also auch er, Friedrich? . . . Darf ich mich dann wundern, wenn selbst meine Schwiegermutter anfängt, zuweilen Partei gegen mich zu nehmen? —

Nach meiner Genesung nahm ich die Zügel des Hauswesens und die Aufsicht über die Kinder sofort wieder in die Hand. Natürlich ward aber auch dem „Brüderchen“ sein Theil an Zeit und Mühewaltung gegönnt. Bewöhnt durch Liebe, fühlte sich Walter sofort zurückgesetzt. Er ist trotzig und verbittert und steckt auch Mathilde mit seinem Haß an. Ich bin sehr, sehr unglücklich!

Meine Schwiegermutter ist nach Homburg in's Bad gereist. Antoinette von Malten hat sie, wie immer, begleitet. Schon athmete ich befreit auf und nahm mir vor, ihre Abwesenheit auszunutzen und den Samen der Liebe von Neuem auszustreuen, vielleicht, daß die Körnlein doch noch den Weg zum Lichte finden. Freilich wird es mir schwer werden; mein Herz ist ohne Frohsinn, ich glaube, ich bin jetzt auch nervös, wie Leontine. Ich arbeite ohne Freude und nur gewohnheitsmäßig.

Gewohnheitsmäßig ordnete ich auch heute wieder das Zimmer meines Mannes. Zuerst säuberte ich die feinen, complicirten Instrumente, deren er zu seinem schönen und schweren Berufe bedarf. Es ist dies von Anfang an meine Arbeit gewesen. „Eine richtige Doctorsfrau darf sich vor nichts scheuen,“ sagte mir mein Mann am Tage unserer Ankunft. Nach flüchtiger Unterweisung gelang es mir auch, in die Geheimnisse ihrer Zusammenfügung einzudringen, sodaß ich sie jetzt selbständig auseinander nehmen und wieder zusammensetzen kann. Dann putzte ich den Schreibtisch ab, — gehört er doch auch zu den „Heiligthümern“ seines Berufes. Da fällt mir ein Brief an seine Mutter in die Augen, den er gestern Abend begonnen und, von Müdigkeit übermannt, unbeendet gelassen hat. Willentlos lese ich folgende Worte:

„Du fragst, Mama, wie es mit Marianne weiter geht? Nun, es scheint mir Manches in ihrem Wesen verändert. Oder sollte ich erst jetzt auf den Kern gelangt sein, bei ihr, die ich so genau zu kennen glaubte? Anfangs schob ich ihre Reizbarkeit auf ihre Schwäche, jetzt sehe ich, daß die Ursache tiefer liegt. Der schwere Beruf der Stiefmutter scheint plötzlich ihre Schultern zu drücken, seit sie ein eigenes Kind hat. Wohl zumeist darum ist das Verhältnis mit Walter noch nicht ausgeglichen. Ich glaube, die Kinder fanden nur Raum in ihrem Herzen durch die Liebe zu mir, und das schmerzt mich tief, denn ich wählte sie hauptsächlich aus Liebe zu meinen Kindern, da ich sie von Oberförsters her als bewährten, guten Geist kannte. Sonst wäre ich Deinen unausgesprochenen Wünschen wohl entgegen gekommen —“

Hier brach der Brief ab. Ich wußte aber auch genug, zuviel! Da stand es Schwarz auf Weiß, was ich allerdings längst geahnt hatte und was ausgesprochen doch mein Herz in tiefster Tiefe erschütterte. In meinem Gedächtnis erstand plötzlich die Schlusssrophe aus einem Gedicht, das ich einmal gelesen und welches mich tief ergriffen hatte:

„Sie gab ihr Alles nach Gebot,  
Er nahm es — ohne Liebe!“



Ich fürchte, über unserem Hause schwebt der Todesengel: zwei meiner Kleinen sind am Scharlach erkrankt, Bernhard nur leicht und schon auf dem Wege der Besserung, Walter hingegen leidet zugleich am Typhus. Auch mein Ernstchen hat mir Sorge gemacht; vor ein paar Tagen ward das kleine, süße Wesen ganz unerwartet von Zahnkrämpfen befallen. Gottlob ist die Gefahr glücklich vorüber gegangen, aber ich zittere vor einer Wiederkehr.

Kummervolle Tage, — seid ihr auch dahingegangen? Ich habe den herbsten Schmerz meines Lebens erlitten und mußte mich lange sammeln, um in meinen Aufzeichnungen fortzufahren zu können.

Walter schwebte wochenlang in Lebensgefahr. Wir hatten den kleinen Patienten in das Zimmer meines Mannes gebettet, weil es dort am ruhigsten ist; der Smyrna-Teppich, den uns meine Schwiegermutter zur Hochzeit geschenkt hat, dämpft jeden Schritt. Er lag unter Leontine's Wille; beinahe unausgesetzt waren die großen blauen Augen nach der Mutter gerichtet, und zuweilen streckte er die Hände wie flehend nach ihr aus. Doch war sein Geist umnachtet, von seinen Pflegern kannte er Niemand.

Da die mit der nächtlichen Krankenwache beauftragte barmherzige Schwester heute ausblieb, erklärte ich mich mit Freuden bereit, ihre Stelle einzunehmen. Ich war überzeugt, doch nicht schlafen zu können, da mich eine heimliche Sorge um Ernstchen quälte. Das Kind war am Tage unruhig gewesen und hatte wiederholt das Gesichtchen schmerzlich verzogen. Mein Mann, der den Kleinen scharf beobachtete, behauptete, nichts „Materielles“ finden zu können: es sei nur der Zahnprozeß, der es zeitweilig beunruhige. Er drang darauf, daß ich mich niederlege, und auch Doctor Spanmanns, der meinen Mann in der Behandlung seiner Kinder unterstützt, pflichtete meinem Gatten bei.

Gezwungen gab ich nach und legte mich in den Kleidern auf's Bette.

Plötzlich weckte mich mein Mann um Mitternacht. Er hatte das Kind nicht außer Acht gelassen, dennoch kam ihm die Schnelligkeit und Festigkeit eines neuen Krampf-Anfalles unerwartet. Die angewandten Mittel waren vergeblich, am Morgen war mein Kind eine Leiche.

Ich mag sie nicht schildern, die traurigen Tage, die nun folgten. Leise schritten die Hausgenossen auf den Fußspitzen einher, um den geliebten kleinen Todten nicht zu beunruhigen, bis die geknickte Knochle nach drei Tagen, von duftlosen Herbstblumen bedeckt, in's mütterliche Erdreich gebettet war.

Auch mein Gatte schien tief erschüttert. Als Arzt verlangte er jetzt dringend Schonung für mich und wies meine weitere Unterstützung bei der Krankenpflege entschieden zurück.

„Weine Dich aus, Marianne, der Schmerz der Mutter ist heilig. Im Uebrigen könnte ich den Patienten jetzt doch nicht verlassen, da die Krisis jeden Augenblick zu erwarten steht.“

Ich ging widerstrebend. Nicht allein der Schmerz um mein Kind lastete auf mir. Ich fühlte mich seit der Entdeckung des Briefes auch innerlich von meinem Gatten getrennt. Eine schwere, unausgesprochene Bürde ruhte auf meiner Seele. Kein Wort war zwischen uns gefallen, und doch hatte sich eine tiefe Kluft aufgethan, über die sich keine Brücke schlagen wollte. Tieftraurig sah ich gegen Abend in meinem Zimmer. Da trat unerwartet mein Gatte ein:

„Die Krisis ist eingetreten,“ sagte er zu mir. „Der Knabe ist bei Besinnung und verlangt nach der Mutter.“

„Nach — mir?“ fragte ich freudig.

„Nach der — Mutter,“ wiederholte mein Gatte mit scharfer Betonung.

Ich überhörte den harten Laut absichtlich, und folgte ihm schnell hinüber. An der Thür blieben wir stehen, um ihn nicht zu erschrecken.

„Kommst Du, Mama!“ rief Walter schmerzlich laut und streckte wie in Sehnsucht die Arme nach dem Bilde empor.

„Er muß beruhigt werden, um zu schlafen,“ meinte mein Gatte, der ihn scharf beobachtet hatte.

„Was soll ich thun?“ sprach ich, indem ich unwillkürlich einen Schritt in's Zimmer that, um mich als Wärterin an sein Bett zu setzen.

„Halt!“ rief mein Mann und drängte mich zurück. „Es kommt mir plötzlich ein Gedanke, Marianne, der vielleicht noch Alles gut werden läßt —“

„Alles! Ich bitte Dich, — sprich!“

„Es ist wie eine Eingebung,“ antwortete er und deutete nach Leontine's Wille hinauf. „Die Krankheit hat jedes Erinnern ausgelöscht, tritt noch einmal an ihn heran als — Mutter, als — Engel . . . um ihn zu beruhigen!“

Ich verstand. Leise schwanke ich in mein Zimmer hinüber, um mein Trauerkostüm mit einem weißen Kleide zu vertauschen. Wie mein eigener Geist blickte mir mein Bild aus dem Spiegel entgegen, doch be-

zwang ich mein Gefühl und eilte wieder in das Krankenzimmer. Stumm setzte ich mich an das Bette.

„Komm, Mama, wir wollen spielen!“ sagte der kleine Patient und streckte mir die winzige, abgezehrte Hand entgegen.

Ich faßte sie und beugte mich über das Bette. Dabei empfand ich ein Flimmern vor den Augen; vielleicht war's ein Sonnenstrahl, der über mich hinweghuschte, vielleicht waren es mühsam zurückgedrängte Thränen. . . . „Ja, wir wollen spielen, Walter, wenn Du geschlafen hast,“ sagte ich; „soll ich Dich einsingen wie, wie — Klein-Ernstchen?“

„Ja — singen, Mama!“

Und ich sang, wie ich ihm gesungen hatte, der nun für immer schlief:

„Schlaf, Herzenskinder, mein Liebling bist Du!  
Schließe die blauen Guckäuglein zu,  
Alles ist ruhig und still wie das Grab, —  
Schlaf nur, ich wehre die Fliegen Dir ab!“

Wirklich hörten wir bald leise, regelmäßige Athemzüge, und seine Schweißperlen zeigten sich auf der blaffen Stirne. Die Krisis war glücklich vorübergegangen. Es begann schon leise zu tagen, als er wieder erwachte.

Inzwischen hatten wir das Bettchen nach der anderen Seite gefehrt. Anstatt nach dem Bilde der Mutter, sah der kleine Patient jetzt auf das anmuthige Blumengefängniß des Doppelfensters. So traf ihn voll der belebende Frühsonnenstrahl.

Ich übernahm von nun an die weitere Pflege ganz allein. Auch kam sie bald, die wunschlose, schöne Zeit der Genesung und Wiedergeburt. Das kleine vergiftete Herz genas, und wie von selbst ward in ihm die Liebe neu erweckt.

Als wir ihn zum ersten Male in die Herbstsonne auf die Veranda trugen, zog mich mein Gatte mit nie empfundener Innigkeit an seine Brust und sagte: „Weib meines Herzens, Mutter meiner Kinder, wie soll ich Dir danken?“

Kadaver verboten.

## Dichtertraum.

Eine Zeit-Phantasie von A. Trinius.

Ein winkendes Bergwalde zu schritt der Dichter. Weit hinter ihm lag bereits die große Stadt mit ihrem ruhelosen Jagen und Hasten, dem nervenzerreibenden Losen und Gewühle. Wie eine weiße, duftzitternde Glocke hing der Himmel weit über der glänzenden Erde; im lauen Sommerwinde waltete das goldene Korn, hoch in den Lüften wirbelten die Vögel. Aber das Auge des Dichters schien heute umflort, sein Sinn war trübe. Wo zwischen wilden Rosenbüschen der Pfad zum Walde sich emporzuschlingeln begann, hielt er still und wandte sich dann um, noch einmal den Weg zurückzuschauen, der ihn hierher geleitet hatte.

Schon halb vom aufsteigenden Dunste verhüllt, zeigte sich tief unten die Stadt, wie eine Kleinigkeit hingelagert, in der Kreise zahlreicher Ortschaften, Fabrik-Anlagen, Bahnhöfe, Wasserwerke, imposanter, weitläufiger Anstalten aller Art. Zwischen einem Walde von dampfenden, funkenstiebenden Schloten und Feuersteinen rechte hier und dort ein Kirchthurm vereinzelte sein Kuppel- oder Spitzdach empor; Brücken schlangen sich über den Fluß, Brüderte liefen über und zwischen den Häusermassen, von denen aus strahlenförmig Dampfswagenzüge mit gellendem Pfiff, beladen mit Gütern und Menschen, Jagungen und Entwürfen, in die weite Welt ruhelos jagten. Wohl klang der taubenstimmige, sinnverwirrende Lärm der fieberhaft erregten Verkehrsstadt nicht mehr bis zu dieser Höhe, nur hin und wieder, einer im Sande ersterbenden letzten Meereswelle gleich, brach sich ein halbverlorener Laut am Bergeshange.

Der Dichter seufzte. „Wie lange noch,“ sprach er, „und die Poesie hat keine Heimath mehr auf Erden. Gemieden, verpöthet und belächelt, wird sie Abschied nehmen, wie eine Sonne niedergehen, in welcher sich einst das Heiligste und Süßeste, was Menschenbrust bewegt, verflüchtigt. Im sinnlosen Taumel des Genusses, in der gierigen Jagd nach Gewinn, inmitten des grimmigsten Kampfes um's Dasein, der Diefen heute zu Ehren und Reichthümern emporkommt, Jenen morgen verzweiflungsvoll in den Abgrund niederreißt, kann nicht die Poesie erblühen. Argwohniger denn je blickt heute ein Volk auf das andere, die Hand am Schwert, bereit, in jedem Augenblicke ein neues Nordfeld zum Ruhme des Vaterlandes zu begehren. Weit schlimmer aber geht's im eigenen Hause! Bedrückt und behört, besangen in Wahn und Irthum, harren Millionen der Stunde, wo sie sich erheben können, große Abrechnung zu halten mit denen, welche Geist, Tüchtigkeit und Glück mit irdischen Gütern überschüttete. Was sich da sonnte und dehnte in Reichthum und Schimmer, wird jäh aufgerüttelt werden von dem heftigen Schrei eines zur Bestie gewordenen, verblendeten Volkes, welches Elend und Jammer, Noth und Leid zusammengeführt hat, das, Religion und Kunst mit Füßen tretend, nun außerstanden ist, mit Blut die Gesetze neuer Menschenrechte niederzuschreiben.“

„Der menschliche Geist aber,“ so fuhr der Dichter, hinaussehend fort, „der den Dampf in Fesseln schlug, der, Länder und Meere verbindend und den Begriff der Ferne aufhebend, den elektrischen Funken zu seinem Diener, seinem Sprachzeug machte, er wird nicht ruhen noch ruhen, in seinem Vorwärtstreben allmählig den entferntesten Erdwinkel der Cultur zu erobern, aber auch den letzten Hauch einer Volkseigenenthümlichkeit in Sitten und Charakter, Sprache und Kunst zu verwischen. Dann wird vielleicht die ganze Erde nur noch ein Volk tragen, aus einer Münze Jeder seine Prägung empfangen. Das Zeitalter des ewigen Friedens wird angebrochen sein, — aber die Poesie ist todt.“

Ein Hauch von Schwermuth lag auf dem Antlitz des Dichters, als er jetzt, die dichten Büsche theilend, den Wald betrat,

durch dessen graue Buchenstämme die Sonne blühte und summende Blättermuster auf den grünen Rasen zeichnete. Wie Kirchenhallen wölbten sich die rauschenden Wipfel. In der Ferne klang das Lied einer Amsel. Sonst war's still ringsum. Nur zuweilen zog ein heimliches Summen und Flüstern durch den Wald, als flatterten Esen und Waldgeister dem einsam die Höhe hinaufklimmenden voran.

„Welch eine andere Welt!“ sprach er und sog mit steigender Lust den würzigen Hauch des Waldes ein. „Mag man bewundern, was Menschenkunst und Menichengeist erzeugt, die Natur allein lehrt uns anbeten. Hier brauch's der Altäre nicht, wo jedes Blatt den großen Schöpfer lüftet. Hier wohnt noch Andacht!“

Weiter schritt er, höher und höher hinauf. Immer näher, immer lockender klang das Lied der Waldeslängerin, Wellen süßen Wohlklanges durch die Stille sendend.

Und wie sich Busch und Baum jetzt vor dem Dichter neigten! War ein Zauber heut' geschehen? Waldbreite und Ephen wüden, innig verschlungen, Ehrenpforten von Baum zu Baum; Fingerring und Königsferze illuminiren in leuchtender Pracht den Wald; die Eberesche, Korallen im Haar, die lächelt und nicht und flüstert's erröthend der nachbarlichen Birke zu, deren zart niederspielendes Gezweig nun im leisen Sommerwinde küfflinger dem träumenden Manne zuzuwerten scheint. Und die Blumen ringsum duften und läuten, die Farnbüschel wispeln sich die Mär in's Ohr, über die Gräser aber kommt ein Jütern freudigster Erregung. Begrüßt der Wald den Dichter heute? Und die Pilze, was sacht die Pilze an? Das sind nicht mehr die kleinen, schüchternen Mooskinder. Uebermüthige Gesellen sind's geworden plötzlich, Kobolde, Gnommen, loses Gesindel, das sich die Hände reißt und im Ringelreihn um den verwundert niederblickenden Dichter tanzt und läßt und lacht, um dann loszulassen und im bunten Durcheinander davonzustürmen, voran ein häßlicher Fliegenpilz, dessen weißbetupfte, rothe Mütze noch lange durch den Wald herüberleuchtet.

Dort oben, wo, von malerisch zerklüfteten Felsblöcken umgeben, eine stille Waldhalde den Wanderer grüßt, wo kein Laut der Außenwelt mehr zu dieser Stätte süßen Friedens dringt, da haben die netzlichen Froschlurche ein sanftes Mooslager sorglich zurecht gebettet. Sinnend sank der Dichter darauf nieder. Dicht im Gebüsch scholl jetzt das Lied der Amsel.

O süßer Klang! Benedenswerthe Sängerin! Hält nicht der Wald den Athem an, Deiner Töne melodischen Fluß zu trinken? Wer lauscht dem Dichter drunten noch in dem geschäftigen Gewühle der Welt? Enthront ist die Poesie, verstoßen, vergessen!

Wie von einer schmerzlichen Bewegung ergriffen, bedeckte der Dichter, sich an die Felswand zurücklehnd, mit der Rechten die Augen, als plötzlich eine überirdische Helle, die den ganzen Wald ringsum durchfluthete, ihn wie wieder öffnen ließ. Der Sang der Amsel war verstummt. Von rosigem Lichte umflossen, das goldige Haar in langwallenden Strahlen aufgelöst, stand vor ihm in duftigem Gewande, das der jungfräulichen Glieder Schönheit nicht verbergte, ein göttergleiches Weib, voll milder Hoheit, anmuthsreich.

„Wer bist Du?“ stammelte betroffen der Dichter.

„Die Poesie!“ Sie lächelte.

„Ich traure, und Dein Antlitz kündigt Trost.“ Er sah sie fragend an.

„Du wahnst verlassen mich, in Wehmuth mich verzehrend,“ sprach sie. „Aleinmüthiger Thor! Die Poesie kann niemals sterben.“

„Aber die da unten hören nicht mehr auf Dich. Sie spotten Deiner. Rücksichtslos reißt man den Schleier von den heiligsten, heiligsten Dingen. Der Materialismus feiert seine Orgien. Sie nennen's Rückkehr zur Natur. Ihre Wahrheit erschreckt mich, ihr Gesang thut meinen Ohren weh. Wie kannst Du lächeln?“

„Krähen auf dem herbstlichen Stoppelfelde! Laß sie gewähren. Umso lieblicher erscheint uns dann der Frühling wieder. Ist der Sterne Glanz erloschen, wenn Wolken den Himmel düster umhüllen? Ist des Berges Quell für immer versiegt, wenn Wintersmacht ihn in Fesseln schlug? Laß jeden Einzelnen dieser Jünger sich einen Meßias denken, der da gekommen ist, das Heil der darbenenden Menschheit zu bringen, — es sind Kinder ihrer Zeit. Heute umtost sie der Jubel der Menge, morgen sind sie todt, abgethan. Poesie ist Schönheit, und diese kann nimmer vergehen. Mögen die Menschen immerhin die Erde durchwühlen, die Berge zerprengen und so mit brutaler Hand die alten Märdchen und Sagen von vergaubbten Königskindern und goldenen Schätzen für immer vernichten; mögen sie Felsen auf einander thürmen, neue Meere schaffen und Erdtheile trennen; mag der menschliche Geist in seiner Kühnheit und dem unaufhaltsamen Fortschrittdrange die ganze Welt sich unterthan machen, Erde, Wasser und Luft zu Volltretern seines Willens knechten: höher als Menschenmacht ist die Macht der Poesie. Jahrtausende werden kommen und gehen, wie ein Hauch vor dem Angesicht des Schöpfers. Dann sind jene glänzenden Denkmale längst vom Erdboden verschwunden, die ihr den edelsten Priestern meiner Kunst einst für die Ewigkeit in dankbarer Bewunderung setzten. Ihre Worte sind verweht, und ihre Namen kennt Keiner mehr. Aber der Geist, der ihren Schöpfungen einst den Adel ausdrückte, wird fortzuehend durch die Jahrtausende immer neue Kräfte in Fluß gebracht haben. Es giebt Gesetze, die keines Menschen Kraft vernichten kann. Ihnen sich beugen, heißt, das Leben voll ausklingen lassen. Anfang und Ende dieses Erdenbaisens aber ist die Liebe. Sie ist das oberste Gesetz, das der Menschethun und Lassen bestimmen soll, sie ist das Köstlichste, was in des Menschen Brust gepflanzt ward. Nehmt ihn die Liebe, und er ist ein düttes Reis. Sie aber höret nimmer auf zu blühen. So lange sich noch die Unschuld im klaren Kindesauge malt, so lange die Barmherzigkeit zu den Armen sich neigt, so lange noch die quellende Sehnsucht innigster Liebe den Mann an das Weib bindet, um fortan, seliger und edler, dieses Lebens Pflichten nachzuspüren, so lange auch wird die Poesie nicht gestorben sein. Nichts hat hiemieden Bestand, als der Wechsel. Erhaben über diesem aber thronet die Liebe. Denn sie ist ewig! So wandle getrübet wieder hinab in diese bunt durch einander fluthende Welt, die so grell an Widersprüchen, so reich an Thorheiten, aber auch stillen Freuden ist. Singe Dein Lied auch fütterhin, nicht wie es der Menge gefällt, wohl aber, wie es Dir gefällt. Und strömt's Dir nur recht von Herzen, so wird es auch den Weg zu einem anderen finden, sei es auch das des Geringsten. Die Dankesthräne im Auge des Armiten wiegt Millionen wohlthätiger Lobesworte auf. Ueber alle Wirren dieser Welt halte den Blick Dir frei nach oben. Dann wird's mit Sonnenklarheit Dir im Herzen stehen, daß die Poesie unsterblich ist. Leb' wohl!“

Eine aufsteigende Wolke entzog dem Dichter den Anblick der Göttin. Als sie verflohen, lag die Waldeshalbe wieder



einmal und still. Aus der Ferne klang, mehr und mehr verhallend, das Abschiedslied der Ansel. Als träume er noch immer, fuhr sich der Dichter noch einmal über die Augen. Dann erhob er sich, die Bäche theilend, wo das Haubt bild aufschwanden. Zwischen Farren, Schlingpflanzen und Steingeröll bahnte sich mit leisem Gesplander ein Bächlein sprudelnd seinen Weg hinab ins Land, das im verglühenden Lichte der sinkenden Sonne goldschimmernd, friedlich-heiter ausgebreitet lag. Eine Dorfsglocke läutete den Abend ein. Still stand der Wald. Die Natur schwieg, wie in tiefer Andacht versunken. Aus dem Auge des Dichters aber strahlte das Feuer hoher, heiligster Begeisterung.

*Nachdruck verboten.*

### Die Frauenkammer.

Von Wolfgang Kirchbach.

„Wer ein Weib kennt, kennt Alle!“ sagt irgend ein Menschenkenner aus der Schule des Larochefoucauld, und wir Alle vermöchten wohl manch ein Sprüchlein zu citiren, welches die Ansicht variirt, daß, wer ein Frauenweib so recht aus dem Grunde kennen gelernt habe, damit auch den Schlüssel zur Beurtheilung des gesammten Frauengeschlechtes überhaupt in der Tasche versteckt halte. Es dürfte aber mit Sicherheit anzunehmen sein, daß kaum eine verehrte Leserin den Satz: „Wer ein Weib kennt, kennt Alle“, den man aus Männermund hundertfach zu hören bekommt, ohne ein gewisses Mißbehagen betrachtet. Er klingt ein wenig von oben herab, dieser Satz der Männerweisheit; er verleiht auch einen gewissen Justinstinkt der Frauenmatur. Es möchte allenfalls nur eine Braut oder eine junge Frau sich zeitweilig mit so kühllicher Behauptung einverstanden erklären, sofern sie nämlich aus der Aeußerung des Bräutigams oder Ehemannes den Schluß glaubt ziehen zu können, daß er wirklich nur ein Weib, — nämlich die holde Ehegattin selbst, — in seinem Leben wirklich kennen gelernt habe. Diese Schlußfolgerung hat für manch eine brave Frau etwas ungemein Beruhigendes, und sie überfiehet daher gern die patriarchalische Ueberhebung, welche dem Gedanken an sich innewohnen würde, falls man genöthigt sein sollte, ihn als die tatsächliche Erfahrung gewiegter Frauenkreise mer und Herzensbrecher anzusehen.

Es hat sich ja in unseren Tagen überhaupt unter den gelehrten und ungelehrten Herren der Schöpfung eine weitverbreitete Secte von Frauenverächtern gebildet, welche insonderheit von ihrer tiefgehenden Frauenkenntniß eine gar hohe und unerschütterliche Meinung hegt. Seit Schopenhauer seine ungalanten Ausfälle gegen das Geschlecht der Frauen verbrach, stehen in der deutschen Literatur die Sprüche hagelbildig herab, welche dem schöneren Theile der Menschheit schmerzhaft und erstickend etwas anhängen möchten; die jungen Herren theoretisiren über die jungen Mädchen als sogenannte „Knall-Effecte der Natur“ und überlegen sich thatsächlich viel länger, als ihre Väter und Großväter, ehe sie demgemäß ein armes Frauenweib mit ihrer heirathsfähigen und frauendurchschauenden Persönlichkeit beglücken. Ja, eigene Zeitschriften erlebt man, welche unter schreckenerregenden Titeln, als „Frauenfeind“, die Töchter Eva's auf's Korn nehmen, und die armen, unschuldigen Leber mit den Papierkugeln des Wipes und der Ironie und anderer geistiger Munitararbeit verfolgen. Sogar einige Schriftstellerinnen haben nicht umhin gekonnt, als Amazonen gegen ihr eigenes Geschlecht grausam mit der Feder zu wüthen und Tintenblut zu verwirren, als sei Frau Eva und ihre guten Töchter thatsächlich an allen Sünden dieser Welt schuld. Wenn ein junger Schriftsteller sich in den letzten fünfzehn Jahren interessant machen wollte, so griff er entweder irgend eine literarische Größe an, was allerdings zu jeder Zeit geschah, oder er schrieb Aphorismen wider die Frauen und insbesondere die mit Legieren veränderte Institution der Ehe, was nicht zu jeder Zeit geschah.

Es ist in der That ein wunderliches Zeichen der Zeit, daß man wider die Frauen so viel Anzügliches allemal haben zu lesen bekommt. Es war nicht immer so. Wenn heutzutage so Mancher glaubt, geistreich zu erscheinen, indem er Papierbolzen gegen die Frauen im Allgemeinen richtet, so galt es in früheren Zeiten für das Zeichen eines Mannes von innerer Grazie und schöner, geistiger Reife, wenn er eine Frauenkenntniß erwies, welche die lebenswürdigen und edlen Seiten der Frauenwelt in's rechte Licht stellte. So haben es insbesondere unsere Schiller und Goethe gehalten, in deren classischer Weltanschauung ein geübter, maßvoller Cultus der Frau ein wichtiger Bestandtheil war. Und die nachfolgenden Dichter, die Uhland und Rückert, blieben dieser schönen Ueberlieferung treu. Die Zeit der Taschenrechner und Nuten-Almanache für Frauen, da de la Motte Fouquet's „Frauen-Taschenbuch“ erschien, „Minerva“, „Cornelia“, „Cidora“, „Sulda“, „Aurora“, die „Eulenburg der Frauen“, der „Leipziger Kalender für Frauenzimmer“, „Iduna“, „Penelope“, „Freund des schönen Geschlechtes“, und wie sie alle heißen, die zahllosen Almanache mit dem Nuten- und Grazientheil, welche von der sogenannten classischen Zeit bis etwa zum Jahre 1848 heranstammen, diese ganze Zeit ist gekennzeichnet durch eine herzliche und wohlthunende geistige Achtung der Männerwelt Deutschlands vor dem Frauenthum, einer Achtung, deren man sich auch literarisch vor Allen nicht schämte.

Zu jener Zeit würde man eine Behauptung, wie die, daß, wer eine Frau kenne, eigentlich Jede zu beurtheilen wisse, nicht so leichtem Kaufes haben passiren lassen. Man hatte da einen feinen Blick für die Individualität des Mädchens und der Frau. Es ist ganz richtig, wenn eine gesunde Frau sich durch solche herablassende Behauptungen über die weibliche Welt verletzt fühlt. Denn solche Sätze sind thatsächlich nicht wahr. Im Gegentheil sind die Individualitäten unter den Mädchen und Frauen nicht minder reich entwickelt und gefordert, wie unter den Männern. Es ist aber ein merkwürdiges Zeichen auch unserer neuesten Roman- und Novellen-Literatur, daß darin die Schilderung der weiblichen Charaktere, auch bei hervorragenderen Schriftstellern, recht sehr über einen Leisten geschieht. Man vermißt jene feinsinnige Frauenkenntniß, welche auf dem liebevollen Eingehen in die zartesten Eigenschaften des persönlichen Wesens einer geschilderten Frau beruht; die Schriftsteller schildern, um den Ruf von Frauenkennern zu erlangen, viel eher das, was den Frauen gemeinsam ist, als was die Einzelnen unterscheidet. Und doch liegt für einen Mann, den das Leben mit vielen einfachen, natürlichen oder geistreichen Frauen in Berührung bringt, kaum ein größerer Reiz der

Menschenkenntniß vor, als der Vergleich der höchst eigenthümlich vertheilten sittlichen und geistigen Eigenschaften der einzelnen Töchter des Geschlechtes. Weit entfernt, daß die genauere Kenntniß der Einen einen Schlüssel zur Beurtheilung der Anderen auch nur entfernt biete, wird er eher merken, daß die vertrautere Bekanntschaft mit der Charakterart einer Frau nur zu leicht die Ursache wird, daß er sich in einer anderen vollständig täuschen kann. Nichts will so wenig über einen Leisten geschlagen sein, als gerade die Beurtheilung der Frauenwelt. Mit Nichts sollte man vorsichtiger sein, als gerade mit allgemeinen Urtheilen über das weibliche Geschlecht. Man weiß, wie sehr übel jede sonst unbefangene Frau es vermerkt, wenn sie die bekannnten allgemeinen Bemerkungen über die „Weiber“ hört! Geistreiche Köpfe haben das aus einer gewissen Kleinlichkeit des Frauen-Charakters erklären wollen, welcher sich unwillkürlich von dem abfälligen allgemeinen Urtheil mit getroffen fühlt, welcher aber eifersüchtig wird, wenn man andere Frauen mit allgemeinen günstigen Aeußerungen beurtheilt. Das dürfte aber wohl nur theilweise richtig sein. Thatsächlich ist es ein Instinkt der Wahrheit, welcher eine natürliche Frau verstimmt, wenn man über die „Weiber“ im Allgemeinen spricht. Sie weiß zuletzt doch sehr gut, daß Urtheile über das gesammte Frauenweib meistens nicht zutreffen und innerlich unwarhaft sind, weil sie verallgemeinern, was nur in einzelnen Fällen gilt.

So sind es denn auch nicht gerade die großen Don Juans und Herzensbrecher, welche mit wahrer Frauenkenntniß ausgestattet sind. Diese sind nur zu leicht geneigt, in der Beurtheilung der Frauenwelt alle Farben aus einem Farbentopfe zu nehmen und darnach zu malen. Auch sie lernen meist nur die Normen des Verkehrs der Geschlechter kennen, und das schlechteste Mittel, den Charakter eines Mädchens und einer Frau zu beurtheilen, ist die Liebe. Wohl wird der außenstehende Beobachter auch in der Liebe der Frauen gerade die feinsten Züge des Charakters erkennen, welche ein Weib von anderen unterscheidet. Ja, ein geistreicher Mann behauptete, daß jedes liebende Paar eine ganz besondere, ihm allein angehörende Art von Liebe entfalte, welcher dann später der Charakter der Kinder entspreche. Aber für die Liebenden selbst geht gerade der persönliche Charakter von Mann und Frau als Phänomen bis zu einem gewissen Grade verloren, und je mehr ein Mann nur gerade dieses eine Mädchen liebt, desto mehr ist es ihm doch Repräsentant des ganzen Geschlechtes. Darum wird eigentliche Frauenkenntniß in ihrer unterscheidenden Kraft durch die Liebe keineswegs begünstigt. Männer hingegen, welche als kluge Geister mit klugen Frauen absichtslos und freundschaftlich verkehren, gelangen viel leichter zu einer vertrauten Kenntniß von der außerordentlich feingetragten Bildung der einzelnen Frauen-Charaktere. Ihnen erhebt dann oft eine Frau bei Weitem wunderbarer in der zarten Verbindung ihrer Charakter-Eigenschaften, als der Mann. Und Dies würde wohl der Natur und ihrer feineren Weisheit entsprechen. Denn wie manche Frau ist die Mutter von Söhnen, deren Charaktere oft grundverschieden sind und doch die Herkunft gerade von diesem einen Frauenweib und seinen Eigenschaften gerade her! Es würde lässlich und weise von so manchem Manne gehandelt sein, wenn er nur mit großer Vorsicht Urtheile über die Frauenwelt abgab. Und diese Vorsicht würde ihn nicht nur der Wahrheit näher bringen, sondern ihm auch diejenige Grazie des Geistes reifen lassen, welcher seine Frauen gern vertrauen, um den stummen Beobachter dann anmuthige Blicke in das Innere der Frauenseele thun zu lassen, zu denen so mancher Don Juan, so mancher Pessimist und Frauen-Verächter niemals gelangt.

*Nachdruck verboten.*

### Aus dem Petersburger Hofleben.

Petersburg, im Februar 1888.

Das größte Ereigniß im geistlichen Leben Petersburgs ist der, gewöhnlich etwa vierzehn Tage nach Ankunft des Kaiserpaars stattfindende erste Hofball. Durch ihn wird die Reihe der Feste am Hofe und in der russischen Aristokratie eröffnet, während bis dahin sich die größere Gesellschaft im Wesentlichen auf die Häuser der auswärtigen Diplomatie beschränkt hatte. Es ist dieser Hofball eines der großartigsten Feste, welches man überhaupt sehen kann, und kaum eine andere europäische Hauptstadt hat seinesgleichen; an viertausend Personen sind dazu geladen, und an tausend Diener, in goldstrotzende Livree gekleidet, stehen zur Bedienung der Gäste zur Verfügung. Im angenehmen Gegensatz zu den folgenden Festlichkeiten fängt der erste Hofball früh an und hört früh auf; schon um neun Uhr verammelten sich die Gäste in den im elektrischen Lichte tageshell glänzenden Sälen des Winterpalais, der Ankunft des Kaiserpaars harrend. Die Mehrzahl fand sich in dem, den Berliner Weihen Saal an Größe wohl doppelt übertreffenden Nikolai-Saale ein, der einen ganz besonders glänzenden Anblick gewährt, zu dem die Eigenartigkeit und Farbenpracht der russischen Uniformen nicht zum wenigsten beitragen. Die Verschiedenheit der Militär-Uniformen ließ erkennen, daß Rußland auch eine asiatische Macht ist. Wie prächtig machen sich die Offiziere in den kaukasischen National-Trachten, sammetnen, reich mit Pelzwerk besetzten Gewändern, mit kostbar gearbeiteten, silbereingelagten, oft mit werthvollen Steinen besetzten Waffen. Ganz asiatisch sehen auch die rothen und blauen Leibgarde-Kosaken — des Kaisers und des Thronfolgers — aus, in langen, fast schlafrockähnlichen, faltenreichen Röcken, gleichfalls durch kostbare Waffen geschmückt. Unter den Offizieren asiatischer Abkunft, den Söhnen des Kaukasus, der kirghisischen Steppen, Turkestan's oder Sibiriens, erblickt man viele kennezeichnende, oft schöne Erscheinungen; den Reisten hat der Aufenthalt in der Hauptstadt einen nur losen, äußeren Schluß verliehen; sie fühlen sich in der glänzenden Versammlung sichtbar nicht an ihrem Plage. Man muß sie in ihrer Heimath sehen, oder hier, wenn sie unter sich sind; dann weiß man erst, welche wilden Gesellen man vor sich hat. Und neben Jenen erblickt man Offiziere der Chevalier-Garde und Garde zu Pferde, die in ihrer Gala-Uniform den preussischen Gardes du Corps und Garde-Musketen so gleichen, daß nur ein geübtes Auge den Unterschied erkennen kann. Unter ihnen sieht man die Söhne vornehmer russischer oder deutscher Adelsgeschlechter; selten nur, daß sich irgend ein kaukasischer Fürst oder ein vornehmer, goldbrauner, schiefhäufiger Kirghise in jene vornehmen Regimenter verirrt. Auch die russischen Garde-Musketen und Garde-Manen gleichen auffällig den preussischen Schwester-Regimen-

tern, doch macht sich hier, wie allgemein ein bemerkbarer Unterschied im Sichgeben der russischen Offiziere im Vergleich zu den preussischen geltend. Der russische Offizier läßt sich weit mehr in der Haltung gehen; er gleicht im Allgemeinen einem Civilisten, der sich Uniform angezogen; die für ein ungewöhnliches Auge vielleicht etwas steif erscheinende preussische Haltung gefällt hier nicht. Keuchert buntfarbig sehen auch die Uniformen der russischen Garde-Infanterie aus; nur ein Sachkennner vermag es wohl, sich in diesen verschiedenfarbigen Kragen, Aufschlägen und Stidereien zurecht zu finden.

Mitten zwischen dem Offizier-Corps erblickt man die reichen Uniformen des kaiserlichen Hofstaates, jene zahlreichen obersten und oberen Hof-Chargen, deren Bezeichnungen ganz denen am preussischen Hofe entsprechen. Nur sind sie hier weit zahlreicher vertreten, als dort; giebt es doch allein einhundertfiebenundfiebzig Kammerherren und zweihundertvierundfiebzig Kammerjunker. Unter den hohen Beamten erblickt man viele jener Persönlichkeiten, deren Namen man täglich in den Spalten der ausländischen Zeitungen findet. Da ist der Minister des Auswärtigen, Herr von Giers, in der silbergestickten Diplomaten-Uniform, der sich namentlich in der Nähe des auswärtigen diplomatischen Corps aufhält, dessen neu hinzugekommenen Mitglieder er demnächst dem Kaiserpaare vorstellen muß. In etwas gebückter Haltung, mit stets lebenswürdigem Lächeln auf dem Gesicht, sieht man den, hier mit Unrecht oft so feindselig angegriffenen Minister, bald dieser, bald jener Persönlichkeit in seiner geschmeidigen Art einige freundliche Worte sagen. Schaut man ihn aber näher an, so lieft man auf seinem Antlitze einen Zug tiefer Ermüdung; gewiß ließe er gern die ihm so schwere Kämpfe bringende hohe Stellung im Stich, wenn ihn nur der Czar gehen ließe. Zufriedener blickt der Finanzminister Wschtschegradski, ein kleiner, älterer Herr mit feinem, klugem Gesicht, doch finster und stolz von oben herab der vom Kaiser hochgeehrte Minister des Innern, Graf Tolstoi; er ist in lebhaftem, aber erstem Gespräch mit einigen Adels-Markschällen aus dem Innern des Reiches begriffen, die vielleicht bei dieser Gelegenheit ihre Klagen und Verbesserungs-Vorschläge anbringen.

Die Herrenwelt nimmt einen unbillig großen Raum ein, sobald die Damen, zum Nachtheile ihrer Kleidungen, sich arg zusammendrängen müssen. Es ist früher schon an dieser Stelle gesagt worden, daß sich die weibliche russische Hofgesellschaft im Allgemeinen nicht durch Jugend und Schönheit auszeichnet, eine Folge der hiesigen Hof-Ordnung, welche, gewisse Ausnahmen abgerechnet, nur den Gemahlinnen der höheren Rangklassen im Civil- und Militärstande den Zutritt bei Hofe gestattet. Ist daher unter der hoffähigen russischen Frauenwelt Schönheit nur selten vertreten, so ist es desto mehr der Reichtum der Kleidungen, die Fälle der Edelsteine. Solche Diamantenpracht als Kopf- oder Halschmuck wie hier, findet man wohl an keinem anderen Hofe der Welt. Die Kleider sind meistens in Paris oder hier durch französische Schneiderinnen verfertigt; zu russischen Stoffen und russischen Handwerkern kann man sich noch nicht entschließen, einfach aus unbegründetem Vorurtheil und weil der Hof das Beispiel giebt. Die russischen Seidenstoffe sind vorzüglich und prägen in den schönsten Farben-Zusammenstellungen; wie oft werden sie unter französischer Flagge getragen! Entschlossen man sich allerhöchsten Orts zu heimischer Waare, so würde dies sofort in der gesammten russischen Gesellschaft Nachahmer finden. In der Petersburger Hofgesellschaft spielen im Allgemeinen die Frauen in der Mitte der Dreihager, die „Lövinnen“ der Gesellschaft, die Hauptrolle, selbst im Ballsaale, wo diese Rolle eigentlich von rechts wegen den jungen Mädchen zukommt.

Gegenüber der Damenwelt sah man das diplomatische Corps versammelt, mit seinem tanzfähigen Führer, dem deutschen Vorkämpfer, Herrn von Schweinitz, an der Spitze. Die Damenwelt ist dort diesmal wenig zahlreich vertreten. Die erste Stelle nimmt, in Abwesenheit der deutschen Vorkämpferin, die in Berlin wohlbekannte Gräfin Wolkenstein, verwitwete Gräfin Schleinitz, die Gemahlin des österrösischen Vorkämpfers, ein; sie hat sich in der hiesigen Gesellschaft eine vorzügliche Stellung erworben und erfreut sich großer Beliebtheit. In der deutschen Vorkämpferin sehen wir in Frau von Wangenheim, der jugendlichen Gemahlin eines kürzlich hieher versetzten Attache's, eine neue Erscheinung. Viel Ansehen erregt durch ihre eigenartige Kleidung die Tochter des englischen Vorkämpfers, Miß Morier; ihr Kleid aus Seidengaze ist gluthroth, mit großen Schmetterlingen besetzt und paßt gut zu dem schönen, rötlichen Haar und der hohen, vollen Erscheinung des jungen Mädchens. Wäre das Verhältnis Rußlands zu England so vortrefflich, wie das Fräulein Morier's zu der jungen Petersburger Herrenwelt, so wäre es um diesen Theil der russischen Politik gut bestellt. Eine hübsche, echt südliche Erscheinung ist die Gemahlin des brasilianischen Gesandten de Macedo. Die französische Vorkämpferin glänzt, was ihre männlichen wie weiblichen Mitglieder anbetrifft, weder durch Eleganz, noch durch Schönheit.

Aller Augen sind nach den durch zwei phantastisch gekleidete Hühner bewachten, nach den inneren kaiserlichen Gemächern führenden Flügelthüren gerichtet. Vor ihnen steht der Cerimonienmeister, Fürst Dolgoruki, um im entscheidenden Augenblick, beim Eintritt der Reichthümer, der Rußst das Zeichen zum Beginn des Festmahl's zu geben. Die an hundert Köpfe zählende Hofpaville ist in geschmackvoller Tracht russisch-nationalen Schnittes gekleidet: rothe, goldgestickte, blusenähnliche Röcke, breite Pluderhosen und hohe Kniestiefel. Der Kapellmeister, den erhobenen Tacitod in der Hand, hat sein Auge unverwandt auf den Cerimonienmeister gerichtet. Endlich, Punkt halb zehn Uhr, öffnen sich die Flügelthüren, und unter den Klängen der Rußst nach sich der kaiserliche Zug unter Vorantritt des Fürsten Dolgoruki und der Staatsdame Gräfin Adlerberg. Das Kaiserpaar bleibt beim Eintritt in den Saal einen Augenblick stehen und begrüßt erst das diplomatische Corps, dann die übrige Gesellschaft; der Czar durch eine Verbengung, die Kaiserin durch ein freundliches Kopfnicken. Im nämlichen Augenblick sieht man im Saale nur sich tief verbengende Rücken — an viertausend. Dann beginnt der mehrmalige Umzug durch die versammelte Gesellschaft. Der Czar trug den, hellrothen, faltenreichen Rod seiner Leibgarde-Kosaken mit hohen Kniestiefeln und weiten, dunkelblauen Pluderhosen. Wie gewöhnlich, blickt er fast träumerisch erst vor sich hin; die großen blauen Augen schweifen über die versammelte Menge, jedoch in einer Art, daß man annehmen könnte, seine Gedanken seien ganz wo anders. Wie einer alten, unumtöhllichen Gewohnheit folgend, verbengt er sich nach rechts und links, ohne jedoch irgend einen Einzelnen durch seinen Gruß auszuzeichnen oder besonders anzusehen. Die Kaiserin ist in Weiß gekleidet, mit gelben Theerosen geschmückt und trägt auf Kopf, Hals und Brust den großen Kron-





F. Starbina  
Zeit. Nov. 1886

Küchenhof eines bretonischen Hotels. Von Franz Starbina. — Siehe Seite 38.



schmud, dessen Brillanten etwa die Größe von Haselnüssen haben; gewiß trug sie an drei Millionen Rubel an sich. Wie immer, grüßt sie nach rechts und links in ihrer überaus freundlichen, fast schüchternen Art und mit jenem, manchen hochgestellten Persönlichkeiten eigenen Augenanschlag, durch welchen jeder der Nächststehenden sich besonders begünstigt glaubt. Ihr folgt der Großfürst-Thronfolger, der sich in der letzten Zeit fortpäplich sehr zum Vortheil entwickelt hat, in der Uniform seiner blauen Leibgarde-Kolaken, seine schöne Tante, die Großfürstin Wladimir, — geborene Herzogin Marie von Mecklenburg, — führend. Sie ist in lachsrother, zobelbesetzter Kleidung, gleichfalls mit reichem Edelstein-Schmud geziert. Der zweite Sohn des Kaisers, Großfürst Georg Alexandrowitsch, führt die schöne, fast mädchenhaft blickende Großfürstin Scherzoi, eine geborene Prinzessin Elisabeth von Hessen. Ihm folgen in langer Reihe die übrigen Großfürsten und Großfürstinnen, die Herzöge von Oldenburg, Mecklenburg und Leuchtenberg. Beim zweiten Umzug fährt der Großfürst-Thronfolger die Kaiserin, der Kaiser die Gräfin Wollenstein. Beim dritten Umzug schritt die Kaiserin am Arme des deutschen Botschafters, der Kaiser fährt Lady Morier, die Gemahlin des englischen Botschafters; bei den beiden letzten Umzügen promenierte auch die anderen Großfürsten und Großfürstinnen mit den Gemahlinnen der Botschafter oder deren Gatten. Nach den Rundgängen begannen die Tänze. Bei dem ersten großen Hofball beteiligten sich die Kaiserin und die Großfürstinnen nicht an den Rundtänzen, sondern nur an den Quadrillen oder der Mazurka. Die Kaiserin tanzte die erste Quadrille mit dem österreichischen Botschafter, die zweite mit dem dänischen Gesandten, General von Njör, welcher der hohen Frau von Kopenhagen her gut bekannt ist. Die Kaiserin ist außerordentlich grazios in ihren Bewegungen beim Tanzen; namentlich kommt dies bei der Mazurka zur Geltung, die sie mit dem Kommandeur des Regiments der Garde zu Pferde, General Baron Frederiks, tanzte. In der Pause zog sie sich für einige Zeit nach dem Nebenaal zurück, um dort die Vorstellung einiger Herren und Damen entgegen zu nehmen. Bei dieser Gelegenheit schreitet ihr der Ceremonien-Meister, Fürst Dolgoruki, zur Seite, nennt die Namen der Betreffenden und wohl auch hier und da ein Stichwort, an welches sich einige Fragen, wie sie in solchen Fällen üblich, anknüpfen lassen. Die Kaiserin besitzt hierzu eine große Gewandtheit und spricht, außer ihrer dänischen Muttersprache, mit gleicher Fertigkeit deutsch, französisch, englisch und, irre ich nicht, italienisch; natürlich spricht sie auch das Russische, vermeidet es jedoch, wo sie dies kann, da sie sich in der schweren Sprache ihres Landes noch nicht ganz sicher fühlt.

Wer nicht mittanzte oder nicht den Tänzen zusehen wollte, erwiderte sich an den zahlreichen Büffets, an denen Champagner, Thee, alle möglichen anderen Getränke, wie Süßigkeiten aller Art verabfolgt wurden. Andere zogen sich zu den Spieltischen zurück, an denen man namentlich viel ältere Herren und Damen erblickte. Die Tänze dauerten nur kurze Zeit, und bereits gegen Mitternacht ging es zum Abendessen. Dasselbe wurde für die Zahl der Gäste, wie gesagt, etwa vierhundert, und die Gerichte, etwa vier bis fünf, in der unglaublich kurzen Zeit von einer halben Stunde gereicht. Die Kaiserin saß zwischen den beiden ältesten Botschaftern, General-Adjutant von Schweinitz und Marschall Schakir Pascha; der ganze Platz vor ihr war in ein prächtiges Blumenbeet aus frischen Theerosen, Hyazinthen, Tulpen und anderen Blumen umgewandelt. Der Kaiser nahm selbst an dem Abendessen nicht theil, sondern ging während desselben, begleitet vom Minister des Hauses, Graf Woronzow-Dashlow, und den Hofmarschällen, Fürsten Trubetzkoi und Obolenski, durch die Säle, um sich persönlich von der Ordnung zu überzeugen. Nach dem Abendessen fand noch ein Rundtanz statt, worauf das Kaiserpaar durch eine Verbeugung die Gäste verabschiedete. Vom heutigen Tage an reißt sich am Hofe und in der ersten Gesellschaft Zeit an Fest, — eine Zeit, die für alle Diejenigen, welche sich der hochgehenden Fluth der Geselligkeit nicht entziehen können, ebenso anstrengend wie kostspielig ist.

die Sprache, sondern auch Vieles von der Tracht der Vorfahren noch erhalten; der Väter Sitte wird noch heute geübt, und mancher Gebrauch aus dem alten heidnischen Druident-Cultus lebt als historisch gebelagtes Recht fort, gegen welches das Christenthum vergebens angekämpft hat. An der Küste zerrissen und den rauhen Stürmen des Nordens ausgefetzt, ist das innere Land reich an Wald, an üppigen Wiesen, und das bretonische Vieh genießt in Frankreich ungefähr denselben vortheilhaften Rufes wie in Deutschland das holsteinische. Daß die bretonische Küche nicht zu verachten ist, zeigt das Bild Starbina's. Man wirtschaftet da augenscheinlich noch aus dem Vollen heraus, wie man es in den großen Städten längst verlernt hat, oder vielmehr längst nicht mehr vermag. Die anmuthige junge Hausdokterin und die alte Magd sind so charakteristische Figuren, wie eben nur Starbina sie zu schaffen vermag. Es ist dem Künstler niemals nur darum zu thun, ein schönes Bild zu geben, sondern er malt jedes Mal ein ganzes Stück Culturgeschichte hinein. In der Gruppirung und Anordnung des Ganzen zeigt er stets das feinste künstlerische Stillsgefühl, in seiner Technik die sonderbarste Beherrschung aller Mittel, aber in der Hauptfache ist es ihm immer um das Charakteristische, um die Wahrheit und die getreue Wiedergabe des Geschehenen zu thun.



Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche gesetzlich geschützt sind.

Kelch und Pokal. — Die Kirche hat keine anderen Künste und Künstler zur Verfügung als die Weltlichkeit; sie muß sich der gleichen Technik in Metall, in Gewebe, Holz u. s. w., bedienen und die gleichen Handwerker oder Kunst-Handwerker beschäftigen. Auch ihre Geräte und Gefäße können, da sie, dem gleichen Gebrauche dienen, um der Zweckmäßigkeit willen von den allgemeinen Grundgestalten nicht abweichen; die Gefäße für Flüssigkeiten müssen rund sein, die Kästen und Schränke edig, das Sitzgeräth zum Sitzen geeignet. Und doch reden wir von einer kirchlichen Kunst und haben ein gewisses Recht dazu. In der Ausbildung der Form ist die Kirche ihre eigenen Wege gegangen, und wenn sie auch der Veränderung der Kunst-Stile nicht ausweichen konnte, vielmehr zum Theil darin die Führung gehabt hat, so hat sie doch, unbekümmert um die Wandlungen in der Weltlichkeit, die Gegenstände ihres heiligen Dienstes stets eigenartig ausgebildet. Ein lehrreiches Beispiel dafür bietet der Kelch, wenn wir ihn mit seinem weltlichen Genossen, dem Pokal, vergleichen. Beide haben als Trinkgefäße dieselbe praktische Bestimmung, beide sind der Form nach desselben Ursprunges, sind aus demselben Material gebildet und bestehen im Wesentlichen aus denselben Theilen, nämlich aus dem Bauch oder dem eigentlichen Kelch, von der Kirche cuppa genannt, woraus das deutsche Mittelalter „Kopf“ bildete, aus dem Knauf (nodus) und aus dem Fuß. Diese drei Theile sind noch heute am Kelche wie am Pokale erkennbar, gleicherweise wie sie anderthalb Jahrtausende früher die Bestandtheile gebildet haben. Und doch, welche verschiedenen Wege haben beide Gefäße eingeschlagen, und wie stehen sie sich heute verschiedenen Charakters gegenüber!

Wir haben gesagt, beide sind desselben Ursprunges, beide entstammen derselben Grundform. Diese ist, soviel wir sehen können, nicht classisch antik, sie läßt sich nicht auf griechische Trinkgefäß-Formen zurückführen, wie wir sie in den Terracotten zahlreich und mannigfach vorfinden, ebensovienig hat sie Aehnlichkeit mit den römischen Silberbechern, welche der Fund von Hildesheim oder der von Vornay in Frankreich und andere wieder an das Licht gebracht haben. Vielmehr finden wir diese Grundform, die halbkugelige Cuppa, den runden Nodus, den concav ausgehöhlten Fuß, ohne weitere Zwischenglieder im Norden zu Hause. Es ist die Form, deren Grundgestalt im sogenannten Römerglas enthalten ist, einer Becherform, von der man nicht weiß, wie sie zu dieser Bezeichnung gekommen ist. Einen goldenen Becher dieser Form hat man im Grabe des merovingischen Königs Childerich († 481) bei Tournay gefunden, mit seinem Schwerte und seinen Schmuckstücken; er kann also nur als Pokal, als weltliches Trinkgefäß gedeutet haben. Dieselbe Gestalt, auch nur allein aus den drei Theilen, ohne Zwischenglieder bestehend, zeigt aber auch der älteste vorhandene Kelch von ebenso unzweifelhafter kirchlicher Bestimmung. Dies ist der berühmte Thassiofeldsch im oberösterreichischen Stift Kremsmünster, den, wie durch die Inschrift bezeugt wird, der Herzog Thassilo von Bayern jenem von ihm gegründeten Kloster etwa um das Jahr 770 zum Geschenke gemacht hat. Die in Niello auf Silbergrund ausgeführten religiösen Darstellungen lassen über die Bestimmung auch nicht den leisesten Zweifel aufkommen. Dieses Gefäß ist in seinem Hauptmaterial von Kupfer, aber mit Gold und Silber belegt. Noch ein älteres Gefäß von Bronze, vielleicht noch aus vorchristlicher Zeit, das aus den Gräbern von Hallstatt stammt, enthält gegenwärtig das Münz- und Antiken-Cabinet in Wien. Wir schließen hieraus (anderer Beispiele der Kürze halber nicht zu gedenken), daß die gemeinsame Grundform des Kelches wie des Pokales nordischen Ursprunges ist, d. h. nordalpinischen, nicht römischen oder griechischen.

Elliche Jahrhunderte nun scheinen beide Gefäße, Kelch wie Pokal, ziemlich un verändert neben einander herzugehen und den gemeinsamen Ursprung nicht zu verleugnen. Für den weltlichen Pokal sind wir freilich nur auf die Miniaturbilder der Manuskripte angewiesen, die aber nicht selten Tafelscenen darstellen. Der Becher hat immer die alte Form: ungefähr halbkugeliges Obergefäß, runder, etwas plattgedrückter Knauf, und ein breiter, concav verlaufender Fuß. Ebenso ist es mit dem Kelch, von dem die Kirche aus der romanischen Epoche schon mehrfach Original-Beispiele bewahrt hat. Es sei von diesen nur der berühmte Speisekelch von Wilten bei Innsbruck erwähnt, ein Kelch von etwas größeren Dimensionen und dabei etwas abgeflachten Formen, ringsum mit figurenreichen Darstellungen in Niello geschmückt. Es ist eine der schönsten und kunstvollsten Arbeiten des zwölften Jahrhunderts. Seine größeren Dimensionen sind dadurch veranlaßt, daß er die Bestimmung eines Laienkelches hatte; die Größe aber war wiederum die Ursache, daß er, abweichend von allen sonstigen Kelchen, mit Henkeln versehen ist. Seitdem der Laienkelch außer Gebrauch gekommen, d. h. seitdem das Abendmahl nicht mehr in beiderlei Gestalt gereicht werden durfte, kennt der Kelch keine Henkel mehr. Auch im Protestantismus erhielt er sie nicht wieder.

Kelch und Pokal gehen also ziemlich gleichförmig bis zur

Epoche des gothischen Stils. Mit diesem Stil scheidet sich die geistliche und die weltliche Form auf das Allerbestimmteste. Im Allgemeinen gesagt: der Kelch wird steifer, geradliniger, architektonischer, der Pokal wird freier, bewegter in seiner Bildung. Aber diese neuen Bildungen, die alten Bestandtheile bewahrend, nehmen viel bestimmtere Formen an. Betrachten wir zunächst den Kelch. Die halbkugelige Cuppa verwandelt sich in die zugespitzte Eiform, ja zuweilen wird ihr Contour fast geradlinig. Den Zwischenraum zwischen Fuß und Cuppa füllte bisher allein der Nodus aus; jetzt schiebt sich oberhalb und unterhalb des Knaufes ein Ständer dazwischen, womit die ganze Gestalt des Kelches erhöht wird, und zwar nach gothischer Art ein kantiger Ständer. Auch der Nodus selber verändert sich; aus seiner gedrückten Kugelgestalt verwandelt er sich in eine Figur wie aus zwei vierkantigen, sich durchkreuzenden Stäben, deren Endflächen häufig emailirt und mit sinnvollen Buchstaben verziert werden. Nicht minder gehen mit dem Fuß Veränderungen vor sich. Aus der runden Kreisgestalt wird der hogenante Sechspuß, das ist eine aus sechs gleichen Bogen zusammengesetzte Figur; die Bogen sind zuerst concav, kommen später aber auch concav vor. Auf den Flächen, die von diesen Bogen zum Ständer aufwärts steigen, findet sich oft emailirtes Ornament ein. So die Grundform des gothischen Kelches. Wie aber die Entwicklung des gothischen Stiles fortschreitet, begnügt sich die Goldschmiede-Kunst nicht mehr mit dieser noch ziemlich einfachen Gestaltung. Sie umlegt die Cuppa in ihrer unteren Hälfte (die obere mußte vorchristlichmäßig glatt und unverziert bleiben) mit einem reichen Kranze von erhabenem Ornament, und umgiebt den Nodus so mit architektonischem Hierat, mit Spitzbögen, Nischen, Maßwerk, daß er fast dem Modell einer kleinen Kapelle gleicht, — ein reicher, aber zugleich äußerst unpractischer Schmud; denn nun drückt sich der Nodus, der zum festeren Halten erfunden worden, stattdessen schmerzhaft in die Hand. Auch der Fuß erhält Relief-Ornament, doch in bescheidenerem Maße, und erhöht sich unten um einen durchbrochenen Kranz. Trotz aller dieser Veränderungen und Zusätze hat aber der Kelch seine beherrschende Grundform behalten.

Weit mehr hat sich indess der Pokal von der gemeinsamen Urform entfernt, und insbesondere auch mannigfache Gestaltungen erhalten. Durch die Goldschmiede-Kunst der gothischen Stil-Epoche ist er nicht selten ein wahres Kunstwerk geworden. Er ist wesentlich größer in den Dimensionen geworden; der Knauf ist häufig verschwunden und ein schlanker Ständer, der sich mit dem Fuß in geschwungener Linie verbindet, an die Stelle getreten. Eine eigenthümliche Veränderung, welche durchaus weltlicher Art ist, hat die Cuppa erlitten. Statt ei- oder glodenförmig in glatter Weise sich zu runden, zeigt sie von außen her sich schräg herumschwingende Knorren oder Buckel, welche von innen her aus dem Metall herausgetrieben sind. Diese Buckel beleben nicht nur die Außenseite, sie machen auch im Innern, zumal bei Vergoldung, ein reiches Spiel von Lichtern und Reflexen, welche durch den Inhalt des Gefäßes, durch den Wein, hindurchleuchten und gewiß geeignet sind, die Lust des Trinkers zu erhöhen. Zu weiterem Schmud umlegt sich dieser gothische Pokal mit Kränzen von gothischem Laub, aber wie unten, wird auch mit Email verziert und erhält zumeist einen ähnlich verzierten, reich geschnittenen Deckel, der auch wohl selber als Trinkgefäß zu dienen hat. Das sind die Doppelpokale, deren sich einige noch aus dem fünfzehnten Jahrhundert erhalten haben.

Bei dieser Gestaltung des gothischen Pokales ist das Profil, eine Abwägung der Glieder nach ihren Verhältnissen, von wenig Bedeutung; das Weisse trägt den Sieg über Schönheit und Reichthum der Contouren und der Gliederung davon. Dieses neue Princip brachte dem Pokal die Renaissance mit ihrem feineren Gefühl für solche künstlerische Gestaltung. Der Pokal der Goldschmiede-Kunst im sechzehnten Jahrhundert ist ein überaus fein und reich geschnittenes Gefäß, dessen Ausladungen wie zurückweichende Linien, dessen Wulste, Keifen und Flächen, dessen Längenverhältnisse zwischen Bauch, Ständer und Fuß in der Regel fein und wohl abgemessen sind. Pokale, wie sie Holbein, Jamnitzer, Virgil Solis und viele Andere gezeichnet haben, sind wahre Kunstwerke in Bezug auf den Reichthum und den Wechsel der Glieder und die Schönheit der Verhältnisse. Der Knauf ist gemeinlich geblieben, oder er ist durch eine Figur ersetzt, welche das Gefäß gleichsam zu tragen scheint. Das Ornament ist entweder gravirt oder getrieben, doch dieses letztere so, daß es die Gliederung nicht durch zu große Ausladung stört. Die Buckel sind bei einem Theile der Renaissance-Pokale noch bewahrt, doch nicht mehr schräg laufend, und gehen dann später in jene bekannte Form über, welche den Piniensapfen nachahmt, — nicht die schönste und edelste Gestalt der Pokale dieser Epoche. An dem, was die Renaissance in dieser Weise geschaffen, hat die nachfolgende Zeit, die Epoche der Barock-Kunst, nichts zu bessern vermocht; das Ideal des weltlichen Pokales ist gewissermaßen gefunden. Die Barockzeit machte wohl diese Trinkgefäße gewaltiger, verah sie mit weiter ausladendem Ornament, schweifte auch wohl die Contouren, kam aber selten der Renaissance an Schönheit und Feinheit gleich, mußte auch im Wesentlichen an dem festhalten, was ihr Vorgänger geschaffen hatte. Und Besseres hat auch das achtzehnte Jahrhundert nicht hervorgebracht, viel Schlechteres aber das neunzehnte Jahrhundert, dem das Gefühl für Gliederung, Contour, Verhältniß verloren ging.

Was war mittlerweile aus dem Kelch geworden? Es ist charakteristisch, daß das sechzehnte Jahrhundert, trotz seiner religiösen Bewegungen das Zeitalter einer weltlichen Kunst, dem Kelch weitaus nicht das gleiche Interesse, die gleiche Liebe und Arbeit zuwendete, wie dem weltlichen Trinkgefäß. Der erste Schritt der Veränderung war ein negativer. Das kranke, stahllichte Ornament der Gothik wurde abgelegt, der Kelch wurde wieder glatt in Cuppa, Nodus und Fuß, die beiden letzteren sammt dem Ständer auch wieder gerundet. Und so durchweg einfach ist die Mehrzahl der erhaltenen Kelche des sechzehnten Jahrhunderts. Die Formen sind aber hoch und schlank. Eine Keuerung tritt ein, indem die Mündung der Cuppa sich nach außen schweift, der Contour also die S-Gestalt erhält. Der Protestantismus, der den Laien den Kelch zurückgab, wußte nichts weiter daran zu ändern, als daß er die Cuppa höher machte und damit allerdings die alten Verhältnisse änderte. Erst das siebzehnte Jahrhundert, die Blüthezeit des äußeren Prunkes in der Kirche, widmete dem Kelch wieder erhöhte Kunstarbeit, umgab ihn mit getriebenen figurlichen Darstellungen und bedeckte ihn nicht selten überaus reich mit Edelsteinen sowie mit gemalten Emailplatten. Dazu ist noch Eines in Bezug auf die Gestalt bemerkenswerth. Während die Cuppa, die ja nur dem Priester diente, verhältnismäßig klein bleibt, wachsen Ständer und Fuß außer allem Verhältniß; sie müssen eben der Prachtliche Raum zur Entfaltung geben. Der Kelch be-



Nachdruck und im Einzelnen verboten.

Die drei jüngsten Töchter des deutschen Kronprinzen. Siehe das Bild, Seite 33. — Das glückliche Familienleben des deutschen Kronprinzen ist bekannt; seine Ehe, aus beiderseitiger Reizung geschlossen, ist das Muster einer deutschen Ehe geworden. Auch jetzt, während der Leidensstage des hohen Herrn, weiß seine Gemahlin als treueste, opfermüthigste und ausdauerndste Pflegerin an seiner Seite, und die drei anmuthigen jüngsten Töchter des erlauchten Paares zaubern Sonnenschein in die Villa Jirio in San Remo, wenn der italienische Himmel einmal seine Verpflichtung vergißt, immer lachend und immer blau zu sein. Alle drei Prinzessinnen haben die Talente und künstlerischen Reizungen ihrer Mutter geerbt, die in sorgfältigster Erziehung entwickelt und gepflegt worden sind. Prinzessin Victoria, am 12. April 1866 geboren, war auf den Hoffesten der letzten Jahre die anmuthigste Erscheinung, welche durch ihre ungelinkelte Einfachheit und Liebendwürdigkeit Aller Herzen gewann. Die Prinzessinnen Sophie, am 14. Juni 1870, und Margarethe, am 22. April 1872 geboren, sind vor einem Jahre gemeinschaftlich confirmirt worden und haben bisher noch nicht an den großen Hoffesten theilgenommen. Trotzdem sind alle drei Prinzessinnen den Berlinern bekannte Erscheinungen. Sie wurden vielfach auf Promenaden im Thiergarten an der Seite der Frau Kronprinzessin gesehen und waren regelmäßige Gäste auf der Gesandten des neuen See's, die sichersten und graciösesten Schlittschuhläuferinnen, deren jugendliche Frische ein wahrhaft herzerquickendes Bild bot. Möchte der kommende Frühling den Schatten verschenden, welcher den Kronprinzen und seine Familie während dieses Winters fern von der Heimath hält, und ihn und die erlauchten Frauen, welche das Glück seines Heims sind, gesund zu uns zurückführen! —

Küchenhof eines bretonischen Hotels. Von Franz Starbina. Siehe das Bild, Seite 37. — Franz Starbina hat einen großen Theil seiner Studienzeit in Frankreich verbracht, und immer wieder kehrt er gern dorthin zurück, sich neue Anregungen zu holen. Einer Studienreise des Künstlers nach der Bretagne verbannt auch unser Bild seine Entstehung. Es ist begreiflich, daß ein eigenartiges Land, wie die Bretagne, gerade ein so scharf beobachtendes Künstlerauge, wie dasjenige Starbina's, ganz besonders anziehen muß. In der fast unermüht feltischen Bevölkerung hat sich nicht nur



kommt damit, obwohl er dem Vokal fern bleibt, doch einen gewissen Charakter der Weichheit, der noch erhöht wird, als das Kococo seine Linien und Glieder unregelmäßig zu schweifen beginnt. Das neunzehnte Jahrhundert hat dem Kococh zwar diese Willkür und Pracht wieder genommen, hat aber nicht vermocht, ihm dafür Schönheit und Würde und Ernst zurückzugeben. Heute, bei dem Wiederaufleben der Kunst-Industrie, kehrt man nun bei dem Kococh wie bei dem Vokal wieder zur künstlerischen Gestaltung zurück; es ist aber charakteristisch und in gewissem Sinne auch ganz richtig, daß man bei dem Kococh mittelalterliche Vorbilder zum Muster nimmt, bei dem Vokal diejenigen der Renaissance, denn in der That, sind jene ebensovortwiegend kirchlich, wie diese vorwiegend weltlich.

Jakob von Falke.

# Aus der Frauenwelt

**Berlin.** — Die kirchliche Trauung des Fräulein von Puttkamer, der Tochter des preussischen Minister-Vize-Präsidenten, mit dem Lieutenant und Regiments-Adjutanten im Garde-Husaren-Regiment, Herrn von Ghelius, ist kürzlich in der für diese Gelegenheit prachtvoll geschmückten Domkirche vollzogen worden. Die Braut traf in Begleitung ihrer Mutter in dem Gottes-hause ein und wurde am Portale desselben von ihrem Vater empfangen. Kurz vor Beginn der Feier erschien Prinz Wilhelm, um der Braut ein aus Rosen, Maiblumen und Nieseler besterhendes Bouquet zu überreichen. Von der Hofloge aus wohnten die Prinzessin Wilhelm, die Prinzessin Alexandrine und die Erbprinzessin von Meuß der Trauung bei.

Daß weibliche Schönheit ganz und gar Geschmacks-sache und der Geschmack sehr verschieden ist, erhellt aus nachstehenden Thatsachen. In Europa findet man die weißen Zähne schön, in Japan die gelben, in Indien die rothen; bei uns trachten die Frauen, wie Milch und Blut zu erscheinen, in Grönland streichen sie sich blau und grün, in Rußland lakweiß an. In Persien gilt die gebogene, in Haiti die eingedrückte Nase als schön, während man in Rußland die genial aufgestülpte und in Indien die Abternase bewundert. In England liebt man die hohen, schlan-ken, in Frankreich die kleinen, zierlichen, in der Türkei die mit Embonpoint gesegneten Gestalten. In civilisirten Europa gelten die braunen, schwarzen, blonden Haare, auf den Mariannen-In-seln die weißen, in der Türkei die rothen, in Scandinavien die aschgrauen als schön. Nun wage noch Jemand, von einem allgemein gültigen, internationalen Normal-Schönheitsbegriff zu sprechen!

**München.** — Der Prinz-Regent von Baiern hat der Frau Sophie Kaulbach, Gattin des Malers Kaulbach, für eine unter persönlicher Gefahr ausgeführte Lebensrettung als besondere An-erkennung die goldene Medaille des Verdienstordens der bayerischen Krone verliehen. Frau Kaulbach hat im vergangenen Herbst einen jungen Mann, der beim Baden im Schliersee am Ertrinken war, dadurch gerettet, daß sie in den See sprang und den schon im Untergehen begriffenen mit eigener Lebensgefahr an's Ufer brachte.

**San Remo.** — Die Kronprinzessin Victoria wird auf einer Ausstellung, welche in San Remo unter dem Protectorate der hohen Frau zum ersten eines Heims für kranke Frauen veranstaltet werden soll, als Malerin vertreten sein, und zwar mit mehreren Aquarellen, die für den wohlthätigen Zweck der Ausstellung veräußert werden sollen.

**London.** — Die Königin Victoria hat jüngst aus Versehen Perlen verbrannt, die einen Werth von 10,000 Mark hatten. Die hohe Frau hatte in einem Juwelierladen drei wundervolle, große Perlen gekauft und dieselben, in ein Stück Seidenpapier ein-gewickelt, auf ihren Schreibtisch gelegt. Einige Stunden später setzte sich die Monarchin an den Tisch, um einige Schriftstücke zu erledigen. Nach der Arbeit reinigte die Königin die Feder ir-rthümlich mit dem auf dem Schreibtische liegenden Knöllchen Sei-denpapier und warf das beschmutzte Papier sodann in das flackende Feuer des Ofens. Erst am Abend erinnerte sie sich ihres Ir-rthums; man durchstöberte die Asche, allein die Perlen waren ver-brannt. Die Königin ließ beim Juwelier nachfragen, ob dies möglich sei, und dieser theilte ihr mit, daß, um Perlen zu ver-brennen, eine gewöhnliche Flamme genüge. Königin Victoria war ob ihrer Unachtsamkeit recht aufgebracht und meinte, selbst die Königin von England sei nicht in den Verhältnissen, um mit Perlen heizen zu können.

# Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Berlin.** — Großer Vorliebe erfreuen sich neuerdings weiße oder farbige Planelle-Schürzen. Auch gilt es für die junge Frau oder die Tochter des Hauses als äußerst chic, beim Serviren des Thees ein dem Gedeck der Tafel angepaßtes Schürzchen zu tragen, das sowohl in dem beliebtesten Zwiebelmuster, als auch im japanischen oder Kococo-Geschmack sich stets als leidlich erweist.

Zur Verzierung von Wäsche, Kinderkleidern und Schürzen sind die farbigen Stickereien mehr als je an der Tagesordnung. Sehr beliebt ist crème Batist als Grund, auf dem man das Muster mit hellblauer, mattroter oder verschiedenfarbiger Baum-wolle in Plattstich- oder Madeira-Stickerei arbeitet. Auch dunkelblauer und hochrother Schweizer-Kattun wird vielfach zusammen ange-wendet, sodas eine Farbe den Grund, die andere das mit absteichendem Garn ausgeführte Muster bildet.

Neuerdings wird die glatte, lange Schleppe in der Mitte in eine tiefe, doppelte Falte geordnet, die mit Stickerei garnirt oder aus absteichendem Stoff sein darf.

**Paris.** — Eine hübsche Art der namentlich in diesem Winter beliebten Toques fertigt man für die Straße aus dunklem Musselin, für Concert und Theater aus Tüll von heller Farbe. Der mehrere Meter lang ge-nommene Stoff wird über eine Streif-linien-Form, die vorn höher als hinten ist, in Falten geordnet, wie erstlich eingeschlungen und später unter dem Kinn zu einer großen Schleife gebunden. Band- oder Blumen-Garnitur.



Im Theater und Concert, bei keinen Familien-Diners oder Abend-Gesellschaften ohne Tanz trägt man die Kleider nicht aus-geschnitten, nur die schwarzen oder dunklen werden ein wenig am Hals geöffnet, doch ziehen Damen von feinem Geschmack meist helle Toi-letten vor. Chinesischer Krepp in allen Farben, weiß, rosa und blau, ist jetzt der hierzu gebräuchlichste Stoff, den eine feine Stickerei aus matten Silber belebt. Will man keine so große Ausgabe machen, so wählt man anstatt des chinesischen gewöhnlichen Wollkrepp oder selbst der wohlfeilsten Woll-Musselin und er-setzt die Silberstickerei durch irgend einen zierlichen Phantasia-Besatz. Jedenfalls ist es von gutem Ge-schmack, diesen Gesellschaften durch helle Toiletten, die sich von dem Schwarz der Herren-Anzüge ange-nehm abheben, einen freundlichen Anstrich zu verleihen.



Unter den Toi-letten großen Stils erhebt neben der Schlepp-Robe aus Sammet das Gala-Kostüm aus der Zeit Ludwig's XIV., doch gehört eine hervorragende Persönlichkeit dazu, um dasselbe zur Gei-tung zu bringen. In der Großen Oper trug dieses Kostüm kürzlich eine Fürstin mit bewunderungs-würdigem Aufwand. Die Vorderbahn des Rockes, sowie Weste und Ärmel bestan-den aus altrosa Seide und waren mit perlengestickten Silber-borten besetzt, wäh-rend das Kleid aus schwerem Sammet große Blumen auf weißem Grunde und Auf-schläge aus Spitzen mit Gold- und Per-lenstickerei zeigte. Auf der Taille liefen diese Spitzen-Auf-schläge unter einer altrosa Seide-Schlei-fe zusammen. Dazu trug sie ein altrosa Straußfedern mit einem Stiel von Gold und Edelsteinen.

Keinmal spa-ren die Damen weni-ger, als bei Anschaf-fung eines Theater-Mantels. Derselbe ist gewöhnlich kostbarer, als die in den Logen zur Schau getragenen Toiletten und findet nach der Vorstellung, wäh-rend man in den Vorhallen auf die Equipagen wartet, die ihm gebührende Bewunderung. Hier kommen auch die hübschen Haarfrisuren zur rechten Geltung, denn es ist Sitte, den Capuchon erst beim Ein-steigen in den Wagen aufzu-schlagen. In diesem Winter fertigt man die Theater-Män-tel meist aus Sammet in mat-tem Braun, Grün oder Grau, und besetzt sie mit Hermelin oder weißen Federn, wenn die Farbe dunkel ist; bei heller Farbe, welche vorzuziehen ist, bildet dunkles Pelzwerk, wie Marder, Nörz oder blauer Fuchs den Besatz. Das neueste Modell zeigt einen boartigen Hobel-Besatz zu nachbraunem Sammet und Futter aus cremefarbener Seide, mit wel-cher auch die aus Spitzen, Passanterie und Stahl ge-gebildeten Kermel- und Sei-ten-Besätze unterlegt sind. An Stelle der genannten Verzierung wird oft feine Goldstickerei verwendet. Neben diesen reichen Umhängen sieht man große Kad-mäntel aus plissirter Seide mit Capuchon und durch Resten aus Perl-Passanterie ver-zierten Schleifen.

Unter den modischen Stoffen gehören die starkfädigen Wollgewebe mit farbig ge-mauerten Sammetstreifen ohne Frage zu den schönsten, und man stellt aus ihnen Kostüme von wahrhaft künstlerischem Gepräge her. Je einfacher die Raubart, desto besser, denn die zarten Details der Streifen und die unendliche Weichheit ihrer Far-bentöne sind an sich die schönste, jede andere ersehende Garnitur. Man ver-arbeitet diese Stoffe mit glatter, heller oder dunkler, zu einer der Rauten pas-senden Wolle. Die runde Taille, um welche die hinten sehr schlicht geraffte Draperie geordnet ist, besteht wie die Ärmel aus beiden Stoffarten und schließt auf's Glücklichste mit einer in den Hauptfarben des Kostüms gestickten Halskrause ab.



Unter den Toi-letten großen Stils erhebt neben der Schlepp-Robe aus Sammet das Gala-Kostüm aus der Zeit Ludwig's XIV., doch gehört eine hervorragende Persönlichkeit dazu, um dasselbe zur Gei-tung zu bringen. In der Großen Oper trug dieses Kostüm kürzlich eine Fürstin mit bewunderungs-würdigem Aufwand. Die Vorderbahn des Rockes, sowie Weste und Ärmel bestan-den aus altrosa Seide und waren mit perlengestickten Silber-borten besetzt, wäh-rend das Kleid aus schwerem Sammet große Blumen auf weißem Grunde und Auf-schläge aus Spitzen mit Gold- und Per-lenstickerei zeigte. Auf der Taille liefen diese Spitzen-Auf-schläge unter einer altrosa Seide-Schlei-fe zusammen. Dazu trug sie ein altrosa Straußfedern mit einem Stiel von Gold und Edelsteinen.



Keinmal spa-ren die Damen weni-ger, als bei Anschaf-fung eines Theater-Mantels. Derselbe ist gewöhnlich kostbarer, als die in den Logen zur Schau getragenen Toiletten und findet nach der Vorstellung, wäh-rend man in den Vorhallen auf die Equipagen wartet, die ihm gebührende Bewunderung. Hier kommen auch die hübschen Haarfrisuren zur rechten Geltung, denn es ist Sitte, den Capuchon erst beim Ein-steigen in den Wagen aufzu-schlagen. In diesem Winter fertigt man die Theater-Män-tel meist aus Sammet in mat-tem Braun, Grün oder Grau, und besetzt sie mit Hermelin oder weißen Federn, wenn die Farbe dunkel ist; bei heller Farbe, welche vorzuziehen ist, bildet dunkles Pelzwerk, wie Marder, Nörz oder blauer Fuchs den Besatz. Das neueste Modell zeigt einen boartigen Hobel-Besatz zu nachbraunem Sammet und Futter aus cremefarbener Seide, mit wel-cher auch die aus Spitzen, Passanterie und Stahl ge-gebildeten Kermel- und Sei-ten-Besätze unterlegt sind. An Stelle der genannten Verzierung wird oft feine Goldstickerei verwendet. Neben diesen reichen Umhängen sieht man große Kad-mäntel aus plissirter Seide mit Capuchon und durch Resten aus Perl-Passanterie ver-zierten Schleifen.

Unter den modischen Stoffen gehören die starkfädigen Wollgewebe mit farbig ge-mauerten Sammetstreifen ohne Frage zu den schönsten, und man stellt aus ihnen Kostüme von wahrhaft künstlerischem Gepräge her. Je einfacher die Raubart, desto besser, denn die zarten Details der Streifen und die unendliche Weichheit ihrer Far-bentöne sind an sich die schönste, jede andere ersehende Garnitur. Man ver-arbeitet diese Stoffe mit glatter, heller oder dunkler, zu einer der Rauten pas-senden Wolle. Die runde Taille, um welche die hinten sehr schlicht geraffte Draperie geordnet ist, besteht wie die Ärmel aus beiden Stoffarten und schließt auf's Glücklichste mit einer in den Hauptfarben des Kostüms gestickten Halskrause ab.

**Venedig.** — Von den Erzeugnissen der unter dem Schutze der Königin Margherita neu erblühenden italienischen Spitzen-Industrie brachten wir bereits auf unserem Colorit vom 1. März 1887 und in der technischen Nummer vom 6. März desselben Jahres, mit der Darstellung der schönen polychromen (vielfarbigen) Spitzen einige Proben. Mit nebenstehenden Abbildungen zeigen wir noch verschiedene Arten von Spitzen, die vollständig den Vergleich mit den hochberühmten Ar-beiten des sechzehnten und siebzehnten Jahr-hunderts aushalten. Der Reiz dieser köstli-chen Nadel- und Klöp-pearbeiten läßt sich



schwer im Bilde zeigen; wie sehr sich aber der gute Geschmack diesen gebiegenen Arbeiten, welche jede Mode überdauern und immer ihren Werth behalten, zuwenden, kann man aus dem raschen Wachsthum der Schulen entnehmen, die erst nach 1870 gegründet, jetzt allein in der Umgebung Venedig's gegen vier-tausend Arbei-



terinnen beschäftigen. — Die Kleider-Garnitur punto rosa e rotondo und die 11 Cm. breite punto Venezia sind Nachbildungen altitalienischer Arbeit, während die 7 Cent. breiten, in der Schule zu Turano angefertigten vieux Bruxelles die Zartheit, Farbe und



Technik der alten belgischen Spitzen auf's Glücklichste wiedergeben. Den Bestrebungen des Herrn M. Jesurum in Venedig ist es besonders zu danken, daß derartige Kunstwerke, welche sich früher nur im Besitze einiger Bevorzugten als kostbares Erbtheil ver-gangener Generationen befanden, jetzt mehr zugänglich geworden sind, und zwar für einen verhältnismäßig niedrigen Preis. Eine vollständige Kleider-Garnitur: großer Polant und Berthe nebst Taschentuch aus prächtiger Relief-Spitze, ganz mit der Nadel ge-fertigt, ist schon für vier- bis fünftausend Mark zu haben. Die Schulen liefern jede Art von Spitzen, von den billigsten an, arbeiten auch nach gegebenen Mustern, und Herr M. Jesurum vermittelt den Verkauf.

# Handarbeiten

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Extra-Blatt, Nr. 17.** Spitzen-Arbeit mit Bändchen. — Indem wir die Aufmerksamkeit unserer Lesecinnen auf obiges Kunst-Blatt lenken, heben wir die sowohl im Text als in den Unter-schriften betonte vielfältige Verwendbarkeit sämtlicher Vorlagen nochmals besonders hervor. Betreffs deren Ausführung geben die Unter-schriften genügende Hinweise. Im Uebrigen dürfen wir die seit Jahrzehnten eifrig gepflegte Spitzen-Arbeit mit Bändchen als allgemein bekannt voraussetzen, weshalb wir den reichhaltigen Mustern an dieser Stelle nichts weiter hinzuzufügen haben.

# Wirtschaftliches

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Von Tischgesellschaften und von der Tafel.**

„Das Thier frißt, der Mensch isst, der Mann von Geist ver-steht zu essen.“ — Mit diesem Ausspruch stempelt Brillat-Sa-varin, der Verfasser des von Vielen classisch genannten Buches: „Die Physiologie des Geschmacks“, die Fähigkeit eines durchaus materiellen Gemüthes zum Vorrecht einzelner Auserlesener und er-hebt sie damit über das Alltägliche. Worauf wird ein so ver-ständiger Esser einen Werth legen, und wie muß die Tafel be-schaffen sein, an der er ein vollkommenes geistiges wie körperliches Behagen finden kann? Von vornherein ausgeschlossen ist jeden-falls ein Viesessen, eine Eigenschaft, die, — ob mit Recht oder Unrecht, — uns Deutschen oft zum Vorwurf gemacht wird. Ebenso ist die Seltenheit und Kostbarkeit der gebotenen Speisen



und Getränke durchaus nicht notwendig. Es bedarf weder der indianischen Vogelnecker noch des Sterlett's, dieses bei modernen Feinschmeckern an die Stelle der Kuränen getretenen, theuersten aller Fische.

Sorglich bereitet, zu rechter Zeit und in rechter Art gegeben, genügt im Gegentheil das Einfachste, und wie überall, ist auch hier ein Maßhalten am Plage; der „Ramm von Geist“ wird das Gute immer erkennen und würdigen. Selbst bei großen Dinern genügt ein Fleischstück, Fisch, ein Ragout oder eine Pastete, Braten, Gemüse und Eis, und wer Rüstern oder ein Entree hinzufügen will, giebt Erstere vor, Letzteres nach der Suppe. Das selbe gilt von den Weinen, welche Kenner nicht mit jedem Gange zu wechseln lieben; Portwein oder Madeira bei der Suppe, Rheinwein zum Fisch, Bordeaux oder Burgunder beim Braten und Champagner beim Eis sind die üblichsten Sorten. Von Wichtigkeit ist die Temperatur: der Rothwein sei zimmertwarm, der Rheinwein kellerkalt, Champagner im Eise frappirt.

Wie Bildung aber überall die Empfänglichkeit schärft, so macht sie auch genussfähiger, es genügt daher die Speise als solche allein nicht, die Geselligkeit bei Tische soll gleichzeitig eine geistige Anregung bieten, und in leichtem Gespöde sollen mit den Perlen des schäumenden Weines auch Wit und Geistesfunken sprühen; nicht umsonst hat man die Gastfreundschaft von Alters her befangen und gepriesen. Der Wirth aber ist es,

für das Dessert, die Fülle der gemalten Teller, der Gläser, der Obstmesser in Porzellan, Bronze, versilberten und vergoldeten, auch bunt emailirten Schalen, welche wir durch Abbildungen veranschaulichen werden.

Zum Schluß sei, im Hinweis auf die heutigen Illustrationen, noch des edelsten Schmuckes, des Silbers, gedacht, das in seinen schönen Exemplaren die volle Entwicklung unseres Kunstgewerbes zeigt und, zuweilen den hell leuchtenden Glanz verschmähend, aber darum nicht weniger reizvoll, sich in bescheidenes Oxydgrau hüllt.



Farbige und decorirte Tischgläser.



Obst- oder Kuchenkorb aus Silber mit goldenen Ornamenten.

nachgebeuert werden. — Man kann auch Oelfarben nehmen und dieselben nachher überlackiren. Alle drei Arten der Bemalung wurden auf glasirten Töpfen erprobt. Agnes B. in St.

**Bemalung von Kachelöfen.** — Zum Bemalen der Kachelöfen bedient man sich der von den Malern gebrauchten feinen Oelfarben in Tuben und mischt diese mit Feuerlack. Einer besonderen Anleitung bedarf es nicht; es ist indessen nöthig, die einzelnen, meist mittelst Schablonen aufgetragenen Farbentöne trocken zu lassen, ehe man mit einer zweiten Nuance darüber geht; der Ofen muß zunächst kalt, am Abend leicht geheizt werden. Ist die ganze Malerei beendet, so überzieht man sie dünn mit dem genannten Lack, der, — ähnlich wie beim Porzellan, — ein Einbrennen der Farben in die Kacheln bezweckt und verhindert, daß dieselben verbrennen, gelb oder braun werden und zuletzt bei dauernder Erhitzung des Ofens abspringen. G. A.

**Bemalung von Kachelöfen (24).** — Vor drei Jahren habe ich in meiner Wohnung drei weiße Kachelöfen bemalt, welche sich recht gut gehalten haben, obwohl dieselben eiserne Kasten haben, wodurch die Kacheln ungleichmäßiger erhitzt werden. Kaffeebraun, Ocker, Blau, Gelb, Sepia, Grün sind wohl die hauptsächlichsten Farben, die angewandt werden; beigt man einen Oelmalkasten, so kann man sich sehr gut mit dessen Farben helfen, wenn es sich um kleine Verzierungen



Wasser- oder Bowlenkrug aus oxydirtem Silber.



Eislöffel mit emailirtem Stiel. Compote-Köfel.



Moeca-Köfel, Dessert-Messer mit Porzellanhöf.



Goldene Vasenase mit einglegten Silbermängen.



Confect-Schale aus Silber, innen vergoldet.



Salatnapf aus Krystall mit Messingfuß und Henkel nebst Salatöffeln.



Confect-Schale aus oxydirtem Silber.

dem das Glück des Gastes, so lange dieser unter seinem Dache weilt, anvertraut ist. Das Beste, was er geben kann, was über manchen sonstigen Mangel hinweghelfen mag, ist der freundliche Willkommensgruß, der jedem Einzelnen die Ueberzeugung erweckt, von Herzen gern gesehen zu werden. Eine zweite wichtige Bedingung rechter Geselligkeit bleibt es, daß die Gäste, — harmonisirend oder sich in ihren Interessen ergänzend, — Wohlgefallen an einander finden. Der Wunsch, dem Wirth für seine Sorge zu danken oder eine allgemeine Anregung zu geben, veranlaßt die Entstehung der Tischreden, eine Sitte, die oft zur Unsitte wurde und gegen die in neuerer Zeit entschieden Front gemacht wird. Ja, wenn Alle, die sich berufen glauben, Auserwählte wären! Dann lohnte es sich, Braten und Fisch rettungslos erkalten zu sehen oder eine angenehme Unterhaltung im ungeeigneten Augenblicke zu unterbrechen. Welcher geduldige Zuhörer folgte nicht schon einem Redner auf endlosen Odyssens-Fahrten und sah ihn endlich in einem vollkommen ungeahnten Hafen landen oder stranden, glückwünschend begrüßt von allen Seiten, die er zu seinen Leidensgefährten machte! Abgesehen aber von zweifelhaftem Genuß, verzögern lange Reden leicht die Dauer einer Tafel, — die nie über 1 1/2 — 2 Stunden währen sollte, — über Gebühr, und wie große Nenns Ueberfüllung hervorruft, so haben lange Reden eine Ermüdung zur Folge, die einem frohen Kreise fern bleiben muß.

Man sagt, Pünktlichkeit sei die Höflichkeit der Könige, warum ist sie nicht auch die aller Gebildeten? Ein Gast, der lange auf sich warten läßt, begeht einen Verstoß gegen den Wirth, ein Wirth, der auf den Ausbleibenden übermäßige Rücksicht nimmt, wird rücksichtslos gegen seine übrigen Gäste. Nicht immer zwar ist bei Einladungen die Zahl der Mägen unangebracht, die eine einheitliche Unterhaltung der Gesellschaft gestattet, stets aber sollte der vorhandene Platz am Tische genügend in Betracht kommen und eine Enge vermieden werden, die, jede Bewegung hemmend, ein Gefühl peinlichster Unbehagens erregt.

Was nun die Decoration der Tafel betrifft, so werden Licht und Blumen stets ihr schönster Schmuck bleiben, bei dem ein Zuviel nicht leicht denkbar ist, vorausgesetzt, daß blendende Lampen und stark duftende Blüten vermieden werden. Brennende Kerzen erzeugen eine festliche Stimmung, anmuthig geordnete Blumen vertragen das Walten der Frau. Der vor noch nicht gar langer Zeit oft gesehene, hohe Tafel-Auffatz, vielleicht eine Palme, an deren Stamm eine Giraffe oder ein anderes Thier ferner Jonen ruht, ist mit dem überwundenen Geschmack jener Zeit hoffentlich auf Nimmerwiedersehen entschwunden; an seine Stelle trat eine flache Schale aus Silber, Majolica oder Bronze, von vielfach wechselndem, fast immer hübschem Aussehen, die, ohne den freien Anblick zu beschränken, oft eine verschwenderische Fülle von Blumen trägt. Ein Blumenstrauch zierte meist auch das Couvert der Dame, während eine einzelne Blume für das Knopfloch der Herren bestimmt ist. Bei Krystall-Schalen, Compotieren und Tellern dagegen ist man auf die schönen, geschliffenen englischen Formen zurückgegangen, die in ihren Facettirungen oft diamantähnlich funkeln. Ganz besonders hübsch unter diesen ist ein Salatnapf, wie ihn unsere Abbildung zeigt, mit Messingfuß und Henkel, nebst den dazu passenden Löffeln. Außerordentlich groß ist auch die Fülle schöner Gläser, deren wir schon so viele sahen und die dennoch immer wieder in neuen Ausschmückungen erscheinen, für Weißwein den alten Römer, für Rothwein das Spitzglas bevorzugend; auch sieht man, im Gegensatz zu einer früheren Mode, von einer Einheitlichkeit ab, und findet Freude daran, den Gästen in Form und Farbe wechselnde Gläser zu bieten. Einer besonderen, eingehenden Besprechung werth sind die Tafel-Service, bei denen man, — nach augenblicklicher Mode, — oft ein eigenes für den Tisch einrichtet, und wir werden eine Probe davon mit dem dazu gehörenden Besteck, Tranchir-Messer und Gabel in der folgenden Nummer bringen. Gleich reichhaltig sind die Ausstattungen

Ein Beweis dafür der kleine Wasser- oder Bowlenkrug, über den eine Gabel läuft, und ein flaches Schälchen mit den prächtigsten Rococo-Ornamenten, für Confect bestimmt. Von hellem Silber, mit goldenen Verzierungen, ist das höhere Gefäß, das Blumen halten soll, blank mit durchbrochenem Rande der eine Korb, und stumpf, von matten Silber die muschelähnliche, niedrige Schale. Von den beiden kleinen Löffeln ist der eine dänischen Ursprunges, mit emailirtem Stiele, der zweite gehört dem Rococo an, jenem Genre, welchem augenblicklich die Laune des Tages huldigt und das die Formen der Renaissance verdrängt hat. G. A.



Kabdruck auch im Einzelnen verboten.

**Fragen.**

**Ausbildung von Kranken-Pflegerinnen.** — Siebt es in Berlin Institute, in welchen gebildete Damen aus guten Familien die Krankenpflege erlernen können und auch als Pflegerinnen angenommen werden, ohne in einen confessionellen Verband, z. B. in eine Diakonissen-Anstalt, eintreten zu müssen? R. V.

**Syrup.** — Ist es möglich, guten Syrup selbst zu bereiten? S. A.

**Gröpe de Chine.** — Wie wäscht man am besten einen gestickten weißen Shawl aus Gröpe de Chine? Agnes B. in St.

**Antworten.**

Auf die betreffenden Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.

**Düngungs-Mittel für Zimmerpflanzen (8).** — Ich wende seit einiger Zeit als Düngungs-Mittel für Blumen „Patent-Aluvial-Compost“ mit sehr gutem Erfolge an. Derselbe ist für die verschiedenen Pflanzengruppen verschieden präparirt, sodaß jede gerade den bestimmten Nährwerth bekommt, dessen sie, um recht zu gedeihen, besonders bedarf. G. H.

**Bemalung von Kachelöfen (24).** — Ich bemalte mir einen Wohnzimmer-Ofen mit Damar-Lack, in den Preussisch-Blau in Pulver gemischt war, und verwendete dabei selbst geschnittener Schablonen aus Pergament-Papier. Die Arbeit war wegen des flebrigen Lades mühsam, hält aber auszeichnet. Einen zweiten Ofen, den ich beim Umzug abwaschen will, bemalte ich mit Wasserfarben, die mit dünnem Fischleim angefeuchtet wurden. An dem Wappenstein wurden die größeren Flächen durch Schablonen mittelst Schablonen-Pinsel gemalt, die blauen Contouren des Roth und Gelb aus freier Hand. Es war leicht und schnell fertig, muß aber öfter

handelt. Man braucht nur wenig Farbe, da dieselbe mit 1 Theil Siccatis und 1 Theil gereinigtem Terpentinöl gemischt wird. Zuerst wird die Grundfarbe

aufgetragen und mit dem Vertreiber geebnet; nach ein oder zwei Tagen, wenn der Grund ganz trocken ist, legt man die Schablone auf, die genau von der Größe der einzelnen Kachel sein muß, und füllt dieselbe mit einer dunklen, vom Grunde abtrocknenden Farbe aus. Ich habe z. B. einen gelbbräunlichen Grund mit braunrothem Muster gewählt; das Relief-Mittelstück, das aus einer Figur besteht, habe ich in Fleischfarbe und hellen Gewändern gemalt, die obere Relief-Guirlande mit rosa und blauen Blumen und grünen Blättern, alle Farben gedämpft, wie man es bei Majolica sieht, durchaus nicht zu grell. Die Relief-Verzierungen müssen vorsichtig mit Watte verputzt werden, sodaß das Licht dadurch hell und die Vertiefungen dunkler erscheinen. Es ist gut, bei der Arbeit den Ofen gelinde zu heizen, damit man nicht zu lange zu warten hat. Wenn die ganze Malerei fertig ist, wird sie mit dem feuerfesten Ofenlack überstrichen. G. A.

**Feuchte Wände (24).** — Welches Mittel gegen feuchte Wände anzuwenden ist, hängt von den Ursachen ab, die im einzelnen Falle die Veranlassung der Feuchtigkeits sind. Bringt die Feuchtigkeits von unten durch das Mauerwerk empor, so muß dazwischen eine Isolirung vorgenommen werden, bringt dieselbe dagegen seitlich durch die Wände ein, so ist dagegen ein guter Portland-Cement-Verputz aus reinem, gewaschenem Kalksand zu empfehlen. Jedemfalls müßte aber hierzu ein Fachmann zu Rathe gezogen werden, da auch dieses Mittel bei schlechter Ausführung ohne Wirkung bleiben wird. Tapeten können dann aufgelegt werden. R.

**Abonnetten aus Agrar.** — Ihre verständliche annehme Mittheilung beantwortend, machen wir Sie darauf aufmerksam, daß Ihre Nummer unteres Blattes am Schluß verzeichnet, was als Beilage zu derselben gehört, sodaß Ihnen hier die beste Controle geboten ist, ob Ihnen die Exemplare vollständig zugehen. Die große Ausgabe bringt vierteljährlich 12 farbige Modenbilder, 2 farbige Stickmuster-Beilagen und 2 Extra-Blätter; im Januar hat mit der großen Ausgabe für Lederverbinder die farbigen Modenbilder Nr. 713 bis 716, das farbige Musterblatt Nr. 3, sowie das Extrablatt Nr. 16 erschienen. Wir bitten, Ihre Nummern hiernach zu vergleichen und das Ihnen Fehlende bei Ihrer Buchhandlung zu reclamiren.

**Bezugsanfragen:** Gewächse und geklöppelte Spitzen, Seite 39; M. Seivum u. Co., Venezia. — Gläser, Seite 40; H. L. Sahn, W. Unter den Linden 16. — Silbergeräthe, Seite 40; J. H. Werner, Trichtrich, 17. — Englische Krystallwaaren (Salatnapf) und Messing-Besteck, Seite 40; Alex. Sattler, W. Unter den Linden 2225.

In dieser Nummer gehört ein Beiblatt und ein Extra-Blatt, sowie für die Abonnenten der Großen Ausgabe ein Modenbild.

Die Illustrirte Frauen-Zeitung erscheint jeden Sonntag in 1 bis 2 Doppelbogen: jährlich 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen, 28 Unterhaltungs-Nummern, 24 Beiblätter, 12 große farbige Modenbilder, 8 farbige Stickmuster-Beilagen und 8 Extra-Blätter, also außer den Schnittmuster-Beilagen und Beiblättern jährlich 28 besondere Beilagen, eine zu jeder Unterhaltungs-Nummer. Vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 R. 50 Pf.

Die Heft-Ausgabe mit demselben Inhalt erscheint alle vierzehn Tage; das Heft (26 jährlich) kostet 50 Pf.

Die große Ausgabe mit allen Kupfern bringt außerdem jährlich noch 40 große farbige Modenbilder, also jährlich 68 besondere Beilagen, und kostet vierteljährlich 4 R. 25 Pf. — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Heft-Ausgabe auch alle Postanstalten.





Nachdruck verboten.

## Der Nachbar der Sterne.

Eine Burleske von Heinrich Seidel.

1.

Ich glaube, es war von Kind auf an nicht ganz richtig mit ihm. In den Augen seiner Eltern, deren einziger Sohn er war, galt er für ein Genie, und seine Mutter hatte um ihn von Anfang an ein Netz wunderbarer Sagen über seine frühzeitige und unheimliche Intelligenz gewoben. Ich schweige von den Thaten seiner ersten Kindheit, die in den Augen seiner Eltern mit einer Fülle von geheimnißvollen Genie-Blitzen durchwoben war, sondern fange dort an, wo meine eigene Kenntniß beginnt. Er war in meinem Alter, und als ich ihn zuerst sah, zählten wir Beide zwölf Jahre. Mir ist noch genau in Erinnerung die sonderbare Art, mit welcher er sich seitwärts an mich heranschob, indem er dabei eifrig nach meinem Kopfe schielte. Er war es nämlich gewohnt, mit gleichaltrigen Knaben fortwährend gemessen und verglichen zu werden, und so erklärte sich dies Verfahren. Wir wurden zusammen in den Garten geschickt, allein ich vermochte nicht viel mit ihm anzufangen, da er von denjenigen Dingen, welche nach meiner Ansicht für Knaben meines Alters einzig und allein würdig und angemessen waren, gar keine Ahnung zu haben schien.

Wenn ich mich stehend schaukelte, daß ich hoch in die Äste des Lindendbaumes klog, so sah er mir mit offenem Munde und sichtlichem Entsetzen zu; wenn ich in einen, allerdings noch sehr grünen Apfel biß, so schauderte seine wohlgezogene Seele; als ich am Teich in einen Baum kletterte und mich auf einem schwanken Aste über dem Wasser wiegte, da war ihm dies wiederum ein grausiges Unternehmen; und als ich nun gar auf einem schmalen Baumstamme über den Bach balancirte, da las ich freideweißes Entsetzen in seinen Zügen. Dies Alles war mir natürlich sehr schmeichelhaft und spornte mich zu ferneren Thaten an, allein es mißfiel mir doch sehr, daß er auf alle meine Aufforderungen zur Nachahmung immer nur antwortete: „Das darf ich nicht.“ Dies erschien mir äußerst kläglich und unmännlich und zudem unpractisch, denn wenn man immer nur that, was man durfte, war doch am Ende das Leben seines schönsten Reizes beraubt. Schließlich empfand ich ein kaum abzuweisendes Bedürfniß, ihn durchzuprügeln, unterdrückte jedoch diesen Trieb mehr aus Muthigkeit als aus Rücksichten der Tugend, denn ich fürchtete eine allzu kräftige Verzinsung des ausgegebenen Kapitals von der starken Hand meines Vaters. Daher begnügte ich mich damit, ihn gelegentlich bloß in das Gras zu schubsen, sodaß er zwei wunderschöne grüne Knieflecke in seinen schneeweißen Hosen davontrug und, über diese Entstellung heulend, sich in die sicheren Arme seiner Mutter flüchtete. Ich kam dafür mit einer Maul-

schelle davon, und Emilchen kriegte neue Hosen an. Nun aber drehte sich der Spieß um, und als wir Beide im Zimmer bei den Eltern uns der Sittsamkeit beilehigen mußten, was ihm sehr leicht wurde, mir aber mit Aufbietung meiner ganzen Verstellungskunst nur mäßig gelang, da kam er auf den Gebieten zur Geltung, die ihm geläufig waren, und es stellte sich heraus, daß er besonders in den Künsten glänzte. Vor Kurzem war die Familie in Schwerin gewesen, und da hatte das wunderbare, soeben vollendete Schloß einen solchen Eindruck auf den begabten Emil gemacht, daß er seitdem bestrebt war, es immer und immer wieder zu zeichnen, sodaß die glückliche Mutter schon eine ganze Reihe solcher Entwürfe hatte sammeln können. Es war immer ein mächtiger Salat von Thürmen, Giebeln und ungezählten Fenstern, und obwohl keine dieser Zeichnungen eine wirkliche Aehnlichkeit mit ihrem Vorbilde aufwies, so sahen die beseligten Eltern dennoch die Spuren des Genius darin und in ihrem Söhnlein einen zukünftigen Oberbaurath. Ich dachte im Stillen, ob wohl der

und der beglückte Vater konnte nicht umhin, einige Belegen aus dieser Sammlung zum Besten zu geben, während der jugendliche Autor ziemlich geschwollen daneben saß. Ich ward davon nicht sehr ergriffen, denn dichten konnte ich auch, hütete mich jedoch sehr, damit heraus zu kommen, weil sich meine Berse vorzugsweise im satirischen Genre bewegten und ich mich vor dem wohlverdienten Honorar fürchtete, was mir sicher war, wenn zum Beispiel folgende halb lateinischen, halb plattdeutschen Berse auf meinen Hauslehrer, Herrn Hamann, der aus Hessen stammte und eine ziemlich gelbe Gesichtsfarbe zur Schau trug, an's Licht des Tages gedrungen wären:

„Unus, duo, tres,  
Herr Hamann is'n Hess!  
Semel, bis, ter, quater,  
Gät is he ad'n Kater!“

Im ernsthaften Genre war ich allerdings nicht über einen Anfang hinausgekommen, welcher lautete:

„Gefolgt von zweien Mohrenknaben  
Begab sich Umar auf die Jagd ...“

Weiter gedieh das Gedicht niemals, da mir durchaus nichts mehr einfallen wollte.

Die größte Prüfung stand mir aber noch bevor, denn Emil war auch musikalisch, und zwar war dies seine Glanzzeit. Er wurde demnach an's Klavier beordert und fingerte eine Sonate von Clementi mit einer mir unbegreiflichen Dirigkeit herunter, während die glücklichen Eltern dabei saßen und krazhten, wie Alpengipfel beim Sonnenaufgang. Dies war um etwas, was ich wirklich anerkennen mußte, obwohl es mir ganz ungewöhnlich sauer wurde, denn wenn auch schon Lateinisch nicht schön und Griechisch gar ein Gräuel war,

so war das allergrößte Schreckniß doch die Klavierstunde und das dazugehörige Leben. Meine Mutter ergriff natürlich die Gelegenheit, mir den talentvollen und fleißigen Emil als ein glänzendes Muster vorzuhalten, wodurch sich meine Abneigung gegen diesen nur noch vermehrte, indem ich weiter nichts empfand, als eine nagende Reue, ihn vorhin, als die Gelegenheit so günstig war, nicht doch durchgeprügelt zu haben. Dies Musterbeispiel hat auch bei mir keine Früchte getragen, und trotz achtjährigem Klavierunterricht bin ich musikalisch rein geblieben. Mein einziger Ersatz für diese langjährige Caual ist das erhebende Bewußtsein, drei Klavierlehrer bis an den Rand des Grabes geärgert zu haben, indem es mir gelang, in jeglicher Stunde bei Jedem den brennenden Wunsch zu erwecken, an den Wänden in die Höhe zu laufen und solche Stimmung bei ihm zu erzeugen, daß er den Tag verfluchte, an welchem er geboren war. Wer will mich darum schelten? Das Recht des Angegriffenen ist die Nothwehr, und ich habe mich dieses Rechtes bedient, so gut ich konnte.

Meine musikalischen Neigungen gingen vorzugsweise auf den Instrumentenbau, und da war ich fest überzeugt, daß ich mehr leistete als der brave Emil. Ob er wohl Flöten machen konnte aus Weiden oder Rohr und Schal-



Prinz Oskar von Schweden und seine Verlobte, Fräulein Ebba von Mund. — Siehe Seite 45.

künstlerische Emil einen solchen Kaninchenstall bauen könne, wie ich mir zu Hause einen gemacht hatte, ordentlich aus Steinen und Holz, mit einer Thür und einem kleinen Glasfenster, regendicht und windgeschützt. Oder eine solche Hütte aus Brettern und Weidengeflecht, wie ich sie mir in einem verborgenen Winkel des Gartens errichtet hatte, inwendig mit alten Bastmatten ausge schlagen und mit einem ordentlichen Herd aus Steinen, auf welchem ein wirkliches Feuer brannte, während ich, der große Indianer „fliegender Büffel“, heimgekehrt von gewaltigen Jagd- und Kriegszügen, auf der Bärenhaut ruhte und mit meinem Stammesgenossen, dem Inspectorsohne, welcher den Indianernamen „Toller Hund“ führte, eine Friedensspeise Kartoffelkraut rauchte. Ich fürchtete, er würde Alles dieses nicht können.

Aber auch der Dichtkunst fröhnte er und hatte schon in seinem sechsten Jahre folgendes Epigramm angefertigt:

„Unsere Scheune hat ein Dach,  
Hinter'm Garten fließt der Bach,“

durch welche Leistung den beglückten Eltern klar ward, daß auch der Fuß der Muse die Sterne ihres Emil berührt hatte. Seitdem war von ihm bereits ein ganzes Heft voll poetisirt worden, welches die Aufschrift trug: „Gedichte von Emil Kautenkrantz, erster Band“,



meien aus spiralförmig gewickelter Baumrinde, Blas-Instrumente aus Kälbertröpf und Cuietschen aus Kal-mus. Ob er wohl auf Kuhhörnern und Gießkannen und Pustrohren blasen konnte, wie ich, und auf den Fingern pfeifen, daß man es durch's ganze Dorf hörte? Das war es, was ich sehr bezweifelte.

Solcher Art war meine erste Begegnung mit Emil Kautenkranz, und seitdem bin ich in der Lage gewesen, seinen Lebensgang zu verfolgen. Ich kann wohl sagen, daß es mir jetzt Mitleid einflößt, wenn ich bedenke, wie seine Eltern trotz ihrer Affenliebe mit ihm umlamen. Der Vater, welcher auf einer wohlthätigen Landpfarre nicht viel zu thun hatte und zu allerlei Versuchen und spitzfindigen Unternehmungen hinneigte, hatte an seinem einzigen Sohne von frühester Kindheit an alle pädagogischen Systeme ausgeübt, deren er nur habhaft werden konnte, sodaß der unglückliche Emil auf alle möglichen Arten erzogen wurde, nur nicht auf eine richtige. Er wurde überhaupt Tag und Nacht immer in einem fort erzogen, und zu jeder Zeit ohne Unterlaß wurden Anlagen in ihm entwickelt. Zudem mußte er alle die gesundheitlichen Schrecken mitmachen, mit welchen der an allerlei wirklichen und eingebildeten Krankheiten leidende Vater an sich herumexperimentirte. Einmal ergaben sie sich der naturgemäßen Lebensweise, schliefen auf Strohhalm, ernährten sich von rohem Fleisch und ungelochten Rüben, wobei sie so herunterkamen, daß sie Beide zusammen kaum noch einen Schatten werfen konnten; ein andermal verbesserten sie ihre Säfte durch eine fürchterliche Kur, bei welcher sie sich ausschließlich mit trockenem Weißbrot stopften und ein wenig sauren Moselwein dazu tranken, und wieder ein andermal versuchten sie alle Ungeundheit mit Wasser aus sich herauszuspülen, indem sie ungeheure Mengen dieser reinlichen Flüssigkeit in sich hineinpumpten und jegliche Nacht in einem nassen Umschlage verbrachten. Emil Kautenkranz ist mir überhaupt immer ein glänzendes Beispiel dafür gewesen, was die menschliche Natur Alles aushalten kann, denn trotz aller dieser Kuren und trotz der unglaublichen geistigen Ueberfütterung, welche ihm zu Theil ward, blieb er körperlich doch ganz gesund. Nur sein armer Kopf ist ihm schon auf dem Gymnasium ganz zermüht worden, denn außer dem Schulunterricht mußte er unablässig von einer Privatstunde in die andere rennen, von der Zeichenstunde in die Klavierstunde, von der italienischen in die spanische. Er lernte Stenographie und Mnemotechnik, und schließlich hatte die Made der Gelehrsamkeit sein bischen Gripps ganz verzehrt, so daß nur noch etwas Wurmmehl in seiner verödeten Hirnschale zu finden war, deshalb gelang es ihm auch nicht, obwohl er endlich durch jähe Ausdauer die Prima erlassen hatte, die Abgangs-Prüfung hinter sich zu bringen, trotzdem er den Versuch dazu zweimal anstellte. Nur in der Musik hatte er es zu einigen wirklichen Kenntnissen und im Klavierspiel zu einer erträglichen Fertigkeit gebracht, was weiter nicht zu verwundern ist, denn, wie man täglich sehen kann, erfordert die Ausübung dieser Kunst den geringsten Aufwand von Phantasie, Verstand oder geistiger Klarheit, ja selbst ein halber Idiot kann immer noch ein tüchtiger Geiger oder Klavierspieler sein und wie die Zigeuner trefflich musizieren. Darum lag es nahe, den jungen Mann dieser Kunst zu widmen, weshalb er dann nach langen elterlichen Verhandlungen und nachdem von allen Seiten Rathschläge in Menge eingeholt worden waren, nach Berlin gesendet wurde, um „sich auszubilden.“

## 2.

Ich hatte unterdeß das Gymnasium bereits in Tertia verlassen, hatte als Maschinenbauer in verschiedenen Fabriken gearbeitet, war eine Weile in Hannover auf dem Polytechnikum und längere Zeit in einer größeren Maschinen-Bauanstalt als Constructeur thätig gewesen, bis ich endlich in meinem vierundzwanzigsten Jahre nach Berlin kam, um auf der Gewerbe-Academie noch einige Jahre zu studiren. Ich traf daselbst meinen alten Freund Abendroth, welcher sich schon längere Zeit dort aufhielt. Eines Tages fragte mich dieser: „Hast Du denn den Nachbar der Sterne schon besucht?“

„Wer ist das?“ fragte ich etwas verwundert über diese Bezeichnung. „Nun, unser musikalischer Emil,“ antwortete Abendroth, „er wohnt fünf Treppen hoch in der Kochstraße bei den Sternen, dem Himmel so nahe, daß er die Sphärenmusik vernimmt und in stillen, kalten Winternächten den großen Bären brummen hört. Ich bin überzeugt, wenn er zum Schornstein hinausklettert, kann er in der Milchstraße spazieren gehen. Um sein Haupt bewegt sich als eine glänzende Aureole zukünftigen Ruhmes der ganze Thierkreis mit seinen funkelnden Sternbildern, und der Mond, welcher, wie Du weißt, gern mal raucht, bittet sich zuweilen Feuer von ihm aus. Emil kann von sich sagen, wie der Knab' vom Berge:

„Die Sonne strahlt am ersten hier,  
Am längsten weilet sie bei mir.“

denn wenn schon alle Straßen in Dämmerung versunken sind, — bei ihm ist noch heller Sonnenschein; ich glaube, um Johannis geht sie dort überhaupt nicht unter.“

Ich sah aus dieser Darstellung, daß mein Freund Abendroth seine alte Freude an humoristischer Uebertreibung noch nicht verloren hatte, und fragte ihn lächelnd, wo man Gelegenheit hätte, Freund Kautenkranz zu treffen.

„Nirgendswa,“ sagte Abendroth, „als einmal zufällig auf der Straße, im Conservatorium oder bei sich zu Hause. Sonst geht er an keinen öffentlichen Ort, nur am Sonntag Nachmittag sitzt er bei Buchholz und schleckt eine Tasse Chocolate mit Schlagahne und eine Menge süßen Kuchen. Dies ist aber seine einzige Ausschweifung. In der ersten Zeit habe ich ihn nach langer Bearbeitung in den ‚Berein der Löwenbändiger‘ eingeführt, — wir trinken dort nämlich Löwenbräu, und jeder Schoppen heißt ein ‚Löwe‘, — allein für das Löwenbändigen hat er weder Sinn noch Talent, und ich habe ihn nie wieder bewegen können, mitzugehen. Er hat dann stets „einen höchst wichtigen Brief zu schreiben“ oder sonst einen anderen miserablen Vorwand. Aber besuden thue ich ihn manchmal, theils, weil Treppensteigen gesund ist, theils, weil es mir Vergnügen macht, und theils, weil die Alte, seine Mutter, eine geniale Hand für mecklenburgische Mettwurst hat. Ich glaube, alle vierzehn Tage faßt kommt ein Packet mit Pressabilien für ihn an, sodaß er wirklich Hülfe braucht, um Alles zu bewältigen. Erst heute Morgen, als ich ihm zufällig begegnete, fragte er mich geheimnißvoll, wie lange sich wohl eine gebrauchte Reiskeule hielte, er hätte heute Morgen eine von Hause bekommen. Ich sagte natürlich: Garnicht, sie muß auf der Stelle verputzt werden. Da wurde er ganz sentimental und flehte mich an, ich solle ihm doch heute Abend dabei helfen. Natürlich kommst Du dann mit und erneuerst die alte Bekanntschaft.“

Ich fand Emil Kautenkranz fast unverändert, er sah noch ebenso aus, wie vor zwölf Jahren, nur daß er größer geworden war. Dasselbe unertliche, erdgraue und glatte Gesicht, denn ein Bart wollte durchaus auf dem Boden seines Antlitzes nicht gedeihen, nur um die Kimbacken herum saßen einige spärliche, gelbgraue Flaufen. Ich glaubte sogar zu bemerken, daß er nach der ersten Begrüßung wieder wie damals seitwärts nach meinem Kopfe schielte. Als wir uns von den Strapazen des Aufstieges erholt hatten, fuhr er seine eßbaren Schätze auf und begann mit einer ganz ungewöhnlichen Ungechlichkeit Thee zu kochen. Nachdem eine Ueberschwemmung von brennendem Spiritus glücklich beseitigt und der Thee endlich fertig war, goß er eine wasserklare Flüssigkeit in unsere Tassen. „Der ist aber verdamm't dünn,“ sagte Abendroth.

„Ich weiß nicht, ich weiß wahrhaftig nicht, woran es liegt,“ erwiderte Kautenkranz, indem er sich verwirrt in die Haare fuhr, „aber er sieht aus wie Wasser.“ „Schmeckt auch wie Wasser,“ sagte Abendroth, nachdem er einen Theelöffel der verdächtigen Flüssigkeit zum Munde geführt hatte. „Ist auch Wasser!“ fiel ich ein, denn einem dunklen Verdachte Raum gebend, hatte ich den Dedel der Kanne abgehoben und gefunden, daß Kautenkranz versäumt hatte, Thee hineinzuthun. Nun, dieser Fehler ließ sich beseitigen, und bald waren wir eifrig beschäftigt, die gute Reiskeule am Verderben zu hindern. Emil erzählte uns derweil von seinen Arbeiten und Bestrebungen. Er war in eins der vielen Conservatorien eingetreten, die, unter Leitung irgend eines Mannes, der sich als Musiker oder auch bloß durch Reclame einen Namen gemacht hat, das Bestreben an den Tag legen, so viele Menschen als möglich zur Musik abzurichten und die Zahl überflüssiger Virtuosen, unglücklicher Klavierlehrerinnen und heillosen Dilettanten auf's Möglichste zu vermehren. Zuweilen giebt es der Zufall, daß aus solcher Anstalt einmal ein wirklicher Künstler hervorgeht, und dies dient ihr dann zu glänzendem Ruhme und verfehlt nicht, ihr reichlich neue Opfer zuzuführen, denn die große Herde ist immer der Ansicht, es ließe sich in der Kunst Alles lernen, und es läme nur auf den Lehrer an. In den „neuen Fiedel-siedern“ Theodor Storm's heißt es:

„Am Rachte bei der Kirchen,  
Da steht ein klingend Haus;  
Trompet' und Geige tönen  
Da mannigfalt' heraus.“

Ach, solche Häuser giebt es viele, viele in Berlin, nur daß statt der Trompete das Donnern der Klaviere vorherrscht und markdurchdringende Solfeggien weiblicher Stimmen. Dort sieht man Tag für Tag große und kleine Mädchen mit Musikmappen aus- und eingehen und nervöse Jünglinge, deren einzige Aehnlichkeit mit ihrem großen Vorbilde Liszt ihre langen Haare bilden. Ich glaube, die jungen Menschen würden sich, um ihrem Idol noch näher zu kommen, Warzen stehen lassen im Gesicht, wenn sie nur wüßten, wie das zu machen wäre. In diesen Häusern werden, wenn man Alles zusammen-addirt, täglich viele Pferdekraft auf die Bewegung von Tasten und Geigenbogen verwendet und ungezählte Kubikmeter Luft verbraucht, um Stimmröhren zum Tönen zu bringen. Nur Stocktaube oder Leute mit Nerven von Gußstahl vermögen es, unter oder über einem solchen Conservatorium zu wohnen, ohne in kurzer Zeit geistig zu Grunde zu gehen.

In ein solches Institut war Emil Kautenkranz eingetreten, trieb dort nach gewohnter Weise Alles Mögliche und übte außerdem zu Hause mindestens vier Stunden täglich schreckliche Etüden. Daneben plagte ihn auch die Lust, etwas zu componiren. Aber er gestand ehrlich: „Wenn ich Abends aus der Oper oder aus dem Concert heimkomme, da habe ich immer Ideen genug, aber wenn ich zu Hause vor dem Notenpapier sitze, da fällt mir durch aus nichts ein. Ganz besonders will es mir nicht gelingen, hübsche und interessante Motive zu finden, — mein Compositionslehrer lacht immer schrecklich über sie, und ich gebe mir doch so viele Mühe.“

Mein Freund Abendroth, der sehr musikalisch war, jedenfalls mehr als Kautenkranz, sah so, daß er aus dem Fenster sehen konnte. Man blickte dort auf ein ungeheures Meer von Dächern, Giebeln, Thürmen und Telephonleitungen, das fern in einem graublauen Dämmer sich verlor. Nicht weit vor dem Fenster führte eine Nebenleitung von fünf Drähten vorüber, und auf diesen saßen gerade vier Schwalben, welche sich ausruhten. Es zuckte Abendroth etwas um die Mundwinkel, als er jetzt sehr ernsthaft begann: „Lieber Freund, ich begreife nicht, wie Du um Motive verlegen sein kannst, sieh doch nur aus dem Fenster, wie die vier Schwalben auf den Telephondrähten sitzen, gleich Noten auf ihren Linien, da hast Du gleich ein Motiv f, a, d, e, sehr niedrig, — die Schwalbe ist doch ein musikalischer Vogel.“

Emil sah zuerst ziemlich dumm aus, dann blickte er auf die Schwalben, und seine Züge verklärten sich allmählig: „Wahrhaftig, es stimmt,“ sagte er, „das ist aber höchst wunderbar.“ „Ja, lieber Freund,“ meinte Abendroth dann, „das Gute liegt auf der Straße und fliegt in der Luft, nur auf das Finden kommt es an. Du weißt, Derjenige ist der Klügste, der Andere für sich arbeiten läßt, laß Du die Schwalben für Dich arbeiten. Ich bin überzeugt, diese so überaus musikalischen Vögel, können sich vermöge eines ihnen inwohnenden geheimnißvollen Gesetzes gar nicht anders auf fünf Drähte setzen, als daß sie irgend eine wohlklingende Tonfolge bilden.“

Aus irgend einem Grunde veränderten jetzt drei der Schwalben aufflatternd ihren Sitz, sodaß die Tonfolge c, h, g, e entstand. „Aber das ist doch nicht hübsch,“ sagte Kautenkranz nach einer Weile, „das klingt schlecht.“ „O, bewahre,“ erwiderte Abendroth sehr überlegen, „die Sache geht aus F-dur, und somit heißt es c, h, g, e, und das paßt außerordentlich gut zu dem Vorhergehenden; setze es nur zusammen, dann erhältst Du: f, a, d, e, c, h, g, e, und das ist doch sehr hübsch. Was willst Du denn mehr?“

„Wahrhaftig,“ meinte Kautenkranz wieder freudig verblüfft, „nein, das ist aber doch zu merkwürdig.“

„Sieh mal,“ fuhr Abendroth nun mit fast verbrecherischer Ernsthaftigkeit fort, „da kannst Du Dir nun den ganzen Sommer lang von den klugen Schwalben Leitmotive arbeiten lassen, denn ohne diese geht es doch heute nicht mehr, es ist noch immer das Modernste, und wenn Du genug zusammen hast, da wollte ich mal den sehen, der Dich dran hindern wollte, eine mächtige große Oper zu componiren. Oder besser noch, gleich drei bis vier, die alle zusammen hängen. Ich kann Dir einen höchst geräumigen und musikalisch noch kaum vernünftigen Stoff empfehlen, das ist die Völkerwanderung. Ich glaube nicht, daß sie unter sieben Opern zu bewältigen ist. Ja, eine Heptalogie, das ist das einzig Wahre. Gerade eine Woche muß das Ganze dauern, Sonntags die erste und am Sonnabend die letzte Oper. Von wüstenhafter Ausdehnung muß jetzt Alles sein, wenn es bemerkt werden soll. Das Wilmersdorfer Umland achtet keiner, aber vor der Lüneburger Heide hat man Respect. Gottfried Keller hat ein kleines Büchlein geschrieben, welches zu dem Reizvollsten gehört, das je in deutscher Sprache gedichtet wurde, die „Sieben Legenden,“ aber wie Wenige giebt es, die das beachten. Freytags „Ahnen“ dagegen in ihrer erhabenen Ausdehnung kennt Jeder.“

„Ja, mein Sohn,“ fuhr er weiter fort, „wenn Du dann die sieben Opern fertig hast, wirst Du jedenfalls fürchtbar berühmt werden und eine riesige Gemeinde um Dich sammeln. Man wird in Deinem geliebten Vaterlande, entweder in Kriewitz oder in Teterow, ein ungeheures Kautenkranz-Theater bauen, in welchem kein mystischer Abgrund, sondern eine mythische Höhe sich befindet, denn Du wirst das Orchester über dem Schnürboden anbringen und damit ungeahnte Wirkungen erzielen. Und alljährlich im Sommer, wenn es am heißesten ist, wird eine Völkerwanderung beginnen, nach Kriewitz oder Teterow, um die „Völkerwanderung“ zu hören, und alle Bierwirthe und Selterwasser-Verkäufer in dortiger Gegend werden Dich anbeten. Dein Name wird unter die Sterne versetzt werden, und mit Recht wird man Dich, dann im Ernste, wie jetzt im Scherze, nennen: den „Nachbar der Sterne.“

Kautenkranz sah ganz ungewöhnlich verblüfft aus, als Abendroth diese lange Rede hinter sich hatte, und glogte bald ihn, bald mich mit seinen hellgrauen, nichtsagenden Augen verständnißlos an. Ich muß nun hier



nothgedrungen einsechten, daß, obwohl ich meinen Freund Abendroth als einen gutmüthigen und wohlwollenden Menschen kannte, es mir doch an diesem Abend beinahe so vorfam, als hielte er Emil Nautenfranz fast ein wenig zum Besten, dieser aber, der von Ironie und Humor oder ähnlichen Zwittergeschöpfen des menschlichen Geistes nicht die geringste Ahnung hatte, lächelte endlich doch sehr geschmeichelt und meinte, soweit wäre es doch wohl noch lange nicht.

Dann ging er an's Klavier, um uns etwas vorzuspielen, einige von den modernen schwierigen Sachen, die in das Gebiet der Jongleur-Kunst gehören. Die turnerische Geschicklichkeit seiner Finger war durch unausgesetzte Übung nicht unbeträchtlich, jedoch weder Herz noch Gemüth, ja nicht einmal der Verstand waren an seinem Spiele betheiligte; Alles war mühsam angelernt, und was er konnte, verdankte er ausschließlich einer ungewöhnlichen Ausdauer seines Sipsfleisches. Abendroth flüsterte mir zu: „Spielt er nicht gerade so, als ob der Musiker Kaufmann in Dresden ihn mit großer Sorgfalt gearbeitet hätte. Ich weiß, auf welche Art ein Geschäft mit ihm zu machen wäre. Er müßte einen Unternehmer finden, der mit ihm auf Reisen geht. Bei Beginn der Vorstellung müßte ein Flügel und ein großer Kasten auf der Bühne stehen. Der Unternehmer tritt auf, hält eine kleine Rede von etwa folgenden Inhalt: Langjährige Bemühungen . . . ungeheure Geldopfer . . . endliches Gelingen . . . höchst sinnreicher Musik-Automat etc. Dann macht er den Kasten auf, nimmt Nautenfranz heraus, zieht ihn sorgfältig auf, trägt ihn an's Klavier, legt ihm den Fuß auf das Pedal und die Hände auf die Tasten, drückt scheinbar auf einen Knopf im Genick, und dann spielt Nautenfranz los. Natürlich frenetischer Beifall, denn keine Seele wird darauf verfallen, daß da wirklich ein Mensch arbeitet.“

Als wir nun endlich auch musikalisch vollständig gesättigt waren, verabschiedeten wir uns, dankend für die gewährten Genüsse, und verließen den Nachbar der Sterne, begaben uns wieder auf den Abstieg in das Reich der gewöhnlichen niederen Sterblichen, woselbst wir noch desselben Abends unterschiedliche Löwen bändigten.

Ich weiß nicht, ob sich irgend Jemand dafür interessiert, zu erfahren, was aus dem Nachbar der Sterne später geworden ist. Sollte es dergleichen Neugierige geben, so diene ihnen zur Nachricht, daß er sich noch mehrere Jahre lang in Berlin immerfort ausbildete und dann in die Stadt zurückkehrte, wo er das Gymnasium besucht hatte. Seine Eltern waren unterdessen gestorben und hatten ihm ein angenehmes Vermögen hinterlassen. Er kaufte sich ein kleines Haus mit einem Garten in der Vorstadt und lebt dort mit einer Tante, welche mütterlich für ihn sorgt. Er giebt einige Klavierstunden und spielt zuweilen in Wohlthätigkeits-Concerten, bei welchen Gelegenheiten die musikalisch Genüßsamen unter seinen Mitbürgern seine rapiden Läufe, unfehlbaren Octaven-Gänge und reinlichen Triller höchlich bewundern und ihn für ein musikalisches Licht halten, denn er ist ja in Berlin auf dem Conservatorium des berühmten Brüllhahn vier Jahre lang „ausgebildet“ worden. Er lebt, wie er es gewohnt ist, immer so öde für sich hin und ist ganz glücklich, denn das Essen schmeckt ihm, und seine Stimmung ist stets normal. Ob es wahr ist, daß er vor den Fenstern seines Arbeitszimmers fünf Drähte hat ziehen lassen und dort den Schwalben noch immer Motive ablauert, sowie, daß er mit den Vorarbeiten zu seiner Heptalogie „die Völkerwanderung“ schon drei dicke Bände gefüllt hat, kann ich nicht mit Sicherheit verbürgen. Mein Freund Abendroth behauptet es zwar, allein mein langjähriger Umgang mit ihm hat mich die Vorsicht gelehrt, Versicherungen nicht ohne ernste Prüfung Glauben zu schenken. Sein Respect vor den Thatfachen ist leider ein so geringer, daß er stets geneigt ist, den Gebilden seiner Phantasie gleiche Rechte einzuräumen, wie den Ergebnissen einer wahrheitsgetreuen historischen Forschung. Ich glaube, wollte ich mich kürzer ausdrücken, könnte ich fast sagen: „Er lügt manchmal ein Bißchen.“ Aber in diesem Sommer werde ich selber hinreisen und Emil Nautenfranz mal besuchen, — nun, da werden wir ja sehen!

Nachdruck verboten.

### Windmacher und Sturmbeschwörer.

Ein Wetter-Kapitel von F. Meister.

Die abergläubischen Neigungen der Seelente sind bekannt; die Literatur aller Nationen giebt Beweise für die weite Verbreitung und die Vielgestaltigkeit des Aberglaubens dieser Menschenklasse und auch für die Zähigkeit, mit welcher daran festgehalten wird. Es ist dies sehr erklärlich. Noch ist die Meteorologie nicht zu dem Range einer Wissenschaft erhoben, und da die Geseße, welche die Winde und die Stürme regieren, infolgedessen zumeist unbekannt sind, so ist es nur natürlich, wenn diejenigen Menschen, die den Gefahren der Elemente am meisten ausgefetzt sind, sich die Ur-

sachen derselben in ihrer primitiven, ungebildeten und daher abergläubischen Weise zu erklären suchen. Und dieses Bestreben läßt sich bis in die ältesten Zeiten zurück verfolgen.

Die Götter, Dämonen und Heiligen waren nicht die einzigen Nachhelfer, denen man eine Herrschaft über die Elemente zuschrieb. Man glaubte von jeher, daß auch sterbliche Wesen einen Einfluß auf Wind und Wogen ausüben könnten, und zwar durch Anrufung und Beschwören jener höher organisirten Geister.

Schon die Edda erzählt uns von Riesen und Riesinnen, welche Stürme zu erregen fähig waren. Der Seemanns-Ausdruck „eine Rüge voll Wind“, erinnert an Eit IV., König von Norwegen, der um das Jahr 907 regierte und von dem es heißt, daß er den Winden ihre Bahnen vorschreiben konnte, indem er seine Rüge nach der gewünschten Richtung drehte. Der alte Geschichtsschreiber Claus Magnus (Gesch. d. Gothen, 1658, III, 13.) sagt von ihm: „Eit galt zu seiner Zeit für einen der größten Magier; er stand mit den bösen Geistern, die er verehrte, auf dem besten Fuße und wohin er immer seine Rüge drehen mochte, ans dieser Richtung kam der Wind, weswegen er auch „Windrüge“ genannt wurde.“

Auch Seneca berichtet, daß es im Alterthum Sturmbeschwörer gegeben habe; dasselbe finden wir bei Tibullus, im Codex Theodosius, bei Plutarch und Anderen erzählt.

Im Mittelalter war der Glaube an Wettermacher fast allgemein verbreitet. Ein Schriftsteller des 9. Jahrhunderts, Agobard, sagt hierüber: „In meinem Lande sind alle Leute, die Edlen wie die Geringeren, die Städter wie die Landleute, der Meinung, daß Hagel und Donnerwetter nach dem Willen der Menschen eintreten können, insbesondere, daß es Leute giebt, tempestarii geheißnen, deren Gesang das Wetter erregt.“ Um das Jahr 1000 galten in Deutschland die sogenannten „Inferiores“ für Wettermacher. Der Theologe Dohensek, der spitzfindigste Gegner Luther's, berichtet, daß sich in mittelalterlichen Beichtbüchern die Frage findet, ob man an Wettermacher glaube, und daß auf solchen Aberglauben eine Strafe gestanden habe. Ähnliche Geseße waren unter Karl dem Großen und in alten Norwegen in Kraft. Später wurde die Wettermacherei auch in Italien und Frankreich verpönt, und in zwei Bullen, von 1317 und 1327, zog sogar das Oberhaupt der katholischen Kirche gegen solche Künstler in's Feld.

Schmuggler und Piraten wurden im Allgemeinen für fähig gehalten, das Wetter nach Belieben zu gestalten; zahlreiche volkstümliche Erzählungen thun dieser Thatsache Erwähnung. In „Ralleus Maleficarum“, dem berühmten „Hexenhammer“, ist zu lesen: „Wenn Gott dem Teufel erlaubt, Hagel auf die Erde zu senden, so unterwirft dieser den Zauberer, einen Kiesel hinter sich zu werfen, sodann Wasser und Sand in eine Schüssel zu schöpfen und davon in die Luft zu streuen; auch muß er ein Loch in die Erde machen und Wein darein gießen und dann mit dem Finger im Wasser rühren.“ Wettermacher auf der Isle d'Orleans im Lorenz-Strom zerstörten der Sage nach eine Anzahl von Schiffen von Sir Hovenden Walters' Flotte im Jahre 1711, indem sie ein Unwetter mit dichtem Nebel heraufbeschworen.

In englischen Häfen erzählte man sich um das Jahr 1800 folgende Geschichte: Auf dem Schiffe „President“ erklärte in einem schweren Sturme, während der Fahrt von Charleston nach London, ein Matrose mit dem Vornamen Sam, daß der Sturm nur deshalb über sie gekommen sei, weil er, Sam, vor kurzem eine große Sünde begangen habe. Er fand auch keine Ruhe und sprang schließlich über Bord. Auf der Rückreise des Schiffes erhob sich wiederum ein Sturm. Die Matrosen kamen überein, nun auch Sam's nachgelassene Seelste über Bord zu werfen; ein Schotte hob dieselbe über die Schanzkleidung, und von Stunde an hatte man ruhiges Wetter. Dicht vor Newyork kam aber noch eine Boe herauf und sofort behaupteten die Seeleute, daß sich noch irgendwo etwas von Sam's Sachen herumtreiben müsse. Man suchte und fand wirklich einen Schuh des todtten Mannes, und erst, als auch dieser in die Tiefe gesendet worden war, hielten die Leute sich für geborgen.

Die meisten Seefahrer halten es heutigen Tages noch für unglückverheißend, wenn eine Frau sich an Bord befindet. Kinder dagegen sollen guten Wind bringen.

Der Glaube an „Wetterhexen“ hat von jeher viele und eifrige Anhänger gehabt. Die nordischen Sagen sind voll von demselben. Gewöhnlich setzen die Hexen einen Kessel auf's Feuer und kochen eine geheimnißvolle Suppe, um den Sturm zu erregen. Der Hexenrichter Hemigius meldet selbst, daß 1596 über zweihundert Wetterhexen verbrannt worden seien; dieselben hätten mit Ruthen, die ihnen der Teufel gegeben, so lange das Wasser geschlagen, bis Nebel und Wind heraufgekommen wären. Auch hätten sie durch Umherrollen eines Fasses Unwetter über das Land gebracht.

Nach einer Schlesienschen Sage wurden drei Wetterhexen dereinst in ihrem Gespräche von einem Jünglinge belauscht. Die bösen Weiber besprachen den Plan, den Schiffen ihrer, die See befahrenden Gatten Verderben zu bringen. Sie erwähnten dabei, daß nur ein Mensch mit ganz schuldbloßen Händen und mit Hülfe eines Schwertes, das noch kein Blut vergossen, sie an der Ausführung hindern könnte. Als sie darauf in Gestalt von drei ungeheuren Wogen in's Meer rollten, traf der Jüngling eine jede mit seinem neuen Schwerte, und das Wasser färbte sich mit Blut. Die drei Seefahrer kehrten ungefährdet heim, aber Jeder von ihnen fand sein Weib todt.

Der bekannte Mytholog und Sagenforscher Mannhardt erzählt von einem deutschen Mädchen, welches, gefragt, was es so oft am Brunnen zu schaffen habe, antwortete: Ich thue, was meine Mutter thut. Sie nimmt einen Stock und rührt damit in Wasser und glaubt, auf diese Weise einen Sturm heraufbeschwören zu können.

Lappländische und Finnlische Frauen pflegen Wind zu verkaufen. Sie geben dem Seefahrer ein Endchen Peim mit drei Knoten darin. Löst man den ersten, so giebt's einen guten Wind; der zweite Knoten bringt schlechtes Wetter, der dritte einen Orkan.

Nordische Seefahrer wissen eine Geschichte von einem Schiffs-Lapitän in Aarhus, dem eine finnländische Jungfrau einen Sack aus Seehundsfell geschenkt habe, in welchem alle Winde enthalten gewesen seien. Der Schiffer fuhr auch stets mit Glück; er fand immer den gewünschten Wind, wenn er den Sack des Nachts außen an seine Kajütstür aufgehängt hatte.

Noch vor vierzig Jahren lebte an der Schlei eine alte Frau, die ebenfalls Wind an die Schleswig-Holsteinischen Fischer verkaufte, und zwar in einem geknoteten Tuch.

Das Thema von dem Aberglauben der Seeleute ist fast unererschöpflich; vielleicht finden wir später noch Raum zu weiteren Ausführungen. Die geheimnißvolle Macht und Majestät der großen Tiefe ist wohl angethan, die Phantasie aller Men-

schen, die ihr nahestehen, mit einer unendlichen Reihe von Vorstellungen und Rathmachungen zu erfüllen; die Wirnisse zwischen dem, was erklärlich ist, und dem, was unerklärlich bleibt, verjagen Geist und Gemüth der Seefahrer gar bald in einen Zustand, in welchem ihm aufregende und übernatürliche Zumuthungen durchaus nicht unwillkommen sind.

Nachdruck verboten.

### Luzuspapiere.

Von Hanns von Spielberg.

Es ist je ein Name unglücklich gewählt, so ist es die Bezeichnung Luzuspapier für die reizenden modernen Papier-Ausstattungen, welche unseren Schreibstischen nachgerade unentbehrlich geworden sind. Die Herren Fabrikanten sind selbst Schuld daran, denn sie waren es, die einer guten Sache einen schlechten Namen gaben. Treibt eine Frau Luzus, wenn sie sich geschmackvoll zu kleiden sucht? Heißt es Luzus treiben, wenn man sein Heim wohnlich, mit Comfort einrichtet, wenn man der Kunst und allem Schönen huldigt? An sich doch sicher nicht, — zum Luzus wird jeder Aufwand erst in dem Augenblicke, in dem er über das Maß der Mittel hinausgeht. Ja, ich möchte sogar behaupten, wir bezeichnen in den meisten Fällen mit dem Worte Luzus bereits ein Ueberschreiten des ästhetisch Schönen; gerade im Maßhalten bewährt sich der wahre Künstler und nicht zuletzt der Lebenskünstler; wer jedoch nach irgend einer Seite hin dem Luzus huldigt, fällt stets einer gewissen Uebertreibung anheim.

Was in aller Welt haben nun aber die entzückenden Erzeugnisse unserer heutigen Papierfabrikation mit dem Luzus zu thun? Ist es dem Geschäftsmanne, der den ganzen langen Tag an seinem Bulte Briefe im Großquart-Format durchblättert und geschrieben hat, zu verdanken, wenn er nach gethener Arbeit seinem Frauchen oder einem Freunde lieber eine Epistel auf schönem, kräftigem Büttenpapier zuendet, als auf einem Bogen mit Wasserlinien und Firmenstempel? Oder soll die glückliche Prant die Ergüsse ihres Herzens durchaus auf einen schmucklosen, schlichten weißen Blatte niederschreiben? Gewiß, der Inhalt macht den Brief, und nächst dem Inhalt kommt diejenige Form, welche der Geist, das richtige Gefühl, die Erfahrung des Schreibens schafft. Aber gleichgiltig ist auch die äußere Gestalt eines Briefes nicht. Auch sie dient zum Maßstab für das Empfinden und für den Tact des Abfassers. Und wie man zumal eine Frau am sichersten nach der Art, wie sie sich kleidet, wird beurtheilen können, so vermag man auch aus dem äußeren Gewande, das sie einem Briefe giebt, stets auf sie selbst zu schließen.

Mit dem Luzus hat die Ausstattung der Papier-Kassetten also nichts zu schaffen, — sie ist lediglich eine Sache des guten Geschmacks. Der gute Geschmack, auf geklärtem Gefühl für das Schöne begründet, muß auch allein bei der Auswahl unseres Briefpapiers und all' seiner vielgestaltigen modernen Erläsmittel entscheiden.

Die heutige Industrie erleichtert und erschwert uns die Wahl allerdings zugleich. Sie erschwert sie uns durch ihre fast übergroße Mannigfaltigkeit, durch ein beinahe allzuhäufiges Jagen nach neuen und originellen Motiven. Sie erleichtert sie uns dagegen, indem sie sich von wirklichem künstlerischem Sinne leiten läßt und mit höchst anerkanntem Verstandniß jeden Fortschritt der Technik, sei's in der Papierfabrikation selbst, sei's auf den Gebieten der vervielfältigenden Künste, ihren besonderen Zwecken dienstbar macht. Es ist in der That keine Frage: der gewaltige Umschwung, der in dem gesammten Kunstgewerbe seit etwa zwei Jahrzehnten hervorgetreten ist, spiegelt sich auch in den Papier-Ausstattungen in der vortheilhaftesten Weise wieder. Wenn wir Älteren an unsere eigene Jugend zurückdenken, erinnern wir uns sicher nur mit Schrecken der bunten „Papeterien“ und der geschmacklosen Briefbogen mit steifen und hilflos verzerrten Monogrammen, welche damals so ziemlich das Alpha und Omega des Luzuspapiers bildeten. Seltener, sehr selten kam dann einmal aus Frankreich oder von jenseits des Kanals ein wirklich hübsches, in gediegem Material ausgeführtes Billet in unsere Hände, und es wurde sicher, wenn es nur einen leiblich guten Geschmack zeigte, wie ein Wunderkind aus der Ferne angestaunt. Heute hat sich das Verhältniß umgekehrt: Deutschland und Oesterreich, — Berlin und Wien, — stehen an der Spitze der gesammten Industrie, ihre großen Fabriken betreiben nicht nur den inländischen Bedarf, sondern sie liefern auch enorme Quantitäten für den Weltmarkt.

Wenn der Fortschritt zum Besseren wirklich sehr bedeutend ist, so wird man freilich doch kaum behaupten dürfen, daß er bereits einen völlig befriedigenden Abschluß erreicht hat. Ich scheue mich nicht, es auszusprechen: der Geschmack des Publicums selbst hat mit dem technischen und künstlerischen Können der Fabrikanten nicht ganz gleichen Schritt gehalten. Der Käufer ist jedoch schließlich, — leider, möchte ich fast sagen, — derjenige, welcher das Heft in der Hand hat, er schreibt dem Fabrikanten seine Geseße vor, der Letztere kann nur sehr vorsichtig, sehr allmählig auf die Geschmacksrichtungen und die meist durch übermäßige Concurrenz stark gedrückten Preise einwirken. So sehen wir denn neben wirklich tadellofen, aus vortrefflichem Material angefertigten, künstlerisch ausgestatteten Sachen immer noch eine Uebertülle höchst mittelmäßiger Waare, auf welche das geflügelte Wort „billig und schlecht“ nur allzu gut paßt. Ein flüchtiger Ueberblick in jeder Papierhandlung beweist, daß Dem so ist: da stehen in langen Reihen elegante Cartons, — sie sind meist das Beste an dem ganzen Artikel, — mit dem elendesten, buntgetönten Holzschliffpapier angefüllt, verziert mit schlechtgezeichneten Monogrammen und farbig überladenen Skizzen, die meist schon durch ihre im Verhältniß zum Format des Briefbogens übertriebene Größe beweisen, daß sie ohne jedes künstlerische Verstandniß angefertigt wurden. Aber auch unter den „besseren“, soll heißen, theureren Sachen finden wir immer noch Gegenstände, die ein wahres Grauen hervorrufen können; so manche, an sich hübsch ausgeführte Zeichnung auf irgend einem leichten, dünnen Billet präsentirt sich mit einer Schwere, einer Wucht, die mit ihrem Zweck in gar keinem Einklange steht, bei so manchem Briefbogen tritt die Sucht zu blenden, das Auge zu reizen und zu bestechen, geradezu peinlich hervor. So lasse ich mir z. B. einen Briefbogen mit hübsch gezeichneten Sport-Emblemen gewiß gefallen; was soll man aber zu einem Papier sagen, das mit ineinandergeschlungenen, massigen Hufeisen völlig bedeckt ist? Was soll man von Briefbogen halten, die carrirten Hendenstoff in der technisch vollendetsten Weise imitiren? Die





Der erste Zahn. Von G. Baugniot. — Siehe Seite 45.



Sucht, originell, um jeden Preis originell zu sein, fördert leider nur zu häufig die unsinnigsten Zusammenstellungen zu Tage.

Das Papier, auf welchem wir unsere Correspondenz erheben, soll dem Inhalt derselben sich auch äußerlich anpassen, das ist der oberste Grundsatz, den wir stets festhalten müssen.

Zu ersten Briefen eignet sich ein buntes Papier, parfümirter Bogen mit lächelnden Grazien ebensowenig, wie man zu einem heiteren Gedankenanstausch nicht ein Billet mit Trauerrand wählen wird.

Zu allgemeinen Briefen ist nicht an, dem einfacher ausgestatteten Papier stets den Vorzug zu geben.

Je einfacher die Ausstattung, desto besser ist meist das Material, das vernachlässigt werden sollte.

gerade keine wirkliche Gediegenheit läßt einen Brief vornehm erscheinen.

Auch auf die Zeichnungen läßt sich der gleiche Grundsatz anwenden: eine kleine, wirklich künstlerisch entworfene, vielleicht nur einfarbig ausgeführte Arabeske, eine led hingeworfene Federzeichnung wirkt unendlich angenehmer, als ein buntes, breites Sujet.

Keine Verzierung darf an sich die Aufmerksamkeit des Empfängers beanspruchen, sie soll und muß vielmehr stets nur ein anmuthiges Beiwerk bilden.

Deshalb sind auch große, schwere Monogramme nur ausnahmsweise zulässig, ich wenigstens halte z. B. jene Billets, deren dritten Theil zwei langgestreckte Goldbuchstaben einnehmen, für wenig geschmackvoll.

Wirkliche Bornehmheit vermeidet Alles, was, wie der Berliner sehr bezeichnend sagt, „praatschig“ aussehen könnte.

„Erlaubt ist, was gefällt!“ darf man vielleicht für die Papier-Ausstattung unserer Schreibtische mit gutem Recht sagen, und die ewig schaffende Mode sorgt ja auch auf diesem Gebiete dafür, daß an dem, was gefällt, kein Mangel eintritt.

Darauf freilich kommt es sehr an, weissen Gefallen ein neues Sujet erringt; der massenhafte Absatz irgend eines Artikels entscheidet nach dieser Richtung hin sehr wenig, allein entscheidend ist nur das Urtheil des wirklich geklärten, des guten Geschmacks.

Nachdruck verboten.

Aus dem Salon für den Salon.

Manderei von Anna von Kräden.

„Nichts ist vollkommen hier auf dieser Welt.

Der Kofe ist der Stachel beigelegt.

Ich glaube gar, die lieben, holden Engel

Am Himmel droben find nicht ohne Mängel.“

„Ach, gehen Sie mir mit Ihrem ironischen, pessimistischen Citat.“

„Das sagt Heine, meine Gnädigste.“

„Beweist gar nichts. Wenn Heine heute noch unter uns lebte, würde er ganz anders sprechen.“

„Sie sind also der Ansicht, daß die Welt, und speciell die menschliche Gesellschaft, — ich sehe ganz ab von den lieben, holden Engeln, — innerhalb der letzten Jahrzehnte an Vollkommenheit gewonnen habe?“

„Ich glaube, daß der Begriff der Vollkommenheit ein relativer, von den individuellen Anschauungen abhängiger ist. Die Don Quixoterie ist noch nicht ausgestorben. Gar Mancher sieht eine Dulcinea von Toboso, wo der Andere nur die platteste Alltäglichkeit erblickt. Und Sie selbst, lieber Freund, wenn Sie mit mir letzten die Räume des Grafen S. hätten betreten können, als derselbe eine musikalisch-dramatische Soirée bei sich veranstaltete. Sie würden, gleich dem Ritter von La Mancha, lauter Dulcineen zu sehen geglaubt haben.“

„Beweist?“

„Beweist, daß die heutige Mode eine Vollkommenheit erreicht hat, wie nie zuvor. Sie kennt kein Alter, es giebt thatsächlich keine alten Frauen mehr. Sehen Sie sich um in diesem Salon, der eine Menge von Damen vereint, unter denen sich doch manche befinden, welchen der unerbittliche „Genealogische“ auf Jahr und Tag schon eine gesellschaftliche Blüthezeit von einigen Decennien nachweist. Sie aber erblicken nur jugendliche, mehr oder minder reizende, immer jedoch graziose Erscheinungen, Meisterwerke der Toilettenkunst.“

Man hat Kogebue's „Respectable Gesellschaft“ gegeben, ein Stück, das, wie Sie sehen, nicht neu und noch weniger originell und wichtig ist, aber den aristokratischen Darstellern Gelegenheit gegeben hat, sich in den kleidbaren Kostümen der Popszeit zu zeigen. Der Vorhang ist gefallen, als wir eintraten, der musikalische Theil des Programms hat seinen Anfang genommen, und die Gesellschaft hat sich in zwanzigen Gruppen zusammengefaßt und jenen Anschein von wirklicher oder gemachter Sammlung und von Züchtigkeitsreife angenommen, der bei wohlgezogenen Leuten während der Musik nun einmal unerlässlich ist, und Gelegenheit zu so hübschen Stellungen giebt.

Die junge Dame, welche soeben auf das Podium geleitet worden ist und noch ein wenig an der Geige stimmt, gehört in der That zu den begabten Dilettantinnen, sodas man eines wirklichen Genusses gewärtig sein darf; sie ist übrigens die Tochter eines unserer edelsten Geschlechter. Die schlank emporgeschossene Gestalt umschließt ein Kleid von weißer Seiden-Gaze, das mit erhabenen gestickten großen Rosenknospen von mattroter Seide überstreut ist. Die Garnitur der blusenartigen, ärmellosen Taille, auf Brust und Rücken sehr tief und spitz ausgeschnitten, ist tuchartig über einander gelegt und auf den Schultern mit rosa Noire-Schleifen zusammengehalten, die Bewegung der Arme völlig frei lassend. Eine geknüpfte Schärpe

aus rosa Noire vollendet die in ihrer Einfachheit effectvolle Toilette, welcher weder Blumen noch Schmuck hinzugefügt sind. Nur das dunkle, franse Haar der jungen Dame schmückt zwei schmale, antike Goldspangen.

Unweit von ihr auf dem dunklen, hochlehnigen Armstuhle, nahe dem Kamin, hat die Hausfrau Platz genommen und das hübsche, hellblonde Köpfchen nachdenklich in die Hand gestützt. Schleppe und Taille ihres Kleides zeigen breite Sammetstreifen in der Farbe der Pfirsichblüthe auf einem Untergrunde von opalfarbenem Atlas. Tablier und Plastron sind aus silberdurchwirtem Crepe hergestellt und mit Pfirsichblüthen und rosa Federn überreich geschmückt, und die kostbaren Perlen der jungen Frau, welche die Mode jetzt nur ungern um den Hals sieht, zieren den Ausschnitt des Kleides, während im Haar, das nach dem Beispiele der österreichischen Kronprinzessin in eine Flechtkrone geordnet ist, ein großer Schmetterling aus rosa Federn mit Brillant-Augen auf seiner goldenen Spirale hin und her zittert.

An ihrer linken Seite sitzt, gerade und straff, die dunklen, strengen Augen auf die junge Geigenpielerin gerichtet, die Mutter des Hausherrn, in dunkelrothem Brocat mit Goldspitzen, rothe Federn mit Goldspitzen-Rosetten in dem noch reichen, schwarzen Haar. Hinter den Weiden aber lehnt ein junger Attache, der einer unserer auswärtigen Botschaftern augenblicklich zuertheilt ist, aber seinen verlängerten Beinachtsurlaub in der Heimath verbringt, und als ein in Dilettantenkreisen geschätzter Sänger, bei keiner musikalischen Soirée fehlen darf. Sein feingekämmtes, brünettes Gesicht hebt sich scharf von dem weissen Stud des Kamins ab, und wie seine Hand zerstreut mit den Knauten des Sessels spielt, kommt ein schmaler Goldreif zum Vorschein, der sein Handgelenk umschließt, mit einer Münze daran.

„Ein Bettelarmband! Alte Geschichte!“

„Unterbrechen Sie mich nicht, lieber Freund. Sie sind beleidigend in Ihrer Annahme, ich werde Ihnen von einer so veralteten Institution sprechen, wie das Bettelarmband. Die in Rede stehende Münze wird zwar auch schon von Vielen getragen, ist aber doch noch jüngerer Datums. Es ist ein Jehnarmstüd, das auf der Kopfseite entweder die Worte: „Gott erhalte den Kronprinzen“, oder „Gott schütze den Kaiser“ trägt, ein Ausdruck der Theilnahme und Sympathie, welche Deutschlands Söhne und Töchter mit unserem geliebten Kaiserthume verbindet. Sie bemerken das gleiche Armband bei Vielen der Anwesenden.“

„Ich frage Sie nun auf's Gewissen: Glauben Sie nicht, daß diese Gruppe, welche ich Ihnen soeben skizzirte, würdig wäre, von dem Pinsel eines Malers bevorzugt zu werden? Und sind Sie noch nicht zufrieden, so bliden Sie dort in das bunte Durcheinander. Jene stattliche Vierzigerin in der schlangengrünen Sammettschleppe mit dem herrlichen Bräufelers Spitzenrock und den strahlenden Diamantsternen, die Frau von...“

„Sie scherzen! Die Dame kann doch die Dreißig kaum erreicht haben?“

„Ah, sehen Sie, das ist der Triumph der Mode und Toilette. Doch lebe Pineaud und die Kosmetik! Ich versichere Sie, die Dame hat die Vierzig längst überschritten, und doch strich sie kaum von der jungen Frau ab, die neben ihr in dem weissen, mit Schmelz, Chenille und Seide gestickten Tüllkleide steht, à l'enfant frisiert ist, und die ihre Tochter sein könnte. Im Gegenheil: die prachtvolle Büste und die herrlichen Arme der Älteren bilden einen harmonischen Contrast zu den zarten, fast noch kindlichen Formen der Jüngerer, und lassen ahnen, was sich aus diesen einst entwickeln kann. Gesehen Sie, daß Heine, wenn er heute lebte, wenigstens der Mode, wie sie jetzt ist, nachdem sie den Keisrock verbannt, die Frauen voll zur Geltung gelangen läßt, und Stoffe und Farben in verschwenderischen Nuancen neben unzähligen anderen Hilfsmitteln zur freien Wahl stellt, den Anspruch an Vollkommenheit nicht verlagern würde.“

„Aber, meine Gnädigste, Sie haben einen wichtigen Punkt außer Acht gelassen. Entschuldigen Sie, daß ich Sie darauf aufmerksam mache, — die Füße der Damen, diese schiffartigen, langen Infitute, mit schier endlosen, aufwärts strebenden Schnabelfüßern und breiten, platten Absätzen, die Mirza Schaffy's Ausruf: „Seh ich Deine kleinen Füßchen an, so begreife ich nicht, daß sie so viel Schönheit tragen können“, zu einer Ironie stempeln.“

„Ah, Sie haben Recht. Die Füße sind ein dunkler Punkt in der Geschichte der heutigen Mode. — Nun denn, ich gebe Ihnen und Heine die Füße preis!“



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Prinz Oskar von Schweden und seine Verlobte. Siehe die Portraits, Seite 41. — Wenn die Nachricht von der Verlobung des Mitgliedes eines fürstlichen Hauses durch die Zeitungen geht, so fehlt selten die Behauptung, daß man es in diesem Falle mit einem Verlobniß aus reiner Neigung zu thun habe. Auch bei der Verlobungs-Anzeige des zweiten Sohnes des Königs von Schweden, des Prinzen Oskar, Herzogs von Gothland, fehlte dieser Zusatz nicht. Und doch hätte es gerade in diesem Falle seiner am wenigsten bedurft. Daß diesen Bund zweier Herzen wirklich die Liebe geschlossen, dafür zeugen am besten die Verhältnisse der Braut, und die Opfer, welche Prinz Oskar von Schweden seiner Verlobten bringt. Fräulein Ebba Henrietta von Munk zu Fulkila stammt aus einem alten finnländischen Adelsgeschlechte, ihr verstorbenen Vater war schwedischer Oberst, ihre noch lebende Mutter ist eine geborene Freiin Cederström. Als dieselbe Hofdame bei seiner Schwägerin, der Kronprinzessin Viktoria von Schweden war, lernte Prinz Oskar seine jetzige Braut kennen. Ihre gemeinschaftlichen Bestrebungen auf dem Gebiete der Wohlthätigkeit und Armenpflege, — Prinz Oskar ist Begründer und Vorsitzender eines Vereins „Für das Wohl der Elenden“, Fräulein von Munk wurde die Freundin seiner königlichen Mutter und ihre Vertraute bei ihren Werken der Barmherzigkeit, — lehrte sie einander lieben. Nicht ohne Kampf und ohne Opfer hat der Prinz es erreicht, daß der König von Schweden seine Einwilligung zu dem Bunde gab. Er hatte ein Jahr der Prüfung durchzumachen, während dessen er seinem seemannischen Berufe fern von der Heimath und der Geliebten lebte, und mußte auf alle Rechte der Thronfolge und auf den Titel „Königliche Hoheit“ Verzicht leisten, ehe seine Verlobung veröffentlicht und von seinem Vater sanctionirt wurde. Jetzt weilt das Brautpaar, — Prinz Oskar

ist am 15. November 1859, Fräulein von Munk, eine dunkle Blondine von mittlerer Größe und schlanker Figur, 1858 geboren, also ungefähr ein halbes Jahr älter als ihr Verlobter. — mit der Mutter des Bräutigams, der Königin von Schweden, in England, wo am 15. März im Beisein des Königs und der beiden jüngsten Brüder des Bräutigams die Hochzeit stattfinden wird.

Der erste Zahn. Von G. Vaugin. Siehe das Bild, Seite 44. — Welch kindergelegnetes Ehepaar wüßte nicht die Bedeutung des ersten Zahnes zu würdigen! Es ist noch etwas Anderes damit, als mit dem ersten Lächeln, dem ersten Worte, dem ersten selbständigen Schritt des Kindes. Das Alles sind scheinbar mühelos erreichte Resultate der fortschreitenden Entwicklung, — der erste Zahn ringt sich unter tausend Schmerzen an das Tageslicht. Das Kind schreit, die Mutter schläft nicht, die Amme droht, den Dienst zu kündigen. Woher alle die Unruhe! — Der kleine Jahnt! Endlich ist er da, der erste von den zwei- und dreifachen, mit denen er besegnet sein wird. Das Leiden, die Unruhe sind damit nicht vorbei, aber er ist doch die Gewähr dafür, daß nach dem Sturm auch wieder Stille eintreten wird. Nun kommt herbei, ihr Tanten und Pathen und seht euch das Wunder an! Vielleicht sind es drei Feen im Nocevo-Kostüm, die bei diesem ersten Zahn dem Kinde ihre Wünsche in die Wiege legen. Dann wird die erste sprechen: „Niemals sollst Du Schmerz an Deinen Zähnen empfinden.“ Die zweite aber sagt: „Haare sollst Du auf den Zähnen haben, damit Du den Kampf des Lebens leichter kämpfst.“ Und die dritte im Hintergrunde, die eigentlich nach ihrer schwarzen Gewandung die böse Fee sein müßte, aber sich doch gegen diese Rolle sträubt im Angesicht des kleinen Menschenkinde, kleidet ihren Wunsch in folgende Worte: „In das Gras sollst Du beißen, aber erst, nachdem Du den letzten Zahn verloren hast.“ Hoffen wir, daß alle drei Wünsche in Erfüllung gehen.



Berlin. — Die Versorgung der Wittwen und Waisen von Professoren der preussischen Universitäten soll demnach einheitlich geregelt werden. Bisher herrschte betreffs der Wittwen-Kassen an den einzelnen Universitäten eine große Verschiedenheit. Nunmehr aber werden sämmtliche für diesen Zweck bestimmte Fonds in das Eigenthum des Staates übergehen und die Pensionen künftig alle aus der Staatskasse gezahlt werden. Die Unterhandlungen über diese Angelegenheit sind gegenwärtig im Gange.

Schwerin. — Die Großherzogin-Witwe Alexandrine von Mecklenburg, die Schwester des deutschen Kaisers, vollendete am 23. Februar ihr 85. Lebensjahr. Die hohe Frau ist in Berlin in dem damaligen königlichen Palais, welches gegenwärtig der Kronprinz bewohnt, geboren, während in den Räumen des Palais gerade ein Hofball stattfand. Die Königin und ihre Oberhofmeisterin, Frau von Boff, hatten vor Mitternacht den Ball geräuschlos verlassen, und das Fest nahm ruhig seinen Fortgang. Die Paare drehten sich flott im Tanze, als sich plötzlich die Flügelthüren öffneten und Frau von Boff, sonst die Etiquette selbst, im Nachkleide, den Schlafrock darüber geknüpft, hereintrat und dem Könige die Geburt eines Töchterkins verkündete. In dem Saale erregte diese Erscheinung der vierundsechzigjährigen Oberhofmeisterin große Heiterkeit; Fürst Wittgenstein, der wichtige Oberkammerherr, ließ die Scene malen und überreichte der Frau von Boff an deren Geburtstag am 11. März 1863 das Bild mit einem launigen Gedicht. Die Großherzogin Alexandrine ist bereits seit 45 Jahren Witwe. Unter den nichtregierenden Fürstinnen steht ihr an Alter die frühere Kronprinzessin Wilhelmine von Dänemark, jetzt Witwe des Herzogs Karl von Schleswig-Holstein, geboren 1808, wohl am nächsten. Unter den regierenden Fürstinnen ist die deutsche Kaiserin die Älteste; ferner befinden sich in höherem Alter die Königin Luise von Dänemark, geboren 1817, die Königin Victoria von England, geboren 1819, die Herzogin Alexandrine von Sachsen-Coburg, geboren 1820, die Kaiserin Therese von Brasilien, geboren 1822, die Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar, und die Herzogin Agnes von Sachsen-Altenburg, beide im Jahre 1824 geboren.

München. — Die Königin-Mutter besuchte jüngst ihren unglücklichen Sohn, den geisteskranken König Otto, in Fürstentried, und bei dieser Begegnung der greisen Fürstin mit dem betagten Monarchen spielte sich eine ergreifende Scene ab. Begleitet von einem Hofbeamten und einem Arzte, betrat die hohe Frau das Zimmer, an dessen Fenster völlig theilnahmlos der König stand, mit den Fingern an die Scheiben trommelnd. Die Königin ging auf Otto zu und rief ihn an, doch der König lehnte sich nicht um, er schien nicht zu hören. Mit Thränen in den Augen sagte die Königin-Mutter in kurzen Pausen mit mütterlicher Härtheit, die ihre Begleitung tief bewegte: „Otto! Otto! Hörst Du?“ Ihr ward keine Antwort; erst einige Zeit später gab der arme Monarch lallende Laute von sich. Er erkannte die eigene Mutter nicht und trommelte gleichmüthig, unbedünktet um die Anwesenden, an der Fensterscheibe weiter, starr auf die in Schnee gehüllte Landschaft blickend. Plötzlich ludte Otto zusammen, sein Blick fiel auf die auf dem Fensterbrett liegende Cigarette, die er rasch erfaßte und, sich aufrichtend, rief er spröden, fast hart klingenden Tones: „Feuer!“ Ein nochmaliger Versuch der hohen Frau, den Sohn für einen kurzen Moment aus der geistigen Unmachtung zu reifen, blieb gleich den früheren völlig vergeblich. Schmerz-bewegten Antlitzes wandte sich die Königin-Mutter ab und verließ mit ihrer Begleitung das Zimmer ihres Sohnes. Den Theilnehmern an dieser erschütternden Scene drängte sich die Ueberzeugung auf, daß die geistige Unmachtung des Königs den höchsten Grad erreicht haben muß, denn vor nicht zu langer Zeit vermochte er auf Augenblicke noch einzelne Personen zu erkennen. Auch das körperliche Befinden wird als nicht günstig geschilbert.

Stuttgart. — Vor Kurzem ist hier die Gräfin Hendl von Donnersmard, die als Caroline Ost in den vierziger Jahren hochgefeierte Prima Ballerina, nach längerem Leiden gestorben. Sie galt als eine der bedeutendsten Tänzerinnen ihrer Zeit. König Wilhelm von Württemberg hatte sie in Paris ausbilden lassen. In der französischen Metropole feierte sie auch ihre größten Triumphe als Tänzerin, soa sich aber nach ihrer Verheirathung mit dem Grafen Hendl von Donnersmard von der Bühne jurid.

Wien. — Prinzessin Maria Ludmilla Arenberg, Tochter des verstorbenen Herzogs Engelbert und der Herzogin Geonore Arenberg, hat sich mit dem Erbprinzen Carl von Groß-Dälmen, dem Bruder der Erzherzogin Jovella, verlobt.

— Fürstin Pauline Metternich bereitet, gleichwie im Vorjahre, Theater-Vorstellungen zu wohlthätigen Zwecken unter Mitwirkung von Mitgliedern des hohen Adels vor. Dieselben werden im



Palais des Fürsten Dichtenstein stattfinden. Außer der fürstlichen Beranfallerin werden Gräfin Potoda, die Comtesse Schönborn, Graf Podskafly-Dichtenstein und vielleicht auch Fürst Schwarzenberg mitwirken. Zur Aufführung soll ein Stück, welches im Rococo-Zeitalter spielt, ferner ein Vaudeville und eine kleine Posse gelangen.

# Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Wien. — Eine höchst pitante Neuheit ist die Toque aus Rehleder. In einfacher Ausstattung und grauer Farbe bildet sie die echte Ergänzung des Kautschuk-Mantels. In jeder beliebigen Ausstattung und Farbe, — mit Sammet eingefasst und einem „Gestech“ oder Bauschupuk, — ein überaus practischer Strahlenhut, so recht geeignet, dem Filz- und Lodenhut Concurrenz zu machen.

Was die offenen Filzhüte betrifft, die mit den wärmeren Tagen wieder in volle Activität treten, spricht und „verarbeitet“ man viel in der Form „Directoire“. Im Nacken sich krempelnd der Kopfbildung anschmiegend, erweitert er sich vorn zu einer ungeheuren, gerade aufsteigenden Krempe, deren Umfang ein reiches Arrangement erfordert, das zumeist in abshattirten Straußfedern und gleichem Band besteht. Doch wählt man auch Changeant-Seide, — und in zwei verschiedene Farben gestreiftes Jaille-Band; Picot-Band ist veraltet. Zu hellen Hüten nimmt man dunkles Band in absteigender Farbe: zu Gelb Dunkelblau, zu Eisenfarben oder Dunkelroth Aischgrau.

Paris. — Auf den letzten Ballen und offiziellen Soirées trugen die Toiletten im Stil Ludwigs XV. über alle anderen den Sieg davon. Wird durch diese Begünstigung der Mode einer früheren Zeit jede Gesellschaft zu einer Art Kostümfest, so muß man doch zugestehen, daß sie den Anstoß gegeben zur Wiedererzeugung jener herrlichen Seidenstoffe, deren Reste nur noch in Museen vorhanden waren. Leider ist der hohe Preis dieser Stoffe, — 50—70 Francs der Meter, — nur für sehr reiche Leute erschwinglich. Allerdings braucht man ein verhältnißmäßig geringes Maß. Die Farbe dieser Roben ist stets sehr hell, der Rock z. B. mattschwarz mit moosgrünen Schleifen, das Ueberkleid buntgeblümt auf cremefarbenem Grunde.



Zur Besuch- und Empfangs-Toilette werden Saphir- und Seltenerblau gegenwärtig sehr bevorzugt. Beide Nuancen wirken zusammen überaus reizvoll, besonders wenn das Ganze noch durch Züll-Garnituren mit Goldstickerei gehoben wird. Unsere Abbildung zeigt den Rock aus gleichfarbener Jaille, das hinten tief herabfallende Ueberkleid aus saphirblauen Sammet. Den vieredigen Ausschnitt ergänzt ein Züll-Chemiset in der Art der Moderverjüngung, welches man am Tage mit heller Seide unterlegt, jedoch dasselbe Kostüm verschiedene Zwecke erfüllt.



Mit großer Freude wird das Wiedererzählen der schönen, schmiegamen, starkgerippten Popeline begrüßt, von denen man sich lange Zeit ganz abgewendet hatte. Wohl blieb eine Art dieses Stoffes für Ueberkleider stets im Gebrauch, doch war dieselbe hart und spröde und zur eleganten Toilette nicht verwendbar. Die neuen Popeline eignen sich im Gegentheil gerade für große Toilette und sind in hellen Farben noch schöner, als in dunklen. Eine Prinzess-Robe aus dieser Popeline in rosigem Heliotrop mit langen glatten Ärmeln war hinten geschnürt und von der Taille an in breite Falten gelegt. Die Ausstattung bestand aus schwarzen, geschliffenen Jet-Perlen und einer Draperie aus chin-



nesischem Krepp von der Farbe des Kleides. Dasselbe war für eine junge Witwe in Halbtrauer bestimmt.

Zusammenstellungen von zweierlei Tuch in harmonisierenden Nuancen, wie z. B. Seerottbraun und Kastigelb sind das Neueste auf dem Gebiete der wollenen Kostüme. Das hellere Tuch erscheint als Unterkleid, dessen Rock, Taille und Ärmel schmale, sehr weitläufige Falten bilden. An jeder Seite des Rockes steigen ausgeklagelte dunkle Volants feilförmig auf, die zur Hälfte eine Lunula aus hellem Tuch verdeckt. Die Taille umschließt ein kurzes, dunkles Mieder, welches jedoch ebenso wie der Kragen gesondert hergestellt ist, jedoch jedes beliebig angelegt



werden kann. Eine dreifache Pelserine beider Nuancen vervollständigt sehr hübsch und zweckmäßig dieses für jedes Alter und jede Gestalt passende Kostüm.

Die letzten Neuheiten in Hüten verkünden bereits die Frühjahrs-Mode, und es geht deutlich daraus hervor, daß die Krempe vorn sehr hoch aufgeschlagen und darunter eine Spange mit einer Blume oder Schleife befestigt sein wird. Unter den zur Toilette passenden Hüten ist die seidene, mit durchbrochener Gold- oder Silber-Passementerie bedeckte Capote zu nennen. Die Seide stimmt mit der Farbe des Kleides überein; dunklerer Sammet füttert die Krempe. In der Wahl der Federn zeigt sich hauptsächlich ein feiner Geschmack.

Die Jersey-Taille steigt wieder in der Gunst der Damen, da sie, ohne die Schlantheit zu beeinträchtigen, als Weste zu den Jacken-Kostümen getragen werden kann. Außer diesen verhältnißmäßig einfachen Taillen sieht man sehr elegante, die über und über mit Gold gestickt sind. Eine dritte Art imitiert eine ausgeschnittene Taille mit Chemiset und besteht aus zwei Theilen: die Taille z. B. aus braunem Jersey, das Chemiset so wie die Ärmel-Ausschläge aus blauem, mit Soutache besetztem Stoff. Den Rock wählt man zu lehterem passend. Eine leicht



entlich für junge Mädchen sehr anmuthige Tracht.

Schon beginnt man, die Kleinen leichter zu kleiden. Das wattirte Mäntelchen macht dem einfach gefütterten Platz. Dieses besteht meist aus Damentuch in Schieferblau mit rosa Surahsfutter. Giselirte Goldknöpfchen halten die Revers, und ein Ruff aus demselben Tuch giebt dem hübschen Kinderkostüm noch einen halb winterlichen Anstrich, während das mehr als je übliche gestickte Kleidchen mit farbigem Unterzeug schon ganz sommerlich anmuthet.



gerastete Hinterbahn von der dunkleren Farbe vollendet diese, namentlich für junge Mädchen sehr anmuthige Tracht.



B. de G.

# Handarbeiten

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

## Ueber Brandmalerei.

Die Pyrographie oder Brandmalerei wird heute noch von den Meisten lediglich als eine angenehme die Zeit vertreibende Spielerei für Dilettanten betrachtet; es sei uns daher vergönnt, hier auf die Bedeutung der Pyrographie auch für das Kunstgewerbe hinzuweisen. Um eine wirklich künstlerisch wirkende Arbeit mit dem Brennstift aus Holz oder Stoff zu schaffen, muß man vor Allem zeichnen können. Es genügt nicht, die vorgezeichneten Muster nachzuzeichnen, und wenn der Stift den Strich nicht trifft, eben einen anderen daneben zu stellen, — man muß sich der Sache völlig bewußt sein, jeden Strich vorher überlegen und den Stift mit unbedingt sicherer und geübter Hand über das Material gleiten lassen, sicherer noch als den Zeichenstift, dessen mißglickte Striche sich ausradiren und durch neue ersetzen lassen, während die Spuren des Brennstiftes unauslöschbar sind. Schon aus diesem Grunde trifft die Anschuldigung, die Pyrographie sei nur eine Spielerei für Dilettanten, nicht zu. Die Brandmalerei gehört vielmehr zu dem vielverzweigten Gebiet des Kunstgewerbes.

Neben den Sähen und Säselchen, die von kunstgeübter Hand gefertigt, zum Verkauf in die Magazine wandern oder als Geschenk direct in andere Hände übergehen können, wollen wir auch einige jener Möbel und Geräthe erwähnen, die geschmückt mit den Zeichnungen des Brennstiftes, unser Heim zu verschönern berufen sind.

Schon in der technischen Nummer vom 24. April 1887 übergaben wir unseren Lesern das Muster und die Technik zu einer wahrhaft prachtvoll wirkenden spanischen Wand in bronzierter Brandmalerei auf Sammet. In eben derselben Weise sind Portieren, Vorhänge, Decken jeder Größe zu herzustellen, und zwar kann der

stoffbare Seidenjammet durch Beiveten oder Tuch ersetzt werden; ersterer wirkt zwar nicht so vornehm als der echte Sammet, — es wird dazu möglichst dichter, hochflockiger Sammet empfohlen, — erscheint aber, besonders bei bedeckten Mustern, durchaus elegant, während das Tuch die Concurrenz des Sammets ganz und gar ausbält und sich siegreich neben diesem Stoff behauptet. Der Brennstift wird auf Sammet jene füllende Technik am wirkungsvollsten ausüben, wie sie in der Nummer vom 24. April durch Illustrationen erklärt wurde, denn die bronzierte Brandmalerei auf Sammet macht den Eindruck schwerer Goldstickerei, während das Tuch die feinsten Schattirungen gestattet und vom kräftigsten Dunkel bis zum lichtesten Sepia-Ton alle Scalen der Abtönung zuläßt.

Abgesehen von den aus neuem Stoff anzufertigenden Decken, kann man sich alte gedrückte Sammet-, auch Plüschdecken durch ein über den ganzen Stoff sich ausbreitendes Muster völlig wie neu herstellen. Man vertheilt das Dessin geschickt über die schlechtesten Stellen, die der Brennstift leicht entfernt, bronziert das eingebrannte Muster, indem man dasselbe mit dem in einem dünnflüssigen Brei von Goldbronze und Majolika-Lack getauchten Vorstempeln contourirt, und die ehemals zum Ausstrangiren bestimmte Decke ist wieder ein originelles Schmuckstück unserer Zimmer. Türkische und persische Muster werden sich hierzu am besten eignen. Unter den auf Stoff ausgeführten Gegenständen sei auch noch ein Spiegelrahmen erwähnt; man läßt ihn aus gewöhnlichem Holz, 65 zu 40 Cent. groß, beim Tischler schneiden, der auch das Oval in der Mitte herausnimmt und innen ausfälscht. Diese Holzplatte wird nun sauber mit Sammet oder Plüsch bezogen, auf dieses dann das Muster übertragen und in der Sticker-Technik gefüllt gebrannt, worauf man das Gebrannte mit Goldbronze überzieht. In den Holz wird sodann eine geschliffene Spiegelplatte eingeseigt und die Rückseite mit Tapete oder dunter Cretonne bedeckt. Es empfiehlt sich, eine starke Holzplatte zu wählen, damit der Spiegel tief liegt und der gebrannte Rahmen ihn zu überragen scheint. Ein vorzügliches, freilich auch sehr kostbares Material für Brandmalerei ist das starke, weiße oder lichtbraun gefärbte Schweinsleder, das man zu Stuhllehnen für Speisezimmer, Abwandel, Bücher- und Schreibmappen-Einbände verwenden und mit dem Brennstift zu diesem Zweck reizend verzieren kann. Auf Leder brennt man am besten in starken, kräftigen Umrissen und in Schattirungen, welche groben, alten Stichen nachgeahmt sind, oder man läßt diese ganz fort und füllt die Umrisse mit bunten Oelfarben aus, welche Technik sehr wirkungsvoll ist. Am besten eignen sich Wappen, Monogramme und die ernstlichen, edel gegliederten Ornamente der Renaissance dazu.

Auch auf Holz lassen sich mannigfache Artikel schaffen. Schrank- und Windschirm-Paneele, Tischplatten, Schilde zur Wand-Decoration, ja sogar große Bilder, Landschaften und Portraits kann der Brennstift auf Holz gleich dem feinsten, gewandtesten Zeichenstift, gleich jeder Reiffeder zeichnen. Ornamentale Decorationen, mit verschiedenfarbenen Holzfarben getönt, machen dadurch einen erhöhten Effect; bei Bildern des Landschafts- oder Figuren-Genre's läßt man am besten den Sepia-Ton, den die Pyrographie hervorbringt, ungetönt stehen. Auch große Holzschächer, mit Blüthenzweigen und Amoretten gebrannt, welche mit Aquarellfarben ganz zart und durchsichtig übermal werden, sind reizende Kräfte, die der Phantasie des Arbeiters einen großen Spielraum lassen.

Von unseren geschägten Lesern besitzen gewiß noch Viele Bücherchränke, deren Glashären, seien sie in je zwei oder nur in ein Feld getheilt, uns ein Dorn im Auge sind, weil diese meist sehr geschmacklos und nach keinem Stil gearbeiteten Möbel unserem heutigen Geschmack nicht mehr zusagen wollen. Seidene Gardinen machen die Sache meist nur noch ärger und die Möbel kleinbürgerlicher, besonders wenn die Sonne sich dieser Vorhänge schon theilnahmlos angenommen und sie ausgebleicht hat. Die Aenderung ist, Dank der Pyrographie, eine sehr einfache. Man läßt sich vom Tischler an Stelle der Glashären fournierte Paneele von weißem Holz machen, verzieht diese mit Brandmalerei, die man mit bunten Tinten leicht und matt tönen kann, — was sehr effectvoll wirkt, — und setzt diese Paneele, nachdem sie gebohrt oder lackirt sind, — beides ist mehr zu empfehlen als selbst die beste Politur, — in die Schränke ein; ein hochelegantes Möbel steht dann vor uns, das wir eventuell noch durch Bronze-Beschläge in den Ecken, um die Schlüssellöcher und an den Kopfleisten vervollständigen können. Derartige Beschläge bezieht man durch Möbel-Fabrikanten, die dieselben, nach dem Preise berechnet, verkaufen. Wir geben zu diesem Vorschlag eine Zeichnung, die sich auch zu spanischen Wänden und Paneelen für neu herzustellende Schränke verwenden läßt. Das Dessin wird vollständig schattirt dem Holze eingebrannt und dann erst, wie bemerkt, mit bunten Tinten getönt. Für die Amoretten verdimmt man die Scharlach-Tinte so weit mit Wasser, daß sie nur ein leichtes Incarnat anbeutet; die Blumen und Blätter übergeht man mit der unverdünnten Tinte, jedoch nur einmal und ganz gleichmäßig. Diese Mal-Tinten haben vor den Aquarell-Farben den Vorzug, daß sie gleichmäßig stehen und den Einflüssen von Sonnenlicht und Luft besser Stand halten.

In noch kleinere als zweigetheilte Schrank-Paneele brennt man am besten leichte,





fliegende oder nach Schmetterlingen haschende, auf Blütenzweigen schwebende Amoretten.

Ebenso mißfällt uns der Deckel unserer Poliffander-Flügel, deren Holz in den meisten Fällen ausschweift, d. h. kleine Risse erhält, welche eine erneute Politur immer nur auf kurze Zeit entfernt. Dann treten die kleinen, mattanlaufenden Risse wieder hervor, und der Flügel erhält das Aussehen, als sei er nicht gereinigt und gestäubt worden. Flügeldecken, wie sie gewöhnlich benutzt werden, um die Politur zu schonen, können indeß den Anspruch auf Eleganz und chic nicht erheben; mit Hilfe der Brandmalerei können wir uns aber unsere Flügel nicht nur wie neu, sondern auch völlig elegant herstellen. Der eine Weg hierzu ist der folgende: Man läßt sich vom Tischler von der oberen Flügelplatte die Politur abziehen und nur den glänzenden Rand stehen; die glatten Seitenflächen sowie die anderen Flächen werden matt gemacht, d. h. mit Sandpapier und Bimstein abgerieben. Hohlkehlen, Relief-Verzierungen etc. läßt man polirt. Der abgezogene Deckel wird nun mit dem umstehenden Muster versehen und dieselbe sodann mit dem Brennstift eingebraunt, wobei der Stift recht kräftige Schatteneffekte hervorzubringen hat.

Wenn man das Muster auf der mattriten Poliffander-Platte des Flügels in sehr kräftigen, scharfen Conturen ohne feine Schattierungen einbrennt und diese Conturen dann mit einem passenden Vorstift mit Gold-Branze vergolbet, so erhält man durch dieses Verfahren ein hochelegantes, ungemein vornehm wirkendes Möbel. Dieselbe Methode läßt sich natürlich auch auf andere Möbel anwenden.

Eine andere Ausattung erzielt man, wenn man die Flügelplatte glatt mit Tuch überzieht, dieses sowie eine kurze, traue Franzen-Bordüre mittelst sogenannter bunter Dylacher und verzierter Goldnägeln ringsum festnagelt und an beiden Seiten des Charniers, das den Deckel in zwei Theile scheidet, mit ganz kleinen, feinen Messing-Lapezierlisten anheftet. Dann überträgt man das Muster auf das Tuch und brennt es diesem entweder schattirt oder gefüllt ein. In letzterem Falle, den die Farbe des Tuches entscheidet, wird das Muster mit Gold-Branze bronziert, im ersteren Falle wird es einfach mit Lack dem Tuch fixirt. Beide Verzierungen sind zu empfehlen, — der Geschmack eines Jeden mag die ihm convenientere wählen.

Was nun die Dauerhaftigkeit der Brandmalerei anbelangt, so steht dieselbe in Holz über jedem Zweifel. Stoff und Leder werden dem ersten Material, soweit dies in ihrer Natur selbst liegt, nicht nachstehen, sobald man die gebrannten, übermalten und bronzierten Stellen mit einem dauerhaften Lack überzieht, der gut haftet und dadurch die Risse fest mit dem Stoff verbindet. Ein einfacher Gummi- oder Leimüberzug wird für Gegenstände, welche keiner Reibung ausgesetzt sind, für lange Zeit genügen; ein guter Lack macht sie unverwundlich, während Holzgegenstände in jeder Form am schönsten, besten und dauerhaftesten unter einer Wachsbolierung zu benutzen sind.

Vielleicht erfüllen diese Zeilen den Zweck, die Bedeutung der Porographie in das rechte Licht zu stellen und Viele darauf hinzuweisen, wie sie ihre Begabung für Zeichnungen mit Hilfe des Brennstiftes verwerthen können.

Eufemia Gräfin Ballestrem.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Im Anschluß an die in der Nr. vom 26. Februar d. J. veranschaulichten Tafelgeräthe bieten beifolgende Darstellungen eines der modernen Fisch-Service: Schüsseln nebst dazu gehörigen Tellern, sowie ein großes Besteck außer den zum Speisen üblichen Messern und Gabeln.

Verschiedene Fisch-Gerichte.

Einer großen Beliebtheit erfreuen sich namentlich in England alle Pies, die, nicht immer süßen Inhaltes, einen Uebergang zu den Pasteten bilden und in Frankreich vorzugsweise geschätzt, bei uns noch nicht genügend bekannt sind. Ohne große Mühe und besondere Kosten können sie einfach bereitet und sowohl kalt als auch warm gegessen werden und halten sich Wochen lang. Die Einfachheit der englischen Küche beruht zum guten Theil darauf, daß man derartige Puddings, Pies und Pasteten einmal in großen Maßstabe anfertigt und dieselben, nachdem sie im Bedarfsfalle erwärmt worden, sofort auf den Tisch bringen kann. Sämmtliche Pies werden in dem bereits früher erwähnten Pie-Kapf und in

einer Teigkruste gebacken, deren Zubereitung stets dieselbe bleibt, auf gleiche Weise stellt man auch die Pasteten her, wenn man zu



Weiß gemusterte und farbig decorirte Fisch-Teller.

diesen nicht einen Pasteten-Topf benutzt oder einen Dreifüßler anfertigt, der diesen ersetzt. Wir geben in Nachstehendem zunächst das Recept für den englischen Buttermilch, daran anschließend das



Weiß gemusterte und farbig decorirte Fisch-Schüsseln.

einer „Stodfisch-Pastete“, die gleichzeitig als ein „Fasten-Gericht“ zu empfehlen ist.



Fisch-Beck aus eiseltem und gradirtem Silber mit Elfenbein-Griff.



Fisch-Messer und -Gabel aus glattem Silber.

1323. Englischer Buttermilch besteht, — für eine Form ausreichend, — aus 1/2 Kilo trockenem Mehl, das, auf ein Backbrett gestrichelt, mit einem Ei, 30 Gramm Butter, einer Prise Salz und so viel kaltem Wasser geknetet wird, daß es sich als geschmeidige Masse vom Brette löst. Ist der Teig auf untergeputertem Mehl leicht ausgerollt, so belegt man ihn mit 1/2 Kilo gut ausgewaschener, trocken gekneteter Butter, die man in kleine Stücke zerpflegt, schlägt ihn zusammen und rollt ihn nach Art unseres Buttermilches sechs mal, ihn nach dem zweiten Schlage eine halbe, nach dem vierten eine Viertelstunde ruhen lassend. Sodann wirft man den Teig federnd aus, säubert nun einen Streifen, befeuchtet den Rand des bereits mit seinem Inhalte gefüllten Pie-Kapfes mit Wasser, drückt den Teigstreifen fest an, befeuchtet auch diesen und rollt von der übrigen Masse eine das Ganze überdeckende Platte, die, an den Rändern fest auf den Streifen gedrückt, mit gequirtem Ei bestrichen wird. In der Mitte aber schneidet man mit einem Messer ein kleines Loch, durch das man, wenn erforderlich, etwas Jus oder Wein in die Pastete nachgießen kann.

1324. Stodfisch-Pastete. (Englisches Recept.) — Man nehme ein Stück vom besten Stodfisch, lasse ihn gut auswässern, löse ihn von der Rückgräte, entferne die Knochen und setze ihn auf's Feuer, reichlich kaltes Wasser übergießend. Sobald dies heiß geworden, gieße man es ab und ersehe es durch frisches; wenn es zu kochen beginnt, wird der Fisch vom Feuer gezogen, abgeseigt, vorsichtig entgrätet, in kleine Stücke geschnitten und mit Salz und gehackter Petersilie bestreut, dann bleibt er bis zum Gebrauch in einem Kapfe verdeckt stehen. Die Abfälle benutzt man, fein gewiegt, für die Farce, die von 90 Gr. Butter, einem weichen Küchlein von 3 Eiern, 2 gut eingeweichten, trocken ausgebrühten Weißbröckchen, 3 ganzen Eiern dergestalt bereitet wird, daß die Butter, zu Sahne gerührt, mit den übrigen Bestandtheilen vermischt, mit Pfeffer, Salz, etwas geriebener Zwiebel und nach Belieben mit Muskatblüthe abgeschmeckt wird. Nachdem nun der Pie- oder Pasteten-Kapf gut mit Butter ausgestrichen worden ist, füllt man zunächst eine fingerdicke Farceschicht hinein, legt darauf die Fischstücke, diese mit zerpflegter Butter und gehackter Petersilie bestreud, und giebt die übrige Farce darauf, gießt noch einige Löffel guter Bouillon auf und bedeckt das Ganze in der zuvor angegebenen Weise mit dem Teig. Nach Verlauf einer Stunde im Ofen fertig gebacken, kann die Pastete nach Belieben mit einer Rahmsauce servirt werden, zu der man ein Stück Butter mit einem Löffel Mehl knetet, dies mit ein wenig Bouillon verlocken läßt, zuletzt Sahne, ein wenig fein gehackte Schalotten und Salz zusetzt und die gut feimige Sauce mit einigen Eigelb abzieht.

1325. Gefüllter Hecht. (Französisches Recept.) — Einen Hecht von etwa 4 Pfd., den man durch einen Schlag auf den Kopf getödtet hat, schuppt man, ohne die Haut zu verletzen, spaltet ihn längs des Rückens mit einem scharfen Messer, nimmt ihn durch die so entstandene Oeffnung aus, entfernt vorsichtig die Gräten, spült den Fisch gut aus, trocknet und reibt ihn mit Salz ein und füllt die Höhlung mit einer guten, feinen Farce aus Fischfleisch, welche in wiederholt angegebener Art zubereitet werden muß. Ist die

Farce, so näht man den Hecht der Länge nach zu, sodas er mit unverletztem Kopf und Schwanz seine natürliche Form behält, zieht auf einer Seite die Haut ab und spaltet ihn mit seinem Sped. Nun thut man Speckscheiben auf den Boden einer Bratpfanne, legt den Fisch darauf, bedeckt ihn mit einem Butterpapier, gießt eine Flasche Rothwein und einen Löffel Bouillon hinzu, fügt auch Gewürz und Salz bei und läßt ihn in recht heißem Ofen, unter fleißigem Begießen, 1 1/2 Stunde kochen, sodas er, wenn man das Butterpapier abhebt, schön braun und blank glaciert ist. In ovaler Schüssel angerichtet, garnirt man ihn mit kleinen, gebratenen Kartoffeln, glacirten Zwiebeln und Meerrettig.

1326. Fisch mit Macaroni. (Italienisches Recept.) — Ein halbes Kilo in Stücke gedrochener Macaroni und ein Hecht oder Zander von 2 Kilo werden in Salzwasser weich gekocht und die Macaroni zum Abtropfen in ein Sieb geschüttet; hierauf wird der Fisch entgrätet und kleinblättrig zerpflegt. Ferner bereitet man von 1/2 Kilo in einer Kasserole zerflüsselter Butter, in der man ein paar Zwiebeln durchgeschwizen ließ, — diese dann aber heranzimmt, — einen Löffel Mehl und Sahne eine dickflimige Sauce. Nun werden Fisch und Macaroni schichtweise in eine mit Butter ausgestrichene Rehrspeisen-Form gepackt; die Sauce wird, mit 1/2 Kilo Parmesanläse vermischt, lössweise übergefüllt, damit sie die ganze Masse gleichmäßig durchzieht. Mit kleinen Butterstücken belegt, wird diese Speise in einer Stunde im Ofen gar gebacken, und man kann, ehe man sie zur Tafel giebt, noch eine Tomaten-Sauce überfüllen, die den Wohlgeschmack erhöht und für diese Schüssel in Italien gebräuchlich ist.

1327. Fische mit Curry. (Indisches Recept.) — Ein namentlich bei Herren beliebtes Gericht. Man kann dasselbe aus beliebigen Fischarten bereiten, auch Reste sehr gut dafür verwenden, da die nur in Salzwasser abgekochten Fischstücke einfach in der Sauce erwärmt werden. Diese mit Reis zusammen servirte Curry-Sauce wird, auf folgende Art bereitet. Man dämpft für 1 Kilo Fisch zwei in feine Scheiben geschnittene Zwiebeln in 60 Gr. Butter weich, verrührt sie mit einem Löffel Mehl und zwei Löffeln Curry-Pulver, gießt 1/2 Liter Bouillon, vier Löffel Sahne dazu und läßt das Ganze dickflimig eintochen, um es dann, durch ein Haarsieb geftrichen, über den Fisch zu gießen, der einmal in dieser Sauce aufkochen und gut durchziehen muß. Der erforderliche Reis, etwa 1/2 Kilo, wird ungewaschen in einem trockenen Tuche rein gerieben, in 125 Gr. zerlassene, gelbliche Butter geschüttet, in welcher er etwa 10 Minuten anziehen und dann auf raschem Feuer unter Zugießen von wenig Bouillon körrig weich kochen muß. Nunmehr füllt man den Reis in eine Randform und stürzt diese auf eine runde Schüssel, füllt den Fisch mit der Sauce in die Mitte und giebt die Speise recht heiß auf die Tafel. E. R.



Gärtneret.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Bringen die Märztag auch oft noch Frost, Schneehauer und rauhe Stürme, so macht doch die Sonne in freigiebigter Kraft bald wieder dem Winter die Herrschaft streitig; ihre belebenden Strahlen schmelzen Schnee und Eis und wecken die Natur aus langem Winterschlaf zu neuer Daseinsfreude, mahnen aber auch die Gartenfreunde zu angestrenzter Thätigkeit auf ihrem Arbeitsfelde. Schon blühen im Garten die ersten Frühlingsboten; neben Schneeglöckchen und Crocus Märzgloden, Scilla, Veberblümchen und Beilchen; sie werden umso mehr zur Wirkung kommen und das Auge erfreuen, wenn die Umgebung, Beete, Rasen und Wege wohlgeordnet und in Stand gesetzt sind. Die Rasenplätze, die bei achtsamer Pflege die Schönheit des Gartens wesentlich erhöhen, sind jetzt abzuräumen und mit der Balje zu glätten, um das vom Frost gehobene Gras anzubrüden. Das Unkraut, namentlich solches, welches sich rasenartig oder durch Samen weit ausbreitet, ist durch sorgfältiges Ausstechen zu entfernen.

Sehr zweckmäßig für die Rasencultur ist ein sogenannter Rasenrechen, zwischen dessen Zinken die Blüthen der Gänseblumen und anderer Unkraut-Pflanzen hängen bleiben, während die spizen Grashalme leicht hindurchgleiten. Das saubere Abstecken der an schadhafte Stellen ergänzten; andere Einfassungen, wie von Federnellen, Taufendschönden können jetzt gleichfalls ausgebessert, zertheilt und von Neuem angelegt werden. Ferner ist es hohe Zeit, die man-



Unkrautfackel.

Rasenrechen.

nigfachen schönen Sommerblumen, die später den Garten schmücken sollen, auszusäen. Bei beschränktem Raum wird die Auswahl oft recht schwer, besonders wenn man die Kataloge der Handels-Gärtnerereien zur Hand nimmt, die außer unieren albekanntem Lieblingen auch reizende Neuheiten in großer Fülle bieten.

Solche Blumen, die an Ort und Stelle verbleiben, wie Refeda, Rittersporn, Nemophila, Winde, Wicke werden gleich in's freie Land gesät; andere dagegen, die sich verpflanzen lassen, wie Levkojen, Asters, Balsaminen, Phlox, Petunien und perennirende Gewächse sät man jetzt, wie im vorigen Monat, nach Bedarf in lauwarme Kästen. Sollten Spazintzen- und andere Zwiebel-



Rasenrechen-Stecher.



beete noch gedeckt sein, so müssen sie schleunig abgeräumt werden; die Hülsen von Stauden und Stiersträußern sind je nach der Bitterung zu verringern oder zu beseitigen und die in Erde eingeschlagenen Rosen herauszunehmen. Doch ist dringend anzurathen, die Winterbeden oder Zichtenreißig für ost noch wiederkehrende Kälte bereit zu halten.



Baumkrämer, Baumrinden-Härte, Baumfäße, Wähleisen.

Die Landrosen werden beschitten und können, wenn nöthig, bei trockener, frostfreier Erde verpflanzt werden. So bald wie möglich muß man auch diejenigen Stiersträußer beschneiden, bei denen sich die Blüten an den Spitzen desjähriger junger Triebe entwickeln. Hierher gehören außer fast allen Rosenarten Schneeball, Deutien, Weigelien und viele Epitimen; sie werden stark zurückgeschnitten und im Innern gelichtet. Nur die gelbe Rose, Persian Yellow und die Hagebutten tragende Rosa villosa darf man jetzt nicht verkürzen, da die Blüten am Gipfel hervorbrechen. Die Gewächse in den Winterquartieren erfordern mehr Luft und Feuchtigkeits als früher. Oleander, Lorbeer und andere harte Pflanzen können an sonnigen Tagen schon auf einige Stunden in's Freie gesetzt werden. Für die meisten Topfgewächse, Pelargonien, Fuchsen, Orangen, Myrten ist dieser Monat die geeignetste Zeit zum Verpflanzen.



Amerikanische Raupenscherre.

Rosenscherre.

Beete Spinat, Kerbel, Petersilie, Mohrrüben, Carotten, Schwarz- und Fuchswurzeln, Zwiebeln, Knoblauch, Pfefferkraut, Thymian, Salbei. Als Schnitt-Petersilie ist besonders die niedrige, krause oder gefüllte Petersilie zu empfehlen, die sich wie Moos ausbreitet und ihrer ungemein hübschen und zierlichen Belaubung halber oft einen wohlverdienten Platz im Blumenkasten findet. Will man schon jetzt eine erste Aussaat von Radischen und Sommerrettig machen, so wähle man ein sonnig gelegenes Beet, das gut gedüngt, aber nicht gedüngt ist; für die späteren Aussaaten, die in Zwischenträumen von acht bis vierzehn Tagen erfolgen können, ist ein schattiger Ort vorzuziehen; oft werden Radischen auch sehr dünn zwischen Mohrrüben, Zwiebeln und Spinat gesät.

Ebenso kann man zu verschiedenen Zeiten eine Aussaat von Kohlfloren für spätere Aussaaten vornehmen, während sehr zeitig im Mistbeet gezeuget und bereits etwas abgehärtete Pflanzen schon in's Freie gesetzt werden können. Von Erbsen macht man jetzt die Haupt-Aussaate und dann alle zwei bis drei Wochen bis Anfang Juli eine neue Pflanzung. Unter den Markt-Erbsen wird „Telephon“ als neue, besonders großschötige und reichtragende Sorte von feinem Wohlgeschmack gerühmt; sie erreicht eine Höhe von 120 Cent. und eignet sich vorzüglich zum Einmachen.

Soweit es nicht schon im vorigen Monat geschehen ist, sind jetzt in lauwarme Mistbeete oder Kästen alle verpflanzbaren Gemüse und Küchengewächse, wie Blumenkohl, Wirsing, Weiß-, Roth- und Rosenkohl, Kohlrabi, Salat, Sellerie, Majoran, Basilicum, Portulak zu säen. Ebenso legt man neue Treibkassen für Gurken und Melonen an. Will man recht kräftige Fruchtstränke erzielen, so bricht oder schneidet man den jungen Pflanzen, wenn sie drei bis sechs Blätter getrieben haben, das Herz bis auf zwei Augen aus.

Das Spargelland wird von Dung befreit, gereinigt und sorgfältig gelockert. Auch die Erberbe-Beete sind in Stand zu setzen und aufzuhähen; bemerkt man hierbei vom Frost gehobene Pflanzen, so verjähne man nicht, sie anzubrüden und zu beschneiden. Wenn neue Beete angelegt werden sollen, so ist dieser Monat und der Beginn des folgenden die beste Zeit zur Pflanzung. Ältere Stangen-Stauden lassen sich jetzt teilen und verpflanzen und werden nur um so kräftiger gedeihen. Die auf diese Weise gewonnenen Pflanzen sind aromatischer, als die aus Samen gezogenen. Sobald es die Bitterung nur irgend erlaubt, müssen die zur Samengewinnung überwinterten und noch nicht gezeugeten Gemüse-Pflanzen an die bestimmten Orte ausgepflanzt werden, und zwar in einen kräftigen, aber nicht zu fetten Boden und in gehöriger Entfernung von einander. Schalotten und Zwiebeln sind zu legen und Ende des Monats auch die ersten Frühkartoffeln zu setzen.

Auch im Obstgarten warten unser mancherlei wichtige Geschäfte. Die am Spätier gezogenen Pfirsiche und Aprikosen können jetzt abgedeckt werden; doch wähle man dazu wömdglich einen trübren, regnerischen Tag; bei Frostwetter schütze man sie durch Vorhänge von Matten, namentlich in der Blüthezeit. Auch den Weinstock kann man schon aus der Erde nehmen, von seinen Hülsen befreien und behacken; hat er im Herbst keine Düngung erhalten, so wird er jetzt durch Composterde gekräftigt.

Die Obstbäume erfordern noch wie vor sorgfältige Beachtung und Pflege; dazu gehört besonders die Vertilgung von Flechten, die Vernichtung des Ungeziefers, das Düngen, Beschneiden und Ausputzen. Zum Reinigen, das am besten nach Regenwetter, wenn die Rinde noch feucht ist, geschieht, kann man sich mit Vortheil einer Baumsehre oder Krache bedienen. Namentlich erweist sich die dargestellte Form, die vierseitig und auf einer Seite gezähnt ist, sehr zweckmäßig. Der Sägerüden findet nur für alte Bäume Verwendung, deren

zerrißene und abgestorbene Rinde entfernt werden muß. Die ausgerundeten Seiten benutzt man für schwache und mittlere Stämme, und die gewölbte für starke Bäume. Vermittelt der Spigen vermag man auch in die kleinsten Ritze zu dringen. Ebenso sind die bereits früher erwähnten Baumrindenbüchsen aus Stahl sehr brauchbar und zweckentsprechend. Da überhaupt gute und praktische Werkzeuge die Arbeit wesentlich erleichtern und fördern, seien bei dieser Gelegenheit noch einige theils bewährte ältere, theils verbesserte oder neuere Gartengeräthschaften erwähnt und dargestellt.

Mit der amerikanischen Raupenscherre lassen sich auch stärkere Zweige glatt und leicht abschneiden. Sie wird mittelst eines am Fuße der Stange angebrachten Hebels in Bewegung gesetzt; statt des Bindfadens, der nur zu schnell reißt, ist Draht in Anwendung gekommen. Beim Ausschneiden der Bäume leistet die Baumfäße mit Bügel, bei welcher sich mittelst einer Schraube das Sägeblatt nach allen Seiten drehen läßt, sehr treffliche Dienste. Zum Beschneiden von Rosen, Gehölzen und Sträuchern ist eine Rosenscherre unentbehrlich. Die dargestellte gefällige Form mit Drahtschneider ist leicht zu handhaben und hat sich practisch bewährt. Sehr brauchbar beim Auslockern des Bodens ist das kleine verzehnte Wähleisen mit Holzgriff. Die amerikanische Unkrauthäde bietet durch die Vereinigung von Hade und Harte manchen Vortheil. Schließlich sei noch auf die Patent-Blumen- oder Handspitze hingewiesen, deren wesentliche Verbesserung darin besteht, daß durch das Anziehen der Stahlschraube ein Ende des Kolbens eine größere oder geringere Verdichtung erzielt werden kann; es fällt also das oft umständliche Umwickeln des Kolbens fort. C. Altmann.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

- Straußfedern zu reinigen.** — Wie reinigt man weiße Straußfedern, damit dieselben wieder wie neu aussehen? C. N.
- Agar-Agar.** — Wie verwendet man chinesische Gelatine, auch Agar-Agar genannt? Schmiedeberg.
- Fußboden-Flecke.** — Wie beseitigt man Fett- und Oelflecke aus Eichen-Parket-Fußböden? F. N.
- Kalbshöpfen tortue.** — Wie bereitet man Kalbshöpfen tortue? Eine Unwissende.
- Therapie-Patience.** — Wie bereitet man das Therapie-Patience (Gebuld-Kuchen)? Eine Unwissende.
- Alabaster-Ampel selbst zu reparieren.** — Kann mir Jemand mittheilen, ob und wie man eine Alabaster-Ampel selbst repariren kann?
- Reinensstoffe, Lüll und Spigen zu färben.** — Womit färbt man Reinensstoffe, Lüll, Spigen zc. cremefarben, ohne daß die Stoffe steif werden? A. B.
- Kochgeschirr.** — Ist das nickelplattirte Kochgeschirr an Dauerhaftigkeit dem emailirten gleich, und ist es auf keinen Fall gesundheitsschädlich? A. G.

Antworten.

- Feuchte Wände (24).** — Das sicherste Mittel gegen feuchte Wände ist ein Bekleben mit Staniol; nur dann ist ein Tapetieren möglich, im anderen Falle reißen die Tapeten oft nach ganz kurzer Zeit und fallen ab. Eine zweite Art ist ein Ueberstreichen mit Oelfarbe, die das Durchdringen der Feuchtigkeit verhindert; handelt es sich um ein Zimmer, auf dessen Decoration Werth gelegt wird, so kann die Oelfarbe mit Wasserfarbe übermalt werden, die den Eindruck einer feinen, einfarbigen Tapete macht, und die, sollte man sie eleganter wünschen, mit Gold schablonirt wird. A. G.
- Syrup (40).** — Syrup, der bei der Zuckerraffination als Nebenproduct gewonnen, dicke Zuckerart, läßt sich im Haus halt nicht bereiten. Anders ist es mit dem als „Fruchtsyrup“ bekannten, mit Zucker eingedickten Fruchtsäften, deren man sich als Zusatz zu Getränken bedient. Es werden die betreffenden Säfte hierfür, nachdem sie vollkommen gefärbt sind, gezogen und mit einer gleich großen oder noch etwas schwereren Menge Zucker vermischt; sie müssen auf langsamem Kohlenfeuer einige Male aufkochen. Durch Stanell filtrirt, wird dieser Syrup in Flaschen gefüllt und gut verkorkt und verpicht zu beliebigem Gebrauch aufbewahrt. M. G.
- Ausbildung von Krankenpflegerinnen (40).** — Unsere Diakonissenhäuser nehmen nach vorhergegangener zeitiger Annahme junge Mädchen als Pensionärinnen an; dieselben werden gegen eine monatliche Pension von 30—45 Mark, in einem halben Jahre ungefähr, zu Krankenpflegerinnen ausgebildet, im Hause selbst aber als solche nie angestellt; auch dürfen sie die erlangten Kenntnisse nicht als Gewerbe anderweitig verwerthen. Weiter läßt der Johanniter Verein junge Damen, die sich als Krankenpflegerinnen nützlich zu machen wünschen, auf seine Kosten ausbilden, doch müssen sie sich dafür verpflichten, im Falle der Noth, von dem Verein berufen, sofort einzutreten, und zu gehen, wohin er sie sendet. B. B.

Rathschläge.

**Ernährung der Säuglinge.** — Eine eifrige Leserin Ihres geschätzten Blattes erlaubt sich, anschließend an den in Nr. 7 enthaltenen Aufsatz über Ernährung der Säuglinge folgendes aus eigener Erfahrung hinzuzufügen. Seit vier Monaten im Besitz des Professor Sorhlet'schen Milch-Kochapparats, den ich täglich selber handhabe, bin ich in der angenehmen Lage, darüber nur das Beste berichten zu können. Abgesehen von dem großen Fortschritt, der in der Ausführung des Principis: die Milch in den Säugflaschen selbst zu sterilisiren — liegt, hat das Verfahren den einen sehr großen Vorzug, daß es selbst der vielbeschäftigten Hausfrau und Mutter die Möglichkeit giebt, die Nahrung für das Kind immer eigenhändig zu bereiten, und nur so hat man die Garantie, daß die peinlichste Sorgfalt und Sauberkeit wirklich angewandt wird. Ein Zeitaufwand von einer halben Stunde alle Morgen genügt, um die Flaschen für den ganzen Tag fertig zu stellen. Es wird dem Sorhlet'schen Verfahren vielfach der Vorwurf gemacht, daß es allzu umständlich sei; aus Obigen wird man er-

sehen, daß eher Zeit dabei gespart wird. Nur vor Einem möchte ich warnen, nämlich vor den in der Gebrauchsanweisung empfohlenen starken Röschen; dieselben bringen beim Kochen sehr leicht, während die einfachen, dünnen, wie Medicin-Flaschen gestalteten Fläschchen die anhaltende Siedehitze sehr gut vertragen. R. B.

**Beefsteak à la Nelson.** — Mit Recht erfreut sich das „Beefsteak à la Nelson“ großer Beliebtheit; gleich vortreflich aber, und als Einzelgericht für den Mittagstisch einer Familie aus reichend, ist ein „Beefsteak-Pudding“. Man rechnet auf 6 Personen etwa 1 1/2 Kilo Filet, von dem man fingerdicke Scheiben schneidet, die, leicht geloscht, gefalzen, auf raschem Feuer mit gehackter Petersilie, Schnittlauch und Champignons in Butter steif gemacht werden und zu weiterem Gebrauch erkalten müssen. Den Fleischabgang des Filets wiegt man mit einer gleichgroßen Menge Rindertalg recht fein und bereitet mit Zusatz von etwas eingeweichtem, ausgebrühten Weißbrod, einigen Eiern, Salz und Pfeffer eine gute Farce. Ferner kocht man 1 Liter Kartoffeln halb weich, gießt sie ab, schält und schneidet sie in feine Scheiben. Sind diese Vorbereitungen beendet, so legt man den Boden und die Seitenwände einer glatten Form mit Teig aus, der aus 1/2 Kilo Mehl, 1/4 Kilo Butter, 1—2 Eiern und 1/2 Tassenkopf Wasser hergestellt, geknetet und jederseits abgerollt wurde, und füllt den Rumpf nun, mit der Farce beginnend, mit Kartoffeln und Beefsteak abwechselnd so, daß die oberste Schicht aus Farce besteht und der Pudding durch eine Teigplatte bedeckt wird, die, an den mit Ei bestrichenen Rändern festgebrückt, diesen vollkommen schließt. Hat man die Speise 1 1/2 Stunden im Ofen gebacken, kürzt man dieselbe, schneidet rings herum die Teigplatte ein, hebt sie wie einen Deckel ab und füllt in das Innere löstweise ein wenig Madeira-Sauce, während man den Rest derselben apart präsentirt. G. J.

**Stärke- und Mehl.** — Um zu erkennen, ob Stärke- und Mehl mit gewöhnlichem Mehl vermischt ist, empfiehlt sich folgendes Verfahren. Man übergießt eine geringe Quantität der zu prüfenden Stärke mit destillirtem Wasser, erhitzt letzteres bis zum Sieden und rührt dann mittelst eines Glasstabes das fleisterartige Fluidum tüchtig durcheinander; man wird finden, daß dasjenige Stärke- und Mehl, welches vollkommen kieberfrei, also frei von Getreidemehl ist, nicht den mindesten Schaum auf der Oberfläche zum Vorschein kommen lassen wird. Hat man aber Stärke- und Mehl vor sich, dem auch nur eine Spur Getreidemehl anhaftet, so entsteht beim Umrühren der siedend heißen Flüssigkeit augenblicklich ein starker Schaum, der nicht wieder verschwindet und durch fortgesetztes Umrühren so angehäuft werden kann, daß er wie dichter Seifenschaum erscheint. S. J.

**Flecke in gefärbten Stoffen.** — Aus gefärbten Stoffen entfernt man Fettflecke am besten durch Waschen mit Seife. Wo jedoch, wie z. B. bei seidnen Zeugen, eine Waschung nicht zulässig ist, macht man das Fett durch Auflösung zu entfernen. Hierzu eignet sich am besten reiner Schwefeläther. Verbodener, durch lange Aufbewahrung sauer gewordener Schwefeläther ist aber zu vermeiden, weil die in demselben enthaltene Säure der Farbe schaden könnte. Man legt die deflekte Stelle auf mehrschichtiges Löschpapier, tröpfelt etwas Aether auf den Fleck, wobei auch das untergelegte Papier mit durchdrungen wird, betupft ihn mit einem weichen Schwämmchen und wiederholt dieses Verfahren, bis der Fleck verschwindet. Derselben Zweck erfüllt auch Terpentinöl, vorausgesetzt, daß es ganz frisch rectificirt und dadurch von allem Darz befreit ist. Gewöhnlich findet man aber, nachdem der Fleck selbst verschwunden ist, in einiger Entfernung von demselben einen wolkigen Rand, von einem geringen Rest des Fettes herrührend, das sich hier aus der Auflösung abgesetzt hat. Um diesen zu beseitigen, bestreicht man ihn mit in Wasser aufgelöstem arabischen Gummi, um die Poren des Stoffes zu verstopfen, läßt ihn trocknen und entfernt den Fleck dann mit Aether. Es empfiehlt sich jedoch, bei sehr delicatesen Farben auf seidnen Stoffen vorerst einen Probeversuch mit einem abstrichlich auf ein Käppchen desselben Stoffes gemachten Fettfleck anzustellen. Bei weniger empfindlichen Stoffen leistet ein wiederholtes Betupfen mit zubereiteter Löschgalle gute Dienste. Oelflecke müssen wömdglich sogleich und vor dem Eintrocknen mit Löschgalle, Terpentinöl oder Schwefeläther weggewaschen werden. Ist Oelfarbe einmal erhärtet, so löst sie sich sehr schwer ganz auf; am besten ist es dann, sie mit Butter zu bestreichen, diese mehrere Tage einwirken zu lassen und nur Benzin oder Schwefeläther in Anwendung zu bringen. G. R. in B.

**Mütterchen in Wiesbaden.** — Strick-Maschinen sind allerdings für den angegebenen Preis zu haben, sollen sich indessen, — nach eingezogenen Erfahrungen, — in ihrer augenblicklichen Construction noch nicht für den Hausbedarf eignen.

**M. v. in T.** — Ein directer Vortheil gegen die Etiquette, die ja übrigens je nach den Umständen verschiedene Formen trägt, ist es unleres Erachtens nitgend, wenn ein junges Ehepaar vor Ablauf der ersten sechs Wochen Antrittsbedürfnisse macht. Am Gevendheil heißt es wohl nur, daß die Gesellschaft in der sogenannten Zeit kleinerer Aufwände an sich ein junges Paar erhebt und es sich selbst und seinem Glück unweidert überläßt.

**Sada.** — Wir haben eine eingehende Beschreibung der Kaiserin auf Seite Atlas, Versament n. 1. w. in der Nr. vom 16. November 1886; eine Aufzeichnung zur Brandmalerei in der Nr. vom 1. December 1885. Beide Nummern sind einzeln zu beziehen durch die Expedition der Illustrirten Frauen-Zeitung, Preis von je 60 Pf.

**Alle treue Abonnenten, Freiburg.** Ihre Fragen beantworteten Ihnen die einzelnen Nummern unseres Blattes, in der Sie stets das Beste an Theilheiten, Hüten u. l. w. finden. Beize und Braun scheint die Mode bevorzugen zu wollen; für den Sommer wird man eben so wohl Batist, wie seine Weistoffe tragen.

**Zeugsaenen: Gesellschafts-Collecten, Seite 46: J. Landauer, NW, Unter den Linden 67. — Hüte, Seite 46: Genesio und Hartlieb, SW, Kranlenstr. 44. 1. — Amber-Collecten, Seite 46: C. Schläter, W, Berdnersbr. Markt 28. — Fisch-Zerwür, Seite 47: S. v. Dahn, W, Unter den Linden 16. — Silberne Fisch-Belede, Seite 47: Sv und Wagner, W, Kronenstr. 28. — Gerüste und Werkzeuge für Gartenbau, Seite 47 und 48: Arnold Schmitz, NW, Belle-Alliance-Platz 17. — Muster-Vorzeichnungen: S. Eisen, W, Lühensstr. 82.**

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt und ein Modenbild.

Die Illustrirte Frauen-Zeitung erscheint jeden Sonntag in 1 bis 2 Doppelbogen: jährlich 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen, 28 Unterhaltungs-Nummern, 24 Beiblätter, 12 große farbige Modenbilder, 8 farbige Stickmuster-Vorlagen und 8 Extra-Blätter, also außer den Schnittmuster-Beilagen und Beiblättern jährlich 28 besondere Beilagen, eine zu jeder Unterhaltungs-Nummer, Vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf. Die Hest-Ausgabe mit demselben Inhalt erscheint alle vierzehn Tage; das Hest (26 jährlich) kostet 50 Pf.

Die große Ausgabe mit allen Kupfern bringt außerdem jährlich noch 40 große farbige Modenbilder, also jährlich 68 besondere Beilagen, und kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Hest-Ausgabe auch alle Postanstalten.



Illustrirte  
Frauen-Zeitung.

Nr. 13.

Wöchentlich eine Nummer.  
Vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin, 25. März 1888.

Große Ausgabe mit  
allen Kupfern: 4 1/2 M.

XV. Jahrg.



*Wagner*



## Kaiser Wilhelm †.

Umhüll', o Deutschland, mit Flor dein Haupt  
Und senke die Blicke nieder!  
Deiner Augen Freude ist dir geraubt  
Und nimmer kehrt sie dir wieder.  
Dein Kaiser, dein alter Kaiser starb,  
Er sank hinab zu den Todten,  
Der Ruhm und Ehren für dich erwarb  
Und in Lieb' deinem Volk geboten.

Er ging dahin, dein gewalt'ger Held,  
Der die einst entrissenen Lande  
Zurück dir gewann, der hergestellt  
Dich hat aus Zerfall und aus Schande.  
Hundert Schlachten schlug er auf blut'gem Plan  
In seinen schon alten Tagen,  
Den heiß wir liebten, den staunend wir sahn  
Die herrlichste Krone tragen.

Des Lenzes Ansturm hat ihn entrafft  
Seinen unzähligen Lieben.  
Da versagt' ihm zum ersten Mal die Kraft,  
Und er ist nicht Sieger geblieben.

Zur Wahrheit ward das erträumte Glück,  
Von dem die Sänger gesungen:  
Die Kaiserkrone bracht' er zurück,  
Die in schwerem Kampf er errungen.  
Seine Hand, die Feinde auf Feinde schlug,  
Sie gewann das Kleinod uns wieder,  
Da neigte Alles, was Krone trug  
Auf Erden, vor ihm sich nieder.

Bei allem Ruhm, wie blieb er schlicht,  
In aller Macht wie bescheiden!  
Ueberhebung kannt' seine Seele nicht,  
Wie er Hassen nicht kannt', noch Weiden.  
Allen voran, so in heißer Schlacht,  
Wie bei treuer Arbeit im Frieden,  
Ehe der Tod ihn rasten gemacht,  
Kannt' er nicht Ruhn, noch Ermüden.

Die ersten Blumen aus Frühlings Hand  
Lagt ihm auf die Gruft uns streuen,  
Der Großen Größtem im Vaterland  
Und dem Getreuesten der Treuen!

In dem Einen Mann, was ward uns besichert  
Vom Himmel an reicher Spende:  
Ein so mildes Herz, ein scharfes Schwert  
Und so freigebige Hände!  
Bei des Alters Weisheit der Jugend Muth  
Und des Manns ausharrendes Dauern!  
Wer war so tapfer, wer war so gut  
Wie der, den nun wir betrauern?

Lange Zeit ward ihm, doch auch sie ist um,  
Seine Tage auch sind verfloßen.  
Der so süß geredet, der Mund ist stumm  
Und die treuen Augen geschlossen.  
Die starke Hand, die am Schwertgriff lag,  
Wird nicht das Schwert mehr erheben;  
Geendet hat ein einziger Tag  
Welch ein gewaltiges Leben!

Johannes Trojan.

Nachdruck verboten.

### Kaiser Wilhelm I.

Von Eduard von Hartmann.

**A**ls wir Kinder waren, blickten wir mit Reid und Staunen auf vergangene Zeitalter zurück, denen das Glück beschieden war, die Thaten Alexanders, Cäsars, Karls des Großen, Friedrich Barbarossa's, Friedrich des Großen und Napoleons zu erleben und mit eigenen Augen zu schauen. Unser Geschlecht hat Größeres und Wunderbareres erlebt und geschaut, als sie Alle, und künftigen Geschlechtern wird die Kunde von dem ersten Deutschen Kaiser wie ein Märchen aus wunderbarer Vorzeit erklingen. Cäsar und Napoleon erlagen ihrem Verhängniß, ohne ein Reich gegründet zu haben; Karl der Große theilte mit eigener Hand seine Schöpfung unter seine Söhne und konnte nicht hindern, daß das linksrheinische Frankenreich in dem romanisirten Gallien aufging, wie das Westgothenreich in dem romanisirten Hispanien. Der Glanz, den Friedrich Barbarossa noch einmal über das römische Kaiserthum deutscher Nation verbreitet hatte, glich dem romantischen Schimmer, mit welchem ein Sonnenblick bei sturmbewölktem Himmel eine Burg ruine übergießt; sein Wirken vermochte nicht, den Zerfall des Reiches aufzuhalten. Friedrich der Große hatte die Machtmittel eines Kleinstaates durch äußerste Anspannung der Volkskraft und durch seine organisatorische und strategische Genialität zu blendenden Leistungen emporgeschraubt; aber auch ihm war dieses Unternehmen nur gelungen, weil er keine ebenbürtigen Gegner gefunden hatte, und weil die Art der Kriegführung im achtzehnten Jahrhundert den Unterschied zwischen Kleinstaaten und Großmächten verwischte. Er konnte bei seinem Tode sich schwerlich der Zuversicht hingeben, daß seine Schöpfung auch ohne die ihm zu Theil gewordene Verbindung von Glück und Genialität erhalten und fortgeführt werden könne.

Wilhelm I. war es vergönnt, das Werk Friedrichs II. zu vollenden und das durch Preußen geeinte Deutschland als eine wirkliche Großmacht ersten Ranges mit mächtigem Nationalgefühl und mit einer festbegründeten Dynastie zu hinterlassen, so gesichert in seinem staatlichen Bestande, wie menschliche Voraussicht überhaupt von solcher Sicherheit reden kann.

Wenn man vor seinem Tode Niemand glücklich preisen soll, so wird es doch gestattet sein, Wilhelm I. nach seinem Tode glücklich zu preisen, nicht als ob ihm ein volles Maß der Vitterkeiten erspart geblieben wäre, auch nicht, weil er einen Ruhm ohne Gleichen auf sein Haupt gehäuft hat, sondern weil es ihm beschieden war, im Laufe eines einzigen Menschenlebens sein Vaterland aus mannigfacher Erniedrigung, Verarmung und ohnmächtiger Zerrissenheit zu Größe, Wohlfahrt und Macht sich erheben zu sehen und selbst noch die Ernte bergen zu dürfen, an welcher er so pflichttreu und eifrig hatte säen helfen. Wie die Verkörperung der preußisch-deutschen Geschichte des letzten Jahrhunderts hat er unter uns gewelt. Märchenhaft scheint der Umschwung der politischen Verhältnisse, den er zuerst hat vorbereiten helfen und dann zum Abschluß gebracht hat, märchenhaft die fast ununterbrochene Reihe von Siegen, die er

in zwei großen Kriegen errungen, märchenhaft das hohe Greisenalter, bis zu welchem er mit Festigkeit und Weisheit die Geschichte des Vaterlandes gelenkt hat, märchenhaft als alles Dies aber die natürliche, schlichte Menschlichkeit, in welcher diese Heldengestalt seinem Volke traulich nahe gestanden hat, und die durch eine Liebe ohne Gleichen gelohnt worden ist.

Da ist nichts von der launischen Härte eines Selbstherrschers, nichts von einem Fanatismus der Idee oder der persönlichen Mission, welcher alle menschlichen Beziehungen mit seinem Frosthauch erstarrt, nichts von der heroischen Selbstsucht eines Eroberers, der, rücksichtslos gegen Völkerglück und Völkerelend, über rauchende Trümmerstätten und blutige Schlachtfelder maßlosen Träumen eines persönlichen Ehrgeizes nachjagt, nichts selbst von einer Genialität, welche, weil über das menschliche Maß hinausgehend, ihren Träger über die normalen menschlichen Verhältnisse und Beurtheilungsmaßstäbe in eine einsame, der Racheiferung unzugängliche Höhe emporrückt. Nein, hier ist Alles rein menschlich im edelsten und höchsten Sinne und darum so menschlich nahe gerückt und vertraut, und der deutsche Mann auf dem Throne erscheint in ihm als ein typisches Vorbild für jeden deutschen Mann im Bürgerhause wie in der Hütte. Nicht der Genius ist es, der hier seine weltgeschichtlichen Triumphe gefeiert hat, sondern der Charakter; nicht der Geist im Fürsten ist es, der das widerwillige Volk zur Liebe gezwungen hat, sondern das Gemüth; nicht Wilhelm der Siegreiche ist so sehr der Gegenstand allgemeiner Bewunderung und Verehrung geworden, als vielmehr Wilhelm der Friedensfürst, der Gerechte und Gütige.

Noch in keinem Helden der Geschichte hat in jedem Augenblicke so klar die Ueberzeugung gelebt und Ausdruck gefunden, daß die weltgeschichtlichen Ereignisse in letzter Instanz nicht Menschenwerk, sondern „Thaten Gottes durch die Menschen“ sind, und daß auch der höchst Gestellte nur ein Werkzeug in der Hand der Vorsehung ist; in dieser tief religiösen Ueberzeugung wurzelt die echte Demuth und Bescheidenheit, mit der Kaiser Wilhelm „Gott allein die Ehre“ gab, und die Reidlosigkeit, mit welcher er große Männer an seiner Seite duldete und conservirte, in ihr wurzelt aber letzten Endes auch die Selbstlosigkeit seines Wirkens und seine Selbstbescheidung im Glücke, d. h. die überaus maßvolle Benützung seiner Erfolge. In dieser tief religiösen Ueberzeugung, daß jeder Mensch und vor Allem jeder Fürst ein Werkzeug zu höheren Zwecken ist, liegt auch die Erklärung dafür, daß der populärste Fürst aller Zeiten sich niemals durch eitle Popularitäts-Hascherei auch nur um eines Fingers Breite von den Entschlüssen hat ablenken lassen, welche ihm sein Gewissen als seine Pflicht vorzeichnete, und daß ihm das höchste Maß von Popularität gerade darum zugefallen ist, weil er es über sich gewann, einen hohen Grad von Unpopularität im Bewußtsein seiner Pflichterfüllung lange Zeit geduldig zu ertragen. Sein Charakter war eben stark genug, die schmerzlichen Gemüthsindrücke zu überwinden, welche die Revolution von 1848 und später die Conflictsperiode von 1862 für ihn im Gefolge hatte.

Die musterhafte Pflichttreue, welche schon in seinem angebornen Charakter begründet lag, hatte ihre besondere Richtung gewonnen durch die Schule des preußischen

Militarismus, welche einer Schärfung und Steigerung derselben besonders günstig ist. Die Hohenzollern haben immer am meisten geleistet, wenn sie sich nicht bloß als die ersten Diener ihres Staates im Allgemeinen, sondern insbesondere als „Soldaten im Dienste“ fühlten und den spezifisch militärischen Begriff des „Dienstes“ mit allen an ihn geknüpften Ansprüchen auf ihre fürstlichen Obliegenheiten übertrugen. Kein Hohenzoller aber hatte Zeit und Gelegenheit, sich so in diese militärische Anschauungsweise einzuleben, wie Kaiser Wilhelm, welcher hatte glauben müssen, daß sein Lebensberuf sich auf militärischem Gebiete erschöpfen werde, und welcher erst in einem Lebensalter zu höheren Aufgaben berufen wurde, das sonst für höhere Offiziere den Ruhestand mit sich zu bringen pflegt. Auch die Entwicklung seiner geistigen Anlagen hatte durch die Schule des Militarismus eine eigenartige Färbung gewonnen, welche sich für die Aufgaben eines Regenten noch immer besonders günstig erwiesen hat.

Der militärische Dienst verlangt scharfe Beobachtung, klaren Blick, Freiheit von Vorurtheilen, raschen Ueberblick über eine, wenn auch verwickelte Situation, schnelles Herausheben des Wesentlichen aus dem Unwesentlichen, gefunden, unberückeltesten Verstand, nüchternes rationelles Denken in einfachen Formen unter Beiseiteschiebung umständlicher Erwägungen über Nebensächliches, prompte Beherrschung der früher gemachten Erfahrungen und eingepprägten Grundsätze, Geistesgegenwart, rechtzeitiges Fassen der verantwortlichen Entschlüssen ohne Uebereilung und ohne Zögern, nicht zuletzt aber auch die Bescheidung auf die zugemessene Thätigkeits-Sphäre und den Verzicht auf geschäftige Vielregiererei und auf störende Uebergriffe in die verantwortlichen Entschlüssen der Untergebenen. Wer Gelegenheit gehabt hat, die typische Denkweise preußischer Offiziere genauer kennen zu lernen, insbesondere solcher aus der älteren Zeit, wo noch nicht soviel geschrieben wurde, der wird in den Briefen und Erlassen Kaiser Wilhelms den soldatischen Stil unverkennbar finden, der ohne Umschweife den Fragen auf den Leib geht, mit offenem unbeirrten Sinn und gradlinigem logischen Gedankengange sein Ziel auf kürzestem Wege erreicht und stets das den Nagel auf den Kopf treffende Wort zur Verfügung hat.

Grade die Briefe des Kaisers, bei denen die Mitwirkung fremder Federn mit Sicherheit ausgeschlossen ist, legen deutliches Zeugniß ab von der Klarheit des Blicks und der gesunden Schärfe des Urtheils, welche ihn auszeichnen, und bekunden zugleich, wie deutlich er sich der politischen Aufgaben des preußischen Staates und der zu ihrer Erfüllung dienenden Mittel bewußt war. Sie enthalten die beste Widerlegung derjenigen Stimmen, welche aus der hohen Bescheidenheit und steten Selbstzurückstellung des Kaisers den oberflächlichen Schluß auf eine bloß passive Mitwirkung desselben an dem deutschen Einigungswerk haben ziehen wollen. Daß aber das Erkennen der rechten Männer für die rechten Plätze eine ebenso große Schärfe des geistigen Urtheils voraussetzt, wie das Festhalten derselben gegen alle Anfechtungen Festigkeit des Charakters und Stetigkeit des Willens erfordert, das wird Niemand zu bestreiten wagen. Und wie die Strategie Moltke's ihre großen Erfolge nicht zum Mindesten der Selbstbescheidung der



Oberleitung in dem Maße der erteilten Anweisungen verdankt, so sind auch die Erfolge der Regierung Wilhelms I. mit dadurch bedingt, daß er die ausgewählten Männer seines Vertrauens in ausgedehntem Maße gewähren ließ, ohne die Folgerichtigkeit ihres Wirkens durch höhere Weisungen unnötig zu durchkreuzen.

So zeigt uns das Bild des großen Kaisers eine harmonische Verbindung von Charakter, Gemüth und Geist und wird durch dieses Zusammenstimmen ebenso vorbildlich, wie durch die tief religiöse Wurzel seiner Selbstlosigkeit und Pflichttreue, durch seine Herzengüte und persönliche Treue, durch die Klarheit seines Urtheils und die natürliche, gesunde Schlichtheit seines Denkens. Vor Allem aber bestätigen uns seine hohe Gestalt und seine unvergleichlichen Erfolge von Neuem die alte Wahrheit, daß Charakter und Gesinnung sowohl im praktischen Leben im Allgemeinen, als auch insbesondere auf dem Throne, höher stehen und werthvoller sind, als ungewöhnlicher Geist und Talente. Wer an eine göttliche Führung glaubt, der braucht sich um das Herbeiführen des rechten Augenblickes zu großen Thaten keine Sorge zu machen, sondern kann darauf bauen, daß die Vorsehung früher oder später ihn in unzweideutiger Weise zum Handeln berufen wird, wenn sie ihn zu ihrem Werkzeug ausersehen hat, der braucht nur treu zu sein im Kleinen und in den Pflichten des täglichen Lebens, um voll und ganz bereit zu sein, wenn das Schicksal ihn vor die That stellt. „Bereit sein“ ist Alles; das haben wir Deutsche uns auch für die Zukunft zu merken; denn wenn der Tag und die Stunde der Entscheidung gekommen war, hat der Deutsche es noch nicht an sich fehlen lassen, wofür ihm nicht die nicht mehr nachzuholende Bereitschaft fehlte. Das Zweite neben dem „Bereitsein“ aber ist die Selbstbescheidung nach der That, das Maßhalten im Glücke, das den überwindenen Gegner schon und ein freundnachbarliches Verhältnis nach beigelegtem Streite wieder anbahnt. Dies sind die beiden wichtigsten politischen Lehren, die wir aus der Regierungszeit des großen Kaisers entnehmen dürfen; denn das Ausharren im Unglück fiel in seine Knaben- und Jünglingszeit, in denen er selbst als Zuschauer den geschichtlichen Ereignissen bewohnte.

Dasjenige Preußen, in welchem Prinz Wilhelm geboren wurde, war nur zur Hälfte ein deutscher Staat, zur anderen Hälfte ein polnischer. Vier und zwei Jahre vor seiner Geburt hatte die zweite und dritte Theilung Polen's den von Friedrich dem Großen hinterlassenen Kleinstaat fast zur Größe eines Mittelstaates erweitert. Es war die erste in der langen Reihe von Glücksfällen, durch welche Preußen befähigt wurde, seinen deutschen Beruf zu erfüllen, wenn auch die Verschiebung des Schwerpunktes nach dem Osten es zunächst demselben zu entfremden drohte. Unmittelbar genommen war die Belastung mit einer Zahl von polnischen Unterthanen, welche weit über das damalige Assimilationsvermögen des kleinen Preußen's hinausging, offenbar ein cultureller Schade, und sogar, politisch betrachtet, eine Gefahr, die nicht ohne Einfluß auf die Katastrophe von Jena gewesen ist, weil sie die rechtzeitige Einführung der allgemeinen Wehrpflicht verhinderte. Aber die culturellen Nachteile konnten im Laufe von elf Jahren nicht genügend hervortreten, und in politischer Hinsicht wurden diese Erwerbungen mittelbar zu dem größten Gewinn in der preussischen Geschichte, weil sie den Rechtsstitel dafür abgaben, daß Preußen im Jahre 1814 ein Gebiet von derselben Größe beanspruchte, wie es vor 1806 besessen hatte. Da nun Rußland auf dem Wiener Congreß auf der Hinausschiebung seiner Westgrenze bestand, so mußte Preußen innerhalb der deutschen Reichsgrenzen entschädigt werden, und so erst kam es, daß Preußen zu einem Mittelstaat von wesentlich deutscher Bevölkerung emporwuchs.

Als Preußen im Jahre 1806 seine Besitzungen westlich der Elbe und die polnischen Erwerbungen der zweiten und dritten Theilung verloren hatte, war es immer noch größer als derjenige Staat, mit welchem Friedrich der Große in den siebenjährigen Krieg gezogen war; aber es war immerhin zu einem Kleinstaat herabgesetzt, welcher ohne die Vergangenheit einer ruhmreichen Geschichte schwerlich auf den Gedanken gekommen wäre, sich mit dem Aufgebot der äußersten Kräfte zum Kampfe gegen den Ueberwinder von ganz Europa vorzubereiten. Das Preußen, welches unter Friedrich's Führung die mächtigsten Coalitionen überwunden hatte, konnte von dem Glauben nicht lassen, daß es im Bunde mit mächtigen Freunden den Einen Gegner in seine Schranken werde zurückweisen können, wenngleich die militärischen Machtverhältnisse durch denselben gegen früher völlig umgewandelt waren. Was Preußen in jenen neun Jahren von 1806—1815 geleistet, ist noch in aller Erinnerung; wenn die rastlose Arbeit der sechs Friedensjahre und die äußerste Anspannung aller Kräfte in den drei Kriegsjahren die Befähigung Preußen's zu seinem deutschen Beruf erst erwiesen und ein deutsches Nationalgefühl zum ersten

Mal gewedt haben, so war es wesentlich der Genius des großen Friedrich, dessen Nachwirkung es die Möglichkeit dieser Willensanstrengung verdankte. Aber um das Werk der deutschen Einigung sofort zu vollenden, dazu war das bis auf's Blut verarmte und erschöpfte Preußen außer Stande, da es bei solchem Versuche sofort eine Coalition von Großmächten als Gegner vor sich gehabt hätte.

Die Verhältnisse auf dem Wiener Congreß lagen so trostlos, daß man heute wohlthut, sich derselben zum Vergleiche mit den jetzigen Zuständen zu erinnern. Der russische Czar wollte in die erledigte Stelle Napoleons wenigstens in soweit eintreten, daß er Oesterreich und Preußen als seine Vasallen betrachtete, also keinenfalls zu sehr erstarken ließ. Frankreich baute seine staatsliche Zukunft nach wie vor auf die Ohnmacht eines in sich getheilten und zerrissenen Deutschlands. In Oesterreich glaubten die Staatsmänner aller Richtungen nicht an die Möglichkeit, Rußland's etwaigen Fortschritten auf der Balkanhalbinsel entgegenzutreten zu können, und hielten es für die einzige lösbare Aufgabe des Staates, die Vorherrschaft in Deutschland und Italien mit russischer Unterstützung zu behaupten, während dafür die Balkanhalbinsel dem russischen Einfluß preisgegeben würde; um aber die Vorherrschaft in Deutschland zu behaupten, dazu mußte vor allen Dingen Preußen niedergehalten werden. England-Hannover, das damals noch „die dritte deutsche Großmacht“ genannt werden konnte, sah seine hannoverschen Besitzungen durch die preussische Umklammerung bedroht und fürchtete außerdem bereits, daß ihm in Preußen ein Handels-Concurrent auf dem Weltmarkte erwachsen könne; deshalb beeilte es sich, das restaurirte französische Königthum gegen Deutschland zu stärken und Preußen nicht in den Besitz zu vieler wichtigen deutschen Handelsplätze gelangen zu lassen. Der englischen Mißgunst haben wir es zu verdanken, daß das damals noch rein deutsche Elsaß den Franzosen zu weiterer gründlicher Entdeutschung ausgeliefert wurde, und daß Preußen die Meßstadt Leipzig nicht erhielt.

Daß Ergebnis des Wiener Congresses war folgendes: ein österreichischer Kaiserthron, gleich unfähig, den Oberrhein gegen Frankreich, wie die Türkei gegen Rußland zu schützen; als Wall gegen Frankreich am Niederrhein ein oranisches Königreich, das den Keim des Zerfalls schon bei seiner Geburt in sich trug; am Mittelrhein ein durch den hannoversch-englischen Keil in zwei Hälften zerspaltenes preussischer Mittelstaat von zehn Millionen Einwohnern, welcher durch seine Schwäche auf die brutale russische Schutzherrschaft gleichsam angewiesen war, und endlich eine Spottgeburt von deutschem Bunde, welche nichts daran änderte, daß Deutschland ebenso wie Italien nur als ein geographischer Begriff galt. Ein fester politischer Kern in Mittel-Europa existirte nicht. Wenn Rußland und Frankreich sich über eine Theilung Mittel-Europas geeinigt hätten, so gab es keine Macht, welche sie daran hindern konnte. Daß ein solches Bündniß trotz verschiedener dazu genommener Anläufe nicht zu Stande gekommen ist, das ist das zweite große Glück, welches Preußen von der Vorsehung beschieden war. Wenn wir heute auf diese glücklich vorübergegangene Gefahr zurückblicken, so begreifen wir kaum, wie unsere Großväter und Väter es fertig brachten, eine Nacht ruhig zu schlafen.

Der dritte große Glücksfall war die zufällige Trennung Hannover's von England, welche das politische Interesse Englands an der Schwäche und Zerrissenheit Deutschlands beseitigte und nur das commercielle bestehen ließ. Der vierte war der ungarische Aufstand, welcher Oesterreich so lähmte, daß es auf die Rache für Preußen's Spielen mit dem Kaisergedanken verzichten und sich mit einer moralischen Demüthigung des Gegners in Umnüt begnügen mußte. Der fünfte war das Emporkommen Napoleons III., welcher die continentalen europäischen Großmächte in der Reihenfolge ihrer Machtstellung vornahm, also zunächst Rußland und Oesterreich beschäftigte und schwächte, und uns in dem Königreich Italien einen künftigen Bundesgenossen gegen Oesterreich schuf. Der sechste war die Verstridung Napoleons in das mexikanische Abenteuer, wodurch er gehindert war, den preussischen Siegen gegen Oesterreich ein entschiedenes Holt zu gebieten und uns vier Jahre Erholungszeit zwischen dem österreichischen und französischen Kriege gewährte.

Durch diese wunderbare Verteilung von Glücksfällen, von denen ich nur die allerwichtigsten hervorgehoben habe, kam es, daß Preußen Zeit gewann, um ohne Gebietszuwachs aus einem verarmten kleinen Mittelstaate von zehn Millionen zu einem an die Grenze der Großmachtstellung vorgerückten wohlhabenden Staate von zwanzig Millionen auszuwachsen, ehe ihm die Nothwendigkeit auferlegt wurde, den unvermeidlichen Kampf um die Hegemonie in Deutschland mit Oesterreich auszufechten, und daß es sich auf Grund des in diesem Kampfe errungenen Sieges zu einer wirklichen und zweifellosen Großmacht von dreißig Millionen unter dem

Namen eines norddeutschen Bundes erweitern konnte, ehe Napoleon daran ging, auch mit ihm die Abrechnung vorzunehmen. Daß ihm bei diesen Kämpfen um's Dasein überhaupt der Sieg verbleiben konnte, verdankt es wesentlich der emsigen Friedens-Arbeit seines Volkes auf wirtschaftlichem und culturellem Gebiete, weil aus diesem die rasche Steigerung der Volkszahl, des Volkswohlstandes und der geistigen Volkskraft entsprang; daß aber diese Siege mit einer Schnelligkeit und Eleganz erfochten wurden, welche die Verstärkung der Gegner durch hinzutretende Bundesgenossen hinderte, das verdankt es allein der Tüchtigkeit der militärischen Vorbereitung, und diese ist wesentlich das persönliche Werk des Königs Wilhelm.

Die Militär-Organisation, welche sich im Jahre 1816 das verarmte Preußen von zehn Millionen Einwohnern gegeben hatte, war damals eine schwer drückende Küstung gewesen; aber die fast verdoppelte Volkszahl war im Jahre 1859 über diese Küstung hinausgewachsen. Wenn das innere Wachsthum Preußen's auch als entsprechende Steigerung der militärischen und politischen Machtstellung zur Geltung kommen sollte, so mußte der Verdoppelung der Volkszahl auch eine Verdoppelung der Regimenter folgen. Die öffentliche Meinung aber forderte im Gegensatz hierzu einstimmig eine Erleichterung der Militärlasten. Der Prinz von Preußen hatte im Jahre 1849 bei dem Kampfe gegen die Aufständischen in Baden den Eindruck gewonnen, daß die aus Ersparnißrückichten von seinem Bruder thatsächlich eingeführte zweijährige Dienstzeit nicht genügend sei, um den Truppen die wünschenswerthe militärische Ausbildung zu gewähren, und die Mobilmachungen von 1850 und 1859 hatten gezeigt, in wie trauriger Verfassung in vieler Hinsicht unsere militärischen Verhältnisse sich befanden. Wir können unser Glück nicht laut genug preisen, welches uns die Erprobung der damaligen militärischen Leistungsfähigkeit im Ernstfall ersparte und uns Zeit gewährte, um die bei jenen beiden Mobilmachungen zu Tage getretenen Mängel gründlich abzustellen. Aber die politische Lage in den Jahren 1859 und 1860 war auch derart, daß kein Augenblick zu verlieren war, wenn wir nicht in der Krisis der Umgestaltung von den Ereignissen überrascht werden sollten. Erst sechs Jahre hatte die Reorganisation Zeit gehabt, zu wirken, als sie berufen wurde, ihre Probe zu bestehen. Wo wäre Preußen heute, wenn König Wilhelm sich vor dem stets erneuerten Ausdruck des einheitlichen Volkswillens gebeugt hätte, anstatt der von seinem Gewissen ihm vorgezeichneten Regentenpflicht zu folgen? Nichts hat dem monarchischen Princip in Preußen so großen Vorschub geleistet, als die klar zu Tage getretene Thatsache, daß in diesem schweren und langen Conflict zwischen Fürst und Volk der erstere in der Sache Recht behielt, und das letztere im Irrthum war, wenn auch in formeller Hinsicht der zweifelhafte Buchstabe der Verfassung leichter zu Gunsten seiner Forderungen ausgelegt werden mochte.

Die damals bewährte preussische Militär-Organisation ist seitdem zu so allgemeiner Anerkennung gelangt, daß alle continentalen Großmächte dieselbe in der Hauptsache angenommen haben. Deutschland begnügte sich zunächst damit, die Friedenspräsenz-Biffer seines Heeres mit der fortschreitenden Steigerung seiner Volkszahl im Einklange zu halten; aber die wachsenden Anstrengungen Frankreich's und Rußland's, und die zunehmende Gefahr einer Verbindung Beider nöthigten schließlich dazu, die lange Dienstverpflichtung der alten preussischen Militär-Organisation, welche bei Errichtung des norddeutschen Bundes auf zwölf Jahre abgekürzt war, in ihrer Ausdehnung auf das ganze deutsche Reich wieder herzustellen. So schloß die Regierungszeit Wilhelms I. ebenso mit einer Militär-Organisation, wie sie mit einer solchen begonnen hatte. Aber die Ansichten hatten sich verändert durch die Erfahrungen, welche das Volk unter seiner Regierung gemacht hatte. Nicht nach siebenjährigem mühsamen Ringen, sondern in einmaligem, einmüthigem Beschluß wurden die geforderten neuen Lasten bewilligt.

Wir wissen nicht, ob die jetzigen Bundesgenossen, welche die Staatskunst des Kaisers und seines Kanzlers uns für die nächste Zukunft gesichert haben, uns auch für eine fernere Zukunft zur Seite stehen werden. Das aber wissen wir, daß im Kampfe um seine Existenz das geeinigte Deutschland von fast fünfzig Millionen jederzeit zu denselben verhältnismäßigen Opfern bereit sein wird, wie das kleine Preußen von fünf Millionen in den Befreiungskriegen, und daß es demgemäß das Zehnfache leisten wird von dem damaligen Preußen. Und wenn die Stunde der Entscheidung schlagen wird, dann wird der Geist Wilhelms des Großen über Deutschland walten und seinen Fahnen den Sieg verbürgen, wie einst der Geist Friedrichs des Großen über dem Preußen der Freiheitskriege. Zu diesem Glauben blicken wir ruhig und gelassen auf die Feinde ringsum; denn wir sind jetzt, Dank dem Kaiser, „ein einzig Volk von Brüdern“, und wir haben von ihm gelernt, daß Alles darauf ankommt, seine Pflicht in jedem Augenblicke zu thun und bereit zu sein.



Nachdruck verboten.

### Am Eckfenster.

Von Fedor von Zobeltitz.



Das „historische“ Eckfenster, — das ist der Name, unter dem jenes letzte Fenster nach dem Opernhaufe zu im Parterre-Geschoße des kaiserlichen Palais zu Berlin nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen civilisirten Welt bekannt worden ist. In keiner Biographie Kaiser Wilhelms ist dieses berühmte Fenster unerwähnt geblieben; Maler und Zeichner haben es mit Pinsel und Stift verehrt, und selbst den fremden Nationen vermittelten die Journale und die illustrierten Zeitschriften in Beschreibung und Bild die Bekanntheit jenes denkwürdigen Plafes, von dem aus der erste Kaiser des neuen Deutschen Reiches sein Volk zu begrüßen pflegte.

Die Straße Unter den Linden ist die vornehmste Berlins. Sie ist keine Verkehrsader im Sinne, wie die Friedrichs- und Leipziger Straße, — das ganze rasch bewegte Leben der Großstadt treibt nur an den Kreuzungspunkten der Linden mit den sie durchschneidenden größeren Straßen über sie hinweg. Sie trägt einen eigenartig exklusiven Charakter. Die breite, von Lindenbäumen eingerahmte Promenade in ihrer Mitte läßt den Blick hinabschweifen bis zu dem, von der im Siegeswagen dahinstürmenden Victoria beherrschten großen Porticus des Brandenburger Thores, und hinauf bis zu den grünen Boskettis des Lustgartens. Staatliche Paläste erheben sich zu beiden Seiten der Straßenflucht, und fast bescheiden nimmt sich gegen diese steinernen Kolosse das einstöckige, schlicht gebaute Palais aus, das weiland Kaiser Wilhelms Majestät bewohnte.

Am letzten Fenster im Parterre-Geschoß, — da war der Lieblingsplatz des großen Monarchen. Gegenüber diesem kaiserlichen Fenster sitzt Friedrich der Große auf seinem ehernen Kofse; dahinter erhebt die Universität ihre stolze Fassade, rechts steigt das Zeughaus empor, und von marmornen Postamenten grünen dräben die Helden des Schwertes jene anderen Helden, die mit der Feder ihre Siege erfochten.

Das kaiserliche Fenster, — wer kennt es nicht, der jemals in Berlin gewesen! In fast allen bekannteren Reisehandbüchern werden die Fremden auf dies historische Eckfenster aufmerksam gemacht, und noch vor kurzem ging eine kleine, — heut o wie wehmüthig berührende Anekdote durch die Zeitungen, laut der Kaiser Wilhelm eine Konferenz in seinem Arbeitszimmer mit den Worten geschlossen haben sollte: „Es ist dreiviertel Eins, meine Herren, da muß ich an's Fenster, denn so steht's im Bäder!“

Ja, Kaiser Wilhelm wußte, daß zu bestimmter Stunde das Volk darauf harrete, seinen Monarchen begrüßen zu dürfen. In mittäglicher Zeit begann, — alltäglich, ob die Sonne lachte und über das Erzbild des großen Friedrich ihre goldenen Flocken streute, oder ob der Regen herniederpeitschte und der Sturm die Baumkronen der Linden schüttelte, — der obere Theil der großen Straße seine Physiognomie zu ändern. Da ward es lebendig ringsum. Zu den wenigen Fremden, die sich gewöhnlich um das Standbild Friedrichs II. zu scharen pflegen, um nach ihrem Handbuche die bronzenen Jüge des Helden und seiner Paladine zu studiren, gesellte sich dann das Volk, — das Volk in allen seinen durch die Erwerbsunterschiede getrennten Abstufungen. Neben dem Offizier in glänzender Galatracht steht da Schulter an Schulter, noch ruhestreckt, wie er soeben aus der Fabrik gekommen, der Arbeiter, neben der Dame aus großer Welt die Handwerkerfrau. Von seinem nahen Standplatze eilt der Dienstmann heran; die eleganten Spaziergänger, die das Trottoir zwischen der Kränzer-Ecke und dem Opernhaufe beleben, bleiben stehen, und dicht an ihre Seite drängt sich vielleicht ein Schwarm von Gassenbuben. Arm und Reich und Hoch und Niedrig, was sich immer um diese Zeit in der Nähe der Linden aufhält, hat sich zwischen halb Eins und Ein Uhr vor des Kaisers Palais zusammengefunden. Wie da Aller Augen erwartungsvoll sich nach dem Eckfenster richten, und wie diese Augen glänzen in freudiger Hoffnung! Wie reckt man die Häße, wie hebt man sich auf den Fußspitzen, um nur ja nicht jene kurzen Minuten zu veräumen, in denen des Kaisers mild gültiges Antlitz sich zeigen soll! . . . Die Spannung erreicht den Höhepunkt, wenn in der Ferne Trommelwirbel erschallt und das klingende Spiel der Russen. „Die Wache kommt! Reyt aufgepaßt!“ und eine freudige Bewegung geht durch die Menge. Auf dem Straßenpflaster erklingt der Gleichschritt der heranrückenden Mannschaften, dann ein kurzes Kommando, und die Gewehre werden geschultert, der Degen des die Kolonne führenden Offiziers senkt sich zu ehrerbietigem Grusse. Eine tiefe Stille legt sich vorübergehend über die angeammelte Menschenmasse, — aber nun jauchzt es auf, denn dräben am Eckfenster hat eine Hand den die unteren Scheiben verdeckenden weißen Schirm zur Seite geschoben, — das ist der Kaiser! Ueber das theure Greisenantlitz huscht ein Lächeln, da er sein Volk erblickt, und grüßend winkt er mit der erhobenen Rechten. Ein vielstimmiges Hoch ertönt, man schwenkt Tücher und Hüte, man hebt die Kinder empor, damit auch die heranwachsende Generation den großen Monarchen schauen könne, — und nicht enden will der Jubel. . . .

So war es, — und eine jener denkwürdigen Scenen, die

sich alltäglich fast wiederholten, hat Scarbina's Meisterhand auf dem unzeitigen Bilde festgehalten, ein Momentbild aus dem Leben der Hauptstadt und doch ein Historienbild im wahrsten Sinne des Wortes.

So war es, — doch so wird es nicht mehr sein. Kaiser Wilhelm, der große Herrscher, der Einziger des Deutschen Reiches, ist hinaufgestiegen zu seinen glorreichen Ahnen. . . .

Drei unvergeßbare Stunden, die ich vor jenem historischen Eckfenster verlebte, haften in meinem Gedächtnisse fest, und nie wird die Erinnerung an diese Stunden schwinden, so lange ich denken kann.

Die erste reicht fast zwei Jahrzehnte zurück. Ein Sonntag war's, heiß und glühend, wie die politische Zeitströmung, in die er fiel, — der 15. Juli 1870. In Eins hatte sich jenes welterschütternde Ereigniß abgepielt, dessen Folgen für den Thron der Napoleoniden und für die französische Nation so verhängnißvoll werden sollten, — und, umiaucht von den Jubelrufen des deutschen Volkes, war König Wilhelm in seine Residenz zurückgekehrt. Max Schneedenburger's fast vergessenes Lied von der Nacht am Rhein klang durch alle Straßen und Gassen der Stadt — Berlin befand sich in einem Taumel der Erregung, wie nur ein großes nationales Ereigniß ihn hervorzuzaubern vermag. Erst in späterer Abendstunde war ich von auswärts in der Hauptstadt eingetroffen, und kaum hatte ich den Reifstaub von den Füßen geschüttelt, so machte ich

das im Moment von Mund zu Mund getragen wurde, — zerstreute sich die Menge, lautlos, ohne Gesang, so wie der König es gewünscht hatte, und binnen wenigen Minuten stand der Platz menschenleer. . . .

Das war ein unvergeßbarer Abend für Alle, die ihn miterlebte, — unvergeßbar wie jene andere Stunde, da man an gleicher Stelle Kaiser Wilhelm inmitten seiner Urnen schauen konnte. Um die Mittagszeit eines Februartages war es, — kaum vier Wochen sind seitdem verstrichen. Mit klingendem Spiel zog die Wache auf, und in breiten Reihen wickelte wie immer die Menge der Colonne nach. Als die Wach-Kompagnie am Palais vorüberdefilte, erschien, wie man dies gewohnt war, des Kaisers Majestät am Eckfenster, doch wackelndes Erstaunen malte sich in den Gesichtern Aller, die diese kleine Scene beobachten konnten, als man rechts und links neben der hehren Gestalt des hohen Herrn drei lockige Kinderköpfchen auftauchen sah! Drei rosiges Gesichtchen mit vor Erregung lebhaft gerötheten Wangen und mit blühenden Augen, — das war die Zukunft Deutschlands, die da mit dem greisen Herrscher gemeinsam das Volk begrüßte! In Wahrheit, — nichts Schöneres im edelsten Sinne und nichts Lieblicheres ließ sich denken als diese seltene Gruppe. Des Kaisers Arm umschlang seine Urnen, und dicht schmiegte sich die kleinen Prinzen an ihn an. Prinz Wilhelm, der Älteste, legte militärisch salutirend die Hand an den blonden Kopf, und seine kleineren Brüder winkten mit beiden Händchen zugleich dem jubelnden Volke zu. Eine tiefe Nührung überkam mich beim Anblick dieses Bildes. „Gott erhalte sie uns“, hörte ich vor mir eine Stimme sprechen, und im innersten Herzen klang dieser Wunsch mir nach.

Das war das letzte Mal, daß ich den Kaiser Wilhelm am Eckfenster seines Heime gesehen, — wer konnte denken, daß so schnell der bleiche Tod durch diese Räume schreiten würde! Furchtbarer und trasser läßt sich der Unterschied zwischen blühendem Leben und der Vernichtung nicht denken, als ihn der Blick auf dies berühmte Eckfenster an jenem so eben geschilderten Tage und am Abend vor dem Ableben unseres geliebten Kaisers kundgab. Als ob auch der Himmel an unserm großen Schmerze Theil haben wollte, so strömte an diesem Abend der Regen herab. Durch die ganze Natur ging ein Frösteln, ein Todesahnen. Die Sterne wollten nicht leuchten, und des Mondes Licht wurde durch dichte Wolkenschleier verdeckt, die sich hoch aufstürmten am Firmament zu riesenhaft phantastischen Bergen. Und wieder stüthete Unter den Linden die Menschenmenge auf und nieder, eine ungezählte schwarze Masse, über der tiefes Schweigen lag. Wie sonst hatten um das Denkmal Friedrichs des Großen sich die Menschen gestaut, und wie sonst starrte man hinauf nach dem wohlbekanntesten Fenster, als ob sie sich dort zeigen müßte, des geliebten theuren Kaisers Gestalt, sein gültig freundliches Angesicht. Es war, als ob man nicht fassen konnte, daß auch diese große Menschennatur den ewigen Befehlen unterworfen sein sollte. . . . Im Palais leuchteten die Lichter auf, — schweigend sah es die Menge. Das ganze Haus strahlte im Kerzenschein. In den oberen Prunkgemächern schimmerten die rothen Damastportieren, und durch die Glasüren des Porticus konnte man das Vestibül übersehen. Auch am Eckfenster brannte ein Licht, die grünbeschrante Arbeitslampe des sterbenden Kaisers. Dieses einzelne Licht erschien wie abgefordert von allen übrigen, es glück einem erlöschenden Sterne. Und in Wahrheit, — da drinnen im Kaiserhause erlosch ein Stern, wie er leuchtender nie an Deutschlands Himmel gestrahlt hatte. Die beste und größte Seele ging zum Frieden ein.



Das historische Eckfenster im Palais Kaiser Wilhelms. Von J. Wittig.

Nachdruck verboten.

### Siegreich und groß.

Von Carl Bleibtreu.



„Ich habe jetzt keine Zeit, müde zu sein!“ So sprach ein sterbender Patriarch, dessen Jahre ein gültiges Geschick weit über des Psalmisten Alter seinem dankbaren Volke erhielt. Noch die letzte emsfliehende Kraft zusammenfassend, weiste sein reiner Geist nicht bei dem vergänglichem Ich, wie es die Art unserer Reinen und Kleinlichen Menschennatur. Noch im Sterben lebte er nur für das Allgemeine, das Große und Unvergängliche. Dem Vaterlande blieb noch sein letztes Simmen und Denken geweiht, tren dem Wahlsprüche seines Ahnherrn, tren dem Testament des großen Königs, das als mahnende Vorschrift allen Monarchen Preußens gilt: als erster Diener seines Staates sich bis zum letzten Athemzuge dem Wohle des Volkes zu weihen.

Deutschland genöth das Glück, dasjenige Geschlecht auf den Schild zu erheben, das, wie kein anderes, herrschen darf kraft des Vorrechtes der Weisesten und Besten. Von Friedrich I. und Joachim I. bis auf Friedrich Wilhelm I. und Wilhelm I. zeitigte das Haus der Hohenzollern die gewaltigsten Herrschergeister der neueren deutschen Geschichte, und in der Mitte dieses erlauchten Kreises zwei Genies vom höchsten Range. Sie heißen die Großen, — der große Kurfürst und der große König. Und ihnen reißt sich heute würdig im Pantheon des Ruhmes als Dritter an der große Kaiser.

Ja, der Große! Nicht „der Eroberer“, „der Siegreiche“, „der Weißbart“, „der Friedensfürst“, wie man sonst ihn noch nennt, — dies Alles berührt nur Theile seines Wesens, sondern „der Große“ wird er heißen auf den Blättern der Geschichte. Wenn je ein Herrscher diesen Beinamen verdiente,

mich auf den Weg nach den Linden. In ungeheuren Menschenmassen wogte es die Straße auf und nieder, und schon aus der Ferne hörte ich den brausenden Gesang jenes zur Nationalhuldigung gewordenen Liedes, das in diesen großen Tagen im Süden des Rheins so gut wie hoch oben an den Dänen der Nordsee erklang. Die Dämmerung senkte sich bereits auf die Straßen Berlins herab, hie und da flackerten schon die Gasflammen auf. Eingezwängt im Menschenstrom, wurde ich die Linden hinaufgetrieben, und ehe ich selber wußte, wie ich so schnell dazu gekommen, stand ich dem Palais gegenüber an der Statue des großen Friedrich. Zu dichten Massen hatte sich hier das Volk zusammengescharrt, aber man achtete der Enge nicht; waghalsige Buben waren auf das Postament des Erzbildes König Friedrichs hinaufgesteuert und schwenkten von hier aus ihre Hüte. Plötzlich wurde es still, todenstill, — wenn auch nur für einen kurzen Moment. Am Eckfenster des Palais erschien eine hohe Greisengestalt in fest geschlossener Uniform und winkte dem Volke zu. Und nun brach der Jubel von Neuem los, — das war kein Hurrahrufen mehr, das war ein einziges und doch tausendstimmiges Jauchzen, das war ein Klang aus tiefstem Volksherzen! Und immer und immer wieder nickte und winkte der König; dann und wann trat er für einige Augenblicke vom Fenster zurück, um mit den tiefer im Zimmer Stehenden einige Worte zu wechseln, aber sobald draußen der Sturm der Begeisterung sich stärker und fräftiger zu äußern begann, erschien er abermals und grüßte von Neuem. Erst als ein Adjutant auf die Rampe trat, um den Nächststehenden zuzurufen, Se. Majestät bitte um Nahe, da er nachtsüber noch Wichtiges zu arbeiten habe, — ein Wort,





Ein Blick aus Kaiser Wilhelms Fenster. Von Franz Starbina.



# Kaiser Wilhelms Tod.

Den Frauen.

Zusammen auf den Gassen seh'n alle Leute schon,  
Und drinnen im Gemache klingt dumpfer Klagen-ton,  
Die Trauerglocken läuten hin über's deutsche Land,  
Und schwarzbewimpelt fahren die Schiffe hin zum Strand.

Ein Wort nur wird vernommen; es ist ein kurzes Wort,  
Und Einer giebt's dem Andern mit leisem Seufzen fort:  
Nun ist dem Vaterlande gekommen große Noth,  
Der unser Held und Vater, Kaiser Wilhelm, ach! ist todt.

Wer wird das Reich nun schützen, das er so stolz gebaut,  
Auf den in allen Sorgen still hoffend wir vertraut?  
Wo schlägt für Deutschlands Ehre jetzt noch ein gleiches Herz,  
Fühlt mit für seine Leiden und für der Armen Schmerz?

Wir waren stolz vor Allen, nun sind wir arm und schwach,  
Seh'n einem lichten Tage, der scheidet, weinend nach,  
Von uns ist nun gewichen der Hoffnung starker Geist,  
Muthlos sind wir geworden, denn Deutschland ist verwaist.

So klingt es in die Glocken und in den Trauerchor,  
Und immer wieder brechen die Seufzer klagend vor.  
Doch wie die Jähren fallen, wird sanft das Herz und weich:  
Ward ihm nicht seine Stelle in Gottes schönem Reich?

Wohl ist er uns genommen, wohl ist er uns geraubt,  
Doch schaue kühn nach oben, wer noch an Großes glaubt.  
Von Oben kommt doch Alles, was herrlich ist und groß —  
So muß es wiederkehren in seines Vaters Schoß.

Und ist nicht in uns selber Etwas, das aufwärts strebt,  
Geführt mit seinem Kaiser, und was für ihn gelebt?  
Das ist noch nicht gestorben, das ist von ihm ein Theil,  
Und weiter durch die Jahre noch lebt's zu unserm Heil!

Im Buche der Geschichte ist kalt nur der Bericht,  
Von Herz zu Herzen gehen kann solche Kunde nicht.  
Und grüßt es einst die Männer als kaltes Denkmals-erz:  
Doch wärmer will es fühlen das zarte Frauenherz.

Hatt' es nicht auch der Kaiser aus seiner Mutter Mund,  
Ward ihm aus ihren Augen nicht Deutschlands Elend kund?  
Nicht Friedrichs einz'ge Größe, nicht Preußens tiefe Schmach?  
O Königin Luise, gelebt hat Dir er nach!

Wie selber wir ihn schauten, der edlen Vorzeit gleich,  
So woll'n wir zu ihm halten, zum Kaiser und zum Reich,  
So soll es einst vernehmen beid' Kind und Enkelkind,  
Was es für große Tage dereinst gewesen sind.

Und manche künst'ge Mutter, die jetzt noch kindlich lauscht,  
Wenn für den Ernst des Lebens Erfahrung sie getauscht,  
Dann soll sie ihre Kinder erzieh'n in guter Zucht,  
Daß eine große Vorzeit bringt immer neue Frucht.

Jung wird dann ewig bleiben, ob auch Die wieder alt,  
Der Größte aller Kaiser, des Helden Lichtgestalt,  
Und Herzen sollen schlagen, gedenken sie daran,  
Was Kaiser Wilhelm Großes für unser Volk gethan.

Hans Herrig.

so war es Er; wenn je ein Mensch wahre Größe verkörperte, wer möchte wohl ihm diesen Zoll bewundernder Ehrfurcht verlagern!

Einem solchen Helden aber wird man nur gerecht, wenn man ihn mit derselben Klarheit und Redlichkeit kennzeichnet, die sein eigenes Wesen ausmachte. Nicht mit byzantinischen Phrasen soll dieser große Herrscher der Germanen von seinen verwasteten Mannen gefeiert werden. Sein großes Herz, das Eitelkeit verschmähte und Schmeichelei verachtete, hätte am wenigsten daran Gefallen gefunden, wenn man ihn mit jenen Genies vergliche, denen er so oft allein die Ehre gab.

Unvergessen blieb es allen Hörern, als der Kaiser bei einer Besichtigung der Feldherrn-Halle des Zeughauses, die er mit gewohnter jugendlicher Mäßigkeit abhielt, plötzlich aus dem Stegreif mit der ihm eigenen erhabenen Redegewalt darauf hinwies, daß jene Gründer der preussischen Großmacht härter gekämpft und schwerer gelitten, als ihre glückbegünstigten Entel. Er in seiner Würde gedachte mit bescheidener Verehrung jener zwei Gewaltigen, denen die Geschichte ihn dennoch als Ebenbürtigen anreihen wird.

Bei der Abwägung und Werthung eines Herrscher-Berdienstes muß man stets die Umstände in Berechnung ziehen, ob diese günstig oder ungünstig lagen. König Wilhelm fand Preußen in tiefer Erniedrigung und führte es aus denkbar ungünstigsten Verhältnissen, im Kampfe mit dem Innern wie mit dem Auslande, zu der ihm gebührenden Welt-Hegemonie empor.

Dies aber wurde ihm nur möglich, weil sein Streben sich in wunderbarer Weise mit dem geschichtlichen Drehungsgeetze verschmolz, das unser Vaterland mit einem Male zu seiner jetzigen Stellung erheben mußte.

Die Astronomie ist längst im Stande, wichtige planetarische Ereignisse viele Jahre vorherzusagen. Einst werden unsere Vätertagungen in anderen Dingen ebenso genau eintreffen, sobald die gesammte Wissenschaft ähnlich fortschreitet. Denn es herrscht eine gleichmäßige Regelmäßigkeit, wie in den Naturbewegungen, so auch im Geistesleben. Ueber allen Dingen schwebt die gleiche unerlässliche Ordnung. Daher scheint Ordnungssinn ein Haupt-Attribut aller begnadeten Heroen. Und als ein solcher Vertreter und Lehrer der wahren Ordnung wird Kaiser Wilhelm durch die Geschichte der Menschheit wandeln.

Die wahre Ordnung aber wird nur durch freien Kampf gewonnen. Selbst das heilige Licht, das uns Lebensbedingung bedingt, ja Bewegung: Wärme ist Licht in Ruhe, Licht ist Wärme in reißender Bewegung. So ist das bewegte Genie nur eine Metamorphose der stillen, vorbereiteten Wärme seiner Zeitungsgebung. Und so betätigte sich denn das große kaiserliche Licht, das unter uns gestrahlt, durch die ununterbrochene Bewegung einer allumfassenden Thatkraft und Arbeitslust. Aber die geringste Bewegung des kleinsten Körpers in weitester Ferne bildet eine Ursache ewiger Folgen. Kein Körnchen von der großen Gesamtheit kann getrennt werden, ohne den ganzen Bau zu stören. Darum erscheint die Ueberhebung jeder Größe als eitle Bahn, da alles Existierende in gleichem Maße dem großen Endzweck dient. Diese Erkenntniß aber pfänden gerade die größten Menschen, die weisevoll auf den Höhen des Daseins wandeln, und so reiste in Wilhelm dem Großen jene milde Demuth, welche jeden Größenwahn für immer abwahrt.

Dieser Ordnungssinn, diese Thatkraft und diese Selbstlosigkeit vereinten sich denn zu einer Ruhe des Willens und Weisheit des Willens, die ihn unbeeinträchtigt durch alle Stürme des Unglücks und der Verleumdung wie durch allen Sonnenglanz des Ruhmes und der Bewunderung geleitete. Wenn man Wilhelm den Einiger auch nicht zu jenen Wenigen zählen will, in welchen die intuitive Schöpferkraft des Genies sich ausprägt, so muß er dennoch zu den genialen Naturen gerechnet werden. Denn in ihm stieg die moralische Größe zu einer so erhabenen Höhe, daß sein Charakter-Genie die gleichen Symptome anwies, wie das intellectuelle Genie. Dieses selbst wird nicht geboren, sondern nur die Anlage dazu. Wir finden ta-

ber in der Lausbahn jeder genialen Persönlichkeit. — Heiße sie nun Shakespeare oder Cäsar, Goethe oder Friedrich, — die merkwürdige Thatsache verzeichnet, daß ihre Fähigkeit sich zwar unaufhaltsam, aber erst allmählich entfaltet. Originale Fortentwicklungsfähigkeit bildet hier das eigentliche Merkmal und stempelt das Leben einer solchen begnadeten Natur zu einem symbolischen Zeugen der Evolutions-Theorie.

So gewann denn auch der gewaltige Charakter des verblühten Herrschers erst in ununterbrochenem Steigen seine ganze Fülle und Reife, und stellt eine Kette stetiger Selbstläuterung dar. Denn wir beginnen in jedem Verze als Anfänger, — kümpernd beginnt das Kind den Lebensberuf, in welchem der reife Mann sich als Künstler erweisen soll. Nur die vererbten Anlagen bleiben von Anfang bis Ende, und so auch befähigte Wilhelm den Großen zur höchsten Kunst, der Selbstdarstellung einer heroischen Männlichkeit, vielfache Vererbung.

Von Friedrich Wilhelm III. erbt er ein großer Sohn die seltene Rechllichkeit der Gesinnung, den Sinn für bürgerliche Tugend, die Sorgfalt und Rücksicht für alle Kreise des Staats-haushalts. Seine vergötterte Mutter, die hochherzige Königin Luise, hinterließ ihm als freundliches Erbtheil die lebenswürdige Güte und Leutseligkeit, das tiefe Gemüth, den frischen Humor, das warme Schwungvolle, die fortwährende Beredsamkeit, und vor Allem und über Alles die hingebende Liebe zum Vaterlande.

Sein eiernes Pflichtgefühl brauchte er freilich nicht von dem pflichtstrengen Vater zu erben. Denn dies gilt mit Recht als Erbtheil aller Hohenzollern, nicht minder der hohe persönliche Muth. Auch diesen besaß Friedrich Wilhelm III. in besonderem Maße. Schon bei Auerstädt sich ungewöhnlich auslegend, ritt er bei Wajen heldenhaft in's dichteste Gefecht hinein und entschied bei Bar-sur-Aube durch persönliche Eingreifen den Gewinn der Schlacht. Sein gesundes militärisches Urtheil führte auch die Niederlage Vandammes bei Kulm herbei.

Unter diesem merkwürdigen Monarchen legte der siegenstrahlteste Heerführer deutschen Stammes, der für alle Unbill Preußens und Deutschlands als Rächer eintreten sollte, seine erste Waffensprobe ab. Bei Bar-sur-Aube erhielt der blutjunge Prinz seine Kriegstaufe im Kleingewehr-Feuer. Und wenn man Kaiser Wilhelm, dem vollendetsten Soldaten seiner Armee im tactischen Dienste, auch nicht die strategische Feldherrn-Begabung nachrühmen will, welche seine beiden großen Ahnen besaßen, so konnte er sich doch mit Napoleon und dem Scharnhorst messen als kriegerischer Organisator. Und wie denn alles Herrschertalent im Grunde auf dem Organisations-talent beruht, so bewies er das letztere in allen Zweigen der Staatsverwaltung in einem Grade, wie kaum je ein Herrscher. Eine Arbeit des Neutenants v. Moltke genügte ihm, um in jenem das fährende strategische Genie unserer Epoche zu erkennen; wenige Unterredungen mit dem Commissar v. Bismarck enthüllten seinem untrüglichen Scharfblick den leitenden Staatsmann der Zeit. Ueberall und allerorts fand er seine Scharnhorst und Stein und Mülher, deren Wirken er mit neidlosem Wohlwollen förderte, wie seiner eigenen Größe Verherrlichung, sondern immer nur die Verherrlichung seines Staates im Auge.

So verschmolzen sich in ihm die Tugenden von Vater und Mutter, doch vervielfacht und gesteigert. Auf der Grundlage einer so glücklichen Weisensart wuchs er zu reifster Menschlichkeit empor. Die Mutter hatte den Jüngling gemahnt, die Waffenehre Preußens wieder herzustellen. Aber nicht die bloße soldatische Bravour sollte den Muthbereich des neuen Hohenzollernkönigs begrenzen, sondern sein Helmschwert entzündete sich zu größtem moralischen Muth an der Menschheit höchsten Fragen. Der festenergische Prinzregent wurde größer als der Prinz von Preußen, dieser ehrliebende Ritter ohne Furcht und Tadel; der hochherzige König wurde größer als der Prinzregent, und größer, als Wilhelm der Siegreiche, wurde Kaiser Wilhelm, der Friedensfürst. Wohl vertrat er

bis 1870 in erster Linie das Interesse Preußens, dann aber wurde er ganz Deutscher. Und doch, — war er es nicht stets gewesen, hatte er nicht stets wie Wenige für das ganze große Vaterland gefühlt? Wer war es, dessen ritterliches Herz für den Kampf der unterdrückten Stammesbrüder in Schleswig-Holstein schlug? Wer war es, der endlich 1864 diese alte Liebe glorieich erzwang?

So wuchs er bis zuletzt mit seinen Zielen, um in tiefstnützigster Erkenntniß der sozialen Frage zu gipfeln, deren Lösung er vorzeichnend seinen Nachfolgern hinterläßt.

Als Symbol der auferstandenen Herrlichkeit des Reiches deutscher Nation, hat er alle Geschicke des Vaterlandes von 1806—1870 in sich durchkämpft. Und je älter er wurde und je schwerer seine Bürde, um so milder und gütiger wurde sein väterliches Gemüth. Wohl erfüllte ihn das würdevolle Bewußtsein, daß er sichtbarlich ein Götterkorn war, daß ihm eine hehre Mission beschieden sei. Aber demüthig fühlte er sich nur als ein Gefäß der göttlichen Gnade; in maßvoller Vornehmheit, ein Kriegermann des Allerhöchsten, stand er auf seines Thrones Stufen.

Man hat ihn mit Karl dem Großen, mit Friedrich Barbarossa verglichen. Aber diese Fürsten, ihm vielleicht an durchgreifender Genialität der Initiative überlegen, waren gewaltthätig und oft verblendet von Herrschbegier. Weit treffendere Ähnlichkeit möchte er beanspruchen mit jenem ersten norddeutschen Kaiser, dem wahren Gründer des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, mit Otto dem Großen. Wen heimelt es nicht vertraulich an, wenn dessen Biograph, Widukind von Corvey, von jenem berichtet: „Er war sehr fromm, freigebig, und wenn er nicht die Strenge eines Königs zeigen mußte, immer heiter. Er schlief sehr wenig. Er besaß eine bewunderungswürdige Fassungskraft des Verstandes. Dem Vergnügen der Jagd ergab er sich gern, auch die Freuden der Tafel liebte er und übte die Keulunst, Alles aber mit königlichem Ernste. Sein äußeres Ansehen war dem eines Monarchen angemessen. Er hatte graues Haar, glanzvolle blühende Augen und ein blühendes Angesicht.“

Er ist nun dahin. So hoch die ehrwürdige Gestalt über die Grenzen menschlichen Alters hinweggerückt erschien, hatten wir uns gewöhnt, ihm eine noch höhere Lebensdauer zu verbürgen. Obgleich jedes Jahr, das ihn in unserer Mitte weilen ließ, als ein besonderes Gnadengeschenk der Vorsehung begrüßt wurde, hat der Tod des Patriarchen, dieses Altmeisters deutscher Tüchtigkeit, die Völker erschreckt wie eines Erzengels Bossum. Das milde kaiserliche Licht ist ausgelöscht; Wilhelm der Gerechte, Wilhelm der Große wird nie mehr das Herz seiner deutschen Kinder erquiden in irdischer Leibhaftigkeit. Er ist versammelt zu seinen Vätern, nicht nur den Ahnen seines Geschlechtes, sondern zu der heiligen Gemeinde aller Großen und Guten, die vor ihm auf Erden gewandelt. Aber sterben kann nur, was an ihm irdisch war. Sein hoher Geist lebt, so lange deutsche Sprache klingt, die er so berechtigt in Wort und Schrift gemeinert. Sein Blut walt in unseren Adern, sein Name schwebt als Schlachtruf um die kaiserlichen Adler unserer sieggewohnten Banner. Drum seien die Thränen gestillt, die so zahllos, so aufrichtig an seiner Bahre flossen! Ihm würde Klagen Unrecht thun, mit Thaten sei sein glorieich Andenken gefeiert!

Nach sind unsere Schmerzen nicht erschöpft; gewitterschwül dunkelt am Horizonte. Lasse man uns in Ruhe unsere Todten betrauern. Wenn aber der Fremde wähnt, er dürfe straflos unsere Trauer stören, so mag er inne werden, daß Kaiser Wilhelm noch heute lebt, wie immer. Barbarossa's Leiche nahmen die Kreuzfahrer in ihre Mitte und suchten ihr Bahn mit ehrliehen deutschen Sieben. Und wenn je ein anderer unserer Herrscher zu den Waffen ruft, so wird das Bild des todtten Kaisers als Palladium uns um sich scharen, und antworten wird der alte deutsche Ruf: Es lebe der Kaiser!



Nachdruck verboten.

Ein Königswort.

Tagebuchblätter aus den sechziger Jahren nacherzählt von Ernst Remin.

12. August.

Nun sind wir schon über sechs Wochen hier, und noch immer habe ich mich in unsere neue Heimath nicht eingewöhnt. Diese kahle, endlose sibirische Steppe und meine liebe freundliche Thüringer Waldlandschaft, — der Unterschied ist auch zu groß! Dabei hängen die Leute hier mit derselben Anhänglichkeit an dem dürftigen Boden, der sie von Kindesbeinen an mit schlechten Kartoffeln nährte, wie wir an unserm schöneren und romantischeren Heimathlande, — es kommt also nur auf die Eingewöhnung unseres Lebens an. Und da ich tapfer bin, — wenigstens nennt mich Papa oft genug seine tapfere Frieda, seine treue rechte Hand, — so wollen wir das sehnüchtige, unzufriedene Herz schon discipliniren! Schwester Charlotte lebt hier auf Lusino wie daheim ihr eigenes süßes Dasein, das einer feinen, sanften, nur für sich blühenden Sinnsplanze, — sie vermisst den stets auf dem Felde beschäftigten Papa auch weniger als ich. Eigentlich ist ja Papa viel zu schade für seinen hiesigen Beruf, sein eigener Oberinspektor zu sein, — aber es ist seine Pflicht. Warum unterstreiche ich seltsames Mädchen dies Wort? Nun, es ist eine alte Gewohnheit, und sicher eine unschädliche. . . .

14 August.

Zwei Ueberraschungen, — zwei große Ueberraschungen hat dieser 14. August gebracht. Der „Junke“, wie sie ihn hier nennen, der tolle junge Herr von Grameski, hat sich Mama erkärt, hat um Charlottes Hand angehalten. Ich war überrascht; Maximilian von Grameski und meine Schwester Charlotte, — ich hätte nie geglaubt, daß diese beiden Menschen einander gefallen könnten. Da liegt sein Bild vor mir, das er meiner Charlotte geschenkt hat. Er ist wie schäumender, junger Wein; feurig, wild, von der „schwarzen“ Rasse, wie ich mir einen edlen Ungarn denke, mit rollenden Augen, sobald sein ewig unruhiges Herz aufwallt, mit kurzen schwarzen Locken, ledern Schnurbart, am liebsten gepornet und zu Pferde. Ich muß sagen, seine Art gefällt mir gut; und ich ahne mehr in ihm, als den ritterlichen Saufewind, den Husaren, der er auf den ersten Blick scheint, — es liegt in seinen Augen, in dem seltsamen Bogen seiner Stirn etwas Venusches. Wir haben noch nie einen Vers von ihm zu hören bekommen, — aber ich weiß ganz genau, — Maximilian von Grameski trägt in seinem Herzen viele von jenen dunklen, tiefen, schwärmerisch-melancholischen Regungen sich selbst unbewußt mit sich herum, wie sie ein echtes Dichterherz fällen. Dieser Mann nun hat sich unsere blonde zarte, kleine Charlotte gewählt, das süße Mädchen, in der Alles so klar, so weich, so rein und heiter ist, wie das milde Sonnenlicht eines Frühlingsmorgens, die einhergeht wie eine Personifikation des Sonntagstriedens! Wie wollen diese beiden Menschen mit einander harmoniren? Wie soll sie die geheimen, oft phantastischen Regungen seiner Seele errathen und verstehen, wie oft wird er mit seinem Ungekrüm sie erschrecken, bis vielleicht die kleine Sinnsplanze sich ganz in sich selbst zusammenzieht! Lebt sie doch jetzt schon beinahe einform unter uns, obwohl Papa, Mama und ich allemal zu ihr kommen „à petites de velours“, sozusagen auf Filzschuhen! — Was ist das nun, Frieda, tapfere Frieda, Du hast Deinen Kopf auf die Arme gelegt und ein paar dumme Thränen geweint? Warum? Ist es wirklich nur die Sorge um Deiner Schwester Geschick, oder weshalb sonst ist Dein Herz plötzlich so schwer, so schwer? Sei ehrlich, Frieda, ehrlich gegen Dich selbst! Schreibe den Grund, den wahren Grund dieser plötzlichen Betrübnis nicht nieder, aber gesteh ihm Dir offen ein! Und dann denke daran, daß Du noch vorgehst das Wort Pflicht in Deinem Tagebuche unterstrichst! Aus alter Gewohnheit!

Maximilian von Grameski ist der Erste gewesen, der uns hier aus der Nachbarschaft besuchte, nachdem er Papa auf dem Felde kennen gelernt. Seitdem kam er öfter und öfter. Ich glaube, die Eltern waren auf eine Erklärung vorbereitet, sie wußten wohl nur das Eine nicht: welcher von beiden Schwestern seine Bewerbung galt. Mit Charlotte scherzte er und neckte er sich ein wenig, mit mir plauderte er ernsthaft. Mir war, als erschloße er mir seine Seele immer tiefer und ehrlicher, je mehr wir verkehrten. Nun, es ist mir jetzt klar, — er suchte nur eine Art guten geschwisterlichen Verhältnisses zwischen ihm und seiner zukünftigen — Schwägerin anzubahnen. —

Und die andere Ueberraschung? Papa kam heute Morgen mit einem großen Brief zu uns herüber. Sein Gesicht strahlte. Das Hofmarschallamt fragt an, ob wir für einen Theil des Wandervers für Seine Majestät den König im Schlosse würden Herberge schaffen können. „Kinder, welche Ehre! Unser Allergnädigster König und Herr will unter meinem Dache absteigen, will eine kurze Spanne Zeit unser Gast sein!“ Wie mit elektrischem Schläge fuhr es uns in die Glieder, als uns der Papa, auf der Schwelle stehend, im Speisesaal diese Mittheilung machte! Jetzt gilt es sich regen. Das Schloß ist ja neu eingerichtet worden, als wir hierher übersiedelten, aber was ist das, wenn wir den König, den König würdig empfangen und bewirthen sollen! Papa ist sofort nach Danzig gereist, um noch rasch Möbel und Stoffe herkommen zu lassen und was sonst für einen solchen Besuch uns fehlt.

Nun wird es bei uns lebhaft werden. Eine Reihe interessanter militärischer Schauspiele wird sich in unserer Umgebung entwickeln; das stille, etwas unheimliche Schloß mit seinen langen, dunklen Corridoren wird von Sporenklirren widerhallen; würdige und bedeutende Männer, lustige junge Officiere werden in Menge mit uns verkehren und unsere Säle mit dem soldatischen Glanze der Uniformen füllen; und vor Allen wird der theure geliebte Monarch und die Ehre erweisen, an unserem Tische zu sitzen, — vielleicht, wahrscheinlich mit uns, denn seine Milde und Leutseligkeit ist ja bekannt. Oder sollte das Ceremoniell es anders verlangen? Nun wir werden ja sehen. . . .

27. August.

Gleich nach Pappas Rückkehr aus Danzig ist Verlobung gefeiert worden. Verlobung! Es war am 21. August. Ich werde den Tag nicht vergessen. — Welch seltsame Veränderung ist mit diesem Tage in den beiden Menschen, die mir so nahe stehen, vorgegangen! Ich

habe es nicht gewußt, welche eine gesammelte Kraft der Empfindung in meiner kleinen Sinnsplanze verschlossen war, habe nicht geglaubt, daß sie einer so tiefen und starken Liebe fähig wäre, wie sie für Maximilian hegt. Sie hat mir ihr Herz geöffnet, — o, daß man einen Mann in so kurzer Zeit so lieb, so unjählich lieb gewinnen kann! — diese Liebe erfüllt des Kindes Seele so ganz, daß ich glaube, sie müßte vergehen, würde sie in ihrer Empfindung getäuscht. Ich habe das süße Mädchen seltsam unterschätzt. Die verschlossene Kнопpe ist plötzlich von einem Himmelskahn betropft worden und hat ihr Inneres aufgethan, — und wie voll, wie reich ist dieses Innere, das ich etwas dürftig glaubte! Gott segne sie und behüte sie vor einer Enttäuschung!

Aber was für ein Mann ist Maximilian auch! Es sind die reizendsten Stunden, wenn des Nachmittags Charlotte mit ihrer Engländerin übt, und Maximilian seine Gesellschaft mir zuwendet. Ich habe ihn doch recht beurtheilt, — er ist im Grunde ein tiefer, schwermüthiger Mensch. Wie er so ein russisches Volkslied zu singen weiß! Seine weiche Baritonstimme dringt einem dann eigen in's Herz, — ich habe noch nie solche innigen, dunklen Töne von einer Männerstimme gehört. Wie glücklich wird Charlotte mit diesem Manne sein! Keulich sprachen wir im Garten vom Glück. „Glück ist Selbstentäußerung“, sagte er. „Es giebt keine Glücksempfindung, welche derjenigen gleichkommt, die ein starkes Gemüth bei einer großen That der Selbstentäußerung empfindet!“ Ein Wort, welches mich strupperte. Ist dies ein Gedanke für einen jungen Mann, der eben den Attila des Gardehuzaren ausgezogen hat, um seines verstorbenen Vaters Güter zu bewirthschaften?

Es hat sich überhaupt zwischen ihm und mir ein warmes Verhältniß geschwisterlicher Zuneigung entwickelt. Ich bin glücklich darüber. Er spricht mir ehrlich sein Inneres auf, und oft kann ich infolgedessen einen seiner merkwürdigen Gedanken meiner kleinen Charlotte verdolmetschen. Sie hat ihn unaußersprechlich lieb, mit einer tiefen, mädchenhaften Färtlichkeit, — aber sie ist doch noch sehr jung gegen ihn, — innerlich meine ich, — ein süßes, reines Kind! Oft auch empfinde ich es ihm deutlich an, wenn sich ihm plötzlich die Seele in jenem unerklärlichen dunklen Sehnen dehnt, welches keinen greifbaren Gegenstand hat, sich an eine, nur in der Poesie und nur im Jenseits vorhandene Welt vollkommener Schöne voller Ausgeglichenheit richtet und sie in's Diesseits mit mächtigem Drange herabzuziehen trachtet, — eine Empfindung, welche einen Mann zum Dichter macht. Diese seine Stimmung versteht Charlotte nicht. Ich aber kenne sie, fühle es, wenn sie über ihn kommt, und bin glücklich, auch sie, wie oft seine Gedanken, dem Kinde verdolmetschen zu können. Ob sie je dieses geheime Leben seiner Seele verstehen lernen wird? —

In fünf Tagen langt der König bei uns an. Schon ist das Dorf mit Einundsechzigern aus Thorn belegt. Das Bataillon aber zieht vorher noch ab und wir bekommen die Stolper Husaren hierher. Unser Haus ist in Ordnung, — unser theurer königlicher Herr kann einsziehen. Der Küster hat der Lusinoer Schulfugend ein Lied einstudirt, das sie beim Einzug des Königs singen wird. Der Parter hat die Kirche mit Grün geschmückt, denn der Herrscher kommt gerade am Sonntag und wird sicher an unserem Gottesdienste theilnehmen.

3. September.

Majestät ist nun schon zwei Tage hier. Welch ein milder, lieber, gütiger Herr er ist! Wir hatten ihm Mama's Bett in seinen Schlafsalon gestellt, allein er hatte gleich heraus, daß es der Hausfrau Lager war und ließ es der Mama wieder in ihr Zimmer schaffen. Er wolle vor allen Dingen, so sagte uns der Flügel-Adjutant, daß wir genau in unserem alten Geleise fortleben und uns in nichts stören ließen, Niemand von uns dürfe seiner gewohnten Bequemlichkeit entbehren. Und so hat er sich ein eisernes Feldbett im Schlafzimmer aufschlagen lassen, welches auf einem Jourgon mitgebracht worden war. Der Kammerdiener hat unserem alten Franz erzählt, der König schliefe immer so. Ich bin mit Charlotte neugieriger Weise gestern Vormittag, während Se. Majestät nach dem Wanderverfelde geritten war, hineingegangen und wir haben, als wir das Bett sahen, uns gestanden, daß es wohl keine von uns darin länger als eine Nacht aushalten würde, so hart und „feldmäßig“ sieht des Königs Schlafstätte aus.

Sonntag hat Se. Majestät sämtliche Familienmitglieder bei sich am Tische essen lassen, vielmehr „zur Tafel beschloßen“, wie es etiquettemäßig heißt. Außer ihm war nur Excellenz von Mantuffel da und die Herren, welche bei uns im Hause logiren. Er hatte es so gewünscht, da er uns so wenig Nähe wie möglich machen wollte.

Maximilian hat er sich vorstellen lassen, hat ihn nach verschiedenen Verwandten in der Armee gefragt, von seinem Onkel, der bei den Garde-Räfilieren steht, gesprochen und ihn schließlich freundlich aufgefordert, seine Bräutigams-Besuche ja nicht „der Einquartierung“ wegen aufzusuchen; bei dem Worte „Einquartierung“ wies er lächelnd auf sich selbst und fügte hinzu: „Ich bin auch mal verlobt und Bräutigam gewesen, lieber Grameski!“ Sonntag Abend hat der König mit uns im Familienkreise verbracht. Wir Mädchen haben singen müssen. Er sagte einige lobende Worte über unseren Gesang und meinte, Charlotte's Organ erinnere ihn an das seiner Tochter. Es klingt einem die ersten Paar Mal ordentlich rührend, wenn so ein hoher Herr ganz schlicht sagt: „meine Tochter“, „mein Sohn“. Ich würde mich getrauen, wenn ich einmal einen besonderen Wunsch hätte, dem Könige denselben vorzutragen und würde überzeugt sein, daß er mich mit väterlicher Milde anhörte und meinen Wunsch, wenn irgend möglich, befriedigte.

5. September.

Ich komme heute aus dem Garten. Es ist schon spät, die Gäste im Hause sind bereits im Bette; ich war noch auf ein paar Augenblicke hinaus gegangen, Luft zu schöpfen und alle Aufregungen des Tages von dem weichen Nachtwinde aus meiner Seele wehen zu lassen. Das Leben im Schlosse beginnt täglich schon in aller Fröhe, denn der König ist oft bereits um halb sieben Uhr zu Pferde fort.

Ich war müde und hatte mich in unsere Jasmin-Laube gesetzt. Die Rosen dufteten stark; es lag so etwas süßes, betäubendes in der Luft, als hätten alle Nachtblumen ihre Kelche geöffnet und ließen ein Etwas entströmen, wie eine leise, unruhige Behmuth, eine wunschvolle Bangigkeit, welche sich dann auf das Menschenherz überträgt, so daß es heiß zu walten beginnt.

Wie ich so saß, war mir, als stiegen starke Ströme freien und ungetheilten Empfindens in mir auf, als thäte meine Seele tiefe, tiefe Athemzüge, als wartete ich auf etwas und ersehnte, daß ein Geheimniß, welches in der stillen Luft zu schweben schien, in mir aufginge.

Da kam Maximilian den Gang daher. Sein Tritt war unwillkürlich gedämpft, als fühle auch er sich unter dem Bann des geheimen Nachtlebens der Natur.

Er sah mich und blieb stehen. „Frieda!“ sagte er halblaut und besangen. „Die Nacht ist so schön, still und feierlich, — stört es Sie, wenn ich noch etwas bei Ihnen bleibe?“ fragte er dann weiter, da ich nicht antwortete.

„Ich bin nicht kleinlich.“ „Männer müssen eigentlich Nachts schlafen.“ erwiderte ich, „und Tags sich müde arbeiten. Ich weiß nicht, ob es für Sie gut ist, wenn Sie Ihr Herz den phantastischen und uncontrolirten Regungen des Nachtlebens so recht aufschließen. — Machen Sie es lieber wie Charlotte, die als ein verständiges Menschenkind jetzt schon lange liegt und schläft!“ Er blieb einen Augenblick stumm.

„Ja Charlotte!“ sagte er dann und senkte den Kopf. „Charlotte hat für alle tieferen Regungen meiner Seele kein Verständnis!“

„Sie ist ein Kind, Maximilian!“ gab ich rasch zurück, in dessen mein Herz zuckte, „ein reines, gesundes, unschuldiges Kind. Sie ist jung und wird reifen!“

„Ich hatte gehofft, Sie im Garten zu finden, Frieda!“ war seine Antwort. „Mir ist seltsam zu Muth; ich suche bei Ihnen Verständnis für Etwas in mir, was Charlotte nicht versteht, was das Beste an mir ist!“

Ich stand auf, tief erschrocken. „Es ist Ihre Pflicht, Maximilian“, sagte ich, indem ich mich faste und meine Stimme zu festigen suchte, „Alles, was Sie innerlich entbehren, bei Ihrer Braut zu suchen und, wenn es nicht da ist, bei ihr zu wecken. Ich will jetzt hineingehen!“

„Ich bringe Sie bis zum Hause.“ Wie wir gingen, glaubte ich etwas im dunklen Nachbar-gang neben uns sich bewegen zu hören. Ich horchte hin, vernahm aber weiter nichts.

Plötzlich begann er neben mir in Versen zu sprechen:

„Die rechnenden Augen Gedanken  
Sehn' mit der Sonne schlafen  
Es fall'n der Seele Schranken  
In der Nacht, der stillen Nacht!  
Des Weltalls heimlich Weben  
Nirgend wunderbar zusammen  
Mit meinem eignen Leben  
In der Nacht, der stillen Nacht!  
Was ich getrennt empfunden,  
Welt und mein einsam Herz,  
Harmonisch klings verbunden  
In der Nacht, der stillen Nacht!  
O möchte jetzt heimkehren  
Mein Geist zur Weltenferne,  
Zerfließen ohne Wehren  
In die Nacht, die stille Nacht!“

„Mir ist so seltsam öde und traurig, liebe Frieda,“ fuhr er fort, „ich fürchte, ich habe einen Mißgriff gethan, ich hätte Sie wählen sollen!“

Damit wendete er sich kurz ab und ging davon. . . .

6. September.

Ich will ein paar Zeilen aus dem Briefe, welchen ich Maximilian heute schrieb, hierhersetzen.

„Was Sie brauchen, lieber Maximilian,“ schrieb ich ihm, „ist weniger Verständnis, als Poesie. Mit Verständnis ist Ihnen auf die Dauer nicht gebüht. Aber wenn die Poesie selbst, in holdem Menschenbilde verkörpert, an Ihrer Seite lebte, da würden Sie für alles Sehnen Ihres Herzens Befriedigung finden. Wenn nun aber die Poesie sich verkörperte, sie würde aussehen, wie Ihre Braut. Das Beste und Dichterischste, was die Erde trägt, ist ein reines, junges Frauenherz, welches liebt. Gewöhnen Sie sich an diese Anschauung; betrachten Sie Ihre Braut mit diesen Augen. Ich, — ich werde nie Vertrauen zu Ihnen haben können, wenn Sie meine Charlotte wegen ihrer Reinherzigkeit und Kindlichkeit gering schätzen werden!“

Charlotte ist heute nur zum Diner gekommen, sie war den ganzen Vormittag auf ihrem Zimmer. Beim Diner sah sie eigenthümlich ernst und fast verstört aus. Es wäre furchtbar, wenn sie etwas ahnte! —

7. September.

Gestern Abend ist, nachdem ich schon am späten Nachmittag die letzte Eintragung in diese Blätter gemacht, in Gegenwart unseres Allerhöchsten Gastes etwas vorgefallen, welches mir die Augen geöffnet und die Nothwendigkeit, zu handeln, nahe gelegt hat.

Wir mußten nach Tisch wieder singen, Majestät wünschte es. Und so sangen wir, während im anschließenden Zimmer der Spieltisch des Königs arrangirt wurde. Es war das Lied von den zwei Schwestern:

„Wir Schwestern zwei, wir schönen, wir schönen  
Wir haben nührbraun Haar,  
Und flechtet ihr's in einen Zopf, in einen Zopf,  
Man kennt es nicht fürwahr!“

Die Schwestern zwei, die schönen, theilen Alles mit einander, schlafen in einem Bett und trinken aus einem Becher, dann aber heißt's im lezten Verse:

„Ihr Schwestern zwei, ihr schönen, ihr schönen,  
Wie geht das Leben kraus!  
Nun liebt ihr beide einen Mann, ja einen Mann  
Und 's Liedl, 's Liedl ist aus!“

Da standen plötzlich Charlottes Augen voller Thränen, eine oder zwei tropften auf ihr Blatt, das sie rasch vor das gesenkte Gesicht hielt und — ich wußte Alles. . . .

Der König hat ein Ablerauge; er hatte Charlottes Erregung wohl bemerkt, sein Blick wendete sich fragend und scharf zu mir, die ihn tapfer aushielt, dann zu Maximilian, der unter den Herren des Gefolges stand.

Maximilian mußte vor diesem klaren königlichen Auge das Haupt senken, er wurde roth. Und ich bemerkte deutlich, wie der Allerhöchste Herr voller Unmuth fortschaute.

8. September.

Es thut mir in der Seele weh, daß der königliche Herr von unserer häuslichen Tragödie etwas gemerkt hat, daß dadurch auf das Familienbild, in welches er hineingeblickt, ein Schatten gefallen ist. Aber gerade dadurch hat es sich auch gefügt, daß ich heute etwas niederschreiben kann, was sich wie ein theures Vermächtniß in meiner Familie forterben soll.



Se. Majestät hat uns gewürdigt, mit seinem erhabenen Tacte durch sein eigenes Eingreifen die Trübung, welche auf unser Familienglück gefallen ist, wieder zu verschleichen! Seine redliche Seele konnte ein Unrecht, das in seiner Nähe geschehen sollte, nicht dulden, ohne Einspruch zu erheben.

Er winkte heut Abend Grameski mit dem Auge zu sich heran, als er sich vom Tisch erhoben hatte.

„Wie kommt es, mein lieber Grameski,“ sagte er ihm, „daß Sie sich verhältnißmäßig so wenig mit Ihrer Verlobten beschäftigen? Es sollte mir leid thun, wenn Sie in meiner Gegenwart glauben, sich mir mehr als der Baronesse widmen zu müssen. Ich bin hier nur der Gast Ihres Schwiegervaters. Und in erster Linie gehört Jeder den Seinen. Die Treue gegen die Unseren ist unsere erste Pflicht, sie ist sogar die Grundlage aller und jeder irdischen Pflicht!“

Se. Majestät markirte das Wort „Treue“ ein wenig, legte Maximilian die Hand auf die Schulter und sah ihm mit einem ernstfreundlichen Ausdruck in's Gesicht.

9. September.

Unser hoher Gast hat uns heute verlassen und ist nach der Tucheler Gegend weitergereist. Er hatte es nun schon zu weit von uns bis zum eigentlichen Centrum des Mauerfeldes. Aber er hat uns für ewige Zeit ein Andenken hinterlassen, ein theures Andenken, welches in unseren dankbaren Herzen nie verlöschen wird; den unmittelbaren Eindruck seiner erhabenen Persönlichkeit.

Beim Abschiede reichte er mir die Hand, die ich ihm voll Dank und Verehrung küßte, und sagte mir lächelnd: „Ihre kleine Schwester wird in Zukunft nie wieder trübe Augen haben, nicht wahr?“

Maximilian hat schon heute sein etwas kübles Betragen gegen unsere Charlotte geändert, ist zu ihr genau wieder wie in der ersten Zeit ihres Glückes.

Und so ist es auch geblieben; denn ein Königswort gräbt sich tief in Menschenherzen ein, unversehrt tief aber ein Wort dieses besten Königs!

Nachdruck verboten.

### Den Manen des großen Heimgegangenen.

Von Dagobert von Gerhardt.  
(Gerhard von Amynstor.)

Es ist nur ein ganz kurzer Weg vom Kronprinzlichen Palais am Zeughausplatze bis zum Kaiserpalais, und dennoch bezeichnen beide Paläste den Anfangs- und Endpunkt eines außerordentlich langen und an Inhalt überreichen Lebenslaufes; der unvergleichliche Monarch, der am 22. März 1797 in jenem Palais geboren und am 9. März 1888 in diesem heimgerufen wurde, hat zwischen Wiege und Sterbebett, die räumlich für ihn so dicht bei einander standen, einen Weg zurückgelegt, der ihn auf die höchsten Gipfel des Glanzes und Erfolges, aber auch durch finstere Abgründe bangster Sorgen und wahrhaft tragischer Erlebnisse führte. Nach so viel Jubel und Leid steht nun das große Kaiserherz still, und das von innigster Trauer erschütterte deutsche Volk faltet die Hände über einer Gruft, welche die irdischen Reste seines Hiesigen und glorieichen Kaisers aufnehmen soll, und steht den All-Einen um Frieden für Den, der ihm nach langen und blutigen Kämpfen die Sehnsucht nach politischer Einigung, den Traum einer tausendjährigen Vergangenheit, so herrlich erfüllen sollte.

Es giebt Sommertage, an denen sich die Sonne am frühen Morgen aus schwülen Dämpfen mühsam emporringt; dann jedoch scheint sie hell und strahlend vom wolkenlosen Firmament hernieder und verspricht dauernd ungetrübt und lachendes Wetter; gegen Abend aber stellt sich eine elektrische Spannung der Luft ein, unheimlich ballt es sich im Westen zusammen, statt der erhofften Sabbathstille der Natur legt sich ein Alp auf die Gemüther und unsichtbar verfinstert der Sonnenball hinter schwärzlich drohenden Gewitterwolken. Einem solchen Sommertage könnte man das Leben Kaiser Wilhelms vergleichen. Aus den Zeiten der tiefsten Erniedrigung seines Vaterlandes, da die Thränen seiner erlauchten Mutter reichlich flossen und er, der junge zehnjährige Prinz, bis an die äußerste Ostmark seines Landes durch den corthischen Sieger geschickt wurde, rang es sich mühsam, aber heller und immer heller empor, bis der achtzehnjährige Major sein erstes Bataillon Garde bei der Fahnenweihe in Paris führen durfte; das war ein Umschwung der Dinge, der auch die kühnsten Erwartungen übertrat und dem prinzipalen Recken einen Vorwand der späteren, noch weit größeren Schicksalswechsel geben konnte. Nach langer, nie ermüdender Friedensarbeit hatte der Prinz gerade das Militär-Gouvernement der Rheinprovinz und Westfalens erhalten, als der Märzsturm des Jahres 1848 losbrach und die Hände verblendeter Aufständischer auf die Pforte seines Palais die Worte schrieben: „National-Eigenthum“; die Thoren ahnten nicht, in welchem andern Sinne sich diese Worte dereinst erfüllen sollten, daß nämlich nicht das Palais, wohl aber der erlauchte Bewohner desselben ein wahrhaftiges, herrliches National-Eigenthum werden, zu dem jeder Deutsche mit Stolz emporblicken und für dessen Verteidigung er freudig sein Blut zu vergießen bereit sein würde. Damals aber ging der Anerkennung nach England, das Brot der Fremde zu essen und an sich selbst die Erfahrung zu machen, wie die leichtbehörte, wetterwendische Menge oft ihre besten Freunde verkennt und verleugnet. Und von da bis zum Krönungstage in Königsberg, welcher eine überraschende Entwicklung eines fast leugnerartigen Lebenslaufes! Er, der schon Vierundsechzigjährige, der kaum jemals vermuthet hatte, zum Throne berufen zu sein, plötzlich geschmückt mit dem goldenen, schwer lastenden Symbol der preussischen Königswürde! Und von nun an eine dramatische Steigerung dieses Lebens, wie sie die blühendste Dichtersphantasie nicht passender und gewaltiger ersinnen könnte!

Erfolg reißt sich an Erfolg; steigendes Ansehen des deutschen Namens bei Freund und Feind, Wiedergeburt des germanischen Selbstbewußtseins, Um- und Aufschwung aller inneren Verhältnisse, Belebung der Kunst und des Kunstgewerbes, neue vaterländische Dichtung, Riesenfortschritte der Wissenschaft, einheitliche Münze und einheitliches Recht, Parlament und Reichsheer, friedliche Eroberung überseeischer Kolonien, feste Einigung der Fürsten und der Volkstämme! O, es ist wie ein Traum für uns Alle, die wir es mit erlebt haben, und noch spätere Geschlechter werden uns um diesen

Frühling deutscher Verdienst beneiden, dessen Zeugen wir sein dürfen! Wie ist doch der sonnige Lebensabend dieses menschenfreundlichen und ritterlichsten aller Kronenträger in allen Tugenden und Tonarten gepriesen worden! Wie haben wir uns mitgerannt in seinem strahlenden Glanze und den greisen Heldenkaiser in seinem beispiellosen Glücke geliebt und bewundert! Aber auch dieses beispiellose Glück sollte jäh und schmerzlich getrübt werden, denn in Wahrheit: Niemand ist glücklich vor seinem Ende! Es kam der Lenz des Jahres 1878, und gegen den nunmehr einundachtzigjährigen, allgeliebten Monarchen erhoben sich fluchwürdige Mörderhände; das Attentat vom 11. Mai schnitt wie eine schrille Dissonanz in diese Symphonie von Glück und Frieden, und die Schrottschüsse eines wahnsinnigen Verbrechers am 2. Juni streckten den verehrungswürdigen Greis auf ein langes und schmerzliches Krankenlager. Welcher Sturm mag damals die Seele des so schmählich Geäußerten durchwühlt haben! Das also war der Dank für ein Leben endloser Mühen und Sorgen? Das die Lüttung, die ein eintarertes Geschlecht seinem selbstlosesten Freunde und Vorläufer anstellte? Einem Fürsten, der das Bibelwort wahr gemacht hatte: „Und er nahm weg die Schmach von seinem Volke“, — wurde von diesem seinem Volke solche Schmach bereitet? Wahrlich, es gehörte ein kaiserliches Herz und eine kaiserliche Großmuth dazu, um solchen Erfahrungen gegenüber die Liebe zur Menschheit nicht in Haß und Verbitterung zu verwandeln! Und dieses Herz und diese Großmuth besaß der seltene, erlauchte Herr, der am 5. December 1878 nach erlangter Wiedergenesung huldreich grüßend und liebevoll vertrauend in seine Hauptstadt zurückkehrte, um die Fäden der Regierung wieder in die ungeschwächte und fahrlaudige Hand zu nehmen. Und nun ein letztes Mal wieder neues, wolkenloses Licht auf diesem wunderbaren Lebenswege! Am 27. Februar 1881 die Vermählung des geliebten Enkels mit der holdseligen Prinzessin Augusta Victoria von Schleswig-Holstein! Am 6. Mai 1882 die glückliche Geburt des zur einigten Thronfolge bestimmten Urenkels! „Hurrah! Vier Könige!“ Wer erinnert sich nicht noch dieses Jubelrufes, der dröhnend von den Alpen bis zum Meere durch die deutschen Lande ging? Ein solches Glück hatte die Weltgeschichte noch nicht zu verzeichnen gehabt! Ein Tausend bemächtigte sich aller Landesfinder, und selbst in fernen Welttheilen beugten Deutsche ihre Kniee und jauchzten dem Allmächtigen Dank für eine Segensfülle, wie sie einem irdischen Gewalthaber noch nie zu Theil geworden war. Es schien, als ob die Sonne dieses Kaiserlebens in wahrhaft blendendem Purpurglänze versinken würde; aber schon rührten sich jene geheimnißvollen Mächte, die keinem Sterblichen, und wäre er der Höchste und Beste, eine ungenessliche Freude gönnen; die schwere Krankheit des geliebten einzigen Sohnes, den alle Welt als den hoffnungsvollen Erben und Mehrer des väterlichen Glückes und Ruhmes zu verehren sich gewöhnt hatte, warf unerwartet einen bausigen, schwarzen Schatten in diese Lichtfülle und verdunkelte fast gänzlich das goldene Abendroth, das diesem Kaiser ohne Gleichen beschieden schien.

Kaiser Wilhelms Verdienste um Land und Volk wird erst die Nachwelt voll zu würdigen wissen. Wer am Fuße der Cheops-Pyramide steht, macht sich nur eine unzulängliche Vorstellung von ihrer wahren Größe; erst wenn man sich eine hinreichende Strecke von ihr entfernt hat und sich nun ihre ganzen Umrisse auf dem Hintergrunde des Wäthenhimmels zeichnen, erkennt man die wirkliche Höhe des Riesenbaues. So wird auch Kaiser Wilhelms wahre Gestalt in ihrer unvergleichlichen Herrlichkeit erst ganz zu erkennen sein, wenn sie in die Perspective der Geschichte, in den für menschliches Urtheil unerlässlichen Abstand der Vergangenheit gerückt sein wird; so viel dürfen wir aber jetzt schon behaupten, daß Kaiser Wilhelm zu den wenigen historischen Gestalten gehören wird, deren sich bald die Sage bemächtigt, und noch nach Jahrtausenden wird er aus dem Dämmerlichte dann längst vergangener Zeiten neben den Reden des altgermanischen Mythos ebenbürtig hervorleuchten und vielleicht der Held eines neuen Nibelungenliedes werden. Wir, die Kinder der Gegenwart, jagen vergeblich nach einem Maßstabe, diesen Einzigen zu messen. Wir reihen ihn wohl den Größten ein, die je der Stamm der Hohenzollern erzeugt hat; wir nennen ihn mit dem großen Kurfürsten und dem Philosophen von Sanssouci; wir zählen an den Fingern her, wie der Sieger von Juchebellin sein Land von fünfzehnhundert Quadratmeilen auf zweitausend, Friedrich der Große auf dreitausendsechshundert, Kaiser Wilhelm aber auf sechsstaundvierhundert gebracht hat; wir gedenken der gleichzeitigen Vermehrung des deutschen Reiches um die Schwester-Provinzen Elsaß und Lothringen, — aber was will das Alles sagen! Die Bedeutung des Entschlafenen liegt nur zum Theil in seinem Landerwerbe, in seinem Kriegsrühm; weit herrlicher glänzt er noch als Reich, denn als Feld. Er war ein milder, gütiger, edler und hülfreicher Mensch, wie es deren überhaupt nur wenige giebt, wie sie aber in gleicher Lebens- und Verehrungswürdigkeit vielleicht noch nie auf einem Throne geiffen haben; selbstlos diente er bis zum letzten Athemzuge seiner hohen und schweren Aufgabe; seine letzten Gedanken galten außer dem Sohne und Erben, seinem geliebten Frey, nur seinem Volke und dessen Zukunft; er ist trotz seiner fast vollendeten einundneunzig Jahre im wahren Sinne des Wortes im Dienste gestorben. Stets hatte er es als ein hochwürdiges Ziel bezeichnet, „das Wohl der arbeitenden Klassen zu fördern und geistige und leibliche Hülf überall dahin zu bringen, wo man ihrer bedarf.“ Wie hochherzig und edel klang seine Botschaft vom 17. November 1881, in der er erklärte, „daß er mit um so größerer Befriedigung auf alle Erfolge, mit denen Gott seine Regierung gesegnet habe, zurückblicken würde, wenn es ihm gelänge, dereinst das Bewußtsein mitzunehmen, dem Vaterlande neue und dauernde Bürgerthaten seines inneren Friedens, und den Hülfbedürftigen größere Sicherheit und Ergiebigkeit des Bestandes, auf den sie Anspruch haben, zu hinterlassen.“ Nun, Gott hat ihm dieses Sehnen erfüllt; der edle Fürst hat dieses Bewußtsein mit in die Ewigkeit hinübernehmen dürfen! Was er für die Armen und Elenden gethan hat, das wird ihm ein unvergängliches Ehren-Denkmal sein, köstlicher als alle ehernen und marmornen Standbilder, die ihn begeisterte Verehrung gesetzt hat und noch setzen wird. Fünfundvierzig Millionen deutscher Herzen hat er sich erobert! Das ist ein Ertrag des Lebenskampfes, neben welchem alle anderen ihm durch die Verhältnisse aufgezwungenen Erwerbungen fast zur Bedeutungslosigkeit herabsinken, und von ihm, der doch die größten und folgenreichsten Schlachten der Weltgeschichte siegreich entschieden hat, kann in Wahrheit gesagt werden, daß er der überzeugteste Friedensfürst, der eifrigste und aufopferndste Friedenspfleger aller Zeiten gewesen sei.

Dieser deutsche Mann unter allen Kaisern des deutschen Reiches weilt nicht mehr unter den Lebenden; sein blaues Auge ist erloschen, und der dumpfe Klang der Trauerglocken zittert durch die Lande. Im Stübchen des Handwerkers, in der Hütte des Feldarbeiters, sitzt Abends beim Schein der Lampe der ernst gestimmte Familienvater am Tische und hält mit zitternder, vom Tagewerk ermüdeten Hand ein Zeitungsblatt unter die Augen. Stimm und gespannt lauscht Frau und Kind auf den mit unsicherer Stimme lesenden Mann. Es sind Berichte über die letzten Augenblicke des Kaisers, die jetzt erst ihren Weg aus der fernen Hauptstadt hierher gefunden haben. Plötzlich hält der Lesende inne; seine bärtigen Lippen zucken, und mit der umgekehrten rauhen Hand wischt er sich schämig über die Wimpern. Alle diese Thränen, die das schlichte Volk vergießt, dem vielleicht nie der Anblick des milden Kaiser-Antlitzes vergönnt war, das nie durch einen Druck der theuren Kaiserhand geehrt und beglückt werden konnte, — alle diese Thränen sind Edelsteine für eine Krone, wie sie in gleicher Kostbarkeit noch nie neben einem Kaiser-Sarcofage gefunktelt hat. Das Alterthum würde einen solchen Kaiser unter die Götter versetzt haben; das deutsche Volk versetzt ihn unter seine Lieblinge, von denen auch in der ärmsten Hütte ein Feinbildlein an der Wand lebt. Der ewige Richter aber wird diesen durch Millionen echter Thränen geehrten Liebling an sein großes heiliges Herz ziehen und ihm den Frieden geben, den er sich in einundneunzigjährigen treuem Kampfe redlich verdient hat. Wir aber stehen zum Herrn, daß er sich erbarmen möge über dem schwer geprägten Hohenzollernbaue, und daß er besonders dem neuen Kaiser Friedrich, unserm heißgeliebten Frey, beistehen möge mit der überschwänglichen Hülf seiner rettenden Kraft und Gnade!

Nachdruck verboten.

### Die letzte Perle.

Von Gabriele von Pieres und Willkau.

Es war einst ein Volk, das war groß und mächtig, geehrt und geliebt vor Allen. Seine Feinde lagen im Staube vor ihm, durch glorieiche Siege niedergeschmettert; sein Herrscher war ein leuchtendes Vorbild für die Fürsten von Nah und Fern, die herbeieilten, ihm zu huldigen und seines Rathes sich zu erbitten. Blühende Kinder und Enkel umringten ihn. Er war ein Vater seines Volkes, und wo im weiten Lande sein Name genannt ward, da glänzten die Augen auf in Begeisterung.

Der Engel des Herrn liebte das Volk. Er ließ den heilig leuchtenden Blick auf ihm ruhen und sprach: „Seht, wie es blüht! Seht, wie es fromm, tapfer und treu ist! Eine glänzende Krone schmückt sein Haupt, die Krone des Guten und Großen. Nichts auf Erden kommt ihm gleich.“

Und alle himmlischen Scharen lächelten Beifall. Einer aber ergrimmt über die Worte des Engels, Einer, der am Rande des nördlichen Eismeerces saß, wo alles Lebendige verging vor seinem mörderischen Hauche. Das war der Tod, und dort oben ist sein Lieblingsstij und furchtbarer Thron, von dem aus er die gierigen Blicke schweifen läßt über den Erdball hinweg, ehe er sich aufrichtet und die schwarzen Schwingen ausbreitet, Schreden und Vernichtung zu tragen von einem Ende der Welt bis an das andere. Der Tod haßte das edle Volk, wie er Alles, was blühend, gesund und stark ist, haßt mit dem Oaffe der Zerstörung.

„Groß und gut nennst Du es!“ rief er. „Wohl, ich will Dir zeigen, was seine Güte und Größe ist vor mir! Ich will Dir zeigen, wie es in den Staub sinkt in blutigen Thränen, wie es den Boden zerwühlt in Weh, wie es lästert sich selbst und Gott vor Jammer, wie seine Güte, seine Frommigkeit zerfällt, wie die Krone seiner Tugenden zerplittert vor meiner Macht! Ich bin der Herrscher.“

Und er erhob sich und traf mit eisigen Hauche die beste Blüthe des Landes, den hohen Herrn, dessen silberweiße Locken die Krone des Reiches schmückte.

Da drang ein herzzerreißender Schrei aus tausend Kehlen, Hüften und Herzen, da ergoß sich ein Strom von Thränen über das Land, und der Himmel ward finster über dem Volke.

„Ich bin der Herrscher!“ wiederholte machtvoll triumphirend der Tod.

Der Engel des Herrn jedoch wies mit der Hand herab auf die Erde und sagte: „Siehe an!“

Denn aus und über der Dunkelheit ob dem zerfallenen Volke hob sich mäßig ein neues Licht. Es war durchdringend und doch mild, röthlich wie der Wiederglanz quellenden Herzblutes oder wie ferner Feuerschein. Und wie Feuerschein stieg es langsam höher und höher, bis es den ganzen Himmelsdom überdeckte und bis zum Throne Gottes emporstieg war. Unten aber inmitten des von schwarzen Wolken umhüllten Landes funkelte und gliehte es auf wie kristallene Fluth.

„Jenes Feuer, das ist die Liebe des Volkes, das mir theuer ist, zu seinem Herrscher!“ sprach der Engel mit heller Stimme; „sie, die der Schmerz, der gewaltige, aus allen Schranken befreite, daß sie emporloht in heiligen Flammen! Das ist die Gluth des Volkes für seines Herrschers Leid, das auch das seine ist, das sind die Flammen der Liebe, die zum hohen Himmelsdom nachstreben jener Hoffnung des Volkes, welche Du dahin entrücktest!“

Und die Thränen des Volkes, das ist der spiegelnde See. Siehe hinein in ihn! er ist nicht von lästerlicher Bitterkeit getrübt, er ist klar wie Krystall, und wenn Du hinabbliffst auf seinen Grund, siehst Du dort unten in der Tiefe das lichte Bild der Demuth, die ein Vater seinen Kindern lehrte. So bence Dich, Tod!“

Und der Tod erschauerte. Der Engel des Herrn griff hinaus, sagte in seine Hand die Liebe und die Thränen des Volkes zusammen zu einer großen leuchtenden Perle und setzte sie ein in die Krone, die Kaiser und Reich gemeinsam trugen. Sie strahlte wie ein Stern.

„Das ist die letzte Perle!“ sagte er. „Sie ist die herrlichste von Allen, die Perle des größten Leides und der größten Liebe. Nur Du konntest sie geben, Tod!“

Und er wandte sein leuchtendes Angesicht auf das geschlagene, schwergeprüfte Volk und sprach:

„Gott segne Dich, Haus Hohenzollern!“





Illustrirte  
**Frauen-Zeitung.**

Nr. 15.

Wöchentlich eine Nummer.  
Vierteljährlich 2½ M.

— Berlin, 8. April 1888. —

Große Ausgabe mit  
allen Kupfern: 4½ M.

XV. Jahrg.



Die Aufbahrung der Leiche Kaiser Wilhelms im Königlichen Dom zu Berlin. Von F. Wittig. — Siehe Seite 59.



Nachdruck verboten.

## Das Sammetkleid meiner Frau.

Novellette von E. Zunder.

„Eine kleine Frau besitzt eine lebhaft, mittheilungsfähige Natur, welche Alles, was sich in den Stunden meiner Abwesenheit ereignet hat, in der größten Schnelligkeit vorzutragen weiß. So geschah es auch heute, daß ich, von meinem Bureau heimkehrend, schon auf der Schwelle des Corridors erfuhr, wir hätten von einem hohen Comité eine Einladung zu einem großen Feste erhalten, welches einem berühmten Dichter zu Ehren gegeben werden sollte.“

„Natürlich gehen wir hin,“ schloß die Zauberin ihren athemlosen Bericht, indem sie ihren Kopf zwischen meinen Ueberzieher und meine Brust steckte. „Habe ich doch schon mit fünfzehn Jahren für den großen Mann geschwärmt, seine in Musik gesetzten Lieder mit Vorliebe gesungen und bei einigen seiner Novellen viele, viele Thränen vergossen.“

„Könnten wir den Beschluß nicht besser bei der Suppe fassen, geliebtes Herz,“ wagte ich schüchtern einzuwenden, da ich mich von anstrengender Arbeit erschöpft fühlte.

Diese Bemerkung hatte denn auch sofort den Erfolg, daß meine holde Dora mit dem Rufe: „O, über den armen hungrigen Mann,“ in die Küche flog, um gleich darauf in unserem Speisezimmer die ganze hausfräuliche Würde einer seit vier Monaten verheiratheten Frau zu entwickeln.

Ich glaube, daß viele Menschen meinen Geschmack theilen und die weit über die Mittagszeit hinausgerückte Speisestunde für eine der schönsten des Tages erklären werden. Besonders im Winter, wo der Kampf zwischen Licht und Finsterniß um fünf Uhr schon zu Gunsten der Letzteren entschieden ist, kann ich mir kaum etwas Anheimelnderes vorstellen, als eine verständnißvoll geordnete Tafel, auf welcher die Hängelampe ein tadelloses Service bestrahlt, während das Weib Deiner Wahl Dir mit seinen kleinen Händen Speiß und Trank reicht. Ich gab mich dem auch dem Zauber des Augenblickes so vollständig hin, daß ich gar kein Arg hatte, als meine Dora immer wieder auf das bevorstehende Fest zurückkam und mich schließlich einem genauen Examen nach der Art solcher Ovationen unterwarf. „Armes Weib, — es war an den Rechten gekommen!“

„Liebling,“ sagte ich, „ein solches Fest ist einer der tollsten Fastnachtsspäße auf dem großen Markte der Eitelkeiten. Einige hundert Leute, wohlverstandene Leute, nicht Menschen, rotten sich zusammen, angeblich um dem Genius eine Huldigung darzubringen, in der That aber aus rein persönlichen Zwecken. Einen treibt die Neugier, den Andern die Langeweile, den Dritten die Berufspflicht. Die meisten Damen wollen ihre neuesten Toiletten bewundern lassen, von den weiblichen Reportern ganz zu schweigen, welche ein noch nicht klassificirter Bacillus sind, der sich mit grauvoller Schnelligkeit vermehrt. Mein Aunsteru hatte mich auf dem letzten derartigen Feste an die Seite eines solchen geführt. Mit der kindlichen Vorstellung, daß ein weißes Gewand nur den Jungfrauen, Bräuten und Engeln zukomme, hatte ich ahnungslos neben einem solchen Platz genommen, und wenn mich auch die reise Fülle des Neuhären schier verwunderte, den Kern des Wesens hatte ich noch immer nicht errathen. Wie aber ward mir, als meine Nachbarin, welche all meinen Unterhaltungskünsten nur ein zerstreutes Ohr geliehen hatte, beim Beginn des ersten Toastes sich von ihrem Sitze erhob, sich dem Sprecher näherte und in dem Notizbuche, das sie aus ihrer Tasche zog, einen stenographischen Bericht schrieb. Wenn ich nach Hause komme, muß der Bericht noch in der Nacht geschrieben und expedirt werden, sagte sie später erklärend zu mir, denn ich setze eine Ehre darin, zu den pünktlichsten Reportern zu gehören und meine männlichen Kollegen auszustechen.“

Mein kleines Weib, dessen große, dunkle Augen vor Verwunderung noch größer und dunkler geworden waren, ließ erstarrt ihre Gabel sinken.

„Mein Gott, Erich, was die Frauen heut zu Tage nicht Alles können. Von dergleichen Dingen hatte ich in meiner ländlichen Einsamkeit keine Ahnung, muß auch Dir oft recht dumm und altmodisch vorkommen.“

Ich zog die kleine Hand mit dem glatten, goldenen Neß an meine Lippen.

„Mögen die Himmlischen Dir gnädig erhalten, was Du altmodisch nennst, denn das hat es mir angethan, am ersten Tage, da ich Dich sah.“ Meine Liebeserklärung, die sich an diese Worte anschließen sollte, wurde jedoch im Keime durch die Frage erstickt:

„Auf so einem Feste werden wohl viele Reden von berühmten Leuten gehalten, Erich?“

„Gewiß, mein Herz, daran fehlt es nicht. Die Träger berühmter Namen halten programmäßig ihre Reden zu Ehren des Gefeierten und setzen seine Ver-

dienste in das hellste Licht, sich der stillen Hoffnung hingebend, daß auch ihnen dereinst das Gleiche geschieht. Jede Epoche hat bekanntlich ihre bestimmten Auswüchse und Lächerlichkeiten, und wie man das Mittelalter nicht nennen kann, ohne der Troubadoure und Liebeshöfe zu gedenken, so wird dereinst auch mit unserer Zeit die Vorstellung an eine epidemische Festwuth verknüpft sein. Zu der That hat die weite Welt noch niemals solche Massenvertheilungen von Orden, Ehrenzeichen und Lorbeeren vorgenommen, von denen es nur zweifelhaft bleibt, ob die Nachwelt sie anerkennen und als Einzelfakten für den Tempel des Ruhmes gelten lassen wird.“

Wenn ich mir im Geheimen geschmeichelt hatte, daß meine Frau Liebste meinen Bemerkungen ein aufmerksames Ohr lieh und meine Ansichten über offizielle Monstrefeste theilte, so sollte ich bitter enttäuscht werden. Sie lächelte mich allerdings mit ihrem liebenswürdigsten Lächeln an, sagte dann aber in bestimmtem Tone:

„Nicht wahr, mein einziger Erich, wir werden das Fest besuchen, Du aber wirst Dich nicht schämen, Deine kleine altmodische Frau dort einzuführen? Im Vertrauen gesagt, Du bist mir ein wenig zu modern mit Deiner Neigung, die häßlichen Seiten der Dinge zuerst und am schärfsten zu sehen; auch bin ich überzeugt, daß meine Augen Herrlichkeiten entdecken werden, die Dir bisher verborgen blieben. Also, wir werden gehen — ja?“

„Natürlich, wenn Du es gern willst,“ sagte ich, einen heimlichen Seufzer erstickend. „Du weißt, ich habe Dir noch nie einen Wunsch abgeschlagen.“

„Nein, das ist wahr, mein ritterlicher Mann,“ erwiderte Dora, indem sie meine Rechte zwischen ihre reizenden kleinen Hände nahm. „Du mußt aber auch anerkennen, daß ich darum von dieser meiner Macht nur einen geringen Gebrauch gemacht habe in ganz unerlässlichen Fällen. Heute ist nun aber ein solcher eingetreten, — ich habe eine Bitte.“

„Das wäre also schon der zweite Fall und die zweite Bitte innerhalb einer Stunde,“ wagte ich einzuschalten, jedoch meine Göttin überhörte den Einwurf und flüsterte, ihre Lippen meinem Ohre nähernd, in den süßesten Tönen ihrer silberhellen Stimme:

„Zu dem Feste muß ich nothwendig ein neues Kleid haben, liebes, gutes, einziges Männchen.“

„Bedenke doch, mein Herz, Deine schöne Ausstattung —“

„Hat nicht ein einziges Kleid aufzuweisen, wie ich es zu dieser Gelegenheit gebrauche,“ fiel mir Dora in die Rede. „Da wir im Sommer heiratheten, meinte Mama, es hätte mit der robe triomphante bis zu Weihnachten Zeit, es würde sich bis dahin herausgestellt haben, ob ich in unseren Umgangskreisen überhaupt einer solchen bedürfte. Wer konnte auch ahnen, daß dieses große Fest in den November fallen würde. Mit einem Mittelkleide, deren ich ja zwei besitze, kann ich unmöglich dazu erscheinen, muß also unter allen Umständen ein Schleppekleid haben!“

„Und Dein Brautkleid, meine Liebe?“

Ich werde nie den vorwurfsvollen Blick vergessen, mit dem mein angebetetes Weib mich bei dieser Blasphemie musterte, ebensovienig die Geberde, mit der sie den Teller zurückschob und ihr reizendes Locketöpfchen in die rechte Hand legte.

„Erich, Du selbst hast es vor wenigen Minuten gesagt, daß Weiß die Farbe der Jungfrauen, Bräute und Engel sei, und verlangst nun doch, daß ich aus elenden ökonomischen Rücksichten das Kleid, welches ich an dem schönsten Tage meines Lebens getragen habe, den profanen Blicken der Menge und ihren unartigen Bemerkungen aussetze!“

Wie roh ich mir in diesem Augenblicke vorkam, wie demüthig ich meine holde Gebieterin ob des frevelhaften Gedankens um Verzeihung bat, wie bereitwillig ich ihr die schönsten robe triomphante versprach, — vorausgesetzt, daß meine Mittel mir eine solche gestatten würden!

„D,“ rief Dora mit einem freudigen Händeklatschen „dann ist Alles, Alles gut, denn über die Mittel verfüge ich bereits!“

Ich sah sie so errannt an, als verkünde sie mir die Entdeckung einer Goldmine in unserer hübschen, aber kleinen Miethswohnung, jedoch mein Frauchen ließ sich nicht beirren, wünschte mir mit Hand und Mund eine gesegnete Mahlzeit und führte mich dann in mein Arbeitszimmer an meinen Schreibtisch.

„Hier,“ sagte sie, auf das untere große Mittelfach desselben deutend, „hier liegt der Schatz, den wir heben müssen.“ Als sie jedoch meine verblüffte, verständnißlose Miene sah, brach sie in ein helles, fröhliches Gelächter aus und rief muthwillig in die Hände klatschend:

„Ja, hast Du denn ein Mitglied Deiner Familie vollständig vergessen, weißt Du denn nicht mehr, daß in diesem Schubsache Deine Novelle ‚Better Hans‘ eingeschlossen ist?“

Jetzt dämmerte in mir eine gräßliche Ahnung auf. Als ich noch ein namenloser, ganz unbekannter Schriftsteller war, hatte ich die löbliche Gewohnheit, alle

lebensunfähigen Kinder meiner Muse zu vernichten. Das Feuer meines Ovens ersetzte mir den Eurotas, und mit qualgemischter, ingrimmiger Befriedigung sah ich den kurzen Zukungen meiner geistigen Geschöpfe zu, welche Monate hindurch meine besten Gefährten, die Vertrauten meiner Hoffnungen, meiner ehrgeizigen Wünsche gewesen waren. Der spiritus familiaris des Skriptilers, der nie schweigende Zweifel, welcher nachträglich dem producirenden Schriftsteller so erfolgreich Opposition machte, zischelte mir sein vernichtendes „Aber“ noch immer in's Ohr, als meine Arbeiten schon längst gedruckt und als „beachtenswerthe Werke eines aufstrebenden Talentes“ bezeichnet wurden. „Better Hans“ jedoch, der letzte Abdämmung jener mit Recht den Feuertod gestorbenen Familie, hatte sich der Vollstreckung des Urtheils zu entziehen gewußt. Sei es, daß ich ihm damals eine theilweise Berechtigung zum Dasein zuerkannte und eine Umarbeitung für möglich hielt, oder daß ich ihn mir als warnendes Exempel der zu vermeidenden Fehler aufbewahrt hatte, die Thatsache stand fest, daß er lebte, von den hellen Augen meiner Frau neulich entdeckt und jetzt von ihren kleinen Händen an's Tageslicht gezogen wurde.

„Wie sich das gut trifft, geliebter Erich,“ rief sie, das vergilbte Papier durchblättern. „Bestern die Auforderung des Redakteurs, ihm eine Novelle zum Verkauf an kleine Provinzialblätter für ein Pauschquantum zu überlassen, heute die Einladung zum Feste und hier die Mittel für das dazu nöthige Sammetkleid. Blau muß es sein, weißt Du, blau mit Silberstickerei und eine Schleppe daran, — so lang,“ sagte sie, bis in die Mitte der Stube deutend.

„Ist denn ein solches Kleid, robe triomphante nanntest Du es ja wohl, sehr theuer?“ fragte ich, im Geheimen einen Ueberschlag meiner Kasse machend.

Dora legte das Köpfchen auf die Seite und begann die einzelnen Blätter meiner Arbeit zu zählen. „Wie viel erhältst Du wohl für einen geschriebenen Bogen, liebster Mann?“ flüsterte sie mit ihrer weichsten Stimme. Sie sah so unbeschreiblich reizend bei die er Gegenfrage aus, daß ich ihr nothwendig einen Kuß geben mußte, bevor ich die gewünschte Auskunft ertheilte. Dann aber zählte meine holde Gebieterin noch eifriger, rechnete an ihren kleinen Fingern mit der wichtigsten Miene der Welt und jubelte dann plötzlich:

„Es reicht, Erich, es reicht. Fünfhundert Mark mußst Du mindestens für den ‚Better Hans‘ bekommen, mein Sammetkleid wird aber höchstens fünfhundert und fünfzig Mark kosten. Die fehlenden fünfzig will ich auch gern aus eigenen Mitteln zulegen.“

„Fünfhundert und fünfzig Mark ein einziges Kleid!“ Mein naiver Jungejellenverstand schwindelte vor der ungeahnten Perspektive und sah, wie in einer Offenbarung, die dunkle Rehrseite der reizenden Medaille, die da Weib heißt. Dora dagegen schwang triumphirend das Manuscript und rief:

„Welch ein Glück, daß Du eine so umsichtige kleine Frau hast, die so zur Zeit den Schatz gehoben hat! Nun mußt Du mir aber auch gleich Deine Novelle beim Kaffee vorlesen, damit wir sie spätestens morgen fort-schicken können.“

Jetzt erst erwachte ich aus meiner Betäubung. „Aber Dora, geliebtes Kind, das ist unmöglich. Bedenke doch, daß ‚Better Hans‘ zu der Familie der Lahmen und Buckligen gehört, daß ich mich seiner schäme und ihn nicht öffentlich anerkennen will. Zudem, wer sollte ihn nehmen? Habe ich doch damals versucht, ihn anzubringen und bin wiederholt zurückgewiesen worden.“

„Damals, vor grauen Jahren, Du unpractischer Mann, ja, das will ich gern glauben. Als das geschah, warst Du auch noch ein ganz unbekannter Mensch, hattest keinen Namen, kein Publicum. Heute aber nehmen sie Deine Sachen unbesehen, und was das Beste ist, — hier trat mein kleines Weib ganz nahe an mich heran, zog meinen Kopf herunter und flüsterte mir in's Ohr: ‚Die Novelle kommt ja nur in die kleinen Provinzialblätter, braucht nicht in die Buchausgabe aufgenommen zu werden, kann Dir darum gar nicht bei der Kritik schaden.‘“

Ja, träumte ich denn? War das mein unschuldiges, unmodernes Landmädchen, welches so dachte, sprach und handelte? Konnten diese Kinderaugen lügen, berechnete man auch hinter dieser klaren, weißen Stirn? Zum ersten Male in meinem Leben empfand ich ein tiefes Mitgefühl mit dem dummen Adam, und als Dora in mein Zimmer mir voranging, schaute ich unwillkürlich auf den Fußboden, ob nicht ein kleines winziges Endchen des Schlangenschwanzes zu entdecken sei. —

Ich konnte dieser melancholischen Gedanken nicht Herr werden, während der Theelöffel lustig brodelte und die kleinen Hände meiner Gebieterin mir den braunen Trank in denkbar größter Vollendung zurechtbrauten. Widerstandslos unterzog ich mich auch ihrem Kommando, den „Better Hans“ vorzulesen, warf nur noch einen wehmüthigen Scheideblick auf die Havannah, der ich entzogen mußte, und begann. Meine Frau dagegen holte eine mir seit vier Monaten bekannte Häfelci hervor,



welche mich so klassisch ehrwürdig anmuthete, wie weiland Frau Penelopeia's Gewebe.

Ich begann also und las. Die Perioden waren gut gebaut, wenn auch etwas langathmig, die Sprache flüssig, die Naturschilderungen der thüringer Landschaften hübsch. Das Andere jedoch, der Punkt, auf den es ankam, die Menschen, waren Schemen, oder besser, ausgeklügelte, zurechtgestiftete Gestalten meiner Phantasie. Wo hatte ich nur den Muth hergenommen, das zu Papier zu bringen, und wie Recht hatten die Redakteure gehabt, mich mit der Arbeit abzuweisen. Den Vetter Hans, diesen Tugendbold von einem Zimmermeister, der schließlich seinen aristokratischen Nebenbuhler bei der hübschen Tischlermeisterstochter austicht, hätte ich prärgeln mögen, ebenso wie den gepreizten Baron und die sentimentale Lisbeth. Ein fataler, didaktischer Hauch wehte mir aus den vergilbten Blättern entgegen, ich selbst aber kam mir wie ein unerträglich langweiliger Volksschulmeister vor. — Dieser Kretin, dieser Wechselbalg einer Novelle sollte unter meinem Namen in die Welt gehen, nur weil meine Frau eine robe triumpheante gebrauchte? — Der kalte Angstschweiß trat mir bei dem Gedanken auf die Stirn, und ich hielt eine Minute inne.

„Sehr gut, sehr gut, liebes Männchen,“ sagte Dora, „an einzelnen Stellen sieht man schon die Klauen des Löwen.“

Ich maß sie mißtrauisch von der Seite. Wo war ihr unbesangenes, natürlich richtiges Urtheil geblieben, sog sie sich etwa unbewußt in eine Anerkennung hinein? Und wiederum begann ich mit trockener Kehle und klangloser Stimme die endlosen Reden meines Helden und meiner Heldin zu lesen, heimlich denkend, daß Satan keine empfindlichere Höllestrafe ausklügeln könne.

Zwei Drittel des Manuscriptes waren bewältigt, da konnte ich nicht weiter, hielt inne und warf einen flehenden Blick auf Dora. O, Triumph, die Penelope-Arbeit war ihren Händen entfallen, ihr Köpfechen an die Lehne des Sessels gesunken, und ein süßer Schlaf hatte ihre langbewimperten Augenlider geschlossen! Freilich erwachte sie sofort bei meinem Schweigen, fuhr in die Höhe und rief:

„Das muß man jagen, Erich, Deine Menschen reden wie die Bücher!“

„O Du Kindermund, o Du, Kindermund, unbewußter Weisheit froh, vernichtender konntest Du mich gar nicht richten!“

Schnell sprang ich mit meinem zusammengerafften Manuscripte empor, lief durch das Wohnzimmer in die Küche, prallte gegen unsere dicke Köchin, riß den Theekessel vom Feuer und warf den „Vetter Hans“ in die heilige Glut unseres Herdes.

Als ich mit leeren, aber reinen Händen zurücktrat, sah ich Dora in der Küchentür lehnen, sich aber sofort umwenden, als ich ihr näher kam.

„Liebste,“ flüsterte ich, „vergieb mir, Du mußt es doch zugeben, die Existenz dieses Ungeheuers ist für mich compromittirend, es durfte nicht länger leben.“

Keine Antwort, mein Weib drehte mir standhaft den Rücken und bedeckte ihr Antlitz mit den Händen.

„O Dora,“ flehte ich, „nur keine Thränen, Du weißt, ich bin schwach gegen dieselben.“

Da umschlangen mich plötzlich ihre Arme, ihre lachenden Augen suchten die meinen, und sie flüsterte:

„Du thatest ganz recht, er war ein ungeschlachter Geselle, Dein Vetter Hans.“

„Du verfinde kleine Frau, warum sagtest Du das aber nicht eher, warum liehest Du mich so lange lesen?“

„Das war nicht meine Schuld, liebster Erich, ich war schon so zeitig eingeschlafen. Nein, das darfst Dich nicht beleidigen, sieh, auch ich ertrage mit Fassung mein verbranntes Sammetkleid.“

Die Worte rührten mich, noch mehr der liebevolle Blick, der sie begleitete. Ich begann zu ahnen, wie viel für das Geschlecht „mit langem Haar und kurzem Sinn“ ein großes Fest in großer Toilette zu bedeuten hat, und bewunderte das Heldenthum meiner kleinen Frau. Sie hatte nicht mit mir gegrollt, sondern heiteren Antlitzes den Flammentod des „Vetter Hans“, der für sie die robe triumpheante darstellte, mit angesehen. Ja, war ich denn ein so arnfeliger Stümper, daß ich mir nicht zu rathen und zu helfen wußte? Eine muthwillige Idee kreuzte mein Hirn, und ich rief übermüthig: „Was gilt's, ich schaffe Dir dennoch das Gewünschte!“

Ohne auf die eindringlichen Fragen Dora's zu achten, flüchtete ich mich darauf an meinen Schreibtisch. Es ist dies der einzige Platz, den sie respectirt und in dessen Bannkreis sie ihre lieben kleinen Füße nicht setzt. Auch heute nahm sie mit ihrer Arbeit still in einem Winkel Platz, während meine kitzelnde Feder über das Papier flog, und erst als ich ihr spät am Abend ein Zeichen gab, eilte sie auf mich zu.

„Erich, was hast Du nur heute geschrieben? Es war ganz etwas Neues, das habe ich bemerkt.“

Ich hielt das Händchen, welches lieblosend durch mein Haar strich, fest und zog es an meine Lippen.

„Aus der Asche des Vetter Hans hat sich ein Phönix erhoben, geliebtes Weib. Ich habe gebeichtet, Deine und meine Sünde vor der ganzen Welt.“

Dora erröthete bis zu den Haarwurzeln. „Das Sammetkleid?“ flüsterte sie.

„Ja, das Sammetkleid,“ erwiderte ich, „das Du nun zur Buße Deiner Sünden auf dem Dichterfeste tragen wirst.“

Da ging ein seltsames Leuchten durch die schönen Augen meines Weibes, das nach den beschriebenen Blättern griff, sie prüfend durch ihre Hand gleiten ließ und ihre Zahl mit halblauter Stimme angab. Dann aber wurde ihr Antlitz trübe; sie legte, wie es in kritischen Augenblicken ihre Art ist, den Kopf ein wenig auf die Schulter und sagte wehmüthig: „Erich, Dein Phönix hat keinen Schwanz. Wo bleibt der Rock und die Schleppe? Das Sammetkleid ist ja nur eine Taille!“

„Mit nichten!“ rief ich lachend. „Die Taille und den Rock hatte ich schon in meiner Kassette; es handelte sich heute nur um die Schleppe, Liebchen, die aber hältst Du in Deinen Händen.“

„O, Du bester Mann!“

Nachdruck verboten.

„Vale senex imperator.“

Zu den Bildern auf Seite 57 und 60.

„Liebe wohl, Du greiser Kaiser.“ — „Vale senex imperator!“ so lautete, weithin leuchtend in silbernen Buchstaben, die Inchrift, welche man auf der Höhe des Brandenburger Thores an Befestigungsmaße weiland Kaiser Wilhelms angebracht hatte, — als letzten Abschiedsgruß Berlin's an seinen geliebten verewigten Herrscher. Die Siegesgöttin, die auf der Empore dieses Porticus ihren lorbeerbeschnittenen Wagen lenkt, hat schon so manches Mal Berlin in freud'ger Erregung gesehen, — in schmerzlich bewegterer nie. Durch die Säulenhalle desselben Thores, durch welches der sieggekürzte Feldherr an der Spitze seiner Truppen drei Mal unter dem Schmetter der Fanfaren und dem Jubel seines Volkes Einzug in die geschmückte Hauptstadt halten konnte, trug man am 16. März seine irdischen Ueberreste hinaus nach dem kleinen Mausoleum im Schlosspark zu Charlottenburg. Im Volksmunde gilt der Freitag als ein Tag des Unglücks und des Jammers, und in Wahrheit, — ein Tag hebräer Trauer und tieferen Schmerzes als jener Freitag, da des großen Kaisers Herz zum letzten Male schlug, ist in den Annalen deutscher Geschichte seit langem nicht zu verzeichnen gewesen.

Und abermals an einem Freitage hat man ihn, den Vater des Volkes, den senex imperator, zu Grabe geleitet. Im Dome, da wo Preußen's erster König beigesetzt war auch des ersten deutschen Kaisers Leiche aufgebahrt worden. Das Bild auf der Titel-Seite dieser Nummer wird allen denen, welchen es nicht verquämmt gewesen ist, noch einmal in das milde, hehre Antlitz des Verbliebenen schauen zu können, als würdiges Erinnerungsblatt an die Tage der Trauer willkommen sein. Freilich, — die ganze erhabene Großartigkeit des Eindrucks, welche diese, in blühende Blumen hineingebettete kaiserliche Leiche in jedem Beschauer wachrief, kann keines Zeichners Stiff, wie keines Malers Farbe und keine Beschreibung wiedergeben. Die feierliche Decoration des Domschiffs, durch das es wie ein Schauer der Ewigkeit wehte, die eigenartige Beleuchtung, der Blütenflor, der rings um den Katafalk ausgestreut war, und nicht zum wenigsten die Ehrenwache der meist im Dienste des entschlafenen hohen Herrn grau gewordenen Männer, — all das wirkte mit, die Stimmung jedes Einzelnen zu einer hoch weisevollen zu gestalten. Und nun der Blick auf das Todtenlager des verewigten Herrschers, in das bleiche, gütige Antlitz, das zum ewigen Schlummer auf die Brust hinabgeneigt war! „Vale senex imperator!“

Kalt und frostig dämmerte der Morgen des 16. März herauf. Stahlblau wölbte sich der Himmel über der Reichshauptstadt, doch schneidend streich der Wind durch die Straßen, — das war ein echter Wintertag! Wer noch am Abend vorher die Linden beacht, der hätte die Umwandlung, die sich hier im Laufe der Nacht vollzogen, kaum für möglich gehalten. In der That, — man hatte Uebermenschliches geleistet. Binnen wenigen Stunden hatte die breite Straßenseite einen Trauerschmuck angelegt, wie er würdiger und der schwerwiegenden Bedeutung dieses Tages angemessener nicht sein konnte. So weit das Auge reichte, schaute es auf schwarz verhüllte Häuserfronten, auf wehende Trauerflore, auf dunstige Postamente, deren Höhe Feuerbeden krönten. Der riesenhafte Baldachin am Kreuzungspunkte der Linden mit der Friedrichstraße glich einem idealen Tempelbau. Die Hermelinhaute, die von der mächtigen Kaiserkrone auf der Kuppel nach den vier Seiten hinabglitten, hoben sich hellglänzend vom schwarzen Untergrunde ab.

Vor der in eine Halbronde umgewandelten Hauptwache war eine Reihe verhüllter Obeliske aufgestellt worden, deren beide größten inhaltsschwere Inschriften in goldenen Lettern trugen. Die Domschiffe prangte in weisevoller Schöne, und auf der entgegengesetzten Seite der Linden stimmerte vom Fries des Brandenburger Thores, oberhalb des mächtigen Belariums, das silberne Säulen stützten, der Scheidegruß: „Vale senex imperator!“

Zwölf Uhr Mittags. Drinnen im Dom hatte Oberhofprediger Kögel seine schlichte und doch jede Faser des Herzens berührende Trauerrede beendet, und nun donnerten die Salven der Artillerie über die Stadt und mischten sich in das Glockengeläut, das von allen Thürmen der Residenz ertönte. In den Feuerbeden loderten die Flammen auf, die Musik intonierte den Beethoven'schen Trauermarsch, — der Zug, der dem verewigten Herrscher das Geleit geben sollte, tangirte sich. Kavallerie-Escadrons eröffneten ihn. Der Sonne Strahl bligte über die Stahlhelme der Garde du Corps, doch sonst trug alles Leuchtende an der Montur der Truppen den verhüllenden Florfächer. In dieser großen und mächtigen Trauergemeinde bildete nur die Schar der Hof- und Leibpagen in ihren schwarzrothen, reich mit Gold geschmückten Röcken eine farbige Unterbrechung. Hinter der Dom-Geistlichkeit zeigte sich die statt-

liche Gruppe der Infanterie-Träger, in welcher der Kriegsminister mit dem Reichsschwert in der Rechten und der Minister des Inneren mit dem Scepter auf goldbrocatem Kissen durch ihre äußeren Erscheinungen am meisten auffielen. Dann aber näherte sich unter Vorantritt der obersten Hof-Chargen, der prunkvolle Wagen mit dem Sarge der todtten Majestät. Aus einem Bette von duftenden Blumen ragte der Purpursarg hervor, den ein goldener Ritterhelm mit herabgelassenem Visir und ein Schwert mit breitem Kreuzgriff krönten. Und nun ging eine lebhafte Bewegung durch die Reihen der Aufhauer, denn jetzt erschien in breitem Zwischenraume die schlanke, vornehme Gestalt des Kronprinzen Wilhelm. Ganz allein, nicht gelenkten Hauptes, wohl aber das helle Auge schmerzumflort und fest auf den düsteren Trauerwagen vor sich gerichtet, schritt er dahin, — jeder Zoll ein König. Er war im Mantel, und vom wallenden Federbusche seines Helmes herab floß ein schwarzer Schleier. Aller Augen richteten sich auf den jungen Fürsten, die Zukunft, die Hoffnung, das Glück des Landes.

Die Glocken klangen noch, als der kaiserliche Leichenwagen das Thor passirt hatte, — in ihren dumpfen Metallen aber schienen sich der Schmerzensruf des ganzen Volks zu mischen: „Vale senex imperator!“

Klaus von Rheden.

Nachdruck verboten.

Landestrauer.

Ein Wort an unsere Frauen.

Von Eufemia Gräfin Vallestrom.

Seine Majestät der Kaiser und König Friedrich hat in seinem Erlaß über die Landestrauer um den allgeliebten, unberglichen Kaiser Wilhelm die Dauer derselben dem Gefühle eines Jeden seiner Unterthanen anheim gegeben, wohl wissend, daß diese Gefühle so mächtig, so wahr und überwältigend sind, wie noch nie bei dem Tode eines Monarchen. Und in Wahrheit war der hochselige Herr und seine ehwürdige Erscheinung so eng verwachsen mit dem Herzen seines Volkes und des ganzen deutschen Reiches, daß wir seinen Heimgang zu Gott betrauern, wie wenn ein Vater von uns geschieden ist, — und ein Vater war er uns Allen, und als einen Vater werden wir ihn beweinen, dessen Name unsterblich lebt in der Geschichte.

Wenn wir uns also gedrängt fühlen, die tiefste Trauerkleidung anzulegen, so geschieht dies im innigen Einklang mit den Gefühlen unsers Herzens. Wohl ist es wahr, daß die äußere Trauer unabhängig ist von der Trauer des Herzens, und wir kennen Viele, welche in bunten Farben einhergehen und innerlich tiefer betrübt sind, als Jemand es zu ahnen vermöchte, — dennoch stimmt die schwarze Farbe besser überein mit den ernstesten Gedanken, die uns durchziehen, mit dem Leid, dem Schmerz und dem Mitleid, das wir empfinden.

In früheren Zeiten trauerte man in weißen Kleidern, und wohl mag es ein unverkennbarer Accord aus jenen Tagen sein, daß heute noch das schwarze Binwenkleid der Königin von Preußen weiße Ausschläge und Schleifen zieren. In der That hat die weiße Farbe, eben weil sie, wie schwarz, keinen ausgesprochenen Farbenton aufweist, große Berechtigung für den äußeren Ausdruck dieser Gefühle, denn sie deutet sinnreich darauf hin, daß der, den wir betrauern, nun vor Gott das fadenlose Gewand der ewigen Seligkeit erhalten hat, wie wir auf Erden es hoffen und den Erlöser darum ansehen. Leider hat aber das schwarze Kleid das weiße Trauerkleid verdrängt, und wir sind darauf angewiesen, durch seine düsteren Falten anzudeuten, daß wir den Verlust eines geliebten Wesens zu beklagen haben.

Indem wir also das kreppebesetzte schwarze Wollkleid und den mit einer Fledde versehenen, geschlossenen Kreppe-Hut um den hochseligen Kaiser anlegen, erfüllen wir damit eine Pflicht, selbst wenn das Herz uns dieses äußere Zeichen der Trauer nicht gebieten sollte. Doch Gottlob, nur Wenige werden es sein, welche dabei nichts empfinden und das Trauerkleid nur um der Eitelkeit willen tragen. Die Pflicht aber, welche uns preussische und deutsche Frauen in das schwarze Gewand hält, sollte uns klar sein, weil sie, abgesehen von unserem Herzensbedürfnis, einen tiefen Sinn birgt.

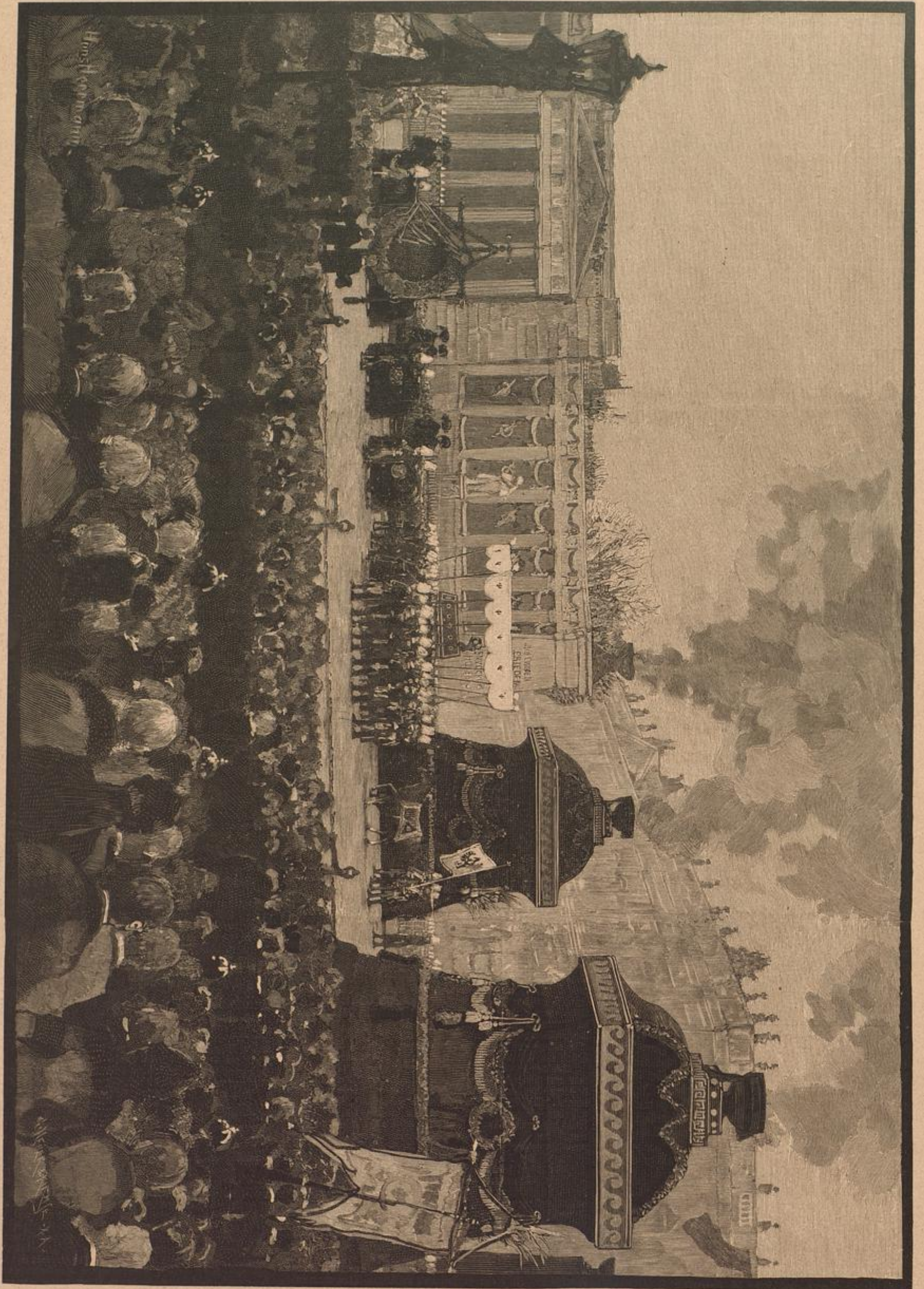
Derselbe weist in erster Linie auf die Trauer hin, welche der Erbe des Thrones, S. M. Kaiser Friedrich, um seinen heimgegangenen Vater und Souverain trägt. Wir Unterthanen sollen und müssen diesen Schmerz ehren durch das Trauerkleid, weil wir durch dasselbe auch äußerlich andeuten wollen, daß wir Eins sind mit unserem Kaiser und König, mit seinem erhabenen Hause, dessen Stützen unsre Loyalität ist.

Dann aber sollen wir, die wir durch Erziehung und Bildung erziehend und bildend auf das Volk wirken müssen, durch unser Trauerkleid zum guten Beispiel werden für die niederen Klassen. Nicht, daß wir verlangen, die Frau aus dem Volke, welche kaum soviel hat, um den Jhrigen satt zu essen zu geben, solle gleichfalls hingehen und sich Trauerkleider kaufen, — ein solches Verlangen wäre absurd; aber wir, die wir so situiert sind, daß die Landestrauer zu tragen uns unsere Verhältnisse erlauben, wir sollen durch unser schwarzes Kleid um den verbliebenen Kaiser dem Volke zeigen, daß wir Patrioten sind, und je mehr ihrer sind, um so viel mehr werden ihrer werden, denn die Kraft des Beispiels ist ohne Grenzen.

Also aus eigenem Herzensbedürfnis, aus Achtung vor dem jetzigen Kaiser und König und zum guten Beispiel für das Volk sollen wir die Landestrauer tragen. Was nun deren Dauer anbelangt, welche Kaiser Friedrich dem Gefühle seiner Unterthanen großmüthig anheim gegeben hat, weil er weiß, wie sehr sein Volk Kaiser Wilhelm I. geliebt hat, so muß uns die Frist der angelegten Hoftrauer zur Norm dienen, und sollte es meiner Ansicht nach auch den Offiziersdamen sein, trotzdem für die Armeeträger nur die Hälfte der Zeit der Hoftrauer anbefohlen worden ist. Für letztere ist ein Vierteljahr fixirt worden, und eher sollten auch wir die äußeren Zeichen unserer Landestrauer nicht ablegen.

Gewiß, es bedarf keines Appells an die Mehrzahl preussischer und deutscher Frauen, um diesen Zeitraum von ihnen zu fordern, aber wir sollten einmüthig die Frist einhalten, um damit zu zeigen, daß wir auch unbefohlen uns Eins fühlen mit dem Hofe unseres allergnädigsten Landesherren, dessen Herz sich wahrlich nicht in seinen Unterthanen, am wenigsten aber in den Frauen seines Reiches getäuscht haben soll.





Die feierliche Ueberführung der Leiche Kaiser Wilhelms vom Königl. Dom nach dem Mausoleum zu Charlottenburg. Von Hans Gertmann. — Siehe Seite 59.



Kleidwerk verboten.

### Morgenländisches Frauenleben.

Von Heinrich Brugisch.

**E**re blasse Keid muß es den Morgenländern auf afrikanischer und asiatischer Erde lassen, daß sie die Damenwelt wie das kostbarste Kleinod zu schätzen und zu hüten wissen. „Die Vollmonde“, „unsere Augen“, und wie immer die Lieblingswörter zur Bezeichnung der schöneren Hälfte des östlichen Menschengeschlechtes lauten mögen, würden es hart empfinden, wenn es anders wäre. Die goldene Freiheit, welche unsere Sitten und Gewohnheiten den Frauen und Mädchen im geselligen Verkehr inmitten einer nicht zur Familie gehörigen Männerwelt gestattet, erscheint den Orientalinnen wie eine beleidigende Zumuthung, und nichts ist irriger, als die landläufige Ansicht „unserer Augen“, als würde von ihren Schwestern im Orient die strenge Absperrung von der Außenwelt als eine Art von Zwang empfunden. Den dichten Schleier, welcher ihr Gesicht vor den Blicken der neugierigen Männer auf offener Straße verhüllt, und die eng geschnittenen Holzgitter vor ihren Fenstern im Hause begründen sie wie sprechende Symbole der Liebe des Mannes, welcher eifersüchtig seinen Schatz zu bergen weiß und jeden Versuch des Unerbundenen, sich demselben zu nähern, als die höchste Beleidigung betrachtet würde.

Das wissen auch die Männer im Orient sehr genau und beobachten der Sitte gemäß den Frauen gegenüber die vorzüglichste Zurückhaltung. Kein männliches Wesen wird ein fremdes Haus betreten und etwa die schmale Treppe besteigen, welche vom Hofe aus zu den oberen Gemächern führt, ohne vorher in die Hände zu klopfen und ein lautes „Ich bitte um Verzeihung!“ auszustößen. Und sagt es der Zufall, daß ihm eine Hausthür entgegenkommt, so wird sie häufig den Zipfel ihres Kopftuches vor das Gesicht ziehen und mit dem Ausdruck angewohnter Ueberraschung die Worte: „O, ich Unglückselige! Du Ketter, o Du Helfer in der Noth!“ ausrufen. Sie wendet sich damit an Gott, um sich aus einer freilich nur scheinbaren Drangsal zu erlösen. Auf der Straße gilt es als eine ausgemachte Unhöflichkeit oder Frechheit, auf eine Frau, trotz ihrer dichten Umhüllung und ihres Schleiers, den Blick zu richten. Sie gar anzureden, wagt Niemand, denn der Unbekannte läuft Gefahr, in erster Reihe zurechtgewiesen und vielleicht selbst zur Polizei geschleppt zu werden. Arm oder reich, alt oder jung, immer steht die Frau unter dem Schutze der Aeusserlichkeit.

Selbst dem eigenen Manne ist es nicht gestattet, nach guter europäischer Sitte der Frau den Arm zu reichen und mit ihr spazieren zu gehen. Die Gattin, sein „Vollmond“, bleibt ihm auf der Straße fremd, und keine Macht der Erde wäre im Stande, den Mann zu bewegen, sich auf der Gasse seiner Ehegattin zu nähern. Ist ein gemeinsamer Ausgang unvermeidlich, so nimmt der Hausherr vor und hinter der Gemahlin mindestens zwanzig Schritte Abstand, um jedem Anscheine aus dem Wege zu gehen, als gehöre die verschleierte Dame ihm an.

Das morgenländische Haus mit seinem goldenen Käfig, in welchem die Herrin als die eigentliche Beherrscherin thronet, verbaut die auffallenden Eigenthümlichkeiten seiner Anlage und seines Baues durchaus den gebotenen Rücksichten gegen die „Vollmonde“ am Frauenhimmel. Der Haupteingang ist so eingerichtet, daß Niemand im Stande ist, von der geöffneten Hausthür aus einen Blick in das Innere des Hofes zu werfen; denn eine Gangsperrre liegt quer davor, welche durchwiesen werden muß, um nach jenem zu gelangen. Fenster im Parterre, nach unserer Art zu reden, gehören zu den Unmöglichkeit im Orient, da man ja sonst einen Blick durch die vergitterten Fenster in die dahinter liegenden Gemächer werfen könnte, um in das „Geheimniß des Volkes im Hause“, eine schöne Umschreibung für die weibliche Familie, näher einzudringen. Keine Fensteröffnung darf außerdem so niedrig angebracht sein, daß ein Kameelreiter Gelegenheit fände, mit Erfolg sein Auge gleichsam durch die Mauer zu werfen. Die breiten und hohen Fenster in den oberen Stockwerken sind natürlich durch dichtgeschlossene Holzgitter von außen her abgesperrt, damit auch nicht der zuthulische Nachbar gegenüber einen verbotenen Einblick in das Innere der Zimmer gewinnen könnte. Im Hofe selber ist gewöhnlich ein Doppelpforten sichtbar, der eine für den Herrn, der andere für die Dame des Hauses bestimmt. Eine vorgepannte, buntingschlechte Decke kennzeichnet diesen als ein verbotenes Thor, ähnlich wie ein ausgebreitetes weißes Handtuch an dem Eingange eines öffentlichen Badehauses den Strahlgänger in stummer Sprache darüber verständigt, daß zur Stunde Damen die inneren Räume des Bades in Besitz genommen haben. Bei Prinzessinnen und Frauen von hohem Range gebietet der Anstand, daß selbst beim Ein- oder Aussteigen in oder aus dem Wagen vor dem Hause die erforderlichen Vorkehrungsmaßregeln getroffen werden. Von dem Thorwege aus bis zum Wagenhaken hin wird nämlich eine Doppeltreihe von Heltüchern betriebsmäßig aufgestellt, und der Gang in der Mitte dient den verfallenen Frauen als Weg nach oder von ihrem Gefährte.

In Persien werden die Sitten in Bezug auf die weibliche Absperrung strenger als in irgend einem anderen Lande des Orients innegehalten. Bei ihren Ausgängen erscheinen dort die Damen in einer so undurchdringlichen Verhüllung, daß unter dem Gesichtsschleier selbst die Farbe der Augen nicht unterschieden werden kann. Am Hause zeigen sich nicht einmal im oberen Stockwerke, wenn überhaupt ein solches vorhanden ist, vergitterte Fenster, sondern eine langweilige Mauer bildet die schmucklose Fassade. Hinter dem Haupteingange liegen zwei gepflasterte, auf einander folgende Höfe, in deren Mitte sich ein breites, gewöhnlich mit Goldfischen belebtes Wasserbecken befindet. Blumen in Beeten oder in Töpfen lassen die äußeren Mauer der Bassins ein. Die Zimmer, welche nach dem ersten Hofe hinaus liegen, gehören dem Herrn und der männlichen Bevölkerung im Hause an. Sie führen in ihrer Gesamtheit den Namen des Birun, d. h. „des Aeußeren“, während im zweiten Hofe, dem sogenannten Enderun, d. h. „des Innern“, sämtliche Gemächer für den Aufenthalt der Damenwelt und der weiblichen Dienerschaft bestimmt sind. Wie bei den Türken und Arabern das Wort Harem eigentlich so viel als „das Verbotene“ von den Frauengemächern verstanden und dann auf die Frau selber übertragen wird, — unser deutsches Frauenzimmer schließt ja einen ähnlichen Doppelsinn in sich, — so spielt das persische Enderun, „das Innere“, eine ähnliche Rolle.

Besucht man einen orientalischen Freund in irgend einer Stadt des Orients und hört vom Thürhüter die Worte: „Unser Herr ist im Harem“ oder „im Enderun“, so heißt das so viel,

als: „Mein Herr ist im Kreise seiner Familie und will nicht gestört sein.“ Kein Geschäft und keine Veranlassung sonstiger Art ist dringend oder stark genug, um den Diener zu bewegen, seinen Gebieter herauszurufen. Sich nach dem Wohlbefinden der Frau zu erkundigen, gilt bei den Morgenländern als eine unanständige Frage, da sie nähere verwandtschaftliche Beziehungen voraussetzt, die sie zu rechtfertigen im Stande wären. Bekannte, welche sich aus besonderen Gründen, z. B. bei eingetretener schwerer Erkrankung der Frau oder einer Tochter, veranlaßt fühlen, ihre Theilnahme für die Besserung der Leidenden auszudrücken, wählen lieber Umschreibungen, um das directe Wort Harem zu umgehen. Nur den nächsten männlichen Blutsverwandten der Frau ist es gestattet, dieselbe in ihrem abgeschlossenen Bau zu besuchen und umherzuschleiert zu sehen und zu sprechen, jedem Anderen, — sonderbarer Weise mit Ausnahme des regierenden Fürsten, — ist bei Todesstrafe der Eintritt in „das Geheimniß“ untersagt.

Das religiöse Gesetz erlaubt in gewissen Fällen dem Manne, vier Frauen zu gleicher Zeit zu besitzen, doch habe ich niemals Gelegenheit gehabt, bei meinen zahlreichen Freunden und Bekannten im Orient diese mormonische Lust zu beobachten. Sie lebten scheinbar glücklich und zufrieden mit ihrer einzigen Frau und offenbarten selbst scheinbar keine Sehnsucht nach einer Vermehrung der Haremszahl. Sie vertheidigten bei einer Erörterung dieser heiklen Frage jedesmal den stillosen Standpunkt und sprachen sich abfällig über diejenigen aus, welchen etwa der Reichthum oder die Stellung den Frauen-Luxus gestattete. Hierzu kommt, daß der Haushalt bei mehreren Frauen ein kostspieliger wird und die gegenseitige Eifersucht zu Nord und Todtschlag ansetzt. Nur die regierenden Fürsten folgen noch gegenwärtig der altherkömmlichen Sitte, sich einen Vierer-Harem zu halten, welcher mit seiner zahlreichen weiblichen Dienerschaft, einschließlich der schwarzen oder braunen Sklavinnen, gesonderte Haushalte bildet und getrennt von einander eigene Paläste oder Serai (Serails) bewohnt. Aber auch hier giebt es tüchtige Ausnahmen von der Regel, wie beispielsweise den gegenwärtigen Khediv von Aegypten, welcher sich nur mit einer Frau vermählt hat.

Ueber die in Lied und Wort viel gepriesene Schönheit der orientalischen Frauen läßt sich, glaube ich, streiten. Ich habe freilich nur christliche Orientalinnen oder Levantinerinnen zu sehen Gelegenheit gehabt, aber die mündlichen Erzählungen europäischer Damen, welche in die verschiedensten Harems Zutritt erhielten, haben mein eigenes Urtheil bestärkt, daß die wahre Schönheit der Morgenländerinnen nicht so häufig anzutreffen ist, als gewöhnlich angenommen wird. Die schwarzen Gazellen-Augen mit den dichten, mondformigen Augenbrauen darüber verfehlen ihre betörende Wirkung nicht, aber sie tragen nicht dazu bei, ein unschönes Gesicht schöner zu gestalten. Für den heutigen Orientalen selber liegt der Inbegriff der weiblichen Schönheit in einem rothbädigen, runden Vollmonds-Gesicht und in einem respectablen körperlichen Umfange. Um ihre wirkliche oder vermeintliche Schönheit zu erhöhen, bedienen sich die Damen im Morgenlande einer Menge kosmetischer Mittel. Man schminkt das Gesicht, man schwärzt und verlängert die Augenbrauen, man zieht dunkle Streifen um den unteren Rand des Auges, man färbt das Haar und röthet die Nägel an Händen und Füßen, mit einem Worte, es geschieht das Mögliche, um mit Farbe und Schminke die angeborenen Reize der körperlichen Schönheit zu erhöhen, oder die fehlenden durch Farbensäufungen zu ersetzen.

Die Morgenländerin altert früh, meist infolge der Heirath in der jugendlichen Lebenszeit. Frauen von zehn bis zwölf Jahren gehören durchaus nicht zu den Seltenheiten und werden von den Eingeborenen als vollständig heirathsfähig angesehen. Vom vierundzwanzigsten Jahre an welft die junge Frau zusehends dahin, sie wird apathisch und findet nur noch in den Vergnügungen des abgeschlossenen Haremslebens die verlorene heitere Stimmung für ein paar Augenblicke wieder. Eine Mutter, welche der Bildung nach unseren europäischen Begriffen vollständig daar ist, besitzt nicht die eigene Befähigung, die Erziehung ihrer Kinder zu leiten. Die männlichen und weiblichen Sprossen der Familie, in ihrem Umgang mit rohen und naturwidrigen Eunuchen und mit Dienern und Dienerinnen aus der Hefe des Volkes, wachsen wie halbe Wilde auf und lassen es an Ungezogenheiten, Störigkeiten, Eigenfinn und schlechten Redensarten nicht fehlen.

Vergnügungen nach unseren Vorstellungen, wie Theater, Concerte, Bälle u. s. w. kennt das Morgenland nicht, und die Haremswelt ist darauf angewiesen, sich im eigenen Heim entsprechende Genüsse zu verschaffen. Bei ihren geselligen Zusammenkünften, die im Hause oder in einem gemietheten Bade stattfinden und oft den ganzen Tag über dauern, steht das Geklatsch obenan. Die böse Zunge kommt zur vollsten Geltung, Intriguen werden angesponnen und Anekdoten zum Besten gegeben, deren zweifelhafter Inhalt das reine Gemüth der anwesenden Kinder, Knaben und Mädchen, frühzeitig vergiftet. Bei festlichen Zusammenkünften dienen Tänzerinnen und Sängerrinnen zur Erheiterung der Damenwelt, wobei die Hände zum Takte der stampfenden Füße in einander geschlagen werden oder ein bewunderndes, langgezogenes „Ah!“ oder „O Gott!“, nämlich: „Wie schön das ist!“ sich der Brust entringt. Reicher Lichterglanz, zahlreiche Blumen und berauschende Getränke nach den dargebotenen Kaffees und Scherbets gehören als selbstverständliche Vorbedingungen zu einem derartigen Feste, von welchem natürlich jedes männliche Individuum ausgeschlossen ist. In der Einsamkeit des häuslichen Daseins nimmt die Kläde und die Versorgung des Hauswesens die freie Zeit des Harems in Anspruch. Da nur wenige Damen im Stande sind, zu lesen, so kann von einer Lectüre geschriebener oder gedruckter Bücher in den Mußestunden keine Rede sein. Man spielt die Laute, beschäftigt sich mit kunstvollen Stickereien, oder fährt eine Unterhaltung mit dem gestrenge Ehemann, dessen gute Laune meistens ausgenutzt wird, um ihm das Versprechen kostbarer Geschenke abzugewinnen. Diamanten und andere Edelsteine, Perlen und goldene Schmuckgegenstände, werthvolle Stoffe, und was sich ein Harem sonst nur immer wünschen kann, werden als Beweismittel der Liebe des Ehegatten mit schwermüthigen Worten erbeten und mit bedröhter Sprache der Reiz auf reicher geschmückte „Schwestern“ in das Feld geführt. In vornehmen Häusern wird eine ungläubliche Verschwendung nach dieser Richtung hin getrieben, und ganze Vermögen gehen durch den bewilligten Aufwand zu Grunde. Ich kannte einen Pascha, dessen Damen sich sogar die Schuhe mit Diamanten besetzen ließen und dadurch den tiefsten Groll des ganzen Harems seines regierenden Fürsten erregten. Er kam zum Sturze und endete sein Leben kläglich auf einem Dromedare, das ihn durch die Wüste nach einem fern gelegenen Verbannungsorte tragen sollte. Und das hatten mit ihrem Glanze die diamantenen Schuhe gethan!

In denjenigen Städten des Morgenlandes, in welchen die europäische Civilisation sich breit macht und die Pariser Modistin ihren Einzug gehalten hat, wird seit etwa einem Jahrzehnt die europäische Mode in Tracht und Zimmerausstattung bemerkbar. Selbst an kostbaren Flügeln und prachtvollen Singuhren fehlt es nicht, obgleich keine Haremsdame auch nur eine Taste kennt, und der Stundenweiser für die orientalische Zeitrechnung keinen Werth besitzt. Man beunigt sich damit, auf die Tasten zu schlagen und die Feiger so lange zu drehen, bis die Uhren still stehen. Mir ist ein fürstlicher Harem bekannt, in welchem nicht weniger als einhundertundfünfzig Flügel aufgeschichtet stehen. Die genaue Zahl wurde mir durch den Klavierstimmer verrathen.

Der vornehme Harem liebt es gegenwärtig, sich nach neuerer Pariser Mode zu kleiden bis zum Hute mit dem dünnen, weißen Schleier davor, durch welchen die Züge des Gesichtes indess deutlich genug hervortreten. Doch wird gegen diese Neuerung von Seiten der mohammedanischen Geistlichkeit mit aller Strenge geeifert und den frommen Gläubigen empfohlen, ihren Harem zur alten, guten Sitte zurückzuführen. Dies Verbot hat jedoch nur den Erfolg gehabt, daß die Damenwelt bei ihren Ausfahrten sich des landesüblichen schwarzen seidnen Mantel-Umhanges und des langen, undurchsichtigen Schleiers bedient. Unter dieser Hülle stecken die „Herrinnen“ im Kostüm „à la France“ und denken nicht daran, den übelwollenden Mlemas zu Liebe die Pariser Robe abzulegen, um in die Ungehener der mohammedanischen Bluderhosen zurückzuführen. Mit der europäischen Mode hat auch in guten und vorurtheilsfreien Häusern die europäische Erziehung ihren siegreichen Einzug gehalten, denn manche fränkische Lehrerin unterrichtet die Kinder eines Harems in den europäischen Sprachen und Wissenschaften, sowie in der Musik. Die Ausbildung der Knaben und Mädchen läßt an Erfolgen wenig zu wünschen übrig, wenn auch die Religion des Propheten der freien Entwicklung manches unübersteigliche Hinderniß in den Weg legt. Mir selber ward einst die unvermuthete Auszeichnung zu Theil, durch einen schwarzen Eunuchen von vierzehnjährigen morgenländischen Prinzessin zur Tafel geladen zu werden, um mich auf den Wunsch ihres Vaters von ihren Kenntnissen zu überzeugen. Umgeben von ihren Erziehern, empfing mich die europäisch gekleidete junge Dame in ihrem Ornat, bat mich um meinen Arm und ließ sich von mir zu Tische führen. Ich war, offen gestanden, verlegen, als die Prinzessin, welche eine amuthige Unterhaltung bald in französischer, bald in englischer Sprache zu führen verstand und bis in's Einzelne hinein allen Regeln der europäischen Etikette entsprach. Ich saß an ihrer linken Seite und hatte dadurch die günstige Gelegenheit, mit ihr unmittelbar und in nächster Nähe zu sprechen.

„Ich bewundere Ihre Kenntnisse, Prinzessin“, bemerkte ich einmal, „und beglückwünsche Seine Hoheit, Ihren Vater, eine Tochter zu besitzen, welche an gründlicher Ausbildung keiner europäischen Dame nachsteht.“

Sie sah mich mit ihren großen leuchtenden Augen durchdringend an. „Glauben Sie das wirklich und halten Sie mich deshalb für glücklich?“

„Sicherlich“, war meine Antwort; „denn Bildung adelt den Geist und das Herz und lehrt uns den eigentlichen Werth des Lebens im höchsten Sinne des Wortes schätzen. Ihre Zukunft kann und wird nur, so Gott will, eine glückliche sein.“

Sie lächelte schmerzlich und senkte das liebe Köpfchen. Dann sprach sie leise und mit sichtbarer Beherrschung ihrer innersten Empfindungen die inhaltschweren Worte: „Der Genuß der Bildung, o Bey, beruht auf dem Verkeh mit gleich gebildeten Seelen, welche uns begreifen. Wie lange wird es dauern, so sperrt man mich in einen goldenen Käfig, und das arme Vögelin wird aufhören zu singen und seine Flügel hängen lassen und eines Tages tot auf dem Sande im engen Gefängniß da liegen. Das wird das ganze Glück meiner Zukunft sein.“

Sie hatte einen prophetischen Ausbruch gethan, die arme Prinzessin. Ein Jahr später wurde sie aus politischen Familienrücksichten gezwungen, ihre kleine Hand einem rohen und ungebildeten Manne zu reichen. Wenige Monate nach ihrer Vermählung traf mich die erschütternde Nachricht, daß die Frau Prinzessin N. . . . infolge eines plötzlich ausgebrochenen Nervenfiebers aus dem Leben geschieden sei, tief bejammert von dem trauernden Vater, allgemein beklagt von der Bevölkerung, welche selbst die dicken Haremsmauern nicht hatten verhindern können, die ausgezeichneten Eigenschaften ihres Gemüthes und ihres Herzens kennen zu lernen.

Arme Prinzessin! Arme Orientalinnen, deren Frauenleben ausschließlich dem Dienste eines fremden Mannes gewidmet ist, welcher das dargebrachte Opfer der Herzensneigung nur von dem Standpunkte eines geschlichen Kaufes aus betrachtet! Fast könnte man Glad zu der Unbildung wünschen, welche die Masse beherrscht und ihr Loos erträglich macht. Die Frau von Bildung und Geist läßt sich in keinen Kerker sperren; nur an der Seite eines geliebten Mannes findet sie im Zusammenhange mit der Außenwelt die Luft und die Kraft, ihrem Berufe zu leben und das Dasein ihrer Umgebung mit den freiwilligen Opfern ihrer Liebe zu schmücken.

Kleidwerk verboten.

### Pariser Typen und Schwärmerien.

Von Eugen von Jagow.

**D**as Leben in den Pariser Clubs, das Spiel, der Sport und was noch sonst dazu gehört, wird alljährlich, wie sich staatslich nachweisen läßt, so Manchem verhängnißvoll, den man für einen kleinen Rothschild hielt. Unter diesen Opfern, von denen auch einige durch Selbstmord enden, bildet der als de famille, der Sohn aus guter Familie, einen hohen Procentsatz. Ein- oder zweimal zahlt die Familie die sich auf Hunderttausende belaufenden Schulden, sodas der schier Unverbesserliche, der in der That weiter keine Beschäftigung hat, noch einige Monate oder Jahre länger des Morgens hoch zu Ross im Bois de Boulogne paradiert und bei den five o'clocks des Tagesgeschmacks den belles mondaines den Hof machen kann. Dann aber verliert die Familie, die nicht mehr so reich ist, wie vor der großen Revolution, Geduld und Hoffnung, und der treffiiche Sohn verschwindet mit der Haat einer Sternschnuppe von dem Firmament des Clubs. Was wird aus ihm?

Die Beantwortung der Frage erheischt einen kurzen geschichtlichen Rückblick, der gleichzeitig ein literarhistorischer ist. In Angier's „Schwiegersohn des Herrn Poitier“, in Dumas'



„Salzwelt“, kurz in einer großen Zahl von Theaterstücken und Romanen eines schon weit zurückliegenden Zeitabschnittes geht der junge Mann nach Algerien, schlägt sich mit den Kabylen herum, kehrt mit dem Arzene der Ehrenlegion zurück, das damals noch nicht von Wilson verkauft wurde, erhält die Vergeltung aller, und Fortuna schüttet von Neuem ihr Füllhorn über ihn aus. Dieser Schluß ist natürlich durchaus romanest. In Wirklichkeit erlag unser Held gar häufig den Waffen des heimtückischen Gegners, den Anstrengungen und dem Klima, oder er verschwand in der Armee und tauchte niemals wieder auf den großen Boulevards auf. Es ist übrigens bezeichnend, daß die öffentliche Meinung in Algerien eine Art von freiwilligem Verbannungsort, in dem Anziehen des Soldatenrockes eine Art von Degradirung sah, daß in dem vorgenannten Dumas'schen Stücke die Nichtshuer der Pariser Clubwelt dem Vaterlandskämpfer und Soldaten als geistig weit überlegen dargestellt werden. Diese Thatsachen stehen, beiläufig bemerkt, in einem seltsamen Widerspruch zu der militärischen Großsprecheri der Franzosen.

Als nun Algerien völlig erobert war und die Aufstände seltener wurden, da fiel das Fort, was die Abenteuer-Naturen der goldenen Jugend hauptsächlich am meisten angelockt hatte: die Aussicht auf neue Abenteuer. Der strenge Dienst erschreckte sie, ihre Neugier war unaufhörlich und ihre Sühne verdiente mithin keineswegs eine dichterische Verherrlichung. Der heruntergekommene fils de famille hörte auf, nach Algerien zu gehen, er wählte ein bedeutend näher liegendes Reiseziel: die Pariser Börse. Er erschlug keinen Rauber mehr, sondern seine Mitbürger, den kleinen Rentier vor Allem, der natürlich ebenso gut von dem Speculations-Fieber ergriffen wurde, wie alle anderen Klassen der Gesellschaft. Der fils de famille tilgte seine Schuld und bisweilen auch seine Schulden durch Zocker und Fixen. Aber ach, es kam der Krach, und die modernen Speculationen in Rio Tinto sind mit denen verglichen, welche während der Glanzzeit der Union générale und des Mobilier espagnol ganz selbstverständlich erschienen, nur ein Kinderpiel. Der fils de famille wurde nunmehr europamüde, und da Tongking schrecklich weit und überdies das gelobte Land der Cholera, der Schwarzplagen und des Pöhlens ist, so zieht er es, friedlich geworden, jetzt vor, seine im Café Anglais, bei Bignon oder in der Maison dorée erworbenen Kenntnisse in Amerika zu verwerthen und sich als Kellner anwerben zu lassen. Freilich bleibt der décau, wie man sich im Pariser Argot ausdrückt, bisweilen auch in der Stadt, die er bereinigt durch seine Verschwendung in Erstaunen gesetzt hatte. Das hängt natürlich von dem Grade seines Ehr- und Schamgefühls ab. Nicht Jedem ist's gegeben, mit dem Gleichmüthe eines gewissen Marquis vor dem berühmten Café Tortoni ein Kamel, das letzte Ueberbleibsel des väterlichen Vermögens, vorzuführen, um den Taschen der Gäste, der ehemaligen Freunde und der Vorübergehenden einige Sous zu entlocken.

Daß der fils de famille im Auslande bisweilen auch als Hochstapler endet, versteht sich von selbst. Doch überlassen wir ihn seinem Schicksal und beschäftigen wir uns lieber mit demjenigen Hochstapler, welcher in Paris sein Unwesen treibt.

Dieser vornehme Ausländer führt den Spitznamen rastaquouère, oder richtiger rastaconère, nach dem berühmten Marquis Don Inigo Rastacuro, welcher vor Jahren im Hotel du Louvre abstieg und durch seine Grandezza, seine Brillantringe und Ketten als Busenschmuck in der Pariser Gesellschaft solches Aufsehen erregte, daß man sich um ihn und um die südamerikanischen Orden rüh, welche er zu verschaffen versprach und welche natürlich ebenso illusorisch waren, wie sein Marquis-Titel. Rastacuro, welcher einer ganzen Gattung von Schwindlern seinen Namen gegeben hat, war vermutlich nicht der Erste dieses Stammes, sicherlich aber nicht der Letzte. Seine Nachfolger sind Ungarn, Spanier, Russen, Italiener, bisweilen Alles in einer Person. Je nach dem Bedürfnis nämlich ist man in dem einen Salon dies, in dem anderen jenes, und dazu übrigens fast immer ein „Grec“, wie in Paris der für die Griechen nicht eben schmeichelhafte Spitzname der Falschspieler heißt. Alle diese Herren richten sich in der Wahl ihrer Nationalität ganz nach der Mode, nach den Schwärmerien des launischen Paris, das heute mit Khouquet „vive la Pologne, monsieur!“ ruft und morgen „vive la Russie, majesté!“ Die Zeit der Polenschwärmerie ist vorüber, und der „ritterliche Ungar“, noch mehr aber der Unterthan des gewaltigen Czaren „Russe von Geburt, Pariser von Geist“, ist jetzt Häbchen im Korbe. Alle Welt schwärmt für Turgenejew, Dosto-

jewski und Tolstoi, was Wunder, daß jetzt aus Rastacuro ein Rastacuroff geworden ist, ein Name, der ja nicht imaginärer ist, als der andere. Ein Pariser Feuilletonist erzählt von einem Hochstapler, dessen Brust so mit Orden behangen gewesen sei, daß sie ihm das Plastron hätten erlösen können. Natürlich tadellose Kleidung und Wäsche, worauf der rastaquouère einen besonderen Werth legt, und was ihm um so leichter wird, als er seine Rechnung ja doch nicht bezahlt. Sein Ahne hat mit Juan dem Schrecklichen Brüderchaft getrunken, aber das ändert an der Thatsache nichts, daß er bisweilen nicht zehn Francs in der Tasche hat. Er dinirt immer bei seinen Bekannten, ist für Drei, bleibt bis zum Schluß der Gesellschaft, um am Büffet, um fünf Uhr Morgens, zu frühstücken, während die anderen Gäste das souperen nennen. Er frühstückt stark, denn bis acht Uhr Abends, bis zur Dinerstunde,

Glücklicher Weise glänzen die wenigsten Ehemänner und Ehefrauen durch die Abwesenheit der Eiferfucht, glücklicher Weise vor Allem für — die Ehescheidungsvermittler, welcher neue Beruf von Jahr zu Jahr bessere Geschäfte machte. Es ist allerdings wahr, daß der Grund, aus dem man ihre guten Dienste beansprucht, oft auch Gleichgiltigkeit, ja Abneigung des einen Ehegatten wider den anderen ist. Der Leiter der Agentur, ein ehemaliger Polizeibeamter, der also zu seinem neuen Beruf die allerbesten Vorstudien gemacht hat, weiß in allen Fällen Rath. Nur ein Beispiel! Jemand kommt zu ihm und hält ihm etwa folgende Rede: „Ich bin verheirathet; der Untel meiner Frau, auf dessen Million ich bei der Eheschließung gerechnet hatte, hat ihr nichts hinterlassen, als seinen seidenen Schlafrock. Ich kenne eine sehr reiche Dame, von welcher ich wiedergeliebt werde...“ Der Agent unterbricht ihn. „Ich verleihe“, sagt er; „legen Sie Verdacht gegen Ihre Frau Gemahlin?“ „Nein, leider nicht!“ — „Tant pis! Dann kostet die Sache fünfhundert Francs mehr!“ Der Agent verfügt nämlich über ein Personal von jungen Männern und jungen Damen, von welchen die ersteren die Frau des scheidungs-lustigen Gemahls, die letzteren den Gatten der scheidungs-lustigen Gemahlin mit Liebesbriefen und Erklärungen zu bestürmen und in jeder Weise zu compromittiren haben. Geht das Opfer in die ihm gestellte Falle, — und Juma behauptet, daß dies, zumal bei den Männern, häufig geschähe, — so verläuft eben Alles nach Wunsch. Andersfalls bleibt nur das Mittel falscher Zeugnisaussagen und das noch gefährlichere der Briefschändung.

Wie sieht von dieser Selbstsucht der scheidungs-lustigen Ehefrau der opferwillige Muth des weiblichen Arztes oder der Erzieherin ab! Welche Kämpfe hatte Frau Brös, die erste Pariser „Arztin“, zu durchkämpfen, nicht nur mit der Zweifelsucht, mit der Spottlust des Publicums, nein, auch mit den Vorurtheil oder der Mißgunst der männlichen Amtsgenossen! Madame Brös ist gegenwärtig „officier de l'Académie“, ein Titel, der mir Anfangs drollig genug vorkam. Uebrigens giebt sich diese Dame, wie ich aus eigener Erfahrung bezeugen kann, durchaus anspruchslos und weiblich. Die excentrischen Damen, denen man in der Ecole de Médecine und bei dem berühmten Nerven-Arzte Charcot bisweilen begegnet, und die sich durch männliche Mäuren und kurzgeschmittenes Haar auszeichnen, sind überhaupt viel seltener, als man wohl gemeinlich annimmt. Nachdem Frau Brös einmal die Bahn gebrochen hat, mehrt sich überhaupt die Zahl der weiblichen Aerzte, welche meist nur Frauen und Kinder behandeln, in Paris alljährlich. Die Frage liegt nahe: woher die Anregung zum Studiren der Medicin für ein weibliches Wesen? Ein Beispiel für viele, eine einfache, aber recht plausible Geschichte! Eine ehrenwerthe Familie aus der Provinz, fünf Kinder, starker Geldverlust, Tod der Eltern. Die älteste Tochter wird zur petite mère, erlernt die lateinische Sprache, um die Brüdern zu unterrichten, und — der Appetit kommt beim Essen, wenn ich mich dieses Sprichworts bedienen darf, das insofern freilich nicht ganz zutrifft, als — wenigstens in den ersten Zeiten, — das Essen häufig fehlt, um den Appetit von vier kleinen Mäulern reizen zu können. Aber Geschwisterliebe, Liebe zur Arbeit, Ausdauer und Charakterstärke überwinden alle Hindernisse, selbst das Vorurtheil der Verwandten.

Die zahlreichen, in Frankreich besonders zahlreichen und überdies kostspieligen Examina werden bestanden, die Geschwister haben eine gute Erziehung erhalten und die junge Dame ist zu einer angesehenen Ärztin geworden, die auch noch Zeit zur Mitarbeit an medicinischen Blättern findet.

Statt die Medicin zu studiren, hätte die junge Dame — so wird vielleicht manche Leserin denken, — auch ihr Lehramt fortziehen und sich dem Schulfache widmen können. Unseliges Schicksal, des der meisten der armen Erzieherinnen harret, und zwar nicht nur der Deutschen, die selbstverständlich vor einem Aufenthalt in Paris auf das Dringendste gewarnt werden müssen! Ich erinnere an die „fourchambault“ Angiers, aus denen man deutlich erfieht, wie wenig die Erzieherin und Lehrerin in den französischen Familien geachtet, wie sie fast als Dienstbote angesehen wird. Darüber giebt auch das merkwürdige Ceremoniell Aufschluß, den sich dieselbe in den vornehmen Häusern des Faubourg Saint-Germain zu unterwerfen hat. Einige der Wirklichkeit entnommene Begebenheiten werden übrigens von jenen Märtyrern am besten einen Begriff geben. Vor etlichen Monaten wurde eine junge Dame in Männerkleidung in dem Augenblicke verhaftet, wo sie sich in



Prinzessin Alexandra von Wales. — Siehe Seite 63.

zieht er die Schmachtrüemen an. Man sollte meinen, daß sich das Parasitenthum kaum zu höherer Vollendung entwickeln ließe, es sei denn, daß man sich auch noch für die Mühe des Essens bezahlen läßt. Und das kommt in der That vor. Es reisen nämlich nicht selten reiche Ausländerinnen, die man natürlich nicht mit den zahlreichen Rastacuros weiblichen Geschlechtes verwechseln darf und welche das von Offenbach geschilderte Leben gründlich kennen lernen möchten, ohne männliche Begleitung nach Paris.

Mit dem Fremdenführer macht man oft üble Erfahrungen, und seine Gegenwart ändert überdies an der Thatsache nichts, daß man als alleinstehende Dame angesehen wird, und daß einem mancher Salon verschlossen bleibt, dessen Inneres man gar zu gern kennen lernen möchte. Da stellt sich denn der rastaquouère zu rechter Zeit ein, um gegen eine Belohnung von vierzig Francs pro Tag, gegen freie Kost und Wagen, den Gatten oder vielmehr den ehelichen Strohmann zu spielen, dessen Kälte gegen die angebliche Frau nur durch die Wärme übertröfen wird, mit welcher er täglich sein Geld einstreicht. Das Muster eines Ehemannes, wenn Mangel an Eiferfucht als höchste Tugend angesehen werden darf!



einer Suppen-Anstalt, wie man es in Deutschland nennen würde, eine Portion unenigentlich verabreichten ließ. Es war eine Lehrerin, die noch dazu ihre Examina gemacht, aber bei dem viel zu großen Angebot darum doch keine Anstellung gefunden hatte, und sich nun ihres Bettler-Clends schämte. In dem verrufenen Frauen-Gefängniß von Saint-Lazare fand man kürzlich inmitten der verworfensten Gesellschaft zwei Lehrerinnen. Die eine hatte, trotz ihres Diploms in der Tasche, monatelang keine Beschäftigung gefunden, sodas ihre Toilette schließlich fast der einer Straßen-Beiterin glich. An einem der großen Mode-Magazine vorübergehend, hatte sie der Versuchung nicht widerstehen können, ein Stückchen von dem ausgelegten Zeuge zu nehmen, um damit ihr Kleid zu flicken. Dabei war sie ertappt worden und büßte nun ihre kleine Schuld in der Gesellschaft berufsmäßiger Diebinnen. Das Schicksal der anderen Lehrerin war fast noch tragischer. Sie gab in einer Mädchen-Pension Musik-Unterricht und fröhnte dabei einer an sich gewiß recht harmlosen Leidenschaft, welche der Vorsteherin insofern aus irgend welchen Gründen mißfiel, der des Romanischreibens nämlich. Vor die Wahl gestellt, einer jener beiden Thätigkeiten zu entsagen, zauderte die Lehrerin keinen Augenblick: sie steckte ihr kostbares Manuscript in die Tasche und empfahl sich. Aber leider fand sich für ihr Werk kein Verleger; ihre Ersparnisse waren schnell aufgezehrt, sie wurde obdachlos und schließlich als Vagabondin in das Central-Depot der Polizei-Präfectur geschickt. Man hatte mit ihr um so mehr Erbarmen, als die Unglückliche — blind war; man bot ihr Almosen, doch sie wies dieselben stolz zurück. Sie forderte nichts, — als einen Verleger.

Vor noch nicht langer Zeit zog man eine Selbstmörderin noch rechtzeitig aus den Kluthen der Seine. Der Polizei-Commissar, vor den sie, bebend vor Frost und Erregung, geführt worden war, ließ es nicht an der üblichen, väterlichen Ermahnung fehlen. Aber sie suchte nur die Achseln. Was konnte seine Moral-Predigt an der traurigen Wirklichkeit ändern, an jener banalen Geschichte, welche der Polizei-Commissar von ihren Schicksalschwester schon so manchemal gehört haben mochte, und welche immer dieselbe ist! Zuerst vergebliche Bemühungen um eine staatliche Anstellung, dann um eine private. Der Wettbewerb ist gar zu groß und der Agent, an den sich die Unglückliche wendet, ein wahrer Blutsauger. Unter dem Vorwande, daß ihre Toilette nicht elegant genug sei, leiht er ihr eine prunkende, macht sie so zu seiner Schuldnerin, verschafft ihr dann eine Stellung in einer zweifelhaften Pension, wo sie Jahre lang auch nicht einen Sous von ihrem Gehalte bezieht, da dasselbe von dem Agenten eingezogen wird. Und das ist noch nicht das schlimmste Los, welches der Unglücklichen von den patentirten Seelenverkäufern bereitet werden kann. Die Stadt aber, wo sich dies und Ähnliches zuträgt, nennt sich mit Vorliebe — die Lichtstadt.

## Aus der Sträuelwelt.

**Meran.** — Vor Kurzem ist hier die Freifrau Jenny von Schleinitz im Alter von 86 Jahren gestorben. Die Verbliebene hat im Leben des Kaisers Wilhelm einmal eine bedeutende Rolle gespielt, indem sie ihm in einer sehr gefährlichen Situation einen wichtigen Dienst geleistet hatte. Als am Abend des 19. März 1848 der Prinz von Preußen in seinem Palais unter den Linden von der wüthenden Volksmenge bedroht wurde, flüchtete er mit der Prinzessin Augusta und zwei Hofdamen durch eine Hinterthür des Palais und fuhr zu dem Geheimrath Baron Schleinitz, der damals in dem „Karlbad“ genannten Theile Berlin's wohnte. Dort suchte sich der Prinz Wilhelm um und legte die von der Baronin Schleinitz aufbewahrten Schlüssel ihres verstorbenen Stiefvaters, des Generals von Müllers, an, indem er zugleich seinen Degen der Baronin zur Aufbewahrung übergab. Der Prinz und die Prinzessin fuhrten darauf als Geheimrath und Geheimrätthin von Schleinitz nach Spandau, während der Geheimrath selbst, als Bedienter verkleidet, seinen Platz auf dem Boot einnahm. Von Spandau aus begab sich der Prinz mit seiner Gemahlin nach England. Inzwischen gerieth aber Baronin Schleinitz in Berlin in große Gefahr, indem es bekannt wurde, daß der Prinz sich in ihre Wohnung begeben hatte, und dieselbe durchsucht wurde, weil man glaubte, daß er sich daselbst noch verborgen halte. Prinz Wilhelm von Preußen bewies dem Geheimrath und der Geheimrätthin später seinen Dank bei jeder Gelegenheit. Baron Schleinitz wurde Regierungspräsident zuerst in Bromberg, dann in Trier und erhielt oft Besuche des Prinzen von Preußen, sowie anderer Mitglieder des königlichen Hauses. Nach dem im Jahre 1865 erfolgten Tode des Freiherrn von Schleinitz ließ der König die Witwe im Besitze aller Personalzulagen ihres Gatten. Seit dem Jahre 1880 lebte Baronin Schleinitz in Meran. Sie war eine Frau von hoher geistiger Begabung und ungemein kräftigem Willen und Charakter.

**London.** — Der Prinz und die Prinzessin von Wales feierten am 10. März d. J. das Fest ihrer silbernen Hochzeit. Infolge des Ablebens des deutschen Kaisers Wilhelm I. unterblieben aber alle in Aussicht genommenen größeren Festlichkeiten, und das hohe Paar begnügte sich, die Glückwünsche der fürstlichen Verwandten sowie der Hofwürdenträger und hohen Staatsbeamten entgegenzunehmen. Die Prinzessin Alexandra von Wales, deren Bild wir auf Seite 62 bringen, ist die Tochter des Königs Christian IX. von Dänemark; sie erblickte in Kopenhagen am 1. December 1844 das Licht der Welt und verlebte ihre Jugend theils in ihrer Vaterstadt, theils auf einem herrlich gelegenen Lustschloße am Oeresund. Sie zählte noch nicht zwanzig Jahre, als der junge und schöne Thronfolger England's, der Prinz Albert Edward von Wales, an ihre Hand anhielt. Am 10. März 1863 wurde die Hochzeit in London gefeiert, der Schwerpunkt der

Feierlichkeit jedoch auf den Wunsch der Königin Victoria, die noch tief und schmerzlich den Verlust ihres erst zwei Jahre vorher verstorbenen Gatten betrauerte, nach dem stillen Windsor verlegt. In Frogmore-Lodge, einem im Parke von Windsor-Gastle gelegenen Landschloße, nahm das neuvermählte Paar seinen Wohnsitz, und hier schenkte Alexandra am 8. Januar 1864 dem ersten ihrer Kinder, dem Prinzen Albert Victor, das Leben. Das war zu einer Zeit, da über ihr schönes Heimathland wilder Kriegesturm brauste, und bange Herzen mag die Prinzessin damals oft ihrer hohen Eltern gedacht haben, deren Thron durch die Kustände in Kopenhagen bedenklich erschüttert wurde. Mit ihrem Gatten hat Alexandra stets in glücklichster Harmonie gelebt, trotzdem Prinz Albert oft monatelang auf Reisen weilte und seine Gemahlin allein in England zurücklassen mußte. Fünf blühende Kinder, zwei Söhne und drei Mädchen, verschönten ihre Einsamkeit. Prinz Albert Victor dient nammehr als Lieutenant im 10. Husaren-Regiment, während der am 3. Juni 1865 geborene Prinz Georg der Marine angehört.

Zu Anfang der achtziger Jahre bildete sich in England eine Gesellschaft, deren Zweck die Reform der weiblichen Kleidung ist. Dieser Verein, an dessen Spitze die Viscountess Haberton steht, hat hauptsächlich dem Corset und dem losen Rode den Krieg erklärt. Wenn die Frau Präsidentin auch in ihrer Broschüre „Reform in Dress“ die Mängel dieser beiden Hauptgegenstände des weiblichen Anzuges mit den schwärzesten Farben malt, so sind ihre practischen Versuche, eine natürlichere Tracht einzuführen, kaum glücklicher ausgefallen, als das vor etwa zwanzig Jahren erfundene Bloomer-Kostüm, welches damals ebenso rasch von der Bildfläche verschwand, wie es aufstach. Das Corset soll ganz verboten werden und an die Stelle unseres heutigen Rodes eine Art Beinleid treten. Bemerkenswerth ist es, daß die Reformatorinnen selbst, trotz allen Eifers, nicht den Muth besaßen, sich in dieser Toilette öffentlich zu zeigen, sondern den „getheilten Rod“, dividol skirt, unter einem Ueberwurfe verbergen, welcher die gerühmten Vortheile der Rational Dress wieder aufhebt und zu der Lächerlichkeit dieser Tracht noch die Geschmacklosigkeit fügt. Wir machen bei dieser Gelegenheit unsere Leserinnen darauf aufmerksam, daß wir in der Nummer vom 16. Juli 1883 die Frauenkleider-Reform in England eingehend besprochen haben.

## Die Mode.

Radbrud auch im Einzelnen verboten.

### Berliner frühjahrs Toiletten.

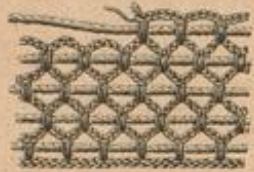
Mit jedem Jahre erscheint es schwerer, zu Beginn der Saison auf diesem oder jenem Gebiete ein übersichtliches Bild der vorhandenen Neuheiten zu geben, denn immer mannigfaltiger werden die



Berliner frühjahrs-Toiletten.



Schöpfungen der Mode; während sonst die Wahl zwischen zwei bis drei feststehenden Grundtypen nicht allzu schwer war, ziehen jetzt Hunderte verschiedener Formen in bunter, sich überflüssiger Hast an uns vorüber. Das gilt namentlich von den Hüten, bei denen die sonst übliche Unterscheidung zwischen runder und geschlossener (Capote-) Form kaum mehr zutrifft, da die eine in die andere häufig übergeht. Der Capote-Hut zeigt Kopf und Krempe entweder sehr klein, oder zu anliegendem, etwas geradem, eckigen Kopf eine vorn breite, absteigende Krempe, die innen eine Schleife oder Blume fällt. In letzterer Art herrscht die „Empire“-Form vor, über deren Rand noch eine Spitze fällt. Hier wie an allen Capote-Hüten steigt die Garnitur in der Mitte terzengerade auf; überhaupt ist eine seitwärts angebrachte Garnitur nur gestattet, wenn sie den typischen Charakter, das Schmale, festliegende der Seiten nicht beeinträchtigt. Bei den runden Hüten nehmen die Krempen, die meist tellerrund, doch auch häufig nach vorn weit vorgeschoben sind, die willkürlichsten Formen durch Biegen an, immer aber übersteigt die Garnitur bedeutend selbst hoch aufgeschlagene Krempen. Die zur Ausstattung dienenden Bänder wechseln in den verschiedensten Breiten: das Picot-Band tritt wieder in den Hintergrund und an seine Stelle abstrahirtes, gestreiftes Faillé- oder abstrahirtes Chantage-Band. Die Bindebänder der Capote-Hüte können schmal oder breit, vorn oder seitwärts gebunden sein, oft fallen sie auch gänzlich fort oder werden durch einen Gagelstreifen ersetzt, den man leicht um den Hals legt und der sich auch häufig den runden hohen Hüten zugesellt. Der beliebte, gitterartige Goldstoff zur Bekleidung der Capote-Formen läßt sich auch in Häkelarbeit mit feinem Goldschmücken und bronzefarbener Seide imitieren, wie die kleine dargestellte Probe deutlich lehrt.



Auch von den Mänteln wäre viel zu melden, doch können wir nur das Markanteste hervorheben, das in den kurzen, zwei- und dreifachen Pelierinen, letztere „Lodca“ genannt, besteht, sowie in der Passe oder der passartigen, glatten oder gefalteten Garnitur. Zur Ausstattung bevorzugen die Mäntel, gleichviel, ob sie in Notonden- oder Dolman-Form erscheinen, die Viken-Garnitur, welche unter den verschiedensten Formen auftritt und sowohl allein, wie in Verbindung mit Schnüren mancherlei Art den ersten Rang einnimmt. Auf die Verschürungen der kurzen Paletots ist zum Letzteren hingewiesen worden; sie seien daher nur nebenbei erwähnt.



Wie bei den Anhängen jeder Art, so ist auch bei den Kleidern der Vikenbesatz (siehe das heutige Nummer beiliegende Extra-Blatt) an der Tagesordnung; in Gestalt breiter Borten, die oft wie prächtige Guipure-Arbeit wirken, tablierartig als Vorder- oder Seitenbahnen und endlich zusammenhängender Zailen-Garnituren, die auf der Schulter oder im Taillenschlag schöne Bandschleifen bereichern. Schmale Borten steigen zwischen den doppelten Faltfalten der Röcke empor, breitere Borten umfassen den Rock oder Ueberkleid, welche letzteres neben dem sogenannten „englischen Kostüm“, — bestehend aus glatter, kurzer Schoßtaile und glatten, nur oben leicht gerafftem Rock, (siehe die Abb. 40—41 der Nr. vom 18. März d. J.) — sich besonderer Gunst erfreut. Prinzessförmig geschnitten oder dem Taillenrand aufgelegt, öffnet sich das Ueberkleid beliebig über einer gefalteten oder glatten, meist mit Viere reich verzierter Bahn. Doch auch die lange Draperie steht noch immer in berechtigtem Ansehen, nur darf sie nicht gleichseitig geordnet sein, die ganz kurze Schärpen-Draperie wird dagegen zu Gunsten des englischen Kostüms ein wenig in den Hintergrund gedrängt. Die von der Taille absteigenden Ärmel haben sich von der Gesellschafts-Toilette auf das Promenaden-Kostüm übertragen, doch verlangt die Mode, daß Ärmel und Rock übereinstimmen, ebenso wie Taille und Draperie. Die Vorliebe für Puffen und Passen-Garnituren macht sich an den Taillen nicht weniger als an den meist absteigenden Büsten geltend; solche aus Jersey-Gewebe erhalten sich durch ihre praktischen Vorzüge noch immer in Gunst, trotzdem die Anforderungen der Eleganz manches gegen sie einwenden dürften.



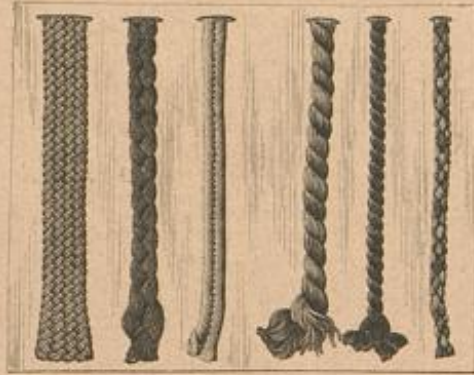
Luch und Diagonal-Stoffe herrschen vorläufig noch unbeschränkt; breitgestreifte Planelle wagen sich schüchtern hervor und die abstrahirt gestreiften Cheviot-Gewebe bieten, mit gleichem, einfarbigem Stoff zusammengefaßt, reizende Kostüme für wärmere Frühjahrsstage, an denen man bereits der Schirme zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen bedarf. Die Schirme, meist Entoutcad, sind durchgehend groß und die schönen Gestelle mit geschmackvollen Griffen aus Bronze, Porzellan oder geschweiftem Holz ausgestattet. Ein reicher Band schmückt jedoch selbst den einfachsten diesjährigen Schirm vor dem des vergangenen Jahres aus. Es ist kaum möglich, von einer typischen Haarfrisur zu reden, denn im Theater und Concert wie in der Gesellschaft kann man fast an jeder Dame ein anderes individuelles Arrangement bewundern. Neben den niedrigen Haarfrisuren erfreut sich die Flechtenkrone, wie sie Kronprinzessin Stephanie von Oesterreich trägt, großer Gunst, allein nur Wenige sind, wie die hohe Frau, im Besitz einer solchen Fülle langer Haare, wie diese leidliche Tracht sie erfordert. Eine andere Frisur besteht gleichfalls, wie aus der Abbildung hervorgeht, aus zwei, hoch am Hinterkopf beginnenden Flechten, die, durch einen hohen Kamm gestützt, sich über das Schild desselben nach vorn legen. An der zweiten dargestellten Frisur bilden vom Vorder- und Hinterkopf arrangierte Puffen eine Art Krönchen, dem sich hinten ein großer Schmetterling aus Federn oder Spitze oder auch eine feste Bandschleife anschließt.

# Handarbeiten

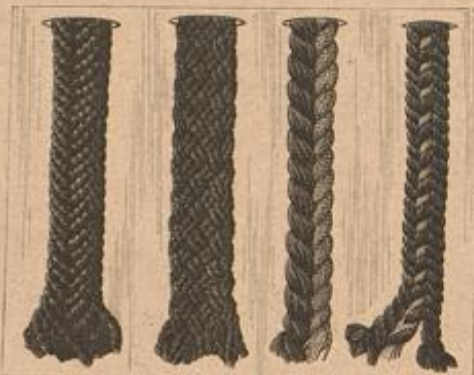
Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Musterblätter für künstlerische Handarbeiten.** Nr. 5. Flachstickerei. — Die mit naturgroßen Einzelheiten mit den Abb. 59—60 der Nr. vom 1. April d. J. dargestellte Decke zeigt im Zusammenhange das Muster der heutigen farbigen Beilage, welche den Reiz der künstlerisch gewählten Farben zur Geltung bringt. Ueber die bekannte Technik ist nichts hinzuzufügen, zumal alles Weitere die Beschreibung der oben genannten Decke enthält.

**Extra-Blätter der Illustrirten Frauen-Zeitung.** Nr. 18. Viken-Befäße. — Die nachstehenden Illustrationen veranschaulichen Proben verschiedener, theils einfarbiger, theils mit Metallfäden durchwebter Viken und Schnüre, welche sich ebenfalls zur



Verstellung der mit dem Extra-Blatt Nr. 18 dargestellten Viken-Befäße eignen, die auch augenblicklich zur Frauen so vielfache Anwendung finden.



Verstellung der mit dem Extra-Blatt Nr. 18 dargestellten Viken-Befäße eignen, die auch augenblicklich zur Frauen so vielfache Anwendung finden.

# Wirtschaftliches

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Indem wir nachfolgende Recepte veröffentlichen, möchten wir denjenigen unserer Leserinnen, die Freude an derartigen Versuchen finden, noch einmal, wie früher an anderer Stelle, empfehlen, es selbstständig mit der Bereitung von „Gefrorenem“ zu versuchen. Es ist ein durchaus überwundener Standpunkt, anzunehmen, dasselbe könne nur von Conditoren oder Köchen gut bereitet werden, oder es herzustellen, sei mit großen Schwierigkeiten und Kosten verbunden. Von den bereits für den Wirtschaftbedarf vorhandenen Eismaschinen sind verschiedene, namentlich die Reibinger'sche, vortrefflich, doch bedarf es einer solchen Anschaffung gar nicht; ein Holzweimer, eine Gefrierbüchse von Kupfer oder Blech und ein hölzerner Spatel sind die einzig erforderlichen Requisiten. Mit diesen läßt sich jedes beliebige Gefrorene unter nicht größerer Mühewaltung, als eine gewöhnliche süße Speise und mit oft noch geringeren Ausgaben herstellen; jedenfalls wird man dasselbe für den vierten Theil des von den Conditoren geforderten Preises beschaffen können. Man beachte nur Folgendes. Es erzieht sich die größte Kälte-Erzeugung aus der Mischung von je 1/2 Kilo Salz zu 1 1/2 Kilo Eis, und zu einer für 12 Personen ausreichenden Form bedarf man 4 1/2 Kilo (9 Pfd.) Eis, 1 1/2 Kilo Salz; der Billigkeit wegen bedient man sich des roth oder schwärzlich gefärbten Viehsalzes, das alle Droguen-Geschäfte führen, auch vertritt im Winter Schnee vollständig die Stelle des Eises. Letzteres wird, am besten in einem Saß, zu etwa hahelnußgroßen Stücken zerhackt, abgewogen und flüchtig mit dem Salz vermischt, in den Holzweimer geschüttet. Nun legt man die bereits mit der Masse gefüllte Form bis zum Rande in die Mischung, öffnet sie nach ungefähr 15 Minuten, stößt das sich an die Form ansehende „Gefrorene“ mit dem Spatel ab, rührt die bereits verdickte Crème durch einander, schließt die Büchse, verlegt die Fugen des Deckels gut mit einem Stück Butter. Ist dies geschehen, so hat man beim Schmelzen des Eises nicht ein Eindringen des Salzwassers zu fürchten, das im Uebrigen dem Gefrier-Prozess nur günstig ist, und kann die Form ohne jede Bemerkung bis zur Zeit des Servirens ruhig stehen lassen. Bemerkte sei, daß man die Dauer des Gefrierens einer Form von 1 Liter Inhalt auf 2 Stunden bemittelt.

**1328. Gefrorenes von Kaffee.** — Man brennt 125 Gr. Roccabohnen hellbraun, schüttet sie in 1 1/2 Liter (1 Quart) kochende Sahne und läßt sie, fest verdeckt, in dieser eine Weile ausziehen. Ist dies geschehen, so gießt man die Sahne durch ein Haarsieb, giebt sie mit 375 Gr. Zucker in eine Kasserole und zieht sie, sobald sie zu kochen beginnt, mit 12 in etwas Sahne klar gequirltem Eigelb zu einer dicken Crème auf, die man unter fortwährendem Rühren sich abkühlen läßt.

**1329. Gefrorenes von Apfelsinen.** — 1/2 Kilo Zucker wird in einem Liter Wasser klar gelocht und ausgeschäumt, dann wirft man die feingehackte Schale einer Apfelsine hinein und thut, sobald der Zucker erstarrt ist, den Saft von 2 Citronen und 6 Apfelsinen hinzu.

Die nachstehenden Abbildungen, — eine Ergänzung der in den Nummern vom 26. Februar und 11. März d. J. dargestellten Tafelgeräthe, — veranschaulichen zunächst mehrere der königl. Porzellan-Manufactur zu Berlin entnommene Dessert-Teiler, deren Werth die Ausstattung von Künstlerhand noch erhöht. So zieht 1. B. den mittleren Teller ein von der bekannten Malerin Frau Vegas-Parmentier ausgeführtes Motiv. Das sich der russischen Köffel-Form anlehnende Eis-Service aus oxydirtem Silber mit gedrehten, vergoldeten Stielen zeigt Verzierungen im japanischen Geschmack, welche an einem anderen Service Ansichten von Berlin erkennen. Einzelne derartige Köffel werden gern als Andenken von Ausländern gekauft.



Dessert-Teller mit Malerei und durchbrochenen, decorirten Rändern.



Eis-Service aus oxydirtem Silber mit gedrehten, vergoldeten Stielen.

# Briefmappe

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

## Fragen.

**Rohhaare zu waschen.** — Kann mir Jemand ein gutes Mittel zum gründlichen Reinigen gebrauchter Rohhaare angeben? H. in R.

**Wartburg-Tischchen.** — Wer kann mir sagen, wos man unter einem „Wartburg-Tischchen“ versteht? A. v. P. auf Schloß H.

**Schmetterlings-Sammlung.** — Wohin soll ich mich wenden, um eine schöne Schmetterlings-Sammlung, in welcher sich seltene Exemplare befinden und die aus vierzehn Glasfäßen besteht, verkaufen zu können? Amely H. in S.

## Antworten.

Auf die betreffenden Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.

**Theegebäd Patience (Gebuld-Studen) (48).** — Man rührt 1 Kilo fein gelochenes Zucker mit 4 gelben und 2 ganzen Eiern eine halbe Stunde, thut nach Verlauf dieser Zeit 1/2 Kilo feinstes, trockenes Weizenmehl hinzu und setzt mit einem Glößel Häufchen von der Größe eines Thalers in angemessener Entfernung auf einen Bogen starken weißen Schreibpapiers, zieht diesen auf ein Blech und bäckt die Kuchen in einem gut durchheizten, schon wieder etwas abgekühltem Ofen. Es muß das Gebäck oben glatt und glänzend bleiben, daher darf die obere Hitze nicht zu stark sein, und man muß die Kuchen, sollten sie sich zu färben anfangen, vorsichtig mit einem Bogen Papier bedecken, ohne sie jedoch im Baden zu stören. Die untere Seite muß ein hellgelbes Aussehen haben, und man schneidet die Pläthchen gern zeitig genug vom Papier, um sie dann noch ein wenig nachtrocknen zu lassen.

**Confirmations-Geschenk.** — Gewiß ist das theilbare Crucifix von Carl Lehmann in Bad Kösen ein passendes Geschenk. Das „Abelbar“ besteht aus einem Kreuz, das man das Crucifix vom Postament entfernen und dann anhängen kann. Trotz des billigen Preises (5—6 Mark) ist die Ausführung eine vorzügliche.

**Besuchsquellen:** Frühjahrs-Toiletten, Seite 63; A. Lüder, W. Friedländer, 66. — Mäntel, Seite 63; E. Rejenthal, W. Berchinger Markt 910. — Hüte, Seite 63; Gewebe mit Hartleib, SW. Krausenstr. 44. — Dessert-Teller mit Malerei, Seite 61; Königl. Porzellan-Manufactur, W. Leipziger Str. 137. — Eis-Service aus Silber, Seite 61; J. H. Werner, W. Friedländerstr. 173.

In dieser Nummer gehört ein Beiblatt, ein Modenbild, ein farbiges Stickmuster und ein Extra-Blatt.

Die Illustrirte Frauen-Zeitung erscheint jeden Sonntag in 1 bis 2 Doppelbogen: jährlich 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen, 28 Unterhaltungs-Nummern, 28 Beiblätter, 12 große farbige Modenbilder, 8 farbige Stickmuster-Vorlagen und 8 Extra-Blätter, also außer den Schnittmuster-Beilagen und Beiblättern jährlich 28 besondere Beilagen, eine zu jeder Unterhaltungs-Nummer. Vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf. Die Fest-Ausgabe mit demselben Inhalt erscheint alle vierzehn Tage; das Heft (26 jährlich) kostet 50 Pf. Die große Ausgabe mit allen Kupfern bringt außerdem jährlich noch 40 große farbige Modenbilder, also jährlich 68 besondere Beilagen, und kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Fest-Ausgabe auch alle Postanstalten.





Nachdruck verboten.

## Schwester Ottilie.

Novelle von Carl Marquard Sauer.

1.

**R**ector Delius saß nachmittags allein in seinem Studirzimmer. Das behagliche, nach dem Garten des Gymnasiums gehende Gemach war bis zur Decke mit sorgfältig in Reihe und Glied gestellten Büchern jeden Kalibers angefüllt, von den ehrwürdigen, dickbändigen Folianten der untersten Reihe angefangen bis hinauf zu den ad acta gelegten, alten Jahresberichten, Verlagskatalogen, pädagogischen Zeitschriften früherer Jahrgänge und ähnlicher leichter Waare. Ein in voller Blüthe stehender Kirschbaum streckte seine Zweige bis zu dem offenen Fenster. Auf der Terrasse vor der Glashütte trieb sich ein Rudel piepender Sperlinge herum, und auf einem alten, mit schwarzem Leder überzogenen Schemel lag des Rectors ständiger Gefellschafter, Schnips, der Dachs, und blinzelte ab und zu nach den Spazier draußen im Garten oder richtete erwartungsvoll den Blick auf seinen Herrn, wenn dieser einmal eine ungewöhnliche Bewegung machte.

Dr. Delius war ein Mann hoch in den Fünfzigern. Sein noch immer kräftiges Haar zeigte sich bereits vollständig ergraut. Das bartlose, stets glatt rasirte Gesicht befandete nicht nur den durch das Amt gebotenen und zur Gewohnheit gewordenen Ernst, sondern zugleich auch jene milde Ruhe, deren der leitende Schulmann so nothwendig bedarf, wenn er die seiner Obhut anvertraute Jugend mit Erfolg auf dem ihr vorgezeichneten Wege halten und führen will.

Das Schuljahr neigte sich dem Ende zu. Die Abiturienten, diesmal zwölf an der Zahl, hatten bereits die schriftlichen Reifeprüfungen vollendet. Ihre von den betreffenden Lehrern ausgefertigten und mit den vorgezeichneten Censuren bezeichneten Arbeiten lagen, zu einem stättlichen Haufen geschichtet, vor dem Rector. Dr. Delius schob die geleerte Kaffeetasse zurück, brannte eine Cigarre an und langte zu den obenauf liegenden deutschen Aufsätzen.

Der Dachs begann jetzt zu knurren. Gleichzeitig

ließen sich auf dem Gange draußen schlurfende Schritte vernehmen. Dann klopfte es.

„Was giebt's?“ rief der Rector, unwillig das Blatt auf den Haufen werfend und sich umkehrend.

„Einen Brief, Herr Rector, den der Postbote soeben gebracht hat,“ erwiderte die Frau des Schuldieners, mit der einen Hand langsam die Thür öffnend, während sie

keine Freundin vom Briefschreiben. Während der vier Jahre, die ihr Arnold bei uns bis zu seinem Abgang zur Universität zubrachte, hat sie kaum drei oder vier Mal an mich geschrieben. Will sie mir vielleicht einen neuen Kostzögling zuschicken? Das wäre am Ende nicht unmöglich, denn in fünf Wochen beginnt das neue Schuljahr. Ja, wenn es ein zweiter Arnold wäre!

Aber einen solchen giebt es schwerlich! Nun, wir werden ja sehen, was sie will. Hm, hm!”

Inzwischen hatte Dr. Delius den Brief verschiedene Male umgedreht und, als fürchtete er sich, ihn zu öffnen, abwechselnd die Aufschrift und das Siegel mit dem freiherrlich Hildenberg'schen Wappen nachdenklich betrachtet. Endlich langte er zu dem Papiermesser und durchschnitt die Hülle.

„Gerechter Himmel, was ist das?“ rief er, in jähem Schreck die Mühe abnehmend und sich so heftig in den Lehnstuhl zurückwerfend, daß der Dachs heulend von dem Schemel sprang. „Träume ich denn, oder ist die Baronin nicht recht bei Sinnen?“

Das Schreiben war in der That dazu angethan, den waderen Rector in berechtigtes Erstaunen zu versetzen. Es lautete wie folgt:

„Verehrter Herr Rector!

Es ist eine peinliche Angelegenheit, die mich bestimmt, mich heute an Sie zu wenden. Wie Ihnen bekannt sein dürfte, hat mein Sohn Arnold vor einigen Tagen sein letztes Examen abgelegt und zwar, wie ich mit Freunden hinzusehe, mit ausgezeichnetem Erfolge. Dieses für unsere Familie so hocherwünschte Ergebnis ist, was wir dankbar anerkennen, zum großen Theile der trefflichen Vorbildung, welche er auf Ihrem Gymnasium erhielt, sowie Ihrer gewissenhaften und väterlich liebevollen Ueberwachung während der Zeit, die er in Ihrer Familie zubrachte, zuzuschreiben. Wenn Arnold später fast alljährlich zu einem kurzen Besuche zu Ihnen kam, so fanden wir das ganz in der Ordnung, denn der

in der anderen ihren Besenstiel und das Schreiben hielt. Der Rector warf einen Blick auf Aufschrift und Siegel.

„Was Tausend! Von Frau von Hildenberg?“ sagte er erstaunt. „Es ist gut. Ich danke!“

Die Frau entfernte sich.

„Was hat das zu bedeuten?“ fuhr der Rector im Selbstgespräche fort. „Die Frau Baronin ist doch sonst

junge Mann erfüllte damit ja nur eine Pflicht der Dankbarkeit gegen die Familie, welche ihm in so reichem Maße das väterliche Haus ersetzte. Nichts deutete darauf, daß Beweggründe anderer Art ihn zu Ihnen führten, denn niemals machte mein Sohn irgend eine Bemerkung, aus der man auf solche hätte schließen können.

Wie groß war also meine Ueberraschung, als mir Arnold gleich am Tage nach seiner Rückkehr von Mün-



Höfe Jungen. Von G. Witkamp. — Siehe Seite 70.



chen unaufgefordert das Geständniß machte, er habe die Vollendung seiner Studien nur abwarten wollen, um uns mitzutheilen, er sei fest entschlossen, nächster Tage zu Ihnen zu fahren und Sie um die Hand Ihrer Tochter zu bitten. Schon als er das Gymnasium verließ, habe es bei ihm fest gestanden, daß Fräulein Ottilie und keine Andere seine Frau werden müsse. Ich war bei dieser Eröffnung, wie Sie, hochverehrter Herr Rector, leicht begreifen werden, sprachlos vor Erstaunen. Auf meine Frage, ob Ihre Tochter mit diesem Plane einverstanden sei, erwiderte er, das könne er mir nicht sagen, denn als Mann von Ehre habe er sich nicht für berechtigt gehalten, einem wackeren jungen Mädchen, gleich Fräulein Ottilie, einen derartigen Antrag zu machen, so lange er nicht in der Lage gewesen sei, ihr etwas Positives zu bieten. Aber obwohl er zu Ihrer Tochter niemals ein Wort von Liebe gesprochen, glaube er doch annehmen zu dürfen, daß auch er Fräulein Ottilien nicht gleichgültig sei. Uebrigens werde sich das zeigen, wenn er zu Ihnen komme. Jede Familie könne sich zu einer jungen Dame, wie Fräulein Delius, nur gratulieren. Um Standesunterschiede und ähnliche Vorurtheile kümmere er sich nicht, und kurz und gut, sein Entschluß stehe unabänderlich fest.

Sie kennen den starren Willen meines Sohnes und werden daher leicht ermeßen, in welche peinliche Lage wir durch sein Vorhaben versetzt sind, das mit einem Schlage alle unsere Pläne für seine Zukunft vernichtet. Obwohl ich Ihr Fräulein Tochter nicht persönlich kenne, zweifle ich doch nicht daran, daß sie eine in jeder Beziehung ausgezeichnete junge Dame ist. Aber darauf kommt es hier nicht an! Völlig abgesehen von dem Unterschied der Stände, welcher bei der Wahl einer Lebensgefährtin doch auch in's Gewicht fällt, stellen sich der Absicht meines Sohnes Hindernisse ganz anderer Art in den Weg. Zunächst ist er noch viel zu jung, um jetzt schon an einen solchen Schritt denken zu können. Ferner beruht bei den beschränkten Vermögensverhältnissen unserer Familie Arnolds künftige Stellung im Leben nahezu ausschließlich auf der Laufbahn, die sich ihm durch seinen Rang und durch die Verbindungen unserer Familie eröffnet. Eine vorzeitige und nicht standesgemäße Ehe würde ihm diese Laufbahn jedoch für immer verschließen. Was uns betrifft, so würden wir, trotz aller Werthschätzung Fräulein Ottilies und Ihrer Familie, niemals unsere Einwilligung zu einer derartigen Verbindung geben können. Auch glaube ich annehmen zu dürfen, daß Sie, verehrter Herr Rector, und Ihre liebe Frau eben so wenig als wir mit Arnolds Absicht einverstanden sind, denn welche Zukunft könnte er Ihrer Tochter bieten, wenn er gegen den Willen seiner ganzen Familie den verhängnißvollen Schritt thäte?

Aber was soll nun geschehen? Ich und mein Mann wissen uns keinen Rath! Hat sich mein Sohn einmal etwas in den Kopf gesetzt, dann ist mit Vorstellungen und Zureden bei ihm nichts auszurichten. Unter solchen Umständen bleibt uns keine andere Wahl, als uns mit der ebenso herzlichen wie berechtigten Bitte an Sie, hochverehrter Herr Rector, zu wenden, mit Ihrer vollen Autorität als Arnolds früherer Lehrer und als Vater des jungen Mädchens den jungen Leuten die Widersinnigkeit und vollkommene Unmöglichkeit einer Verbindung zwischen ihnen darlegen und vor Allem meinem Sohne den Kopf zurecht setzen zu wollen. Es ist eine keineswegs erheuliche Mission, um deren Uebernahme ich Sie hiermit ersuche. Aber sie liegt ebenso in dem Interesse Ihrer werthen Familie wie in dem unsrigen, und dies giebt mir den Rath, meine Bitte auszusprechen, durch deren Erfüllung Sie mich und unsere ganze Familie zu ewiger Dankbarkeit verpflichten werden.

Indem ich Ihren Nachrichten über den weiteren Verlauf der Dinge mit lebhafter Spannung und mit der Angst eines besorgten Mutterherzens entgegen sehe, verbleibe ich mit den besten Grüßen meines Mannes, hochverehrter Herr Rector,

Ihre ergebene

Amalie Freifrau von Hildenberg.

P. S. Es ist unnöthig zu bemerken, daß mein Sohn von dieser meiner vertraulichen Mittheilung nichts weiß."

Der Rector starrte eine Weile den Brief an, als wäre das Blatt ein ägyptischer Papyrus. Dann wischte er sich, ängstlich aufathmend, den Schweiß von der Stirne.

"Bin ich denn wach oder träume ich?" — rief er, das Schreiben mit unsicherer Hand zu den übrigen Blättern legend. — "Arnold will Ottilie heirathen? Aber das ist ja undenkbar! Und niemals haben wir etwas dergleichen gemerkt! Daß aber auch gerade heute meine Frau den Besuch bei Hesters machen muß! Ich weiß mir in der Sache wahrhaftig keinen Rath! Das Beste wird wohl sein, ich spreche gleich mit Ottilie selbst, denn ihre Mutter ist im Stande, in ihrer nervösen Aufregung die Sache noch schlimmer zu machen als sie bereits ist. Sie würde sich und das arme Kind halb

zu Tode ängstigen! Vielleicht ist es am klügsten, wenn sie gar nichts davon erfährt? Ja, so sei es! Ich rufe Ottilie! Wenn ich nicht irre, habe ich sie vorhin draußen im Garten gesehen! Vielleicht ist sie noch da!" —

Dr. Delius erhob sich, öffnete langsam die Thür zu der Terrasse und blickte nicht ohne Bangen hinaus. Die Gesuchte stand bei einem der Blumenbeete am oberen Ende des Gartens. Sie hielt einen Rechen in der Hand und kräufelte damit den frisch aufgefüllten Kies des Beetes.

"Ottilie!" rief er.

"Papa?" —

"Komme doch einen Augenblick herein! Ich habe Dir etwas zu sagen."

Das junge Mädchen hatte auf den ersten Blick erkannt, daß etwas Ungewöhnliches vorgegangen sein mußte, denn das Gesicht des Rectors befandete eine nur schwach verhehlte Aufregung. Sie nahm den breitrandigen Gartenhut ab, strich sich die Locken aus dem Gesicht, schloß die Terrassenthür hinter sich, blieb neben dem Lehnstuhle stehen und richtete die großen blauen Augen erwartungsvoll auf den Vater.

Dr. Delius betrachtete seine Tochter, wie er sie bisher niemals betrachtet hatte. Er mußte sich gestehen, daß sie wohl geeignet war, bei einem jungen Manne eine leidenschaftliche Zuneigung hervorzurufen, denn mit dem vollen Liebreiz jugendlicher Schönheit paarte sich bei ihr der Ausdruck tiefen geistigen Gehaltes. Ottilie war seine eigene Schülerin, und ihre Bildung überragte weitaus die ihrer Altersgenossinnen. Trotzdem war sie durchaus keine Gelehrte. Ihr Wissen hatte sie aber frühzeitig die Bedeutung des Lebens kennen gelehrt, und das verlieh ihrem Wesen etwas sinnig Ernstes, wie man es bei jungen Mädchen selten findet.

"Ich habe eben einen Brief von Frau von Hildenberg erhalten, der Dich betrifft, Ottilie."

"Mich, Papa?"

"Dich und Arnold! Da lies und sage mir dann, was geschehen soll."

Ottilie nahm den Brief. Der Rector merkte wohl, daß ihre Hand dabei leicht zitterte. Ihre Züge aber blieben, abgesehen von einer ersten flüchtigen Röthe, ruhig. Auch während sie das Schreiben langsam durchlas, deutete bei ihr nichts auf eine besondere Erregung. Als sie zu Ende war, faltete sie sorgsam das Blatt zusammen und legte es auf den Tisch.

"Nun, was sagst Du dazu, Ottilie?" — fragte ihr Vater mit Spannung.

"Ich finde, daß Frau von Hildenberg spricht, wie sie als Arnolds Mutter zu sprechen das Recht hat" — erwiderte das Mädchen, die Augen senkend. Den Rector wollte es doch bedünken, als schwankte ihre Stimme ein wenig, was bei dem überraschenden Inhalte des Briefes am Ende nur natürlich war.

"Hat Dir Arnold, als er uns zu Weihnachten besuchte, von seiner Absicht gesprochen?"

"Er sprach mir, wie er dies schon öfter gethan, von seinen Aussichten für die Zukunft und erging sich dabei in allerlei seltsamen Anspielungen auf seine eigenen Pläne. Ich hielt mich jedoch verpflichtet, darauf ebenso wenig wie auf bereits früher von ihm gemachte Andeutungen ähnlicher Art einzugehen und vermied es sorgfältig, ihm Gelegenheit zu geben, auf den Gegenstand zurückzukommen."

Der Rector sah seine Tochter verwundert an.

"Sei aufrichtig, Ottilie!" sagte er, "Du bist mit Arnold aufgewachsen, und Ihr wart stets die besten Freunde. Arnold ist ein sehr liebenswürdiger junger Mann. Wenn er auf Dein junges Herz Eindruck gemacht hat, so kann der Vorwurf nicht Dich, sondern nur uns treffen, weil wir unbedacht genug waren, unser einziges Kind einer solchen Gefahr auszusetzen. Also, verheimliche mir nichts, Ottilie! Sage mir frei und ehrlich, wie es um dein Herz steht!"

Um Ottilies Lippen ludte ein trübes Lächeln.

"Du hast mich frühzeitig gelehrt, zwischen Ideal und Wirklichkeit zu unterscheiden und mir den Sinn für thatsächliche Verhältnisse zu bewahren, Papa," sagte sie ruhig. — "Gewiß, ich bin Arnold von Herzen gut! Wäre er mein Bruder, ich könnte ihn nicht lieber haben! Aber daran habe ich doch niemals vergessen, daß er mir und ich ihm nicht mehr sein kann! Wenn seine Mutter schreibt, er müsse bei den beschränkten Vermögensverhältnissen der Familie selbst seinen Weg machen, so ist das die Wahrheit. Arnold hat mir es oft gesagt. Das sind thatsächliche Verhältnisse, wie Du zu sagen pflegst, Papa! Sie sprechen eine so deutliche Sprache, daß sie nicht mißverstanden werden können."

"Deine Antwort überhebt mich einer großen Sorge," erwiderte der Rector, erleichtert aufathmend. — "Sie beweist mir, daß Du in Arnold nicht verliebt bist, und das ist es, worauf es hier vor Allem ankommt! Aber!" — setzte er kopfschüttelnd hinzu — "seltsam bleibt es doch, ein junges Mädchen in Deinem Alter so klug urtheilen zu hören! Wie es scheint, versteht die heutige

Jugend weit besser, als wir Alten es seiner Zeit verstanden, das Herz mit kalten Vernunftgründen hübsch im Zaume zu halten. Als ich mich in Deine Mutter verliebte, war ich Student im vierten Semester, und als ich sie heirathete, bezog ich meinen ersten Gehalt von sechshundert Gulden jährlich. Das war unser Um und Auf. Nun, ich habe es niemals bereut, so leichtsinnig gehandelt zu haben!"

"Du übersiehst, Papa, daß Euch keine Standesunterschiede trennten, wie dies bei uns der Fall sein würde, wenn ich thöricht genug wäre, in Arnold mehr als einen lieben Jugendfreund sehen zu wollen. Ich weiß, daß er der Abgott seiner Mutter ist, daß seine Familie alle ihre Hoffnungen auf ihn setzt. Sein Oheim, Graf Wimberg, ist unser Gesandter in Wien. Arnold sagte mir, er habe gegründete Aussicht, der Gesandtschaft als Attaché zugetheilt zu werden. Es steht außer Zweifel, daß er durch eine Verbindung gegen den Willen seiner vornehmen Familie nicht nur alle seine Aussichten für die Zukunft verlieren, sondern zugleich namenloses Leid über seine Mutter bringen würde. Ich bin überzeugt, Arnolds lebhafteste Einbildungskraft täuscht ihn über das eigentliche Wesen seiner Gefühle. Er sah, daß ich jede mehr als brüderliche Annäherung schweigend aber bestimmt zurückwies. Das reizte ihn! Ueberlegt er sich jedoch ruhig, wie die Dinge wirklich stehen, dann wird es ihm sicherlich nicht allzu schwer fallen, sich aus seinem Jugendtraume aufzurütteln und so zu handeln, wie er als Mann zu handeln verpflichtet ist."

Der Rector hatte seiner Tochter mit steigendem Erstaunen zugehört. Nun zog er sie sanft zu sich nieder, schloß sie in die Arme und drückte einen zärtlichen Kuß auf ihre reine Stirne.

"Und die Mama? Was sagen wir ihr, wenn sie kommt?" fuhr er fort.

"Ich denke, nichts, Papa!"

"Du hast Recht! Sie würde sich nur unnöthig aufregen! Ohne Zweifel haben wir morgen, längstens übermorgen Arnolds Besuch zu gewärtigen. Willst Du, daß ich mit ihm spreche?" —

"Nein, Papa! Ueberlasse das mir! Ich denke, es ist am besten, wenn er aus meinem Munde erfährt, was er erfahren muß."

"Da hast Du wieder Recht, Ottilie! Ich werde der Baronin sofort schreiben, daß ich mit Dir gesprochen habe, und daß ihre Besorgnisse unbegründet sind. Gehe nun wieder an Deine Gärtnerin, mein Kind! Vorher aber gieb mir noch einen Kuß! Ich sage nochmals: Gott segne Dich, meine kluge, meine wackere Ottilie! —

Und mit einem Gefühle hohen und berechtigten Vaterstolzes schloß der Rector das junge Mädchen auf's Neue in die Arme. —

2.

An dem Südennde der Stadt gelegen, stieß das Gymnasialgebäude mit seinem grünligen Garten an die öffentlichen Anlagen, welche an der Stelle der früheren Festungswerke die ehemalige Bischofsstadt in weitem Bogen umspannen. Jenseit der "Promenade" war im Laufe der Zeit eine ganze Villenstadt entstanden. An diese schloß sich das "Bürgerwäldchen", ein ziemlich ausgedehntes, von der rauschenden Rißig durchzogenes Gehölz. Die früheren geistlichen Herrscher des Landes hatten den kleinen Fluß dazu benützt, um mit seinem kristallhellen Wasser eine Art von Miniatur-Verailles herzustellen. Da gab es Grotten mit Schurpfeierlein aller Art, Springbrunnen, Tempel, Einsiedeleien, wasserspeiende Delphine, Statuen, ein Rixenbad und als Prachtstück des Ganzen, ein hohes, dem Prospect abschließendes "Gloriett", dessen Säulenhalle eine prächtige Aussicht über Stadt und Umgebung bis zu den fernem blauen Höhenzügen im Norden und Nordwesten bot. An Sonntagen und Feiertagen war "Mon refuge" — das fürstliche Duobez-Verailles mußte selbstverständlich auch einen französischen Namen tragen — viel besucht. An Wochentagen dagegen blieben die sorgfältig gepflegten Waldwege ziemlich öde, namentlich im Frühling, ehe der Touristenschwarm sich einstellte, der während des Sommers nicht versäumte, den Wasserfällen seinen Besuch abzustatten.

Hedwig, die Tochter des pensionirten Hauptmanns von Weifenstein, des Schloßverwalters von Monrefuge, war eine Schulfreundin Ottilies, und seit einiger Zeit etwas leidend. Fräulein Delius hatte den schönen Frühlingstag dazu benützt, nach Tische hinauszugehen, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Gegen sechs Uhr Abends machte sie sich, von dem Diener des Hauptmanns begleitet, auf den Rückweg.

Der alte Heinrich hielt sich für verpflichtet, die seinem Schutze anvertraute junge Dame unterwegs nach Möglichkeit zu unterhalten. Mit breiter Geschwätigkeit erzählte er ihr von allerlei gleichgiltigen Dingen. Ottilie, mit ihren Gedanken beschäftigt, hörte nur mit halbem Ohre zu und beschränkte sich darauf, ab und zu eine kurze Antwort zu geben. Nach und nach wurde ihr jedoch das Gepolter des Alten lästig. Als sie in die



Nähe des „Tempels der Ruhe“ kamen, von welchem nur noch etwa zehn Minuten bis zum Saume des Bürgerwäldchens sein mochten, blieb sie stehen und sagte:

„Es ist unmöglich, Heinrich, daß Sie noch weiter mitgehen! Der Weg ist jetzt nicht mehr einsam. Sie sehen, es kommen und gehen hier fortwährend Leute. Also kehren Sie um und grüßen Sie Hedwig und den Herrn Hauptmann herzlich von mir!“

Der Alte wollte Einwendungen machen, aber Ottilie schnitt sie kurz ab und setzte ihren Weg allein fort.

Wie herrlich ging es sich hier in dem frühlingsgrünen, vom goldigsten Sonnenscheine durchleuchteten Walde! Vogelgezwitscher in den jungbelaubten Zweigen, tiefer im Gehölze das Brausen des durch die Regengüsse der vergangenen Woche mächtig geschwellten Flusses, droben der tiefblaue Himmel, und aus dem Waldesgrunde der kräftige, stärkende Erdgeruch! Ottilie setzte sich auf eine der Bänke und athmete mit Behagen in tiefen Zügen die milde Luft.

„Guten Abend, Fräulein Delius!“ — ließ sich plötzlich eine bekannte Stimme vernehmen. Ottilie blickte auf und bemerkte Dr. Seuter, den jungen Berufsgeoffenen ihres Vaters, wie er, den Hut in der Hand, vor ihr stand.

„Guten Abend, Herr Doctor!“ sagte sie, den Gruß freundlich erwidern. — „Hat Sie das schöne Frühlingswetter auch ein wenig in's Freie gelockt?“

„Ich habe um sieben Uhr eine Stunde bei Heimisch, und da mir noch etwas Zeit blieb, machte ich einen kleinen Abstecher nach dem Bürgerwäldchen.“ — antwortete der junge Gelehrte. — „Sie kommen ohne Zweifel von Monreuge? Wie befindet sich Fräulein von Weissenstein?“

„Ich habe sie um vieles besser gefunden als das letzte Mal.“ — sagte Ottilie sich erhebend. — „Wenn Sie zu Heimisch gehen, so haben wir ja bis zum Gloriett den gleichen Weg, Herr Doctor. Ich denke, es ist Zeit, daß ich jetzt nach Hause zurückkehre.“

„Es wird mir ein Vergnügen sein, Sie bis zu unserer Wegscheide zu begleiten, Fräulein Delius“ — erwiderte Dr. Seuter verbindlich, indem er, sich verbeugend, an ihre linke Seite trat.

Der Gymnasiallehrer war nicht nur Philologe, sondern zugleich auch ein eifriger Botaniker. Durch eine Frage Ottilies auf sein Lieblingssthema gebracht, erzählte er ihr von seinen botanischen Studien, bis sie zu der Stelle gelangten, wo die Wege sich schieden, und schlug dann, achtungsvoll grüßend, die Richtung nach der Villa Heimisch ein.

Während des wissenschaftlichen Gesprächs war Ottilie mit dem Doctor etwa die Hälfte des breiten, nach dem Gloriett sanft ansteigenden, mit Blumenbeeten und verschiedenen, bereits halbverwitterten mythologischen Bildsäulen und Gruppenbildern geschmückten Weges hinaufgegangen. Von hier mußte sie quer über die zweite Terrasse mit dem großen Springbrunnen schreiten. Die sich zum Untergange neigende Sonne stand jetzt gerade hinter dem Gebäude und warf die riesigen Schatten der Säulenhalle und des Ueberbaues weit hinaus über den Garten. Die hell beleuchtete Stelle zwischen zwei Säulenschatten durchschreitend, bemerkte Ottilie zu ihrer Ueberraschung den gleichfalls in's Niesige verlängerten Schatten eines sich an diese Säule lehrenden Mannes. Sie sah auf und erblickte die vom blendenden Sonnenlichte umflossene Gestalt Arnold's von Hildenberg. Auf seinen Stock gestützt stand er da, die Augen fest auf sie gerichtet. Ohne Zweifel hatte er sie kommen sehen und hier auf sie gewartet.

„Arnold“ — rief sie, stehen bleibend, — „Du hier?“

„Guten Abend, Ottilie!“ — ertönte es von oben zurück. — „Man sagte mir bei Euch zu Hause, Du seiest nach Monreuge gegangen. Ich wollte Dir entgegengehen, und da ich wußte, daß Du hier vorbeikommen müßtest, beichloß ich Dich an dieser Stelle zu erwarten. Wie es scheint, habe ich Dein interessantes Zwiegespräch mit Dr. Seuter unterbrochen. Als er mich bemerkte, schlug sich Dein galanter Begleiter gleich Seume's biederem Indianer seitwärts in die Büsche.“

Ottilie's Augenbrauen zogen sich zusammen. „Du würdest mich zu Danke verpflichten, Arnold“ — sagte sie — „wenn Du Deine Bemerkungen etwas vorsichtiger abwägen wolltest. Ich habe vorhin Dr. Seuter zufällig drunten beim Tempel der Ruhe getroffen, und er war so freundlich, mich hierher zu begleiten.“

Mit einigen Sprüngen setzte Arnold über die Treppenschucht hinweg und stand im nächsten Augenblicke an Ottilie's Seite.

„Beim Tempel der Ruhe!“ — wiederholte er spöttisch und zugleich mit vor Erregung bebender Stimme — „der Ort ist vortrefflich gewählt zu einer zufälligen Begegnung!“

„Sage mir, Arnold, bist Du hierher gekommen, um mich muthwillig zu beleidigen?“ — entgegnete Ottilie ernst. „Wenn dies der Fall sein sollte, dann bist Du auf dem besten Wege, Deinen Zweck zu erreichen.“

„Ich bin gekommen, um mir von Dir eine Entscheidung in der wichtigsten Frage meines Lebens, eine Entscheidung über Leben und Tod zu holen“ — fuhr der junge Mann, stürmisch ihre Hand ergreifend, fort. „Höre mich, Ottilie! Obwohl Du mir niemals gestattet hast, mich frei gegen Dich auszusprechen, weißt Du doch, daß ich Dich liebe, Dich namenlos liebe! Schon da ich als fünfzehnjähriger Junge zu Euch kam und Du mir als elfjähriges Kind zum ersten Male die Hand reichtest, liebte ich Dich. Du weißt, daß oft ein Wort von Dir genügte, mich von einem tollen Streiche zurückzuhalten, daß ich nur deshalb so fleißig lernte, um Deinen Beifall zu gewinnen. Wenn ich mir in dem wilden Studententreiben stets gegenwärtig hielt, was ich zu thun hatte, so geschah es in dem Gedanken an Dich! Mit Sehnsucht zählte ich jedesmal die Tage und Stunden, bis ich Dich wieder sehen konnte! Hundertmal schwebte mir das Geständniß meiner Liebe auf den Lippen, aber stets hielt mich ein unbestimmtes Gefühl, eine gewisse Scheu, fast möchte ich sie Ehrfurcht nennen, zurück, das Wort auszusprechen. Es mag vielleicht kindisch blöde gewesen sein, aber ich sagte mir: wie darfst Du es wagen, mit einem offenen Mannesworte vor Ottilie zu treten, so lange Du nichts bist als ein simpler Student? Endlich war das ersehnte Ziel erreicht! Ich eile hierher, um mich und meine ganze Zukunft Dir zu Füßen zu legen und finde Dich auf dem Wege von Monreuge in traurem Zwiegespräch mit Herrn Seuter!“

Ottilie entzog ihm die Hand nicht. Ihr Blick ruhte mit sinnendem Ernste auf der hohen, edlen Gestalt des jungen Mannes, der die großen dunklen Augen vorwurfsvoll und stehend zugleich auf sie richtete.

„Setz Dich her zu mir, Arnold.“ sagte sie, auf die nahe Bank deutend, „und laß uns ruhig sprechen. Auf Deine letzte Bemerkung antworte ich Dir nicht, denn Du weißt selbst, daß Du mir mit diesem beleidigenden Verdachte schweres Unrecht thust. Du hast Recht, wenn Du meinst, ich hätte Dein unausgesprochenes Geständniß längst errathen. Gerade dies war die Ursache, weshalb ich einer Erklärung bisher ausgewichen bin.“

„Und warum bist Du ihr ausgewichen? Weil Du einen Andern liebst!“ rief Arnold mit bebenden Lippen.

„Nein, Arnold, nicht weil ich einen Andern liebe, sondern weil ich nicht im Stande bin, Deine Gefühle zu erwidern.“

„Du kannst meine Gefühle nicht erwidern? Und das sagst Du mir so ruhig, als sei das die einfachste und natürlichste Sache der Welt?“

„Es wird mir schwer, Dir dies zu sagen, glaube mir's, Arnold“ — sagte sie, die Hand wie begütigend auf seinen Arm legend. — „Ich weiß, daß ich Dich damit betrübe, und das thut mir weh, denn ich bin Dir von Herzen gut. Aber es muß klar sein zwischen uns! Das bin ich Dir und mir schuldig!“

„Der Freiherr Arnold von Hildenberg ist Dir also wohl zu gering oder zu schlecht als Dein künftiger Gatte?“ — brauste Arnold beleidigt auf; — „sage es nur gerade heraus! Nach dem, was ich vernommen, kann ich auch das noch geduldig hinnehmen!“

„Du thust mir weh, namenlos weh, Arnold!“ erwiderte Ottilie mit vorwurfsvollem Blicke. „Ein so häßliches Wort habe ich wohl nicht von Dir verdient!“

„Aber wenn Dein Herz keinem Andern gehört, weshalb willst Du meine treue Liebe zurückweisen, Ottilie?“ — fuhr der junge Mann bittend fort, indem er ihre Hand ergriff und sie so fest umklammerte, als wollte er sie niemals wieder loslassen. — „Seit Jahren habe ich auf den Augenblick gehofft und mich darnach gesehnt, wo ich Dir das Geständniß meiner Liebe würde machen dürfen! Ich weiß wohl, daß ich von Seiten meiner adelstolzen, in veralteten Vorurtheilen befangenen Familie auf gewaltige Schwierigkeiten stoßen werde; aber ich bin Manns genug, sie zu besiegen! Das Loos, welches ich Dir bieten kann, ist kein glänzendes, denn ich muß mir meine Zukunft, unsere Zukunft, Ottilie, aus eigener Kraft schaffen. Niemals habe ich mir Illusionen darüber gemacht, daß ich in diesem Falle ganz und gar auf mich selbst angewiesen sein würde. Doch ich besitze Muth und Ausdauer, das weißt Du! Gleich dem Sohne eines gewöhnlichen Bürgers werde ich meine Beamtenlaufbahn von ganz unten anfangen müssen. In einigen Jahren bin ich so weit, daß ich uns, allen Hindernissen zum Troste, einen eigenen Herd, gründen kann. Wir sind beide jung und können warten! Auch werden sich meine Eltern schließlich mit meinem Schritte veröhnen, wenn sie erkennen, daß nichts in der Welt im Stande ist, mich von meinem Vorhaben abzubringen. Du siehst, Ottilie, ich handle nicht wie ein unbesonnener Knabe, sondern mit Ueberlegung, wie ein Mann. Deine Eltern lieben mich wie einen Sohn; weshalb sollten sie sich unserm Glücke widersetzen? Und nun, nachdem ich das Alles seit Jahren überlegt und wohl erwogen habe, jetzt, wo ich endlich Dir mein ganzes Herz erschließen darf, jetzt kommst Du und sagst mir, Du könntest meine Gefühle nicht theilen und stürzest mich

damit aus einem Himmel voll seliger Hoffnungen in einen Abgrund von Schmerz und Enttäuschung!“

Ottilie hatte ihm schweigend und mit gesenkten Blicken zugehört. Ab und zu zuckte es schmerzlich um ihre Lippen. Arnold fühlte, wie ihre Hand in der seinigen bebte.

„Arnold, wozu maßt Du eine Zukunft aus, die niemals die unsrige sein kann?“ sagte sie traurig. —

„Als Du zu uns kamst, waren wir Beide Kinder! Wir sind zusammen aufgewachsen, ich habe in Dir stets meinen Bruder gesehen, und meine Gefühle für Dich sind die einer treu liebenden Schwester, die bereit ist, Deinem Glücke ihr Leben zu opfern! Aber Deine Gattin, Arnold, kann ich nicht werden! Darum fordere von mir nicht mehr, als ich Dir zu bieten im Stande bin!“

„Eine Schwester! Schwester Ottilie!“ rief der junge Mann, wie entsetzt zurückfahrend und ihre Hand loslassend. — „das ist Alles, was Du mir bieten kannst?“

„Schädest Du die Liebe einer Schwester so gering, Undankbarer? Möge es Dir erspart bleiben, sie einst ihrem ganzen Werthe nach kennen zu lernen!“

„Und ist das wirklich und wahrhaftig Dein letztes Wort, Ottilie?“

„Mein letztes Wort.“

„So fahre hin, Du holdester, süßester Traum meines Lebens!“ rief Arnold aufspringend und beide Hände krampfhaft gegen die Brust drückend, als wollte er den in ihm tobenden Sturm gewaltsam zurückdrängen. „Mein Glück hast Du zertrümmert auf ewig, Schwester Ottilie! Von diesem Augenblicke an gehöre ich wieder jener Welt, aus welcher ich mich zu Dir flüchten wollte! Möge Dir ein größeres und besseres Glück beschieden sein, als ich es Dir zu bieten bereit war, ein Glück, vielleicht an der Seite eines Herrn Dr. Seuter!“ setzte er mit schneidendem Hohne hinzu.

„Weder an seiner, noch an eines Anderen Seite, dessen magst Du gewiß sein!“ erwiderte sie mit thränen-schwerer Stimme.

„Ist es denn möglich, wirklich möglich?“ sagte der junge Mann, vor ihr stehen bleibend und sie betrachtend, wie ein Räthselwesen, an dessen Ergründung sein Scharfsinn zu Schanden ward. „Du stößest mich von Dir, Ottilie? Für die heiße, unendliche, mein ganzes Wesen durchglühende Liebe bietest Du mir die kühle, wohl temperirte Freundschaft einer Schwester? Das begreife, wer es kann! Doch halt! Mir geht plötzlich ein Licht auf, das mir wie Gift in die Augen beißt. Auf Dich ist eingewirkt worden! Meine Mutter hat an Dich geschrieben.“

„Deine Mutter hat nicht an mich geschrieben, Arnold!“

„Bei Deiner Ehre?“

„Bei meiner Ehre!“

Eine lange, schwüle Pause folgte.

Arnold sah sie an, als wollte sein Blick in den innersten Falten ihres Herzens lesen. Dann sagte er mit dem Tone feierlichen Ernstes: „Nun wohl, ein letztes Wort, Ottilie! Wir stehen Beide an einem verhängnißvollen Wendepunkte unseres Lebens. Der nächste Augenblick entscheidet über die ganze Zukunft zweier Menschen! Bleibst Du bei Deinem Entschlusse?“

„Er ist unabänderlich!“

„Dann lebe wohl, Schwester Ottilie! Lebe wohl, — auf ewig!“

Mit einer Geberde wildesten Schmerzes drückte der junge Mann den Hut in die Stirn, warf einen letzten, unbeschreiblichen Blick auf die Zurückbleibende, wandte sich um und stürzte davon. Ottilie sah ihm nach, bis die jugendliche Hünnengestalt hinter der hohen Tarnhecke verschwand. Dann richtete sie den thränenumflorten Blick nach dem wolkenlosen Abendhimmel, seufzte tief auf und faltete die Hände wie zu stummem Gebete.

(Fortsetzung in nächster Nummer.)

Kochdruck verboten.

## Kranksein.

Von F. G. Heims.

Es giebt lebenswürdige und unliebenswürdige Menschen; beides Männer und Frauen. Den Say wird Niemand anfechten. Aber es ist um die Lebenswürdigkeit vieler ein eigen Ding. „Er kann sehr lebenswürdig sein!“ hört man wohl über Einen urtheilen. Das heißt also: „Er kann auch sehr unliebenswürdig sein.“ Seine Lebenswürdigkeit ist demnach nichts, was eigentlich zu ihm gehört, mit ihm unauflöslich verbunden ist; er kann sie nach seinem Belieben an- und ausziehen, wie einen Rock, den man je nach Lage der Sache wechselt. Wenn ich dieses: „Er kann —“ höre, dann ist mir der, von dem es gilt, von vornherein eine zweifelhafte Persönlichkeit; ein Mensch, vor dem man beständig auf seiner Hut sein muß, daß er nicht plötzlich bei irgend einem unbedeutenden Anlaß das Staatsgewand abwerfe und in ganz unstandesgemäßer Kleidung seines inneren Menschen vor einem dasche.

Wie ganz anders klingt da das Lob über einen Mann oder eine Frau: „Er (oder sie) bleibt sich immer gleich!“ Das heißt: Er (oder sie) hat einen unbedingt zuverlässigen Charak-





Müßgang in der Bretagne. Von W. Fugère-Bessière. — Bild 66b. 71.



ter, der sich weder durch Laune von innen heraus, noch durch Klatsch und Zufälligkeiten von außen her beeinflussen läßt; das heißt ferner: Er (oder sie) ist ein vornehmer Charakter. Wie das Ideal eines sogenannten „aristokratischen Gesichtes“ in der gleichmäßigen, edlen Ruhe der Züge gefunden zu werden pflegt, so wird das Ideal eines vornehmen Herzens auch in der gleichmäßigen, edlen Ruhe der Empfindungen zu suchen sein, in allen Lebenslagen, in guten und bösen Tagen.

„Das ist ja aber ganz unmöglich!“ wirft man mir ein. „Man kann doch schließlich nicht immer gleich gut gelaunt oder aufgeleitet sein; man ist ja doch abhängig von seiner Umgebung, von seinen Verhältnissen, von Sorge und Freude, von Gesundheit und Krankheit, die Alle mehr oder minder über uns Herrschaft ausüben.“

„Halt!“ muß ich da bitten. „Sie sagen ‚abhängig‘ und ‚Herrschaft ausüben‘. Hier kommen wir auf den Kern der Sache. Damit bekennen Sie also, daß Sie nicht frei sind, daß Sie, — ich bleibe fortan beim Femininum, — nicht diejenige sind, die über den Verhältnissen steht, nicht die, welche durch die Kraft ihres Herzens ihrerseits die Herrschaft über alles Das ausübt, was um Sie her ist; daß Sie also nicht so unumschränkt in großartiger Unabhängigkeit über den Menschenleben stehen, wie Feuer, der das majestätisch große Wort aussprechen konnte: ‚Ich habe gelernt, bei welchem ich bin, mir genügen zu lassen. Ich kann niedrig sein und kann hoch sein; fett sein und hungern, übrig haben und Mangel leiden, — ich vermag Alles‘.“

Nun ab vor der Frau, die dazu mit dem Haupte nicht und im Stillen sagt: „Ich auch!“ Aber wo Einer auch nur das Gefühl hat: „Es geht doch noch viel dazu, daß Du so als Freiherrin über den kleinen und großen Ausgestaltungen des Lebens stehst,“ da erkennt man vielleicht doch, daß man nicht nötig gehabt hätte, immer diesen so weichlich und schwächlich nachzugeben. Und in solcher Erkenntnis nimmt man sich zusammen; man wehrt sich dagegen, sich durch alle möglichen und augenblicklichen kleineren oder größeren Bosheiten des Alltagslebens sofort verstimmen zu lassen, man arbeitet an sich, Allen zu aller Zeit ein freundlich heiteres Gesicht als Spiegel einer freundlichen, heiteren, starken Seele zu zeigen; und — es geht! Man sieht mit einem Male, daß man wirklich mit dem Leben viel leichter fertig werden kann und auch fertig wird mit besserem Willen, als man dachte; — bis plötzlich einmal die Probe auf das Exempel gemacht werden soll! Bis man, — nehmen wir nur Eines heraus, — etwa: krank wird! Das ist eine von den Lebensklippen, an welchen die Meisten, auch die Menschen von stärkerem Willen, gewöhnlich cleud scheitern mit all ihren schönen Vorsätzen und Grundätzen.

Und doch, wo gerade wären sie mehr am Ort!

Da ist über ein Haus das Kreuz hereingebrochen. Der Hausherr hat sich zu Bett gelegt, und der Wagen des Arztes hält mit großer, trüblicher Regelmäßigkeit vor der Thüre. „Ich kann Ihnen noch gar nichts Bestimmtes sagen,“ lautet des Doctors Ausspruch. „Geben Sie ihm möglichst regelmäßig...“ nun, und so weiter! — Die Frau drückt ergehen und in einer gewissen stillen Freundigkeit die Hand auf's Herz und sagt sich leise: „An mir soll's nicht fehlen!“ Mit einer Art Freude, daß sie zeigen kann, was an Liebe und Kraft und Treue in ihr ist, geht sie an die Arbeit, unermüdet, starken, reinen Herzens, — um tod-müde und abgebeht, an Leib und Seele erschöpft und halb gebrochen, am Ende dazustehen mit dem nicht zu unterdrückenden Bekenntnis, — d. h. vor sich selbst: „Er ist ein unausstehlicher Kranker.“ Sie hat ihn kennen gelernt in diesen Tagen und Wochen; sie weiß jetzt, daß er ein selbst-süchtiger, im Grunde rücksichtsloser, kleinlicher und vielleicht gewöhnlicher Mensch ist. Der Trieb, zu gefallen, geht jedem Kranken mehr und mehr verloren, je kränker er ist; der natürliche Mensch kommt zum Vorschein; und da ist es denn keine Freude, wenn unter der weichen Polster ganz gemeines, warmstichiges Holz da zum Vorschein kommt, wo man dergleichen nicht glauben finden zu können. Es ist eine Qual für die Umgebung, wenn der Kranke Alles, was Selbstbeherrschung, Geduld, Freundlichkeit, was äußerer Anstand heißt, meint, ganz ohne Weiteres über Bord werfen zu können; mit einem Worte, wenn die Kranken sich selbst aus der Selbstzucht entlassen; wenn der Mann vergißt, daß er auch in bösen Tagen zeigen soll, daß er der ist, in dem Kraft wohnt, freudig oder doch still ergeben die Schultern unter sein Kreuz zu stemmen. „Krankheit ist kein Grund zur Ungezogenheit!“ ist eine goldene Regel, die Manchem mit großen Buchstaben an die Wand gemalt werden könnte; kein Grund zur Ungezogenheit, weder bei Großen, noch bei Kleinen!

Da kommt uns in einem befreundeten Hause eine rechte Ränge entgegen, die seit Monaten die ganze Familie tyrannisiert durch Eigenwillen und sonstige Unzulänglichkeiten. „Ja,“ flagt die Mutter, „das hat er sich in den Kasern so angewöhnt, und nun wissen wir gar nicht, wie wir's wieder hinausbringen sollen!“ Und wir möchten ihr antworten: „Gnädige, das ist Ihre eigene Schuld! Warum haben Sie aufgehört, Ihr Kind zu erziehen, während es krank war? Warum haben Sie es für nötig gehalten, all seinen Launen nachzugeben, all seinen sich kreuzenden Wünschen Folge zu leisten, all seine eigenartigen Einfälle zu ertragen, seine ausgesprochenen Ungezogenheiten zu dulden? Es ist durchaus nicht nötig, daß Sie das kranke Kind aufregen durch lange, heftige Scheltreden, oder gar zu Züchtigungen schreiten; aber lassen Sie das Kind nur in aller Ruhe ausdauernd merken, daß nach wie vor Ihr Wille gilt und Ihr Fürguthalten, nicht keines; daß auch jetzt noch Ihre Liebe eine Kraft und keine Schwäche Ihres Herzens ist, und die Arbeit der Erziehung wird keine Unterbrechung, sondern eine Förderung haben durch das Krankenlager. Sagen Sie aber in Gegenwart des kleinen Patienten bedauernd zum Hausarzt: Die Medicin wollte er durchaus nicht nehmen; ich konnte wirklich nichts mit ihm anstellen! oder entschuldigen Sie den Teller mit Kuchen am Bette des Fiebernden: „Er ist ihm so fürchtbar gern, und er wollte ihn durchaus haben —“, ja, dann wundern Sie sich nicht, daß, wer Wind säet, auch hier Sturm erntet!“

Krankheit ist eine Kunst, die nicht Jedermann versteht! Aber ein echter Künstler gewinnt überall die Herzen; und wer's versteht, recht, d. h. in rechter Weise krank zu sein, der wird gerade in seinem Leiden ein Segen für die Seinen, indem er ihnen die Tage des Schmerzes verküsst und durchleuchtet. „Ein geduldiger Kranker!“ Was liegt für ein stiller Glanz über solchem Siechenlager! Wir meinen natürlich nicht einen Kranken, der stumpf und schlaf Alles mit sich aufstellen läßt, nein, einen, der selbst miträgt, was zu tragen ist und es zeigt, daß Fleisch und Blut krank sein können zum Sterben, aber dabei die Seele

gesund und lebenskräftig. Noch schöner klingt ein anderes Lob: „Ein zufriedener Kranker!“ Das heißt einer, der sich mitten im Leid und Streit ein Plätzchen aufbehalten, wo er Frieden hat, und der darum auch Frieden hält mit seinem Gott über ihm und mit den Menschen um ihn her, und der nicht gleich loswettert oder losweint, wenn's mal nicht nach seinem Kopfe geht, oder wenn sich, — wir sind ja Alle Menschen, — die Höligen einmal versehen haben.

Es giebt einen köstlichen Lohn nach einer am Krankenbette durchwachten Nacht: einen freundlichen Blick, einen matten Händedruck, ein geklüftes Wort des Dankes! Es giebt ein köstlich Erinnern in stiller Stunde am gesunden Tage, eine Zwiesprach, die geht bis auf des Herzens Grund im süßen Behagen: „Ich habe Dich nie so lieb gehabt, als damals, da Du krank warst!“ Das klingt anders und bringt andere Frucht, als der Seufzer: „Unausstehlicher Kranker!“

Nachdruck verboten.

Wie alt ist sie denn?

Von B. von Suttner.

Sie muß schon ... wenigstens ... warten Sie nur, — das kann ich Ihnen genau sagen ... wenigstens, — lassen Sie mich nur ein wenig nachrechnen ...

Und jetzt werden, — vorausgesetzt, daß die Betreffende nicht im Gotha'schen Kalender steht, — ferne Erinnerungen heraufbeschworen, Jahreszahlen an einander gereiht und, mittels Wahrscheinlichkeitsrechnungen, Schlüsse auf die Altershöhe der Delinquentin gezogen. Ist sie Familienmutter, so dient als Anhaltspunkt die Größe der



Miss Cornelia Sorabji. — Siehe Seite 71.

Kinder; ist sie Fräulein, — die Anzahl der Faschingsfaisons, in welchen sie auf Bällen gesehen wurde; ist sie Künstlerin, — der Zeitpunkt ihres ersten Debuts. Darauf hin wird das Verdicht verländert, und Richter, Geschworene und Galerie erfreuen sich an dem Bewußtsein, die verborgene Schuld entdeckt zu haben.

Denn alt zu sein, ist ja ein Verbrechen für die Frau, das beweist der ehrenrührige Schimpf, der dem Ausdruck „altes Weib“ zu Grunde liegt. Vom alten Weib zur Dexe ist nur ein Schritt, und das Verbrennen sämtlicher Frauenzimmer, welche den Besitz der Jugend nicht nachweisen können, wäre eine vortreffliche und mit der allgemeinen Auffassung weiblicher Existenzberechtigung ganz übereinstimmende Institution. Jung und schön sein, — das ist ja das höchste Verdienst derjenigen Menschenhälfte, welche das schöne Geschlecht genannt wird. Sobald von einem unbekanntem weiblichen Wesen die Rede ist, lauten die ersten Fragen: Wie alt ist sie? Ist sie hübsch? Handelt es sich um eine zu Heirathszwecken angeführte Persönlichkeit, so folgt wohl noch die dritte Frage: Ist sie reich?

Der Werth, den man einer gewissen Eigenschaft eines gewissen Gegenstandes zumißt, richtet sich nach der Leistung, welche von diesem Gegenstand beansprucht wird. Bei einem Instrumente z. B. wird der höchste Werth auf guten Ton gelegt; bei einem Staatsmann auf Weisheit; bei einem Lehnhalt auf behagliche Polsterung, — Alles in Hinblick auf die Zwecke, zu welchen die betreffenden Dinge vorzüglich dienen sollen. Da nun bei Frauen als wichtigste Eigenschaft Jugend und Schönheit gilt, so folgt hieraus ganz klar, daß der eigentliche Zweck dieser himmlischen Rosenkinderinnen des irdischen Männerlebens der ist, den jungen und alten, den hübschen und häßlichen Herren möglichst angenehm in die Augen zu stehen. Je mehr in gewissen Kreisen die Annahme herrscht, daß die Frau nur zu Aus und Fronnen des Mannes geschaffen sei, desto größerer Werth wird dabeilbst auf die Blüte ihrer Schönheit gelegt und desto länger der Zeitraum ihr zugemessen, in welchem sie ‚jung‘ heißen darf.

Als Maßstab für die Genüthung, für die erreichte Culturhöhe eines Volkes oder einer Klasse gilt das Ansehen und die Freiheit, welche die Frau bei dem betreffenden Volke oder in der betreffenden Klasse genießt. Das ist eine alte Geschichte. Bei den Orientalen ist das Weib eine Skavin, bei den Wilden ein Lastthier. Um nun für den Grad jenes Ansehens

einen richtigen Maßstab zu gewinnen, kann man die uns beschäftigende Frage des Alters benutzen. Je weiter die sogenannte „Gleichberechtigung“ der Geschlechter vorgeschritten ist, je höher sich die Frau über den Beruf eines Reiz-Instrumentes erhoben hat, desto weniger wird ihr das Alter zum Vorwurf gemacht, und desto länger dauert factisch ihre Jugend. Im Süden, wo die Frauen verachteter sind, als im Norden, — sagt doch der südfranzösische Bauer: „Ich habe keine Kinder, nur Töchter“, — da ist fünfundsanzig schon die äußerste weibliche Jugendgrenze. In unserer Zeit, welche in der Bewegung für Freiheit des weiblichen Geschlechtes so bedeutende Fortschritte macht, können wir leicht constatiren, wie die Jugend-Verlängerung mit dieser Bewegung gleichen Schritt hält. Ein kurzer Rückblick auf unsere eigenen Erinnerungen zeigt uns, daß noch in ziemlich naher Vergangenheit die Frauen viel früher alt genannt wurden, als heutzutage. Das Wort „schon dreißig“, welches zur Zeit unserer Eltern und Großeltern häufig angewendet wurde, ist ganz aus der Mode gekommen. Jetzt ist eine Frau, namentlich in den höhern Ständen, immer „erst dreißig“. Eben so deutlich spiegelt sich dieser Vorgang in der Literatur ab. Je älter die Romane, desto jünger ihre Heldinnen. Nur siebzehn- oder achtzehnjährige Mädchen konnten einst bejungen und gefeiert werden. Die fatale Dreißig war sozusagen als Grenzpfahl im Leben des Weibes aufgestellt, hinter dem es aufhörte, romanzähig zu sein. In Alfred de Musset's berühmtem Lustspiele „Un caprice“ heißt es in einer mütterlichen Predigt: „Siehst Du, liebe Tochter, Du zählst jetzt fünfzehn Jahre, die Männer machen Dir den Hof, und das wird so forgehen bis Dreißig...“ Das klinge in einem heutigen Theater eben so widerwärtig, als hieße es etwa: „das wird so forgehen bis Zweiundzwanzig.“ Damals jedoch erlitten der Satz ganz richtig. Es war ein kühnes Unternehmen von Balzac, die „femme de trente ans“ in die Literatur einzuführen. Seither ist längst in Büchern und im Leben das die Drei enthaltende Jahrzehnt am reichsten mit Liebeskapiteln ausgestattet. Eine Zeit lang wurde dann das „Kapitel der Vierzig“ aufgestellt: wer dieses umschiffen hatte, war eigentlich über Bord. Das hat auch aufgehört. Die modernsten Romane erzählen von den Leidenschaften, welche von Vierzigjährigen eingelöst werden. Nicht einmal die omnino'se Fünf bildet mehr einen endgiltigen Abschluß.

Wenn das so forgeht, — wird man sagen, — steht da nicht zu befürchten, daß, wie wir successive die Mütter und dann die Großmütter mit Jugendrechten bekleiden sehen, auch noch die Urgroßmütter an die Reihe kommen?

Doch nein. Das wirklich hohe Alter wird seine Würde behalten, und die Greisin, gerade so wie der Greis, wird aus dem Reiche Amors und der Grazien ausgewiesen bleiben. Bis vor kurzem ward nur den Männern das Vorrecht zuerkannt, sich die Liebe des andern Geschlechtes durch werthvollere Eigenschaften zu erringen, als durch ein hübsches und frisches Aeußere, welches bei ihnen doch auch nicht zu verachten ist. Verstand, Glanz der öffentlichen Stellung, Macht, Ruhm, Talent, — Alles das sind Attribute, welche den Mann mit größerem Nimbus umgeben, als jugendliche Schönheit, und so bleibt ihm die Gewalt, zu gefallen, zu fesseln, geliebt zu werden, mit einem Worte, „noch jung“ zu sein, bis zur Schwelle des Greisenalters erhalten. So ward für ihn das bekannte „schönste Mannesalter“ erfunden, welches dann erst anfängt, wenn es oft längst nicht mehr schön ist. Da sagen dann die Herren an der Tafel des Lebens und lassen drei bis vier Generationen des anderen Geschlechtes an ihrer Seite Platz nehmen, von welchen eine nach der anderen in das Scheiternreich der „Alten“ ihnen vorangehen mußte. Das ist anders geworden. Die Damen bleiben auch sitzen. Am Lebensbankeit nämlich, — das „Eigenbleiben“ im andern Sinne wird bald ein veralteter Ausdruck sein: denn wenn die Frauen sich ihre Stellung selber in der Welt schaffen, brauchen sie nicht erst zu warten, daß man sie von ihrem Sitze abholt. Gleichberechtigt, wie in so Vielem, sind es die Frauen also auch beinahe schon in der Altersfrage: sie haben sich auch ihre „besten Jahre“ erobert, in welchen sie, nach verlorenen Jugendfrüchten, noch durch dieselben Eigenschaften glänzen und fesseln, mit welchen die Männer sich ihr langes Interessantsein sichern: Verstand, Stellung, Talent. Besonders in Bezug auf das Talent, deren Vorkommen ja die Hauptvertreterinnen der erwähnten Bewegung sind, ich meine die Künstlerinnen, — kann man wahrnehmen, daß es für den Reiz der Jugend „Erlaubt“ bietet. Rechnen wir einmal nach, wie alt unsere am meisten gefeierten, bewunderten, angebeteten „Divas“ sind. Da ist die Patti, geboren 1843, die Lucca, geboren 1841, — die in Paris noch vielgefeyerte Krauß, geboren 1839, — Charlotte Bolter, geboren 1834 u. A. m. Wenn diese Frauen auf der Bühne stehen, umrauscht vom Jubel der Menge, undistert von den Kränzen, die ihnen zu Füßen fliegen, noch ganz erglühend von der Liebeszene, in welcher sie die Zuhörer elektrisirten, — müssen sie in solchen Augenblicken nicht ihre Pulse in einem Lebens-Vollgenusse klopfen fühlen, der dem Jugendbewußtsein gleichkommt?

Damit sei nicht behauptet, daß es ebenso angenehm sei, fünfzig Jahre alt zu sein, als fünfzehn, oder daß man mit vierzig ebenso liebreizend sei, wie mit zwanzig. Ist doch die Jugend, vorausgesetzt, daß das Leben ein Gut ist, an sich der höchste Reichtum, — der Reichtum nämlich an gutgeschriebenen Lebensjahren. Und zudem hat man die Kraft, die Frische, die Amuth, glänzende Augen, schimmernde Zähne, schlank Gestalt, brennendes Herz, enthusiastisches Gemüth, — kurz man ist ein herrliches Geschöpf, so recht geeignet, die noch in voller Helle leuchtende Lebensfackel dem nächsten Geschlecht hinanzureichen. Aber dieses „man“ bezeichnet Mensch und „Menschin“, — nicht die Frau allein.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Völe Jungen.** Von E. Wittkamp. Siehe das Bild, Seite 65. — Wenn sie nicht nur arm, sondern auch zugleich häßlich wäre, würden die bösen Jungen nichts hinter ihr her zu sagen wissen. Aber sie ist schön, die Schönheit des Dorfes, und trotzdem sie arbeiten muß über ihre Kräfte, ist sie stolz wie eine Königin. Das ist mehr, als ihr die Scherzhaft der Klatschweiber verzeihen kann. Während sie unbekümmert ihres Weges geht, das



am Wegrain gemähte Gras zum Futter für ihre Ziege auf dem stolzen Kopfe nach Hause tragend, wird ihr guter Ruf in Städte gerufen. Sie hat gelächelt, als der reiche Bauernsohn ihr neulich einen Braut über den Jaun juriet, der ihre Hütte von dem Hofe seines Vaters trennt; noch mehr, sie ist gesehen worden, wie sie die Arme auf diesen Jaun gestützt, zu ihm hinüber sprach und ihn mit ihren Augen erleuchtete, bis er ebenfalls die Ellenbogen breit auf den Jaun aufstülzte und mit ihr plauderte, so eifrig, daß ihm die Pfeife darüber ausging. Und hat er ihr nicht gar zum Gratefest ein seidnes Tuch gebracht, und stolzierte sie nicht mit einer silbernen Kette um den Hals, von der Niemand wußte, wie sie den Weg in ihre armselige Hütte gefunden? Niemand! — Alle wußten es, natürlich, und daß sie nicht redlich verdient war, darauf konnte Jeder die Hand in's Feuer legen. Ihr armen, bösen Jungen und ihr bedauernswerthen, schweißfüchtigen Augen, was werdet ihr noch Alles zu bereuen haben und mit innerer Entrüstung mit ansehen müssen! Und eines Tages werdet ihr nichts gesagt und nichts gesehen haben, und aller Reiz wird hinuntergewürgt werden und nur ein devoter Glückwunsch über eure Lippen kommen, — wenn er, der reiche Bauernsohn, mit ihr, der armen Häuslerstochter, aus der Kirche heimkehrt in sein Haus, in dem sie fernher nicht nur als schöne und stolze, sondern auch als reiche Bäuerin waltet. Und auch als brave, denn sie nahm ihn nicht um Geld und Gut, sondern weil sie ihn liebte.

**Wuhgang in der Bretagne.** Von V. Dagnan-Bouveret. Siehe das Bild, Seite 68 und 69. — Der Vater unseres Bildes, einer der Führer der jungfranzösischen Schule, wird mit Recht in seiner Heimath ungemein geschätzt. Mit der glänzendsten Technik verbindet er eine Kraft des Ausdrucks und eine Schärfe der Charakteristik, die jedes seiner Bilder zu einem Meisterwerke von allererster Bedeutung stampeln. Wie der „Wuhgang in der Bretagne“ beweist, behandelte der französische Maler mit Vorliebe ernste Stoffe. Die ganze Bevölkerung eines bretonischen Dorfes vereinigt sich in der Passionszeit zu einem gemeinschaftlichen Bekenntnis ihrer Sünden, um gemeinschaftlich die Vesperspredigt zu empfangen. Die Siedchen und Armen sammeln sich am Wege, um von den auf dem Wuhgange zur Mildthätigkeit stets am Bereitesten ihr Almosen in Empfang zu nehmen. Wie prächtig hat der Maler diese breitschultrigen bretonischen Männergestalten charakterisirt, deren kräftiger Raden sich nur widerwillig der Macht der Kirche zu beugen scheint, und wie scharf hat er seinen Frauengegestirten den wechselndsten Ausdruck von der frommen Schwärmerin und Zerknirschung der Matrone bis zu der kindlichen Harmlosigkeit der eben aus den Kinderstube getretenen Jungfrau aufgeprägt! Das vordende Bild Dagnan-Bouveret's wird dem französischen Meister auch in Deutschland Freunde und Verehrer erwerben.

## Leben der Frauenwelt.

**Berlin.** — Wie Pauline Lucca, die ihr Engagement an der königlichen Oper zu Berlin im Jahre 1872 unter Bruch des Contractes plötzlich verlassen, vom Kaiser Wilhelm Verzeihung erbeten und erhalten hat, ist jetzt nachträglich genauer bekannt geworden. Es war während des Kaisers Aufenthalt in Jßli im Jahre 1881. In der zu Ehren des Monarchen stattgefundenen Gala-Vorstellung wirkte Pauline Lucca im „Versprechen hinter'm Herd“ als Randl mit. Die Gelegenheit, einen Sturm auf des glütigen Kaisers Herz zu wagen, war zu günstig, als daß die Diva sie sich hätte entgehen lassen. Und als sie nun als Almerin Randl frisch und fröhlich, einen Tragkorb mit Gras auf dem Rücken, die Sichel in der Hand und Holzschuhe an den kleinen, tierlichen Füßen, die Bühne betrat und im echten unverfälschten Dialect zu plaudern begann, da nahm sie plötzlich aus ihrem Tragkorb Kornblumen, und indem sie einen Strauß davon band, erzählte sie, immer im Dialect, der deutsche Kaiser sei unten im Thal eingezogen, und ihm wolle sie den „Buschen von seinen Lieblingsbleicameln bringen, damit er halt mit mehr böß sei und ihr verzeihen möcht“, denn sie habe sich einst „herb“ an ihm vergangen. Aber da nach Regen wieder die Sonn' folgen müsse, so hoffe sie, daß auch der Sonnenschein der Gnade wi der für sie leuchten werde! — Sie war bei den letzten Worten wie zufällig neben ihrem Korb auf die Knie gesunken und richtete die Augen bittend nach der Voge, wo der greise Kaiser saß, der vergebens seine Nührung zu verbergen suchte. Es war nur ein Moment, nur den Eingeweihten verständlich, aber die Lucca hatte gefehlt. Nach der Vorstellung ließ sich der Kaiser den Kornblumenstrauß ausbitten und der Diva die Hoffnung aussprechen, sie „recht bald in Berlin zu sehen“. Am 22. März 1882 erschien denn auch der entflohene Liebling der Berliner, Pauline Lucca, nach zehnjähriger Abwesenheit wieder als „Carmen“ auf der Bühne des königlichen Opernhauses.

**Petersburg.** — Als vor Kurzem das Mitglied eines befreundeten Hofes in Gatschina war, kam die Rede auf die Zeit, in welcher die Familie des Zaren auf der Durchfahrt von Kopenhagen nach der Heimath in Berlin einen kurzen Aufenthalt nahm. Bei der Gelegenheit bemerkte die russische Kaiserin: „Es war dort wieder Alles recht freundlich, die Aufnahme liebenswürdig und das Gefühl der Sicherheit wohlthuend; aber eines ist mir unvergeßlich geblieben: das ist die Stunde, welche meine Kleinsten auf Wunsch des Kaisers Wilhelm bei demselben zubrachten. Den treuen Augen des alten Herrn, aus denen die wahre Freude an dem Anblick der Kinder hervorleuchtete, gelang es, die sonst etwas schüchternen Kleinen so zu gewinnen, daß sie sich nicht nur gern auf den Schoß nehmen ließen, sondern sofort Vertrauen setzten und auf das Harmloseste mit dem Kaiser plauderten, alle ihre französischen und deutschen Brocken bereitwillig zum Besten gebend. Der Kaiser corrigirte, munter scherzend, alle Sprachfehler, ermahnte sie lächelnd, im Deutschen gute Fortschritte zu machen, und wählte sie längere Zeit auf das Lebhafteste zu amüsiren.“ Die Kaiserin setzte hinzu, daß bei dem lieblichen Bilde ihr damals die Thränen in die Augen getreten seien.

**Bombay.** — Wir bringen auf Seite 70 das Bild einer interessanten jungen Dame, deren Name gegenwärtig von den englischen Zeitungen häufiger genannt wird: der Miß Cornelia Sorabji, des ersten weiblichen Wesens in Englisch-Indien, deren dunkellockiges Haupt der Doctorhut schmückt. Miß Cornelia Sorabji, eine christliche Parsin, ist die Tochter eines Predigers und Missionars in Poona, dessen Gemahlin vor zwei Jahren England bereiste, um die Frage einer besseren Erziehung des weiblichen Geschlechts in Indien anzuregen. Cornelia trat, — als erste und einzige Dame, — 1884 in das College in Poona ein, um dort ihre akademischen Studien zu beginnen. Naturgemäß war ihre Stellung unter mehr als dreihundert Männern, von denen nur zwei Engländer und wenige Parsen, dagegen alle übrigen Hindu-

aner waren, die ihren weiblichen Kollegen nicht gerade mit günstigen Augen betrachteten, eine sehr schwierige. Aber ihr ehrsüchtiges Ziel fest im Auge, kämpfte sie sich durch, trotz des ungünstigen Urtheils, das ihre eigenen Landsleute über ihre außerordentliche Carrière fällten. Jahr für Jahr erwarb sie sich als bester Schüler des College Pämien, auch blieb ihr Beispiel nicht ohne Nachfolge; zwei weitere Parsinnen und eine junge Jüdin suchten um die Erlaubniß nach, in die Universitäten von Bombay und Poona aufgenommen zu werden. Noch nicht zwanzig Jahre alt, machte Cornelia ihr Doctor-Examen „mit höchstem Lobe“, — eine wadere Vorkämpferin ihres Geschlechts in entlegener Zone.

## Handarbeiten.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

### Ueber Häfelarbeit und das dazu nothwendige Material.

Der Umstand, daß die Häfelarbeit sich neben den neuen und wieder neu erfindenden, kunstvolleren Handarbeiten dauernd behauptet, ja daß die durch sie geschaffenen Gegenstände von Jahr zu Jahr sich mehrern, beweist genugsam, wie sehr sie dem Durchschnitts-Geschmack entspricht und dem allgemeinen Bedürfnis nach Nützlichkei und Vereinerung entgegenkommt.

Das Häfeln ist heute eine universelle Beschäftigung. Abgesehen von den tausendfältigen Garnituren für Wäsche und Regligs, die uns zum unentbehrlichen Bedürfnis geworden sind, häfelt man Tischdecken, Gardinen, Portiären u. s. w. und wer wollte es leugnen, daß viele dieser Arbeiten an Feinheit und Schönheit, — von der Dauerhaftigkeit ganz zu schweigen, — mit vielen Producten der Spinnen-Industrie sich messen können? Was der Häfelarbeit diese große Popularität verschafft, ist, neben der Billigkeit des Materials, die Leichtigkeit ihres Erlernens und der verhältnismäßig geringe Zeitaufwand, dessen sie zur Herstellung ihrer Erzeugnisse bedarf. Diese drei Eigenschaften sind es auch, welche sie nicht allein zu einem beliebten Zeitvertreib, sondern auch zu einer wichtigen Erwerbsquelle für einen Theil der Frauen und Mädchen des Bürgerstandes machte. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, gewinnt das Häfeln eine national-ökonomische Bedeutung, wie sie wenige andere Arbeiten haben, und so dürften einige für diesen Industriezweig nützliche Winke von allgemeinerem Interesse sein.

Die Wahl des Materials, die bei jeder Arbeit nicht genug erwogen werden kann, ist für Häfelarbeiten umso wichtiger, als das Muster und die Stärke des ausführenden Garnes zu einander im engsten Verhältnis stehen. Es giebt Muster, die, in feinem oder mittelstarkem Garn ausgeführt, völlig wirkungslos sind, dagegen in starkem außerordentlichen Effect machen, und umgekehrt; ebenso ist es mit der Farbe des Materials. Manche Muster gelangen nur in Weiß, Braun oder Grau zu voller Geltung, andere verlangen unbedingt eine Verbindung mit farbigem Mattgrau, und wieder andere wirken nur in einer Farbe wie Braun oder Roth.

Die größte Auswahl in Farben und Stärke-Nummern bietet das Garn der Adermann'schen Spinnerei in Sonthem bei Hildbronn. Von ganz besonderer Wichtigkeit ist ferner die Wahl einer guten Nadel in genau zur Nummer des betreffenden Garnes passender Stärke. Nicht nur, daß diese die Arbeit bedeutend erleichtert, sondern man kann auch ein sonst schönes Muster durch eine unpassende Nadel geradezu verderben. Als qualitativ beste Nadel empfiehlt sich diejenige aus der Fabrik J. S. Robis & Thissen, Raden (Fabrik-Marke Biene), und zwar passen J. B. genau zu Nr. 30 Knüpfgarn A Nadel Nr. 5, zu Nr. 40 bis 80 Garn die Nadeln Nr. 6 bis 12, zu starken Garnen Nadel Nr. 1 u. 2.

Schöne gefällige Muster jedes Genres in größter Auswahl sind bei Erna Anker (Spezial-Atelier für Häfelarbeit) in Hamburg, Alterwall 41/43 stets vorräthig und verlässlich; dieselbe ist auch gern bereit, auf event. Anfragen mit Rathschlägen zu dienen.

## Die Mode.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Berlin.** — Ein origineller Frühjahrsstoff, dem gewiß manche veränderungsliebende Leserin ein kleines Interesse abgewinnt, ist ein feines, volle-artiges, in allen modernen Nuancen, von Beige, Grangrün, Schieferblau, Kupferroth, Rosa, vorräthiges Gewebe. Dasselbe erscheint durch breite, schottisch-carrierte Streifen gemustert, deren Farben-Zusammenstellung stets auf's Feinste mit dem Grundton des Stoffes harmonirt. Bei näherer Befichtigung sieht man, daß die Streifen täuschend eingewebte Seidenbänder nachahmen, deren zierlicher Picot-Abschluß sich seidenglänzend vom glatten Grundstoff abhebt.

## Die Mode.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Paris.** — Eine der überraschendsten Schöpfungen auf dem Gebiete der Hüte besteht aus flach-graunem Krepp, welcher straff über die elegante Form gespannt und von Filz fast nicht zu unterscheiden ist. Gleicher Krepp umgiebt den niedrigen Kopf, während die hoch aufgeschlagene Krempe eine aus Gouffonnet-Seide und Metall-

faden gearbeitete Spitze säumt. Zwei volle altrosa Federn, durch eine matte Rose nebst Knospen befestigt, bilden die ganze, innen angebrachte Garnitur des toletten Hutes.

— Die Verzierung der Schirmstöcke durch Initialen hat in jüngster Zeit eine praktische Verbesserung erfahren. Waren bisher die Namens-Schilder und Wappen auf die Seide des Bezugs entweder gestickt oder gemalt, oder mit ihnen die schließenden

Knöpfe verziert, so bringt man dieselben jetzt am Griff des Stodes an, wobei zu bemerken ist, daß viele Griffe sich noch besser, als unser Modell, für diesen Zierrath eignen. Der dargestellte Namenszug ist auf beiden Seiten grau, blau und roth emailirt. Man hat ihn auch in Gold, Silber und Nickel, doch sieht die Emaille vornehmer aus. B. de G.

Knöpfe verziert, so bringt man dieselben jetzt am Griff des Stodes an, wobei zu bemerken ist, daß viele Griffe sich noch besser, als unser Modell, für diesen Zierrath eignen. Der dargestellte Namenszug ist auf beiden Seiten grau, blau und roth emailirt. Man hat ihn auch in Gold, Silber und Nickel, doch sieht die Emaille vornehmer aus. B. de G.

### Zur Trauer.

Für weite Kreise dürfte die Darstellung der Toilette, in welcher die hoffähigen Damen zur großen Trauer-Cour Ende März vor der Kaiserin erschienen, von Interesse sein. Das einfache, wenig drapirte Kaschmirkleid, hat englischen Krepp-Bezug auf der Schoftaille und einen 21 Cent. breiten Kreppstreifen um die 150 Cent. lange Halbschleppe. Der Kopfschmuck von Krepp besteht aus der Kiebbe mit 3 Cent. breitem Randbaum, einem 100 Cent. langen, 10 Cent. breit gesäumten Gesichtsschleier und zwei bis auf die Schleppe herabfallenden Schleier-Enden mit 25 Cent. breitem Saum-Abschluß. Nur die Prinzessinnen des königlichen Hauses tragen auch den vorderen Schleier eben so lang wie das Kleid.

Die Landestrauer ruft täglich neue, in den Schaufenstern der eleganten Läden zur Ansicht gestellte Toiletten-Wunder hervor, die, wenn auch in erstem Schwarz, doch der Zierlichkeit nicht entbehren und neuen Ideen und Compositionen ihr Dasein verdanken.

So giebt es ganze Sammlungen reizendster Gravate-Schleifen, von der einfachen Doppelblende aus Krepp mit Häferschleifen an, bis zu den duftigen Arrangements aus gestickten oder mit Spitze besetzten Kreppschleifen und den mehr oder minder langen, gleichfalls mit Krepp gemischten Spitzen-Jabots. In diesen wird außer dem Bilde des hochseligen Kaisers auch dessen Namenszug vielfach als Broche getragen. Die neuesten Taschentücher zeigen auf weißem Batist-Bund eine breite oder schmälere Stickerei in schwarzer Seide.

Ganz in der Stille rüftet man bereits für die Zeit der Halbtrauer. Für sie sind alle die geschmackvollen Gewebe in Schwarz-Weiß, Grau und Schwarz, Grau in Grau und Grau und Weiß bestimmt, in denen, gleichviel welcher Stoffart sie auch angehören, das Streifenmuster, häufig in sich abschattirt, die Oberherrlichkeit hat. Die beliebtesten Frühjahrs-Toiletten sind aus streifig mit Seide durchwirkter Wolle hergestellt und mit Kepp von stumpfem Schwarz aus gestattet. Nur die Foulards bleiben neben den Streifen auch dem Pleinmuster in Gestalt von Stäben, Punkten, Muschen und aus Muschen gebildeten größeren Ringen treu. Einfarbige Gewebe haben vielfach abgepaßte Seidenborten.

Sind die schwarzen Mantellets nicht ganz mit Schaur- und Soutache-Stickerei bedeckt, so zeigen sie reichen Vignebefah, oder eine an die prächtigen venezianischen Spitzen erinnernde Stickerei-Garnitur aus glanzloser Seide. Graue Paletots erhalten durch schwarze Verdnürung oder dunkler nuancirten Vignebefah ebenfalls ein trauermäßiges Gepräge, welches sich auch in schwarzen, mit Stahl durchzogenen und mit Schmir begrenzten Tüllbefäßen (siehe unsere Abbildung) ausdrückt. Zu Hüten und Coiffüren finden Stahl und Silber als Vorten, Spitzen und Nigretten mit schwarzen Spitzen oder Tüll zusammen vielfach Verwendung. Weiße englischer Krepp dient häufig zu Vorden und zur Innen-Garnitur kleiner Tüll- und Spitzen-Capoten, welche

auch durch einen Veilchen- oder Crifa-Luff belebt werden können. Ein besonders geschmackvolles Modell zeigt zu durchbrochenem Kopf aus Perlenspitzen und schwarzem Bast eine weiße, mit schwarzem Sammet abgefütterte Pastkremp, Schleifen und Bindebänder aus schwarzem Netzband und einen weißen Fiederstrauß. Ein jugendliches Tüll-Parett schmückt zwei verschleierte, nach vorn gerichtete weiße Flügel, einen aufgeschlagenen Strohhut Schleifen aus Stahl-durchwirktem Tüll.

Neben den ganz schwarzen Schirmen aus Moris- und gekreppter Seide zeichnen sich äußerst distinguirte Exemplare aus, deren schwarzes Futter einen circa 8 Cent. breiten, weißen Randstreifen zeigt, während die über demselben ruhenden Stäbe weiße Bekleidung haben.

Die ganz schwarzen Handschuhe lösen solche aus fein grau und schwarz gestreiftem Jersey-Gewebe und grauem Glace-Leder ab, letztere mit starken schwarzen Näthen und 2—3 Cent. breiten übereinstimmenden Randstreifen. An schwarzen Strümpfen zeigen sich weiß-carrierte, gestreifte und gebülmte Einfachtheile, die weißen Krepprüschen sind mit schwarzen Perlen und Plüthen verziert. Einheftstreifen aus weißen und schwarzen Bandschlüssen wechseln mit solchen aus gestreifter Seide. Sehr practisch erscheint ein Kragen, der auf einer Seite mit weiß geränderter schwarzer Gloria, auf der anderen mit schwarz-weißen Perkal besetzt ist.

B. 3.





# Gärtnerei.

Rachdruck auch im Einzelnen verboten.

Ungewöhnlich lange haben Frost und Schnee angehalten. Als der Frühling dem Kalender nach seinen Einzug hielt, hätte man meinen können, der Winter wolle sein strenges Regiment beginnen, denn fuchhoch lag der Schnee auf dem gefrorenen Boden und immer noch fiel Flocke auf Flocke hernieder, sodass Bäume und Sträucher fast unter ihrer blendenden Last brachen. Und nach dem Schmelzen solcher gewaltigen Schneemassen mußten Spaten und Hacke noch längere Zeit ruhen, denn trotz der drängenden Arbeit darf man doch nicht Hand an's Werk legen, so lange das Erdreich naß und schlammig ist. So bringt denn der April diesmal eine besonders große Arbeitslast. Will es doch, Alles nachzuholen, was der gestrige März nicht zur Ausführung kommen ließ.

Vor allen Dingen ist nun das Umgraben der Beete und Rabatten, wo es noch nicht zu Ende geführt ist, vorzunehmen, — am besten Morgens nach leichtem Frost, — und dann die Ausfaat von Sommergewächsen und Stauden möglichst bald zu vollenden. Die Beete, welche mit ausdauernden Pflanzen, wie Reiben, Aurikeln bestanden sind, müssen behutsam aufgelockert, gereinigt und erforderlichen Falls mit guter Erde bedeckt werden. Will man von den überwinterten Reiben die weißen Blätter entfernen, so schneide man sie sehr vorsichtig ab, damit die kaum sichtbaren Triebe in den Blattwinkeln nicht Schaden nehmen. Spätblühende Stauden lassen sich noch verpflanzen, müssen aber sofort stark angegossen werden. Stiefmütterchen, Vergißmeinnicht, Lanfendenschönchen, Silene pendula und andere für den Frühlingsflor bestimmte Pflanzen legt man jetzt auf gut vorbereitete Beete. Bei dieser Gelegenheit wollen wir die Freunde künstlicher Einfassungen auf einige hübsche Neuheiten auf diesem Gebiete aufmerksam machen. Neben echten Mäuscheln, neben farbigen Palmetten und hochrothen Korallen aus wetterfestem Thon erfreuen sich die Einfassungen aus Eisen, die eben so dauerhaft wiezierlich sind, großer Beliebtheit. Man hat dieselben jetzt in allen möglichen Gestalten, Farben und Größen, als Korallen, Blätter, Gitter, Bogen, Agraffen. Die Abbildungen zeigen einige dieser hübschen Formen.

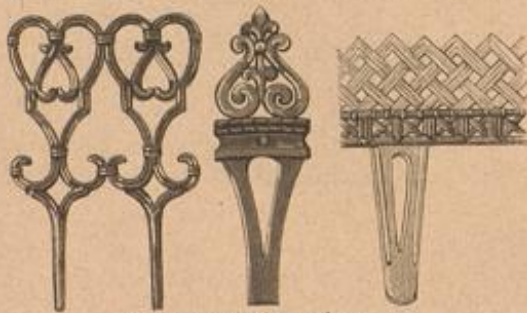
Sobald die im lauwarmen Mistbeet gezogenen Pflanzen kräftig genug sind, setze man sie in's Freie auf die dafür bestimmten Beete; ebenso ist es jetzt an der Zeit, die Knollen von Mirabilis, Dralis, Gladiolen und Georginen zu legen. Beim Zertheilen der Georginen-Knollen achte man darauf, daß jedes Stück ein gefundenes Auge behält, dies genügt vollkommen zur Entwicklung einer kräftigen Staude. Das Aussetzen des Unkrautes auf allen Beeten darf nicht veräußert werden. Sobald das Gras etwas herangewachsen ist, daß die Sense oder Mähmaschine die Stengel zu fassen vermag, wird der Rasen kurz geschnitten, abgefegt und gereinigt.

Wer einen schönen, sammetartigen Rasen liebt, muß diese Arbeit alle zwei bis drei Wochen bis zum Herbst wiederholen, auch bei trockener Witterung stets für hinreichende Bewässerung Sorge tragen. Lehtere Arbeit kann in den Gärten, die mit Wasserleitung versehen sind, durch den sogenannten Rasensprenger sehr erleichtert werden, dessen vier, respective acht Arme einen feinen, gleichmäßigen Strahl nach allen Seiten ausströmen.

Sollten die Nachtviolen, Hesperis matronalis, von kleinen, weißlich und bräunlich gefärbten Raupen heimgegriffen werden, so stelle man ihnen eifrig nach, da sie großen Schaden anrichten und oft die Blüthe verhindern. Die Raupen können nun vollständig freigelegt, zurückgeschnitten und aufgehoben werden; sehr wichtig



Rasensprenger.



Einfassungen für Blumenbeete.

ist es, alle schwachen Triebe zu entfernen und die Kronen gut auszulichten, damit Luft und Licht ungehindert Zutritt erhalten. Hat man im vorigen Jahre Rosen oculirt, so schneidet man dieselben jetzt einige Centimeter über dem Edelauge ab; die Schnittwunde ist natürlich gut zu verkleben. — Die größere Wärme macht es erforderlich, die Gewächshäuser und Aufbewahrungsräume reichlich zu lüften und die Bewässerung, dem zunehmenden Wachsthum der Pflanzen entsprechend, zu vermehren. Abgeblühte Camellien, Azalien und Citren sind zu verpflanzen; von Dracaenen und Yucca nehme man Wurzelstöcklinge zur Vermehrung ab.



Gartenschiff.

Verlag von Franz Vopert in Berlin W, Postdamer Straße 38.

ring ab. Stecklinge von Fuchsen, Pelargonien und anderen Holz- und Staudenpflanzen wachsen jetzt sehr leicht an und blühen noch im Sommer. Härtere Gewächse, wie Oleander, Lorbeer, Granaten, auch Hortensien, Agapanthus können an einem geschützten Orte aufgestellt werden, womöglich bei trüber, regnerischer Witterung. Hat das Umpflanzen noch nicht stattgefunden, so muß es jetzt geschehen. Wenn nun auch ganz einfache Kübel, im Nothfalle selbst alte, durchgefägte Fässer, die mit Löchern zum Abzug versehen worden, den Pflanzen zum Gedeihen genügen, so machen sie doch einen ungeschönten Eindruck. Für Decorations- und Prachtgewächse wünscht man auch entsprechend ausgestattete Kübel, damit die schöne Wirkung in keiner Weise beeinträchtigt werde.



Gartenschiff.

Dies berechtigtere Verlangen wird durch die aus Eichenholz hergestellten Kübel erfüllt, die in allen Größen und verschiedener Ausstattung vorhanden sind und sich durch die Vereinigung von Haltbarkeit und Eleganz auszeichnen. Meist sind sie hell geölt und lackirt, doch auch in hell oder antik Eiche- oder Kirschbaum-Farbe gehalten; die schwarzen oder verzinkten Beschläge erweisen sich gegen die Einflüsse der Witterung sehr widerstandsfähig. Da sie mit Ringreifen-Verbindung versehen sind, lassen sie sich auseinander nehmen, sodass die Pflanzen bei etwaigen Umzügen nicht leiden. Für Salon und Veranda sind die Formen noch viel eleganter ausgestattet, glatt oder reich geschmückt, mit Beschlägen von Bronze, cuivre poli oder Alt-Silber und mit entsprechenden Unterlag-Teilen aus Holz. Diese geschmackvollen Holzfüße, die sowohl freistehend wie auf Plumentständern Verwendung finden, empfehlen sich den Porzellan- oder Majolika-Töpfen gegenüber dadurch, daß die Pflanzen direct hineingesetzt werden und darin freudig gedeihen.

Wenn auch die April-Witterung meist noch nicht gestattet, längere Zeit im Freien zu sitzen, so ruht man doch nach einem Spaziergange oder nach fleißiger Arbeit gern einige Minuten aus und erfreut sich der beginnenden Frühlingspracht. Blühen doch schon mancherlei liebliche Blumen, besonders Hyacinthen, Tulpen und Aurikeln in reicher Fülle, und erschallt doch aus den Zweigen, deren schwellende Knospen bald aufbrechen werden, vielstimmiger Vogelgesang. Da ist es denn gewiß an der Zeit, auch die Gartenmöbel an ihre Stelle zu bringen und etwaige Reparaturen zu machen. Unter der großen Anzahl von hübschen und praktischen Mustern fällt die Wahl schwer; sehr preiswerth, bequem und zweckmäßig sind jedenfalls die Stühle, Sessel, Bänke und Tische aus lackirtem Schmiedeeisen und eichenartig lackirtem Holze.

Sollen in einem reich ausgestatteten Ziergarten sehr elegante Sitz-Ausstellungen finden, die zugleich den Anlagen zum Schmuck gereichen, so verdienen die englischen Gartenstühle in Majolika besondere Empfehlung, denn sie zeichnen sich ebenso durch Schönheit wie durch Dauerhaftigkeit aus, da weder Hitze noch Regen einen nachtheiligen Einfluß auf sie ausüben. Die Muster und Formen bieten eine große Auswahl; hier nehmen die Stühle die Gestalt eines Doppelsessels an, dort gleichen sie einem riesigen Pilz, einem Felsblock oder zusammengeknüpften Bambusstäben; bald ist die Darstellung von Blumenzweigen oder Rosenwindung, bald von Blättern, Muscheln oder Bögen zur Ausschmückung verwendet. Besonderer Beliebtheit erfreut sich der sogenannte Kaiserstuhl, bei dem sich aus grünem, mit Eichenblättern belegtem Grunde helle Felder wirkungsvoll abheben, die mit einem Strauß von Kornblumen und Aehren decorirt sind. Viel einfacher in Form und Ausstattung, dem entsprechend auch viel billiger sind die Stühle, die mit Eichen umrannte Birkenstämme darstellen. In demselben Genre hat man auch einen Meter hohe Gartensäulen. Sehr hübsch wirkt z. B. ein Küsterturm, an welchem ein Specht arbeitet, während ein Wiesel zuschaut. Der Stamm ist hohl, kann mit Erde gefüllt werden und hat eine Anzahl von Astlöchern, die zur Aufnahme von Pflanzen, z. B. Schlinggewächsen und Farrn, dienen. Oben kann eine Base, Urne oder ein Topf mit einem decorativen Gewächse-Ausstellung finden.

Demselben Zweck, wie diese hocheleganten Säulen, dienen die einfachen Claretten aus geschälten, zähen Eichenästen; sie nehmen, je nach ihrer Höhe, 6—10 Töpfe auf und wirken bei geschmackvoller Auswahl der Gewächse sehr hübsch und gefällig. In größeren Gärten oder Parks trägt die Aufstellung von Thier-Figuren ungemein viel zur Belebung von Rasenplätzen und Hecken bei. Diese Störche, Kaminchen, Hasen, Rehe und Hirsche in den verschiedensten Stellungen werden jetzt so meisterhaft der Natur nachgebildet, daß sie an entsprechenden Plätzen wirklich den Eindruck von lebenden Weien machen können.

Werfen wir nun noch einen kurzen Blick auf die hauptsächlichsten Arbeiten im Gemüse- und Obstharten. Auch hier handelt es sich zunächst darum, alles im vorigen Monat Versäumte nachzuholen. Mit der Instandsetzung der Beete geht das Ansäen der Gemüse und das Auspflanzen der im Mistbeet gezogenen und genügend erstarrten Kohlarten Hand in Hand. Zwiebeln und Frühkartoffeln werden gesetzt, Majoran, Sellerie, Porro verpflanzt. Die früh gelegten Erbsen sind zu behäufeln und mit Stäbeisen zu versehen. Auf abgetragenen Spinalbeeten können Mohrrüben und Petersilien-Wurzeln geät werden; will man Samenpflanzen stehen lassen, so wähle man dazu an warmer Stelle die härtesten Spinatpflanzen aus. Ende des Monats kann man bei günstiger Witterung eine kleine Ausfaat von Bohnen machen, während die größeren Saaten erst im Mai auszuführen sind; ebenso werden dann erst die gewöhnlichen Speisefartoffeln angebaut. Die Mistbeete müssen fleißig gereinigt, gelüftet und mit abgestandenem Wasser begossen werden. Das Lüften darf nie von der Windseite her geschehen.

Im Obstharten führe man das Beschneiden der Fruchtsträucher und Obstbäume zu Ende. Frühlühende Bäume, besonders Aprikosen und Pfirsiche, müssen bei rauhen Nord- und Ostwinden oder Frostwetter genügend geschützt werden. Jeden warmen, windstillen Tag benutze man zur Veredelung der Obstbäume, ehe es zu spät wird. Nochmals sei darauf hingewiesen, daß das Reinigen der Stämme von Moos, Flechten und Rindenschorf eine unerlässliche Arbeit ist; wer es bisher versäumt, darf nun nicht länger zögern.

Zeigen sich an den Bäumen schadhafte Stellen, durch Wildfraß, Frost oder Krebs verursacht, so suche man das Uebel möglichst durch geeignete Mittel zu beseitigen. Ebenso darf man es nie an Aufmerksamkeit fehlen lassen, damit Raupen und andere schädliche Insecten nicht überhand nehmen. C. Altman.

# Briefmappe.

Rachdruck auch im Einzelnen verboten.

## Fragen.

**Stating-Rint.** — Wie richtet man sich eine Stating-Rint-Pahn im Freien ein? Aus welchem Material besteht der Laufboden, und wo bekommt man die Rollschuhe zu kaufen?

G. v. S. 2g.

**Metal-Gegenstände zu bronzen.** — Wie bringt man Metall-Gegenstände dauerhaft, sodass sie das Aussehen von cuivre poli bekommen?

Abonnettin aus Bergen.

**Fußboden-Wachdecken.** — Wie kann man grau und stumpf gewordene Fußboden-Wachdecken dunkler und glänzender machen, sodass sie ihre natürliche Farbe wieder erhalten?

Langjährige Abonnettin A. in B.

**Brat- und Bad-Apparat.** — Hat Jemand einen Versuch mit Heuss's Brat- und Bad-Apparat gemacht und bewährt sich derselbe? Eine alte Abonnettin in Breslau.

## Antworten.

Auf die betreffenden Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.

**Agar-Agar (48).** — Agar-Agar, die im Allgemeinen wenig gebrauchte chinesische Gelatine, wird ganz wie die bekannte für jeden Gelée oder jede kalte Speise verwendet, indem man sie in etwas weißem Wein oder Wasser langsam kochend auflöst. Zu einer crème bavaroise von Apfelsinen würde etwa eine Stange genügen. Man reibt die Schale von 2 Apfelsinen und 1 Citrone auf Zucker ab, schabt die gelben Stellen ab und löst  $\frac{1}{2}$  Liter Zucker mit  $\frac{1}{2}$  Liter Wasser klar kochen. Ist dies geschehen, fügt man den durch ein Sieb gepreßten Saft von 8 Apfelsinen, den in angegebener Weise aufgelösten Agar-Agar, den Apfelsinen-Zucker hinzu, rührt die Masse bis zum Erkalten und verbindet sie dann mit  $\frac{1}{2}$  Liter steif geschlagener Sahne. G. A.

**Straußfedern zu reinigen (48).** — Weiße Straußfedern reinigt man, indem man sie in ein schwaches Seifenbad von 60—70° Wärme legt, sie nach einigen Stunden herausnimmt, in welchem Klüßwasser tüchtig auspült und, auf einen Faden gereicht, zum Trocknen und Bleichen in die Sonne hängt. So müssen sie, — je nach der Witterung, — einige Tage hängen und werden täglich mehrmals mit Wasser leicht besprengt. Haben sie eine gute Farbe erlangt, so kränmt man die Fäule zwischen dem Daumen und einer stumpfen Messerklinge und kränfelt auf solche Weise die Feder. G. A.

**Klabafter-Ampel selbst zu repariren (48).** — Eine Klabafter-Ampel kann man bei einigem Geschick sehr gut selbst repariren, indem man die passenden Bruchstücke leicht mit Fischleim bestreicht, die Theile fest aneinander preßt und sie zusammentrocknen läßt. Sollten etwa durch einen Fall Fugen oder schadhafte Ränder entstanden sein, so kittet man sie mit Gips oder Marmorstaub aus, streicht zunächst ein wenig Leim hinein, überpudert diesel mit dem genannten Material, entfernt mit einem feinen Messer die überstehenden Theilchen und schabt die Fläche vorsichtig glatt. B. A.

**Leinenstoffe, Tüll und Spitzen zu färben (48).** — Leinenstoffe, Tüll, Spitzen zc. färbt man ganz nach Geschmack in einem Aufguss, den man von Thee, Kaffee, Faulbaumrinde oder Saffran bereitet. Man legt die betreffenden Stoffe in den Sud, verucht erst an einem Bröckchen die Farbe und läßt sie dann, je nachdem man sie heller oder dunkler zu haben wünscht, kürzere oder längere Zeit darin. Ist der gewünschte Ton erzielt, so drückt man die Stücke fest aus, stopft sie in den Händen auf und plättet sie feucht auf der linken Seite. A. B.

## Rathschläge.

**Fische.** — Vielleicht ist es für die eine oder andere unserer Leserinnen erwünscht zu wissen, wieviel Fisch man im Allgemeinen auf eine Person rechnet, obwohl sich Feststehendes darüber kaum sagen läßt, da zunächst der Nährwerth des verschiedenen Fleisches, bei festbaren Fischen auch der Preis in Betracht kommt, und es sich zweitens fragt, ob ein derartiges Gericht — allein gegeben — zur Sättigung dienen oder, wie bei einem Dinner, nur eine Zwischenpeise bilden soll. Bei 3—4 pfündigen Fischen rechnet man gewöhnlich  $\frac{1}{2}$  Pfd. auf die Person; bei einem Kochs-Mittelsstück würde  $\frac{1}{2}$  Pfd. für 2 Personen ausreichen, ebenso bei Korallen, Hecht, Schleie zc. giebt man je ein Stück auf die Portion,  $\frac{1}{2}$ — $\frac{1}{2}$  Pfd. an Gewicht. M. B.

Zu dieser Nummer gehört ein Weibsbild, sowie für die Abonnenten der Großen Ausgabe ein Modenbild.

Bezugsquellen: Güte, Seite 71; Gewebe und Hartleis, SW, Kranenstraße 44, 1. — Gravaten, Schleifen u. s. w., Seite 71; C. Levin, C. Handvortelstraße 1. — Cour-Röden, Seite 71; F. Sandauer, NW, Unter den Linden 67. — Tüll- und Schur-Schleierei, Seite 71; A. Bone, SO, Michaelstraße 16. — Garten-Geräthe, Beet-Einfassungen, Kübel, Seite 72; C. Kuglin, vom. P. Schimpf, W, Potsdamerstr. 11. — Garten-Tische, Seite 72; J. Lang, W, Jägerstr. 26.

Die Illustrirte Frauen-Zeitung erscheint jeden Sonntag in 1 bis 2 Doppelbogen: jährlich 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen, 28 Unterhaltungs-Nummern, 28 Weibblätter, 12 große farbige Modenbilder, 8 farbige Stickmuster-Vorlagen und 8 Extra-Blätter, also außer den Schnittmuster-Beilagen und Weibblättern jährlich 28 besondere Beigaben, eine zu jeder Unterhaltungs-Nummer. Vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf. Die Heft-Ausgabe mit demselben Inhalt erscheint alle vierzehn Tage; das Heft (26 jährlich) kostet 50 Pf.

Die große Ausgabe mit allen Kupfern bringt außerdem jährlich noch 40 große farbige Modenbilder, also jährlich 68 besondere Beigaben, und kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Heft-Ausgabe auch alle Postanstalten.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Trud von Otto Dürr in Weidlich.



# Illustrirte Frauen-Zeitung.

Ar. 18.

Wöchentlich eine Nummer.  
Vierteljährlich 2 1/2 M.

— Berlin, 29. April 1888. —

Große Ausgabe mit  
allen Kupfern: 4 1/2 M.

XV. Jahrg.

## Schwester Ottilie.

Novelle von Carl Marquard Sauer.

(Fortsetzung.)

3.

Bei aller verschmähten Liebe! Beim höllischen Element! Ich wollt', ich wüßte was Aergeres, daß ich's finden könnt!' — grollte Arnold mit Mephisto, während er im Sturmschritt nach seinem Gasthose wanderte.

Dort angelangt, ließ er den noch unausgepackten Koffer sofort auf den gerade zur Fahrt nach der Eisenbahn bereit stehenden Omnibus laden, warf dem Oberkellner zur Begleichung der Rechnung ein Goldstück zu, sprang in den Kumpelkasten und rollte hinaus nach der Station, um mit dem nächsten Zuge nach der Hauptstadt zurückzukehren.

In die Ecke des Coupés gedrückt, überdachte er noch einmal den ganzen Vorgang. Je länger er darüber nachsann, desto räthselhafter kam ihm die Sache vor. Sollte er in der That durch so viele Jahre in einer seltsamen Selbsttäuschung befangen gewesen sein, wenn er aus hundert und tausend kleinen Vorkommnissen den Schluß zog, daß er Ottilie nicht gleichgültig sei? Er rief sich die glückliche Zeit zurück, die er im Hause ihrer Eltern zugebracht hatte. Stets war Ottilie seine treueste, seine beste Freundin gewesen! An allen seinen kleinen Leiden und Freuden hatte sie den lebhaftesten Antheil genommen. Nie hatte der geringste Zank, die geringste Verstimmung das reizende Verhältnis gestört! War es möglich, daß Ottilie in der That nicht mehr in ihm gesehen, als den brüderlichen Genossen ihrer Kinderjahre? War es denkbar, daß seine Zuneigung von ihr so gänzlich mißverstanden werden konnte? Bedurfte es überhaupt für das sonst so kluge Mädchen erst eines förmlichen Aussprechens seiner Gefühle? Doch nein! Sie hatte ihm ja selbst gesagt, sie habe sein unausgesprochenes Geständniß längst errathen und sei seiner Erklärung immer ausgewichen! Er war also nicht im Stande gewesen, ein wärmeres Gefühl als das schweigerlicher Zuneigung bei ihr hervorzuufen!

Es lag etwas unendlich Demüthigendes in dieser Erkenntniß. Obwohl seinem Wesen dunkelste Selbstgefälligkeit gänzlich fremd war, bäumte sich doch sein männlicher Stolz gewaltig auf bei dem Gedanken. Er war sich bewußt, daß er mit jedem Mitbewerber getrost in die Schranken treten durfte, daß man ihm von so mancher Seite bereitwillig entgegen gekommen wäre, wenn er nur den ersten Schritt hätte thun wollen. Weshalb mußte er also gerade bei Ottilie eine so kränkende Zurückweisung erfahren! Oder ließ sie sich von tiefer liegenden Beweggründen leiten? Die augenblickliche eifersüchtige Aufwallung gegen Dr. Seuter erschien ihm bei ruhiger Ueberlegung als unberechtigt. Er kannte Ottilie zu genau, um nicht zu wissen, daß sie ihm in

dieser Beziehung die Wahrheit gesagt hatte. Wenn ihm aber kein glücklicher Nebenbuhler im Wege stand, so konnte nur Gleichgültigkeit oder, — und bei diesem Gedanken überkam ihn ein namenlos bitteres Gefühl, — oder die Furcht vor einem beschränkten, vielleicht sogar an Entbehrungen und Entfagungen reichen Leben an seiner Seite sie bei ihren Entschließungen gelenkt haben.

„Ja, so ist es,“ sagte er mit verächtlichem Lächeln. „Und ich Thor wollte ihr meine ganze Zukunft zum Opfer bringen, wollte Verzicht leisten auf Glanz und

Reichthum, um mich allen Hindernissen zum Trotz von unten hinaufzuarbeiten! Sie aber ist klug und berechnend genug, das bescheidene Los, das ich ihr zu bieten bereit war, zu verschmähen. Nun, sei es darum! Sie hat mich geheilt von meinen kindischen Einbildungen. Ich denke, Mama und Papa können jetzt ihre Freude haben an dem wohlgerathenen Sprößling des edlen Hauses der Freiherren von und zu Hildenberg!“

Mitternacht war vorüber, als er in dem elterlichen Hause eintraf. Der Diener sagte ihm, die Frau Baronin und der Herr Baron seien bereits zur Ruhe gegangen. Arnold trug ihm auf, morgen früh seiner Mutter zu sagen, er sei zurückgekommen und werde die Eltern beim Frühstück begrüßen. Dann ging er nach seinem Zimmer, warf sich auf den Divan und versank in dumpfes Sinnen. —

Frau von Hildenberg war am nächsten Morgen die Erste beim Frühstückstische. Bald darauf kam Arnold. Er sah übermüdet und ermattet aus, seine Augen waren geröthet. Das Gleiche war bei der Baronin der Fall. Die erstaunliche Aehnlichkeit zwischen Mutter und Sohn mußte Jedem auffallen, der sie, wie hier, beisammen sah. Arnold hatte dieselbe hohe Stirn, den feingeschnittenen Mund und das breite, von Entschlossenheit und Charakterfestigkeit zeugende Kinn, wie die Baronin. Nur die großen, dunklen Augen stammten vom Vater.

„Du bist unerwartet schnell von Deinem Ausfluge zurückgekehrt, Arnold,“ begann Frau von Hildenberg, ihrem Sohne den Thee einschenkend.

„Meine Geschäfte waren unerwartet schnell erledigt,“ erwiderte er kurz. „Wie es scheint, gerade nicht zu Deiner Zufriedenheit.“

„Umso mehr zu Eurer!“

„Wie soll ich das verstehen?“

„Daß ich von meinen Illusionen gründlich geheilt und bereit bin, mich Eurem Willen zu fügen.“

Die Baronin sah ihren Sohn überrascht und zweifelnd an.

„Der Rector hat Dir wohl, wie es seine Pflicht war, die Unmöglichkeit Deines Vorhabens dargelegt?“

„Ich habe ihn nicht gesehen.“

„Die Rectorin also?“

„Ebensowenig.“

„Nun, und Ottilie?“

„Sie hat mir einen Korb in optima forma gegeben!“

„Unmöglich!“ fuhr die Baronin auf. „Ihr mütterlicher Stolz empörte sich bei dieser unerwarteten Mittheilung, wie sehr auch die Sache selbst ihren Wünschen entsprechen mochte. „Einen Korb Dir, dem Freiherrn Arnold von Hildenberg?“

„Mir, dem Freiherrn Arnold von Hildenberg, Mama!“

„Sie liebt also einen Andern?“

„Nein; aber sie sagte mir kurz und bündig, daß sie für mich nur die Zuneigung einer Schwester zu fühlen im Stande sei. Damit erledigt sich, denke ich, die Sache. Ihr habt Euren Wunsch erreicht, und ich stehe jetzt ganz zu Eurer Verfügung!“

Baron Hildenberg war unbemerkt eingetreten. Er hatte die letzten Worte vernommen und warf nun seiner Frau einen triumphirenden Blick zu.



In der Friedrichstraße zu Berlin. Von F. Sauer. — Siehe Seite 78.



„Habe ich es nicht gesagt? Tant de bruit pour une omelette!“ sagte er mit überlegenem Lächeln, indem er, sich setzend, nach der Theekanne langte. „Es war Unrecht von Dir, Amelie, einen unschuldigen Studenten-Roman gleich so tragisch zu nehmen!“

Die Baronin schwieg. Eine solche Lösung des Conflictes hatte sie nicht erwartet. Sie wußte nicht, ob sie in ihrem beleidigten Mutterstolze sich ärgern oder über die so überraschende Hinwegräumung aller Schwierigkeiten sich freuen sollte.

„Der Studenten-Roman war vielleicht doch nicht ganz so unschuldig, als Du glaubst, Papa,“ sagte Arnold ruhig. „Nest ist er aus! Ich denke, das genügt!“

„Gewiß, mein Sohn! Also, n'en parlons plus! Du hast früher einmal den Wunsch geäußert, eine mehrwöchentliche Reise nach Tirol und in die Schweiz zu machen. Vielleicht hast Du jetzt Lust dazu? Unterdessen läßt sich bei dem Ministerium Deine Ernennung zum Attaché, vorläufig non payé, bei der Gesandtschaft in Wien betreiben. Ich glaube annehmen zu dürfen, daß die Sache auf keine besonderen Schwierigkeiten stoßen wird.“

„Ich stehe, wie gesagt, ganz zu Eurer Verfügung, Papa!“

„Arnold, mein liebes Kind, Gott segne Dich!“ rief die Baronin aufstehend und ihren Sohn zärtlich umarmend. „Komm nach dem Frühstück zu mir auf mein Zimmer. Du mußt mir erzählen, wie das Alles gekommen ist.“

Baron Hildenberg sagte nichts. Er schenkte sich, still vor sich hinstehend, die zweite Tasse Thee ein. Hatte er nicht gleich von Anfang an gesagt, die Geschichte sei nichts weiter, als un-entfaltung?

## 4.

Arnold von Hildenberg machte von dem Anerbieten seines Vaters Gebrauch. Einige Wochen lang durchstreifte er, sich stets möglichst fern von den vom Touristenstrom heimgesuchten Orten haltend, die Schweiz und Tirol. Er fühlte das zwingende Bedürfnis, allein zu sein. Hoch oben in der feierlichen Einsamkeit der Gebirgswelt, wo keine Menschenstimmen, sondern nur der Schrei des Weiers, das Brausen der Wildbäche, das Rauschen des Windes in den Föhren an sein Ohr schlug, ward ihm wohl. Wenn schwächere Gemüther in dem bunten Treiben der Welt Zerstreung suchen und finden, so suchen und finden sie tiefere und leidenschaftlichere Naturen nur im Schoße der Natur, dort, wo sie in ihrer erhabenen Ruhe am mächtigsten zu einer ihre stumme, aber gewaltige Sprache verstehenden Seele spricht. Arnold begriff, wie ein in seinen heiligsten Gefühlen Geänkter, ein um seine seligsten Hoffnungen Betrogener sich für immer in eine Wildnis zurückziehen konnte, aber nicht als träumender Einsiedler, sondern um im Kampfe und Ringen mit der großen Allmutter einzubringen in das Innerste ihres Heiligthums, sie zu schauen in ihrem geheimsten Schaffen und Wirken, und er beneidete seine schlichten Führer, denen es vergönnt war, ihr Leben in dieser Umgebung zuzubringen.

In Lindau fand er einen Brief seines Vaters, der ihm seine Ernennung zum Attaché bei der Wiener Gesandtschaft meldete. Ein Billet seines Oheims, des Grafen Wimberg, lag beigeischnitten. Der Gesandte forderte ihn auf, möglichst bald nach Wien zu kommen, weil er schon in der nächsten Woche eine Badereise anzutreten, vorher aber noch seinen Reffen an seinem neuen Bestimmungsorte zu sehen wünschte. Die Baronin schrieb, sie gedenke ihn im Laufe des Sommers in Wien zu besuchen. Am folgenden Tage reiste Arnold denn auch nach der österreichischen Hauptstadt ab.

Graf Wimberg, der Bruder seiner Mutter, empfing ihn auf's Herzlichste.

„Junge, Du siehst ja aus wie ein Malatte!“ sagte er, Arnolds sonnengebräuntes Gesicht mit Bewunderung betrachtend. „Deine Mutter schrieb mir, Du habest Dich zu Deiner Zerstreung ein paar Wochen in den Alpen herumgetrieben. Wie ich sehe, hast Du die Zeit gehörig ausgenutzt. Wenn jedoch ein vierundzwanzigjähriger Bursche gleich Dir Zerstreung braucht, so weiß man allemal, was das zu bedeuten hat. Nun, an Zerstreungen soll es Dir bei uns nicht fehlen, verlaß Dich darauf!“

„Was ich brauche, Onkel, ist Arbeit,“ erwiderte Arnold; „das ist die beste Zerstreung!“

Graf Wimberg wiegte mit schlauem Augenzwinkern den Kopf.

„Während des Sommers geht es bei uns etwas still zu,“ sagte er; „aber im Herbst beginnen die Jagden, dann kommen die Dinners und Soupers, später die Bälle und Unterhaltungen aller Art. Da giebt es Arbeit die Hülle und Fülle! Unsere jungen Damen werden schon dafür sorgen, daß es Dir nicht an Beschäftigung fehlt!“

„An solche Beschäftigung habe ich freilich nicht gedacht, Onkel,“ meinte Arnold.

„An welche andere Beschäftigung sollte denn ein vierundzwanzigjähriger Attaché in Wien denken?“ rief

lachend der Gesandte. „Meinst Du, daß man Euren unerfahrenen Händen die Leitung der Weltgeschichte anvertrauen wird? Hierzu bedarf es anderer Leute! Du wirst ein paar Jahre lang Pässe visiren, ab und zu unter meiner Leitung eine Relation schreiben, wirst Legations-Secretär, später Legations-Rath, heirathest eine reiche Frau, — denn, unter uns gesagt, Arnold, — wenn ich auch für meine Person Junggeleiße geblieben und, wie meine guten Freunde sagen, ein kleiner Epikurier geworden bin, so weiß ich doch, daß Sprößlinge einer vornehmen, aber wenig bemittelten Familie, gleich der unsrigen, die Pflicht haben, den alten Namen ihres Hauses durch äußeren Glanz wieder aufzurichten. Dazu giebt es kein besseres Mittel, als eine reiche Heirath. Wir haben hier in Wien viele steinreiche Emporkömmlinge, die keinen sehnlicheren Wunsch hegen, als ihre Töchter in Familien von unerschüttertem, alten Reichthum zu bringen. Ihre Ahnen haben einst unseren Ahnen das Geld abgenommen; es ist somit nur billig, daß wir es selbst auf andere Weise von ihnen wieder hereinzubringen suchen. Du verstehst mich, Arnold?“

„Vollkommen! Weshalb aber hast Du nicht selbst nach diesem Grundsatze gehandelt, Onkel?“

„Weil ich keinen Veranlassung zur Ehe fühlte. Meine einzige Schwester hatte ich glücklich an Deinen Vater verheirathet, — nebenbei bemerkt, wäre es auch besser für ihn und für Dich gewesen, wenn sie ihm ein Millionchen als Mitgift zugebracht hätte, — für mich war durch mein Amt gesorgt; wozu sollte ich mich also in Hymens Ketten schlagen lassen? Bei Dir ist das etwas Anderes! Auf Dir beruht nunmehr die ganze Zukunft des uralt-adeligen, bis zu den Kreuzzügen hinaufreichenden Hildenberg'schen Geschlechts. Das ist eine Mission, Arnold, deren Erfüllung Du Dich nicht entziehen kannst! Doch davon sprechen wir später! Jetzt gehe und civilisire ein wenig Deinen äußeren Menschen, denn mit diesen sonnenverbrannten Wangen und Händen gleichst Du mehr einem Hinterwäldler, als einem Gesandtschafts-Attaché. Baptiste wird Dir Deine Zimmer anweisen! Punkt sechs Uhr speisen wir. Ich habe heute die anderen Herren zu Tische. Du wirst bei dieser Gelegenheit ihre Bekanntschaft machen. Also vergiß nicht: Punkt sechs Uhr!“

Damit reichte ihm Se. Excellenz die Hand und begab sich dann nach seinem Cabinet, wo der Friseur bereits seit einer halben Stunde auf ihn wartete.

Arnold überzeugte sich bald, daß sein Oheim nur die Wahrheit gesprochen hatte, wenn er das Visiren der Pässe und ähnliche diplomatische Arbeiten als die Hauptbeschäftigung seines neuen Attaché bezeichnete. Während der Abwesenheit des Gesandten besorgte der Legations-Rath Graf Bielschoten die in keiner Weise erdrückenden laufenden Geschäfte, sodaß dem Legations-Secretär, Baron Zeltburg und Arnold nahezu ihre ganze Zeit zur Verfügung blieb. Der Legations-Secretär hatte ihn im adeligen Casino eingeführt, wo des Abends fleißig und dabei ziemlich hoch gespielt wurde. Aber Arnold spielte nicht. Bei Gelegenheit eines traurigen, durch die Leidenschaft des Spiels verursachten Vorfalls, dessen Opfer ein junger Mann seiner Bekanntschaft auf der Universität geworden, hatte er Ottilie das Wort gegeben, niemals eine Karte anzurühren, und allen Versuchungen zum Troste sein Versprechen gehalten. Er ging also nur selten in's Casino.

Mit dem Vorrücken des Sommers schläft das gesellschaftliche Leben der Großstadt ein. Dies gilt namentlich von Wien, das sich im Hochsommer in einen glühenden Steinhaufen verwandelt und an gewählteren Unterhaltungen weniger als jede andere Großstadt bietet.

Für Arnold, der sich nicht in der Stimmung fühlte, neue Bekanntschaften zu machen, war die Zeit des gesellschaftlichen Sommerchlafes eine Wohlthat. Er wußte, daß es ihm später unmöglich sein würde, sich den Verpflichtungen seiner Stellung zu entziehen. Aber diese traten erst mit Beginn des Herbstes an ihn heran, und bis dahin gehörte er sich selbst. Bei ungünstiger Witterung besuchte er die Gemälde-Galerien und Sammlungen oder studirte in der Hofbibliothek und besuchte Abends das kärnthner-Theater, welches in diesem Jahre eine vorzügliche italienische Oper hatte; war das Wetter schön, dann durchstreifte er Tage lang die nähere oder fernere, überall so reizende Umgebung der Hauptstadt und lernte Land und Leute kennen. Er war fast immer allein; aber seine Gedanken leisteten ihm genügende Gesellschaft. Daß diese oft, öfter sogar, als ihm lieb war, nach einer bekannten Stelle im Parke von Monrefuge zurückkehrten, bedarf nicht der Erwähnung. Mehr als einmal fühlte er sich versucht, ein paar Worte an „Schwester Ottilie“, von der er ohne jede Nachricht war, zu schreiben, aber beleidigter Stolz hielt ihn davon zurück. „Was liegt ihr daran, wie es Bruder Arnold geht, und was er thut und treibt?“ dachte er. „Wozu also ein Briefwechsel, der doch nur Phrasengeklänge sein würde? Sie hat mich zurückgestoßen! Ich werde mich ihr nicht wieder aufdrängen!“

An einem sonnigen September-Morgen war Herr

von Hildenberg hinausgefahren nach Liesing, um von dort über Rodaun einen seiner einsamen Streifzüge durch die Waldgegend zu machen. Längs des von hohem, dichtem Weidengebüsch umsäumten Baches hinschleudernd, bemerkte er ein zierliches, von einer Dame gelenktes Fuhrwerk, welches in scharfem Trabe von Rodaun nach der Station Liesing rollte. Der Groom auf dem Rücksitze war nach englischer Art gekleidet, das Pferd ein vorzüglicher Traber.

Der Wagen mochte noch einige hundert Schritte von ihm entfernt sein, als das Pferd sich plötzlich, wie es schien, ohne jeden Grund, hoch aufbäumte und mit einem wilden Sage zur Seite sprang. Die Dame zog mit aller Macht die Zügel an, aber das scheue Thier schleuderte das Fuhrwerk gegen einen der Schotterhaufen am Rande der Straße. Der Groom, welcher nichtsahnend mit verschränkten Armen auf seinem Sitze geessen, beschrieb einen gewaltigen Bogen durch die Luft und flog auf den Stoppelacker, wo er liegen blieb. Die Dame war todtenblau geworden, aber sie verlor die Geistesgegenwart nicht. Sie mit der vollen Wucht des Körpers gegen das Trittbrett stemmend, hielt sie mit erstaunlicher Kraft die Zügel fest. Zum Glück hatte sich das eine Rad tief in den hohen Schotterhaufen gehohlet, welcher auf diese Weise eine Art von Bremsen bildete. Aber die Lage war darum nicht weniger gefährlich, denn das wilde Thier stieg bald kerzengerade in die Höhe, bald schlug es mit den Hinterfüßen gegen die Deichsel, daß die Splinter davonflogen.

Das Alles war das Werk weniger Augenblicke. Im Nu war Arnold zur Stelle, jahte mit nerviger Faust des Pferd beim Gebiß und brachte es mit einiger Anstrengung glücklich zum Stehen. Jetzt bemerkte er auch die Ursache des Unfalls. Auf der bisher seinen Blicken durch das Gebüsch verborgenen Brücke standen zwei herumziehende Savoyarden oder Italiener mit einem Kamele und einem Affen. Ein unglücklicher Zufall hatte es so gefügt, daß sie gerade bei der Kreuzung der Wege mit dem Fuhrwerke zusammentrafen, dessen Lenkerin die Truppe gleichfalls nicht hatte bemerken können.

„Herzlichen Dank, mein Herr!“ rief die Dame, von dem Wagen springend und die Peitsche auf den Sitz legend. „Ich hoffe, Sie haben sich bei Ihrem Ritter- oder vielmehr Samariterdienste nicht verletzt?“

„Ich bin ein leidlicher Reiter und verstehe mich als solcher auf Pferde,“ erwiderte Arnold, welcher sich wunderte, wie die noch immer vor Aufregung zitternde jugendliche Wagenlenkerin in diesem Augenblicke die Stimmung zu einem derartigen Wortspiele finden konnte. „Abgesehen von etwas Staub und Schmutz ist Alles gut abgelaufen. Was jedoch Ihren Groom betrifft, so fürchte ich, daß dieser in der That unserer Samariterdienste bedarf!“

Die Dame wandte sich um.

„Allmächtiger Gott!“ rief sie erschrocken, „der arme Junge!“

Ueber den Graben springend eilte sie zu dem noch immer Daliegenden und suchte ihn aufzurichten. Der Groom war mit dem Kopfe auf einen Stein gefallen. Es zeigte sich jedoch bald, daß er durch den Sturz mehr betäubt, als verletzt war, denn abgesehen von einer derben Beule an der Stirn hatte er keinen Schaden genommen. Er rieb sich die Augen und blickte verblüht um sich her.

„Nun, Franz, wie geht's?“ fragte die Dame.

„Gut, ich danke, aber noch ein bißchen dumm bin ich im Kopfe,“ antwortete er.

„Nun, wenn es weiter nichts ist, Franz, das sind wir schon gewöhnt!“ sagte seine Herrin lächelnd. „Komm, wir wollen sehen, ob Reptum keinen Schaden genommen hat. Der Wagen ist, soviel ich bemerkt habe, weiter nicht beschädigt. Aber ohne die Hilfe des Herrn dort hätte es uns diesmal schlecht ergehen können. Daß wir aber auch gerade mit dem häßlichen Kamele zusammenstießen mußten! Man kann es Reptum wirklich nicht übel nehmen, wenn er bei dem Anblicke schen wurde!“

Während die Dame sich mit ihrem Diener beschäftigte, fand Arnold Gelegenheit, sie genauer als bisher zu betrachten. Sie war mehr als mittelgroß, hatte tief-schwarzes, in zierlichen Locken über die Stirne fallendes Haar, nicht minder tief-schwarze, große, lebhaft Augen, regelmäßige Züge, kleine, blendend weiße, bei der leicht gebräunten Gesichtsfarbe um so schärfer hervortretende Zähne, einen schmächtigen Wuchs und auffallend kleine Hände, denen man die Kraftäußerung, deren Zeuge er geworden, schwerlich zugetraut hätte. Sie trug ein niederes Hütchen mit einer schwarzen Feder und ein dunkelbraunes, eng anliegendes, etwas kurzes Kleid. Ein dicker Wollplaid, welcher neben ihr auf dem Sitze gelegen hatte, war bei dem Anprall auf den Schotterhaufen gefallen.

Zwei des Weges kommende Bauern halfen Arnold, der das noch immer etwas aufgeregte Pferd hielt, den Wagen wieder auf die Straße zu bringen. Es zeigte sich, daß weder das Fuhrwerk noch das Thier ernstliche



Beschädigungen erlitten hatten. Der Diener tauchte sein Taschentuch in den Bach, band es sich um den Kopf und kletterte auf den Hüfisch. Auch die Dame nahm, von Arnold unterstützt, ihren Platz wieder ein und griff nach der Peitsche.

„Ich weiß in der That nicht, mein Herr, wie ich Ihnen meinen Dank für den mir in einem so kritischen Augenblicke geleisteten Beistand beweisen soll,“ sagte sie, die Zügel aus Arnold's Hand entgegen nehmend. „Leben wir noch im Zeitalter der Romantik, so würde ich Sie als Burgfräulein auf das Schloß meiner Väter laden. Aber leider bin ich kein Burgfräulein und besitze kein Väterschloß. Mithin muß ich mich auf ein Wort des Dankes beschränken und es Ihnen überlassen, im Bewußtsein Ihrer ritterlichen That den Lohn derselben zu finden.“

„Den schönsten Lohn für den kleinen Dienst, den ich Ihnen zu leisten das Glück hatte, mein Fräulein,“ erwiderte Arnold, „würde ich darin finden, wenn Sie mir versprechen wollten, in Zukunft auf abschüssigem Wege nicht mehr im scharfen Trabe zu fahren. Dieser gute Rath ist zwar nicht romantisch, aber von practischem Werthe.“

„Und ich werde ihn befolgen!“ sagte die Dame, sich mit anmuthigem Lächeln gegen ihn verbeugend. „Dank, wackerer Landbewohner!“ wandte sie sich hierauf zu dem Bauer, der ihr den auf den Schotterhauen gefallenen Plaid reichte, schmalzte dann leicht mit der Zunge, sagte die Zügel fester, das Pferd zog an, und der Wagen rollte davon. Nachdem sie einige hundert Schritte weit gefahren, wandte sie sich noch einmal um und grüßte mit der Peitsche. Arnold erwiderte den Gruß mit Abnehmen des Hutes.

5.

Wenn Graf Wimperg von seinem Neffen die Wiederherstellung des früheren Glanzes des altadlichen reichsfreiherrlichen Hauses Derer von und zu Hildenberg erhoffte, so fand er im Laufe der nächsten zwei Jahre hinreichende Gelegenheit sich zu überzeugen, daß dieser sich keineswegs beeilte, die ihm zugegebene „Mission“ auszuführen. Arnold kam zwar seinen amtlichen, wie seinen gesellschaftlichen Verpflichtungen in untadelhafter Weise nach, blieb aber, wie Se. Excellenz sagte, nach wie vor ein hier original, das am liebsten seine eigenen Wege ging und alle wohlgemeinten Winke und Andeutungen des welterfahrenen Oheims höflich, aber entschieden ablehnte.

Von „Schwester Ottilie“ hatte er im Laufe der Zeit nur wenig gehört. Durch gelegentliche Mittheilung eines ehemaligen Schulfreundes erfuhr er, daß sich Dr. Seuter um ihre Hand beworben haben sollte. Da jedoch der junge Gelehrte bald darauf um seine Versetzung an ein anderes Gymnasium einlam und mit Schluß des Schuljahres die Stadt verließ, so lag die Vermuthung nahe, daß seine Bewerbung, falls sie wirklich stattgefunden, ohne Erfolg geblieben war.

Zu Anfang des dritten Jahres erhielt Arnold die ihn tief erschütternde Nachricht von dem plötzlichen Tode seines alten Lehrers, des Rectors. Er richtete an die Hinterbliebenen einen Brief voll der herzlichsten Theilnahme, den Ottilie in ebenso herzlicher Weise erwiderte. Sie theilte ihm zugleich mit, ihre Mutter habe die Absicht, mit ihr nach Berlin zu übersiedeln. Als seine Augen über die schönen, gleichmäßigen, fast eine männliche Hand bekundenden Zeilen glitten, tauchte eine Welt von Erinnerungen in ihm auf. „Sie ist, wie ihre Schrift, ruhig, fest, schön, aber kalt!“ sagte er, das Blatt sinnend zusammenfaltend. „Möge sie glücklich werden in ihrer kühlen Verständigkeit! Wie sich wohl ihre Zukunft gestalten mag?“

Unter den zahlreichen Einladungen, welche den Mitgliedern der Gesandtschaft alljährlich im Laufe des Faschings zugehen, befand sich auch die eines Wiener Großindustriellen, des Ritters von Lommers, dessen Välle sich wegen der dort erscheinenden künstlerischen und literarischen Berühmtheiten eines gewissen Rufes erfreuten. Arnold hatte mehrmals die Feste des gastlichen Hauses besucht und sich stets gut unterhalten. Er beschloß deshalb auch diesmal die Einladung anzunehmen.

Als er gegen elf Uhr in den mit dem ganzen Luxus eines fürstlichen Reichthums, — Herr von Lommers war Eisenbahn-Baunternehmer, — ausgestatteten Räumen erschien, war der Ball bereits in vollem Gange. Bei dem Rundgang durch den Saal während der Pause traf er auf einen bekannten Schriftsteller. Kaum hatte er angefangen, mit dem Herrn ein paar Worte zu wechseln, als ihm Jemand von hinten leicht auf die Achsel klopfte. Sich umwendend, erblickte er den Herrn des Hauses.

„Entschuldigen Sie, Herr Baron,“ sagte verbindlich lächelnd der wohlbeleibte, im Schmucke seiner sämtlichen Orden strahlende Eisenbahn-Dynast, „daß ich Ihre Unterhaltung mit dem Herrn Doctor unterbreche. Aber ich komme im Auftrage einer Dame, und Sie wissen, eine derartige Mission duldet keinen Aufschub.“

„Welcher Dame?“ fragte Arnold.

„Der Frau von Kemeny.“

„Der Frau von Kemeny? Ich habe den Namen nie gehört!“

„Werkwürdig! Sie sagte mir doch, sie sei eine alte Bekannte von Ihnen, habe Sie sogleich erkannt, als Sie vorhin bei ihr vorbeiging, und hat mich erucht, Sie zu ihr zu führen.“

„Ich stehe zu Befehl,“ erwiderte Arnold, neugierig dem Hausherrn folgend.

„Hier, gnädige Frau, bringe ich Ihnen den Gesuchten,“ sagte Herr von Lommers, vor einer in Mattrosa gekleideten Dame stehen bleibend, welche neben einer älteren in einer Ecke des Saales saß. Arnold blickte sich verbeugend, die Dame scharf an. Das Gesicht kam ihm bekannt vor; aber er konnte sich nicht erinnern, wo er sie bereits gesehen hatte.

„Ich sehe, Sie kennen mich nicht mehr, Herr Baron,“ begann die junge Frau, anmuthig die Begrüßung erwidern. „Entweder hat mich mein langer Aufenthalt in Paris gründlich verändert, oder Sie schreiben, gleich den frommen Türken, die von Ihnen erwiesenen Wohlthaten in den Sand und vergessen sie!“

„Von mir erwiesene Wohlthaten, gnädige Frau?“

„Gewiß! Erinnern Sie sich nicht mehr an meinen vor dem Kamele auf der Liefinger Brücke scheuenden Reptum und dessen Herrin, der Sie zum Abschiede den guten Rath ertheilten, in Zukunft nicht mehr im scharfen Trabe bergab zu fahren? Ich habe seitdem Ihre Ermahnung gewissenhaft befolgt!“

„Wahrhaftig, Sie sind die kühne Wagenlenkerin von Rodaun, deren Unerfrodenheit ich damals bewunderte!“ rief Arnold überrascht.

„Mit der Unerfrodenheit war es im Grunde nicht weit her, aber ich schämte mich, meine Angst zu zeigen! Doch gestatten Sie mir jetzt, Sie meiner Tante, der Baronin Etloff, vorzustellen. Baron Hildenberg, Legations-Secretär der bairischen Gesandtschaft.“

Während Arnold und Frau von Etloff die gewöhnlichen Begrüßungen tauschten, entfernte sich der vielbeschäftigte Hausherr, um, wie er sagte, dem Orchester das Zeichen zum Beginn der Quadrille zu geben.

„Ohne Zweifel sind Sie bereits zur Quadrille engagirt, gnädige Frau?“ fragte Arnold.

„Die Wahrheit zu sagen, befinde ich mich in dieser Beziehung heute in einer ähnlichen hilflosen Lage, wie damals bei Rodaun!“ erwiderte sie mit Laune. „Vor einigen Tagen sind wir von Paris hier angekommen, und vorgestern erhielten wir die Einladung der Frau von Lommers, einer alten Bekannten meiner Tante. Ich kenne nur wenige von den anwesenden Herren und diese wenigen zählen fast alle zu den Ball-Invaliden.“

„In diesem Falle darf ich Sie wohl um die Quadrille bitten?“

„Ich sehe, Sie wollen mich auf's Neue zu Danke verpflichten, Herr Baron, indem Sie sich einer Verlassenen annehmen,“ sagte sie lächelnd, indem sie sich erhob und seinen Arm nahm. „Ich fürchte jedoch, daß Sie mit Ihrer Partnerin wenig Ehre einlegen werden! Es sind nahezu zwei Jahre, daß ich die letzte Quadrille getanzt habe. Ich glaube fast, ich habe die Figuren vergessen!“

„So lange sind Sie allen Unterhaltungen fern geblieben?“

„Hat Ihnen Herr von Lommers nicht gesagt, daß ich seit anderthalb Jahren Witwe bin?“

„Witwe? So jung und schon Witwe?“ rief Arnold seine Tänzerin überrascht und mittheilsvoll ansehend. „Bei Gott! Ein herbes Geschick!“

Ueber das Antlitz der jungen Frau flog ein dunkler Schatten.

„Am so härter, Herr Baron, als ich wenige Monate nach meiner Trauung das Unglück hatte, meine Mutter zu verlieren. Meinen Vater habe ich kaum gekannt. Noch hatte ich mich von dem schweren Schlag nur wenig erholt, als sich bei meinem armen Manne die ersten Spuren des entsetzlichen Leidens zeigten, an dem die Weisheit der Aerzte zu Schanden ward und das ihn zwei Jahre später in's Grab führte. Sie begreifen, daß man unter solchen Umständen die Figuren der Quadrille leicht verlernen kann.“

„Gewiß! Und als ich Sie damals bei Rodaun traf, war Ihr Gatte bereits leidend?“

„Wir hatten auf Anrathen der Aerzte dort eine Villa gemiethet. Ich bin eine Ungarin; Reiten und Fahren sind meine Leidenschaft. Es war die einzige Zerstreuung, die ich mir gestatten konnte. Ich habe stets gefunden, daß körperliche Anstrengung, vielleicht auch eine kleine Gefahr, das beste Gegengewicht gegen seelische Leiden bietet.“

Arnold dachte an seine einsamen Gebirgswanderungen nach dem Abschiede von Ottilie. Die Gemeinsamkeit der Anschauung machte ihm die junge Frau interessant.

„Werden Sie nunmehr Ihren Aufenthalt in Wien nehmen?“ fragte er.

„Zunächst während des Winters. Im Sommer muß ich nach Ungarn gehen, um nachzusehen, wie es um meine Angelegenheiten steht. Es fiel mir schwer, mich von Paris zu trennen! Aber die leidigen Geschäfte fragen nicht nach den Regungen des Herzens!“

Die Quadrille war zu Ende. Arnold geleitete Frau von Kemeny nach ihrem Plage zurück.

(Schluß in nächster Nummer.)

Nachdruck verboten.

## Innere Schönheitsmittel.

Von Ottomar Beta.

„Mit vierzig Jahren ist man kein eigener Arzt oder ein Narr,“ hat irgend ein weiser Mann gesagt. Ich weiß nicht mehr, welcher. Kant war es nicht, aber er könnte es gewesen sein. Er schrieb eine Abhandlung über „die Macht des Gemüths“ und führte darin aus, in welcher Weise man sich durch den Willen gesund erhalten könnte. Warum nicht auch schön? Heinrich Ranke sagt etwas Aehnliches und hat es schelmischer Weise immer wieder als etwas Originelles in etwa hundert Stammbücher geschrieben: „Wolle glücklich sein und Du bist es.“ Noch einmal frage ich: Warum nicht auch schön?

Was ist denn Schönheit? Man analysire den Begriff: Glück und Gesundheit gepaart, auf dem Gesicht zu sehen, in Haltung, Gang und Bewegung sich ausprägend, aus den Augen strahlend, in der Stimme wiederklingend. Und ein Drittes kommt hinzu, welches sich im Verhalten zu unseren Mitmenschen kund thut: Herzengüte. Und auch diese letztere kann man sich angewöhnen, man kann sie sich abtrotzen. Man kann sich Geduldsproben auferlegen und als Sieger über Neid, Mißgunst, Störungen und Widrigkeiten aller Art hervorgehen. Ich kenne eine Dame, welche durch unablässige Nachsicht ein vergebliches und unachtsames Dienstmädchen dermaßen besänftigte, daß diese in kurzer Zeit sich in ein sorgloses und selbstthätiges, an Alles denkendes Wesen verwandelte. Man wird zugeben, daß diese Dame in den Augen ihres Dienstmädchens wie im Lichte der Verkörperung dastand, in einem Lichte, das den landläufigen Begriff der Häßlichkeit überhaupt illusorisch macht. Wir haben die großen Philosophen Sokrates, Kant und Schopenhauer als Bürgen dafür, daß die Macht des Gemüths und des Willens über nahende Krankheiten, über verüchtende Leidenschaftlichen Herr werden kann. Von Sokrates, dessen Ausspruch: „rede, damit ich Dich sehe,“ uns hierbei in's Gedächtniß kommt, wissen wir durch Ueberslieferung, daß er sich des Mangels physischer Vorzüge wohl bewußt war. Er selbst wies auf diesen Mangel spottend hin, obwohl derselbe bei den alten Griechen ein ungemein schwer wiegender war. Er erklärte, daß, nach seiner Physiognomie und Kopfbildung zu urtheilen, ihm die niedrigsten Triebe, selbst der Hang zum Diebstahl, inne wohnen müßten. Man kann sich den Glanz seines Auges denken, wenn er alsdann fortfuhr, auseinanderzusetzen, wie es ihm gelungen wäre, diese Welt angeborener Widrigkeiten niederzukämpfen, sich über die bösen Geister seines Innern zu erheben. Er sah in solchen Momenten unbedingt erhaben aus; erhaben ist schön. Und dieses dauernde Bewußtsein der Herrschaft über sich selbst muß schließlich bei ihm physiognomisch geworden sein und die körperliche Häßlichkeit vergessen gemacht haben.

Es ist nun wahrlich kein Nachtheil für die Menschheit, daß sie sich immer mehr von den kahlen Begriffen der antiken Schönheit emanzipirt. Wir merken das schon an dem naturalistischen Stil der Neuzeit. Es ist das ein Zeichen größerer Vergeistigung und einer reichhaltigeren Lebensvorstellung. Wir denken nicht mehr daran, wie die alten Lacedaemonier, einen verunstalteten Menschen, z. B. einen Lahmen oder Stumpfarmigen, für lebensunfähig zu halten. Im Gegentheil, wir meinen, daß ein Wesen, welches solche physischen Benachtheiligungen durch die Kraft des Geistes, der Geduld, des Willens überwindet, uns ein leuchtendes Beispiel giebt. J. J. Rousseau behauptet, wir dienen unseren Mitmenschen schon durch unsere bloße Existenz; um wie viel mehr dürfte dies der Fall, um wie viel verdienstlicher dürfte es also sein, wenn wir nicht bloß leben, sondern mit jedem Athenzuge, den wir thun, einen energischen Willen zum Leben bekunden, der sich unwillkürlich unseren vielleicht verdrossenen Mitmenschen mittheilt. Der Weg der Cultur führt zu einer immer höheren Schätzung des Einzelnen, — auch auf dem Boden der Nationalität, — und zu einer sich steigenden Pflege desselben. Der Ausbau nicht bloß der Gesellschaft, auch der der Existenz wird immer complicirter, künstlicher und deshalb immer vergeistigter. Die Hygiene, noch vor wenigen Jahrzehnten ein ziemlich unbekannter Begriff, ist bereits eine in die Alltäglichkeit eindringende Wissenschaft. Und so wie es eine physiologische Gesundheitspflege giebt, kennt man auch bereits, — namentlich den überhandnehmenden Nervenkrankheiten gegenüber, — eine psychologische Gesundheitspflege. Diese beruht nun ebenfalls auf Stärkung des Willens, des herzhafsten Vorsatzes, zu leben, zu kämpfen, zu überwinden. Wer sich nur auf Medicamente verläßt, der ist nicht weniger zu beklagen und ebenso unheilbar wie derjenige, der im Gefühle seiner Häßlichkeit oder feiner Servilität sich in ein Regime von äußeren Schönheitsmitteln verirrt. Alle Schminke, alle Schnürbrüste, alle Perücken, alle Polsterungen können ihm nicht helfen. Im Gegentheil, sie dienen der Welt nur als so viele Fingerzeige. Man merkt die Absicht und man wird verstimmt. Die Welt befindet sich eben auch in Bezug auf ihre Schönheitsbegriffe in einer Wandelung. Eins geht da mit dem Anderen Hand in Hand. Wie sie sich vom Joppe, vom Formelwesen, vom Gamafchen-dienste befreite, wie sie immer begieriger wird, den Inhalt der Dinge zu erforschen, wie sie selbst den Rekruten immer mehr auf sich selbst, seine eigene Erkenntniß und Entschliebung stellt, wie sie dem mechanischen Drill den freien Training gegenüberstellt, so lernt sie auch immer mehr von bloß äußerlicher und formaler Schönheit absehen und legt ein immer größeres Gewicht auf das erworbene Gut. Auch Schönheit ist zu erwerben auf dem Wege des Training, und zuvor durch Uebung des Willens, des Gemüths und ihrer Aeußerungen in Gang, Haltung, Sprache und Geberde. Preis den Frauen! Sie sind darin vorangegangen. Denn schon lange gilt es als ein Axiom, daß der Mann, um ihnen zu gefallen, nicht schön zu sein brauche, nicht schön im conventionellen Sinne des Wortes.



Wir sind darin schon so verwehnt, daß wir geneigt sind, eine Frau, die nach dieser Gattung von schönen Männern schmachtet, für ein wenig entartet zu halten. Und, unter uns gesagt, wir achten auch die Männer nicht hoch, welche der rein äußerlichen Frauenschönheit nachjagen.

Darum verzage nicht, wenn Dir der Spiegel vielleicht eine unangenehme Wahrheit sagt. Du hast einen Vorn der Schönheit in Deiner eizigen Seele. Aus diesem suche zu schöpfen und erquide die Menschheit.

Rachdruck verboten.

### Etwas vom Lachen.

Von Helene Stödl.

Ein Thier lacht. Wenn wir von Lachtauben, vom Lachen des Spottvogels oder gar von lachenden Hyänen hören, so wissen wir Alle, daß hier nicht von einem seelischen Vorgange, sondern nur von einer leichten Reizlichkeit der Stimme des betreffenden Thieres mit dem Lachen des Menschen die Rede sein kann. Das Lachen ist eine rein menschliche Eigenschaft. Es kennzeichnet aber nicht nur den Menschen als Menschen, es giebt auch die Eigenart des einzelnen Individuums in entscheidender Weise an. Ein Jeder lacht sein eigenes, für ihn charakteristisches Lachen; und wenn die feine Gesellschaft das laute Lachen überhaupt verpönt und nur das Lachen an bout des lèvres erlaubt, so thut sie dies eben, weil ihren festen Formen gegenüber das Herausretren der Individualität des Einzelnen keineswegs wünschenswerth erscheint.

Weit sicherer als aus der Sprache eines Menschen kann ein Minder aus dem Lachen auf Alter, Geschlecht und Charakter eines Menschen schließen.

Wie verschieden ist das Lachen des Menschen! Da ist das fröhliche, von Jauchzen und Schreien unterbrochene Lachen des Kindes, das einem das Herz warm macht und die Ohren schmerzen läßt, das Klichern des jungen Mädchens, gewöhnlich über ein Nichts oder ein dem Nichts verwandtes Etwas, das so anstehend und so unauffällig ist, daß selbst ein Erdbeben ein paar lachende Mädchen schwerlich zur Ruhe brächte. Da ist das schallende, sich ausschütten wollende Lachen des jungen Mannes, das meist eine ganz kleine Beimischung von Rohheit hat, das helle silberne Lachen der glücklichen, frohherzigen Frau, das tiefe, markige Lachen des Mannes, der sich diesen Luxus selten, dann aber um so gründlicher erlaubt, das behaglich stille Vorsichtslachen des Greises!

Und dazu die unzähligen Nebenarten!

Das endlose, weithin schallende Gelächter, womit Homer seine unsterblichen Götter den Olymp erschüttern läßt und das geräuschlose herzliche Lachen, das Cooper seinen Lederstrumpf lachen läßt, das laute, lawinenartig anwachsende Gelächter im Kreise lustiger Genossen, und das felsam klingende, schnell in sich selbst verthumende Lachen, das uns zuweilen überfällt, wenn wir allein sind, das Lachen über einen Scherz, einen Witz, — das Lachen, das Ironie oder Schadenfreude von unseren Lippen ertönen läßt, wie verschieden ist das eine vom anderen, welche eigene, bereite Sprache redet ein jedes!

Das Lachen, d. h. das offene, zwanglose Lachen, giebt wie nichts Anderes Einblick in die Seele des Menschen. Es giebt Menschen, die so gut, so herzlich zu lachen wissen, daß wir bereit sind, auf ihre Herzensgüte zu schwören, ohne auch nur ein Wort mit ihnen gewechselt zu haben. Gar manches Mädchen hat sich in das Herz seines Liebsten hinein, aber auch Mancher schon aus dem Herzen der Liebsten hinausgelaßt. „Wie kann man einen Menschen heirathen, der so lacht!“ sagte ein junges, uns bekanntes Mädchen, als sie befragt wurde, weshalb sie den Antrag eines jungen, wohl-situirten Mannes, den sie erst nicht ungern zu sehen schien, abgewiesen habe. Wenige verstanden ihre Antwort, aber die Zukunft gab ihr Recht. Viel leichter kann man durch seine Worte, als durch sein Lachen über seinen Charakter täuschen.

Es giebt keinen sichereren Gradmesser für die Bildung eines Menschen, als sein Lachen. Ein gebildetes und ein ungebildetes Lachen sind himmelweit von einander verschieden. Aber auch das wohlthätigste Lachen darf nicht zu oft wiederkehren. „Am vielen Lachen erkennt man den Narren,“ sagt schon das Sprichwort, und Goldsmith spricht bezeichnend von that constant laugh that speaks the vacant mind, dem fetten Lachen, das einen leeren Sinn verräth. Ein ewig lachender Mensch ist so unerträglich, wie Dumas' L'homme qui rit, dessen Zähne zu behändigem Lachen geformt sind.

Als intimste Seelenaßerung, als Quintessenz des Seins und Wesens eines Menschen ist unsere Erinnerung an sein Lachen oft so stark, ja härter, als die Erinnerung an ihn selbst. Wir hatten einen Freund, der uns theuer war, doch Zeit und Raum trennen trennen zwischen ihm und uns. Allmählig erblähte sein Bild in unserer Seele, wir haben ihn vergessen. Da trifft ein Lachen unser Ohr, ein Lachen gleich dem, das wir einst an ihm liebten, und plötzlich steht sein Bild in greifbarer Deutlichkeit vor uns.

Es ist ein fein psychologischer Zug, daß Ohnet, dessen schriftstellerische Thätigkeit wir sonst nicht besonders schätzen, in einer seiner Novellen den Gatten, der seine Frau, die er jahrelang mit Aufbietung all seines Scharfsinns vergebens gesucht hat, an dem hellen Lachen erkennen läßt, das flüchtig aus einem vorüberfahrenden Wagen an sein Ohr schlägt.

Kein schärferer Schmerz, als ein geliebtes, süßes Lachen für immer verstummt zu wissen!

Wird man im Himmel lachen? Wer wollte die Frage bejahen, und doch gehört das Lachen als unveräußerlicher Theil zu den Menschen, die wir lieben. Wer je ein glücklich lachendes und diese Glückseligkeit in sein Herz hinüberlachendes Wesen verlor, ein Kind, eine Braut, eine junge Schwester, der wird die Bitterkeit des Schmerzes verstehen, mit dem der Dichter ruft:

„Und Wiederseh'n! Was soll ein Wiederseh'n,  
Wenn wir zusammen Hosianna singen,  
Und ich Dein Lachen nicht mehr hören kann?  
Dein Lachen, Deine Sprache, Deinen Trost!“

Rachdruck verboten.

### Unsere Vornamen.

Von L. Franz.

Mit dem Vornamen ist es ein eigen Ding. Einmal uns zuertheilt, bleibt er, wie Alles, was uns angeboren ist, an uns haften. Er stempelt uns zum Individuum. Daher ist seine Wahl Grund zu ersten Erwägungen in der Familie, sobald ein neuer Weltbürger das Licht der Welt erblickt hat. Wie man erzählt, soll dieselbe sogar oft schon vor dem Eintreten des wichtigen Ereignisses Anlaß zu keinen Zerwürf-nissen geworden sein. Wahl macht Qual, und die Verantwortung ist groß.

Wir dürfen uns heute nicht mehr die Freiheit nehmen, unseren Namen selbständig abzuändern, wie man dies zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts beliebte. So nannte sich z. B. Napoleon's I. Schwester, welche die Namen Maria Anna in der Taufe erhalten hatte, später Elisa, und der unvergeßliche Karl Theodor Körner, der als Kind Karl gerufen wurde, schrieb sich selbst in der Folge nur Theodor. Goethe erzählt in den „Wahlverwandtschaften“ das Beispiel, daß Freunde aus Schwärzerei ihre Namen mit einander wechselten, Jean Paul einen gleichen Fall in seinem „Siebenkäs“.

Während der Vater wohl einem Gedanken folgt, dem er in dem Namen seines Kindes Ausdruck geben will, wird in den weitaus meisten Fällen die Mutter da, wo nicht die Pietät miltpricht, den Wohlklang und die herrschende Geschmads-richtung entscheiden lassen. Ohne Frage hat jeder Name von Haus aus seine Bedeutung, und es wirkt unwiderstehlich komisch, wenn dieser sich durchaus nicht mit dem Träger desselben decken will.

Die alten Deutschen, welche noch mit den Thieren der Urwälder um ihre Existenz zu kämpfen hatten, und welchen als diesem Grunde Kraft, Kühnheit und Gewandtheit als das Höchste galten, wählten ihren Söhnen nichts Besseres als die Eigenschaften ihrer vierfüßigen Gegner zu wünschen. Daher die Namen Wolfgang, Wolfhard, Oberhard u. s. w. Oft fügten sie auch den Namen eines Thieres dem eigentlichen Rufnamen bei, wie Wolfdietrich und Raabodo. Kampf und Sieg sicherten einen Sitz in Walhalla, also nannte man die Söhne auch wohl Hadubrand (Hadersbrand), Runo (der Kühne), Siegmund, Siegfried und Siegwart, und die Töchter Sieglinde oder Gertrud von Ger, der Speer.

Spätere, sanftere und mildere Geschlechter riefen ihren Kindern gern einen frommen Wunsch bei der Taufe zu. Da haben wir Gottlieb, Traugott, Leberecht u. s. f. Namen, die heut-zutage für veraltet, ja oft für lächerlich gelten und sich häufig zu Typen gestaltet haben. Doch nicht nur Individuen, sondern ganze Völker werden mit Vornamen belegt, welche sie per-ionisiren sollen. Wer kennt nicht den „deutschen Michel“! Der Engländer heißt im Volksmunde „John Bull“, der Amerikaner „Bruder Jonathan“, der Chinese in Amerika schlechweg „John“.

Uebrigens wird es nicht überall den Eltern gleich schwer gemacht, für ihr Kind einen Namen wählen zu müssen. Viel-fach, namentlich in katholischen Gegenden, richtet man sich nach dem Kalender. Doch kann allzu buchstäbliche Befolgung dieser Sitte zu Eigenthümlichkeiten führen. So heißt einer unserer originellsten, tiefempfindendsten und allgemein beliebten Schrift-steller mit Vornamen Petri Kettenfeier.

In manchen Ländern giebt es für die Vornamen gewisse herrschende Gesetze. So heißt in Schleswig-Holstein der Sohn gewöhnlich nach seinem Vater, an dessen Vornamen die Silbe „sen“ angehängt wird. Heißt z. B. der Vater Peter Hansen, so nennt sich der Sohn Hans Peteresen, dessen Sohn heißt dann wieder Peter Hansen u. s. f. Aehnlich ist es in Dänemark und in Scandinavien. Auch in Rußland findet ein derartiger Brauch statt. Wenigstens trägt jedes Kind außer dem Tauf- und Familiennamen, noch den Vornamen des Vaters mit der Endung Sohn oder Tochter. Die Söhne eines Nikolaus heißen sämtlich Nikolajewitsch, seine Töchter Nikolajewna und werden im vertraulichen Gespräch nur mit ihrem Vornamen und dem Vornamen ihres Vaters angedredt, z. B. Olga Iwanowna und Peter Alexjewitsch.

In England ist es gestattet, dem Täufling nicht nur den Vor-, sondern auch den Familiennamen des Vaters beizulegen, den derselbe neben seinem eigenen Vor- und Familiennamen wie einen zweiten Taufnamen führt. Alttestamentarische Namen, bei uns Deutschen ungewöhnlich, sind bei Engländern und Amerikanern sehr beliebt, und zwar wählt man nicht etwa nur die jedem Kinde aus der Bibel geläufigen, sondern es gehört oft eine recht genaue Kenntniß der heiligen Schrift dazu, um sich der ersten Repräsentanten jener Namen zu erinnern.

In Griechenland leben heute noch dieselben Namen wie vor Jahrtausenden. Der Reisende ist überrascht, seine Walschrau Heluba, seinen Stiefelpußer Agamemnon und seinen Barbier Odysseus rufen zu hören.

Leicht machten es sich die alten Römer. Sie benannten ihre Kinder oft nur mit Nummern. Einen Tertius, Septimus, Octavius lernt man aus dem frühesten Geschichtsunterricht kennen. Die Töchter bekamen nur eine weibliche Endsilbe zum Namen ihres Vaters. Des Virginus Tochter hieß Vir-ginia, des Claudius Claudia; in ähnlicher Weise pflegen wir Ernst in Ernestine, Albert in Albertine umzuwandeln.

Es stammt noch von der ausgesprochenen Vorliebe der Deut-schen im vorigen Jahrhundert für französische Sitten und Sprache her, daß die Endung „ine“ sich auch bei uns einge-bürgert hat. Jetzt liebt man es, statt Caroline Carola, statt Ernestine Erna zu sagen, und all die Minchen, Tindchen, Lindchen verschwinden gegenwärtig von unseren Namen-registern.

Das lamische, lustige, neckische Ding, die Mode, hat sich Gebiete erobert, die ihm ursprünglich sehr fern liegen. Nicht nur in früherer Zeit, auch jetzt noch werden Gestalten aus irgend einem beliebigen Roman, einer Oper plötzlich modern. Als die Ritter-Romane auftauchten hießen die Kinder nach deren Helden Lancelot, Parcival u. s. w., ebenso wie heute noch viele Franzosen sich die Vornamen für ihre Kinder aus der griechischen Heldenage wählen. In jenem Jahre, in welchem Bernhadin von St. Pierre's Roman „Paul und Virginie“ er-schien und von Alt wie Jung mit Nahrung gelesen wurde, taufte man in Frankreich die meisten Kinder nach dem Helden und der Heldin dieser Geschichte. Es ist nachgewiesen worden, daß bei uns der Vorname Elia zugleich mit der Oper Lohen-grin allgemein beliebt wurde, und eine Fülle von Eckehards tauchten auf, als Schöpfung uns das Bild des gelehrten Mönchs von St. Gallen gezeichnet hatte.

Die Abfäzungen und Rosenamen gelangen oft zur Selbst-

ständigheit, wie Elise, Fritz, Göt, Hans. Aber wohl kein Name ist mehr Verwandlungen unterworfen, als der allbeliebte Eli-sabeth. Von ihm finden wir abgeleitet: Lisette, Lisa, Lisbeth, Elisabeth, Elsa, Ilse, Ella, Elli, Lili, Betty und noch ein weiteres halbes Duzend oft recht capriciöser Schmeichelnamen.

Rachdruck verboten.

### Aus der Stockholmer Gesellschaft.

Stockholm, im März 1888.

Erst im Spätherbst kehrt die vornehme Welt aus den Bädern des In- und Auslandes oder von ihren malerisch schön gelegenen Sommer-Villen in den Säleren nach der Residenz zurück. Kaum ist sie in ihren alten Räumen wieder heimisch geworden, hat alle Freunde begrüßt und neue Bekanntschaften gemacht, so steht das Weihnachtsfest vor der Thüre, welches hier zu Lande innerhalb der Familien vielleicht mehr und schöner als anderswo gefeiert wird. Fast alle Festlichkeiten, welche in dieser Zeit stattfinden, tragen den Charakter von Familienfesten und lassen das eigentliche Ge-sellschaftsleben nicht recht aufkommen. In den richtigen Zug kommt dieses erst nach dem großen Hofballe am Geburtstage König Oskars, mit dem die Ballaison gewissermaßen eröffnet wird. Von da ab folgt eine Reihe von größeren Ballen, unter denen sich besonders zwei, der Ball des Amaranther- und der des Innocence-Ordens durch Großartigkeit der An-ordnungen und Schönheit der Toiletten auszeichnen.

Zu dem diesjährigen Hofball ergingen über zweitausend Einladungen, jedoch war die Anzahl der Gäste bedeutend größer, da jeder, wenn auch nur zufällig in Stockholm weilende Offizier ohne besondere Einladung Zutritt hat. Schon von halb neun Uhr an sammelten sich die Gäste im könig-lichen Schlosse und wurden am Eingange des sogenannten Studsaales vom ersten Hofmarschall, Grafen Rosen, empfangen. Etwas nach halb zehn Uhr erschien die königliche Familie unter Vorantritt der aufwartenden Damen und Herren. Der König, eine große, schlanke, ernsthaft und doch wohlwollend blickende Erscheinung, trug eine Generals-Uniform mit brillan-tirten Orden, der Kronprinz die geschmackvolle, dunkelblaue, mit goldenen Schnüren reich versehene Generals-Uniform seines Husaren-Regimentes. Prinz Oskar, der zweite Sohn des Königs, hatte die Uniform der Marine und Prinz Carl die Keilsame, hellblaue, mit weißer Brust und Silberknöpfen be-setzte, an die preussischen Uniformen erinnernde Uniform der Leibgarde zu Pferde angelegt. Die Kronprinzessin Victoria, wie bekannt die Enkeltochter des höchstseligen deutschen Kaisers, war äußerst geschmackvoll gekleidet. Sie erschien in einer Toilette aus matten rosa Sammetbrocat, garnirt mit Bouquettes aus Rosen und Diamanten und einer aus Seidentüll mit Gold und Sil-berfäden überfüllten Draperie. Im Haar trug sie eine Aigrette aus rosafarbenen Federn und ein mit Brillanten und Saphiren besetztes Diadem, am Halse ein mit gleichen Steinen verziertes Collier. Außerdem schmückte sie das Band des portugiesischen Isabella-Ordens, einige kleinere Orden und das mit Brillanten eingefasste Bildniß König Oskars.

Nachdem die hohen Herrschaften durch die große Gallerie und die angrenzenden Zimmer in den weißen Saal (Holta halvet, das weiße Meer) gelangt waren, begrüßten sie das diplomatische Corps, und dann begann das Tanzen. Der schöne, neu restaurirte Saal bot in der elektrischen Beleuchtung einen überaus prachtvollen Anblick dar. An der einen Lan-gseite war die königliche Estrade angebracht, deren Wandbe-leidung aus einer Draperie von blauem Sammet bestand, überhärt mit kleinen goldenen Kronen und besetzt mit Hermelin. Ueber dem Ganzen prangte die königliche Krone und das in Farben ausgeführte Reichswappen.

Der König theilte sich mit Ausnahme einer Française, die er mit der Kronprinzessin tanzte, nicht an den Tänzen. Die Kronprinzessin dagegen tanzte jeden Tanz, und zum Theil thaten dies auch die Prinzen.

Verschiedene Büffets mit reichlichen Erfrischungen aller Art waren hier und dort angeordnet; besonders schön war das Büffet im großen Vestibül, wo hochstämmige Gewächse und Blu-men gruppiert waren, ein Arrangement, das sich in der Beleuchtung von zwei gewaltig großen Armleuchtern wundervoll ausnahm. Man tanzte sehr lebhaft bis halb zwölf Uhr, um welche Zeit das Abendessen gereicht wurde. Die königliche Familie, die Minister, das diplomatische Corps und noch andere hohe Würden-träger soupirten in den Eßsälen der Königin, die sich Schwäche halber nach überstandener Krankheit nicht an dem Hofballe theilnehmen konnte. Für die tanzenden Damen und Herren war in der Fremden-Wohnung gedeckt, die übrigen Gäste speiseten in den Ordenssälen. An allen Tischen wurden unter großem Beifalle Toaste auf die Gesundheit des Königs aus-gesprochen.

Nach dem Souper wurde der Cotillon getanzt, welchem man diesmal mit großer Spannung entgegen sah, da man gehört, daß Prinz Oskar diesen Tanz mit dem Hofräulein Ebba von Mund, seiner Braut, tanzen werde. Die sich dafür Interessirenden konnten ihre Neugierde auch genugsam be-friedigen, da Prinz Oskar mit seiner Tänzerin auf der könig-lichen Estrade, links vom Kronprinzen und dessen Tänzerin Platz genommen hatte. Die jungen Brautleute tanzten nur wenig, unterhielten sich aber desto lebhafter.

Wie oben gesagt, folgen auf diesen Ball Fest auf Fest, von denen die vorher genannten großen Ordens-Bälle beson-ders hervorzuheben sind. Beide Orden, sowohl der Amaran-ther wie die Innocence, feierten ihr Stiftungsfest dies Jahr im großen Börsensaale. Bei beiden Gelegenheiten waren die Treppen mit Teppichen belegt und sonst auf's Schönste decorirt; man schritt förmlich durch einen Wald von Tannen und Wach-holdern.

Der Amaranther-Orden, dessen Stifterin die Königin Christina von Schweden ist, hatte ihr zu Ehren an der einen Langseite des großen, mit hohen Spiegeln und lebenden Ge-wächsen decorirten Tanzsaales ihre Büste, mit dem Bande des Amaranther-Ordens geschmückt und von Blattgewächsen und Blumen umgeben, aufgestellt.

Für die königliche Familie war eine besondere Estrade mit Spiegeln und Baum-Gruppen im Hintergrunde errichtet worden. Um halb neun Uhr fand die Aufnahme der neuzutretenden Da-men und Herren statt, und zwar durch den Großmeister des Ordens, den Oberkammerherrn Grafen von Platen, die Groß-meisterin Gräfin Jeanne von Rosen und den übrigen mit der Leitung des Festes betrauten Mitglieder.

Unmittelbar nach dieser Aufnahme begann der Ball mit





Im Frühling. Von Otto Strübel. — Siehe Seite 78.



einer Polonaise. Nach dem darauf folgenden Walzer erschienen der Kronprinz und die Kronprinzessin, letztere in hochrothe Seide und crèmesfarbenen Taill mit echtem Feder-Belag geleidet. Kurz darauf erschien auch unter den Klängen der schwedischen National-Hymne der König mit den beiden Prinzen Oskar und Carl. Nach der Ankunft der königlichen Familie wurde unter lebhafter Beihilfung der Kronprinzessin und der Prinzen weiter getanzt. Schon vor dem Abendessen, welches um halb zwölf Uhr stattfand, zogen sich der König und Prinz Oskar zurück; das Kronprinzliche Paar dagegen und Prinz Carl verließen den Ball erst unmittelbar vor dem auf das Abendessen folgenden Coillon.

Der Ball des Innocence Ordens gleicht im Großen und Ganzen dem soeben beschriebenen und dürfte sich nur insofern von diesem unterscheiden, als er einen vielleicht weniger exklusiven Charakter trägt und ausschließlich Stockholmer Gesellschaft vereinigt. Auch dieser Ball wurde von dem königlichen Hofe besucht. Obgleich Alles, was Stockholm an Geburt und Reichthum Hervorragendes aufzuweisen hat, an diesem Balle theilzunehmen pflegt, so waren bei dem diesjährigen Stiftungsfeste die Toiletten im Allgemeinen einfacher, als man sie sonst auf den Festen der großen Welt zu sehen gewöhnt ist.

Die Fluth der Gesellschaften hat in diesem Jahre auch hier durch den Tod des Prinzen Ludwig von Baden und in noch höherem Grade durch das Ableben des Kaisers Wilhelm großen Abbruch gelitten, da mehrere bei Hofe in Aussicht genommene Feste durch die Hoftrauer aufgehoben wurden und die ganze Gesellschaft in den höheren Kreisen durch die Abwesenheit der Kronprinzlichen Familie wie der königlichen Prinzen ihren größten Zauber eingebüßt hat.

## Verschiedenes

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**In der Friedrichstraße zu Berlin.** Von P. Bauer. Siehe das Bild, Seite 73. — Es giebt der sonderbaren Existenzen gar viele in einer Weltstadt. Wo die Bogen des Lebens so hoch gehen, scheitert manches Lebensschifflein, und es ist nicht immer die Schuld des Steuermannes, wenn er keinen Hafen findet, in dem er ruhig anlegen kann. Auch unserem Straßenverkäufer hat sicher mancher Wind um die Nase geweht, und viele Schicksale haben ihre Furchen in seine Züge gegraben. Aber er hat den Kopf immer oben behalten, — das lieft man in seinen lustigen Augen. Wenn er seine Carnevals-Figuren in die Höhe schnellen läßt, so macht er einen Scherz dazu, der bei den Vorübergehenden mehr Aufmerksamkeit erregt, als seine Puppen mit ihren grell gemalten Gesichtern. Es ist ihm nicht an der Wiege gesungen worden, daß er sich einst seinen Lebensunterhalt auf diese Weise erwerben würde. Wer kann sagen, was ihn aus seiner ruhigen Lebensbahn geworfen und auf die Straße getrieben hat? — Er selbst schweigt darüber. Vielleicht war er ein geachteter kleiner Kaufmann, den Unglück aus seinem Geschäft trieb, vielleicht ein fleißiger Handwerker, der keine Arbeit fand, vielleicht, — doch es giebt der Möglichkeiten unzählige, wie sich ja das Heer der in einer Weltstadt auf falsche und ähnliche Weise um ihre Existenz kämpfenden aus allen Ständen rekrutirt. Ehre denen, die ohne eigenes Verschulden in diese Lage gerathen, sich langsam wieder emporarbeiten und nicht von Stufe zu Stufe weiter sinken.

**Im Frühling.** Von Otto Strüßel. Siehe das Bild, Seite 77. — Er hat lange auf sich warten lassen, der Lenz, der holde Knabe; aber endlich hat er doch siegreich seinen Einzug gehalten und den Winter vertrieben. Ein warmer Westwind fährt durch das Land, die Knospen schwellen an Baum und Strauch, und in saftigem Grün sprießt das Gras. Da treibt der alte Schäfer seine Herde zum ersten Male nach langen Winter-Monaten aus dem dumpfen Stalle auf die Weide, und der Bauer fährt mit seinem Ochsengepann auf das Feld hinaus, die Frühjahrs-Bestellung in Angriff zu nehmen. Wo lange, lange der Schnee sein weißes Leichentuch über die Erde gebreitet hatte, regt sich überall neues Leben, und aus tausend Vogelneulen schallt das Jubellicke: „Der Frühling ist da.“

## Sündtseuerbliches

Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche gesetzlich geschützt sind.

Die Kunststickerei auf der Vaticanischen Ausstellung. — Seit dem Anfange dieses Jahres beherbergt der Vatican eine ganz eigenthümliche Weltausstellung, welche wieder einmal, wie vor Jahrhunderten, Rom als den Mittelpunkt weithinstrahlender Cultur-Interessen zeigt. Diese Ausstellung von sehr erheblichem Umfange enthält nichts als Geschenke, welche dem Papste Leo XIII. bei Gelegenheit seines Priester-Jubiläums am 31. December 1887 gewidmet worden sind. Ganz überwiegend sind daher die Gegenstände kirchlichen Charakters, wenn es auch nicht an rein weltlichen Stücken fehlt, welche mehr dem Souverän als dem Priester gelten, oder welche lediglich in naiver Freude an der eigenen Leistungsfähigkeit dorthin gestiftet sind. Für alle Fragen, welche die moderne Kunst betreffen, bietet die Ausstellung ein Studienfeld ersten Ranges. Dieselbe enthält die edelsten Kostbarkeiten, welche menschlicher Reichthum und höchstgezügelter Kunstfleiß herzustellen vermögen, daneben aber auch die Arbeiten miltleren und selbst geringsten Kunstvermögens.

Es war bekannt gegeben, daß der Papst die eingehenden Geschenke zu Stiftungen für bedürftige Kirchen bestimmt habe, und es zogen es daher viele Gemeinden vor, statt eines einzelnen, besonders kostbaren Stückes lieber ein Duzend oder gar ein Hundert schlichter Gebrauchsstücke zu übersenden. Somit kommt auf dieser Ausstellung die einfache Gebrauchsware aller Länder zur vollen Entfaltung, während andere Ausstellungen immer nur ausgewählte Parastücke vorführen. Ferner kommt zur Geltung die Privatthätigkeit, welche gerade in diesem Falle sich mit hingebender Liebe an der Arbeit betheiligt hat.

Eine ganz besondere Wichtigkeit hat diese Ausstellung für das Gebiet der Kunststickerei, welche schwerlich je vorher in gleicher Vielfältigkeit aus allen Theilen der Welt an einer Stelle zusammengeführt worden ist, sodas man erstlich Nähe

hat, sich durch die unendlichen Massen hindurchzuwinden. Bei den Weltausstellungen nach gewöhnlichem Zuschnitt ist es fast unmöglich, besonders kostbare Stücke von Nadel-Arbeit in größerer Anzahl vorzuzeigen. Eine Stickerei in farbigem Material büßt während der sechs Monate, welche eine Weltausstellung zu dauern pflegt, so viel an Farbenglanz und Frische ein, daß sie unverkäuflich wird. Es werden daher nur die größten Ateliers, welche sich ihren Ruhm ein tüchtiges Stück Geld kosten lassen können, bereit sein, einige Probestücke zur Ausstellung zu schicken. Auf Gegenstände des Privatbesitzes darf man vollends nicht rechnen. Hier im Vatican dagegen ist gerade die Nadel-Arbeit in allerhöchster Vielfältigkeit vertreten. Innerhalb mancher Aufgaben, welche sich im Privathause mit mäßigen Mitteln lösen lassen, ist eine wahre Sündfluth eingetreten; die Kissen zum Knien am Altar bilden ein wahres Museum jeglicher Technik, jeglichen Geschmades; die gestickten Pantoffeln jeglichen Werthes zählen nach Tausenden, und so fort durch die Kleiderstücke und alle kleineren Gegenstände kirchlichen Gebrauchs.

Man kann verfolgen, wie die Stilrichtungen der verschiedenen Länder, deren Gaben in geordneten Sälen ausgestellt sind, die Gestalt der Nadelarbeiten beeinflussen, wie neben dem geregelten Kunstbetrieb ein harmlos wilder Dilettantismus, der bis in die höchsten Kreise hineinreicht, sein erstaunlich breites Feld behauptet.

Ein wie großes Arbeitsgebiet der katholische Kultus der Stickerei bietet, braucht im Einzelnen kaum erwähnt zu werden. Es handelt sich ja nicht nur um den Hauptaltar mit seinen Decken, Behängen und Baldachinen, sondern auch um das Ornat der Priester, die Caseln, Levitenröcke mit allem Zubehör, dann um die Hüllen und Decken für den Kelch und die ionitigen Altargeräthe, schließlich um den Bodenteppich, den Dienst an Nebenaltären und der Sakristei, und das Alles in verschiedenen Formen und Farben geregelt nach dem Charakter der verschiedenen Feste. Kaum irgend eines der hierzu nöthigen Stücke wird lediglich der schablonhaft arbeitenden Maschine überlassen, für Jedes wird die liebevolle Sorgfalt künstlerischer Handarbeit in Anspruch genommen; Jedes hat seine Bedeutung im kirchlichen Sinne und will doch zugleich eine decorative Wirkung erzielen.

Wenn diese Arbeiten im Mittelalter vornehmlich in den Klöstern ihren Sitz hatten, so gingen sie doch später vielfach in bürgerliche Thätigkeit hinaus; Wirker und Sticker hatten bereits im 15. Jahrhundert einen zumstimmigen Betrieb, der die Frauenarbeit in den betreffenden Zweigen einschränkte. Von einem Unterschiede zwischen kirchlicher und weltlicher Stickerei war bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts nicht die Rede; wenn auch die Wahl der eingestickten bildlichen Darstellungen eine verschiedene war, so blieben doch Formbehandlung, Farbe, Technik und das ganze breite Gebiet des Ornaments dasselbe für Kirche und Welt. Die Sitte, das Brautgewand in die Kirche zu stiften, ist hierfür charakteristisch; die Brautgewänder waren aber bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts Staatsroben aus bunten Seidenstoffen, unter Umständen mit reichster Silber- oder Goldstickerei. Noch Maria Theresia schenkte ihre abgelegten Courchleppen an die Kirchen, um Paramente daraus herstellen zu lassen.

In unserem Jahrhundert mußte bei uns im Norden, wo die Revolution und die Kriege jegliche Tradition zerstört hatten, alle künstlerische Arbeit neu beginnen. Wir wissen, einen wie durchgreifenden Einfluß auf dem Gebiete des Paramentenwesens die katholische Geisteslichkeit Deutschlands ausgeübt hat. Die Klöster zum armen Kinde Jesu, Paramenten-Vereine und andere Verbände arbeiteten nach mittelalterlichen Vorbildern und in Wiederaufnahme der alten, in Verfall gerathenen Techniken. Diese erziehlische Arbeit kommt in der deutschen Abtheilung der Vaticanischen Ausstellung in würdiger Weise zur Geltung. Keine andere Abtheilung ist in ihren Stickereien so einheitlich, so ernst und gewissenhaft, als die deutsche. Aber der Erfolg dieses Bestrebens kommt zumeist einem bescheidenen Gebiete, dem der Leinenstickerei, zu Gute. Hier wird mit dem Material, das an sich keinen Werth besitzt, durch

Fleiß und gute Muster Vorzügliches geleistet. Dagegen reicht die etwas spitzige Behandlungsweise der Muster nicht hin, sobald die Seidenstickerei in Frage kommt. Die einzelnen Priestergewänder der deutschen Abtheilung sind, einzeln genommen, gut gezeichnet, aber den Arbeiten als Gruppe fehlt die breite decorative Wirkung, auf welche es doch ankommt,



Mitra, vom Kaiser Wilhelm zum Priester-Jubiläum des Papstes gespendet.

wenn die Gestalt des Priesters am Altar weithin leuchtend aus der Dämmerung des Kirchengewölbes herausgehoben werden soll.

Im Gegensatz zu den deutschen Caseln erscheinen die französischen und italienischen stillos, ja gelegentlich brutal in der Zeichnung, aber die gewollte Wirkung wird durch dieses kräftige, bunte Rankenwerk in viel höherem Grade erzielt. Man würt hier die Kraft der Tradition, welche sich durch feinerer stilistische Bedenken hat stören lassen und das ungebrochene, handwerksmäßige Geschick besitzt.

Fast alle italienischen Arbeiten sind in Barockformen, aber nicht in neuerlich aufgenommenen, wie einige Münchener Stücke, sondern in einer willkürlichen Mischung der überlieferten Elemente. Kommt in diesen fruchtbaren Boden dann einmal eine wirklich künstlerische Zeichnung, wie in der Casel, welche das Domkapitel von S. Giovanni im Lateran gewidmet hat, so werden Wirkungen erzielt, wie bei den besten Stücken alter Kunst.

Wertwürdiger Weise bewegt sich auch die Mitra, welche der deutsche Kaiser gespendet hat, auf ähnlichem Wege, wenn auch nicht in gleich sicherer Beherrschung der Formen. Diese Mitra, welche gar nicht an das erinnert, was Berlin sonst hervorzubringen pflegt, ist trotzdem rein Berliner Arbeit aus dem rühmlichst bekannten Kunst-Institut von Bessert-Kittelbeck. Das mit werthvollen Steinen reich besetzte Stück bildet in dem, für die Geschenke der Souveräne hergerichteten Ehrensaal die Mitte des Aufbaues, welcher die eigentlichen Pretiosen umfaßt. Die Goldstickerei, welche in Deutschland vereinzelt auftritt, bildet in Italien die Grundlage und wird in altüberlieferter Weise ganz virtuos gehandhabt. Ebenso hat sie sich in Spanien erhalten, fast noch mehr in den überseeischen Ländern altspanischer Cultur, deren ganz neue Arbeiten von den Modebildern des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts um keiner Nadel Breite abweichen.

Frankreich, welches in der edlen Metallarbeit die Führung besitzt, hat innerhalb der Stickereien kein einheitliches Gepräge; vielfach herrscht ein wilder Naturalismus, die Barockformen stehen nicht so fest in der Tradition wie in Italien; die strengere Stil-Bewegung der Neuzeit hat nur vereinzelt Erfolge aufzuweisen; die Teppiche dieser Abtheilung sind von kolossalem Umfange; manche stellen große Gemälde dar, aber



Casel, vom Domkapitel von S. Giovanni im Lateran dem Papst zu dessen Priester-Jubiläum gewidmet.



fast alle leiden an dem Uebelstande, daß sie wie Plafonds componirt sind, mit schweren Mäandern, Eckstücken und leichtem Mittelfeld. In der deutschen Abtheilung sind dagegen die Teppiche zumeist verständig, entweder nach altorientalischen Mustern oder nach altmittelalterlichen Rosetten (Teppich von Würzburg), deren strenge Formen sich ohne Gewaltthätigkeit in die ornamentale Stickerei selbst in den Kreuzstich überführen lassen. Man sollte auf diese Vorbilder mehr achten, als bis jetzt gechehen ist; aus Italien zeigt das Beispiel der Stickereien aus Monreale, welche sich an die byzantinisch-normannischen Rosetten des zwölften Jahrhunderts halten, wie Gutes sich auf diesem Wege erzielen läßt.

Auf die vorzüglichen Arbeiten, welche unter der Leitung des österreichischen Museums hergestellt sind, sowie auf das merkwürdigste Stück der französischen Abtheilung, die dreifache Krone des Papstes, kommen wir noch an der Hand der Abbildungen zurück.

Julius Lessing.

# Aus der Frauenwelt

**Schwerin.** — Die einzige noch lebende Schwester des hochseligen Kaisers Wilhelm, Großherzogin-Mutter Alexandrine von Mecklenburg-Schwerin, hat sich zu einem längeren Aufenthalt nach Meran begeben. Kaiser Friedrich hatte seiner erkrankten Tante seinen Salonwagen zur Verfügung gestellt, in welchem die hohe Frau den Weg von Schwerin nach Meran, mit einem Nacht-Quartier in Innsbruck, in zwei Tagen zurücklegte.

**Wien.** — Königin Marie von Hannover feierte am 14. April ihren hiesigen Geburtstag. Die Fürstin, 1818 als Tochter des Herzogs Josef von Sachsen-Altenburg geboren, vermählte sich am 18. Februar 1843 mit dem im Jahre 1871 verstorbenen König Georg V. von Hannover.

**Newyork.** — Ueber amerikanische Erfindungen hat man aus den Archiven des nordamerikanischen Patentamtes nachfolgende Thatfachen gesammelt, welche bezogen, wie lebhaft dort das weibliche Geschlecht am öffentlichen Leben theilnimmt und selbst auf technischem Gebiet den Männern den Rang streitig zu machen sucht. Nicht weniger als neunhundert Patente haben Frauen erhalten, und außerdem sollen, wie ein Fachmann berichtet, noch viele Männern erteilte Patente den Anregungen von Frauen zu verdanken sein. Besonders auffallen muß es, daß der erfindungsreiche weibliche Geist so oft Gebiete aufsucht, die dem Frauenleben ganz fern liegen. Das unterirdische Teleskop rührt her von einer Frau in Newyork, eine Panzerung für Kriegsschiffe von Frau Montgomery, ein Fräulein Gosham hat eine neue Kanone erfunden! Eine Dame in Baltimore will die Kuppelung von Bahnwagen, die andere die Straßenbahn-Gelände verbessern. Frau Beachery erfand ein Rettungsbrot für Schiffbrüchige, Frau Tanney von Pennsylvania eine Vorrichtung zur Hebung gesunkener Schiffe, Fräulein Bird erfand eine neue Dampfmaschine, Frau Coston ein pyrotechnisches Nachtsignal, Frau Beaumont von Ohio ein anderes Rettungsbrot. Viele an Frauen verliehene Patente schlagen aber auch in den weiblichen Wirkungskreis ein, wie eine von einer Näherin verbesserte Nähmaschine, die in einer Handtasche tragbar und an jedem Tisch anzuschrauben ist.

**Kansas.** — Im fernen Westen des Staates Kansas befindet sich eine Stadt, die in Bezug auf Vocalverwaltung wohl einzig dasteht. Sie wird gänzlich von Frauen regiert. Sie heißt Stracrus und ist der Hauptort der Hamilton County, die an Colorado angrenzt. Noch vor wenigen Jahren war es eine der am übelsten verachteten Grenzstädte, ein Stelldichein für Cowboys und Hagarspieler; die Hälfte der Stadt bestand aus Gasthäusern, wo hoch gespielt, tief getrunken und viel geschossen wurde. Mann ein Tag verging, ohne daß Streitigkeiten ausbrachen, die unfehlbar mit Revolvergeschüssen beendet wurden. Niemand dachte daran, den Thäter zu verhaften, wenn ein Mord begangen war; die Leiche wurde in eine tiefe Schlucht getragen, und kein Hahn krächte darnach. Seit das Frauenregiment dort eingezogen ist, hat sich die Scene geändert. Die Trinksalons und Spielhallen sind verschwunden. Freilich ist diese Umwandlung nicht gänzlich dem ausschließlich aus Frauen zusammengesetzten Stadtrathe zuzuschreiben, aber ihr Einfluß hat Wunder bewirkt. Eine der „Stadtmütter“, Mrs. Anolly, bemerkte kürzlich, daß der Stadtrath für öffentliche Zwecke 17 000 Dollars ausgegeben hatte, ohne daß die geringste Klage wegen Verschwendung erhoben wurde. Die Präsidentin des Straßen-Ausschusses ist eine Mrs. Coe; sie hat ihre Lehrzeit als Temperenz-Reformerin in Dodge City durchgemacht, und nachdem sie diese Stadt von den Spielhöllen und Salons gesäubert, begab sie sich nach Stracrus und wirkt hier mit Erfolg. Erst wurde der Vorschlag, die Frauen in den Stadtrath zu wählen, im Scherz gemacht; das Frauenregiment hat sich jedoch sehr gut bewährt, obgleich es nicht wahrscheinlich ist, daß nach Ablauf der Amtsdauer die modernen Amazonen eine Wiederwahl verlangen oder erhalten werden. Kansas hat jedoch noch eine andere Stadt, die unter dem Pseudonym steht. Das ist Argonia, in der Grafschaft Sumner. Dort ist Mrs. Susanna Redora Salter, die Frau eines bedeutenden Juristen und Landagenten, zum Mayor gewählt worden. Sie ist nun schon mehrere Wochen im Amt und sagt, daß ihre Amtspflichten nicht so löstlich sind; sie findet Zeit genug, ihren häuslichen Pflichten nachzugehen. Sie legt ein tiefes Interesse für die sittliche Hebung der Bevölkerung an den Tag.

# Die Mode

Raddruck auch im Einzelnen verboten.

**Berlin.** — Was die Köpfe an Höhe verloren, haben die Krempen an Umfang gewonnen, und da man beginnt, die runden Hüte wieder in die Strenge zu setzen, werden sie mehr und mehr ihrer eigentlichen Bestimmung des Schützens zurückgegeben. Sehr grobes und sehr feines Stroh, Bast oder Korbhaar, sowie diese verschiedenen Materiale auch unter einander gemischt, sind am meisten vertreten. Im Farbenton heben sich Kopf und Krempen vielfach von einander ab oder letztere erhält wenigstens ein in Ton und Gestaltart variirendes Futter oder inneren Randstreifen. Zu italienischem Stroh gelten weiße Garnituren aus Federn allein oder mit Band zusammengestellt für sehr distinguirt. Weiße Blumen, besonders Schneeballen und Flieder mit Ephen, Frauenhaar, wie auch mit hellgrünen Schleifen zu-

fammengestellt, repräsentiren die Robestamen. Daneben sieht man viele riesengroße Phantasiegebilde, die in der Form naturgetreu erscheinen, sich aber in Bezug auf Farben die weitgehendsten Freiheiten erlauben.

— Neben Weiß, Lilä und Grau, den üblichen Farben der Halbtrauer, erscheint für Hüte auch wohl hin und wieder Gold-, Silber- oder Stahlgliedertes Material zusammengestellt sowohl mit leichten schwarzen Geweben, wie Tüll, Gaze, Spitzen, als auch mit dichtem Krepp. Aus solcher Verreinigung entstehen sehr reizvolle Capoten, die zur Zeit des Austrauerns getragen werden und namentlich im Concertsaal Geltung und — Bewunderung finden. Leicht mit Tüll verhüllte Formen aus Goldgewebe erhalten schwarz verfleuerte, goldige Lehren zur Ausstattung. Glatt aufgelegte, goldgestickte Spitze oder golden verzierte weiße Federn beleben schwarze Hüte, denen man mitunter auch noch weiße Bindebänder giebt. Ganz eigenartig aber markirt sich die breite Goldborde als Umsäumung eines schwarzen Krepphutes, so den düstern Charakter mildernd. S. 1.



— Ein neuer Befehl für Trauer-Toiletten, welcher ein schöner und wirkungsvoller Ersatz der gestickten Kreppspitzen zu werden verspricht, sind auf Tüll gestickte Spitzen aus matten, schwarzen, sehr zierlichen Perlen, die zugleich als Franze denselben einen hübschen unteren Abschluß geben. S. 11.

— Immer wieder berichten unsere Pariser Correspondenten von der Bewunderung für die kurze Taille mit breitem Gürtel und schlichten schlanken Rock, von dem von Sarah Bernhardt wieder in die Mode gebrachten genre Empire in der Seinstadt. Und in der That wirkt diese anscheinend einfache Tracht so grandios und kleidbar, besonders in leichten Sommerstoffen, daß wir es durchaus verstehen können, wenn auch unsere Schönen demnachst à la Josephine und Madame Recamier erscheinen, um wie jene Triumphe zu feiern.

**Paris.** — Den Einzug des Frühlings erwartend, entwirft man tausendfältige Pläne zur Verherrlichung des Blumen-Corlós. Als wirkungsvoll und apart erscheint unter anderen sich vorbereitenden Ueberraschungen eine ganz mit Ephen umhüllene

Victoria-Chaise, so daß von dieser selbst nichts sichtbar bleibt. Darüber wölbt sich, von goldenen Ranken getragen, ein Ephen-Baldachin, aus dessen Grün hier und da große Rosen-Bouquets hervorschauen. Auch das Geschirr der Pferde ist unter Ephen-Guirlanden verborgen.



— Wie die Mode im Bunde mit dem Luxus immer neue Bedürfnisse schafft, so ist gegenwärtig in den eleganten Gesellschaftskreisen eine doppelte Braut-Toilette Sitte geworden. Außer der Toilette für die kirchliche Trauung bedarf die Braut einer zweiten für die förmliche Hochzeits-Festlichkeiten. Bei zwei Toiletten dieser Art, welche soeben aus einem der größten Schneider-Ateliers hervorgingen, war es auffallend, daß die eigentliche Braut-Robe aus leichten Stoffen; aus silberweißer Faille und den Spitzen des Brautkorbes bestand, während zu dem Festgewande schwerer Damast und blumig gestreifter Moiré gewählt waren. Ueberhaupt sind die Braut-Toiletten im Frühling weniger schwer als im Herbst.



So fertigt man gegenwärtig für eine ganz jugendliche Braut eine Robe aus weicher, eisenbeinfarbener Surah. Ein Halb-Tablier aus Tüll mit Chenille-Stickerei schließt sich mittels einer schmalen Orangeblüthen-Guirlande den Blüthfalten des Rockes an. Schleppe und Taille sind zusammenhängend geschnitten, letztere kreuzt sich vorn über einem Tüll-Chemiset. Krepp-Puffen säumen den Kermel. Der traditionelle Brautkranz, wie Alles, was die Toilette betrifft, dem Wechsel der Mode unterworfen, hat sich in einen Tuff mit Kigarette verwanbelt; der übrige Orangenschmuck besteht aus einer Ranke für die Taille und mehreren hängenden Zweigen für den Rock. Je nach dem Schnitt des Kleides werden die Blumen vorn oder seitwärts angebracht. Ganz jugendliche Bräute tragen nur Orangeknospen, solche von achtzehn Jahren an Knospen und Blüten gemischt. Für eine Braut über die fünfzigjährigen verwendet man Orangebüthen nur in geringer Menge und häufig im Verein mit Myrthen und kleinen weißen Rosen.

— Es giebt keine reiche Aussteuer, in der ein werthvolles Andachtsbuch fehlt. Diese Bücher werden von den größten Künstlern der Gegenwart nach alten Rehbüchern aus dem 12.—16. Jahr-

hundert theils mit farbigen Male-rien, theils mit den feinsten Kupfer- und Stahlstichen verziert. Der Einband besteht aus Leder und ist mit silbernen Beschlägen und Schließen geschmückt, die wiederum Kunstwerke in ihrer Art sind. Ein solches Buch erreichte kürzlich den fabelhaften Preis von 10,000 Francs.

— Das Reitkleid, häufig aus louterbraunem Tuch, ist hies auf's Einfachste gemacht und fällt nicht länger als 5—8 Cent. über den Fuß der Reiterin herab. Die über den Hüften stark geschweifte Schneebentaille läßt am Halse ein schwarzes oder weißes Chemiset sehen. Unter dem hohen Hute muß das Haar stark herauf gekämmt und fest zusammengedrückt werden. Was den kurzen schwarzen Tüllschleier betrifft, so bleibt er dem Belieben überlassen. Echte Reiterinnen tragen ihn um den Gut gewunden und entfalten ihn nur bei heftigem Wind. Zu bemerken ist, daß in dem Reitkleid keine Taschen vorge- sehen werden. Taschentuch, Börse und sonstige Gegenstände steckt man in die Satteltasche. Das sichtbare Taschentuch, sowie Alles, was die Einheitslichkeit des Reit-Anzuges stört, ist streng verboten. Das eleganteste Schuhwerk bleibt der aus Lackleder angefertigte hohe Stiefel.

— Daß sich das Amazonen-Kostüm in der Stadt genau nach den Vorschriften der Mode zu richten, so kann es sich auf dem Lande um so mehr Freiheiten gestatten. Hier ist der Hut mit rundem Boden und Gazeschleier, ebenso wie die kurze Jacke aus wasserdichtem Stoff für

Regentage durchaus correct und die Reiterin darf Phantasie-Gravaten, Reißchen und Kadeln, Stulpen-Handschuhe und mehr dergleichen tragen, ohne sich dadurch, wie in der Stadt, auffällig zu machen.



— Augenblicklich flatten sich die Kinder, nicht minder als die Erwachsenen, gegenseitig Wisten ab, wie man ihnen bereits zur Carnevalszeit auch Frühstücks- oder Vesper-Gesellschaften gab, so daß die Mütter für hübsche Toiletten zu sorgen haben. Die kleinen Mädchen von 8—10 Jahren tragen vorzugsweise irische Spitzen und dunklen, ja sogar schwarzen Sammet, der namentlich den Blondköpfchen unter ihnen gar reizend steht. Für Rock-Volant, Chemiset, Kragen und Manschetten aus Spitze ist eine Unterlage nothwendig, die sich in altrosa Surah am schönsten macht. Der Sammet bildet das Jäckchen und die ein wenig über den Volant fallende Puffe, welche hinten krau-fer und länger als vorn, hantschig gerafft wird. Gürtelschärpe aus roter Seide, Loque aus Sammet mit altrosa Schärpenband garnirt. Für Knaben von 7—12 Jahren empfiehlt sich ein Phantasie-Kostüm, welches, ohne gesucht zu erscheinen, aus dem Rahmen des Alltäglichen heraustritt: blaue Strümpfe, schwarzzammertes Beinleid, gelbgraue Tuchjacke mit blauen Aufschlägen, Weste und Gürtel aus dänischem Leder. Tuchmütze mit gesticktem Emblem. S. 6 S.



— Das Buch, das ich hiermit empfehle, ist ein werthvolles Andachtsbuch, das die schönsten Kunstwerke in ihrer Art enthält. Ein solches Buch erreichte kürzlich den fabelhaften Preis von 10,000 Francs.





# Handarbeiten

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

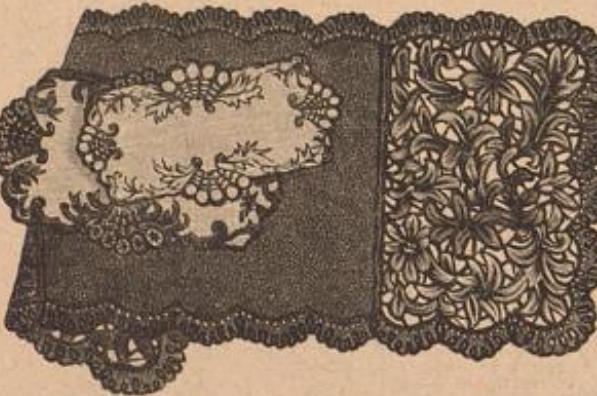
## Florbilder. Imitirte Glasmalerei.

Mit der Wiedergabe der kleinen Landschaft möchten wir auf eine neue Art von Lichtbildern aufmerksam machen, die wie Malerei auf Flor erscheinen und einen ebenso reizenden Fenster Schmuck bilden, als zu Lichtschirmen sich eignen. In ihrer Herstellung dient man sich eines Leinwand-Bildes, wie es in jeder Kunsthandlung käuflich ist, überstreicht dasselbe auf der oberen Seite entweder mit einer im Handel vorrätigen, zum Aufkleben von Chromo-Photographien dienenden Paste oder mit Gummi arabicum und klebt es auf eine zuvor sorgfältig gereinigte Glasplatte. Am alle zwischen Glas und Bild befindlichen Luftbläschen, sowie die überflüssige Klebemasse zu entfernen, wird hierauf mit einem Stück Gummi, — das ziemlich groß sein muß, um es bequem fassen zu können, — die Rückseite des Bildes stets von seiner Mitte aus nach den Außenrändern zu vorsichtig überstrichen. Sobald das



Bild glatt und fest haftet und völlig trocken ist, hat man das Papier behutend abzureißen, bis die Malerei, gegen das Licht gesehen, durchsichtig erscheint. Es geschieht dies mit den angefeuchteten Fingerspitzen; Anwendung von Schwamm, Weinen oder Sandpapier ist nicht rätlich, weil durch sie allzu leicht Löcher und Risse auf der Fläche entstehen können. Alsdann wird das Bild, um seine Durchsichtigkeit zu erhöhen, mit feinem Öl bis zur Sättigung bestrichen und, ist es trocken, mit einem sauberen Lappchen abgetupft; zeigt sich nun, daß die Farben hier und da zu matt erscheinen, so kann man mit etwas Lack- oder Lackfarbe nachhelfen. Schließlich erhält das fertige Florbild, bevor man es einrahmen läßt, einen Ueberzug von französischem Firnis, jedoch ist mehr noch anzurathen, die Rückseite durch eine zweite Glasplatte gegen Beschädigung zu sichern. Unsere Vorlage zeigt einen Rahmen mit in Blei gefassten farbigen Scheiben. An Stelle der letzteren empfehlen sich auch die etwas grellen, aber hier sehr wirksamen, gleichfalls Glasmalerei imitirenden Diaphonen-Vorten (zu haben bei G. Hart, Bergmann-Str. 105, Berlin SW). Für diese muß die Glasplatte der Bildfläche selbst noch den Raum bieten, was hat sie demnach der Breite der Umfassungsborte entsprechend größer zu nehmen. Schmale Staniolestreifen, welche die Bleifassung imitieren sollen, werden zunächst aufgeklebt, sie decken den Anschlag der alsdann überzulegenden Diaphonie-Vorten. Auch diese Art der Umrahmung bedarf einer schmalen Einfassung von Blei oder Messing, um die Ringe zum Aufhängen daran zu befestigen. Als Lichtschirm erhalten die eingerahmten Bilder noch ein Fußgestell aus Holz, Metall etc.

Ohne dem Werth der Handarbeit Abbruch zu thun, erleichtert uns die nimmer rastende Maschine manches mühsame Werk oft in überraschend gelungener Weise. So auch die Herstellung der neuen Guipure-Stickereien zu Bordüren, Lambrequins und Dedens auf Tuch, Fries etc. Die Maschine näht in Kettenstich, die Contouren



und Verbindungsstäbchen; auf kräftigen Stoffen erscheint der Contour oft noch von einem gleichfalls mit der Maschine angeführten Schnürchen begleitet. Der Handarbeit verleiht das Ausschneiden der Musterung, was je nach Art des Grundstoffes in Plattstich oder leichteren Stücharten mit Seide, Grewel-Wolle, Goldfaden, Shenille etc. geschehen kann. Andere mit der Maschine vorbereitete Stickereien sind Leinwanddecken aller Art. Auch hier ist die Musterung in Kettenstich blau oder roth, auch in zwei Tönen einer Farbe contourirt, den Außenrand begrenzen Rangnetzen, zum Ausschneiden dient waldechtes Stüdgarn. Zur Darstellung wählten wir eine Nächstich-Decke aus braunem Tuch mit 26 Cent. breiter Guipure-Stickerei an den Quersenden, deren schmale Randverzierung



sich an den Längsseiten fortsetzt; mit zweitheiliger Filofelle-Seide im Grätenstich benäht, durch Goldfaden und Schnur belebt, ist die Vorlage von reicher Wirkung. Die naturgroße Stickerei wurde einem Leinwanddecken entnommen, das, wie die nebenstehende Abbildung veranschaulicht, auch in einer kleineren Form und Größe, nur contourirt vertreten ist.

# Wirtschaftliches

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

## Vom Möbelkauf.

Im Frühling bauen die Vögel ihr Nest, und fast scheint es, als ob wir Menschenkinder es ihnen nachthäten, denn zu keiner anderen Jahreszeit werden so viele Ehen geschlossen, so viele junge Hausstände begründet, als im „wunderschönen Monat Mai.“ Während aber die gesiederten, glücklichen Sängler der Luft mit scharfem Blicke erspähen, im Fluge erschauen, was ihnen notwendig ist, müssen wir uns mühen, das Richtige zu finden, wir müssen „es erwerben, um es zu besitzen“, und was ihnen Heime und Nester sind, das sind uns die Möbel. Wir tragen sie zusammen, damit sie uns das Haus warm und behaglich machen, wir verlangen von ihnen, daß sie Sommerhitze und Winterstürme überdauern, daß sie unseren eigensten persönlichen Bedürfnissen und Ansprüchen genügen sollen. Doch auch bei der Auswahl der Möbel gilt Goethe's Wort, das wir dem Folgenden als Motto vorkommen lassen: „Eines schickt sich nicht für Alle.“

Es ist zwar nicht zu leugnen, daß die angestrebte Eintheiligkeit des Stils vor mancher Geschmackslosigkeit einer früheren Zeit bewahrt; der nivellirende Einfluß der Cultur aber, das Leben der großen Städte, die häufige Sucht der weniger Bemittelten, es den Reichen gleich zu thun, führen auf mancherlei Zerwege und rufen oft eine äußere, schablonenhafte Gleichmäßigkeit hervor, die weder hübsch noch practisch ist. Ein Jeder von uns sollte nicht nur seinen Mitteln, sondern auch seiner Individualität Rechnung tragen, nicht so oft unbedarft etwas kaufen, nur, weil man ihm sagte, daß es Mode sei, oder daß Dieser und Jener es besitze. Leute, die ihrer Rang- und Vermögensstellung nach im Stande sind, kostbare, reich geschmückte und verzierte Möbel zu kaufen, haben gewiß die Berechtigung dazu; ihnen werden zweifelsohne auch die Kräfte zur Verfügung stehen, welche erforderlich sind, um einem derartigen Besitz jene Pflege angedeihen zu lassen, die zur Conservirung seiner Schönheit notwendig ist. Durchaus unrichtig aber ist die Beschaffung derartiger Sachen für Verhältnisse, in denen eine junge Frau, nur auf die Hilfeleistung eines vielleicht unerfahrenen Dienstmädchens angewiesen, bei ordentlicher Wirtschaftsführung gezwungen wird, einen unverhältnismäßig großen Theil ihrer Zeit mit Abstäuben, Putzen und Bürsten zuzubringen. Die Frau wird auf diese Weise die Skavin eines Besitzes, von dem sie Freude und Nutzen haben sollte, der nun aber Kräfte beansprucht, die einem besseren Zweck gewidmet sein könnten.

Eine derartig falsch gewählte Einrichtung kann überdies zwei Uebel hervorrufen, die oft schon, — sei es auch nur für Augenblicke, — den Frieden und das Glück einer jungen Ehe trübten. Sie kann entweder die Schuld tragen, daß eine practisch und wirtschaftlich angelegte Frauennatur sich bei fortwährendem „Reinmachen“, — eine Tugend, die bei den Hausherrn meist mehr Tadel als Lob erntet, — verflacht, oder daß diejenige, welche für höhere, geistige Interessen empfänglich ist, es unterläßt, ihrem Hauswesen die Aufmerksamkeit zu widmen, welche, verbunden mit Sauberkeit, die erste, unerlässliche Pflicht einer tüchtigen Frau ist und alle Mühe lohnt, weil sie das einfachste Haus schön und harmonisch gestaltet.

Aber wir müssen noch vor einer anderen Gefahr warnen. Es kann zuweilen geschehen, daß gerade Möbel von elegantem Aussehen außerordentlich preiswürdig im Vergleich zu solchen erscheinen, deren einfache Formen sehr viel weniger bestechlich sind, und daß man, von dem äußerlichen Schein geblendet, dem Auge allein eine Wahl überläßt, die sich im Lauf der Jahre als recht unglücklich herausstellt. Was so solide und gediegen ansah, erweist sich oft sehr bald als schlecht gearbeitet: das verwendete Holz war zu frisch und trocknet zusammen, es entstehen Ragen und Risse, die Verzierungen fallen ab, die Schloffer verziehen, — was für Lebenszeit berechnet war, bedarf kostspieliger Reparaturen, ist unschön und unbrauchbar geworden. „Gut und billig“ sind eben zwei schwer zu vereinende Eigenschaften; wo sie in auffallender Weise zusammenzutreffen scheinen, ist doppelte Vorsicht anzurathen. Wer mit seinen Mitteln zu rechnen hat, sollte nur das solideste Geschäft, den ihm als durchaus reell bekannten Meister aufsuchen.

Einfach schöne Linien, gut profilirte Simse, saubere Kehlungen und Politur sind bei Möbeln weitaus allen jenen Schnörkelen und Verzierungen vorzuziehen, die im Augenblick bestechen, jedoch nur zu oft jene erwähnten Mängel im Gefolge haben. Solide Formen sollten aber ganz besonders auch von denen gewählt werden, deren Beruf einen häufigeren Wechsel des Wohnortes wahrscheinlich macht, denn nur solche Möbel werden verhältnismäßig gut die Gefahren eines Umzuges überleben.

Es sind allerdings nur todt Dinge, die uns in der Ausstattung unserer Zimmer umgeben, dennoch spricht aus ihnen der Geist der Menschen, denen sie gehören, und wie der tabelloseste Luxus, das flügereichste Arrangement uns kalt lassen und die Ueberzeugung geben kann, daß nur der Tapezierer und Decorateur es zusammengestellt habe, so kann andererseits der altmodischste Lehnstuhl, Schrank oder Tisch anheimelnd auf uns wirken, uns die Ueberzeugung erwecken, daß in dem einfachen Raume Liebe, Thätigkeit, Schaffensfreudigkeit lebe, ein Sinn für jene Dinge, die Motten und Rost nicht treffen.

Wir halten es für kein Glück, wenn Eltern ihren heirathenden Töchtern eine Ausstattung mitgeben, bei der absolut nichts fehlt, bei der, — wie es oft geschieht, — auch der feinverarbeiteten Bedürfnisse gedacht ist. Was bleibt da dem Wunne übrig? Wie oft ist Blaskirtheit die Folge eines derartig reichen Besitzes, und wie leicht macht diese das anmuthigste Gesicht müde und langweilig. Wer sein Haus mit bescheidenem Sinne gründete, wenn es nach Jahren der Sparfamkeit und des Fleißes möglich wurde, sich endlich ein Stück zu beschaffen, das man schon lange wünschte, dem wird mit diesem ererbten Besitz erst die rechte, volle Freude kommen. Mit dem Bewußtsein des mühevollen Erringens erwächst die Werthschätzung, die Sorge, den erworbenen Gegenstand nun auch tabellos zu erhalten. Unsere Voreltern dachten anders, als es Viele von uns heutzutage thun. Was mußte man zu ihrer Zeit von Kationen, um denen man alt und unmodern gewordene Möbel zu jedem Preise loszuschlagen kann? Wem fiel es ein, sich von Dingen zu trennen, weil sie mit Einem alt geworden waren? Man war im Allgemeinen fehschaffer, wußte nichts von dem Wechsel, den unsere Schnell-Lebigkeit oft mit sich bringt, und „der Aelter Hausrath“ stand meist fest, unverrückt an seinem Platz. Oft vererbte sich der Besitz durch Jahrhunderte vom Vater auf den Sohn: Schränke, Tische und Truhen überlebten, aller Vergänglichkeit spottend, die Geschlechter.

Erst der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts war es vorbehalten, den Geschmack und die Freude an jenen fast ganz vergessenen, misachteten Formen wieder zu erwecken. Manchem glücklichen Liebhaber gelang es, kostbare Stücke aus verstaubtem Winkel, dem Dunkel der Kumpelkammer und des Bodens neu an's Licht zu ziehen; von viel bedeutungsvollerem Einfluß auf die Allgemeinheit aber wurde diese neu erwachende Geschmacksrichtung durch die Einwirkung, die sie auf das Kunsthandwerk auszuüben begann. Und hier ist es vornehmlich die Kunststickerei Berlin's, die auf diesem Gebiete Vorzügliches leistet; sie versteht es nicht nur, gute alte Muster zu benutzen, sondern sie schafft selbstständig Neues, was dem Besten an die Seite gestellt zu werden verdient. So bietet sich einem Jeden die Gelegenheit, das zu wählen, was ihm für die Behaglichkeit seines Hauses ungleichbedeutend erscheint, und wer das Richtige fand, wenn es daheim wohl ist, der wird auch die Wahrheit des alten Sprüchwortes bestätigen:

„Wer will haben gut Gemach,  
Der bleibe unter seinem Dach.“

Elisabeth Kafelowsky.

# Briefmappe

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

## Fragen.

**Haushaltung.** — Eine noch sehr junge Beamten-Gattin, welche monatlich 80 Mark zur Bestreitung der Haushaltung bekommt, bittet um Rath, wie sie diese Summe eintheilen soll, um auskommen zu können. Die Familie besteht aus fünf Personen.  
A. Bonaventini.

**Weißes Wollschaf zu waschen.** — Wer kennt ein Verfahren, weißes Wollschaf zu waschen, ohne daß dieselben allzu sehr eingehen oder eine gelbe Farbe erhalten?  
Blondine.

**Russisches Brod.** — Wer kann mir ein Rezept zur Zubereitung von „russischem Brod“ (Buchstaben-Gebäck) mittheilen, und wo bekommt man solches Brod zu Grogos-Breien?  
Eine Unwissende.

## Antworten.

Auf die betreffenden Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.

**Ausbildung von Krankenpflegerinnen (40).** — Zur Erlernung der Krankenpflege ist, im Anschluß an das Pastoren-Haus von Bodelschwingh, ganz besonders Bielefeld zu empfehlen. Vorzugsweise werden gern gebildete Damen gewünscht, da einige Beispiele herrliche Früchte nach sich gezogen haben. Die betreffenden Damen brauchen sich nur auf eine bestimmte längere oder längere Zeit zum dortigen Aufenthalt zu verpflichten, ohne in den Verband einzutreten.

**Rohhaare zu waschen (64).** — Man kocht die Rohhaare in weichem Wasser unter Zusatz von etwas Soda eine Weile, spült sie sehr gut aus, breitet sie auf einer Unterlage dünn in der Sonne oder trockener Luft aus, bis sie ganz trocken sind, und tupft sie sorgfältig aus. Hat man nicht so große Kessel, um eine große Quantität auf einmal zu benütigen, so läßt sich dies sehr gut in kleinen Eintheilungen machen. Die Haare trocknen beim Roden aus.  
Frau Julie St.

**Rohhaare zu waschen (64).** — Das von dem Ueberzug befreite Rohhaar wird tüchtig geklopft, dann partiellweise in Lauch- oder Seewasser gewaschen, zu welchem Zweck man das Haar am besten in einen großen Korb giebt und auf diese Weise untertaucht. Das gewaschene Haar wird auf Tüchern entweder auf dem luftigen Estrich oder im Freien getrocknet, doch darf im letzteren Falle das Haar nicht zu sehr der Sonne ausgekehrt sein, da es sonst brüchig wird. Nach vollständigem Austrocknen der Haare werden dieselben gleichmäßig gerupft.  
Fr. A. Pr.

Bezugsquellen: Braun- und Reit-Postetten, Seite 79; J. Landauer, NW, Unter den Linden 67. — Brautkränze und Blumen, Seite 79; F. Leuchtmann, W, Leipziger Str. 85. — Guipure-Stickereien für Dedens u. s. w., Seite 80; E. Heintze, W, Friedrichstraße.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt und ein Modenbild.

Die Illustrierte Frauen-Zeitung erscheint jeden Sonntag in 1 bis 2 Doppelbogen: jährlich 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen, 28 Unterhaltungs-Nummern, 28 Beiblätter, 12 große farbige Modenbilder, 8 farbige Stüchmuster-Vorlagen und 8 Extra-Blätter, also außer den Schnittmuster-Beilagen und Beiblättern jährlich 28 besondere Beigaben, eine zu jeder Unterhaltungs-Nummer. Vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf. Die Heft-Ausgabe mit demselben Inhalt erscheint alle vierzehn Tage; das Heft (26 jährlich) kostet 50 Pf.

Die große Ausgabe mit allen Kupfern bringt außerdem jährlich noch 40 große farbige Modenbilder, also jährlich 68 besondere Beigaben, und kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Heft-Ausgabe auch alle Postanstalten.





# Illustrirte Frauen-Zeitung.

Ar. 20.

Wöchentlich eine Nummer.  
Directorsjahrlich 2 1/2 M.

— Berlin, 13. Mai 1888. —

Große Ausgabe mit  
allen Kupfern: 4 1/2 M.

XV. Jahrg.

## Schwester Ottilie.

Novelle von Carl Marquard Sauer.  
(Schluß.)

**S**ie bemerkten vorhin, daß Sie nur wenige Bekannte hier haben, gnädige Frau," sagte Arnold. "Wollen Sie mir gestatten, Sie in der Pause zu Tische zu führen?"

"Wenn Sie nicht fürchten, eine wenig unterhaltende Tischgenossin an mir zu haben! Fast bereue ich es, daß ich mich überreden ließ, den Ball zu besuchen, denn, wie Sie gesehen haben, genügt ein Wort, um eine Fluth von trüben Erinnerungen in mir wach zu rufen. Ich werde jedoch versuchen, sie zurück zu drängen! Solche Erinnerungen gehören in die Stille des Hauses, aber nicht in den Ballsaal!"

Während der nächsten Tänze beobachtete Arnold Frau von Remeny aus der Ferne. Er bemerkte, daß sie mehrere Aufforderungen freundlich ablehnte. Nur die zweite Quadrille tanzte sie mit einem Husaren-Offizier.

In einem der Seitenzimmer traf er den unermüdblichen Hausherrn.

"A propos, Herr von Lommers! An welcher Krankheit starb Frau von Remeny's Gatte?" fragte er ihn. "Sie erzählte mir, er sei jahrelang leidend gewesen."

"An der Schwindsucht! Die arme Frau hat viel mit ihm ausgestanden!"

"Wie alt war Herr von Remeny, als er starb?"

"Er dürfte um fünf, höchstens sechs Jahre älter als seine Frau gewesen sein. Kennen Sie denn die romantische Vorgeschichte ihrer Ehe nicht?"

"Nein! Meine Bekanntschaft mit Frau von Remeny war eine ganz zufällige und flüchtige. Darf man diese Vorgeschichte hören?"

"Warum nicht! Sie ist ein kleiner Roman, aber kein Geheimniß. Herr von Remeny war der Musiklehrer der jungen Baronin Etloff, ein blutarmer Teufel, wie es deren so viele unter dem niederen ungarischen Adel giebt. Die Leutchen verlebten sich in einander. Die Familie des jungen Mädchens setzte Himmel und Erde in Bewegung, um das Verhältniß zu lösen, aber Irma, — Frau von Remeny heißt mit dem Vornamen Irma, — blieb standhaft. Sie war das einzige Kind, begann zu kränkeln, die Alte bekam Angst und willigte endlich ein. Drei Jahre dauerte der häusliche Krieg. Unterdessen trieb sich Herr von Remeny als Concertspieler in Deutschland, Frankreich und England herum. Er wollte mit seiner Kunst die Mittel erwerben, sich selbst einen Hausstand zu gründen, denn er hatte geschworen, niemals auch nur einen Pfennig von Irma's Vermögen in Anspruch zu nehmen, wie er denn in der That auch nach seiner Verheirathung mit ihr jede Beihilfe seitens ihrer Mutter in der entschiedensten Weise zurückwies. Wie es scheint, hat er sich auf seinen Künstlerfahrten durch Ueberanstrengung den Keim zu seinem Leiden geholt; Gram und Aerger thaten das Uebrige. Kurz nach seiner Verheirathung starb die

Baronin. Frau von Remeny war nun Alleinbesitzerin eines beträchtlichen Vermögens. Aber was half es ihr? Sie wanderte mit ihrem kranken Manne von einer medicinischen Berühmtheit zur andern, führte ihn nach allen klimatischen und sonstigen Kurorten. Umsonst! In Paris fand der Arme endlich, zwar nicht die von einem hochberühmten Spezialisten erhoffte Heilung, dafür aber die Erlösung von seinen Leiden. Dies, Herr Baron, ist Irma's Geschichte!"

"Bei Gott! Eine wadere, der höchsten Achtung würdige Frau!" sagte Arnold warm. "Das nenne ich einen Charakter!"

"Aber romantisch, sehr romantisch," meinte Herr von Lommers mit dem breiten, überlegenen Lächeln des practischen Geschäftsmannes. "Ich für mein Theil möchte mir es höchlichst verbitten, wenn meine Tochter mir ähnliche Geschichten aufführen wollte!"

Arnolds Interesse für Frau von Remeny stieg durch das Vernommene um ein bedeutendes. "Das ist keine



Ganz vertieft. Von G. Guffow. — Siehe Seite 86.



Schwester Ottilie, die sich aus Furcht vor Entbehrungen und Entfagungen auf eine kühl schweizerliche Zuneigung zurückzieht!" dachte er. „Sie theilte muthig mit dem Manne ihrer Wahl das Los, das er ihr bot, wie ich es jener zu bieten bereit war, und hielt tapfer bei ihm aus bis zu Ende! Glücklich der Mann, dem eine solche Frau zu Theil wird! Ihr Besitz ist selbst mit einem frühen Tode nicht zu theuer erkauft.“

Bei Tisch erwies sich Frau von Kemény als eine ebenso anregende, wie für Anregung empfängliche Gesellschafterin. Ihre Bemerkungen zeugten von scharfem Verstande, von Lebhaftigkeit und Wärme der Empfindung und von einem durch Studien und eigenes Nachdenken geläuterten Geschmac. Dabei besaß sie einen gewissen, gelegentlich ausblitzenden neckischen Humor, der ihr vortrefflich stand, in feiner Weise verlegte, stets der Sache, nie der Person galt. Das fast ausschließlich zwischen ihr und Arnold geführte Gespräch bewegte sich vorzugsweise auf künstlerischem und literarischem Gebiete. Ohne sich irgendwie auf die Geistreiche zu spielen, befreundete Frau von Kemény, daß sie hier sehr gut Bescheid wußte. In den meisten Fällen ergab sich eine wohlthuend berührende Uebereinstimmung der Ansichten und des Geschmacks. Wie im Fluge verging die Zeit, und als die Tafel aufgehoben wurde, bemerkten Beide mit Ueberraschung, daß sie von den so reichlich gebotenen materiellen Genüssen das Meiste unberührt gelassen hatten.

Arnold traf im Laufe des diesmal ungewöhnlich langen Faschings öfter und an verschiedenen Orten mit Frau von Kemény zusammen. Es dauerte nicht lange, so hatte sich ein ganzer Hof von Verehrern um die reizende junge Witwe versammelt. Arnold merkte unschwer, daß sie mit Keinem so gerne verkehrte, wie mit ihm. Obwohl er bisher nie ein Wort zu ihr gesprochen, welches eine wärmere und tiefere Zuneigung bezeugte, war er sich doch vollkommen klar darüber, daß ihm Irma mit jedem Tage theurer wurde. Wie oft stand er auf dem Punkte, ihr dies rückhaltlos zu gestehen, aber im entscheidenden Augenblicke fehlte ihm der Muth dazu, denn stets hatte er das Gefühl, als weise sie ihm stillschweigend die Grenze an, über welche hinaus sie nicht mehr mit ihm gehen könne. Daß ihr nichts ferner lag als die Absicht, ihn durch berechnende Zurückhaltung zu reizen, wußte er, denn Irma war keine Kofette. Mithin mußte etwas trennend zwischen ihnen stehen, und diese unsichtbare Schranke, was konnte sie anders sein als der Schatten des Geschiedenen? —

So kam allmählig der Frühling heran. Frau von Kemény rüstete sich zu ihrer Reise nach Ungarn. „Gehst du was da willst!" dachte Arnold. — „Ich lasse sie nicht abreißen, ohne mich offen gegen sie ausgesprochen zu haben!" —

„Ich höre, daß Du einer allerliebsten Ungarin, einer jungen Witwe, den Hof machst." — sagte eines Tages Se. Excellenz, sich nach seiner Gewohnheit nach Tisch beglücklich in den Lehnstuhl zurücklehnd und eine Cigarre anzündend. „Hast Du Dich um ihre Vermögensverhältnisse erkundigt? Dort drunten in Ungarn weiß man niemals genau, wie die Sachen stehen.“

„Vermögensverhältnisse? Was gehen mich Vermögensverhältnisse an?"

„Ich denke sehr viel, Du Starckopf! Nun, hoffentlich ist es bloß eine petite liaison sans conséquence! Du bist alt genug, um zu wissen, was Du thust!"

„Das denke ich auch, Onkel!"

Damit war der Gegenstand zwischen Oheim und Nefte erledigt. Frau von Kemény wohnte mit ihrer Tante in der Wolkzeile. Arnold wußte, daß er sie gegen sieben Uhr wahrscheinlich zu Hause treffen würde. Er überließ Se. Excellenz dem gewöhnlichen Verdauungsschlächchen und machte sich auf den Weg, fest entschlossen, nicht ohne Entscheidung heimzukehren.

Er traf Frau von Kemény allein. Sie saß beim Schreibtische und ordnete ihre Papiere.

„Wie lebenswürdig, Baron —" sagte sie, aufstehend und ihm die Hand reichend, „daß Sie mich heimsuchen! Ich hatte bereits gefürchtet, daß ich den ganzen Abend mit diesen fatalen Schreibereien würde zubringen müssen. Meine Tante ist in die Oper gegangen. Ich blieb zu Hause, um hier ein wenig Ordnung zu schaffen.“

„Wann gedenken Sie zu reisen?"

„Mittwoch, spätestens Donnerstag! Meine Zeit drängt!"

„Die meinige auch!" sagte Arnold, neben ihr Platz nehmend.

Frau von Kemény richtete die großen, schwarzen Augen erwartungsvoll und nicht ohne Befangenheit auf ihn.

„Irma," begann er ihre Hand ergreifend, „gestatten Sie mir, Sie mit diesem Namen zu nennen, denn zu dem, was ich Ihnen zu sagen habe, paßt die steife, förmliche Titulatur nicht. Sie müßten keine Frau sein, wenn Sie nicht längst errathen hätten, was ich für Sie fühle. Vielleicht hätte ich noch länger gezögert, mich frei gegen Sie auszusprechen, wie dies meine Art ist, denn ich sehe wohl, daß Sie meiner Erklärung auszuweichen bemüht waren, aber Ihre bevorstehende Abreise

zwingt mich, Sie zu einer Entscheidung zu drängen. Erfahren Sie also, was Sie ja ohnehin längst wissen, daß ich Sie liebe, und daß ich gekommen bin, Sie um Ihre Hand zu bitten. Sprechen Sie, Irma, frei und offen: Wollen Sie die Meine sein? Es ist nicht viel, was ich Ihnen an Besitz und Rang zu bieten im Stande bin! Aber was ein treues, deutsches Herz zu bieten vermag, lege ich Ihnen zu Füßen!"

Frau von Kemény sah ihn mit einem Blicke voll Behmuth lange schweigend an.

„Meine Eigenschaft als Frau überhebt mich der Verpflichtung, Ihr Geständniß mit mädchenhafter Verschämtheit anzuhören —," sagte sie endlich. „Ich wußte, daß Sie mir gut sind! Aber gerade deshalb wollte ich Sie verhindern, es mir zu sagen!"

„Das heißt, Sie können meine Liebe nicht erwidern?"

„Sie haben das Recht, von der Frau, der Sie Ihre Liebe schenken wollen, ein ungetheiltes, jungfräuliches Herz zu fordern. Wie könnte ich Ihnen ein solches bieten? Das meinige schlug mit der vollen Kraft meiner jungen Seele für den Mann meiner ersten Liebe, der seit anderthalb Jahren auf dem Montmartre unter dem grünen Rasen schlummert. Sie kennen die Geschichte meiner Liebe und Ehe nicht?"

„Doch, ich kenne sie, Irma! Ich weiß, wie Sie gekämpft und gelitten haben, wie Sie auf Alles verzichteten, um dem Manne Ihrer Liebe zu folgen. Das ist es, was Ihnen meine Hochachtung und Verehrung gewann, was mir den Besitz einer solchen Frau als das begehrenswerthe Glück erscheinen läßt!"

„Und glauben Sie, daß eine solche Frau jemals Desjenigen vergessen könne, der ihre erste Liebe war?"

„Da sei Gott vor, daß sie ihn je vergessen sollte! Ich würde aufhören müssen, Sie zu achten und zu schätzen!"

„Sie sind ein edles, großes Herz, Baron!" rief Irma mit flammenden Ausblicken ihrer dunklen, in Thränen schwimmenden Augen. „Ja, ich gestehe es! Ich bin Ihnen gut, von Herzen gut! Aber gönnen Sie mir Zeit! Lassen Sie mich mit mir zu Rathe gehen, ob ich wirklich im Stande bin, Ihnen zu bieten, was Sie berechtigt sind, von mir zu fordern! Ich werde Ihnen von Tot-Regner schreiben!"

„Sie geben mir also Hoffnung, Irma?"

„Hoffnung, und das Versprechen, daß wenn ich jemals wieder über diese Hand verfüge, sie Ihnen allein gehört — Arnold!"

Sie reichte ihm die kleine, weiche Hand, die er, überwältigt vor Glück, mit glühenden Küssen bedeckte.

Drei Monate später meldeten die Zeitungen die Verlobung des Legationssecretärs Arnold Freiherrn von Hildenberg mit Frau Irma von Kemény, geborene Baronin Etloff.

„Tiens, Tiens!" sagte Se. Excellenz, mit Wohlgefallen die prachtvoll ausgestattete Verlobungskarte betrachtend, „der Junge ist doch geschickter als ich glaubte! Ich denke, ich werde bei dem Ministerium seine Ernennung zum Legationsrath beantragen. Ein verheiratheter Legationssecretär wäre ja eine Anomalie.“

Unter der Fluth der einlaufenden Beglückwünschungskarten befanden sich auch diejenigen Ottilies und ihrer Mutter.

„Durch die Zeitung habe ich die Nachricht von Deiner Verlobung erhalten," stand auf Ottilies Karte.

„Da Du unsere Adresse nicht kanntest, konntest Du uns selbstverständlich auch keine Verlobungsanzeige zusenden. Deine Denkungsweise ist Bürgschaft dafür, daß Du eine gute Wahl getroffen. Möge Gottes reichster Segen dem Bunde Eurer Herzen zu Theil werden! Denke in Deinem Glücke zuweilen auch an die ferne Schwester Ottilie.“

„Sie hat keine Adresse beigelegt!" sagte Arnold, den Kopf bedeutend wiegend. — „Ich verstehe!"

6.

Seit Jahren hatte sich Bad Reichenhall keines so schönen Sommers erfreut wie in diesem Jahre. Kein Luxusbad, sondern ein wirkliches Heilbad bedarf es mehr als jedes andere andauernd guten Wetters, wenn die Genesungssuchenden einen längeren Aufenthalt dort nehmen sollen. Eingebettet zwischen dem hohen Staußen, dem mächtigen Lattengebirge, dem gewaltigen Untersberg und Müllnerhorn besitzt es alle Vorzüge, aber leider auch so manchen Uebelstand des Hochgebirgs-Klimas. Wenn seine bewaldeten Berggruppen mit den wilden Schrofen und Finken, überspannt von einem wolkenlosen Sommerhimmel und übergoßen von der Strahlenpracht einer fast südlichen Sonne, freundlich herniederblicken auf das saftig grüne, von der schäumenden Saale durchzogene und von der würzig stärkenden Bergluft durchhauchte Thal, dann ist es ein kleines Paradies. An solchen Tagen sitzt es sich gar behaglich bei den Klängen des Kurorchesters in Achselmannstein oder im Kurgarten hinter dem hohen, von der Salzsole durchrieselten Gradirwerke, oder auch draußen in Kirchbaum. Durch die langgestreckte Hauptstraße des Markts rollt dann Wagen auf Wagen, gefüllt mit naturdurstigen Ausflüglern, nach dem tiefgrünen kleinen Thumsee, an dessen

Ufern Alpenrosen blühen, oder nach der wildromantischen Bergschlucht beim „Mauthhäusel". Auf Wegen und Stegen wimmelt es von Spaziergängern, und selbst hohläufige Jammergehasten, auf deren eingefallenen Wangen der unabänderliche Schicksalspruch nur allzu deutlich gezeichnet steht, wagen sich hinaus zum „Mollenbauer" oder nach St. Jeno. Macht aber der Himmel ein trübes Gesicht, und sendet er tagelang seinen unbarmherzigen Regen herab, in der Volkssprache so bezeichnend „Schnürregen" genannt, dann verwandelt sich das lachende Thal in einen dampfenden, brodelnden Kessel, aus dem die Berge nur ab und zu einmal gleich grauen Kieselsteinen auftauchen. Die Hauptstraße bedeckt sich mit wandelnden Pilzen in Gestalt von viel-schirmigen Regenschirmen, von den Dächern rauschen Wildbäche, was man anfühlt, ist eiskalt, was man ansieht, trieft; von den Fensterstößen rieselt der Niederschlag der warmen Zimmerluft, Regenmäntel, Galoschen und Schirme steigen im Preise, den armen Kurgast ergoßt dumpfe Verzweiflung, und die Kutscher und Gartenwirthe werden irre an der göttlichen Vorsehung.

Wenn Goethe meint, daß nichts schwerer zu ertragen sei, als eine Reihe von guten Tagen, so fand das tiefstimmige Wort diesmal weniger als je seine Anwendung auf Reichenhall, denn seine Bewohner vertrugen das bereits seit Wochen andauernde schöne Wetter ganz vortrefflich, und sogar die schwer zu befriedigende Gilde der Gastwirthe, Lohnkutscher und Fremdenführer machte vergnügte Gesichter. Brachte doch jeder von München oder von Salzburg eintreffende Bahnzug noch immer neuen Zuwachs, obwohl die Fremdenliste eine seit Jahren nicht erreichte Ziffer anwies. Das sonnt zu jeder Tageszeit umlagerte und aufmerksam studierte Wetterhäuschen im Kurparke wurde kaum noch eines Blickes gewürdigt. Die Kurgäste waren leichtsinnige Optimisten geworden und betrachteten es als ausgemachte Sache, daß jeder folgende Tag ebenso schön und verlässlich sein müsse wie der vorhergehende.

In dem nächst dem Kurgarten gelegenen Hotel Burkhard wohnte seit vierzehn Tagen ein Herr mit seinem etwa fünfjährigen Töchterchen, einem zarten, schwarzäugigen Kinde, und deren Erzieherin, welcher sich als Arnold Freiherr von Hildenberg, Legationsrath a. D., in der Fremdenliste eingetragen hatte.

Arnold war in den letzten sechs Jahren merklich gealtert. Obwohl er kaum einige dreißig Jahre zählte, zeigte sich doch das früher so volle Haar an den Schläfen ziemlich gelichtet und hier und da bereits von weißen Fäden durchzogen. Auch die Haltung schien weniger stramm als sonst. Jeden Morgen und jeden Nachmittag verbrachte er mit seinem Töchterchen und ihrer Erzieherin eine Stunde auf der Wandelbahn bei dem Gradirwerke, um sie die salzdurchtränkte Luft athmen zu lassen. Es war rührend zu sehen, mit welcher fast mütterlichen Sorgfalt und Zärtlichkeit der große, starke Mann das zarte Wesen behütete. War die von dem Arzte vorgeschriebene Zeit vorbei, dann gingen sie hinüber nach der Bahnhofstraße, wo ein bequemer Wagen ihrer harrete, um sie nach einem der zahlreichen Ausflugsorte in der Umgebung zu bringen.

Herr von Hildenberg hatte die Absicht, heute das Theater zu besuchen. Da die Luft ungewöhnlich kühl war, unterließ diesmal die Ausfahrt, und die Erzieherin sollte mit ihrer Pflegebefohlenen nach dem Concert nach Hause gehen.

„Aber nicht wahr, Papa," bat die Kleine, „ehe Du in's Theater gehst, kommst Du noch zu mir? Du weißt, ich kann nicht einschlafen, wenn Du mir nicht den Gutenachtkuß gegeben hast!"

„Gewiß, Irma, ich komme! Verlaß Dich darauf!"

„Weißt Du auch, Papa," fuhr die kleine Plaudertaste fort, „daß heute zu Mittag wieder Fremde gekommen sind? Ich habe vergessen, Dir zu sagen, daß, als ich nach Tisch mit den Kindern im Garten war, eine der fremden Damen zu mir kam und mich fragte, wie ich heiße. Als ich Deinen Namen nannte, war sie sehr erstaunt, und als ich ihr sagte, daß meine Mama voriges Jahr gestorben sei, da weinte sie, küßte mich und ging fort.“

Arnold wurde betroffen.

„Haben Sie die Dame gesehen, Fräulein Nothen?" fragte er die Erzieherin.

„Nein, Herr Baron. Ich war gerade bei der Wirthin, um das Abendbrod für Irma zu bestellen. Von dem Stubenmädchen hörte ich später, die neuangekommenen Fremden seien Russen.“

„Also wahrscheinlich Bekannte von früher," meinte Arnold. „Du wirst mir die Dame zeigen, Irma, wenn wir ihr begegnen.“

Kurz nach sieben Uhr kehrte er nach dem Gasthose zurück, um, wie er versprochen, nach Irma zu sehen. Seine Wohnung befand sich nicht in dem Hause selbst, sondern in dem Pavillon am unteren Ende des geräumigen, schattigen Gartens, aus welchem sich, der Kühle wegen, die meisten Gäste bereits nach dem Speisezimmer zurückgezogen hatten, um das Abendbrod im



geschlossenen Raume zu nehmen. Aus der Hinterthür des Gebäudes tretend, bemerkte er eine Dame, welche langsamen Schritts und gesenkten Hauptes den nach dem Pavillon führenden Weg heraufkam. Wie angewurzelt blieb er bei ihrem Anblick stehen. Es war Ottilie. Sie blickte auf, fuhr zusammen und blieb gleichfalls stehen.

„Hier also müssen wir uns nach fast zehn Jahren wieder finden!“ rief er, auf sie zutretend und ihr beide Hände entgegenstreckend. „Du, Ottilie, warst die Fremde, von der mir Irma erzählte, sie habe sie um ihren Namen gefragt und beim Fortgehen geküßt!“

„Ich war es, Arnold,“ erwiderte sie, seine Hand ergreifend. „Von Deinem Kinde erfuhr ich, welches schweres Leid Dich betroffen hat! Armer Arnold!“

Beide sahen einander lange schweigend an. Aus Ottilies Blicken sprach tiefe Wehmuth und inniges Mitgefühl.

„Warum hast Du in der ganzen, langen Zeit niemals ein Wort von Dir hören lassen?“ fuhr Arnold fort. „Wir haben uns mehrfach bemüht, etwas über Dich zu erfahren. Aber Du hattest, wie es scheint, absichtlich jede Spur von Dir verwischt. Nur soviel hörten wir, daß Du nach England gegangen seiest, und daß Deine Mutter nach Deiner Abreise Berlin verlassen habe, um ihren Aufenthalt bei einer Verwandten in Thüringen zu nehmen.“

„Wozu hätte ich Dir schreiben sollen? Ich wußte Dich zufrieden und glücklich! Was brauchte ich mehr?“

„Zufrieden und glücklich?“ wiederholte er, und um seine Lippen suchte es schmerzlich. „Zufrieden und glücklich wäre ich geworden, hättest Du mich damals im Parke von Monreufuge nicht abgewiesen!“

Ottilie fuhr zurück.

„Also war es nicht Liebe, die Euren Band geschlossen?“ rief sie mit verhaltenem Athem.

„Es giebt Menschen, die nur einmal in ihrem Leben ganz und voll lieben können!“ erwiderte er, bitter lächelnd. „Irma's Mutter und ich zählten zu diesen seltsamen Menschen! Trotz der innigen Zuneigung, die uns verband, konnten wir doch des unausgesprochenen Gedankens niemals ganz ledig werden, daß die Vergangenheit ihren Schatten hineinwarf in unsere sonnige Gegenwart. Dazu kam noch, daß sich bald nach der Geburt unseres Töchterchens bei meiner Frau die ersten Anzeichen jener furchtbaren Krankheit zeigten, an der ihr erster Mann gestorben ist. Die Aerzte vermutheten in ihrer Weisheit, daß sie das schreckliche Leiden von ihm geerbt habe, und fast scheint es, als ob mein armes Kind auch den Keim dazu in sich trage.“

„Entsetzlich!“ rief Ottilie, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend.

Beide schwiegen auf's Neue. Arnold war es wunderbar zu Muth. Wie mit einem Zauberfchlage tauchte seine ganze Jugend wieder vor ihm auf, als er die vor ihm stehende, ihm einst so theure Gestalt betrachtete, an der die Jahre spurlos vorbei gegangen zu sein schienen, während sie seinen Scheitel gelichtet und seinen Nacken gebeugt hatten.

„Komm, Ottilie! Schwester Ottilie, wie Du einst von mir genannt sein wolltest!“ sagte er, ihren Arm faßt in den seinen legend und mit ihr langsam den Weg nach seiner Wohnung einschlagend. „Ein seltsamer Zufall hat uns heute nach so langer Zeit wieder zusammengeführt! Noch weiß ich nicht, welchen Namen Du jetzt trägt, ob Du noch Dir selbst oder einem Andern gehörst! Aber ehe ich noch deshalb eine Frage an Dich richte, ehe wir auf's Neue, vielleicht für immer, von einander scheiden, mußt Du mir eine andere Frage, die mich im Laufe der Zeit oftmals beschäftigte, und die nur Du mir beantworten kannst, treu und offen, wie dies stets Deine Art war, beantworten! Ich habe Irma's Mutter kein Geheimniß aus meiner Jugendliebe gemacht! Weißt Du, was sie mir gesagt hat? Sie meinte, nur eine Frau sei im Stande, Deine Handlungsweise richtig zu verstehen. Sie meinte, trotz Deines Zeugneus hättest Du doch mehr als rein schweesterliche Liebe zu mir empfunden, aber Dein Herz meinem Glücke zum Opfer gebracht!“

Ottilies Arm zitterte in dem seinigen.

„Das hat Deine Frau gesagt?“ rief sie, leicht errotthend.

„Das hat sie gesagt!“

Bei diesen Worten sah er ihr mit dem gleichen tiefen, forschenden Blick in die Augen, wie damals beim Gloriette zu Monreufuge.

„Es liegen heute zehn lange Jahre hinter uns, und wir sind Beide fast ein paar alte Leute geworden!“ erwiderte Ottilie mit wehmüthigem Lächeln. „Weshalb sollte ich Dir nicht gestehen, daß Irma's Mutter die Wahrheit gesagt hat!“

„Wie?“ rief Arnold. „Und trotzdem wiesest Du mich zurück!“

„Weil ich es mußte! Damals würdest Du mich nicht verstanden haben, aber heute wirst Du mich verstehen! Ja, es ist wahr! Ich habe Dich geliebt! Aber

ich kannte auch Deinen eisenfesten Charakter, Deinen durch Nichts zu beugenden Willen! Ich wußte, daß, wenn ich Dir meine Liebe gestand, Nichts in der Welt im Stande sein würde, Dich von Deinem Vorhaben abzubringen! Das durste nicht geschehen! Nur zu wohl wußte ich, welches namenlose Herzleid ich über meine armen Eltern, über Deine Mutter, die auf Dich ihre einzige Hoffnung setzte, gebracht haben würde! Deshalb mußte ich schweigen. Aber,“ setzte sie zögernd hinzu, „ich hatte noch einen anderen Grund!“

„Noch einen anderen Grund? Und welchen?“

„Muß ich Dir ihn sagen?“

„Ich bitte Dich darum!“

„Nun wohl! So magst Du ihn auch erfahren! Deine Liebe, Arnold, war mein Stolz, mein Heiligthum! Sie durste mir in dem harten Kampfe um's Dasein, zu dem Du um meinethwillen gezwungen worden wärest, nicht entweicht, nicht entheiligt werden! Der Tag durste nicht kommen, an dem Du in der Geliebten Deiner Jugend das Bleigewicht, die Fessel gesehen hättest, die Deinen Ausflug hemmte! Nicht wahr, Arnold, jetzt verstehst Du mich?“

Er ließ ihren Arm los und blieb, sie fest ansehend, mit verschränkten Armen und gesenktem Haupte vor ihr stehen. Um seine Lippen suchte es.

„Ja, jetzt verstehe ich Dich!“ sagte er, tief aufathmend. „Und Du, Ottilie, hast Du es niemals bereut, dem Manne Deiner Liebe ein solches Opfer gebracht zu haben?“

Sie schüttelte den Kopf. „Hast Du auch, gleich mir, Erjaß für das Nichtzu-erreichende gesucht und gefunden?“

„Hast Du vergessen, daß ich Dir sagte, ich würde niemals einem Andern gehören? Ich habe in Berlin meine Prüfungen abgelegt, ging dann nach England, und bin seit drei Jahren Gesellschafterin der Fürstin Vermontoff.“

Arnold richtete sich hoch auf.

„Komm, Ottilie!“ rief er, auf's Neue heftig ihren Arm ergreifend und sie mit sich fortziehend. „Fürstin Vermontoff mag sich eine neue Gesellschafterin suchen! Es ist ein anderes Amt, das Deiner harret!“

„Was thust Du, Arnold?“ rief sie ängstlich. Aber ohne auf ihr Sträuben zu achten, zog er sie mit sich fort nach dem Pavillon, dessen Erdgeschos er bewohnte.

Auf dem Vorplatze kam ihm sein Töchterchen fröhlich entgegengehüpft. Er hob sie auf und nahm sie auf den Arm.

„Irma, ist das die Dame, welche Dich heute im Garten geküßt und geweint hat, als Du ihr sagtest, Deine Mama sei voriges Jahr gestorben?“ fragte er die Kleine.

„Ja, Papa, sie ist es! Ich habe sie jogleich erkannt, als Du mit ihr durch den Garten kamst!“

„Hier, Ottilie, übergebe ich Dir Deine Tochter!“ sagte er mit feuchten Augen. „Es ist Irma's Mutter, die sie Dir in die Arme legt; aber nicht in die Arme der „Schwester Ottilie“, sondern in die Arme Ottilies von Hildenberg!“

Ottilie versuchte zu sprechen; Thränen erstickten ihre Stimme. Mit einem Blicke voll unendlicher Liebe sah sie erst den Mann, dann das Kind an, das ihr die Arme entgegenstreckte. Sie nahm es, schloß es an ihre Brust und drückte einen langen, heißen Kuß auf seine rosigen Lippen.

Nachdruck verboten.

### Türkische Dichterinnen.

Von A. von Schweiger-Lerchenfeld.

Das Morgenland ist in seinen Lebensformen conservativ. Wie die Sterne, die in den ewig gleichen Bahnen des Nachthimmels wandeln; wie die Blumen an den Dajenquellen, und die eintönig murmelnden Bergwasser, an denen die Cypressen steht und im Dickicht die Nachtigallen singen; so gleitet der Lebensfaden glatt und gleichmäßig von der Morgenstunde des Daseins in die Dämmerung des Abends hinein. Der Orient ist das Alte, das Feststehende, das Herkommen, — der Occident das Neue, das Wechselnde, das unaufhaltsam Fortschreitende. Es ist das Ueberquellen der Jugendkraft im Gegensatz zu der Ruhe des Alters, der Weisheit des in Erfahrungen Ergrauten.

Wie das morgenländische Leben in althergebrachten Formen erstarrt ist, in gleicher Weise dämmert der geistige Inhalt dieses Lebens fort, ohne daß er durch irgend welche Bewegung in eine helle, glanzvolle Welt hineingerissen würde. Die morgenländische Dichtung ist, wenn man sich so ausdrücken will, ein Peterfact — poetischer gesagt: eine zur Berle verdorrte Thranen, eine todtes Juwel, dem nur das fremde Licht Glanz und Farbe verleiht. Seit Menschengedenken bewegen sich dieselben Gestalten und Bilder, gleich den Schattenzügen der Fee Morgana, vor der bunten Decoration des heißen Südoftens, von den Schneehöhen des Libanon bis zum glühenden Palmensfrande am Persermeere, von den dürren Steppen des chaldäischen Tieflandes bis in die Kirgisen-Auls am Schwarzen Fethsch. Wenn neben dem Buche Dholen, dem Koran, kein Menschenwerk ebenbürtige Geltung hat, blühen keine neuen Blumen aus den alten Gräbern. Der Stoffkreis morgenländischer Dichtung bewegt sich in längstvergangenen Zeiten. Was die arabischen und türkischen, die persischen und indischen

Rhapsoden ihren Zuhörern vortragen, sind nicht etwa die Geistesblüthen von Zeitgenossen oder Schöpfungen aus halb vergangenen Tagen: es ist vielmehr der verklärte Widerschein aus einer längst vergessenen und wohl auch mit orientalischer Resignation verdämmerten Epoche des Glanzes.

Wenn man heute von morgenländischer Dichtung spricht, muß man sich immer in die Lage eines Europäers versetzt denken, nehmen wir an, eines Deutschen, der sich an öffentlichen Vorträgen oder Declamationen ergötzt, deren Gegenstand beispielsweise aus dem Nibelungenliede, aus der Artussage oder den Minnesedern eines Osterdingen entnommen ist. Das Publicum der orientalischen Rhapsoden ist das naivste der Welt. Es ist wie eine Kinderschaar, die an den Lippen einer Märchen-Erzählerin hängt. Das Fabelroß Akim-Sakim, Abuzeid's Großthaten, der Mongolenhächler Adiga stehen so hoch im Werthe wie die romantischen Liebesgeschichten, deren Helden Bamil und Asra, Chosrew und Schirin, Leila und Medschnun, Abfal und Solman, Weiesne und Namin, und wie die berühmten morgenländischen Liebespaare sonst noch heißen mögen, sind.

Wenn es sonach im Morgenlande eine moderne Dichterschule nicht giebt, und die wenigen Verfechter der neueren und neuesten Zeit niemals dem Volke bekannt geworden sind, so beschränkt sich auch der ganze poetische Hausschatz der morgenländischen Frauenwelt auf die Werke von Dichtern aus älterer Zeit. Bei den Arabern ist das in weitgehendster Beziehung der Fall; bei den Türken, welche unter abendländischem Einfluß (im allgemeinen Sinne genommen) aus ihrer geistigen Trägheit zuweilen herausgerissen werden, ist das Geistesleben nicht so erstarrt, wie bei ihren semitischen Glaubensgenossen, die als Nachkommen eines verschundenen Culturvolkes, in das primitive Leben des Nomaden zurückgesunken sind.

Die Türken, gemeinhin nur als ein Volk der brutalen Gewalt, des Kriegerhandwerkes und als Dämon der turanischen Vernichtungswuth angesehen, haben gleichwohl eine große Zahl vorzüglicher Dichter zu verzeichnen. Mohamed ben Osman hat die Flamme im Herzen „Asras“ entzündet, Kolla Scheichi hat die schöne Schirin verherrlicht, und seinen Spuren sind Suhuri, Lamit, Achi und Dschelisi gefolgt. Vom Zauber Lailas haben sich Fuhuli und Ghubari, Anhim und Dalih bestritten lassen. Fasli hat das Geheimniß der Koie belauscht, Grizi dem Liebreiz einen Hymnus gesungen, Bihikhti den „Zauber des Blickes“ entdeckt. Manches Osmanen-Mädchen schwärmt von den „Kosen-Wangigen“ des Dichters Naati oder träumt in stillen Stunden von Eighains Bildern, die sich in der Dämmerung der Mondnacht zeigen und unsichtbar schwanken, wie die Blumen im „Rohschwinde“.

Das Seltsamste aber, was uns der osmanische Barnasj bietet, ist eine Anzahl von Dichtungen, welche von — Frauen herrühren. Die Stellung der Frauen im Morgenlande ist nicht darnach, sie geistig zu erhöhen. Auch die Thatsache, daß die orientalischen Dichter, — gleich denen in aller Welt, — das garte Geschlecht als vorherrschendes Element in den Stoffkreis ihrer Inspirationen und poetischen Ergüsse gezogen haben, vermochte zur höheren Werthschätzung des Weibes nichts oder wenig beizutragen. Neigungen und individuelle Stimmungen sind eben noch lange kein Cultur-Element, und bei der geistigen Dede, die gewöhnlich in den morgenländischen Harems herrscht, mußte sich die Einbildungskraft und die aufwallende Empfindung schließlich doch an irgend etwas klammern. Daß es in diesem Falle die Liebe war, ist etwas so Naheliegendes und rein Menschliches, daß das Ueberwiegen der erotischen Poese im Morgenlande als etwas Selbstverständliches hingenommen werden muß.

Wenn nun auch unter den Osmanen, — was sonst bei keinem morgenländischen Volke in gleichem Maße vorkommt, — Dichterinnen aufgetreten sind, konnten sie es gleichwohl zu keiner allgemeinen Anerkennung bringen. Der Türke sieht der geistigen Veranlagung des Weibes mehr als gleichgiltig gegenüber. Er schätzt dertlei nicht, weil er überhaupt die schöne Hülle dem schönen Kerne vorzieht. Das behagliche Hindämmern zwischen beschaulichem Lebensgenuss und fatalistischen Träumereien, vor Allem aber die uneingeschränkte Hoffnung auf die Erlangung eines Plätzchens im überirdischen Bonno-Orte, lassen solchen schattenhaften Existenzen alle geistigen Regungen des Lebens als etwas Nichtiges erscheinen. Jedem scheint eine gewisse Edeu vor geistig begabten Frauen zu herrschen; Beweis dessen, daß die einzige große Dichterin der Osmanen, — Mihri, — als Mädchen ihre Tage beschloß.

In Jurnern von Kleinasien, an den grünen Wassern des Fethsch-Strabo's, liegt die Stadt Amasia. Sie ist die Heimath Strabo's und stand schon in uralter Zeit in jener tiefen Durchbuchtung, welche der Strom zwischen die Felsen eingegriffen. Der verödete Burgberg zeigt merkwürdige Grablamern mit Inschriften, die noch nicht entziffert sind. Hier, zu Amasia, wo die süßesten Äpfel und die schönsten Frauen Anatoliens zu finden sind, wurde die Mihri geboren. Man hat sie die „osmanische Sappho“ genannt, und daraus hat sich eine Vorstellung gebildet, die gewiß geeignet gewesen wäre, das Lichtbild dieser Sängerin zu verschleiern. Ihre Tugend ist aber selbst von den größten osmanischen Splitterrichtern niemals angezweifelt worden. Zu glauben, daß ihre feurigen Liebeslieder gegenstandslos gewesen wären, kann gleichwohl nicht hingehen. Der geliebte Jüngling in ihren Poesien ist kein Phantom. Wenn Mihri singt:

„Mir wässerte der Mund nach dem Rubinquell  
Von meinem Iskender zwar, doch blieb ich durstig —“

so weiß man, daß dieser Iskender (Alexander) der Sohn Sinan Pascha's war. Daß die Dichterin gegen ihre eigene Empfindung ankämpfte und im Glid ihrer Reigung sich unglücklich fühlte, beweist der wehmüthige Hauch, der eines ihrer schönsten Lieder durchzieht, in welchem eine Strophe ungefähr so lautet:

„Oßes wünsch' ich Dir nicht, doch steh' ich vom Himmel die  
Gnade,

Daß Du lieben sollst Herzen, dem Deinigen gleich;  
Wollte indessen Dein Feind das Schlimmste Dir wünschen,

„Wird er wünschen Dir, daß Du verliebt seist wie ich . . .“

Daß Iskender Fethlebi, den osmanische Quellen als einen wohlstandigen, sehr gebildeten jungen Mann schildern, dieser Reigung nicht gleichgiltig gegenüberstanden, beweist die Existenz eines Stammbuches, in welchem Iskender allerlei Poesien aus persischen und türkischen Dichtern zu Ehren oder zur förmlichen Verherrlichung Mihri's niederschrieb. Die Bilder, in welchen sich die Berle der Amasierin bewegen, würden den Geschmack mancher unserer jungen Damen beleidigen. Man ist bei uns nicht gewohnt, von Frauenhand das männliche Ideal in fürstlicher Manier verherrlicht zu sehen. Eine dieser Apothosen des „schönen Jünglings“ wipst sich in den Versen zu,





Eine Unterrichtsstunde. Von W. Langhammer. — Siehe Seite 87.



welche im türkischen Original nicht sonderlich rhythmisch für ein deutsches Ohr klingen. Sie lauten:

„Bügün bir ghandışa fimi gordüm  
Kedüm ki bei ne dşhan şir dü —“

Das heißt ungefähr:

„Ich sah heute einen Rosenmund und fragte:  
Si, welche Seele ist dies?“

An einer anderen Stelle heißt es:

„Sei gnädig, Morgenwind, bring' mir Duft  
Von seinem Stirnenhaar.“

Als osmanische Matrosen, — und sie sind groß in ihrem Verste in der Einödnigkeit des Haremlebens, — die Tugend Mihri's anzuzweifeln wagten und herausgefunden hatten, daß der nachmalige Oberflüandrichter Nachschade, — nachmals unter dem Dichternamen Chertimi eine Berühmtheit des osmanischen Varnosses, — zu Mihri in zarten Beziehungen gestanden sei, schrieb diese zu ihrer Rechtfertigung ein Poem, dessen Kern in dem Verse:

„Mihri hat, bei Gott! Dich schon als Knaben geliebt —“

liegt. Auch vom Dichter Gumahi wird erzählt, daß er inniger an Mihri hing, als es die Voraussetzung der geistigen Verwandtschaft Beide bedingte. Aber der Biograph Nisfi hat alle Verdächtigungen mit der Bemerkung abgelehnt: „Trop solcher Vibelkeiten“ habe Mihri ihre Tugend hochgehalten, sie habe keines Mannes Hand, der sich ihr in Liebe nahte, „auch nur berührt“; „das ambradufende Halsband umschlang ihren reinen Hals“. Als Pascha Tischebi Kudereis um ihre Hand warb und sie diese Verbindung ausschlug, sagte der Dichter Sati: Sie habe es nicht nötig, nach jahrelanger Entfagung „bei einem Gefelsmahle auszuratzen.“

Wenn Mihri durch die herrlichen Gärten ihrer Heimathstadt wandelte, mochte sie ihre Inspirationen aus den Erinnerungen an ein berühmtes Liebespaar geholt haben, welches nach uralter Ueberlieferung an den hellen Wassern des Fejsil-Brunnens weilt. Dort zeigt man nämlich die mächtigen Spaltungen des Felsbrettes, welche Herbst gedehnt haben soll, um aus seinen Weierren Milchströme nach den Gärten der schönen Schirin zu leiten. Die Schirin-Romanze ist noch heute das hohe Lied der Liebe in den türkischen Harems.

Neben Mihri treten einige andere osmanische Dichtersinnen weit zurück. Es sind nur wenige Namen, welche die Originalquellen aufweisen: Zeinob (Zenobia), welche nicht ganz den Weg der Tugend wandelte, aber gleichfalls unvermählt blieb. Dem Dichter Mizr soll sie besonders zugethan gewesen sein. Subbi, d. i. „die Liebreiche“, war die angesehene Frau des Scheichs Tischebi, welcher zu den Erziehern Sultans Selim II. gehörte. Sie hat ein romantisches Gedicht in dreitausend Versen geschrieben. Von der Dichterin Siofi, genannt Ummatullah, ist ein mystisches Gedicht, betitelt: „Der Schatz der Richter“, und einiges Andere erhalten geblieben. Ani war bereits eine ehrentwürdige Matrone, als sie ihre Augen mit „Gillistan“ (einem Rosenhain) verglich und den Wunden ihres Herzens in hyperbolischen Bildern beredend Ausdruck gab. Simer, d. i. „die Ururthe“, verglich die Wange ihres Freundes mit dem Kokosnusshaut und beklagte ihre Liebe als eine Thorheit. Leila Chamun vergleicht sich mit einem Schmetterlinge, der sich, ohne Gefahr ahnend, in die Flamme stürzt. Wer diese Flamme gewesen, verrathen die Quellen nicht. Als hervorragende osmanische Dichterin ist auch noch Sultan Rahmud's II. Schwester, Heberullah, zu nennen, welche in erusten, wehmüthigen Tönen ihr trauriges Dasein schilderte.

Kochdruck verboten.

### Wer ist am weitesten gereist?

Eine Fabel von Oscar Justinus.

In dem lustigen, sonnigen Boudoir einer Dame steht ein zierlicher Schreibtisch aus schwarzem Nußbaum, auf welchem goldglänzendes Schreibzeug, Papier und Couverts in allen Farben und Formen, Rippes von Porzellan und Cuivre poli, Zeitungen und Bücher durch einander liegen. Daneben steht ein Bassin mit plätschernden Goldfischen, und über diesem hängt in vergoldetem Bauer ein gelber Canarienvogel. Nun schnarrt die Feder der Standuhr auf kristallinen Säulen, und der goldene Zeiger spricht: „Da glüht und gleißt Ihr alle durch einander und seid doch sammt und sonders nicht gar weit her!“

„Oho, oho!“ rief man ringsum mit indignirten Stimmen. „Ich komme aus Paris!“ sprach mit nasaler Betonung ein betender Knabe aus echter Bronze.

„Und ich aus Holland“, — ein hoher weißer Krug mit blauen Zeichnungen aus Delft.

„Und meine Wenigkeit aus Meissen!“ sang eine blonde Schäferin, ein Lämmchen auf dem Schoß, aus Meißner Porzellan.

Alles lachte. „Witwitwit!“ schlug der gelbe Vogel an, — was aus dem Canarienschen in's Deutsche überetzt sagen will: „In Andreasberg bin ich aus dem Ei gekrochen, meine Mutter hat mich groß gezogen, und dann kam ich im geschlossenen kleinen Holzkasten direct an diese Stelle.“

„Nimm!“ tönte der Flügel. Er war von Steinway Gebrüder in Newhork gebaut, dort in eine hölzerne Arche gepackt worden, die er erst in diesem Zimmer verlassen hatte.

Da lag aber ein Brief-Couvert, mit einer seltenen Briefmarke der argentinischen Republik; das war mit englischen, französischen, holländischen und deutschen Schriftzeichen beschriftet. Es stammte von einem durchgegangenen Vetter des Fräuleins und hatte unter Schloß und Riegel im dunklen Postfach wegen einer undeutlichen Adresse die halbe Welt durchwandert. Es zeigte seine Marken und machte schweigend ein Gesicht, als wenn es sagen wollte: „Das genügt!“

Nun unterbrach auch der Pöbel sein Tact und sagte: „Lächerlich! Das will von Meissen sprechen! Seit achtzig Jahren wandere ich vor diesem Zifferblatt auf und nieder. Nicht eine einzige Nacht habe ich ausgeruht, und da ich genau Buch führe, so kann ich Euch beweisen, daß ich bis zu dieser Stunde einen Weg von 2,160,948 Kilometer zurückgelegt habe. Wer concurrirt noch?“

Das war niederdrückend. Dagegen konnte selbst das Meteor-Bruchstück nicht aufkommen, das, zum Briefbeschwerer verarbeitet, silbergrau vom Tische glänzte. Es wollte gerade von seiner Augenblicksreise erzählen, die es im Nu durch das Firmament zurückgelegt; aber es wußte selbst nicht, wie viel

Weilen sie betragen hatte, und es widerstrebte ihm, mit dem Zeiger, der wie ein Pferd in der Treitmühle Jahr aus Jahr ein auf derselben Stelle umgewandert war, im Wettbetriebe zu erscheinen. Es herrschte eine peinliche Stille.

Da flog ein kleiner, weißer Schmetterling zum offenen Fenster herein, zitterte um die Palmen auf dem Blumenische und ließ sich einen Augenblick auf einer Rosenblüthe nieder. „Nun, kleiner, hast Du auch schon Reisen gemacht?“ zwitscherte ihm der Canarienvogel neckend zu.

„O, ja, ich komme gar weit her, — der Apfelbaum dort drüben am jenseitigen Gartenzaun ist meine Heimath! Dort hängt noch, mit einem Gürtel an die knorrige Baumrinde gefügt, meine grünlich graue Puppe mit den gelben Streifen und Punkten. Vor einer Stunde kroch ich an's Licht. Vor einer Stunde, — oh, mich dünkt es eine Ewigkeit, die ich seither durchlebt! Erst hatte ich einen großen Schreden. Ein Specht, dessen Schnabel wie mit Kanonenschlägen an mein dunkles Gefängniß pochte, wollte mich just aufspießen, als ich meiner Puppe Mauern durchbrach, aber ich flatterte ihm zwischen den Flügeln davon, und er sah mir nach mit einem so komisch verdutzten Gesicht, — das werde ich mein Lebtag nicht vergessen!“

Da zog mich ein entzückendes Paradies an, — grünes Strauchwerk, — Ribensohrl, rothbraun und grüne Matten und goldgelber Haas. Ich schwamm in Entzücken und surrte mir ein Liedchen; aber da wurde es dunkel mit einem Male, und angstvoll zappelte ich in den Mäusen eines Schmetterlings-Nestes. Langsam öffnete es sich, und zwei weiße große Finger sahen mich an meinen Flügeln. Ich zitterte und warf einen sehntlichen Blick nach den Augen eines mächtigen, schönen Wesens, das, wie ich nachher erkannte, ein achtjähriger Knabe war. Das half. Denn schon sah ich die Nadel gezückt, die mich durchbohren sollte, ich hörte seine Stimme: „Pontia rapas, — ein ganz gemeiner kleiner Kohlweißling.“ — und mit diesen schmeichelhaften, anerkennenden Worten ließ er mich auch schon fliegen.

Nun war ich vor Freude außer mir, denn vor mir lag eine neue, herrlichere Welt: Veilchen, Hyacinthen und Anemonen, und ich trank aus ihren Blüthen Nektar und taumelte vor Lust, bis ich zu meinen Schreden auf dem Kermel eines Jünglings sah, der die Blumen begoß. Ich war halbtodt vor Angst. Aber er brachte mir sein gebräunt, bärtiges Gesicht ganz nahe und sprach: „Keine Furcht! Ich will Dich nur um einen Dienst ersuchen. Dort drüben auf der Bank sitzt das Töchterchen meines Brodherrn. Der bestelle ganz leise, daß ich sie liebe, — von Herzen, — mit Schmerzen!“

Und ich schwang mich empor und zitterte durch die Luft und umschwebte das holde Mädchen so lange, bis es vom Bude, in das es vertieft war, aufblühte und lächelnd meinem Spiele zusah. Da jaßte ich Posto auf seinem Ohrschläpchen und richtete mit leisem Gezumme meine Botschaft aus. Dann flog ich davon.

Ich konnte noch wahrnehmen, wie sein helles Gesichtchen purpurroth wurde, und als ich eine Weile später wieder nach der Bank zurückblühte, da sah der Gärtnerwirth auf seiner Seite, und beide hielten sich in süßem Glück umschlungen.

Ich aber taumelte weiter von Blume zu Blume im hellen Sonnenschein, bis ein großer Schatten mir plötzlich das Licht benahm. Es war ein weißhaariger Greis, — des Gärtners Vater, der mit dem Stabe gemächlich zwischen den Beeten einherschritt. Er folgte allen meinen Bewegungen und sprach: „Wald wird auch meine Seele, deren Abbild Du bist, junger Falter, alles Irdische abstreifen, sich aufschwingen in die Sphären des Jenseits und von all' den verbotenen Früchten naschen, deren Genuß nur den Seligen gestattet ist.“

Da ich des Alten Rede nicht verstand, flog ich in das offene Fenster und schau nun hier all' die Pracht, mit der die Reichen der Erde sich umgeben. Aber ich muß fort — mein Leben umfaßt nur eine kleine Spanne Zeit, und ich habe noch sehr, sehr viel zu sehen und zu umgucken. Adieu!“ — Damit schwebte der Schmetterling wieder in den Garten hinaus. Es ward stille im Gemach, und es schien, als wäre der fröhliche Sonnenstrahl durch eine Wetterwolke verdeckt worden.

Nach einer langen Pause, in der Verschiedene das Wort ergreifen wollten, aber auch Jeder aus Respekt vor den Ältesten schwieg, schnarrte es wieder in der alten Uhr:

„Nun, wer ist der weitgereiste unter uns?“

Da erhob es von allen Seiten:

„Der Schmetterling!“

„Ja, der kleine, ganz gemeine Feld- und Wiesen-Kohlweißling,“ detretirte das Meteor, das eines gewissen himmlischen Ansehens genoß. „In der halben Stunde seines Lebens hat er mehr zu sehen bekommen, als wir auf unsern laufendweiligen Reisen. Das Leben mit seiner Lust und seinem Leid, von der Wiege bis zur Bahre, hat er gekostet, und die tiefsten Räthsel haben sich ihm erschlossen. Denn nicht die Strecke macht es aus, die Jemand zurückgelegt, sondern die Mannigfaltigkeit der Dinge, die er mit offenem Auge in seine Seele aufgenommen hat. Wir, die wir in Säden und Kisten das Weltall blind durchwandern oder in rasender Hast durchziehen, gleichen den Reisenden, die nicht aus dem Wagen kommen, mehr in den Bädern, als in die Oegend schauen, und für welche eine Reise nichts anderes ist, als ein Wechsel der Table d'hôte und des Nachtlögis. Jener Schmetterling gleicht dem frisch-frei-frohen Wanderer, der, sein Känzchen auf dem Rücken, den Stab in der Hand, Wald und Weide, Berg und Thal, Dorf und Stadt durchpilgert und überall etwas mitbringt für sein frühliches Herz. Er ist am weitesten gereist — und wäre er nie über die Grenze seines Dörchens hinausgekommen! . . .“

Kochdruck verboten.

### Frauenarbeit in England.

London, Ende April.

Es ist kein Zweifel, daß wir in Deutschland in der „Frauenfrage“ in den letzten Jahrzehnten weitgehende Fortschritte gemacht haben. Der Staat, die Gemeinden, Vereine u. s. w. haben eingegriffen, um den Frauen neue Erwerbsquellen zuweisen, indem sie für deren besseren Unterricht Sorge trugen, Stellen für dieselben schufen und ihnen den Erwerb eines anständigen Unterhaltes erleichterten. Jene Bestrebungen freilich, welche auf eine Gleichstellung der Frau mit dem Manne hinfielen, fanden bei uns nicht einen gleichen Anklang, wie in England und Amerika. Der Vorkämpfer für die Wahlberechtigung der englischen Frauen,

Stuart Mill, hat bei uns wenig Anhänger gefunden. Aber durch das von ihm vertheidigte und seit 1882 in Kraft getretene „Ehefrauen-Eigentums-Gesetz“ hat er doch die völlige Abhängigkeit der Ehefrau vom Gatten, welche in England in besonders unerquicklicher Form aus dem Mittelalter herübergenommen worden war, gebrochen und dem Frauenerwerb sichere Wege gewiesen.

Es ist daher gewiß von Interesse, sich davon zu überzeugen, wie derzeit die Erwerbsverhältnisse der Frauen in England sind, namentlich jener des Mittelstandes. In den nachfolgenden Zeilen soll an der Hand englischer Berichte ein kurzes Bild derselben entworfen werden.

Bis vor Kurzem bildete, wie bei uns, so auch in England das Unterrichten die einzige Beschäftigung, durch welche sich gebildete Frauen Geld verdienen konnten, jetzt sind auf diesem Gebiete die Ansprüche gewachsen, es bedarf einer so bedeutenden Befähigung, ihnen gerecht zu werden, daß nur besonders begabte Mädchen diesen Beruf ergreifen können. Das Gehalt der Lehrerinnen an Volksschulen und an den höheren Lehranstalten ist ein wirklich gutes, aber die Vorbereitung, um eine solche Stellung erlangen und ausfüllen zu können, erfordert Jahre großen Fleißes, und strenge, sehr schwierige Prüfungen müssen zufriedenstellend von den Candidatinnen abgelegt werden. Ich kenne zwei junge Mädchen, welche jetzt eine Schule in einem hübschen kleinen Orte errichtet haben. Mit Entsetzen denken dieselben an die Prüfung zurück. Jahre lang mußten sie sich vorbereiten und in dieser Zeit noch in Privat-Schulen Unterricht geben, nur um sich die Mittel zur Bestreitung ihres Kleideraufwandes zu erwerben. Die Sorge um's Dasein zwang sie, vom frühen Morgen bis in die späte Nacht zu arbeiten und damit ihre Gesundheit auf's Spiel zu setzen. Doch sie erreichten ihr Ziel und haben nun im Alter von zweiundzwanzig und zwanzig Jahren die Rente für ein kleines Haus mit Gärten frei und etwa tausend Mark mit der Aussicht, daß die Einnahmen von Jahr zu Jahr allmählig steigen werden.

Gehältsinnen an großen Schulen verdienen in England zwischen achthundert und dreitausend Mark. Um aber zu solchen Einkünften zu gelangen, müssen sie, nachdem sie die nöthigen Zeugnisse erlangt haben, täglich sieben Stunden in der Schule und außerdem häufig noch eine Menge Extrastunden geben, um schwache Schüler vor dem, den Ruf der Schule benachteiligenden Durchfallen bei den Prüfungen zu schützen. Vorsteherinnen solcher Schulen haben ein Einkommen von dreitausend bis sechstausend Mark, doch können sie die Stellung auch erst wieder nach Ablegung verschiedener weiterer Prüfungen erlangen.

In sehr reichen Familien erhalten Erzieherinnen mit besonders guten Zeugnissen ein Gehalt von zwei- bis dreitausend Mark jährlich und ihr eigenes Zimmer; doch ist das ein ganz besonders günstiger Fall. Es ist für alle diejenigen, die nicht von Jugend auf dazu erzogen, und die nicht die glänzendsten Zeugnisse bei den Prüfungen erhalten haben, das Unterrichten ein sehr schwieriger Beruf, um Geld zu verdienen.

Einen zweiten wichtigen Erwerbszweig der englischen Frauen bildet das Schneidern. Früher wurde dasselbe nur als ein Handwerk betrachtet, jetzt hat es sich aber zu einer freien Kunst entwickelt, welche von Damen von Rang und Titel und hohen Stellungen ausgeübt wird. Es ist ein Beruf, welcher keinen Lohn reichlich bringt, wenn er mit Energie und geschäftlichem Talente betrieben wird. Aber er erfordert fleißige, mühsame Arbeit und tüchtige Vorbildung, wieweil die letztere nicht so erspürliche und anhaltende Studien verlangt, wie jener der Lehrerinnen.

Eine Dame, deren Gemahl sich aus dem Staube gemacht hatte, weil er es zu schwierig fand, für seine Familie und sich den Lebensunterhalt zu erwerben, errichtete im Westen von London ein Schneider-Atelier. Sie hatte immer Talent für das Metier gehabt. Nachdem sie während dreier Monate das „wissenschaftliche“ Maßnehmen und Zuschneiden bei einem berühmten Meister erlernt hatte, ging sie an's Werk. Jetzt ist sie das Haupt einer großen Werkstätte, hat nur noch anzunehmen und zu überwachen, und beschäftigt vierzig Mädchen, die alle ihren mehr oder weniger reichlichen Lebensunterhalt erwerben, während sie für sich und ihre Kinder wöchentlich dreihundert bis vierhundert Mark verdient. Ein so glückliches Gelingen ist aber eine Ausnahme, hervorgerufen durch die günstigen Vorbedingungen, welche die Dame von Haus aus durch ihre gesellschaftlich hohe Stellung hatte. Doch hing der Erfolg ihres Unternehmens, welches sie mit nur drei Gehülfsinnen begann, vorzugsweise von ihrer eigenen Tüchtigkeit ab. In achtzehn Monaten hatte sie es zu dem eben erwähnten Resultat gebracht. Bezeichnend für die englische Gesellschaft ist es, daß sie die Schneiderin in allen jenen vornehmen Häusern auch jetzt noch empfängt, in denen sie verkehrt hatte, ehe sie ihr Geschäft eröffnete, daß sie also durch ihren Beruf nicht ihre gesellschaftliche Stellung eingebüßt hat. Bei uns in Deutschland würde man weniger liberal in dieser Beziehung denken. Bei uns würde die Gattin eines großen Geschäftsmannes nur mit Bedenken eine Frau in ihr Haus aufnehmen, welche nach Art der Engländerin ihren eigenen Weg gemacht hätte.

Ein Mädchen, das bei einem bekannten, tüchtigen Schneider in die Lehre geht, hat zunächst drei- bis vierhundert Mark Lehrgeld zu zahlen. Das erste Jahr verdient sie nichts; es hängt von ihr ab, ob sie etwas in der Zeit profitiren will in ihrer Kunst, denn ihre Aufgabe ist fast ausschließlich, Taschen zu nähen und Heftfäden anzuzuziehen. Im zweiten Jahre bekommt sie fünf Mark die Woche, außer dem Essen, im dritten sieben Mark fünfzig Pfennige oder zehn Mark, und im vierten hat sie ausgelernt und wird nun je nach ihrer Tüchtigkeit bezahlt.

Als Arbeitszeit sind die Stunden von Morgens neun Uhr bis Abends sieben Uhr gesetzlich festgestellt, ausgenommen Sonnabends, an welchem die meisten Geschäfte schon um zwei Uhr Nachmittags schließen. Keinem Arbeitgeber ist es erlaubt, seine Untergebenen länger als bis vier Uhr zurückzuhalten. Für jedes Mädchen muß eine gewisse Anzahl Cubit-Fuß Raum in den Arbeitsjalen vorhanden sein, und diese letzteren müssen gut ventilirt und einmal jährlich neu geweißt werden.

Die zum Schutze der Arbeiterinnen gegebenen Gesetze werden namentlich in Bezug auf das pünktliche Entlassen der jungen Mädchen sehr streng gehandhabt. So wurde eine Schneiderin einst von dem, unieren „Gewerbe-Inspector“ entsprechenden Aufsichts-Beamten verklagt, weil er ein Mädchen in ihrem Hause noch zehn Minuten nach sieben Uhr nähen gefunden hatte. Erst nachdem der Beweis gebracht worden war, daß die Angestellte an ihrem eigenen Kleide eine notwendige Reparatur vorgenommen hatte, wurde ihre Herrin freigesprochen. Die „Scientific dress-cutting“ (Gesellschaft für wissenschaftliches Zuschneiden) erteilt den Unterricht in allen



Fräulein für sechs Guineen, also ungefähr hundertsechszwanzig Mark. Für ein Mädchen, das aus ihrer Kunst einen Beruf zu machen gedenkt, ist es wünschenswerth, daß sie sich ein Diplom erwirbt, welches hundertsechzig Mark kostet und welches sie, je nach ihrer Befähigung, im Laufe von vier bis sechs Monaten erlangen kann.

Außer in der eigentlichen Schneiderei oder im Putz machen wird sie unterrichtet, wie einem Arbeitsraume vorzustehen ist, wie sie Aufträge entgegenzunehmen und Rechnungen auszufertigen hat. Die Stellungen, welche derartig ausgebildete Schneiderinnen einnehmen, bringen einen Gehalt von sechshundert bis dreitausend Mark pro Jahr.

Die Vorzüge dieses Systems gegenüber demjenigen, durch Jahre hindurch Lehrlinge auszubilden, sind erwiesen. Die dort herangebildeten Frauen stehen auf einer weit höheren Stufe des Könnens. Den Beweis für die Vorzüglichkeit des Instituts liefert besonders der Umstand, daß die besten Schneider ihre ersten Kräfte in dasselbe schicken, damit sie dort das Nähen und Zuschneiden erlernen.

Auch als Beamte verdienen jetzt die englischen Frauen ihren Lebensunterhalt. Die Post giebt ein Gehalt von zwölf bis fünfundsiebzig Mark wöchentlich. Die letztere Summe wird aber nur in Ausnahmefällen gezahlt und nur den Vorkämpferinnen eines Postamtes, welche ihre besondere Befähigung für das Postwesen durch Ablegung verschiedener Staatsprüfungen bewiesen haben. Zunächst muß sich jede Aspirantin einer Prüfung im Schreiben und Rechnen unterwerfen, welche aber kein Recht verleiht, als das, abzuwarten, bis eine Stelle frei wird. Hat sie nun viele „Bordermänner“, so kann es natürlich Monate und Jahre dauern, ehe sie zu einem Amte kommt. So legte z. B. ein junges Mädchen die Prüfung in ihrem achtzehnten Jahre ab, erhielt die Anstellung aber erst sieben Jahre später. Inzwischen hatte sie geheiratet und Familie bekommen und zog daher ihr Amt in Küche und Kinderzimmer dem am Postschalter vor.

Der Telegraphen-Dienst beschäftigt in England etwa tausend Frauen, die mit einem Gehalt von zehn Mark wöchentlich beginnen und durch Fleiß und Aufmerksamkeit bis zu vierunddreißig Mark steigen. Meist erst als alte Damen erhalten sie Inspectoren-Stellungen, die einen Gehalt von drei- bis fünftausend Mark bieten.

Um diesen Beruf ergreifen zu können, muß die Telegraphistin einen besonderen Lehr-Cursus durchmachen, dessen Dauer sich nach ihrer Befähigung richtet. Dann muß eine Prüfung bestanden werden, worauf gewöhnlich das Lehr-Institut, welchem sie sich anvertraut hatte, sich für sie um eine Stellung bemüht, die meist nach nicht zu langem Warten gefunden wird. Ob das Gehalt sich steigert, hängt von den Arbeiterinnen selbst ab. Es ist eben keine leichte Sache, im Amte stets höflich und zuvorkommend zu bleiben, wenn auf einmal ein halbes Duzend eiliger Leute an den Schalter kommen, die Alle zugleich befriedigt sein wollen, noch ist es eine bequeme Aufgabe, geschwind fast unleserliche Handschriften zu entziffern. Jeder Irrthum in den Telegrammen, jede Klage gegen die Beamten hemmt deren Avanciren und somit das Zunehmen des Gehaltes.

Ferner werden auch in den Comptoirs der Versicherungs-Gesellschaften und Pferdebahn-Unternehmungen weibliche Beamte angestellt. Die Stellungen sind aber so gesucht, daß sich in der Regel für einen frei gewordenen Platz dreißig Bewerber melden.

Das Putzmachen ist eine andere, recht einträgliche Beschäftigung. Kostet doch oft ein Hut, der fast aus nichts gemacht ist, an hundert Mark! Das kunstvolle Zusammenstellen all der kleinen Sächelchen, welche den Rahmen zu einem hübschen oder häßlichen Gesicht bilden sollen, muß daher ein sehr lucratives Geschäft sein. Doch gehört ein ganz besonderer Geschmack dazu, um sich in diesem Gebiete hervorzuthun.

In London erwerben sich jetzt zwei Damen der höchsten Aristokratie, die eine die Schwiegertochter einer Gräfin, Lady Grandvill Gordon, und vier andere Damen der vornehmen Gesellschaft, welche bei Hofe vorgestellt sind, einen selbst für ihre Ansprüche reichlichen Unterhalt durch ihr besonderes Geschick im Putzgeschäft. Diese Damen haben allerdings durch ihre Ver-



Ciara, von der Stadt Paris dem Papst zu dessen Priester-Jubiläum gewidmet. Siehe Seite 87.

bindungen ganz besondere Vortheile. Aber auch für junge Mädchen von einfacher Herkunft, die dies Talent haben und ausbilden, bietet sich hier ein reiches Erwerbsfeld.

Die Regeln für die Lehrzeit und für den Unterricht sind dieselben, wie bei der Schneiderei. In zwölf Unterrichtsstunden, deren jede einundzwanzig Mark kostet, wird in dem schon erwähnten Institute Alles in gründlicher Weise gelehrt, was in das Putzgeschäft gehört. Wenn die Schülerin Begabung zu dem Beruf bewiesen hat, erhält sie ein Zeugniß. Der wöchentliche Verdienst einer vollkommenen Putzmacherin stellt sich auf vierzig bis hundertzwanzig Mark. Außerdem wird ihr in guten Häusern von Zeit zu Zeit Gelegenheit geboten, nach Paris zu reisen, um dort neue Modelle zu studiren und ihrer Prinzipalin beim Einlaufen behülflich sein zu können. Man trifft sie dann überall in Paris, eifrig nach neuen Motiven ausspähend. Sie besuchen die Premieren im Theater und prüfen mit größtem Ernste die Kleider der Schauspielerinnen, die ja oft in jeder Scene in einem neuen Kostüm erscheinen. Sie wohnen den eleganten Hochzeiten in St. Madeleine bei und sind selbst in den Buchhandlungen, gebeugt über alte Modentapfer, zu finden.

Gewöhnlich geht das Geschick für Kleidermacher und für Putz Hand in Hand. Bilden sich die Damen nun in einer Fachanstalt oder in der Lehre bei einem tüchtigen Meister gründlich aus, so werden sie sich leicht zur Directrice einer großen Firma eignen, oder sie können ein eigenes Geschäft eröffnen. In beiden Fällen ist ihnen bei Thätigkeit und Sparsamkeit ein reichlicher Lebensunterhalt und ein sorgenloses Alter gesichert.

Bei der Aufzählung der in England von den Frauen betriebenen Gewerbe, bleibt noch das Kunsthandwerk wie Musterzeichnen, Kunststicken, Holzschneiden und Malen zu erwähnen. Um diese Beschäftigungen nutzbringend zu verwirthen zu können, bedarf es ganz besonderer Befähigungen und einer äußerst sorgfältigen Vorbereitung. Das Musterzeichnen ist von all-

diesen Beschäftigungen die bestbezahlte. Ein Mädchen, welches Geschick und Ausdauer hat, kann sich, wenn sie es versteht, den modernen Ansprüchen entgegen zu kommen, und wenn sie sich mit Leuten in Verbindung setzt, die ihre Muster geleglich schätzen lassen, oder wenn sie ihre Sachen an Privatleute verkauft, welche einen besonders hohen Preis zahlen, um etwas Neues und Originelles zu haben, ein Einkommen von vier- bis sechstausend Mark jährlich verdienen.

Auch Kunststickerie wird gut bezahlt, doch steht das Angebot in keinem Verhältniß zur Nachfrage. Unglücklicher Weise werden hierdurch auch die Hülfquellen eines sehr nützlichen Institutes, — „the royal school of arts needlework“, — das den Frauen Erwerb eröffnen will, sehr nachtheilig beeinflusst. Jede Schülerin dieser Schule hat, um ein Reisezeugniß zu erhalten, neun Sectionen, ja in der Dauer von fünf Stunden, zur Zufriedenheit ihrer Lehrerinnen durchzumachen. Sie ist dann befähigt, eine Anstellung in dem Institute selbst anzunehmen, falls eine solche frei ist. Die Arbeitszeit ist in demselben auf sieben Stunden festgesetzt und bringt im Anfang einen Verdienst von fünfzehn Mark wöchentlich.

Aus Allem diesem ist zu ersehen, daß die Verhältnisse des Frauenerwerbes in London nicht wesentlich von jenen in Deutschland abweichen, abgesehen etwa davon, daß die Arbeit als solche in der allgemeinen Achtung einen höheren Rang einzunehmen scheint, während bei uns das Nichtsthun in gewissen Kreisen, noch als die allein berechtigende Lebensform für „Frauen der Gesellschaft“ gilt. Man wird aber bemerken können, daß die kleinstädtisch-piepsbürgerlichen Kreise vorzugsweise diesen Ansichten huldigen, während sie bei Leuten von freierem Blick mehr und mehr verschwinden. In unseren größeren Städten wird von minder bemittelten Mädchen schon geradezu gefordert, daß sie für den Fall ihrer Nichtverheirathung „Etwas gelernt haben“. Wenn die harte Nothwendigkeit des Schaffens um das tägliche Brod an unsere Mädchen und Frauen herantritt, so mögen sie sich mit ihren mutigen englischen Schwestern trösten, deren Wirken diese Zeilen gewidmet sind.

E. G.



Rachdruck aus im Einzelnen verboten.

Ganz vertieft. Von A. Gussow. Siehe das Bild, Seite 81. — Welche Verleumdung der Männer, daß die Frauen niemals zu rechter Zeit fertig werden können! Sie ist fertig zum Ausgehen, — er aber läßt natürlich auf sich warten. Kann sie dafür, daß gerade in diesem Augenblick die neuen Journale kommen? Doch das eine die Fortsetzung des Romans ihres Lieblings-Schriftstellers bringt? Diese dummen Fortsetzungen! Gerade, wenn die Geschichte anfängt, spannend zu werden, bricht sie ab und läßt den Leser im Zweifel, ob der Held und die Heldin schließlich an das Ziel ihrer Wünsche gelangen werden. Schnell nur einen Blick hineingeworfen; sie ist ja fertig, und wenn der Gatte endlich kommt, wird sie ihm Vorwürfe über seine Unpünktlichkeit machen. Aber sie läßt sich fest, ganz fest, der Romandichter feiert einen vollen Triumph. Sie hört nicht einmal den eintretenden Gatten. „Bist Du fertig, liebes Kind?“ — „Natürlich lange, seit einer halben Stunde. Diesmal warst Du es, der warten ließ.“ — Aber er läßt sich nicht aus der Fassung bringen. „Bis auf die Handschuhe, wie ich sehe, liebes Kind.“ erwidert er, „da hätte ich ja bequem noch fünf Minuten warten können.“ Er hat recht, und sie wird ein wenig roth; das steht ihr gut, trotzdem es ein Roth des Kerkers ist. Wenn dieser dumme Roman nicht gewesen wäre, nicht diese schreckliche Mode, Romane in Fortsetzungen zu geben! Sie würde sich nicht festgelesen haben, und sie würde endlich einmal in der Lage gewesen sein, ihren Mann mit seiner Behauptung ad absurdum zu führen, daß stets sie es ist, welche warten läßt.



Spitze für eine Alba, von der Kaiserin Elisabeth, der Kronprinzessin Stephanie und mehreren hochgestellten Frauen Wien's zum Priester-Jubiläum des Papstes gespendet. — Siehe Seite 87.



**Eine Unterrichtsstunde.** Von A. Langhammer. Siehe das Bild, Seite 84. — Der Vere Praceptor fühlt sich ein wenig genirt, denn es ist keine Kleinigkeit, vier Kinder zu unterrichten, — zum ersten Mal in Gegenwart ihrer Mutter. Natürlich hat sie ihm gesagt, als sie ihren Besuch in der Schulstube ankündigte, daß sie nur komme, um sich von den Fortschritten, von dem Fleiß und von der Lebensart seiner Schüler zu überzeugen. Aber er weiß wohl, daß darin nur ein könnchen Wahrheit ist. Ebenso viel und noch mehr liegt der Gnädigen daran, die Unterrichtsmethode des neuen Praceptors kennen zu lernen. Er ist ihr zwar anvertraut haben; aber ihm fehlt noch die practische Erfahrung, und er machte einen erschrecklich jugendlichen Eindruck auf sie, als er ihr zum ersten Male entgegentrat, tobas sie es beinahe schon bereute, ihn engagirt zu haben. Indessen ist es nicht zum Nachtheil des Herrn Magisters, daß ihn die Gegenwart der Mutter seiner Hörlinge etwas einschüchtern; denn die Gnädige ist gewohnt, respectirt zu werden, und jedes Zeichen dieses Respects ist ihr willkommen. Auch die Haltung ihrer Kinder befriedigt sie auf das höchste. Die sind ganz Aufmerksamkeit, ganz Eifer, ganz Verbeugung, und alle die Dummheiten, die sie früher im Kopfe hatten, scheinen von dem neuen Lehrer ausgetrieben zu sein. Die gute Mutter täuscht sich darin ein wenig; sie leht dem Herrn Magister auf Rechnung, was doch nur der Anwesenheit ihrer eigenen gewichtigen Person zugeschrieben werden muß. Denn auch die Kinder haben den Ernst der Situation begriffen; sie wissen, der neue Lehrer wird um so länger im Hause bleiben, je besser er ihrer Mutter gefällt. Und da er ihnen selbst gefällt, — er ist kein Tyrann, — so tragen sie gern das ihrige dazu bei, ihn fest in den Sattel zu setzen. Sobald die Gnädige das Schulzimmer verlassen hat, wird die kleine Schar freilich andere Gesichter auflehen. Aber trotzdem wird auch der Herr Magister in dem Gefühl aufathmen, ein Examen hinter sich und es bestanden zu haben.



Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche gesetzlich geschützt sind.

Die Kunststickerei auf der Vaticanischen Ausstellung. II. — Von besonderem Interesse sind auf der Ausstellung, die von Wien eingesandten Arbeiten, weil sie uns zeigen, wie das Oesterreichische Museum für Kunst und Gewerbe in seinem uns bekannten Formenkreise die Ausführung bestimmt. Ein glänzendes Zeugnis dieser Leistungsfähigkeit ist die Gabel, welche die Kaiserin Elisabeth, die Kronprinzessin Stephanie und von anderen hochgestellten Frauen Wien's von Stord gezeichnet. Hier ist in glücklichster Weise die für Spitzen nöthige Leichtigkeit mit der breiten monumentalen Wirkung vereinigt, welche für den Gebrauch am Altar, an weithin sichtbarer Stelle, wünschenswerth ist. Neben derartig vorzüglichen Stücken enthält die Oesterreichische Abtheilung allerdings noch eine breite Masse von Arbeiten, welche von der Einwirkung des Museums unberührt geblieben sind; wilder Naturalismus macht sich sogar in Arbeiten breit, welche als rein persönliche Widmungen aus den höchsten Schichten der Gesellschaft stammen.

Ein Hauptstück der Ausstellung, die Tiara der Stadt Paris (siehe die Abbildung, Seite 86), kann nur zum Theil der Kunststickerei zugerechnet werden. Um dieser dreifachen Krone, welche durchaus in den Formen der rafaclischen Zeit gehalten ist, die nöthige Leichtigkeit zu geben, ist der Körper aus Silberfäden hergestellt, welche durch Hebung und Senkung nach bestimmtem Muster wie die kunstvollste Giselir-Arbeit wirken. Um diesen Körper legen sich die drei lilienbesetzten Kronenstreifen aus Goldblech mit den in alter Art in Kästen aufgesetzten Edelsteinen; die hängenden Bänder sind wieder in Silberstickerei ausgeführt. Diese Krone ist eine Stiftung von hundertundsechs katholischen Verbänden; die Steine sind durchweg directe Geschenke vornehmer Damen, welche einen Theil ihres Geschmeides zu diesem Zweck hergegeben haben. Und so groß war der Eingang dieser Spenden, daß es unmöglich ward, die kostbaren Steine auf den drei Ringen, Kreuz und Bändern unterzubringen. Für die Krone ward eine prachtvolle Ledertafel angefertigt, welche außen in Gold-Email die Wappen der hundertundsechs stiftenden Verbände trägt und innen mit einem großen Ornament aus kostbarsten Edelsteinen völlig bedeckt ist. Das Ganze ist eine vorzügliche Arbeit aus dem rühmlichst bekannten Hause von Trement-Maurice in Paris.

Wir haben von den Stickereien der Vaticanischen Ausstellung nur einige Stücke angeführt, aber der Reichthum derselben an erlesenen Stücken ist so überwältigend, daß man es eben bei Beispielen bewenden lassen muß.

Julius Leising.



Berlin. — Mit der nahe bevorstehenden Vermählung des Prinzen Heinrich von Preußen und der Prinzessin Irene von Hessen wird bereits der zehnte Ehebund zwischen Angehörigen der beiden genannten Fürstenthümer geschlossen. Zuerst vermählte sich Prinzessin Hedwig Sophie, Tochter des Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg, die Schwester des Großen Kurfürsten, mit Landgraf Wilhelm VI. von Hessen-Cassel, und die Tochter dieser Ehe, Prinzessin Elisabeth Charlotte von Hessen-Cassel, wurde dann die erste Gattin ihres fürstlichen Veters, des ersten Königs von Preußen. Prinz Heinrich von Preußen, Friedrich's des Großen Bruder, nahm zur Gemahlin die Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Cassel, Tochter des Landgrafen Wilhelm VIII., welcher für seine Person ein Enkel jener oben genannten Hedwig Sophie von Brandenburg, ein Neffe der ersten Königin von Preußen war. Weiter ist auch die zweite Gattin Friedrich Wilhelm's II. von Preußen eine fürstliche Dame hessischen Geschlechtes, nämlich die Prinzessin Friederike Luise von Hessen-Darmstadt, während deren jüngerer Tochter, Prinzessin Auguste von Preußen, die Ehe mit dem Erbprinzen, späteren Kurfürsten Wilhelm II. von Hessen-Cassel, schloß. Prinz Wilhelm von Preußen, einer der vier Söhne König Friedrich Wilhelm's II., vermählte

sich mit der Prinzessin Maria Anna, Tochter des Landgrafen Friedrich Ludwig von Hessen-Darmstadt, — eine Ehe, welcher neben dem verstorbenen Prinz-Admiral Adalbert von Preußen und der Königin-Mutter Marie von Bayern auch Prinzess Elisabeth entsproß, die in ihrer Verbindung mit Prinz Karl von Hessen die Mutter des gegenwärtig regierenden Großherzogs Ludwig IV. von Hessen-Darmstadt, also die Großmutter der Prinzessin-Braut Irene, geworden ist. Die zwei bisher jüngsten Ehebündnisse zwischen Preußen und Hessen waren diejenigen der beiden Töchter des Prinzen Karl von Preußen, ältesten Bruders des Kaisers Wilhelm, der Prinzessinnen Luise und Anna mit Landgraf Alexis Wilhelm von Hessen-Philippsthal-Barchfeld, beziehungsweise mit Prinz Friedrich von Hessen-Cassel a. L., dem späteren Landgrafen von Hessen.

Im Gewerbe-Museum war am 21. und 22. April ein Erzeugniß moderner Kunststickerei so hervorragender Art ausgestellt, daß eine Schilderung dieses von Fräulein C. Seeliger in Berlin geschaffenen Werkes für unsere Leserinnen von Interesse sein dürfte. Es stellt ein für den Vörlin-Verein deutscher Buchhändler in Leipzig bestimmtes Banner dar, dessen gestrichelte Zeichnung Professor Döppler jr. entworfen hat. Der obere Theil des Banners zeigt uns auf bronzenfarbenen Grund den deutschen Reichs-Adler in schwarzen Sammet-Auflagen, während der untere Theil auf einem Grunde von weißem Damast bronzenfarbene Arabesken zieren, die, mit Goldblättern und tiefbraunen Schatten bestreut, zu beiden Seiten in Hüllhörner übergehen. Die Früchte, welche aus diesen hervorgehen, sind in natürlichen Farben im Blattstich gestickt. Im Mittelfeld aus hellblauem Roiré prangt auf dunkelblauem Sammet das Wappen der deutschen Buchhändler: ein auf einem Schilde ruhendes offenes Buch, über dessen Blättern sich der Stab des Merkur mit der Fadel des Geistes freuzt. Bänder, die unter dem Buche hervorflattern, tragen die Inschrift: habent sua fata libelli. Ueber dem Buche zeigt sich ein gekrönter Helm, von dem ein Regulus im Begriffe steht, sich über den Kranz emporzuschwingen, der das Ganze umschließt.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Berlin. — Die Neuheiten in Frühlingstoffen kündigen sich namentlich durch neue Streifen an, der bis in die feinsten Nuancen, wie z. B. Bleu bis Perlgrün, abwechselnd ist. Diese Streifen sind in allen Farben und auf jedem Grunde vorhanden. Sehr hübsch ist ein von Granatrot bis Blauviolett abwechselnd Streifen auf blauem Grunde. Garnituren erhalten diese Stoffe nicht; sie dienen zum Rock und zu einer Schawl-Draperie, während zu dem Uebrigen glattes, harmonisirendes Gewebe verwendet wird.



Paris. — Sehr reizvoll sind die für kleine Mädchen bestimmten Hüte aus Reis- oder italienischem Stroh, die namentlich Blondinen mit dichten krausen Haar reizend kleiden. Die Hüte haben nur den großen Hohl, das Gesicht gänzlich unbeschattet zu lassen, weshalb sie mehr ein Phantasie-Puz als eine practische Kopfbedeckung sind. Die höchst einfache Garnitur besteht aus rosa Seidenfutter, rosa Bindbändern und einem Halbkranz von Rosstrofen unter der Krempe.

Unter den verschiedenartigen Blusen, die zur Zeit sowohl von Frauen wie von jungen Mädchen und Kindern getragen werden, streiten namentlich zwei Formen um den Vorrang: die aus Faltenheil und Paffe zusammengesetzte und die aus einem Stück geschchnittene, russische Bluse. Erstere gestattet die verschiedensten Combinationen; so kann z. B. die Paffe, übereinstimmend mit dem Rocke,



aus einem beliebigen Phantasie-Stoff oder aus Spitzen hergestellt werden. Die russische Bluse wird dagegen stets mit Borte garnirt, welche den Halsanschnitt umgiebt, die Patte des entweder an der Seite oder ganz auf der Achsel befindlichen Schlusses deckt, den Gürtel bildet und den ziemlich weiten, geraden Aermel an der Hand zusammenfaßt. Diese Bluse eignet sich zu jeder Art von Rock, doch tragen elegante Damen nur Röcke aus glatter Seide mit derselben Borte um den Saum und einer langen, leicht geschürzten Draperie. Zur Bluse verwendet man Seidentopp, Surah und namentlich Voile, letzteren Stoff in Blaugrün (saxon de Marseille) und Londoner Grün, — zwei hochmodernen, in Seide sich gleichfalls findenden Nuancen. Für Mädchen von 10-12 Jahren wird die russische wie die Paffenbluse häufig mit einer Draperie im Zusammenhang geschneitten, doch verdient den Vorzug die einfache Taillenbluse, welche meistens aus rother Surah bestehend und mit weißer Seidenlitz ausgefattet, zu allen Rökden paßt und in feiner Garberobe eines halbwüchsigen Mädchens fehlen darf.

— Eine drollige Neuheit auf dem Gebiete der Schirmkrücken repräsentirt ein aus Holz geschnitzter Hundekopf, dessen stark

federnde Schnauze zur Aufnahme des Pferdebahn-Billets oder des Ringelbells bestimmt ist.

Das Wettrennen zu Paris bildet gewissermaßen das Berufsfeld für die neu auftauchenden Frühjahrs-Moden. Auffallend ist die außerordentliche Einfachheit der Toiletten und der schwindende Umfang der Journieren. Einen vollen Erfolg errang das Lederkleid der Directorial-Zeit aus beigefarbener Wolle, dessen Rücken- und Seitentheile bis zur Erde reichen, während die Vordertheile in der Taille abbrechen und, ohne hier fest anzuschließen, sich über einer etwas länger vorsehenden Weste aus weißem, mit mattfarbiger Seide gesticktem Krepp oder Kaschmir öffnen. Die Schöße der Weste sind mit viereckigen, kleinen Taschen versehen. Von dem Rock aus gleichem Stoff oder aus Falte bleibt die ganze Vorderbahn frei. Ueber der Robe der Kaiserzeit mit ihren, unter breiter Schärpe, getrennten Vordertheilen trägt man einen langen Mantel, Maria Theresia oder bonno femme genannt. Derselbe ist aus schwarzem Erbsentüll über heller Chantage-Seide hergestellt und vom Halse, den eine dicke schwarze Spitzen-Küsch umschließt, bis zu den Schultern kraus eingereicht.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Italienische Stiftpergoldung.**

Ein neues Verfahren, Zeichnungen in echtem Gold oder Silber auf Papier, Pergament, Leder, Holz, Seide oder anderen Stoffen auszuführen, besteht in der in Italien erfundenen „Stiftpergoldung“, so genannt, weil die Arbeit mittelst erhitzter Metallstifte, die das Gold auf dem Grunde fixiren, gefertigt wird. Diese neue Technik ermöglicht es, Blüthen, Wappen, Lederbestickungen für Truhen, Kissen, Stühle, Möbel und alle erdenklichen Gebrauchs- und Luxus-Gegenstände, entweder allein oder in Verbindung mit Malerei oder Stickerei, auf kunstvolle Weise auszuführen, erweist sich als dauerhaft und ist dem allgemein üblichen Verfahren, Kupfergold oder Bronze-Pulver mittelst Pinsel oder Feder aufzutragen, bei Weitem vorzuziehen. Das Kupfergold hat nicht den Glanz des bei der Stiftpergoldung in Anwendung kommenden echten Blattgoldes, läuft mit der Zeit an und wird niemals eine so feine, correcte Zeichnung, wie es die in Rede stehende Technik ermöglicht, hervorbringen. Die Vorzüge des Blattgoldes, das sich innig mit dem Grunde, welchem es aufgelegt wird, verbindet, werden jedoch, der die neue Arbeit erprobt, in's Auge fallen und dieser viele Freunde erwerben.

Das eigentliche Verfahren besteht darin, daß man diejenige Fläche, welche mit Vergoldung geziert werden soll, zuerst mit Glimmer grundirt, dann mit Blattgold bedeckt und das darüber gelegte Muster mit erhitzten Stiften nachzeichnet. Das Glimmer für diesen Zweck mit etwas Wasser vermischt, — 2 Theile Glimmer und 1 Theil Wasser, — 5 Minuten lang tüchtig gequirt und dann mittelst eines kleinen Schwämmchens dem Stoff aufgetragen. Bei Pergament, englischer Leinwand und den weissen Papierarten genügt ein einmaliges Grundiren, bei Saffian und den meisten Lederarten ist ein zweimaliges Grundiren geboten; selbstverständlich erfolgt die Wiederholung erst nachdem der erste Grund vollständig trocken ist. Kalbleder saugt sofort das Glimmer auf, ohne daß eine Spur von Klebstoff auf der Oberfläche zurückbleibt, daher ist es bei diesem nothwendig, zuvor einen Auftrag von einer Lösung weisser Gelatine zu machen und erst nachdem dieser getrocknet, das Glimmer anzuwenden. Im Allgemeinen wird es rathsam sein, jeden zu verwendenden Stoff vor Beginn der Arbeit auf die Haltbarkeit des Grundes zu prüfen, d. h. durch probeweise Zeichnung mit den erhitzten Stiften zu ermitteln, ob das Gold vollständig auf dem Grunde haftet, oder ob sich ein zwei- oder mehrmaliges Grundiren als erforderlich erweist. Hierbei mag zugleich bemerkt werden, daß ein härteres Material, wie z. B.

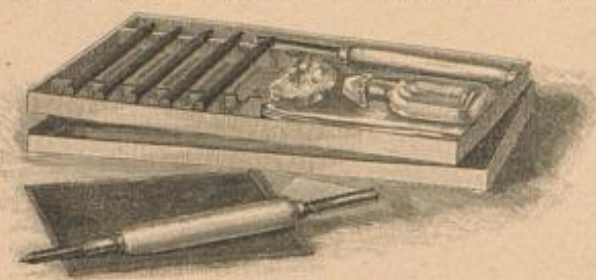


englische Leinwand ein härteres Erhitzen der Stifte und einen schärferen Druck beim Zeichnen verlangt. Seidenstoffe erfordern, wenn die Goldzeichnung haltbar sein soll, eine starke Grundirung, daher ist man genöthigt, den Glimmer etwas flüssigen Leim oder aufgelöste Gelatine zuzusetzen. Um nun dem Seidengewebe nicht eine unangenehme Steifheit zu geben und ihm dadurch einen Theil seiner eigenthümlichen Schönheit zu rauben, ist es rathsam, nur diejenigen Stellen zu grundiren, welche die Zeichnung aufnehmen sollen. Man verfährt zu diesem Zwecke auf folgende Weise: Das vorgezeichnete Muster wird am einfachsten mit Hilfe des zwischen Stoff und Zeichnung geschobenen Copir-Papiers an seinem oberen Rande mit Reißstiften auf der zu verzierenden Fläche festgelegt und dieser aufgepaßt. Ohne die Stifte zu lösen, damit die Paffe beim abermaligen Niederlegen auch genau wieder die vorgezeichneten Linien trifft, hebt man sie nun vorsichtig empor und grundirt die Aufzeichnung Linie für Linie mittelst eines feinen Pinselchens oder einer weichen Gänsefeder, legt dann erst das Gold auf, deckt die Paffe wieder herüber und beginnt das



Zeichnen mit den heißen Stiften, wie weiter unten beschrieben. Dieses Verfahren erfordert, wie begreiflich, außerordentliche Accuratesse. Bei einer Holzfläche wird statt des Eiweiß französischer Firnis zum Grundieren verwendet; nach dem Trocknen bestreut man die ganze Fläche mit Harzpulver, welches bei jedem Buchbinder unter dem Namen „Vergoldpulver“ käuflich ist und legt über dieses das Gold auf. Da nun der Firnis ein leicht löslicher Grund ist, und die Wärme der Hand allein schon verursacht, daß das Gold überall haften bleibt, ist es notwendig, beim Arbeiten ein Stück Pappe oder dergleichen der arbeitenden Hand unter zu legen.

Das Auflegen des Goldes, das erst nach dem vollständigen Trocknen des Grundes stattfinden kann, erfordert besondere Sorgfalt, da das leichte Blattgold überall haften bleibt und dann zerbricht und von jedem Athemzug emporgehoben wird. Für größere



Arbeiten empfiehlt es sich daher, ein Goldblech mit Schutzwand zu benutzen. (Siehe Bezugsquellen.) Das Blech besteht aus einem 1 Cent. starken Holzblech von 25 Cent. Länge zu 15 Cent. Breite und ist auf der Oberseite mit einer etwa 1 Cent. hohen Friesauflage, mit weichem Leder überzogen, die Befestigung des letzteren übernimmt ein rings dem Blech umgenageltes rothes Lederstreifen, das gleichzeitig die aus Pergament bestehende Schutzwand — sie misst 25 Cent. Höhe zu 41 Cent. Breite — befestigt. Ebenso wünschenswert ist zu dieser Arbeit auch ein Goldmesser, wie es nebenstehende Abbildung zu dem Goldblech darstellt. Das Blattgold wird mit breiter biegsamer Klinge vorsichtig über den Rand des Goldblechs hinaus auf das Lederblech geschoben; beim Zerschneiden desselben mit dem Goldmesser darf dessen Klinge niemals mit den Fingern in Berührung kommen und muß wiederholt auf dem Lederbezug des Goldblechs abgewischt werden, auch muß man die Klinge stets so aufsetzen, daß sie das Goldblättchen der ganzen Länge nach gleichmäßig berührt. Mittels des Messers kann man auch die Goldblatt-Stücke emporheben und dem zu verzierenden Gegenstande auflegen, besser noch ist es, sich hierzu eines flachen weichen Haarpinsels zu bedienen; mit einem Bauschischen Watte wird das Gold dem Muster fest angedrückt. Braucht man das ganze Goldblatt-



chen, so schiebt man es ein wenig über das Bülchlein hinaus auf den zu verzierenden Gegenstand, drückt es oben mit der Watte an und zieht dann das Bülchlein unter dem Blättchen fort, worauf das vollständige Andrücken erfolgt.

Ueber das Blattgold legt man nun das vorgezeichnete Muster, für welches nicht zu dickes Papier, das jedoch bei dem Druck des Metallstiftes nicht bricht oder durchreißt, zu verwenden ist. Pergament-Pauspapier ist sehr wohl für diesen Zweck geeignet, ebenso kann man feines Briefpapier dafür benutzen, wenn es dem Stift genügend Widerstand leistet. Damit dieser nun leichter über die Zeichnung hin gleitet, reibt man ihn mit einem Wachslappen, — Leinwand mit Wachs bestrichen, — ab. Die nun wieder über dem Blattgold aufzulegende Muster-Vorzeichnung darf sich nicht hin- und herschieben, darum hat man für genügendes Befestigen durch Reißstifte oder durch Umlegen und Festkleben der Ränder Sorge zu tragen.

Sind die Vorarbeiten so weit geblieben, so kann das eigentliche Vergolden vor sich gehen. Die für diesen Zweck bestimmten Stifte sind sehr dick, damit sie nicht zu schnell abfließen; es giebt deren drei Arten und man braucht zwei Stück von jeder, um sie wechselweise erhitzen zu können. Der Contour- oder Strichstift, zum Zeichnen der Linien und Vinen, ist fein zugespitzt, der Punktstift besitzt eine breitere Spitze und der Füllungsstift, der hauptsächlich bei fetter Schrift zu gebrauchen ist, hat eine abgerundete Spitze und zum Ausfüllen glatter Flächen Anwendung findet, mit breiterer Spitze, gleicht einem kleinen Glättstift. Die Stifte werden erst in das gespaltene Ende des Stifthalters gesteckt, welchen man aus der ihn haltenden Hülse 4 — 5 Cent. weit herausgeschoben hat, und so lange in die Flamme einer Spirituslampe leget, bis sie bei der Berührung mit etwas Kassen einen zischenden Ton hören lassen. Nun schiebt man den Stift am besten mittelst einer Zange so weit in die Hülse zurück, wie es für das Arbeiten bequem erscheint, und handhabt ihn wie einen Bleistift, die Spitze jedoch mehr ziehend fortbewegend, um das Durchdringen durch das Papier zu vermeiden. Die Hitze bewirkt ein flüchtiges Aufsteigen des Grundes und damit zugleich das Fixiren des Goldes. Durch schärferen oder geringeren Druck, durch längere oder kürzere Einwirkung der Hitze auf derselben Stelle wird man stärkere oder feinere Vinen erzielen, doch sind diese auch von der Stärke des angelegten Papiers abhängig; ist das Muster auf zu dickem Papier gezeichnet, so wird es nicht möglich sein, feine Vinen hervorzuheben. Für gerade Linien kann ein Lineal angelegt werden, will man für gebogene Linien und Kreise den Zirkel anwenden, so muß das Ende des Stifts befeuchtet werden, um es hinein zu poffen. Das Arbeiten mit dem Füllungsstift verlangt einige Uebung; man muß dabei das Papiermuster besonders festhalten, damit es sich nicht hin- und herschiebt und das Gold wegreißt, und hat dann die zum Füllen bestimmte Fläche mit dem breiten Stift nach verschiedenen Richtungen hin mehrfach zu überarbeiten, bis man sicher ist, daß keine Stelle unberührt blieb, und keine Lücke sich zeigt.

Ist die Zeichnung durchgeführt, so hebt man die Pauspapier an einer Seite empor, wischt mit einem weichen Lappchen das überflüssige Gold fort und überlegt sich erst, ob die Arbeit wohl gelungen und keine Stelle mehr nachzuarbeiten ist, ehe man die Zeichnung vollständig entfernt. Erscheint das dicke aufgetragene Eiweiß bei matten Leder etwa auf den goldbleichen Stellen störend, so kann man diese mit scharfem Essig bestreichen und mit weichem Filz-papier abtrocknen, wodurch die Grundirung entfernt wird.

Daß sich vorzugsweise ornamentale Muster für die italienische Stiftdruckgoldung eignen, ist einleuchtend; die moderne Geschmackrichtung begünstigt eine mannigfaltige Verwerthung derselben und bietet eine Fülle schöner Motive. Die Verschiedenartigkeit der Stifte ermöglicht es, die Zeichnung ausdrucksvoll zu machen und reiche Abwechslung hinein zu bringen. Die hierbei veranschaulichte, nach einer Skizze von L. Hellmuth in Weihenburg a. S. ausgeführte Vorlage eignet sich zur Verzierung von Kästchen, Notizbüchern, Albums etc. Stifte nebst Halter sind in einem flachen Cartonkasten geordnet, der gleichzeitig ein Fläschchen mit Grundir-eiweiß, Blattgold und ein Schwämmchen enthält, im Handel vor-rätbig. (Siehe Bezugsquellen.)

**Musterblätter für künstlerische Handarbeiten. Nr. 6. —** Serbische und rumänische Stickmuster. — Die serbischen und rumänischen, sowie alle Stickerien der südslavischen Bewohner des Balkan tragen im Großen und Ganzen ziemlich den gleichen Charakter, jedoch sich kaum ein bestimmter Nachweis über die Herkunft der einzelnen Stücke geben läßt. Dasselbe Muster, welches in gewöhnlichem Kreuzstich ziemlich grob, auf losem Stoff gestickt die reiche Rod- oder Blumen-Verzierung des Kostüms einer Rumänierin bildet, kann sehr fein und fest und durch Anwendung von Gobelinstich, — in Abstrichlinien oder ganzen Figuren, — abwechselnd gestaltet, auf Aermel-, Hals- und Bruststreifen eines Serben- oder Bulgarenhemdes von könniger Leinwand wiederfinden. Aus den Figuren eines Kleins entziehen gelegentlich Vorten, letztere lösen sich in einzelne Figuren auf, die wieder gleich den Einzelbäumen in Ecken von Hals- und Aermelbündchen oder als lose verstreute Decoration größerer Flächen auftreten.

Die Muster der vorliegenden Tafel stammen sämtlich von Resten solcher Kostüme, welche in den Original-Abbildungen unserer Sammlung angeführt sind. Die Vorlagen 1 und 2, mit Bäumchen begrenzte Vorten, sind auf kräftige Leinwand serbischen Ursprungs, Nr. 3 und 4 auf rumänische Leinwand zurückzuführen, während die Einzel-Figuren 5—7 lauter kleine Reste der Verzierung von Bulgarenstrick sein dürften. Für alle diese im Kreuzstich nach Angabe mit Strichstich-Contour oder in den Begrenzungslinien mit schrägen Gobelinstichen ausgeführten alten Stickerien dient als Material eine raue Wolle, die durch Crevel- oder Orient-Wolle ersetzt werden kann. Wie solche Stickerien unter Anwendung von Goldfaden und -Fittlern wirkungsvoll be-lebt werden, veranschaulichten wir bei Darstellung des eleganten Kostüms einer Rumänierin, Abb. 66 und 67 der Nummer vom 1. Januar 1885. Auf andere, dem Charakter der Muster entsprechende Stickweisen, sowie auf ihre vielseitige Verwendung wurde bei der Herausgabe des Musterblattes Nr. 2 eingehend hingewiesen. A. D.

## Wirtschaftliches

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

### Vorräthe in der Hauswirtschaft.

Ob die Beschaffung größerer Vorräthe für eine vortheilhafte Wirtschaftsführung zu empfehlen sei oder nicht, das ist eine Frage, die oft von den tüchtigsten Hausfrauen in durchaus entgegenge-setztem Sinne beantwortet wird. Denn während die Eine ver-sichert: „Ich kann nur gut und sparsam wirtschaften, wenn mir größere Quantitäten zur Verfügung stehen, die mir erlauben, ver-schiedenartig zu verfügen und, den augenblicklichen Verhältnissen angemessen, wechselnde Einrichtungen zu treffen,“ — behauptet die Andere: „Nein, nur die Anschaffung des für den Tag durchaus Nothwendigen ist richtig; wenn viel vorhanden ist, wird viel ver-braucht; das beweist ja schon das alte Sprichwort „mit Vielem kommt man aus, mit Wenig hält man Haus.“

Beide Frauen haben ihrer Individualität nach jedenfalls Recht; objectiv betrachtet, stellen wir uns aber auf die Seite der Ersteren, die weitsichtiger und weiter denkend die günstigere Chance für sich hat. Einen unumstößlichen Beweis für die Richtigkeit dieser An-sicht geben allein schon die Consum-Vereine, jene Verbindungen, die es sich zur Aufgabe stellen, im Großen Einkäufe von Lebens-mitteln zu bewirken und die Waaren im Kleinen ohne Percent-Aufschlag an die ärmeren Klassen abzugeben, an jene Klassen, die, auf Groschen und Pfennige beschränkt, ihre täglichen Bedürfnisse nicht nur wesentlich theurer bezahlen, sondern sie meist in geringerer Qualität erhalten. Wer sich für solche, nicht hoch genug zu schätzende soziale Bestrebungen interessiert, wer einen Einblick in ihr segensreiches Wirken erhielt, der wird erstaunt sein, welche Ersparnisse durch eine derartige Wirtschaftsführung erreicht werden können. Und sollte nicht, — wie hier die Vereine, — ein Jeder für sich im eigenen Hause, — allein oder durch Verbin-dung mit Freunden, — ähnliche Erfolge erzielen können? Es be-darf zur Ausföhrung einer derartigen Verwaltung allerdings neben einiger Umsicht und Waarenkenntniß noch anderer Vorbedingungen.

Zunächst muß die betreffende Hausfrau im Besitze eines Kapitals sein, das größer ist als das entsprechende monatliche oder gar wöchentliche Wirtschaftsgeld, welches der Haushalt erfordert. Zweitens muß sie über einen Raum verfügen können, welcher ge-eignet ist, Vorräthe zu bewahren, ohne daß diese von ihrem Werthe etwas einbüßen. Drittens, — und das ist die Hauptsache, — muß sie streng in der Controle sein. Es muß die Quantität dessen, was für den Bedarf einer Woche oder eines Monats als nothwendig anerkannt wurde, genau abgemessen werden; ein Mehrerbrauch, herbeigeföhrt durch beliebige Hineingreifen in den Vorrath, ist eine Gefahr, die allerdings geeignet ist, den errungenen Vortheil wieder verloren gehen zu lassen.

Von weiterem Vortheil beim Einkauf größerer Quantitäten ist es für die Hausfrau, wenn sie günstige Conjunctionuren benutzen kann; denn eine Menge der alltäglichsten Nahrungsmittel, Kaffee, Zucker, Thee, Butter etc., sind oft nicht unwesentlichen Preis-Schwankungen ausgesetzt, und zuweilen kann beispielsweise bei einem in günstigen Zeitpunkt gekauften Saft Kaffee eine Ersparniß von fünfzehn bis zwanzig Procent erzielt werden.

Stets empfehlenswerth aber bleibt es bei solchen Einkäufen, sich an große Firmen zu wenden, an solche, die ihre überreichen Artikel direct beziehen, und hierfür sind Bremen und Hamburg die geeigneten Plätze. Seit unsere Post- und Frachtsendungen so außer-

ordentlich vereinfacht wurden, ist auch die Unbequemlichkeit, die früher oft mit dergleichen Bezugsquellen verbunden war, in Fort-fall gekommen. Es genügt heute die einfache Bestellkarte, um den gewünschten Artikel pünktlich in's Haus geliefert zu erhalten, und fast ausnahmslos wird man auf reelle, preiswürdige Bedienung rechnen können.

Wenn aber einzelne Gegenstände, wie Kaffee, Zucker, Thee, Reis lange Zeit aufbewahrt werden können, ohne von ihrem Werthe etwas einzubüßen, wenn Seife durch längeres Liegen nur gewinnt, so giebt es dagegen andere Dinge, die leichter dem Ver-derben ausgesetzt sind. Man wird also gut thun, bei Beschaffung größerer Quantitäten auch auf diesen Punkt Rücksicht zu nehmen und zum Beispiel Butter, die zum Kochen bestimmt ist, durch Ein-schmelzen zu conserviren wissen.

Was hier aber zunächst von den wirklichen „Vorräthen“ gesagt wurde, gilt auch für die kleineren Bedürfnisse. Fast allgemein ist es Brauch, daß ein Haus sich im Herbst mit seinem Bedarf an Winterartikeln versieht, warum thut man dies nicht auch mit Eiern, die uns so unentbehrlich sind, und die wir Monate lang zu hohen Preisen und oft schlecht beziehen? Ihre Conservirung ist sehr einfach; man kaufe sie im August, wenn sie gut und billig sind, und bestreiche sie, — da es einzig darauf ankommt, das Ein-dringen der atmosphärischen Luft durch die poröse Schale zu ver-meiden, — mit Weindl, dünnflüssigem Gummi arabicum oder Paraffin und verpake sie in Häckel oder Sägepäne. Das ist eine kleine Mühe und verursacht nur eine geringe Ausgabe; wer sie nicht scheut, wird sich reichlich belohnt finden.

Ähnliches ließe sich von noch manchen anderen Artikeln sagen, doch da ihre Beschaffung meist im Herbst am geeignetsten ist, kommen wir zu gelegener Zeit auf dieses Thema zurück. Heute sei nur noch eines unserer Hauptnahrungsmittel Erwähnung ge-than, des Fleisches. Wir wissen, daß wir für unseren Tisch täg-lich etwa zwei Pfund gebrauchen, — ist es richtig, dieses Quantum jeden Morgen vom Schlächter holen zu lassen? Unserer Ansicht nach, nein. Abgesehen davon, daß bei Abnahme eines größeren Stückes eine nicht unbedeutende Preisermäßigung eintritt, läßt sich ein solches auch zweckentsprechend in verschiedenster Weise verwen-den, und wenn wir das letzte Stück vielleicht eine Woche, — aller-dings an kühler, luftiger und trockener Stelle, — bewahren, dann erst giebt es uns den besten garten Braten.

Es sind dies nur Andeutungen, die für diesmal genügen mögen, doch vielleicht geben sie der einen oder anderen unserer Leserinnen Muth, einmal den Versuch zu wagen. Probiren geht über Studiren! Sichern wir uns aber durch große Einkäufe, durch Nachdenken, welches weiter als von heut auf morgen reicht, nicht noch eine Ersparniß, — die Ersparniß an Zeit? Ist diese zu unterschätzen? Gewiß, es stände oft besser um die Beaglichkeit eines Hauses, wenn die Frau verstände, rechtzeitig zu über-legen, und wenn das Mädchen nicht um jede einzelne Kleinigkeit zum Kaufmann und Schlächter fortwährend unterwegs wäre und beständig in der Arbeit geföhrt würde. Elisabeth Kafelowsky.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

### Fragen.

**Mittel gegen Fliegen.** — Wer kennt ein radikales Mittel zur Vertilgung von Fliegen? Insectenpulver, Fliegenpapier u. s. w. haben sich als ungenügend oder nicht anwendbar erwiesen. G. v. D., Gut Golowitschim in Süd-Rußland.

**Spargel und Blumentohl einzulochen.** — Kann mir Jemand ein Rezept mittheilen, wie man Spargel und Blumentohl in Gläsern gut und haltbar einlocht? Junge Hausfrau.

### Antworten.

Auf die betreffenden Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.

**Feuchte Wände (24).** — Will man bei feuchten Wänden wenigstens einen Tapeten-Bezug ermöglichen, ist es empfehlens-werth, die Wände mit einer groben Leinwand, die etwas von der Wand abstehen muß, zu bespannen und auf dieselbe dann die Ta-pete zu kleben. Um den Abstand zwischen der Wand und der Leinwand zu ermöglichen, sind unten und oben sowie, — zur so-beridern Ausföhrung, — auch in der Mitte der Wand der Länge nach 2 Cent. dicke Holzleisten aufzunageln, welche letztere aber zu-avor mit einer Imprägnirungs-Flüssigkeit, z. B. „Carbolium“, gut getränkt werden müssen, damit die Feuchtigkeit der Wand nicht so sehr aufgefogen werde. Wenn man also keine wirkliche Ab-hülfe für die feuchte Wand schaffen kann, so wird durch obiges Mittel wenigstens das häßliche Aussehen der nassen Wände ver-drängt, und man erreicht dadurch eine Abhülfe für mehrere Jahre. Eine im Papier dauerhafte Tapete ist sehr zu empfehlen. A.

**Wartburg-Eisä.** — Wartburg-Eisä sind in Eisenkäufen käufliche Eisä, deren Platte eine Abbildung der Wartburg trägt; auch nennt man so zu-weilen einen einfachen altdeutschen Eisenstich, dessen Wobbel auf der War-tburg ruht.

**Schmetterlings-Sammlung.** — Um den Verkauf einer Schmetterlings-Sammlung zu erzielen, möchte ein Inhaber in den gelehrtesten Zeitungen em-pfehlenswerth sein, das geeignet wäre, einen Liebhaber aufmerksam zu machen öffentliche Institute reflectiren selten auf derartige Anerbietungen.

Zu dieser Nummer gehört ein Weiblatt, ein far-biges Musterblatt für künstlerische Handarbeiten, sowie für die Abonnenten der Großen Ausgabe ein Modenbild.

**Bezugsquellen:** Frühjahrsstoffe, Seite 87: J. A. Heise, W. Reisinger Straße 87. — Blumen für Kinder, Seite 87: Belle u. Sud. O. Hausvater-Platz 11. — Schirme mit Kränzen als Bildet-Halter, Seite 87: Julius Heise, normaler Juchä, Breslau, Am Rathhaus 26. — Goldstiften mit Schutzwand, Messer und Vegetinsel, Seite 88: J. Pusch, W. Charlottenstr. 65. — Naken mit Material und Handwertzeug zur Stiftdruckgoldung, Seite 88: Joseph Weber, Kaufm., Canton Bern, Säwäg.

Die Illustrierte Frauen-Zeitung erscheint jeden Sonntag in 1 bis 2 Doppelbogen: jährlich 24 Moden-Nummern, 12 Schnitt-muster-Beilagen, 28 Unterhaltungs-Nummern, 28 Weiblätter, 12 große farbige Modenbilder, 8 farbige Stickmuster-Vorlagen und 8 Extra-Blätter, also außer den Schnittmuster-Beilagen und Weiblättern jährlich 28 besondere Beigaben, eine zu jeder Unter-haltungs-Nummer. Vierteiljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf. Die Best-Ausgabe mit demselben Inhalt erscheint alle vierzehn Tage; das Heft (26 jährlich) kostet 50 Pf.

Die große Ausgabe mit allen Kupfern bringt außerdem jährlich noch 40 große farbige Modenbilder, also jährlich 68 be-sondere Beigaben, und kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Best-Ausgabe auch alle Postanstalten.



# Illustrirte Frauen-Zeitung.

Ar. 22.

Wöchentlich eine Nummer.  
Vierteljährlich 2 1/2 M.

— Berlin, 27. Mai 1888. —

Große Ausgabe mit  
allen Kupfern: 4 1/2 M.

XV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

## Er geht aus.

Von Anna Lindau.

**W**as machen wir heut Abend?"  
„Ich habe eine Verabredung mit einigen  
Collegen. Wir wollen uns gegen neun Uhr  
bei Sedlmayr treffen.“  
„Bei Sedlmayr? Kann ich mit-  
kommen?"

„Aber Toni, das ist doch wohl nicht Dein Ernst? Wir sind nur Männer, und in dem Bierlokal ist die Luft so voll von Tabakdampf, daß Dir, wie Du mir früher ja oft geklagt hast, die Augen schmerzen, und am folgenden Tage die Haare und Kleider noch danach riechen würden. Und das Alles schließlich für ein sehr zweifelhaftes Vergnügen!"

Toni's Mann, Rechtsanwalt Dr. Soltoff, hatte das seiner Frau schon häufig gesagt, wenn dieselbe von Zeit zu Zeit, allerdings in immer größeren Zwischenräumen, den Wunsch äußerte, ihn auf den fast allabendlichen Ausgängen zu begleiten. Früher hatte sie dann wohl geantwortet: „Aber warum wählst Du auch immer zu Deiner Erholung Orte, an denen sich eine einigermaßen verwöhnte und wohlgezogene Frau nicht behaglich fühlen kann?" Und Soltoff hatte dann erwidert, daß nicht er es sei, der die Orte wähle, sondern daß dies meist die Herren seiner Bekanntschaft thäten, und daß es schließlich doch nun einmal eine von den Männern allgemein angenommene, fast zur Sitte gestempelte Gewohnheit sei, den Abend in Gesellschaft von ihresgleichen zuzubringen.

„Und wir armen Frauen?" hatte dann Toni geäußert.

Aber Soltoff war aufgestanden, — diese Unterredung fand nämlich gewöhnlich gleich nach Tische statt, — hatte sich eine Cigarre angesteckt und lächelnd gemeint: „Ihr armen Frauen solltet Euch allmählig an das unabweisbare Freiheitsbedürfnis Eurer lieben Herren und Gebieter gewöhnen und die Abende, an denen Euch nicht gesellschaftliche Verpflichtungen oder gemeinsame Berstreuungen und Kunst-

genüsse, wie Theater und Concerte, an die Seite des Gatten rufen, dazu benutzen, die in den Mädchenschulen nur lückenhaft erlangte Bildung zu ergänzen; denn nur Eurer Halbbildung ist daran Schuld, daß Ihr so gar nicht ohne unsere Gesellschaft fertig werden könnt. Dieses ewige Anlehnungsbedürfnis! Werdet etwas selbständiger, lest gute Bücher und nehmt das Leben, wie es ist, mit heiterem Gesicht und nicht, wie es nach Eurer Meinung sein sollte, mit dem traurigen, bitteren Zug um den Mund, der Dir übrigens

gar nicht steht, liebe Toni. So, und nun schide mir den Kaffee hinüber in's Bureau."

Aehnlich war es auch heute gewesen. Soltoff drückte einen flüchtigen Kuß auf die Stirne seiner Frau und verließ, den Walzer aus „Gasparone" summend, das Wohnzimmer.

Toni sieht ihm nach. Ihre Augen verfolgen die hohe, stattliche Erscheinung ihres Mannes mit dem klugen, bedeutenden Kopfe, dessen braunes Gelock sich zwar schon etwas zu lichten beginnt, ihr aber dennoch

trotz achtjähriger Ehe so unendlich lieb ist. Noch eine Secunde sieht sie ihn, in den Dampf seiner Cigarre gehüllt, wie durch eine leichte Wolke, sie hört noch das melodische „Er soll Dein Herr sein", dann schlägt die Thür seines Arbeitszimmers hinter ihm zu, und sie ist allein, — wieder allein. Einen Augenblick bleibt sie noch an der Tafel sitzen, vor sich auf das Tischstuch starrend und zerstreut aus Brodkrume allerlei Klügelchen und Formen drehend, gerade so wie sie es vor zwanzig Jahren im Trödel'schen Kindergarten, — damals aus feuchtem Lehm, — gethan hat. Und nun fallen ihr auch ihre beiden Kinder ein, denen sie noch nicht gute Nacht gesagt hat. Das Hausmädchen kommt, um den Tisch abzudecken. Toni steht auf.

„Haben Sie dem Herrn den Kaffee hingetragen?"

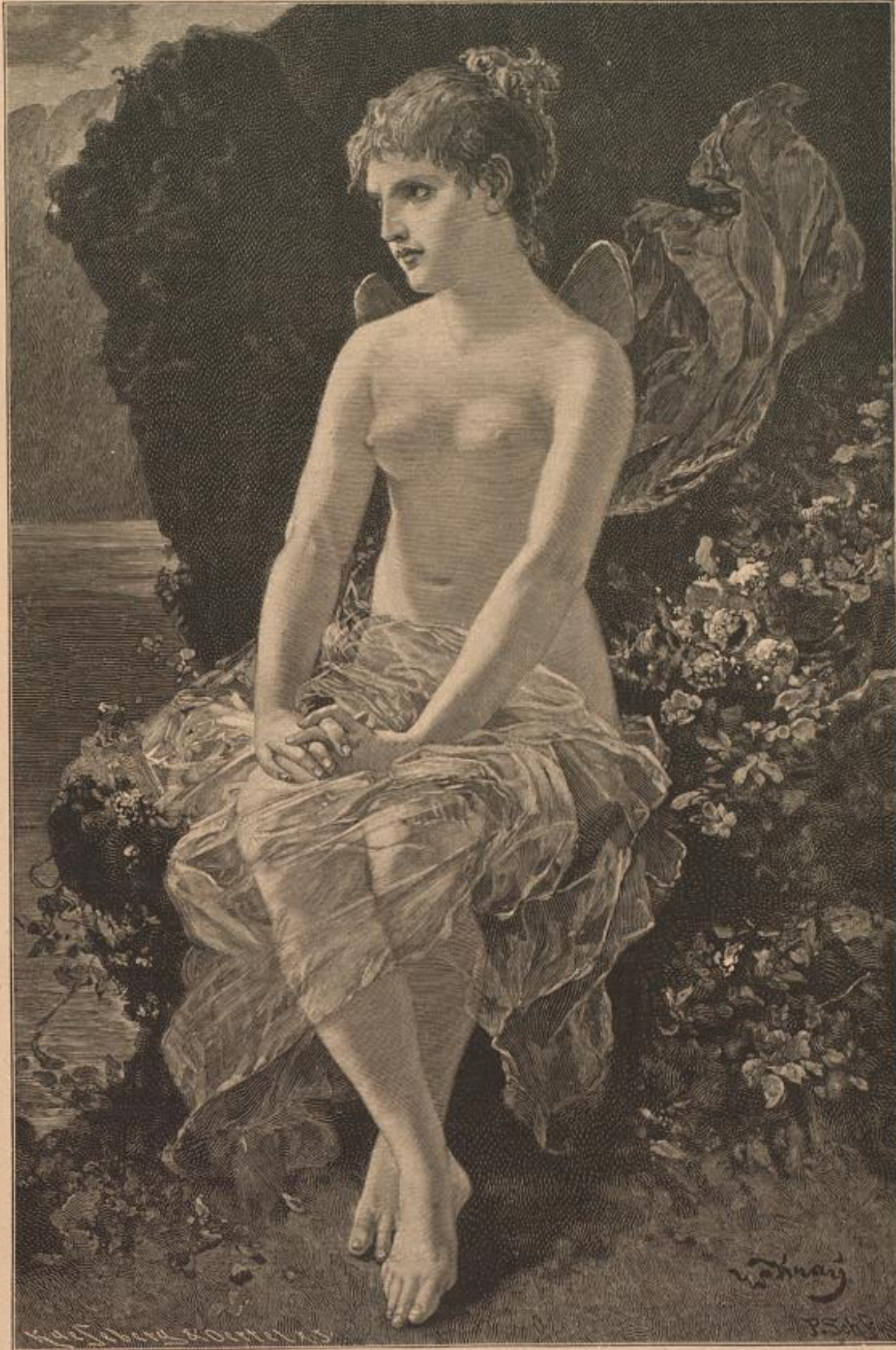
„Jawohl, Frau Doctor."

„Arbeitet mein Mann?"

„Nein, ich glaube nicht. Er liegt auf der Chaiselongue, raucht und liest die Zeitung."

Toni's Herz schnürte sich zusammen. Als wenn er das nicht auch bei ihr hätte thun können!

Sie geht zu den Kindern. Diese werden gerade zu Bett gebracht, denn Soltoff's speisen spät. Der siebenjährige August hockt auf dem Teppich vor dem Bettchen und ist emsig bemüht, sich die Stiefel aufzulösen. Am Waschtische fährt die Kinderfrau dem dreijährigen Elschen mit einem großen Schwamm consequent über das Stubsnäschen. Kaum betritt Toni das Zimmer, so erhebt sich ein Höllenlärm. „Das Wasser ist so naß und kalt, und der Schwamm kratzt!" schreit Elschen. „August will noch aufbleiben, hat zu wenig Abendbrot bekommen! Mama soll dableiben, mitbeten, mitausziehen, mitschlafen!"



Psyche, um den verlorenen Amor trauernd. Von W. Kray. — Siehe Seite 94.



Eltschen sträubt sich immer mehr in den Armen ihrer Wärterin.

„Aber, Kinderfrau,“ sagt Toni, „fassen Sie doch das Kind nicht so derb an! Das Gesicht ist doch nun rein! Sie können mit dem Schwamm doch auch einmal auf die andern Körperteile übergehen! Warum lassen Sie denn den August jetzt schon, noch total angekleidet, sich Stiefel und Strümpfe ausziehen? Das Kind muß sich ja erkälten!“

„Ach du lieber Gott, nun bin ich zwanzig Jahre bei Kindern und muß mir immer noch etwas sagen lassen!“ klagt die aus Thüringen gebürtige Kinderfrau. „Vorher war Alles in schönster Ordnung, aber sobald die Mama kommt, da werden die Kinder unartig! Es ist ja 'ne alte Geschichte, da fühlen sie 'nen Hinterhalt! Und was den August betrifft, so habe ich ihn mit dem Stiefelaufknöpfen man bloß beschäftigen wollen, bis ich das Eltschen gewaschen habe. Mit beiden Kindern zu gleicher Zeit ist ja kein Fertigerwerden! Frau Doctor können es ja mal selber versuchen! Bei der Wildheit der Kinder werden Sie ja sehen... Uebrigens, wenn ich nicht gut genug bin...“

„Hören Sie, Kinderfrau, halten Sie hier keine langen Reden und thun Sie, was ich Ihnen gesagt habe. Sie wollen mir wohl schließlich noch ganz und gar verbieten, daß ich mich um meine Kinder bekümmere? Und jetzt bist Du hübsch artig, hörst Du, Eltschen? Du läßt Dich ruhig zu Bette bringen! Und Du, August, springst nicht mehr mit Deinen nackten Beinchen im Zimmer umher! Gute Nacht, Kinder!“

Toni will die Kleinen küssen und das Zimmer verlassen, aber die Kleinen fangen dermaßen an zu schreien: „Nicht gehen! Hier bleiben!“ daß sich dadurch selbst ein scheidender Bühnenkünstler zu einer gerührten Ansprache würde verleiten lassen. Doch eine gekränkte, verstimmte Gattin ist eine nervöse Mutter und empfindliche Hausfrau. Toni fühlt, es ist besser, sie stellt durch ihren Abgang den Frieden im Reiche der Kinderstube wieder her und eilt in die vorderen Gemächer zurück.

Im Speisezimmer ist Alles wieder in Ordnung gebracht. Die Gläser, Krüge und Schüsseln aus Glas und Metall auf dem Buffet und den Banceten blinken kaum noch kenntlich in der melancholischen Beleuchtung der einen nur noch brennenden Gasröhren-Flamme. Toni durchschreitet das große Gemach und geht in ihr kleines, daranstößendes Voudoir. Sie rückt sich einen Stuhl an den Kamin, nimmt einen angefangenen französischen Roman zur Hand, öffnet das Buch aber nicht, sondern liest, den gelben Band vor sich im Schoße, zurückgelehnt in Gedanken versunken. Die kleine Weisner Uhr auf dem Kamin tickt vordringlich laut in dem stillen Zimmer, in dem von Teppichen und Vorhängen jedes andere Geräusch gedämpft wird, als wollte sie die einsame junge Frau immer wieder und wieder daran erinnern, wie viel Viertelstunden ihres Lebens unwiederbringlich unbenutzt dahin ziehen. Dann knackt es in dem kleinen Gehäuse, und es schlägt gleich darauf einmal. Toni blinzt auf. Halb neun! Der Schäfer mit der Quirlende auf der Uhr sieht süß lächelnd zu seiner ihm eine Rose reichenden Schäferin hinüber.

Da werden auf dem Corridor Thüren geöffnet und geschlossen, Schritte vernehmbar. Es ist ihr Mann; er hat sich angekleidet und will gehen. Toni lauscht. Ob er wohl noch einmal kommt, ihr Lebenwohl zu sagen? Ihr Herz klopft, — ja, nach achtjähriger Ehe klopft einer guten Frau das Herz immer noch, wenn sie aus Liebe geheirathet hat. Sie hört Soltoff das Mädchen rufen. Er verlangt den Haus Schlüssel. Also er bleibt spät aus. Ihr feines Ohr hört auch die Frage: „Wo ist meine Frau?“ und die dumme Antwort Bertha's: „Frau Doctor haben sich wohl etwas hingelegt;“ darauf Soltoff's Stimme: „Dann will ich nicht stören. Ich lasse grüßen.“ Und nun wird die Corridorthüre zugeschlagen, und Alles ist wieder still. Der Schäfer auf der Uhr lächelt jetzt etwas verschwommen seiner Schäferin zu, denn in Toni's Augen stehen zwei große Thränen, die langsam über ihre frischen Wangen rollen und schließlich auf die schön gepflegten, reich mit glitzernden Ringen verzierten Hände tropfen, wo sie einige Sekunden mit den von dem Gatten geschenkten Diamanten gemeinsam glänzen.

Eigentlich sollte Toni an das Benehmen ihres Mannes bereits gewöhnt sein und sein Alleinausgehen nicht so schwer nehmen. Aber wie es keine Wiederholungen eines Liebenden giebt, so giebt es auch gewisse Dinge, gewisse kleine Rücksichtslosigkeiten und Vernachlässigungen, an die sich eine empfindsamer Frau nie gewöhnen kann. Und Toni Soltoff ist empfindsam.

„Du hast zuviel Gefühl,“ pflegte der stets heitere, praktisch und realistisch angelegte Ernst ohne Vorwurf und Klage, nur einfach die Thatsache feststellend, zu sagen. „Sei doch vergnügt! Du kannst die glücklichste Frau der Stadt sein. Du hast Alles, was ein weibliches Herz sich wünschen mag, und wenn Du nicht heiter und zufrieden damit sein kannst, nun, so versuche doch nicht immer, mich auch noch zu verstimmen und

mir meine gute Laune zu nehmen; quäle mich nicht mit Deinen Gefühlen!“

Solche und ähnliche Worte schnitten Toni tief in's Herz. Sie fühlte eine Kluft zwischen ihrem Manne und ihr sich aufthun, vor der sie erschrak. Denn sie erwartete alles Lebensglück von ihrem Manne, wie sie nach ihrer Ansicht Alles, was in ihrer Macht stand, that, um ihn glücklich zu machen. Zunächst aber gehörte doch zu einem glücklichen Zusammenleben ein gegenseitiges Sichverstehen und Aussprechen; aber dafür fand sie Ernst niemals zugänglich. Auseinandersetzungen waren ihm in tiefster Seele verhaßt; er ging ihnen aus dem Wege, wie allen abweisbaren Unannehmlichkeiten. „Nur keine Scenen!“ war seine stete Redensart. Er wollte nun einmal das Leben leicht und vergnügt genommen haben, theils aus Philosophie, theils aber auch aus körperlicher Beanlage. Denn Soltoff war kerngesund und stets voller Lebenslust und Heiterkeit.

„Du verlangst, daß ich Dir heute noch so zu Füßen liege, wie an unserem Hochzeitstage, und Dir immer wieder und wieder sage, wie lieb ich Dich habe. Das muß doch einmal aufhören, mein Kind! Man lebt nicht bloß der Liebe und dem häuslichen Glück! Ich brauche Anregung von außen, brauche Umgang, Unterhaltung mit Männern! Einen Pantoffelhelden und Stubenhocker lasse ich nicht aus mir machen!“

Das war Soltoff's Antwort, wenn Toni ihm sein oberflächliches, jeder Innerlichkeit entbehrendes Betragen vorwarf.

„Du forderst von mir, ich soll heiter und glücklich sein, wenn ich sehen muß, daß der Mann, der mir von Gott und der Welt als Lebensbegleiter gegeben ist, der einzige Mann, auf den ich ein Recht habe, es so viel als möglich vermeidet, mit mir allein zu sein, mich geradezu flieht! Ich hatte mir das Leben an Deiner Seite so herrlich vorgestellt! Ich soll mich bilden? Ja, herzlich gern! Leite Du doch meine Ausbildung! Lies doch mit mir des Abends!“

„Ach, wohl den ‚Tasso‘ mit vertheilten Rollen? Toni, Du kannst doch aus einem ausgewachsenen Menschen von vierzig Jahren keinen Lesekränzler machen wollen!“ Das sind lauter so gefühlvolle Schrullen, die Euch Frauen, Gott weiß, durch welche Lectüre, in den Kopf gesetzt werden! Es mag ja Männer geben, die so etwas thun! Ich bezweifle es übrigens noch.“

„Oh, Marie Berner's Mann thut es!“

„Nun ja, das mag ja sein! Aber ich sage Dir: darin liegt noch nicht der Beweis, daß Jemand ein guter Ehemann ist. Berner geht selten aus, wenn er aber einmal ausgeht, — na, ich will nicht indiscret sein! Ich bin eben anders, und ich thue nichts Unrechtes gegen Dich. Und nun lebe wohl!“

Und dann küßte er Toni auf die Stirn, pffif eine Operettenmelodie, schlug den Rocktragen auf, stülpte sich den Hut über die Augen und verließ schnell, um nicht die Schmerzensblicke seiner kleinen Frau zu sehen und die klagende Stimme zu hören, die Wohnung.

So war es noch neulich gewesen, als sie bei seinem Fortgehen aus ihrem Salon trat, um ihm Adieu zu sagen. Heut blieb sie am Kamine sitzen, in der Hoffnung, er werde zu ihr kommen. Aber Soltoff kam natürlich nicht. Er war herzlich froh, davonzukommen, ohne den Magdalenen-Ausdruck im Gesichte seiner Frau sehen zu müssen, denn er hatte bei aller scheinbaren Gefühlsoberflächlichkeit doch ein weiches, gutes Herz, ja, sie that ihm jedesmal, wenigstens für einige Minuten, leid; aber er konnte und wollte sich nicht von ihren ihm ganz unberechtigt erscheinenden Ansprüchen beeinflussen lassen. Was er that, war nichts Unrechtes gegen sie. Er suchte ja nur Erholung in heiterer Gesellschaft, denn das sich allmählig herausbildende Trauerweidethum seiner Frau machte ihm den Abend im Hause zur Qual.

So schmerzlich, wie heute, hatte Toni ihre Lage aber noch nie empfunden. Sie kam sich heute gerade ganz besonders verlassen vor. Die kleine Scene in der Kinderstube hatte auch nicht dazu beigetragen, ihre Stimmung zu heben. Das Leben schien ihr düster und schwer zu tragen, die Menschen häßlich und unangenehm, — die sächsischen Kinderfrau auch. Aber freilich, die konnte man fortschicken, und eine verbessernde Aenderung war leicht herzustellen. Was war das gegen die Unabänderlichkeit in den Beziehungen zu Ernst! Da war ja bereits Alles von ihr versucht worden, Zärtlichkeit, List, Thränen; alle Waffengattungen der Frauenmacht hatte sie in's Treffen geführt, — vergeblich. Und mit Gewalt, mit Scenen und Quälereien war bei Ernst erst recht nichts auszurichten. Außerdem lag das auch nicht in Toni's Natur. Sie konnte nur wehmüthig blicken und Verlassenheit und Verkanntsein durch leichtes, aber wahr empfundenes, nicht etwa gemachtes Zucken um die Mundwinkel zu verstehen geben. Dieser Gesichtsausdruck kleidete sie aber leider nicht; Ernst jagte es ihr und auch der Spiegel. Doch welche tief fühlende Frau, die ganz von einem Gedanken erfüllt ist, die sich mißverstanden fühlt, hat noch die Kraft, daran zu denken, ihr schönstes Ge-

sicht zu zeigen! Die Zufriedene kann leicht hübsch sein. Wenn da innen Alles so recht glatt nach Wunsch geht, dann ist es kein Kunststück, auch so recht schön geglättete Züge zu haben, — so ein glattes, ewig heiteres Gesicht, wie es wahrscheinlich die schöne Freundin ihres Mannes hat, Frau von Gadowka, die Polin, deren Scheidungs-Prozeß Soltoff so glänzend geführt hat!

„Eine durchaus hochachtbare Dame!“ sagt Ernst. „Du sollst Dich ihrer annehmen, liebes Kind.“

Toni hat nichts darauf geantwortet. Als aber die Polin ihr neulich einen Besuch machen wollte, war Frau Dr. Soltoff zu leidend gewesen, um zu empfangen. Diese Gadowka, eine geschiedene Frau, die ihrem Ernst fortwährend elegante Cigarrentaschen und Feuerzeuge schenkt und fast täglich Briefe mit ellenlangen Monogrammen schickt, deren Ueberbringer immer auf Antwort wartet, eine Frau mit einem abenteuerlichen Namen, — da liegt ja noch ihre Karte auf der Schale: Pelagia von Gadowka, Hôtel de Rome, — die Monate lang in einem Hotel wohnt, soll Toni empfangen und ihr womöglich noch die Sehenswürdigkeiten von Berlin zeigen! Sie hat die Frau nie gesehen, aber sie ist ihr zuwider. Sie kann sich übrigens sehr gut denken, wie sie aussieht: blauschwarzes Haar, oder vielleicht goldrothes, — natürlich gefärbt, — dunkle Schatten unter den Augen, im Trauer. Ernst ist entzückt von ihr. Wahrscheinlich lacht sie über seine ältesten Geschichten und schwatzt oberflächliches Zeug, — so wollen es ja die Männer haben! Ach, Toni möchte ja auch so gern lachen, wenn er nur zu Hause bliebe, bei ihr!

Es klopft. Die Kinderfrau tritt ein.

„Es ist doch den Kindern nichts passiert?“

Nein, das nicht. Aber der Frau ist soeben eingefallen, daß sie verabfümt hat, der Frau Doctor eine Bestellung auszurichten, und da läßt ihr Pflichtgefühl sie nicht einschlafen.

„Nun, was giebt's?“

„Ach, ich habe ganz vergessen, von der Dame zu erzählen, die immer den Kindern im Thiergarten die Chocoladentafelchen schenkt...“

„Habe ich Ihnen nicht ein für alle Mal verboten, den Kindern Geschenke und Süßigkeiten von Fremden geben zu lassen?“

„Nun ja, natürlich. Das thun sie ja auch nicht. Aber, du lieber Gott, die Dame ist doch gar nicht eine Fremde, wenigstens nicht von unserm Herrn. Sie trägt den Kindern immer Grüße an den Papa auf. Heute hat sie uns nun auch gefragt, ob die Frau Doctor wieder wohl wären, und ob Frau Doctor am Abend allein zu Hause blieben. Und da habe ich geantwortet, es ginge der Frau Doctor gut, und ausgesprochen, und soviel ich wüßte, wären die Frau Doctor fast alle Abende allein zu Hause und würden sich gewiß sehr freuen, wenn...“

„Wie kommen Sie dazu, in meinem Namen einer mir völlig fremden Dame Rede und Antwort zu stehen? Künftig beantworten Sie dergleichen Fragen gar nicht, verstehen Sie? und bekümmern sich nur um die Angelegenheiten der Kinder!“ fährt Toni gereizt dazwischen.

„Du lieber Gott, ich hatte ja keine Ahnung, daß sich die Damen nicht kennen! Sie thut immer so vertraut! Sie hat mir doch auch Empfehlungen aufgetragen.“

„Die sind für meinen Mann.“

„Nein, um Vergebung, die Empfehlungen waren für die Frau Doctor. Die Grüße waren für den lieben Papa. Die soll mir wiederkommen! Sie hat sich so mit den Kindern, Na, dann gehe ich! Wünsche gute Nacht, Frau Doctor!“

Toni ist wieder allein.

Also diese Polin, diese fremde Person kost mit den Kindern im Thiergarten und fragt die Wärterin aus! Es ist empörend! Was für ein Interesse kann diese Frau denn daran haben, zu wissen, ob sie heute Abend zu Hause ist? Was geht sie das an? Sollte sie ahnen, daß Ernst seine Frau vernachlässigt und sich darüber lustig machen? Oder sollte Ernst... Toni fühlt plötzlich einen schneidenden Schmerz im Herzen, gegen den das bisherige Weh eine angenehme Empfindung scheint. Sollte Ernst zu ihr gegangen sein, in's Hôtel de Rome, Sedlmayr ein Vorwand sein? An solche Möglichkeit hat sie noch gar nicht ernsthaft gedacht. Sie fühlte sich bisher vernachlässigt, rücksichtslos behandelt, aber nicht betrogen. Großer Gott, wenn's wahr wäre! Wenn seine heitere Gleichgültigkeit nur eine Maske ist! Wenn seine Liebe nicht todt ist, sondern nur einer Andern gehört? Ihre Phantasie holt das Verfümte nach, mit saufender Geschwindigkeit rast sie durch wildeste Eifersucht und macht erst Station bei dem Entschlusse, sich Gewißheit verschaffen zu wollen.

Toni ist einige Mal hastig im Zimmer auf und ab gegangen, jetzt setzt sie sich erschöpft nieder. Wie, um sich nur etwas zu beruhigen, schlägt sie den französischen Roman auf. Ihre Augen fliegen verständnislos über die Zeilen. Erst allmählig begreift sie. Die Geschichte handelt natürlich auch von einer betrogenen Frau, die,



von ihrem Gatten sich mißhandelt fühlend, ihn durch Selbstmord von sich befreit. Der Tod ist rührend, besonders der Abschied von den Kindern. Toni denkt an Etschen und August und an ihr eigenes Glend. Dicke Thränen rollen ihr über die Wangen, aber sie ist wirklich etwas ruhiger geworden. Wenn sie nur wüßte! Ach, liebte sie ihn doch nicht mehr! Diese Art Liebe paßt ja nicht in's moderne Leben!

Ihr Kopf ist vom vielen Denken schwer, sie lehnt ihn zurück. Wenn sie doch Gewißheit hätte, ob er bei ihr ist! Sie erträgt es nicht! Wie, wenn sie hinüber in's Hotel? Es ist zwar schon spät, zehn Uhr eben vorüber. Wird man sie hinauflassen? Kaum. Besser, sie wartet auf Ernst's Rückkehr, dann will sie ihn direct fragen und ihm fest in die Augen sehen. Er darf sie nicht belügen.

Toni muß sich doch noch anders besonnen haben, denn ohne recht zu wissen, wie es geschehen, befindet sie sich plötzlich vor einer nummerirten Thür des nur halb erleuchteten Corridors im Hôtel de Rome. Der Portier hat sie hinauf gewiesen: die gnädige Frau seien zu Hause. Toni's Herz klopfte zum Zerplatzen. Sie öffnet leise und vorsichtig die Thür und tritt in ein dunkles Gemach. Die Thür des daranstößenden Zimmers ist geöffnet. Ein breiter Lichtschein fällt auf den Teppich. Kaum hörbar, schleicht Toni bis dicht an die Grenze des Lichtstreifens und blickt durch die Thürspalte in das Nebenzimmer. Was sie da sieht, schnürt ihr die Kehle fast zusammen. Sie muß sich an der Wand festhalten, um nicht zu stürzen. Ihr Mann, ganz in Cigarrendampf gehüllt, sitzt auf dem Sopha, und neben ihm, seinen Arm um ihre Taille, die Gadowska. Toni kann ihr Gesicht nicht erkennen, es ist zuviel Rauch im Zimmer, aber ihre rothen Haare leuchten, und sie hört die Stimme mit dem polnischen Accent, die sie so oft, ohne die Person zu sehen, aus seinem Bureau vernommen hat.

„Ernst, Du bist der geliebteste Mann unter der Sonne! Wie glücklich machst Du mich!“

Was Ernst antwortet, hört Toni nicht mehr. Es faßt ihr in den Ohren. Sie fühlt den Boden wanken, fürchtet zu stürzen, sich zu verrathen! Sie will fort, will nicht mehr sehen und hören, nur fort! Aber sie kann nicht, eine Ohnmacht befällt sie. Der Lichtstreifen tanzt vor ihren Augen hin und her, wird breiter und schmaler. Sie tappt mit den Händen durch die Luft, nach einer Stütze suchend, sie findet nichts. Da im Augenblick des Niederrinkens fühlt sie sich plötzlich gehalten. Helles Licht fällt ihr in die Augen. Sie erkennt Ernst. Hat sie ihn gerufen? Hat er sie gehört? Sie schließt schnell die Augen, sie will ihn nicht sehen, ihn, der sie betrügt, der ihr das Herz bricht! Da hört sie seine Stimme.

„Aber Toni! Kind! Was thust Du hier?“  
Toni antwortet nicht.

„Liebe Toni, so sieh mich doch an! Du kannst doch unmöglich die Nacht hier im Sessel zubringen!“

Jetzt beginnt der furchtbare Druck auf dem Kopfe zu schwinden. Sie öffnet die Augen und blickt verstört um sich. Da knact es in der kleinen Weisner Uhr auf dem Kamin, es schlägt zwölf. Und da liegt auch auf dem Boden das gelbe Buch, in dem sie gelesen. Und Ernst steht mittheilend lächelnd vor ihr und sieht ihr so herzlich, ehrlich und gut in die Augen.

„Armer Schatz, Du bist hier am Kamin eingeschlafen. Hast Du auf mich gewartet, und ist Dir die Zeit lang geworden?“

„Aber, — Ernst,“ stottert Toni, noch halb träumend, „warst Du denn nicht im Hôtel de Rome?“

„Ich war doch bei Sedlmayr.“  
Eine Wonne durchzieht Toni's Herz, wie sie solche lange nicht gekostet hat.

Bei Sedlmayr!  
Dann springt sie auf, nun vollkommen sich bewußt, nur einen schrecklichen, aber sehr heilsamen Traum gehabt zu haben, und, ihren Mann umarmend, ruft sie glücklich lachend:

„Gott sei Dank, bei Sedlmayr! Du lieber, bester Mann, wie gut Du bist!“ Und da Ernst sie verständnislos, aber sehr befriedigt anblickt, fährt Toni fort, die Thränen der Rührung bekämpfend: „Verzeih mir, wenn ich Dich bisher gequält habe. Du kannst von jetzt ab stets ruhig des Abends ausgehen. Ich habe erfahren, daß es Schlimmeres giebt, als die Frau allein zu lassen. Du bist so gut!“

Ernst, dem diese Erkenntniß herzlich wohl thut, blickt zärtlicher, als seit langer Zeit, auf seine kleine Frau und sagt gutmüthig lächelnd:

„Du, Toni, morgen bleibe ich übrigens zu Hause!“

Soltoff ging am nächsten Tage nicht aus, er blieb wirklich zu Hause. Er hatte sich allerdings drei Herren eingeladen zu einer Scatpartie.

Nachdruck verboten.

## Frühlingstage auf Corfu.

Von Ernst Reiter.

**N**aum irgendwo anders mögen Einem die Tage des Frühlings in so wonniger Art verfließen, als in dem Paradiese auf dem ionischen Eilande. Das Auge findet in diesen unvergleichlich schönen Landschaften eine fast ambrosische Nahrung, die alles geistige Leben im Menschen hebt und beglückt. Wohin der Blick des Geschichts-Kundigen auch fliegen mag, überall erstehen ihm die Gestalten, welche die Dichtung Homer's und die Historie für immerwährende Zeit geschaffen haben. Die balsamische Luft, in der alle Wohlgerüche des Orients vereint scheinen, und die leichte Brise, vom blauen Meere herauf, erfrischt und verjüngt uns. Und in jeder Stunde des Tages malen sich alle diese Scenerien in anderen Tinten, und ein Gemälde ist immer fesselnder und packender, berauschernd und belebender, als das andere. Es ist, als ob ein immerwährender Frühling über diesem Eilande der Seligen schwebte, als ob die ganze Insel ein einziges Gedicht sei, eine erdenfrüchtige Idylle, wie sie kaum die Phantasie eines Dantes erdichten könnte.

Schon die Fahrt längs der istrischen Küste, durch das dalmatinische Inselmeer und an den felsigen Gestaden Albaniens vorüber, ist bei schönem Wetter überaus reich an prächtigen, malerischen Bildern. Stets fesseln neue pittoreske Bauten den Reisenden, der vom Deck des bequemen Lloyd-Dampfers aus die gleichsam vorüberziehenden Wandel-Decorationen betrachtet.

Capo d'Itria, Pirano, Rovigno mit seinen amphitheatralisch aufgebauten Häusern, jetzt Pola, die österreichische See-Arsenal-Stadt, ziehen vorbei, und nun lassen wir auch die äußerste Spitze Istriens, Punta di Promontore, zur Linken hinter uns liegen, bis sie in der immer größeren Ferne verschwindet. Da und dort fliegen die blutrothen Segelbarken der Venetianer Fischer, der Chioggioten, über die leichtgewellte, in allen Farben der Malerpalette schimmernde weite Fluth, und wie rothe Seevögel leuchten sie noch von fern her. Nur zu rasch neigt sich der Tag seinem Ende zu. Die Sonne sinkt immer tiefer und tiefer, bis sie endlich in den Fluthen untergeht und ein Schauspiel bietet, das einen einzig-schönen Anblick gewährt. Wie flüßiges Gold scheint es dort in der Ferne über den Wellen zu liegen, und in hundert und hundert Nuancen, die kein Künstler der Welt festzuhalten im Stande wäre, färben sich die Fluthen.

Am anderen Morgen zeigt sich Vissa zur Rechten hingestreckt, und die Erinnerung an jenen glorreichen Sieg der damals noch so jungen österreichischen Kriegsmarine wird in dem Reisenden lebendig. Ruhig liegt die ausgedehnte Wasserfläche bis hinüber zur Felsenküste der nunmehr weltbekannten Insel. Kein Schiff, kein Boot kommt in Sicht. An Vessina dampfen wir vorüber in dem Kanal von Curzola, an der Insel und der malerisch gelegenen Stadt gleichen Namens vorbei. Das „Schwarze Corfu“ der Römer, die echt italische Küstenstadt mit den imposanten Festungswerken der alten Venetianer, zeigt sich in prächtigem Lichte. Man nimmt jedes Thürmchen und jedes Gebäude an der Marina wahr, scharf und deutlich, wie in einer Photographie.

Zur Linken von uns liegt die langhin gestreckte Insel Sabioncello, dort das allerliebste Schifferstädtchen Drebie, dessen Einwohner am Strande stehen und den vorüberfahrenden Dampfer lebhaft begrüßen. Rechts die Insel Meleda. . . . .  
Drüben zur Linken, im fernem Hintergrunde, das großartige Seegemälde abschließend, dehnen die beschneiten Berge Dalmatiens sich aus, und dahinter, verschwimmend im Dufte, die Riesengebirge der Herzegovina. . . . .

Bald fährt der Dampfer in den Canal von Corfu ein. Die schneeweißen, hohen, schmalen Häuser bauen sich auf dem Felsenrande der Ufer auf, und im weiten Halbkreise umspannt das feine Gestebe das tiefblaue Wasser des Hafens. Dort hebt sich die doppelte Burg, die Festung, empor in den ätherklaren Himmel, und dort wieder liegt die Bucht von Kastades, wo einst, in mythenhafter Zeit, die hochgeordneten Schiffe der Phäaken ruhten. Wie Wäden schwärmen die Boote näher, umdrängen von allen Seiten den Dampfer, um die Passagiere in Empfang zu nehmen und an's Land zu bringen, an den Hafenuai. Es ist ein Summen und Schreien, ein farbenbuntes Durcheinander, ein köstliches Bild, wenn man es vom Deck aus betrachtet.

Schon am Seethore und in der hohen Halle desselben herrscht lebhaftestes Treiben. Da sitzen an kleinen Tischen mit verzierten Kästen, in denen die Goldmünzen aller Länder aufgeschichtet liegen, die griechischen und jüdischen Wechsler, bei denen der Fremde seine Napoleond'ors in heimliche Pfaster umtauscht. Hier ist überhaupt die Börse von Corfu und das Feilschen, Anbieten, Ausrufen, Handeln und Markten verursacht bedrückenden Lärm. Durch die Hauptverkehrsader der Stadt, durch die Straße Mitephoros, geht es vom Hafenthore nach der Esplanade. In der engen alten Gasse, zwischen den vier- und fünfstockhohen, nur drei- und vierfenstrigen Ar-ladenhäusern, nach Art der venetianischen, gewährt das Planiere einen eigenartigen Reiz.

Unter den Arkaden sieht man in die offenen Läden und Werkstätten der Schuster, Schneider, Klempner, Sattler, Töpfer, Schmiede, Tischler und all' der anderen Gewerbsleute, welche da mit ihren Gehälfen arbeiten, hämmern und klopfen, während in der Straße selbst gleichfalls ein bedrückender Lärm herrscht. Aber man gewöhnt sich schnell an dieses durch einander furende Geräusch, und es heimelt Einem rasch gar traut an.

Zur Rechten und Linken der Gasse liegen ganze Berge von Feld- und Gartenfrüchten, Erwaaren aus den Wäldern der Insel. Massen von goldigen Orangen, von kleinen Mandarinen, rothen Paradiesäpfeln, grüngelben großen Citronen, gelben japanischen Mispeln, Kartoffeln, Lauch, Zwiebeln, Birnen, Kefel, Trauben, Oliven u. dergl. Auf kleinen Tischen halten wieder fliegende Bänder Badwerk und Brot in allen möglichen Formen, wie sie eben auf Corfu gebräuchlich sind, feil und rufen mit Stentorstimme ihre Waaren aus, wie es mit nicht geringerem Geräusch die wandernden Verkäufer von Obst und Gemüse thun. Hier wieder thürmen sich auf weißen Tüchern oder auch gleich auf dem nackten Boden ganze Gebirge von Fischen und ionischen Meerfrüchten auf. Tausend und Tausend winzige, silberglänzende Sardellen liegen da auf einander und werden lärmend zum Kaufe ausgesetzt. Hier wieder giebt es Spezereien, Datteln und getrocknete Südfrüchte aller Art, die uns einladen, sie zu erwerben, und auch ihre Equer verläumen es nicht, die Passanten anzurufen.

Auf und ab wogt das Treiben in dieser engen Straße, in der allerdings keine Wagen fahren dürfen, in der aber ein desto lebhafterer Verkehr von Maulthieren, diesen treuen Freunden und Begleitern der Corfioten, herrscht. Männer, Weiber, Kinder bedienen sich der Maulthiere und sitzen meist auf dem Hintertheil des Thieres, und zwar seitwärts, so wie bei uns zu Lande die Damen im Sattel sitzen. Rechts und links vom Grauen hängen dann wohl leere oder beladene große Körbe herab, je nachdem es zum Markte oder schon von diesem heimwärts geht. Auch diese Maulthierreiter oder Treiber schreien und rufen, wenn sich ihnen die Passage nicht rasch öffnet, oder es sind Weinwandhändler oder Krämer mit verschiedenen anderen Handelsartikeln. Bald trabt so ein Maulthier lustig die Straße hinab, und das dunkelbraune, schwarz-ängige, verlumpte, halb nackte Büblein darauf haut mit der Gerte dem Gel in die Weichen und schreit und singt dazu; bald ziehen die Thiere wieder müd und langsam hinter einander her, daß der harmlose Spaziergänger, der überall seinen Blick gefesselt fühlt, plötzlich ahnungslos neben sich das Grauthier fühlt. . . . . Dort wieder rufen Burtschen aus der Weinschänke herüber nach einem Kumpan, und es dringt aus der verrauchten, gegen die Straße zu offenen Spelunke das fröhliche Singen heraus. . . . Aus den Garküchen duftet es von dem Schmoren der Fische in Del und ranzigem Fett, auch von allerlei anderen Düften, die Einem just nicht behagen.

Aber überall sieht man interessante, fehnige, stramme Gestalten in der malerischen Tracht der Inselbewohner. Die Bantern-Weiber gehen spinnend ihres Weges dahin. Lustig tanzt die Spindel vor ihnen in der Luft.

Schon in der Odyssee erzählt uns Homer von den Künsten der Weiber auf der Insel. Die Kunst des Webens gab ihnen Athene, und so berühmt, wie die schiffkundigen Phäaken zur See, so berühmt waren die Frauen im Lande Scheria im Weben und Weben von Stoffen. . . . .

Aber draußen, — hinaus auf der Strada Marina, durch die malerische Vorstadt Kastades, — draußen und droben in den Gärten der königlichen Villa, da ist das echte Paradies von Corfu. Rosen blühen hier zu Tausenden wild in den Hecken am Wege, die Rebe schlängelt sich um die Stämme der Bäume, die Mispel blüht, die blaue Glyceria, die Banane und der Citronenbaum; die goldene Orange grüßt in reicher Menge, der Lorbeer, die Myrte, die Cypresse, der Oliven, der Delbaum zeigt sich da, und von Baum zu Baum schlängelt sich der Epheu in seltener Größe. Dort die Aloe, der Cactus in ungeahnten Dimensionen, wie ein Nieselnbaum mit seinen großen, fleischigen, stacheligen Blättern. Glodenförmige Blumen in allen Farben, in gluthenartig leuchtenden Tönen, geben da ein Bild, das nur mit einer Rieseln-Palette vergleichbar wäre. Und über all den Laubgängen, durch die zuweilen das tiefe Blau des ionischen Meeres heraufglänzt, wölbt sich ein reiner, dunkelblauer Himmel, der echte Himmel von Attika. . . . Eine balsamische, würzige Luft sähelt in diesem Rauberhaine, in dem ein leises Summen der kleinen fliegenden Insectenwelt an's Ohr dringt. . . . . Sonst ist Alles traumhaft stille. . . . .

Eine herrliche Straße führt durch Delbaum- und Olivenwälder nach dem schönen Aussichtspunkte Al Canone, einem Rondeau auf ansehnlicher Höhe, von dem man den südlichen Theil der Ostküste Corfu's überblickt. Unten in der stillen, tiefblauen Meerfluth liegt die kleine „Mausinsel“, die reich mit hohen Cypressen bestanden ist, welche einen alten Klosterbau beschatten. Zwei Mönche bewohnen die Abtei. Von der Terrasse dieses Baues hat man einen märchenhaften Ausblick auf's weite Meer und auch herüber auf Stadt und Insel-Corfu.

Hier saß Kaiserin Elisabeth von Oesterreich während ihres einjährigen längeren Aufenthaltes in Corfu ost; es war ihr Lieblingsplätzchen geworden.

Leutselig verkehrte die hohe Frau mit den beiden Pares und für das Kloster spendete sie reiche Geschenke.

Der alte Kapuziner erzählte mir bei meinem Besuche im letzten Frühjahr, daß die Kaiserin nicht selten allein hinaus kam zur Insel, und daß sie die Ruher selbst führte. Die hohe Frau ist nicht nur eine tüchtige Touristin, was ja längst bekannt ist, sondern auch auf dem trügerischen Element der Meeresfluthen eine fähne uerschiedene Schifferin und überhaupt eine große Verehrerin der See, selbst dann noch, wenn dieselbe schwarze, wilde Bogen aufwirft und über Deck wälzt, wenn sie empört tobt und wettet. . . . .

Dort zur Rechten liegt der See Kalitopulo, dessen südwestliches Ufer Kressida genannt wird. An diesem Ufer soll Odysseus an's Land geworfen worden, und da soll er auch der Königstochter Nautilaa begegnet sein.

Die reizende, felsentrifflige „Mausinsel“ aber gilt für das „versteinerte Schiff“ der Phäaken, das Odysseus und die Seinen nach Ithaka gebracht hat, und das auf der Rückkehr den Jern Poseidon's erregte, der es mit Bewilligung des Zeus versteinerte. . . . .

„. . . . Da nabte sich Poseidon, schlug es mit flacher Hand, und siehe, plötzlich versteinert, wurzelt es fest am Boden des Meeres; darauf ging er von dannen. . . .“

Nachdruck verboten.

## Hans.

Skizze von Robert Heddin.

**H**ier verwilderter Park. Dichte Wirtniß von Nadel- und Laubbäumen, umflutert von Schlingpflanzen, die und da kleine Wasserfälle mit großblättrigen Seerosen bräunlich überdeckt. . . . Die Wege verwachsen, das Thor seit undenklichen Zeiten geöffnet, der Besitzer alt und in der Ferne lebend, das Schloß am Parkende verstreut. —

Die Dorfbewohner betreten ihn nie, die wilde Poesie dieser verwachsenen Le Rôtre-Phantasie lockt sie nicht, doch täglich, in den späteren Morgenstunden, wenn die Sonne schon ein beträchtlich Stück Tagewert abgemacht, kommt aus dem Walde heraus ein junges Mädchen. Ob sie sechs- oder zwanzig Jahre zählt, darüber grübelt Niemand; schlank, bieglam im Wuchs, ein freies, von offen gelodten, braunen Haaren umgebenes Gesicht, sehr einfach in der Kleidung, lehnt sich das Mädchen im Gehen an einen munteren Esel, den sie beim Thre lenkt.

Unbekümmert wandert sie täglich durch den alten Park, auf felsame Weise den Weg zum Dorfe abfärend. Am Abhange eines Hügel's angelegt, mit einer Mauer dahin abgeschlossen, ruft sich der jenseitige Hügeltheil in niedrigen



Terrassen gegen das Dorf ab. Der Aufstieg wäre beschwerlich, da zieht Manon den Umweg vor, aber hinab bereitet ihr diese „Zeitersparnis“ täglich Vergnügen. — Ein kleiner, halbverwitterter Pavillon in der Mauer, dessen großes Fenster sie willig hinüber läßt, ist ihr Thür und Thor. Der kleine Esel nimmt die niedrige Brüstung mit einem Satz und die schlaffe Mädchengestalt gleitet gewandt nach . . . so ist es täglich gewesen, seit Monden. Herbst, Winter und Vorfrühling, nie begnügte sie hier Menschen; — daß sich die Leute im Dorfe erzählten, der alte Herr sei gestorben, — das hörte sie nicht. Unwetter und Frühlingsstürme hatten das seltsame Paar lange an seinen Waldbesitzereien gehindert, erst als der heutige Morgen in sonniger Frische heraus zog, wanderten sie wieder vom Walde her den gewohnten Pfad. — Manon's fröhliche, kluge Augen entdeckten sofort beim Eintritt in den Park die Veränderung, die in den kurzen Tagen vorgegangen. Da lagen die Rabatten blosgelegt, die verschändelten Wege waren planirt, all das hübsche, unnütze Grünzeug, das sich so phantastisch in die Stege gedrängt, war verschwunden, schon traten die Linien der verputzten Laubwände deutlich hervor. — Manon rümpfte das Näschen; diese Zwangsjade der Natur gefiel ihr gar nicht, sie liebte die Pflanzen, die frei und ungebunden zum Lichte wuchsen, wie sie selbst.

Seitwärts sah sie Arbeiter an den Spalieren oder auf Leitern mit den Baumseilen; sollte sie umkehren? Zum ersten Mal bedachte sie, daß sie auf fremdem Boden stehe . . . sie sah zurück, der Weg war fast eben so weit und dann — vorwärts ging sie immer lieber! Ihr Grauchen leitete sie vorsichtig, damit es den Aes — der sich, je weiter sie kamen, je gesünder, frisch gehakt unter ihren Füßen ausbreitete, — nicht zerstampfe, und hielt seine Nase hoch, daß es nicht Luft verpüre, die frisch ausgelegten Tazetten und Anemonen zu kosten.

Auf dem Rasenrund vor dem Pavillon schraf sie zusammen, — der alte, bemoste Herkules, der seine Keule über dem rieselnden Brunnlein geschwungen, war verschwunden, ein klarer Wassertrahl fuhr in die Lüfte, zerfließend in buntem Farbenspiel in seine Schale zurücksinkend. Ihr war, als hörte sie Stimmen; eilig schlüpfte sie in das rettende Häuschen, in der Hast nicht beachtend, welch schmüdes Gewand es trug.

Das wegfundige Gekelben drängte voraus; die Stube, ihr sonst so wohl bekannt in dem zerbrochenden Mörtelbewurf und den Löchern der Decke, war ihr fremd — eine geflochtene Matte bedeckte den Boden, das Fenster, — durch dessen geöffnete Flügel die warme Frühlingssonne fiel — und die gepolsterten Stühle umgaben rotbe Gebänge, und in der Mitte des Raumes stand ein mit Frühstücksgeschirr beladener Tisch, an dem ein junger Mann behaglich seine Kaffee-Cigarette schmauchte.

Grauchen hatte sich nicht verblüffen lassen; es führte den gewohnten Satz durch's Fenster aus, obzwar eine Reihe niedriger Topfpflanzen es ihm hätte verwehren sollen. — aber Manon sah mit einem Gesichtchen drein, auf dem beängenes Staunen mit dem Lachen über ihre sonderbare Situation kämpfte.

Der Gutsherr Hans Soden war aufgesprungen, ein Blick überlag ihre Gestalt . . . hübsch, einfach — fast ärmlich — Pfarrerstöchter? — er trat grüßend näher.

„Sie verzeihen meine Anwesenheit“ sagte er freundlich, „ich sehe, Sie waren nicht gefast, hier einen Menschen zu finden.“

Sein Ton war sehr gutmüthig, aber die leichte Herablassung darin reizte sie.

„Es ging mir also besser als Diogenes, ich suchte keine Menschen und fand welche!“ sagte sie spöttlich, — es kommt darauf an, wie man seine Entdeckungen verwerthet — ich ziehe es vor, mich zu beschneiden und zu gehen. — Guten Morgen.“ Damit wollte sie sich kurz abwenden und die Schwelle stolz überschreiten.

Ihm gestielen ihre blühenden Augen.

„Und Ihr Gefährte?“ fragte er in dem Wunsche, sie festzuhalten, „wollen Sie ihn treulos verlassen? Wie heißt denn das gute Thier?“

Sie antwortete nicht, rief aber am Fenster klingend hell: „Hans!“

Er verbeugte sich in heiterem Spott: „Welch charmanter Zufall! Ihr Begleiter mein Namensvetter! Soll man da nicht an Fügung glauben, erlauben Sie, daß ich antworte, da er augenscheinlich nicht hören will!“

Die Schelmerei lachte jetzt von ihren Augen bis in die Wangengrübchen, und sie erwiderte seine nochmalige Verbeugung, mit der er sich ihr als „Hans Soden, Oberleutnant a. D.“ vorstellte, mit einem leichten, freundlichem Neigen des Kopfes.

„Und darf ich wissen, mit wem . . .“

„Ja, wer ich bin, wollen Sie wissen?“ Ihr Auge glitt heiter über ihr schlichtes Gewand; „ich bin die Baronin Manon Desmenil de Chantecourt, — seien Sie so höflich, sich nicht so zu verwundern, mein Herr! — Weder Gurli noch Minili, noch Antmann's Tochter“ — alle diese Gestalten verächtlicher Sentimentalität sind mir fremd, ich bin jung an Jahren, alt vom Namen, dabei arm, diese Complication erklärt Ihnen meine Ungebundenheit, meine Erziehung und — mein Kostüm! Daß ich Sie völlig ahnungslos überfallen, werden Sie mir glauben, ebenso, daß ich Sie der Störung wegen aufrichtig bedauere.“

„Im Gegentheil, ich hätte mir keinen angenehmeren Nachtsich wünschen können!“

Sie verzog ein wenig hochmüthig die Lippen.

„Sie meinen, weil die Satura, der Nachtsich der Alten, sich allmählig, als Satyre umgewandelt, zum Hauptmahl unserer Zeit gestaltet hat, dürften Sie mich zum Dessert verpöten? Das ist unedel, da ich hier entschieden im Nachtheile bin; auf neutralem Gebiete würde ich Ihnen — Wig nicht fürchten!“

„Sie thun mir bitter Unrecht, Baronin.“ sagte er verlegt, offen und lebhaft, „mein einziges Gefühl ist das überraschter Bewunderung! — Man schilberte mir in der Residenz die hiesige Gegend als durchaus ohne geistigen Verkehr und bedauerte mich, als mir dies Erde zusiel, und ich mich entschloß, in die Verbannung zu gehen. Wie kann sich Ihr klarer Geist hier entwickelt haben?“

Manon lächelte.

„Sie haben wie die meisten Philosophen Recht in dem, was Sie behaupten, und irren sich nur in dem, was Sie läugnen. — Ab und zu verirrt sich doch ein Kopf in unser Dorf. Großmama Dumenil, eine prächtige aristokratische Vergangenheit mit eingeschlafenen Vorurtheilen und wachem Verstande, hat mich erzogen, — ich bin verwaist, — der Pfarrer und der Schulmeister ergänzen meine Kenntnisse und ihren Whist!“

Die Mischung von Kinderei und Weltklugheit, von Gelehr-

samkeit und Naivität frappirte ihn, jene Mischung die aus dem Umgang mit viel Vätern und wenig Menschen entsteht. „Und regt sich denn nie die Sehnsucht in Ihnen, hinauszukommen aus dieser Beschränkung, zu sehen, was die Welt Herrliches bietet?“ fragte er eifrig.

Längst hatte er ihr ein Tabouret näher gerollt, auf dem sie unbesorgten Platz genommen, mit schnellen, geschickten Händen die Waldgräser ordnend, die sie getragen.

Bei seiner Frage schüttelte sie den Kopf, aber die Antwort klang hörbar gepreßt.

„Die Welt würde mir nichts bieten! So viel Lebensklugheit habe ich schon, um zu wissen, was ein armes Ding, wie ich, da draußen gelten mag, — ich verzichte darauf. Bettelstolz? Vielleicht! — Sie werden mir sagen; fehlen Ihnen die Menschen nicht in Ihrer Einsamkeit? — ah, ich vermiss' sie nicht.“ Sie dachte ein wenig nach, dann lachte sie.

„Wahrhaftig, mein Hans erregt mir einen ganzen Hofstaar! Ein Parlament gelehrter Kerrücken könnte nicht mehr affirmative Weisheit zu Tage fördern, als er, und der Zustimmung dieses getreuen Unterthanen bin ich immer sicher; er sagt zu allen Dingen ja!“

„Sie sind eine bellöse Spöttlerin!“ meinte er: „versuchen Sie es mit mir, Hans der Zweite wird sich in affirmativer Weisheit üben! — Aber Scherz apart, soviel Zurückhaltung und Resignation ist unnatürlich, wenn man so jung und schön ist, wie Sie.“

Manon fuhr auf; ihre Augen verdunkelten sich vor Horn über die Schmeichelei, — aber des guten Hans Blicke ruhten in so warmer Ehrlichkeit auf ihr, daß sie sich ruhig wieder in ihren Sessel gleiten ließ.

„N'en parlez pas“, sagte sie leichthin, „meine Phantasie erregt mir Alles, es kann da draußen gar nicht schöner sein, als in meinen wachen Träumen! Uebrigens hab' ich in diesen Ländern einen vortheilhaften Cicero, den Schulmeister.“

„Ach, so ein alter Mann!“ sagte Hans spöttlich.

„Ni? O. Heinrich Schmäbling ist nicht alt, sehr unterrichtet und spielt außerdem meisterhaft — Whist.“

„Mit Ihnen!“

Manon verneigte sich lächelnd.

„Mit mir, — wenn er mein Partner ist, gewinne ich immer.“

„Ist er — hübsch?“ fragte Hans mit einer ihm unerklärlichen Unruhe, aber das Bild des hübschen Schulmeisters erschien ihm plötzlich als eine höchst unliebame Bereicherung des Programms.

Manon schaute ihn geneigten Kopfes so naiv kokett an, als sei sie mitten in der Welt erzogen worden.

„C'est cela! Mir gefällt er ganz gut.“

„Aber das Whist ist keine Beschäftigung für junge Damen,“ eiferte er ernsthaft, „ungeeignet, langweilig, geisttödtend.“

„Ein hübsches Compliment, da ich es täglich spiele! Wissen Sie, warum mich Großmama es lernen ließ? Um mir Duldung mit den Schwächen Anderer, Eingehen auf kleine Vorleben, und Achtung auf die Wünsche Fremder zu lehren, das ist's. Uebrigens ist das von mir ein geringes Opfer, an der einzigen Unterhaltung der großmüthigen alten Frau theilzunehmen.“

„Danke für die Strafe!“ sagte er, hingerissen von dem ernst-freundlichen Tone ihrer warmen Stimme. „Verzeihen Sie mir und sein Sie ein wenig gut! Legen Sie der Großmama meine ehrfurchtsvollsten Grüße zu Füßen, und melden Sie mich dem Nachbar als Reserve-Bierten zum Whist an, ja?“

Er zog ihre Hand an seine Lippen. Da sie durch ein nachdenklich-schelmisches Nicken ihre Zustimmung ertheilt, mochte der Handfuß vielleicht zu deutlich die Gedanken des jungen Mannes interpretiren; Manon wurde feuerroth und entzog ihm hastig die Finger. Die mühsam geordneten Haare fielen zu Boden, und Manon eilte zum Fenster; Grauchen lag in der Sonne und schlief.

„Qui dort, äine“, sagte sie, sich rasch der bekommenen Verwirrung entziehend; „ich muß Hans,“ da erröthete sie schon wieder, „von hier holen lassen. Mir gestatten Sie wohl den Rückweg durch den Park; ich schwöre, ihn dann nie wieder zu betreten.“

Er hatte ihr artig den Arm gereicht, sie zu geleiten. „Schwören Sie das nicht, ich wäre sonst gezwungen, Sie gar nicht fortzulassen. Die Worte, durch die Sie herein kamen, soll vergoldet werden, das Fenster, durch das Sie hinaus schlüpfen, vermauert, um die Erinnerung an Sie zu fesseln. Lacht Sie das nicht? Und wenn Sie bei Großmama für mich bitten, so sagen Sie auch der Baronin Manon ein gutes Wort über mich.“

Er nahm im Gehen ihre Hände und sah ihr bittend in die Augen.

Sie erröthete wieder, wandte aber den Blick nicht ab.

„Wir wollen sehen,“ sagte sie anmüthig verlegen, „nach dem ersten Whist! . . .“

Raddruck verboten.

### Stargard in Pommern.

Von Adolf Brenneke.

Siehe das Bild von Fritz Stoltenberg, Seite 93.

Um die Mauern und Walthürme alter Städte, um mittelalterliche Burgen und Kathedralen legt sich immer dichter das Epheu der Erinnerung, je weiter unser nach materieller Vervollkommenung strebendes Jahrhundert seinem Ende entgegenzieht, je bequemer, aber auch einformiger sich unsere Wohnplätze gestalten. Wer Wanderstudien machen und seine Seele mit Bildern aus der Vergangenheit anfüllen will, dem bieten sich in den Ländern des „klassischen“ Alterthums, in den süddeutschen Großstädten und namentlich in England zwar noch tausend Schaustücke längst verfloßener Macht und Pracht dar; in Norddeutschland jedoch zerbröckeln mehr und mehr jene feineren Zeugnisse der Thatkraft unserer Vorfahren: die Städte sprengen die sie beengenden Mauergürtel; in den geradlinigen, breiten Straßen werden Erker und Zinntheore als Verkehrshemmnisse beseitigt; höchstens finden besonders merkwürdige Einzeltheile ein Unterkommen in Museen.

Auf der weiten Linie von den baltischen Ostseefästen bis zu den niederländischen Häfen begegnen uns oft dieselben vielstöckigen, steifgegliederten Ziegelbauten im Hanastil, alle aus dem dreizehnten bis sechzehnten Jahrhundert stammend, Baaren und Wohnhäuser, Kirchen und öffentliche Gebäude. Sie nach der Größe und dem Reichthum der Stadt, gestaltet sich auch die architektonische Bedeutsamkeit ihrer Bauwerke: was in

Danzig, Lübeck und Brügge prunkvoll und großartig auftritt, das erscheint in Rostock oder Soest bürgerlich bescheiden. Diese Hanfa-Architektur findet sich häufiger, als man gemeinhin denkt. Sogar im hinterpommerschen Stargard hat unser Maler einige prächtige Beispiele davon angetroffen. Die bald fünfhundert Jahre alte Marienkirche mit ihrem langgestreckten Schiff und dem hohen vierseitigen Thurm daneben, war, namentlich was die Thurmspitze betrifft, wohl einst statlicher in der Ausführung beabsichtigt; auch das Verbindungsfeld zwischen Schiff und Thurm nimmt sich etwas fahl aus. Ob daran wohl die Ziegelarchitektur oder der Geldmangel des Städtchens während der bewegten Zeiten am Schlusse des Mittelalters Schuld sein mag? Verhältnismäßig reicher ist das Wohnhaus neben der Kirche ausgestattet. Wie vornehm-behändig erscheint es im Vergleich zu den kleinen, flachen, modernen Häusern zur Rechten! Gerade wie ein ehrenfester Patrizler und Handelsherr aus alter Zeit gegenüber einem knappschnenden Steuerzahler unserer Tage; wozu auch der mächtige Giebel mit seinen theuren Schnörkeln? Der trägt weder Mehlzins ein, noch erhöht er die Bequemlichkeit der Wohnräume!

Die hinterpommersche Landstadt, auf deren Marktplatz uns Fritz Stoltenberg's Bild verleiht, hat aber auch ihren Antheil an der Weltgeschichte. Der Chronist meldet aus dem 15. Jahrhundert von heftigen Kriegen, „so bei zehn Jahre von den Stettinischen und Stargardischen in wehrender Unruhe und viel Vererbung und Blutvergießen geführt wurden“. Die Reformation fand schon früh in Stargard Eingang; hier ward mancher kirchliche Streit ausgefochten, und besonders hart setzte der dreißigjährige Krieg der Bürgerchaft zu. Der Pastor Daniel Ruclius berichtete als Augenzeuge über das Treiben der „gottlosen italienischen Nothe“ des Octavio Piccolomini: „Stehlen, rauben, prügeln, lachen, hieß leider bei ihnen vertheidigen, und sind unsere defensores und Beschützer unsere oppressores und Troger geworden“. Mehrere Jahre lang währte „das sardanapalische und jänische Fressen und Saufen mit großer Verschwendung und Frechheit Tag und Nacht. Es mußten ihnen mit mehr denn fürstlicher Manier zu 16, 20, ja 24 Schüsseln aufgetragen werden, daher sich viel fromme Herzen oft schmerzlich hinter den Ohren gekraht haben, wenn sie nicht bald gesehen, wo alles recht delikat herzunehmen wäre“. Gerade so, wie es uns Goethe in „Herzogin und Dorothea“ geschildert hat, zogen 1732 die Salzburger Protestanten durch die alte pommersche Hauptstadt, die sie freundlich Tage verpflegte. Unter den wehmüthigen Klängen des Liedes „Ich bin ein armer Erulant“ zogen sie dann ihre Straße weiter. Besonders innig ist Stargard's Geschichte mit der hochseligen Königin Luise verknüpft. Auf der Reise nach Königsberg zur Huldigung wurde hier Raft gemacht: die zweiundzwanzigjährige Königin gewann Aller Herzen durch ihre Schönheit und Güte. Acht Jahre später, an einem rauhen Octobertage 1806, kam das Königspaar abermals hier an, diesmal flüchtig und sorgenvoll. In dem jetzigen von Wedell'schen Hause auf der Mühlenstraße fanden sie Wohnung. Die über Nacht gereinigte Leibwäsche der königlichen Familie mußte am nächsten Morgen noch naß in die Koffer geworfen werden, denn schon wurde von Stettin aus das Herannahen der Franzosen gemeldet. Erst nach drei Jahren, am 20. December 1809, hielten Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise abermals ihren Einzug in Stargard, als sie aus Remel und Königsberg nach Berlin zurückkehrten. Der alte Nettelbed war über Nacht aus Colberg herbeigekitt; er trat in Admirals-Uniform vor das Herrscherpaar, und ergreifend schilderte er seine Huldigung, sowie die Liebeshwürdigkeit der edlen Duldlerin. Wahrlich, auch Stargard hat seine Geschichte! Wer sie durchblättert hat, der geht nicht achlos an den ehrwürdigen Zeugen ihrer Vergangenheit vorüber: selbst hier, in dieser entlegenen Ostmark, hat deutsches Wesen lange und erust nach seiner heutigen Gestaltung gerungen.

Raddruck verboten.

### Von der schönen blauen Donau.

Wien, Anfang Mai.

Wir unterhalten uns noch immer ganz gut in Wien, meine Gnädigste. Das brauchte ich Ihnen übrigens gar nicht zu erzählen, denn Sie wissen das selbst. In Unterhaltung hat es nie gefehlt, und an Neigung und Empfänglichkeit für dieselbe auch nicht. Was uns fehlt, ist etwas ganz Anderes, aber ich meine, es ist doch zweckmäßiger, wenn ich Ihnen nicht gerade von dem erzähle, was uns fehlt.

Die wichtigste Neuigkeit, die ich Ihnen mitzutheilen habe, ist, daß der Frühling eingezogen ist. Wir haben schon gar nicht mehr daran glauben wollen, aber endlich ist es doch wahr geworden. Zahllose, ungestempelte Blätter verkünden die Sensationsnachricht von allen Bäumen herunter, und nicht nur die Spägen auf dem Dache, sondern auch die Schwalben auf den Giebeln und Gesimsen schwagen davon. Der Festzug des Frühlings hat sich heuer beträchtlich verspätet, aber das Arrangement war doch von allerbährtem Geschmade, und wir genossen das Schauspiel um so freudiger, als wir, — ein sehr seltener Fall! — es genießen durften, ohne uns in Tribünen-sitzen zu rümpeln, und dann, weil wir auch nicht unter dem Prude des Kostümszwanges standen.

Doch, nicht zu hitzig! Ich habe allerdings nirgends etwas von einem Kostümszwange gelesen, aber es muß doch vorher eine Hofansage von dem holden Venz durch die Lande geschickt worden sein. Denn als er thatsächlich erschien, und die zerstreute, gedankenlose Männerwelt, ohne in die Zukunft zu blicken, sich damit begnügte, die Winterröcke, die ohnedies schon nicht mehr recht mithun wollten, in den längst wohlverdienten Ruhestand zu versetzen, da waren unsere besseren Häften und Alle, die es werden wollen, in prophetischer Vorausahnung der Dinge, die da kommen würden, längst auch mit Kostümen für den Frühlings-Festzug gerüstet. Wie das zugeht, ich weiß es nicht. Sie kommt und sie ist da, singt der Dichter von der Liebe. So ist es auch mit den Frühjahrs-Toiletten. Sie waren da, als sie da sein sollten, während wir Männer uns heute noch ärgern müssen über die entmenschten Schneider-seelen, die uns unsere herrlichen Frühjahrs-Prunkgewänder, mit welchen wir die Welt zu verblüffen und in namenloses Entzücken zu versetzen gedachten, die sie uns, — o, Ironie des Schicksals! — sie uns schuldig geliebt sind. Wenn es eine Gerechtigkeit giebt, so werden ihnen diese Spätlinge von epochenmachenden Ueberziehern und elegant carrirten Hosen noch im Jenseits auf der Seele brennen.

Ich bin schon still. Sie haben merkwürdiger, — ja unbe-





Der Marktplatz zu Stargard in Pommern. Von Fritz Stollberg. — Siehe Seite 92.



greiflicher Weise, nicht die genügende Theilnahme für unsere Verbunden, die nur durch einen phänomenal schönen neuen Ueberzieher bedeckt werden können, — es giebt in dieser sonderbaren Welt noch mehr solcher Unbegreiflichkeiten, — und darum lehre ich, der verführerischen Lockung nur schwer widerstehend, zu den Damen-Toiletten zurück.

Ich weiß, ich mache mich lächerlich, wenn ich mich aufschide, Ihnen von Toiletten zu berichten; ich Ihnen! Wo steht es aber geschrieben, daß ich mich nicht auch einmal lächerlich machen darf? Ich mache also nur von einem meiner unüberäußerlichen Menschenrechte, — ein wahres Glück, daß es doch noch etwas Unüberäußerliches giebt! — also nur von einem Menschenrechte Gebrauch, wenn ich mich blamire. Also blamiren wir uns!

Man trägt sich heuer à la directoire, Viele sagen dafür auch Empire oder Congretheit, aber ich kann Sie auf mein Wort versichern, daß mir das ganz gleichgültig ist. Die Mode ist immer hübsch, und das Unmoderne ist nie schön, — auf diesen Lehrling tiefer Lebensweisheit habe ich wieder etwas gut bei Ihnen, worauf ich abermals sündigen kann, — und so mag auch die Mode zur Zeit des Directoriums oder des Empire oder des Congrethes hübsch gewesen sein, obgleich sie alle anatomischen Grundgesetze auf den Kopf stellte. Sie befaß, daß die Hüfte eine halbe Elle höher hinaufgerückt werden müsse, und die Hüfte ward nach ihrem Wunsche verlegt. Mit so etwas kommt man aber heutzutage nicht mehr durch, und darum wurde die Mode in usum delphini zurecht redigirt.

Ich soll mit Ihnen nicht Griechisch reden. Sie haben Recht, meine Gnädigste, nur daß das soeben Lateinisch war. Lassen Sie mich deutlicher werden, — nicht erschrecken; ich weiß ja, was sich schickt! Als die gothische Baukunst aufkam, da ward sie auch gleich von den Italienern herübergenommen, und von diesen für ihre Zwecke umgewandelt. Im sonnigen Italien brauchte man nicht so viele Fenster, wie im düstern Norden, dafür brauchte man aber große Wandflächen für die aufblühende Kunst der Malerei. Sie sehen, wie man sich einen Stil seinen Bedürfnissen gemäß umformen kann, und so ward die jetzige Mode mit großem Kunstverstand in us — für unsere Zwecke umgedichtet.

Die beste Gelegenheit, die neue Mode zu studiren, bot sich in den letzten Wochen anlässlich der aristokratischen Wohlthätigkeits-Vorstellungen und bei den Frühjahrs-Kennen in der Freudenau. Verlangen Sie keine Massenbilderungen von mir, und bedenken Sie, daß man Alles erst lernen muß. Es hat eine Zeit gegeben, da ich Stunden lang die Einzige, es ist zum Glück immer die Einzige, verückt betrachten konnte, und dann doch nicht wußte, ob sie schwarz oder weiß angezogen war. Heute bin ich aber schon in der Lage, auf vorgebrachte Interpellationen oft ganz bestiedigende Antworten zu geben. Lassen Sie mich noch einige Jahre Toilette-Rechnungen begablen, und Sie werden Ihre Freunde an mir erleben. Es giebt kein besseres Mittel, das Auge zu schärfen.

Also erst die Wohlthätigkeits-Vorstellungen und dann die Kennen! War das eine glanzvolle Gesellschaft beisammen da im Lichtenstein'schen Palais hinter dem neuen Burgtheater! Das prächtige, von Fischer von Erlach, dem Erbauer der imposanten Karlskirche, ausgeführte Gebäude ist vor wenigen Jahren erst wieder glänzend neu hergerichtet worden und war daher nach jeder Richtung hin vollkommen geeignet, ein würdiges Eintreten für den kostbaren Familienschmuck unserer ältesten Geschlechter. Unter dem Familienschmuck können Sie auch Gold, Perlen und Juwelen verstehen.

Wie gewöhnlich bei solchen Vorstellungen, hat es sich auch hier gezeigt, daß die schönere Hälfte der Menschheit auch die talentvollere zu sein pflegt. Unsere jungen Cavaliers haben uns bei diesem Anlaß die gewiß nur sehr beruhigende Ueberzeugung beigebracht, daß sie dadurch, daß sie nicht Schauspieler oder Tänzer geworden sind, ihren Beruf ganz gewiß nicht verfehlt haben. Daß die Fürstin Pauline Metternich auch am Kunststimmeln ein Stern erster Größe ist, ist ja bekannt; da aber dieser Stern auch ohne besonders scharfe Gläser schon seit einer beinahe indiscret langen Reihe von Jahren zu beobachten war, so können wir wohl davon absehen, heute wieder von seinem Glanze zu sprechen.

Ein neuer Star ist jedoch die reizende junge Gräfin Roman Potoda. Schade um sie. Wie Friedrich der Große einen guten Klavierspieler in jedem Orchester abgeben hätte, so würde sie mit ihren Rollen eine ganz bedeutende Rolle in der theatralischen Welt spielen. Sie hat gespielt, französisch, und „gepantomimt“, — alle Achtung! Das Wort sprudelt ihr mit einer allerliebsten Natürlichkeit vom Munde, und in der Pantomime entwickelt sie eine Grazie, — ich habe es nie mehr bedauert, kein lyrischer Dichter zu sein, wie jetzt; man müßte lyrisch werden, man müßte, es ging nicht anders! Uebrigens könnte man meinen, ich sei ein bestodener Zeuge, und bei dem bestehenden Aeußeren der Gräfin wäre das auch gar kein Wunder. Darum sei eine sehr ernste Autorität, der Hofballmeister Hofreiter, citirt, der die Regie der Pantomime zu führen hatte. Er soll geäußert haben, daß im ganzen Ballet-Corps unserer Oper ein solches Talent nicht zu finden sei, und daß höchstens unsere berühmte Mimikerin, Fräulein Abel, mit der Gräfin verglichen werden könne.

Daß Gräfin Potoda eine geistvolle Frau ist, das hat sie auch durch die Courage bewiesen, mit welcher sie sämtliche Frühjahrs-Kennen in ein- und derselben Toilette absolvirt hat, — havanaabrahames Seidenkleid mit schwarzer, gestrichelter Umhüllung. Ueber den Hut kann ich keine Aechenschaft geben, ich kam immer nur bis zu den Augen hinauf, und dann, — es ist sehr ärgerlich, — habe ich immer den Hut vergessen. Was kann man machen? Ich selbst bin zu wenig gräßlicher Gemahl, um die Annehmlichkeit der Mode, bei einer Toilette zu bleiben, sofern sie nur gut steht, nach ihrem vollen Werthe ganz würdigen zu können, aber ich meine, daß sie sehr vernünftig und sehr nachahmenswerth ist.

Von den Kennen selbst werden Sie keine Berichte von mir erwarten. Ich habe mein Geld gerade so verspielt, wie die größten Turglehrten, und dann habe ich gelegentlich auch gerade so glücklich hineingetappt, wie der größte Börse-Speculant oder der beneidenswertheste Dummkopf. Die hervorsteckendsten Ereignisse des Frühjahrs-Meetings waren jedenfalls die ganz bedeutenden Blamagen, welche sich die hochberühmten Derby-Sieger der letzten Jahre, Jupan und Buzgo, holten. Sie „landeten“ gewöhnlich nach noch ziemlich unberühmten Concurrenten als die gut lezten.

Der letzte Tag des Frühjahrs-Meetings fiel auf den ersten Mai, und auf das Kennen folgte dann die übliche Maijahrt im Prater, bei welcher wieder ein blendender Toiletten-Luxus entfaltet wurde. Auf allen diesen Luxus fiel aber dann ein recht unzeitgemäßer Regenschauer nieder. Ein solcher Regen entsefelt gewöhnlich sehr gediegene volkswirtschaftliche Debat-

ten. Während die Einen behaupten, daß durch einen solchen Regen Werthe von vielen Tausenden von Gulden vernichtet würden, sagen Andere, daß da von einem Schaden nicht geredet werden könne, im Gegentheil. Die Leute, die so prunvoll die Praterfahrt mitmachen, könnten sich und würden sich neue Toiletten für die verdorbenen anfertigen lassen; es käme wieder Geld unter die Leute. Ich war in der angenehmen Lage, mich über diese Streitfrage nicht erheben zu müssen, denn mein blendender neuer Ueberzieher ist von meinem Schneider noch immer nicht geliefert worden.

Urtheilen Sie selbst, ob man nicht viel zu thun hat in Wien, wenn man nichts zu thun hat. In die Jubiläums-Kunstausstellung, die so viel Glück gemacht hat, muß man möglich täglich gehen; dort hat die gute Gesellschaft einen förmlichen Corso etablirt. Dieselbe gute Gesellschaft war zu finden bei der Eröffnung des Etablissements Konacher, eines splendid ausgestatteten Unterhaltungs-Vocals, zu dem das frühere Stadttheater Laube's umgewandelt worden ist; die oberen Zehnhundert treffen sich außerdem auf den Soirées des Barons Nathaniel Rothschild, wo die Fürstin Metternich die Honneurs macht. Die Placat-Ausstellung war zu interessant, als daß man sie hätte unbeachtet lassen können, ebenso die Ausstellung des Kindes, die eigentlich eine Ausstellung für junge Mütter war. Ferner wird man doch die Maria-Theresia-Ausstellung nicht links liegen lassen, und einmal wird man doch auch in die Kronautische Ausstellung gehen. Für die nächsten Tage stehen uns, außer der feierlichen Enthüllung des großartigen Maria-Theresia-Denkmals, die Eröffnung der Jubiläums-Gewerbe-Ausstellung und die Trabrennen mit dem großen österreichischen Traber-Derby bevor. — „gestebe, daß ich glücklich bin!“ Sie sehen, wir haben fürchterlich viel zu thun.

Baldwin Groller.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Fische um den verlorenen Amor trauernd.** Von W. Kray. Siehe das Bild, Seite 89. — Sehnsüchtig schaut Psyche in die Ferne, dem ungetreuen Amor nach, der sich in das Herz der schönen Königstochter stahl und sie dann treulos verließ. Die moderne Welt weiß freilich wenig mehr von der schönen Psyche, deren Trauer um den Ungetreuen selbst die unsterblichen Götter rührte, sodaß sie die Irdische zu sich in den Olymp erhoben. Die moderne Welt singt „La donna è mobile“ und macht die Treue zu einer Charakter-Eigenschaft des Mannes, während sie dem Herzen der Frau Flatterhaftigkeit andichtet. Es ist aber wohl immer mit der Treue noch, wie es war, als die Götter des Olymp die Welt regierten, wenn auch heute Psyche nicht mehr mit Unsterblichkeit belohnt werden würde. Ihr Schicksal würde heute höchstens sein, als alle Jungfer kein beneidenswerthes Dasein führen zu müssen. „Es ist keine Gerechtigkeit mehr in der Welt“, wie ein erfahrener Mann zu sagen pflegt. Deshalb mögen gerade die Männer des Künstlers trauernde Psyche mit Ernst betrachten und an ihre Brust schlagen; ist auch nicht Jeder von ihnen ein Amor, so hat doch beinahe Jeder eine kleine Treulosigkeit auf dem Gewissen. Wir Frauen sind auch hierin die bessere Hälfte.



Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche gefehlich geküßt sind.

Geäppte und farbig decorirte Metallplatten. — Die Metall-Industrie hat im letzten Jahrzehnt in unserem Vaterlande einen bedeutenden Aufschwung erlangt, und nicht allein das Schmiedeweisen ist wieder zur vollen Geltung im Kunstgewerbe gekommen, sondern auch das Messing, Kupfer und die übrigen Metalle finden wieder Anerkennung und nehmen den ursprünglichen Platz ein, den sie lange Zeit verlassen hatten.

Deutschland, speziell Berlin, ist der eigentliche Mittelpunkt des Metallmarktes, und die Firmen des Auslandes wenden sich mit ihren Aufträgen jetzt vornehmlich an hiesige Fabriken. Es giebt ein eigenes „Metall-Viertel“ im Süd-Osten von Berlin; dort befinden sich oft zehn bis zwölf derartige Fabriken in einer Straße, die zusammen mehreren Hunderten von Arbeitern und Arbeiterinnen das Brod geben. Hier entstehen die zahllosen Gebrauchs- und Schmuck-Gegenstände, die oft großweise für den Export gearbeitet werden, — im Gegensatz zu den getriebenen einzelnen, künstlerisch ausgeführten Kunststücken, die nur ein Kunsthandwerker zu schaffen versteht und die dem weniger Bemittelten unerreichbar sind.

So hat sich denn allmählig der ungleich wohlfeilere Zinkguss zu einem bedeutenden Zweig entwickelt. Dazu kommt, daß die Chemie und Physik ihn kräftig unterstützen, denn die galvanischen Bäder sind es, welche dem roh aussehenden Zinn und Zink sein täuschendes Gewand überwerfen, ihm das Ansehen von Messing, Kupfer, sogar Silber und Gold, Bronze und Nickel geben und zugleich das reizvolle Lustre dieser Metalle hervorrufen.

Die meisten Menschen ahnen von der Art dieser Verwandlung nichts und staunen nur über den verhältnißmäßig geringen Preis dieser vollkommen echt aussehenden Waaren. Von den Giebereien wandern sie in die Polir-Anstalten, von dort in die galvanischen Institute, auf welchem Wege mannigfache Manipulationen mit ihnen vorgenommen werden müssen, ehe sie uns als fertige Lampen, Kannen, Vasen, Büsten, Rahmen, Beschläge, Schreibzeuge, Rippen jeglicher Art begeben.

In dem Maße nun, in welchem die geformten und gegossenen Gegenstände in Farbe, Tönung und Bearbeitung des Aeußeren ausbildungsfähig sind und dem Fabrikanten noch immer Variationen ermöglichen, ist auch die gewalzte, glatte Metallfläche durch künstlerische Bearbeitung mehr als manche andere Fläche für decorative Zwecke nutzbar zu machen und in Verbindung mit Holz, Fläch, Tuch, Bambus für zahlreiche große und kleine kunstgewerbliche Arbeiten eine wahrhaft edle und harmonische Wirkung hervorzubringen im Stande. Die alljährlich stattfindenden Weihnachtsmessen des Vereins der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen zu Berlin bieten stets

eine Anzahl vortrefflich ausgeführter Arbeiten dieser Art dar und veranschaulichen somit die Verwendung der Platte; es zeigt sich darin eine große Mannigfaltigkeit. Hier ist eine umfangreiche Platte als Mittelstück für einen in Schmiede-Eisen montirten Ofenschirm benutzt, dort dient das Metall als Einlage in einem Wandbrett; ferner sehen wir es zur Decorirung von Tischen, Consolen, Spiegeln und Bilderrahmen, in Bambus oder Tuch gefaßt, angewendet. Es schmückt auch Schreibmappen und Blöcke und eignet sich besonders dazu, auf Buch- und Kastenbedel angebracht zu werden; unbedingt bringt es auf jegliche Art eine höchst originelle und reizvolle Wirkung hervor. Der Herstellung dieser Platten sollen nachstehende Zeilen gewidmet sein. Allerdings ist dabei ganz besonders zu bemerken, daß es nur geschickten Händen, welche mit Zeichenstift, Pinsel und Radirnadel umzugehen wissen, gelingen wird, ein befriedigendes Resultat zu erzielen.

Zu erster Linie ist eine Anleitung zum Negen voranzuschicken.

Das Metall, welches zunächst in Anwendung kommt, ist Zink, bisher nur für Bau- und Wirtschaftszwecke verwendet, jetzt der Kunst dienlich gemacht. Es ist das am wenigsten kostbare Metall und läßt sich am leichtesten äßen.

Die Größe der Platte sei: 14x22 cm, eine Größe, welche sich stets gut verwenden läßt, Stärke: 1 mm, beste Sorte. Jeder Klempner liefert dieselbe. Diese Platte muß polirt werden und zwar geschieht dies in der Dampf-Polir-Anstalt von C. S. B. Bergmann, Berlin SO, Waldemar-Straße 27. Derselbe übernimmt auch die Anfertigung der nach Maß bestellten Platten.

Die anzuwendende Zeichnung im japanischen Stil (siehe Abbildung) wird in ihren Umrissen, d. h. ohne Adern in den



Blättern oder Staubfäden anzugeben, durchgepaßt. Diese Pauste legt man, genau im Umfange passend, auf die polirte Fläche, hält oben das Papier mit der linken Hand fest und schiebt weißes Copirpapier darunter. Jetzt ziehe man bei schwachem Aufdrücken die Linien mit der Pausnadel nach.

Den galvanischen Decklack, welcher beim Fabrikanten Könnede, Berlin SW, Prinzenstraße 74, zu haben ist, fülle man in einen kleinen Porzellan-Rapf, verdünne ihn mit Terpentinöl und vermische das Ganze gut. Mit einem Harzpinsel decke man nun die umzogenen Flächen correct mit dem Lack und achte besonders auf die Herstellung scharfer Außenränder an den Blättern und Blumen sowie an den Stielen. Die weißen Contour-Linien nimmt man beim Decken mit in den Lack hinein, der nicht zu stark aufgetragen werden braucht. Die Platte muß nun circa eine Stunde trocknen, je nachdem der Terpentin frischer oder alter war. Im ersteren Falle kann die Arbeit sogleich fortgesetzt werden, und zwar übernimmt die Radirnadel jetzt die Ausführung der inneren Zeichnung mit sicherem und kräftigen Strich. Die Blätter erhalten ihre Adern, die Blumen ihre inneren Formen und Staubfäden, alle Ueberscheidungen werden markirt, um Klarheit zu erhalten, und das Ganze gewinnt Ausdruck. Je schöner der Contour und je reiner die Gravirung ist, um so wirkungsvoller gestaltet sich das fertige Werk.

Nach dem Radiren muß die Platte mit Wiener Kalk und Wasser eingerieben und, wenn getrocknet, durch einen weichen Ledertappen vollkommen gesäubert werden, wobei auch die etwa stehengebliebenen Paus-Linien zu entfernen sind. Nunmehr ist ein Berühren der also gepuzten Oberfläche mit den Fingern dringend zu vermeiden, weil jegliches fettige Atom das Neggen hemmt.

In einen größeren irdenen Unterfaß stelle man in die Mitte einen kleinen Rapf, — umgekehrt, — und lege die Platte, mit der decorirten Fläche nach oben, wagerecht darauf. Es ist unnöthig, sie zuvor mit einem Wachstrand zu versehen; derselbe wird durch die sich erzeugende Hitze sofort abgeschmolzen.

Die nun folgende Prozedur des Negens nehme man in unmittelbarer Nähe der Feuerungsöffnung eines unbenutzten Ofens vor, oder, wenn angänglich, im Freien. Eine Kanne mit Wasser und Reinigungslappen seien zur Hand. Man bleibe vor allen Dingen ruhig und ohne Aufregung bei der Sache, was dem Gelingen stets förderlich ist.

Die Salzsäure wird jetzt unverdünnt, gleichmäßig und langsam über die ganze Oberfläche gegossen; es beginnt nun das Zischen und Schäumen, der eigentliche Neg-Prozess. Etwas Säure läuft wohl an den Rändern herunter, das schadet aber nichts. Nach einer halben Minute wird das Schäumen sich vermindern, und es kann die Säure noch einmal übergegossen werden, doch nicht so viel, wie das erste Mal; noch eine viertel Minute äßen genügt, um die erforderliche Tiefe hervorgebracht zu haben; jetzt spüle man die Platte tüchtig mit Wasser ab und trockne sie. Die stark aufstretenden Dämpfe sind direct durch den Ofen abgezogen, sodaß für die Athmungs-Organe absolut keine Gefahr vorhanden ist, was ängstlichen Naturen hiermit gesagt sei.

Den auf der Platte noch haftenden Lack entfernt man vermittelst Benzol und Watte; das Auge kann sich jetzt an der hervortretenden blanken Zeichnung erfreuen, ein Anblick, der für alle gehobene Nähe reichlich entschädigt. Der stumpfe Grund dient hierbei als Folie, das Pflanzenwerk in seinen feinen Linien und Formen zur rechten Geltung zu bringen.

So wäre denn die Arbeit bereit, das erste farbige Gewand zu empfangen, denn Zink bedarf dessen auf jeden Fall. Die galvanische Färbung soll aber erst später in einem besonderen Aufsatz ausführlich behandelt werden.

Es bleibt noch übrig, einige wenige Worte über das



Neigen der übrigen Metalle zu sagen. Bei Messing, Kupfer, Zinn und Nickel werden die Vorbereitungen in derselben oben beschriebenen Weise getroffen. Das Neigen selbst wird aber durch Salpetersäure bewerkstelligt (1/3 Säure zu 2/3 Wasser). Wenn die Mischung über die Metallfläche gegossen ist, setzt man langsam so viel Säure noch zu, bis ungefähr das Verhältniß 1:2 erreicht ist. Das Neigen dauert meistens 1/2 bis 3/4 Stunde. Man sehe öfters genau nach, ob der Lack auch hält, der allerdings noch einmal so stark aufgetragen werden muß, als bei Zinn. Ist es nicht der Fall, so spüle man die Arbeit ab und trockne sie; dann können die schadhafte Stellen ausgebessert werden, um noch einmal in die Säure zu kommen. Gefäße, die geätzt werden sollen, thue man zu dem Zwecke am besten in ein weites Glas, um den Vorgang besser beobachten zu können. Jedenfalls sind die Manipulationen bei diesen Metallen ungleich schwerer und langwieriger als bei Zinn, weshalb letzteres ganz besonders zu empfehlen ist.

Messing, Kupfer u. s. w. könnte wohl in seiner eigenen Farbe bleiben, die haltbar und oftmals sehr zweckentsprechend als Zimmerschmuck dient, indessen nehmen diese Metalle die Vergilbung gleichfalls gut an, sind aber nach der vollständigen Fertigstellung nicht vom Zinn zu unterscheiden; sie seien also nur gewählt, wenn Jemand die Gewißheit haben will, daß dem Werk ein edlerer Kern innewohnt. Für Zinn ist eine Decoration, resp. Veredelung durch galvanische Niederschläge durchaus geboten, weil es unter dem Einflusse äußerer Luft- und Feuchtigkeit-Verhältnisse sehr beschlägt und bald unansehnlich wird. Ferner liegt in der monotonen grauen Farbe auch kein besonderer Reiz, und wir können der Wissenschaft dankbar sein, daß sie uns Wege gegeben hat, mit geringen Mitteln und gebildeter Hand Kunstwerke zu schaffen, die dem Kunstgewerbe Ehre machen.

D. Lehnert.

## Haar der Frauenwelt

Wien. — Aus Anlaß der Enthüllung des Kaiserin-Maria-Theresia-Monuments hat der Kaiser Franz Josef angeordnet, daß zur dankbaren Erinnerung an die erhabene Stifterin des Maria-

Theresien-Ordens einige Freiplätze in den Militär-Marine-Erziehungs- und Bildungsanstalten für Söhne am Leben befindlicher Mitglieder, dann für Töchter am Leben befindlicher oder bereits gestorbener Mitglieder des Ordens unter der Bezeichnung: „Maria-Theresien-Ordens-Stiftplätze für Angehörige der Ordensmitglieder“ im Betrage der in den erwähnten Anstalten jeweilig zu entrichtenden Befestigungs-Beiträge mit Einschluß der bei Ausmusterungen üblichen Equipirungs-Beiträge aus den disponiblen Ordensmitteln gestiftet werden. Die Verleihung dieser Stiftplätze erfolgt durch den Kaiser auf den diesfalls vom Ordenskanzler zu erstattenden Vorschlag. Gegründet wurden vier ganz freie Stiftplätze, und zwar zwei ganz freie Plätze in den Militär-Erziehungs- und Bildungsanstalten, ein ganz freier Platz in der Marine-Akademie und ein ganz freier Platz in den Offiziers-töchter-Erziehungs-Instituten. Die erste Verleihung der Stiftplätze erfolgt mit Beginn des Schuljahres 1888/89.

Der Fürstin Pauline Metternich wurde jüngst durch die Obmänner des ersten Frühlingsfestes unter Führung des Fürsten Karl Trauttmansdorff und des Grafen Kalman Dunyady eine vortrefflich ausgeführte goldene Medaille zur Erinnerung an die auf Anregung der Fürstin stattgehabten Frühlingsfeste in Wien überreicht.

Paris. — Die kürzlich vom „Figaro“ aufgeworfene Frage, ob ein Diplomat heirathen soll, hat eine Reihe interessanter Antworten hervorgerufen. Der Graf von Mangny sagt: Eine geistreiche und wohlgezogene Frau ist die beste Stütze des Diplomaten. Sein Salon wird durch sie zu einem Mittelpunkt der Gesellschaft, sie wird in einer scheinbar absichtslosen Unterhaltung die kostbarsten Fingerzeige sammeln. Wenn sie noch dazu den Geist besitzt, hübsch zu sein, — wie Theophile Gautier sagt, — so kann sie der Politik eine bezaubernde Form verleihen. In Fällen jedoch, wo die Frau um zwanzig Jahre älter ist als der Mann, wo sie keine Gesellschaft zu geben versteht, wo sie von ihrem Mann spricht, der ehemals ebenso schön war, wie derjenige der Kaiserin Eugenie, in solchen Fällen wird der Diplomat es bitter bereuen, nicht Junggeheile geblieben zu sein. Herr von Jod ist ein entschiedener Damenfreund. Er schreibt: Wenn die Diplomatie, — wie Saint-Evremond behauptete, — die Kunst ist, für das Vaterland zu lügen, dann muß es für einen Diplomaten nützlich sein, durch eine Frau von Geist verdoppelt zu werden. Die Frauen machen Diplomatie gleichsam instinctiv, ohne es zu wollen oder zu wissen. Das muß ein großer Schlußstein sein, der hinter ihre Schliche kommt. Und da das, was man naturgemäß vollzieht, immer mehr werth ist, als was Anstrengung und gespannte Aufmerksamkeit zu Wege bringt, so sollen die Diplomaten heirathen. Ganz anderer Ansicht ist Herr von Blowitz. Er meint: Die Diplomaten sind zur Ehelosigkeit verurtheilt. So schart der Diplomat einen großen Kreis von Verehrerinnen um sich, welche alle in den Haken der Ehe eintauchen wollen. Durch sie wird er erfahren, was ihn interessiert, erkennen, was ihn bedroht, und durch dieses stets sichere Mittel wird er seiner Sache und seinem Vaterlande nützen können. Der Diplomat, welcher aber bereits verheirathet ist, wenn er seine Laufbahn antritt, muß in der Fremde den Junggeheilen spielen. Diese Regel ist unumgänglich. Der Diplomat, welcher auf die Mitarbeiterschaft seiner Frau rechnet, ist ein Narr. Die Frauen, wie die Präventoren, vergessen ihre Kampfgefährten in der Trunkenheit des Augenblicks.

## Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Berlin. — Der großartige Aufschwung unserer Textil-Industrie und die beständig neuheitsdürstige Mode bringen einen Reichtum und eine Mannigfaltigkeit an Stoffen hervor, wie sie noch in keiner Zeit annähernd erreicht wurden. Ist es heute schwer, eine Wahl zu treffen unter den tausend reizvollen Sommerstoffen in Wolle, Halbwole, Seide und Baumwolle, so ist es noch schwerer einen Begriff zu geben von all' dem Schönen, das immer von noch Schönerem übertroffen wird. Mit den dunklen, reinvollenen Geweben beginnend, fassen wir zunächst einen Stoff in's Auge, dessen feiner, leinenähnlicher Grund mit 5 Cent. breiten, durch Blattlich- und Schnur-Ornamente reich gemusterte Seidenborten gestreift ist. Diese Borten, welche wie der Grund von blau- oder mangranger, brauner oder olivgrüner Farbe sind, wirken fast wie Passementerie-Befäße, jedoch der Stoff, dem auch das entsprechende glatte Gewebe nicht fehlt, an sich auf's reichste garnirt ist. Ueberhaupt ist den diesjährigen Fabrikaten die Ausstattung vielfach beigegeben. So zeigt ein schmiegsamer Wollkörper an beiden Kanten quergewirte absteigende Borten, von denen die eine mehr als die doppelte Breite der anderen hat. Zur Rock- und Tailen-Garnitur angewendet, müssen diese Borten den Anzug sehr freundlich beleben. Die in Seide so beliebten Ghangants finden wir jetzt auch in Wolle, und zwar von fast durchsichtiger Feinheit in allen denkbaren Farben-Verbindungen. Unter den halbwoollenen Fabrikaten zeichnet sich ein fein gestreifter Stoff durch eine Musterung breiterer Streifen aus, deren einer die Grundfarbe zeigt, während der nächste in Weiß quer gerippt ist. Der hierzu gehörige einfache Stoff hat nur die feinen Streifen. Das ganze Füllhorn von Neuheiten aber ergießt sich erst bei Betrachtung der Baumwollen-Stoffe, der Percal, Jephyr, Jaconnet und wie sie alle heißen. Da sehen wir den rosa, hochrothen, blauen oder cremefarbenen Grund von weichen, wie Handschere wirkenden Zäckchen in vielfachen Reihen streifenweise durchzogen, oder abwechselnd fein und breit gestreift, mit Sternblümchen besetzt und von weichen Durchbruch begrenzt. Letzterer bildet häufig wieder ein Muster für sich, das durch farbige Pünktchen belebt wird. Die eigentlichen Durchbruch-Gewebe in Seide und Halbseide zeigen entweder auf blassfarbenen Grunde Streifen-Carreaux oder Arabesken-Muster von derselben Farbe oder solche aus bunten Seidenfäden. Die Toiletten aus allen diesen Stoffen verheizen eine so duftige und reizende Wirkung, daß sie den Blüten des Frühlings vergleichbar sein werden. C. Sch.

### Wiener Frühjahrs-Toiletten.

Endlich ist der längst ersehnte Tag gekommen, an dem Tausende von Menschen in der ersten Nachmittagsstunde hinaus nach dem Prater eilen, der, im zarten Grün prangend, ihnen den Gruß des ersten Mai entgegenlächelt. Wagen reißt sich an Wagen, und immer dichter wird die spalierbildende Menge, welche mit flauenden oder kritischen Blicken die eleganten Equipagen und Reiter vorbeiziehen sieht. Alles strebt einem Ziele zu, — dem Remplaçe in der Freudenau. Hier erst sollen die Hüllen, welche die Toiletten bisher neidisch verborgen hatten. Zu köstlicher Harmonie verschmilzt mit dem Smaragd der Wiesen das vom hellen



Wiener Frühjahrs-Toiletten.



Neseda bis zur dunklen Nycte variirende Grün der Gewänder, dessen Wirkung durch die Zusammenstellung mit Grau, Beige und Schwarz noch erhöht wird. Seltener bemerkt man dagegen das früher so beliebte Vachthorn, welches dem Ziegelroth in der Abschattirung bis zur Vachsfarbe und dem neubestebten Lilanenblau den Vorrang lassen muß. Und alle diese Farben sind schmaler oder breiter mit Weiß gestreift, namentlich in den luftigen Bengalines, Jacquards und Taffeten, welche letztere häufig als Changanant auftreten. Sehr beliebt ist auch glatter, leichter Sommer-Kaschmir, der seiner Schmiegsamkeit halber sich der neu auftauchenden Mode vortrefflich anpaßt; denn es macht sich ein entschiedener Umschwung in der Form der Sommer-Toiletten geltend. Alles Bauschige ist verpönt, die weiten, durch Stahlreifen aufgeblähten Röcke sind im Verschwinden begriffen. Schlank zu erscheinen, ist heute das Bestreben der Wienerin, und man muß zugeben, daß die schlichten, nur hinten tief gefalteten Röcke die Schönheit ihrer Gestalt bedeutend erhöhen. Dagegen bauschen sich die Ärmel immer mehr und mehr auf und werden entweder am Handgelenk durch eine glatte Manschette zusammengehalten oder bilden, am Oberarm in Fältchen abgenäht, einen durch Schleifen abgebanderten Puff. In Uebereinstimmung hiermit werden die Vordertheile der Taillen fast ausnahmslos faltig getragen und, schräg oder gerade geschlossen, von einem breiten, aus Band gebildeten Gürtel oder Halbgürtel umspannt. Den spitzen Ausschnitt am Halse füllt ein zierlicher Vah, auf dessen mehr oder weniger kostbare Ausschmückung man großen Werth legt. Besonders verwendet man dazu Gold- und farbige Seiden-Stidereien, glatte oder gemusterte Seidentulle oder plissirte Seide, die, bisweilen bruststückartig umgelegt, kostbare Cravaten-Radeln zusammenstellen. Zur Ausstattung der Waichstoffe dienen weiße sowie crémefarbene Stidereien und Spitzen, welche Passen oder Jachentheile bilden und den Rocksaum sowie die Manschette in Form schmaler Einfäße bereichern. Alle die Zierlichkeiten vervollständigt das Schößfind der Mode, die breite Schärpe, sowohl aus Stoff, als auch namentlich aus Noire- oder schottischem Band. Um die tausendfältigen Variationen der Wiener Hüte aufzuzählen, fehlt es uns leider an Raum. Hervorgehoben sei nur die zierliche, aus Gold- oder Strohspeihen gebildete Capote mit ihrem duftigen, das Gesicht reizend umrahmenden Füllgefäße und dem im Nacken zur vollen Schleife gebundenen Füllschleier sowie das aus einem einzigen mattroten Flatterrofen-Kranz mit schwarzer Elfen-Schleife bestehende Hütchen. Die jungen Mädchen tragen vielfach den großen Italiener Strohhut, unter dessen breitem, materisch aufgelegtem Rande ein Haarbüschel- oder Veilchenstrauß dem traufen Haar lieblosend sich anschmiegt. Goldregen, Himmelschlüssel, Kamillen, Bergjähren und was der Frühling sonst noch an Blumen hervorbringt, ziert an jenem ersten Matitage nicht nur Hut, Schirm und Brust unserer Schönen, sondern dienen auch als poetische Abzeichen den prächtigen Vollblutpferden, die ihr Feuer dampfen müssen, denn das Gedränge nöthigte die Equipagen, im Schritt heimzukehren, trotzdem bereits fallende Tropfen ein heraufziehendes Unwetter verkündeten. S. U.



Raddruck auch im Einzelnen verboten.

Die Kunst der Gartenpflege zeigt sich vornehmlich darin, daß der Garten bei allem Wechsel des Blumen Schmuckes stets in gleicher Schönheit Herz und Auge erfreut. Wohl sehen wir hier mit Behemuth eine Blume welken, dafür erschließt dort eine andere ihren duftenden Reiz. Ist die Blütenpracht dieses Beetes vorüber, so entfaltet sich auf jenem eine herrliche Blumenfülle und auch auf dem abgeblühten Beet erstehen bald andere Pflanzen zu neuer Pracht. Das gilt z. B. jezt von den mit Hyacinthen und Tulpen bestandenen Beeten, deren Schönheit nun vorüber ist. Zwar trägt es wesentlich zur Kräftigung der Zwiebeln bei, wenn man sie an ihrem Standorte läßt, bis die Blätter vollkommen abgestorben sind. Um aber die Beete schneller benutzen zu können, nimmt man die Zwiebeln meist gleich nach der Blüthe bei noch grünem Laub heraus. Dann muß man sie aber nach den Farben geordnet an einer passenden Stelle im Freien einschlagen. Sind die Blätter abgestorben, so werden die Zwiebeln bei trockener Witterung aufgenommen, von Zwiebelbrut und losen Häuten befreit und in einem luftigen Raume bis zur Herbstpflanzung aufbewahrt. Das Reinigungsgeschäft führt man am besten mit Handschuh aus, denn der feine Staub ruft ein sehr unangenehmes Jucken hervor. Auch kann man die noch grünen Pflanzen in etwas angefeuchteten Fußsand stecken, der später beim Regen der Zwiebeln über und unter denselben zweckmäßige Verwendung findet. Für Tagetten, Narzissen, Jonquillen, Crocus ist es vortheilhaft, wenn man sie einige Jahre ruhig an derselben Stelle liegen läßt; sollen jedoch diese oder andere frühblühende Zwiebel- und Knollengewächse umgepflanzt werden, so sind sie ebenfalls nach dem Welken der Blätter herauszunehmen, trocken aufzubewahren und im Herbst neu einzulegen. Die leeren Zwiebelbeete können nun mit schönen Sommerblumen, Teppichpflanzen, Topfgewächsen oder mit spätblühenden Stauden bepflanzt werden.

Unter den Florblumen sind wohl keine zur Zeit so beliebt und verbreitet, wie die Scharlach-Belargonien, von denen immer neue Spielarten gezogen werden. Man weiß kaum, soll man den einfachen oder den gefüllt blühenden den Vorzug geben, — sind doch beide von gedrungenerm Wuchs, unermülich im Blühen und von leuchtender Farbenpracht. Diese Eigenschaften kommen besonders in sonniger Lage und auf verhältnißmäßig magerem Boden zur Geltung; ist das Erdreich sehr fett, so entwickeln die Belargonien eine Fülle von Blättern, aber nur wenig Blüten. Es ist deshalb anzurathen, die Pflanzen mit den Töpfen in's Land zu setzen und nicht zu reichlich zu gießen. Das findet auch auf die buntblättrigen Belargonien, die für Teppichbeete sehr geschätzt sind, Anwendung. Bei dem Zusammenstellen von Gruppen ist auf die Anordnung der Farben wohl zu achten. Für ein kleines Beet wählt man am besten Pflanzen von nur einer Blütenfarbe oder doch von nahe verwandten Schattirungen; denn die Mischung der verschiedensten Mancen bringt leicht einen unruhigen Eindruck hervor.

Eine gleichfalls sehr werthvolle, doch noch nicht so allgemein bekannte Florblume ersten Ranges besitzen wir in der Blüten-Begonie, Begonia tuberosa hybrida. Außer ihrer Schönheit, Farbenpracht und Blumenfülle haben diese Begonien noch die vorzügliche Eigenschaft, daß man sie zu jeder Zeit auch in vollster Blüthe ohne Nachtheil verpflanzen kann. Sie gedeihen freudig weiter, entwickeln Monate hindurch ununterbrochen ihre prachtvollen Blumen, besonders wenn das Land kräftig mit Compost-Erde gedüngt ist, und wenn man ihnen wiederholt einen schwachen Düngerguß zu Theil werden läßt.

Die Rosenstöcke erfordern unsere beständige Aufmerksamkeit und unseren steten Kampf gegen das auf ihnen lebende Ungeziefer. Dafür beginnen sie auch schon ihre Knospen zu erschließen. Beim Entfernen der weitenden Rosen sollte man stets zwei bis drei Blätter zurückschneiden, damit sich kräftige neue Triebe entwickeln. Ebenso müssen langgewachsene, nicht blühende Zweige stark gekürzt und zu dicht stehende Triebe, besonders nach innen zu, entfernt werden. Dagegen ist es nicht rathsam, die wurzelreichen, immerblühenden Rosen zu beschneiden; wenn man sie durch Haken niederhält, zeigen sich bald reichblühende Seitentriebe.

Wenn man die Zweige der japanischen und chinesischen Herbst-Aster oder Wucherblume jezt tief entspitzt, kommen bald Blütentriebe zum Vorschein. Die Zweigspitzen können zu Stecklingen benutzt werden und blühen dann noch in diesem Jahre, ebenso die Stecklinge von Heliotrop und anderen Topfgewächsen. Um diese Zeit können selbst zarte und empfindliche Pflanzen, die zur Garten-Ausschmückung dienen sollen, in's Freie gebracht werden; am besten geschieht das an einem feuchten, schattigen Tage. Hierbei sei nochmals daran erinnert, daß schöne Decorations-Pflanzen auch am wirksamsten in schönen Gefäßen zur Geltung kommen; unsere Abbildung zeigt eine sehr beliebte Form derselben.

Im Obstgarten erscheinen jezt an den Himbeer- und Brombeerstauden zahlreiche Wurzelstöcklinge, von denen höchstens fünf stehen bleiben dürfen. Haben junge, schwache Obstbäume zu stark angeleigt, so muß man einen Theil der überreichen Blüten oder jungen Früchte ausbrechen. Auch an den Pfirsich- und Aprikosen-Spalieren werden sich die Früchte zu größerer Vollkommenheit entwickeln, wenn man die kleinsten von den oft büschelweise kommenden Früchten entfernt.

Wer es verkümmert hat, rechtzeitig die Gieringe des Ringelspanners von den jungen Zweigen der Obstbäume zu entfernen, muß jezt energisch gegen die ausgeschlüpften Raupen ankämpfen, die zu den schlimmsten und gefräßigsten Feinden der Obstbäume gehören. Man stelle ihnen in den frühen Morgenstunden und bei unfreundlichem Wetter nach; denn dann ziehen sich die Raupen auf einen Haufen zusammen, während sie bei Sonnenschein einzeln ihrem Vernichtungswerk nachgehen. Sihen die Raupennester in den oberen Zweigen, so muß man zur Raupensichere greifen, mit deren Hilfe man dieselben leicht und sicher abschneiden kann.

Der Garten bietet uns jezt durch das Reifen der Erdbeeren auch die ersten köstlichen Früchte; sie besitzen Morgens nach dem Abtrocknen des Thaus den feinsten Wohlgeschmack und sollten dann gepflückt werden. Da sie durch Wärschen an ihrem Aroma verlieren, ist es sehr wichtig, sie vor Erde und Schmutz zu bewahren. Von den verschiedenen Schuhmitteln, die zugleich auch zur Abwehr der gefräßigen nackten Aderknechte dienen, sind Fichtenadeln, Sägespäne und Gerberlohe die verbreitetsten. In kleinen Gärten wendet man manchmal zierliche Draht- und Weidenkörbchen an, die in zwei Hälften um die Pflanzen gestellt werden, um sie zu stützen, oder man bindet sie auch mit ihren eigenen Ausläufern möglichst lose zusammen.

An Gemüse können noch Gurken und Kürbis, Stangen- und besonders Buschbohnen gepflanzt werden; von Salat kann man eine neue Pflanzung und von Radieschen eine wiederholte Aussaat vornehmen. Mohrrüben und Zwiebeln werden ausgebümt, Erbsen behäufelt und mit Weisern versehen. Sehr vortheilhaft ist es, den jungen Pflanzen die Spitzen zu nehmen, ebenso wie den Puffbohnen, damit sie reichlich Früchte ansetzen. Für Gurken und Melonen ist das mehrfache Entspitzen gleichfalls ein gutes Mittel, um sie zu üppigem Blühen und kräftigem Fruchtansatz anzuregen. Oft bedeckt man auch die Stengel mit Erde, damit sie in ihrer ganzen Länge Wurzel schlagen.

Mit der vollendeten Bohnen- und Gurken-Aussaat ist jezt zwar die Hauptbestellung im Gemüsegarten beendet, aber einen Stillstand giebt es nie. Sobald ein Stückchen Land frei geworden ist, wird es von Neuem bearbeitet. Soll der Garten reichliche Erträge liefern, so muß er ununterbrochen bebaut sein und das Land stets zweckmäßig und richtig ausgebeutet werden. Daher sind die Beete, auf denen Erbsen, Salat, Radieschen und Spinat geerntet worden, möglichst bald wieder tief umzugraben, erforderlichen Falls auch zu düngen und mit verschiedenen Kohlsorten, Kohlrabi, Stiel- und Kohlrüben, Sellerie und Porree zu bestellen, um eine zweite Ernte zu gewinnen. D. Altmann.



Raupensichere.



Raddruck auch im Einzelnen verboten.

### Wochenmärkte.

„Was wollen wir morgen kochen, gnädige Frau?“ — „Ich weiß es nicht“, antwortete ich bestürzt, und in der That, ich wußte es nicht; die Frage meiner Köchin setze mich in ernstliche Verlegenheit. Worauf sollte ich verfallen, welches Menu aufstellen? Und dennoch lag es mir am Herzen, die Ehre meines Hauses zu wahren, denn wir erwarteten einige Sonntagsgäste. Rathlos dachte ich nach. In nicht regelmäßigerer Wiederkehr hatten die Horen ihren Ringelzug geschlungen, als Kinder, Kalbs- und Hammelbraten, zuweilen auch ein Schweinerücken, die Tournee auf unserem Tische während der Wintermonde gemacht hatten. Nun war es Frühling, Poularden und Puten waren verschwunden, den jungen Hühnern merkte man es an, daß sie „Kunst-Produkte“

seien, daß keine treue Mutter Henne die Eier gebrütet, den Jungen liebend das Futter aufgespitzt hatte. Eine Kunst war es, sie zu bezahnen, eine Kunst überhaupt, etwas Gutesbares an ihren Keimen Gerippen zu entdecken! Rehnlich ging es mit den Gänsen, die man als „Hamburger“ rühmte; der Name war das Beste, und auch dieser trügerisch, denn er erweckte die irrige Vorstellung eines vollen Bratens.

Auch mit den Fischen und Gemüsen stand es schlimm. Die Conserven waren verbraucht, die jungen Morcheln schon vorbei, und den Spargel hatte die Kälte der Nächte im Wachsthum zurückgehalten. Wo fand ich Rath? — „Könnten wir nicht einmal nach der Markthalle gehen?“ Klang eine fragende Stimme an mein Ohr. Die Markthalle, das war ein Gedanke; vielleicht fand ich dort Hilfe. Ich liebe die Markthallen eigentlich nicht, und obgleich ich mich nicht gern atmofisch nennen hörte, so muß ich doch gestehen, daß in mir noch die Zuneigung für die alten Wochenmärkte lebt. Wie gern hatte ich es als Kind gesehen, wenn die jungen Gemüße, Schoten, Spinat, Carotten, Blumenkohl, Spargel, grün, roth und weiß, so zierlich aufgeschichtet dalagen, die jungen Salate, Radieschen und Rettige verlockend lachten und der blaue Frühlingshimmel über Allen strahlte! Kam das kostbarste „Zellerbouquet“ wohl jenem gleich, das, aus einem Holzstäbchen bestehend, sieben Schoten, — eine oben, die anderen symmetrisch rechts und links angebanden, — trug, und in der Mitte vier hochrothe Rairirschen? Wie oft hatte ich mich gefreut, wenn die Gieckanne der Köchlein, die ihren Kraut durch Ansprennen erfrischte, Tropfen des klaren Wassers über mein Kleid spritzte und mir einen Regenregen vorzauberte. Und nun gar die jungen Blumenpflänzchen, Taufenschilden, Bergjähren, Karfeln, Stiefmütterchen, die sorglich mit Noos zu kleinen Bündeln gebunden, vom Lande hereinkamen! Wie oft hatte ich für meine eriparten Pfennige ein ganzes Duzend derselben gekauft, sie stolz nach Hause getragen, in Töpfe gepflanzt auf mein Blumenbrett gestellt, und dabei stehend mich als die glückliche Besitzerin eines Landgutes geträumt. Hatte ich armen Stadtkind mit jenen Blumen nicht zugleich den Duft der feuchten, frischen Erde geathmet, nicht die Wärme des Frühlingsempfinden? Der Häuser bedrückenden Enge war ich entflohen, aus ihnen lachte mir die Natur im jungen, frischen Grün.

Und nun gar zu Pfingsten! Das wäre kein ordentliches Fest gewesen, hätte ich nicht einen „Raischen“ gehabt, aus zarten Birkenlaub mit einem schönen gelben Auhblumenstrauß; das Schönlte aber blieben die „Raischen“ selbst, welche am Sonnabend vor dem Fest durch die Straßen gefahren wurden. Welche herrliche Lauben ließen sich mit ihnen in jeder Stubenecke erbauen; konnte es denn überhaupt noch irgend etwas Besseres geben, als in solch einer Laube sitzend, Pfingsten zu feiern und dazu auf Calmus zu pfeifen? Ja, sie hatten ihre Poethe, die Wochenmärkte! Oder war es die der Kindheit, welche heute noch diese Nacht über mich übte?

Ich blicke auf, da stand die Köchin vor mir mit dem fragenden Gesicht, die Gegenwart mit ihren Pflichten trat wieder an mich heran. „Lassen Sie uns gehen.“ — Wir gingen, und am Ende muß ich die Markthallen loben, denn, — nur soviel verathe ich heute, — sie schafften mir Hülfen in der Noth, von der ich ein anderes Mal erzählen will. Elisabeth Kafelowsky.



Raddruck auch im Einzelnen verboten.

### Fragen.

**Maiskräuter.** — Wie lange läßt man Maiskräuter in Bowlen-Wein liegen, und ist Maiskräuter-Extract zu empfehlen?

St. in B.

**Plattgold.** — Wer kennt eine gute Bezugsquelle für echtes Plattgold zum Vergolden von Spiegelrahmen?

Abonnentin in Saarbrücken.

### Rathschläge.

**Morcheln.** — Das außerordentlich warme Frühjahr hat in seinen warmen Tagen die Morcheln in ungewöhnlich reichem Maße gezeitigt, sodas sie unsere Märkte in großem Angebot und preiswürdig füllen. Obgleich nun die große Concurrenz der Conserven-Fabriken die Preise ihrer Producte sehr gedrückt und in vielen Fällen die eigene Mähewaltung überflüssig gemacht hat, so ist diese hier augenblicklich doch anzurathen; denn nicht nur zählen Morcheln zu unseren feinsten Gemüßen, sondern sie bleiben, eingemacht und in Büchsen bezogen, innerhin recht theuer, und finden auch für Saucen, Suppen, Fricasse eine vielseitige werthvolle Verwendung. Man achte beim Einkauf zunächst darauf, daß die Morchel jung und frisch sei; sie darf, wenn sie recht geeignet sein soll, die Größe einer kleinen Kartoffel nicht übersteigen. Wenn sie älter wird, bildet sich namentlich der Stiel zu einem weitverzweigten Gefäß aus, das ohne Wohlgeschmack ist. Die Morchel muß ferner bei einem leichten Druck der Finger wie Glas zerpringen und einen feinen Pilzgeruch haben; auch suche man solche aus, die möglichst wenig sandig sind, was sehr von dem Boden abhängig ist, auf dem sie gewachsen. Die Hauptvorsicht ist auf das Verlesen zu verwenden, da sich im Innern oft Würmer und kleine Schnecken verbergen. Nachdem diese Sichtung vorgenommen, die sandigen unteren Theile der Stiele abgeschnitten worden sind, thue man die Morcheln, — etwa 5 Liter auf einmal, — in einen Napf, brühe sie mit sehr heißem Wasser und gieße dieses gleich wieder ab. Sie verlieren hierdurch ihre Sprödigkeit, werden weich und gestatten, daß man sie nun, ohne sie zu zerbrechen, waschen kann, was zu wiederholten Malen und in reichlichen Wassermengen geübt werden muß. Hat man sich von ihrer vollkommenen Sauberkeit überzeugt, so füllt man sie zum Abtropfen in Siebe, seht eine gut verzinnte oder emaillirte Kasserole mit leicht gelagertem Wasser auf's Feuer und schüttet, wenn dies zu kochen beginnt, die Morcheln hinein, die in demselben nur einmal aufquellen dürfen. Dann füllt man sie sofort heiß mit dem Sud in bereit gehaltene Büchsen, die verldhet zwei Stunden im Wasserbad kochen müssen. Koch sei bemerkt, daß, da die Morcheln sehr zusammenfallen, das geringste Maß wohl 20 bis 25 Liter sind, die eingemacht etwa sechs große Büchsen ergeben. A. D.

Zu dieser Nummer gehört ein Extra-Blatt, sowie für die Abonnenten der Großen Ausgabe ein Modenbild.

Bezugsquellen: Sommerhoffe, Seite 95; J. A. Heise, W. Leipziger Str. 87, und H. Pfauer, W. Markgrafenstr. 57. — Blumenkübel, Seite 96; E. Anstlin, vorm. F. Schimpff, W. Potsdamer Str. 11. — Gerüche für Gardinbau, Seite 98; Wolb Schmidt, Rastatt, SW. Belle Alliance-Platz 17.



# Illustrirte Frauen-Zeitung.

Ar. 24.

Wöchentlich eine Nummer.  
Vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin, 10. Juni 1888.

Große Ausgabe mit  
allen Kupfern: 4 1/2 M.

XV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

## Der Büchersammler.

Von Fedor von Zobeltig.

Als ich vor Jahren längere Zeit in Neapel lebte, wohnte ich in einer kleinen Nebenstraße der Via Roma zur Miete. Da ich kein Freund der Hotels bin, in denen man das ursprüngliche Leben eines fremden Volkes doch nie kennen lernt, so hatte ich mich gleich am ersten Tage meiner Ankunft in der Goldstadt auf den Weg gemacht, um mir ein geeignetes Quartier zu suchen. Und ich fand rasch genug ein solches, — ein Quartier, das allerdings wohl nicht Jedem genügt hätte, das mir aber, der ich mitunter recht sonderliche Launen habe, außerordentlich gefiel. Es lag in einem arg verwitterten, schmalen, sehr hohen, zwischen seine modernen Nachbarn wie ein Don Quixote inmitten zwei Sancho Panza's eingeklemmten Hause. Sicherlich war dies merkwürdige Gebäude nur das Bruchstück eines Palastes, der ehemals wohl stolz und vermessend in die Welt hineingeschaut haben mochte, — ein einzelner Flügel, ein Torso, nichts weiter. Ganz oben, in höchster Höhe dieses thurmartigen Hauses sah ich auf einem vorgehobenen Balconfenster einen kleinen hängenden Garten: da blühten Rosen, Nelken, Levkojen, Agrimonia, Callas, — Alles bunt durcheinander, — in leuchtendstem Farbenschmelze und goldig umfluthet vom Lichte der Sonne. Daneben aber, an der grauen Mauerfront, an der sich noch die Reste steinerne, von pausbäckigen Putten getragener Giebeln bemerkbar machten, hing ein weißer Zettel. „Locanda est“, — „zu vermieten“ stand auf dem Pappdeckel, wie ich mit Hilfe meines Augenglases nach sorgfältigem Studiren endlich entziffern konnte. Die blühende Flora hoch oben im Sonnenschein lockte mich. Ich kletterte die ausgetretenen Steintreppen hinauf, — hinauf bis zum Ende, hundertunddrei Stufen hoch, genau gezählt. Nun stand ich vor einer breiten, hölzernen Thür, an die mit Nägeln eine vergilbte Visitenkarte geheftet worden war. Das war ein aristokratischer Name, den ich da mit Verwunderung las. „Annibale Marchese Frapani dei Cavallo-Treni“ hieß es auf dem thongelben Kärtchen. Ich klopfte an, nachdem ich mich vergeblich nach einer Klingel umgesehen hatte. Es währte geraume Zeit, ehe man mir öffnete, und auch dann that sich die Thür nur ein klein wenig auf, und ein dunkelroter Mädchentopf lugte auf den Flur hinaus, während zwei schwarze Augen unter tiefgeschattirten Brauen mich staunend, fragend, halb ängstlich anstarrten.

Ich zog höflich den Hut und erkundigte mich nach der annoncirten Wohnung. Nun flog die Thür in voller Weite auf, und im Rahmen derselben erblickte ich eine lachende junge Maid, ein schlank aufgeschossenes Fräulein von jener eigenthümlich herben, doch darum nicht minder anziehenden Schönheit, wie man sie viel in Campanien's Gefilden findet.

„Entrate, Signore,“ sagte die Donna mit freundlicher Handbewegung, und ich trat ein und erläuterte ihr, den Blick von der Mädchenblüthe vor mir über die Duftblüthen auf dem Balcon und darüber hinaus über eine wonnig schöne Landschaft schweifend lassend, mein Anliegen. Sie nickte und nannte mir ihren Preis, — ein winziges Stück Geld, und so war das Geschäft-

liche abgethan. Aber da ich doch wissen wollte, wen ich vor mir hatte, wagte ich nach dem Namen meiner holden Wirthin zu fragen. „Teresina Frapani,“ entgegnete sie, und schnell fügte sie hinzu, während ein leichteres Roth über ihre Wangen huschte: „Einen Moment, mein Herr, — ich werde den Papa benachrichtigen.“

Indeß Teresina im Nebenzimmer verschwand, schaute ich mir die neue Wohnung an. Ein hohes, großes, geräumiges Gemach mit wunderlichem Mobiliar. Warmtuchige Rococostücke da und dort, eine Boule-Kommode mit schönen Perlmutt-Intarsien und zerbrochener Stuhluhr darauf in einer Ecke, einige Stühle mit seltsam geschweiften Beinen und zerklüfteten Bezügen aus gel-

und feinen Hängen voll blühender Mandelbäume, Platanen und Pinien. Geradeaus aber das Meer, dieses wonnige blaue Meer, das ringsum die schönsten Gestade umspült, und aus dessen schäumendem Wellenspiele das Felsen-Eiland Capri, der „Sarkophag des Tiberius“, aufsteht.

Ganz verjunken im Anichauen dieses herrlichen Rundbildes, hatte ich gar nicht bemerkt, daß Teresina wieder in's Zimmer getreten war. „Mein Herr,“ sagte sie leise und räusperte sich ein wenig, „gestatten Sie.“

Ich wandte mich um und verneigte mich vor dem Vater meiner holdseligen Wirthin. Eine seltsame Erscheinung, — aber sie paßte in das barock zusammen-

gewürfelte Interieur aus Rococo, Empire und stilloser Zeitzeit. Der Marchese war ein hageres, kleines Männchen, das sich in seinem abgeschabten Morgenjäckchen aus himmelblauem Sammet schier komisch ausgenommen haben würde, wenn das ausdrucksvolle Gesicht nicht ein tiefergehendes Interesse gefordert hätte. Das war ein Antlitz voll regen geistigen Lebens, trotz der hundert Falten und Fältchen, die Stirn und Wangen, wie ein feinmaschiges Netz, durchzogen. Die dunklen Augen sprühten in ungeschwächter Jugendkraft, und um den schmallippigen, empfindsamen Mund zuckte es stets, wie in verhaltener Ironie und in westverlachendem Spotte.

Der alte Herr sprach mich in elegantem Französisch an, seinem Lieblings-Idiom, wie ich später erfuhr. Ich wurde schnell mit ihm vertrauter, — zu meiner Freude, denn ein interessanteres Original, als diesen würdigen Greis habe ich nie kennen gelernt. Eines schönen Abends erzählte er mir bei einer Flasche Falerner, zu der ich ihn eingeladen, den Roman seines Lebens, — einen wahrhaften Roman! Aus uraltem süditalienischen Adel stammend, war er, einer Familien-Tradition zufolge, anfänglich für die geistliche Carrière bestimmt gewesen. Aber das Leben im Kloster hatte dem jungen, heißblütigen Manne wenig zugefagt, — er floh und trieb sich ein Jahr lang abenteuernd in der Türkei und in Griechenland umher, kehrte aber nach der Heimath zurück, als sich dort, — es war dies in den zwanziger Jahren, — die politischen Verhältnisse zuzuspitzen begannen. Aus Interesse für die Familie des Marchese nahm König Ferdinand diesen in Ehren auf und verschaffte ihm eine einflußreiche Stellung an seinem Hofe. O, was wußte der alte Frapani von diesem lustigen Hofe, von den rauschenden Festlichkeiten im Palazzo Reale und im Teatro San Carlo nicht Alles zu er-

zählen! Seine Augen glänzten dabei, und in lebhafter Gesticulation suchten die mageren Hände in der Luft umher, — vor seinem Blicke schien die ganze Herrlichkeit wie eine schimmernde Seifenblase noch einmal emporzusteigen. In diese Zeit fiel die erste Ehe des Marchese mit einer vornehmen Neapolitanerin, eine Ehe, die kurz und kinderlos war. Dann kam das Sturmjahr Achtundvierzig, in dem Frapani an der Spitze einer Colonne von Lazzaronis für seine Ueberzeugung und für den wankenden Thron der Bourbons in den Straßen Neapel's kämpfte. Aber der überzeugungstreue Aristokrat war nicht hartnäckig genug, sein eigenes Herz den Principien des Legitimus zum Opfer zu bringen; er lernte ein junges und schönes Mädchen aus bürgerlichem Hause kennen und lieben, und heirathete sie — gegen den Willen seiner Familie und gegen den Wunsch der ihm besonders gewogenen Königin Theresie. Armer



In der Hasenheide zu Berlin. Von F. Bauer. — Siehe Seite 101 „Berlin im Frühling“.

dem Damast, ein schöner Trumeau, und ein eisernes Feldbett an der Längswand. Ein werthvoller Smyrna bedeckte den ganzen Fußboden, aber auch an dem Teppich hatte der Zahn der Zeit genagt, und vielleicht waren es Teresina's linke Fingerchen gewesen, die sich mit dem Stopfen der Löcher versucht hatten.

Ich trat auf den Balcon. Welch Blick! — Und hätte der Smyrna tausend Löcher gehabt, und hätten die Holzwürmer in der Boule-Kommode auch wahre Orgien gefeiert, — allein um dieses Rundbildes willen würde ich dennoch die Wohnung behalten haben! Tief unter mir dehnte Neapel sich aus, — ein wirres Häusermeer, aus dem sich ernst und würdig, wie steinerne Mahnungen, die Thürme von hundert Kirchen erhoben. Links der Vesuv, dräuend wie immer, vollkommenschattet und finster, und rechts der Posillip in seiner heiteren Anmuth, mit seinen Lorbeer-Gehegen an allen Straßen



Marchese Frapani! Die Nachgiebigkeit gegen das ungeheure Drängen des Herzens sollte ihm theuer zu stehen kommen, — seine Familie verließ ihn, und der Hof ließ ihn fallen. Frapani verjagte sein gutes Recht mit Hilfe eines Advocaten, dessen Name späterhin historisch wurde, da er sich um die Geschichte seiner Vaterstadt hochverdient gemacht hatte, durchzubringen, aber der Aermste verlor seine Prozesse, und damit auch sein Vermögen. Verbittert und grollend zog er sich mit seinem jungen Weibe in einen stillen Winkel zurück und lebte dort ganz seiner Liebe und seinen Büchern. Er hatte immer ein hervorragendes Interesse für die historischen Wissenschaften gezeigt und im Laufe der Zeiten eine ziemlich reichhaltige Bibliothek gesammelt, die ihm auch nach dem Verluste seines Vermögens zu erhalten gelungen war, und an der die Hälfte seines Herzens hing. Aber der Sturm der Revolution riß ihn von Neuem aus seiner stillen Einsamkeit, und diesmal kämpfte der Marchese in einer Linie mit den Nothwendigen Garibaldi's für Italien's Freiheit und Einheit. Er hatte mit den Bourbonen abgerechnet und begrüßte mit Jubel den neu aufgehenden Stern von Savoyen. In den sechziger Jahren zog Frapani nach Neapel zurück, und dort gebar ihm sein Weib sein Töchterchen Terefina, um sich wenige Monate später zur ewigen Ruhe zu legen. Der Marchese verjagte im Interesse Terefina's noch einmal, sich seinen Verwandten zu nähern, aber er gab dies nutzlose Bemühen bald auf, als er sah, daß man geneigt schien, ihm die Thüre zu weisen. Seit lange lebte er nun schon in seiner kleinen Wohnung, — hundertunddrei Stufen über dem Treiben der Menschheit, — anscheinend zufrieden und glücklich, wenn auch sichtlich in Entbehrung und Armuth.

Sein Glück war Terefina, und neben ihr seine Bibliothek. Ich werde es nie vergessen, als er mich zum ersten Male in das große, saalartige Zimmer führte, das seine literarischen Schätze beherbergte. Mit einer gewissen feierlichen Würde nahm er mich dabei am Arm, und ein stolzes Lächeln flog über sein Gesicht, da er mit der Hand über die in langen Reihen an den Wänden emporsteigenden Folianten wies, als wolle er mit Polykrates sagen: „Dies Alles ist mir unterthänig! ..“ Und wie leuchteten seine Augen, als er dann meine Rechte ergriff und mit mir im Polonaisen-Schritt an den Bücherreihen vorüberdefilte, um mich auf diese oder jene außerordentliche Seltenheit aufmerksam zu machen.

„Sehen Sie, — dort, — das ist die erste Ausgabe der Novellen des Boccaccio, bei Baldorfer in Venedig 1471 erschienen, — ein Karissimum ersten Ranges, für das mir jeder Antiquar ein kleines Vermögen bieten würde! Aber ich gebe das Buch nicht fort, — nein, ich gebe es nicht fort, und wenn ich zeitlebens trocken Brot essen müßte! Und dort drüben der „Parnasso italiano“ vom Jahre 1502, — und da Bulietto's Topographie von Amerika, eins der ersten geographischen Werke über die neue Welt, — und dort hinten Bricotti's Martyrologie, — o, das sind herrliche Sachen, mein junger Freund, das sind werthvolle Stücke, das ist das Erbe Terefina's! ..“

Und lieblosend glitt dabei die knöchernen Hand des Alten über die schweinsledernen Rückenseiten seiner stummen Freunde. Wie jeder Sammler, so war auch Frapani in seine Schätze förmlich vernarrt. Vom Morgen bis zum Abend saß er in einem hohen Lehnstuhl mit verschossenem Ueberzug und blätterte in seinen Büchern und ergözte sich an den wunderlichen Historien und Beschreibungen der alten Christlicher. Ging er einmal aus, so führte ihn sein Weg zweifellos zum Antiquar, und oft genug mußte sich die arme Terefina von ihrem kärglichen Wirtschaftsgelde noch einen Bruchtheil absparen, um dem Vater den Einkauf irgend einer alten Schartele zu erleichtern. Zum Glück führen die Antiquare Neapel's nur ziemlich unbedeutende Waare, sodas der Marchese selten in Versuchung gebracht wurde, aber auch die geringfügigsten Ausgaben sprachen in dem ärmlichen Haushalte mit. —

Der, diesjährig schon in den ersten Frühling hineinfallende Carneval ging zu Ende. Das tolle Jauchzen in den Straßen Neapel's verklang allmählig, der bunte Maskenschwarm hatte sich verlaufen, und selbst das übermüthige Pulcinell-Gesicht begann den Ausdruck langweiliger Ueberfättigung anzunehmen, — Aschermittwoch dämmerte grau und grämlich herauf. Auch ich hatte des Faschingszaubers mit seinem wüsten Lärm und seinen zweifelhaften Vergnügungen genug und wollte am Abend ziemlich früh nach Hause zurückkehren. Auf den hundertunddrei Stufen, die in meine Wohnung führten, herrschte noch tiefe Dunkelheit, — mit der Gasbeleuchtung nimmt es Neapel's Magistrat nicht allzu genau; ich mußte daher ein Wachschweifelölzchen anzünden, um mich beim ungewissen Zittern dieses Lichtes die Treppe hinaufzutasten. Plötzlich blieb ich stehen. Mein Licht erlosch, und gleichzeitig war es mir, als ob ich ein leises Flüstern dicht vor mir hörte. Flugs zündete ich ein neues Wachshölzchen an, — die Flamme

loderte auf, und nun sah ich, tief in eine Ecke des Treppenabganges gedrückt, Terefina, mein Wirthstöchterslein, Arm an Arm neben einem jungen Manne. Ueber Terefina's hübsches Gesicht flog eine dunkle Röthe, als sie mich so unvermuthet vor sich erblickte, — ich sah auch, daß ein Zittern durch ihren Körper lief, und merkte wohl, daß sie in ihrer ersten Scham und Verwirrung am liebsten geslohen wäre. Aber sie faßte sich schnell, zog ihren Seladen, der nicht minder verlegen schien, als sie selbst, aus der Ecke hervor, knigte vor mir und sagte tapfer:

„Erlauben Sie mir, Ihnen meinen Bräutigam vorzustellen, — Carlo Amici! .. Es ist spät geworden, Carlo,“ fuhr sie alsdann fort, „Papa wird schon auf mich warten. Auf Wiedersehen, Liebster!“

Und ohne auf mich Rücksicht zu nehmen, — vielleicht auch, um mir zu zeigen, daß es keine verbotene Frucht war, von der sie naschte, — stellte sie sich auf die Zehen, legte ihre runden Arme um die Schultern des jungen Mannes und gab ihm einen herzhaften Kuß. Dann flog das Pärchen aus einander, sie hinauf, er hinab, — und zum zweiten Male verlöschte neidvoll mein Wachslcht ..

Am anderen Morgen aber, als Terefina mir meinen Thee zum Frühstück brachte, zögerte sie länger denn gewöhnlich im Zimmer. Sie hatte die Balconfenster geöffnet und stand inmitten des maitlichen Sonnenlichtes wie eine sinnende Minerva da. Plötzlich wandte sie mir das ernste, formensöhne Antlitz zu, das eine lichte Blutwelle in diesem Augenblicke mit Rosenfarben schmückte.

„Ich möchte Ihnen gern noch einige Worte wegen des gestrigen Abends sagen, Signore,“ begann sie stockend; — „o Gott, ich habe mich so geschämt, so sehr, — aber nur, weil ich dachte, Sie könnten Schlechtes von mir denken, und das wär' mir entsetzlich! Ich sehe Carlo nur selten, — er hat sein Atelier draußen in Piedegrotta, — und ich weiß nicht, wo ich ihn bei mir empfangen soll, — da ist der einzige Platz, wo wir uns einmal aussprechen können, der Treppentur, und die einzige Zeit die Dämmerstunde, in der wir vor boshaft beobachtenden Augen sicher sind. Die Leute sind so schlecht, o so schlecht! .. Sehen Sie,“ fuhr sie lebhafter fort, „wenn der Vater weniger eigenwillig wäre, dann könnte Alles besser sein, Alles. Aber der Vater will nicht, daß ich Carlo heirathe, weil er ein armer Künstler ist, der sich mühselig durch's Leben schlagen muß. Ich soll warten, bis er sich Ruhm, Ehre und Vermögen erworben hat, — Du lieber Gott! ..“

Sie senkte tief auf und schaute entmuthigt vor sich nieder.

„Ich wüßte sehr wohl einen Rath, mit dem uns geholfen werden könnte,“ meinte sie sodann, indem ihre zierlichen Finger lochend über die Blumen am Fenster glitten, „aber mit dem darf ich dem Vater am allerwenigsten kommen! Die Bücher da drinnen,“ — und ihre Rechte wies nach der Nebenthür, — „sind wirkliche Schätze, und Geldes werth. Wenn sich der Vater entschloße, nur einen Theil seiner Bibliothek zu verkaufen, dann könnte ich mir eine Ausstattung anschaffen und getroßt heirathen. Aber Papa's ganzes Herz hängt ja an diesen alten Folianten, — denken Sie nur, ich hab' ihm auf's Wort versprochen müssen, die Bücher auch nach seinem Tode nicht zu veräußern! Er ist so gut, der Vater, so lieb, — aber seine Bücher gehen ihm über Alles, selbst über die eigene Tochter! ..“

Diese letzten Worte klangen recht bitter. Mich dauerte das arme Kind, in dessen Augen helle Thränen standen, und wirklich schwer empfand ich es in dieser Stunde, daß mich das Schicksal nicht zum reichen Manne gemacht hatte. Mit einem guten Rathe wenigstens wollte aber auch ich aufwarten.

„Soll ich einmal mit Ihrem Vater sprechen, Marchesina?“ fragte ich. „Ich weiß, er hat mich gern und giebt etwas auf ein Wort von mir, — vielleicht gelingt es mir, ihn umzustimmen! ..“

Ich hatte kaum geendet, als Terefina strahlenden Auges auf mich zutrat, meine Hand ergriff und sie warm drückte.

„O, — wie dankbar würde ich Ihnen sein,“ sagte sie mit zitternder Stimme, „und wie inbrünstig würde ich für Sie beten, wenn es Ihnen gelänge, mich glücklich zu machen!“ —

Schon am folgenden Morgen suchte ich den alten Marchese auf. Ich fand ihn, — naturgemäß mitten in seinen Büchern, — leicht leidend vor. Er müßte sich erkältet haben, meinte er unter trocken klingendem Hüsteln. Ich faßte mich kurz, appellirte an sein Vaterherz und lenkte das Gespräch sodann auf den Verkauf eines Theiles seiner Bücher behufs Anschaffung einer Ausstattung für Terefina. Aber da kam ich schon an! Der Alte erbleichte anfänglich, und zitternd hasteten seine Hände über die vor ihm liegenden schweinsledernen Bände, als fürchte er, ich selbst wolle sie ihm rauben. Dann schoß ihm plötzlich eine dunkle Röthe, die Röthe des Jornes, in das hagere Gesicht.

„Ist das Terefina's Wunsch?“ brauste er auf.

„Will mich die eigene Tochter tödten?! Sie würde es, — bei Gott, sie würde es, denn den Verkauf meiner Bibliothek würde ich nicht überleben! .. Nichts da, — Terefina kann warten, bis sich Carlo eine festere Position geschafft hat; sie sind Beide noch jung! ..“

Es wurde mir schwer genug, dem jungen Mädchen den ablehnenden Bescheid ihres Vaters mitzutheilen. Aber Terefina klagte nicht, sie schien die Hiobspost erwartend zu haben.

Nun folgten böse Tage. Der Marchese erkrankte, sodas er das Bett hüten mußte. Der Arzt fürchtete eine Lungenentzündung und gebot möglichste Schonung. Doch Frapani war viel zu beweglich, um den Anordnungen des Arztes Folge zu leisten; zu allem Unglück erschien auch noch eines Tages ein Antiquar bei ihm, um ihm eine literarische Seltenheit, — eine schöne alte Ausgabe des Horatius Flaccus, — zum Kauf anzubieten. Im Nebenzimmer hörte ich das Zersischen der Beiden und das Lachen und Schimpfen des Marchese, als der Antiquar nicht von dem gestellten Preise abweichen wollte und sich schließlich mit dem Buche wieder entfernte.

In den nächsten Tagen bekam ich Terefina öfter zu Gesicht, und es schien mir, als ob auch auf ihrem Antlitz sich die Spuren beginnender Kränklichkeit zeigten.

„Was ist Ihnen, Marchesina?“ fragte ich sie einmal, „sind Sie leidend?“

Sie schüttelte den Kopf. „Mich ängstigt der Vater,“ gab sie zur Antwort; „er wird täglich schwächer und dabei steigt die innere Aufregung in ihm, — er ist unglücklich darüber, daß er den alten Horaz, der ihm angeboten wurde, nicht kaufen konnte! ..“

Ich mußte lächeln, trotz des Ernstes der Sache, — die Sammelwuth des Alten war gar zu köstlich! Dann faßte ich einen Entschluß, der mir, — ich gestehe es, — zur Ehre gereichte. Unter der Hand erkundigte ich mich nach dem Namen jenes Antiquars und dem Preise des Horatius. Es handelte sich um sechzig Franken, eine Kleinigkeit an sich, eine große Summe für den Frapani'schen Haushalt, — immerhin auch um eine beträchtliche Ausgabe für mich, der ich vorsichtig zu rechnen gezwungen war. Aber ich wollte dem alten Herrn eine Freude bereiten, — und damit auch Terefina. Da ich mich unpöflich fühlte, so hatte ich mir vorgenommen, erst am nächsten Vormittag bei dem Antiquar vorzusprechen, — leider verhinderte indessen ein tragischer Vorgang die Ausführung meines Entschlusses.

Ich lag träumend beim Beginn der Dämmerstunde auf meinem Sopha, als ich plötzlich vor der Flurthür einen dumpfen Fall und ein leises Röcheln zu vernehmen glaubte. Hastig sprang ich empor und eilte hinaus. Lang hingestreckt auf die Fliesen des Fußbodens lag Terefina, und neben ihr ein vergilbtes Buch. Terefina hatte die Augen geschlossen, — eine plötzliche Ohnmacht mußte sie niedergeworfen haben. Eiligt stürmte ich in mein Zimmer zurück, ergriff dort ein Glas Wasser und feuchtete die Stirn des armen Mädchens an. Sie schlug langsam die Augen auf, — und dann war ihre erste Bewegung ein Griff nach dem neben ihr liegenden Buche.

„Marchesina, — mein Gott, was fehlt Ihnen?“

Sie richtete sich langsam an meinem Arme auf. „Nichts, o nichts,“ sagte sie, wehmüthig lächelnd, „ich habe den Horaz gekauft, den der Vater sich wünschte, und da —“

Terefina stockte, in mir aber stieg eine seltsame, mich in innerster Fieber erschütternde Ahnung auf.

„Marchesina, — Sie haben gedarbt, um Ihren Vater eine Freude zu bereiten, daher Ihre plötzliche Schwäche, Ihre Ohnmacht! ..“

Sie nickte wieder. „Was soll ich es leugnen,“ flüsterte sie, „gerade Ihnen gegenüber wäre Leugnen Thorheit. „Ja, mein Herr, — ich habe gedarbt —“ und nun schluchzte sie plötzlich bitter auf, — „o, Gott, wie hungere ich!“ —

Was war die Kindesliebe des Aeneas, der seinen greisen Vater auf dem Rücken aus dem brennenden Troja trug, gegen den Heldenmuth dieses Mädchens! Sie hatte gehungert, um einen, nach Lage der Verhältnisse immerhin thöricht zu nennenden Wunsch, um eine literarische Laune ihres Vaters zu befriedigen. Gewiß, ich war erschüttert, — mein Herz war auf's Tiefste gerührt. Stillschweigend führte ich Terefina zu mir in's Zimmer, ließ sie auf dem Sopha Platz nehmen, kochte ihr Thee und eilte dann, eine kleine kalte Collation für sie zu besorgen. Und sie aß mit starkem Appetit, hastig, fast gierig, und dabei farbte sich allgemach ihre Wangen wieder lebensfrischer, und in ihr Auge trat der alte Glanz zurück. Als sie die Mahlzeit beendet hatte, wollte sie mir, erröthend über das Eigenthümliche der Situation, — mit enthusiastischen Worten danken, ich aber fiel ihr lachend in's Wort.

„Sie haben nicht zu danken, Marchesina, — wohl aber möcht' ich Ihnen böse sein, daß Sie so wenig Vertrauen zu mir gezeigt haben! Warum haben Sie mir nicht Ihr Herz ausgeschüttet, — bin ich Ihnen so



fremd? ... Nun aber kommen Sie: wir wollen in feierlicher Prozeßion dem Marchese seinen Horatius Flaccus überbringen!"

Jetzt lachte auch Teresina. Sie drückte den schweinsledernen Schatz an ihre Brust, — dann ging es hinein in's Krankenzimmer.

Frapani lag leise leuchtend in seinem Bette. Kaum aber hatte er den Folianten erblickt, den Teresina ihm triumphierend entgegenstreckte, so richtete er sich hastig auf, und ein Lächeln des Glückes flog über sein Gesicht.

„Der Horaz“, stöhnte er. „O, Teresina, — ich danke Dir! Hast Du die sechzig Franken bezahlt? Es ist kein Geld für das Buch, — der Mann versteht nichts vom Geschäft, ich versichere es Dir! Ausgabe von 1598, Turin bei Benedetto Mori, — das Buch ist das Dreifache werth! Gib' mir Deine Hand, Teresina, damit ich sie küssen kann...“

Spät in der Nacht wurde an meiner Thüre geklopft. Teresina's angstvolle Stimme rief nach mir.

„Helfen Sie, Signore, — ich bitte Sie! Der Vater liegt im Sterben!“

Im Augenblicke war ich aus dem Bett und angekleidet. Teresina öffnete mir die Thüre zum Krankenzimmer, das nun ein Sterbezimmer geworden war. Der alte Herr saß mit aufgerichtetem Oberkörper im Bette, und aufgeschlagen vor ihm lag der Horatius Flaccus. Das flackernde Licht der Kerze huschte über das furchendurchgrabene Gesicht des Greises, das schon einer Todtenmaske glich. Es war wachsgelb, und um die dunkel blickenden Augen lagen schwarze Schatten. Frapani röchelte schwer, — ein erster Blick zeigte mir, daß es zu Ende ging.

Teresina kniete vor dem Bette nieder und nahm die rechte Hand des Vaters in die ihre. Mit unendlicher Liebe ruhte sein Auge auf dem blassen Antlitz der Tochter, — dann streifte sein Blick das vor ihm liegende Buch, und mühsam rang es sich aus seiner Brust heraus:

„Hab' Dank, mein Kind! ... Verkaufe die Bücher — in Gottes Namen! ... Nimm' Deinen Carlo — und — werde glücklich!“

Die Stimme brach, das angstvolle Röcheln verstärkte sich, — noch ein tiefer, mächtiger Athemzug, dann sank das graue Haupt auf die Brust herab, und das Röcheln verstummte. Das Herz hatte zu schlagen aufgehört.

Wochen waren vergangen. Man hatte den alten Marchese zur Ruhe bestattet; keiner seiner Verwandten war bei dem Begräbnisse zugegen gewesen, — Teresina, Carlo und ich waren die Einzigen, die auf seinen Sarg eine Hand voll Erde streuten. Der erste wilde Schmerz Teresina's um den Verlust des Vaters hatte sich ausgelebt, und ruhigere Besonnenheit war an seine Stelle getreten. Sie begann an die Zukunft zu denken.

In gelegentlicher Rücksprache mit mir hatte mich Teresina gebeten, für den Verkauf der hinterlassenen Bibliothek Sorge zu tragen. Nun auf einmal fiel es auch ihr schwer, sich von den stillen Lieblingen ihres Vaters zu trennen, aber die Nothwendigkeit erforderte es. Ich setzte mich demzufolge mit einem deutschen Buchhändler in Neapel in Verbindung, der mir anrieth, mich an Herrn Tommaso Giri in Turin zu wenden, einen der größten Antiquare Europa's, und nebenbei einen der ersten Bücherkenner der Welt. Umgehend schrieb ich an Giri und sandte ihm gleichzeitig den von Frapani ungemein sorgfältig geführten Katalog seiner Bibliothek ein. Die Antwort erfolgte auf telegraphischem Wege; Herr Giri wollte die Bucherei persönlich in Augenschein nehmen.

Einen Tag später ließ sich ein kleines, vertrocknetes Männchen bei mir melden, — der berühmte Antiquar selbst. Eine volle Woche brachte er vom Morgen bis zum Abend zwischen den Büchern Frapani's zu, — vergleichend, revidirend, prüfend. Das war eine angstvolle Zeit für die arme Teresina.

„Ich will ja nicht viel,“ sagte sie mehr als einmal zu mir, „wenn Giri nur drei, — nur zweitausend Franken zahlt, bin ich schon ganz zufrieden! Das genügt uns für die erste Einrichtung, und weiterhin vertraue ich auf Carlo's Talent und Thatkraft.“

Endlich hatte der Antiquar seine Revision beendet. Wir saßen gemeinsam, — Carlo, Teresina und ich, — beim Franzo, als Herr Giri händereibend in unser Zimmer trat.

„Brauchbare Sachen, sehr werthvolle Dinge,“ sagte er hüpfend und rückte an seiner mächtigen, goldumranderten Brille, indes Teresina angstvoll in seinen verwiterten Zügen zu lesen versuchte. „Möchte am liebsten die ganze Geschichte allein erstehen, — doch das geht nicht an: es wird mir zu theuer. Die Bibliothek muß zerstückelt, muß in einzelnen Theilen verkauft werden, — ich will mich aber verpflichten, den Verkauf zu übernehmen, und garantire Ihnen einen Gesamtpreis von

mindestens zweihundertundsechzigtausend Franken, — mindestens sage ich: es kann noch mehr dabei herauskommen, denn es sind sehr hübsche Säckelchen darunter, — Säckelchen, nach denen sich unsere öffentlichen Bibliotheken reizen werden...“

Das fast schreckhaft erstaunte Gesicht Teresina's, als der Antiquar ihr die, für ihre Verhältnisse ungeheure Summe genannt hatte, wird mir unvergeßlich sein. Sie glaubte offenbar, falsch verstanden zu haben, und fragte mit zitternder Stimme noch einmal nach dem zu erwartenden Preise. Als Giri die vorher genannte Summe wiederholte, sprang Carlo plötzlich wie ein Narrischer auf, umarmte erst Teresina, dann mich, und wirbelte schließlich vor toller Freude mit dem kleinen Antiquar, der gar nicht wußte, wie ihm plötzlich geschah, tanzend in der Stube umher.

Ja, das war ein Abend der Freude! Bis tief in die sinkende Nacht hinein saßen wir beisammen und pfanderten bei italischem Schaumwein vom Glücke der Zukunft. Weit auf standen die Fenster, und balsamisch wehte die Luft in das Zimmer. Der Mond streute sein Gold bis in das blinkende Raß unserer Gläser, und leise klang von der Straße herauf der Mandolinenschlag eines Verliebten... .

Die Geschichte von der werthvollen kleinen Bibliothek, die man eines schönen Tages in einer schmutzigen Querstraße der Via Roma zu Neapel entdeckt hatte, machte seiner Zeit die Runde durch die meisten Journale. An Uebertreibungen fehlte es in den Zeitungen natürlich nicht; Thatsache war indessen, daß auch einzelne große Staats-Bibliotheken, wie die des Louvre und die Münchener, sich am Ankaufe der Frapani'schen Bucherei beteiligten. Den Horatius Flaccus von 1598 erstand ich für mich; der alte Lateiner sollte mir eine Erinnerung sein an jene Frühlingstage in der Goffstadt und an die rührende Kindesliebe Teresina's.

Teresina und Carlo sind heute ein glückliches Ehepaar. Vor Jahresfrist hab' ich die Beiden in Rom, wohin sie übersiedelt sind, besucht. Carlo's Talent hat sich Bahn gebrochen, nachdem sich auch äußerlich sein Lebensweg licht und freundlich gestaltet. In seinem traulichen Heim in der Via Sistina verlebte ich manch' heitere Stunde, und nur, wenn wir im Gespräche des lustigen Balconzimmers hundertundrei Stufen über dem Straßenpflaster Neapel's gedachten, glitt ein Schimmer von Wehmuth, wie sie immer die Erinnerung an den Wechsel von Glück und Trübseligkeit hervorzaubert, über das dunkle Auge meiner holdseligen Wirthin.

Nachdruck verboten.

## Aus Großtanchens Hofdamenleben.

Von Doris Freiin von Spätgen.

Entlich steht die greisenhafte, schlante Gestalt der Cousine des jeligen Großvaters noch vor meinem Geiste. Damals, — lange Jahre sind nun auch seitdem vergangen, — imponirte mir Achtzehnjährigen, die ich erst seit wenigen Monaten mit stolzem Selbstgefühl das Prädicat „Frau“ trug und somit in Tante Babetten's Familie „hineingeheiratet“ worden war, die kleine, wahrhaft originelle Dame von vierundneunzig Jahren gar gewaltig.

Noch niemals im Leben hatte ich einem so alten menschlichen Wesen gegenübergestanden, und als ich zum ersten Male in dem mit steifer Empire Pracht möblirten Paradeszimmer mich tief zur Erde niederbückte, um meiner alten Verwandten, die terzengerade und unfeugbar hoheitsvoll von ihrem Sitze sich erhob, in Ehrfurcht die runzelige Hand zu küssen, da überkam mich eine Empfindung, als wäre ich um acht Jahrzehnte zurückverfetzt, und eine jener mythenhaften Ahnmütter, deren Existenz mir nur dunkel vorrückte, sei plötzlich zum Leben erwacht. Wie konnte dieses munienartige, zusammengeschrumpfte Gesicht mit den kaum einem Menschen ähnlichen, wimperlosen, träben Augen noch Spuren von Leben, Geist und Intelligenz verrathen? Was würde wohl dieses seltsame Wesen aus einer längst begrabenen Zeit mit mir, dem heiteren Kinde des neunzehnten Jahrhunderts, sprechen? War es denn möglich, daß dasselbe überhaupt noch Interesse zu finden vermöchte an Leuten und Verhältnissen, die, — nach meiner Idee, — den Anschauungen jener Tage so weit entrückt lagen? — Das Alles dachte ich im ersten Momente meiner Bekanntschaft mit Tante Babette.

Wie sehr sollte ich mich jedoch geirret haben! Heute noch, nachdem der Greis kleiner Körper längst von allen irdischen Mühsalen andrückt, heute noch gehören alle die Stunden, welche ich in ihrer Gesellschaft verbringen durfte, zu den liebsten, heitersten Erinnerungen meines Lebens. Tante Babette war zwar ein Original, allein ein geistreiches, witziges, zuweilen etwas elegisch angehauchtes, zuweilen aber auch ein wenig scharf hohhaftes Original. Von Gedächtnißschwäche und dem bei solch hohem Alter vielleicht sehr natürlichen Verwecheln der Personen, Namen und Daten war an Großtanchens keine Spur zu bemerken. Staunen erregte es in mir wirklich, wie sie für Alles, was in der eigenen Familie, unter ihren Bekannten, ja sogar in der Welt vorging, nicht nur das lebhafteste Interesse zeigte, sondern wie sie sogar in den reichen Schatz ihrer Erlebnisse mit einer Sicherheit und Genauigkeit zurückzugreifen vermochte, um dieses oder jenes interessante Stücklein oder lustige Episoden eines langen, erfahrungsreichen Lebens an's Tageslicht zu fördern.

Dreißig Jahre war Tante Babette Hofdame bei einer thüringischen Herzogin gewesen, und es schien besonders diese Zeit zu sein, bei der ihr reger Geist am liebsten verweilte.

Kam es mir, der in Andacht Lauschenden, dabei doch zuweilen vor, als rolle sich ein Stück Geschichte oftmals vor meinen Augen auf!

In bunten Farben schilderte mir die alte Dame unter vielem Andern das amüsante Leben am Hofe der Kaiserin Josephine zu Kassel, dessen wechselvollen Reiz Tante Babette in Begleitung ihrer Herzogin kennen zu lernen das seltene Glück gehabt. Mit eigenen Augen hatte sie den überaus glänzenden Kreis geschaut, in welchem Josephine durch Schönheit, wie durch Geist, die Königin Hortense dagegen durch lebenswürdige Anmuth den Mittelpunkt gebildet. Sobald sie aus jener Zeit erzählte, dann redete sich die kleine, dürftige Gestalt in die Höhe, und es dünkte mir zuweilen, als husche dabei ein leiser Schimmer einstiger Jugend über die wellen, verwiterten Füge von Tante Babette, die übrigens niemals schön gewesen sein soll. Ganz besonders aber war es ein Name, der ihre matten Augen stets in merkwürdiger Feuer aufflammen machte. Zwar bezeugte Großtanchens sich immer als gute Patriotin, hing auch mit Leib und Seele treu an ihrem Königshause und hatte in Preußen's Sturm- und Drang-Periode gewiß im tiefsten Innern unter des Uurpaters Joch gekämpft und getrauert. Allein trotzdem schlug ihr Herz, wie sie mir oftmals versichert hatte, in einer ihr unerklärlichen, halb bangen, halb berauschten Freude, wenn sie in jener aufregenden, verhängnißvollen Zeit des Weltenbewingers Antlitz mit den durchdringenden, stahlgrauen Adleraugen einmal begegnete.

Lächelnd und, trotz ihrer vierundneunzig Jahre, mit fast jugendlichem Senten der Lieder gestand Tante Babette mir eines Tages ein, daß sie nie für einen anderen Mann geschwärmt habe, als für den großen Kaiser Napoleon.

„Und er?“ hatte ich mit schüchternem Einwurf zu fragen gewagt; worauf Großtanchens, — noch in der Erinnerung an die dahingegangene Jugend und deren mannigfache Enttäuschungen, — leuzend erwiderte, daß der Stolz, Gewaltthat der kleinen, wenig schönen Hofdame wohl eigentlich niemals Beachtung, ja kaum einen eingehenden Blick geschenkt hatte.

Und dennoch hatte eine Schicksalsfülle an dem für eine still im Bufen getragene Reizung so unbanbaren Mann sich zu rächen erlommen. Tante Babette sollte eine, wenn auch nur zweifelhaft ehrenvolle Revanche haben. Ihre eigenen, genau in der für sie charakteristischen sentimentalischen, dabei jedoch scharf witzigen Redeweise wiedergegebenen Worte sind es daher auch, welche ich hier bringe und die in nachstehender kleinen Episode aus Großtanchens Hofdamenleben mir damals ebenso scherzhaft, als originell, erschien, daß ich heute, nach fast fünfundsanzig Jahren, weder irgendwie Bedenken hege, noch eine Indiscretion zu begehen fürchte, wenn ich sie wahrheitsgetreu nachzähle:

„Der Kaiser, — der Kaiser sollte auf Besuch zu meinen Herrschaften kommen! Gleich einem Lauffeuer durchzog diese überraschende Kunde unser herzogliches Schloß. Wann er eintreffen, wie lange der hohe, mächtige Gast in unseren bescheidenen Mauern weilen würde, davon verlauteete für's Erste noch nichts. Mir genügte, daß er kam, daß ich ihn sehen, daß meine Füße denselben Boden berühren sollten, den er gestreift!“

Eines Abends war ich länger als gewöhnlich bei der Frau Herzogin in deren Gemächern zurückgehalten worden. Der französische Roman, welchen vorzulesen mir befohlen worden, hielt uns dermaßen in Aufregung und Spannung, daß wir der späten Stunde gar nicht gedachten. Endlich, — ich glaube, es schlug bereits halb zwölf, — nahm meine Gebieterin mir das Buch aus der Hand und hieß mich zur Ruhe gehen.

Mit tiefem Compliment hatte ich mich verneigt; ich hatte die Thürhülle bereits in der Hand, als die hohe Frau einen seidenen Shawl ergrieff und eigenhändig ihn mir um Kopf und Schultern schlang.

Die Gänge des Schloßes sind kalt, und der Weg nach Ihrem Zimmer ist weit, mein liebes Kind! sagte sie dabei, freundlich wie immer. „So! Nun aber laufen Sie recht schnell, und ich wünsche sehr, daß Ihnen Niemand begegnen möge! Denn — denn...“

Der Herzogin weitere Worte verstand ich nicht mehr, da sie mich rasch auf die Stürn lästete und zur Thür hinausdrückte. Duh! Ich froh wirklich; wenigstens rieselte ein eigenartiger Schauer durch meine Glieder, einerseits verursacht durch die aufregende Lectüre, andererseits aus Bangigkeit, in schon so weit vorgeschrittener Nachtstunde den endlos langen Corridor des Schloßes und sogar noch eine Siegel aufwärts bis zu meiner ziemlich entfernten Wohnung allein zurückzulegen zu müssen. Spukgeschichten hat wohl ziemlich jedes größere alte Schloß aufzuweisen, und so kam es denn auch, daß in diesem Momente allerlei gruselige Dinge und Gestalten vor meinem Geiste auftauchten, umso mehr noch, weil man hinsichtlich der Beleuchtung in jener Zeit äußerst haushälterisch zu Werke ging und nur hier und da in den weillänfigen Fluren und Gängen ein bescheidenes Lämpchen anzündete.

Ehorheit! dachte ich, ärgerlich über mich selbst, und schüttelte das kindliche Grauen muthig von mir ab. Schnell rannte ich eine Strecke in das gespenstische, ab und zu von einem magischen Lichtschein unterbrochene Dunkel hinein. Wie unheimlich laut hallten doch meine Schritte von den hohen gewölbten Wänden wider! Doch vorwärts mußte ich. Noch einmal holte ich tief Athem und lief, das Tuch fester über den Kopf ziehend, weiter.

Veinache war die Biegung, in welcher der lange Corridor des zweiten Schloßflügels, und auch die Treppe zum oberen Stockwerke mündete, glücklich erreicht; — da höre ich eine Thür leise öffnen und wieder schließen, und ein fester, hastiger Tritt kommt den Gang entlang, mir gerade entgegen.

Entsetzt fahre ich zusammen. Das mußte ein Mann sein. Schrecklich, mich, der Frau Herzogin Hofräulein, um die Mitternachtsstunde in den Gängen des Schloßes anzutreffen! Gerade an unserem Hofe hielt man auf strenge Etikette. War es aber nicht sofort erklärlich, daß ich aus den Gemächern meiner Gebieterin kam? Es war ja bekannt, daß diese gern sehr lange auszubleiben beliebte.

Zimmer näher erlönten die verhängnißvollen, eigenthümlich kurzen, energischen Schritte. Keiner der Lakaien wagte so sicher aufzutreten. So mußte es also wohl Jemand von den Hof-Cavalieren sein. Wie ärgerlich, wie fatal!

Reugierig spähe ich, — trotz meines fieberhaften Herzklopfens, — mit einem Auge aus dem nicht verhallenden Shawl. Eine kaum an die Mittelgröße hinanreichende, von einem weiten Radmantel bedeckte Männerfigur steht, ungefähr zehn Fuß von mir entfernt, und starrt. Gleich einem, vom Geier eingeschüchterten und verfolgten Hühnchen dade ich mich und kriechte förmlich in mich zusammen, um mit geschickter Wendung an der drohenden Gestalt rasch vorbeizugehen.





Bergmännleins Übungsstunde. Nach einer Gouache von Herrmann Vogel. — Siehe Seite 101.  
Aus der Preis-Concurrenz der Illustrierten Frauen-Zeitung.



hischen. Da, — ich glaube, jeder Blutstropfen zog sich während dieses entsetzlichen Augenblickes in mein armes Herz zurück und ließ es fast springen vor Angst und Scham, — da vertritt der Unverschämte mir schnell und gewandt den Weg. Empört weiche ich etwas nach rückwärts, doch nicht genug; er breitet die Arme aus und drückt mein schmachtiges Nigurchen fast gewaltsam an die Brust.

Schreien hätte ich mögen vor Wuth und Zorn. Allein was half das; es würde die böse Situation eher noch verschlimmern haben. Mein energisches Zerren und Winden, um die Umklammerung zu lösen, blieb wenigstens unsonst. Denn ein hartnäckiges Mämers Gesicht beugte sich mit Mißgeschick zu meinem stopfe nieder, und — ehe ich noch so recht zu klarem Bewußtsein kam, brannte ein herzhafter Kuß auf meinen Lippen!

Entsetzlich! Mich, der Frau Herzogin sitzames, anerkannt prädes Hofräulein, so sans façon zu küssen! Wer war der Beleidiger? Das konnte, — durfte ich nicht so ruhig hinnehmen.

Zum Glück vermochte der scheinheilige Dudmäuser, dem die dunkle Nachtstunde gerade willkommen schien, ein ahnungsloses Mädchen arglistig zu überfallen, mich nicht zu erkennen, da ich das Tuch mit heftigem Ruck noch tiefer herabgezogen hatte. Doch durch die langen seidnen Franzen, die schüßend ihm meine Züge verhüllten, sah ich nun direct in ein lachendes Gesicht mit einem Paar flammensprühender Augen.

Allgütiger Gott! Der Kaiser, — Napoleon, — mein angebeteter Held, — mein Ideal war es! Die Hüfte verlagten mir fast den Dienst, und es fehlte nicht viel, so hätte ich laut aufgeschrien. In diesem Momente wußte ich wahrlich nicht, ob es Todessehnd, ob Freude war, was mir jede Spur von Fassung raubte. Die kraftvollen Arme gaben mich nun endlich frei, und halb betäubt, nur die Geistesgegenwart bewahrend, daß ich fortan mein Angesicht vor ihm verbar, taumelte ich nach vorwärts.

Adieu, ma belle! Au revoir! tönte ein heiterer, merklich spöttischer Ruf mir nach. Aber wie von Furiem gesagt, nicht rechts, noch links schauend, stürmte ich meines Weges, — die Treppe hinan, und erreichte athemlos, dabei an allen Gliedern bebend, glücklich mein stilles Zimmer.

Den anderen Morgen war großer, offizieller Empfang des Kaisers Napoleon bei der Frau Herzogin. Schon in der Frühe hatte die freudige und überraschende Kunde sich im Schlosse verbreitet, daß der Allgewaltige, nur von seinem Adjutanten begleitet, augenscheinlich, um jeder lästigen Feierlichkeit auszuweichen, ganz plötzlich eingetroffen sei. Die glänzende Suite war dem Kaiser erst am Vormittage nach jenem kleinen Abenteuer gefolgt. Wir drei Hofdamen, Gräfin N. N., Fräulein von J. und ich, standen, zu Ehren des hohen Gastes auf's Schönste geschmückt, im Vorzimmer, welches direct zu Ihrer Hoheit Privat-Gemächern führte, und harrten in Aufregung und langer Ungeduld des verhängnißvollen, wichtigen Momentes. Beugte sich damals doch Alles vor des siegesstolzen, durch Glück und Ruhm verwöhnten Mannes Haupt!

Unter dem knappen, weißen Seidenkleide, dessen Gürtel mir gerade über dem Herzen lag, pochte es fast zum Zerplatzen, und wenn ich an diesem Vormittage glücklicherweise nicht die Lust zu etwas „roUGE“ genommen, ich glaube, die tiefe Blässe meiner Wangen hätte den Gefährtinnen meinen Gemüthszustand verrathen. Würde der Kaiser mich wieder erkennen? Toilette verändert zwar sehr; indeß man rühmte ihn stets seinen Falkenblick. Nur das Eine beruhigte mich etwas, daß er in meiner Person doch wohl eher ein Kammerläschen, als ein Hofräulein vermutet haben dürfte; und mit diesem schwachen Troste allein war ich schließlich einigermaßen im Stande, meine Ruhe zu bewahren.

Endlich, — Napoleon in seiner rüchlichstlosen Art liebte es, auf sich warten zu lassen, — endlich öffneten sich die Thüren, und ein glänzender Zug, eingeführt durch den Hofmarschall unseres Herzogshauses, der Kaiser in großer Uniform an der Spitze, überdriehet die Schwelle. Erst nach unserer tiefen Verneigung vermochte ich in schüchternem Blick die Augen aufzuheben zu dem angetretenen und doch wieder gefürchteten Manne. Stolz, gleich einem Siegesgötze, den charaktervollen Kopf in den Nacken zurückgelegt, einen Zug von blasfirtem Hochmuth und unbeuglichem Troß um den festgeschlossenen Mund, — so kam er dahergeschritten. Nun erst mußte er unserer ansichtig werden. Denn plötzlich kniete er, und das große, stahlfarbige Auge richtete sich eine Weile mit neugierigem, indeß scharfprüfendem Ausdruck auf uns drei Damen.

Gräfin N. N. war eine sehr große, schlante Blondine, Fräulein von J.'s Figur dagegen zeigte auffallend äppige Formen. Beide waren um ein beträchtliches Theil häßlicher als ich. Allein gerade an meiner unbedeutenden, kleinen, zierlichen Gestalt blieb das Kaiser-Auge am längsten und eingehendsten haften. Feßt und voll schaute er mir darauf in's Gesicht.

Es war ein Moment, in dem ich am liebsten in die Erde hätte sinken mögen. Denn ich gewahrte, wie die scharf markirten Brauen dieses seltsamen Antlitzes sich finster zusammenzogen und sichtliche Zeichen von Kummer und Verdruß um die stolz geschwungenen Lippen sich ausprägen.

Was war das? Hatte er mich wiedererkannt? Ist diejenige, welcher sein heiterer Jura: „Au revoir, ma belle!“ gegolten, vielleicht nicht ganz nach seinem Geschmack, nicht seinen Erwartungen entsprechend? O, daß ich in dieser bitteren Stunde meinen so wenig anziehenden Zügen den Stempel der Schönheit hätte aufzubringen vermögen!

Noch stolzer und steifer richtete der Kaiser sich empor, grüßte nur mit kurzer, vornehmer Handbewegung nach uns hinüber und verschwand in den Gemächern der Frau Herzogin. Während seines zweitägigen Aufenthaltes an unserem Hofe hat der Allgewaltige auch nicht ein einziges Mal mit mir gesprochen.

Eingeschüchtert und mit Thränen in den Augen habe ich jedoch später meiner Gebieterin diese kleine „aventure“ gebeichtet. Sie lachte nur dazu und meinte, daß sie von der Ankunft des Kaisers an jenem Abende schon gewußt, es aber für besser gehalten, zu mir darüber zu schweigen. Im Uebrigen tröstete sie mich mit den heiteren Worten: „Einen Kuß in Ehren kann Niemand wehren!“

Wir aber ist es zeitweilig nicht recht klar geworden, worin die große Ehre des Kußes eigentlich bestanden. Wenigstens wußte ich nie, ob ich mich darüber freuen oder grämen sollte.

Als Großtanthem mir jene niedliche Episode erzählte, mußte sie indeß wohl die Enttäuschungen, welche der damalige Besuch des Kaisers mit sich gebracht, längst verdrängt haben. Denn auch sie lachte dabei; nur hatte sie die Augen geschlossen und leise flüsternd hinzugefügt: „Mein Männer-Ideal, mein kaiserlicher Held blieb er aber dennoch!“

Nachdruck verboten.

### Berlin im Frühling.

Berlin, im Mai.

Valduin Großer hat kürzlich in diesen Blättern von dem eitelstolzen, ohne jegliche vorherige Anrede, — wie das bei hohen Herrschaften doch nun einmal üblich, — erfolgten Einzuge des Frühlings in Wien geplaudert. Nun, und in Berlin ist's auch nicht besser, — in diesem Falle eigentlich auch nicht schlechter ergangen. Am Abend sah man noch fröhlich am warmen Ofen und erwärmte die von milder Kühle angehauchte Seele durch heißen Grog, — und am folgenden Morgen leuchtete die Frühlingsonne so intensiv durch die baumlosen Straßen, daß man schleunigst unter den Schatten des Schirmes suchte. Apropos, Schirm, — die Modeneheit auf diesem Gebiete liegt wieder einmal mit dem guten Geschmack im Hader. Ich spreche aber nur von den Herren-Sonnenschirmen. Gestrichelt's ich's offen, — ich war entsetzt, als man mir in dem Laden, in dem ich mich, der Lenzonne zum Keger, „beschiirmen“ wollte, als neueste Neuheit, direct von der Seine bezogen, ein blau und weiß carirtes Angehener mit antediluvianischer Kräfte überreichte. In Oberbairern und Tirol und in meiner schlesischen Heimath pflegen die Bauern sich solcher Schirme zu bedienen, — nun kehrt man auch in der Stadt zur Natur zurück. Je häuslicher der Herrschirm, desto höher der Chic, — und das hat mit ihren Strahlen die Lenzonne gethan!

Es ist etwas Eigenes um den Berliner Frühling, — er ist gewissermaßen eine Spezialität in der Natur. Die ganze Stadt wird rebellisch, sobald der erste wärmere Sonnenschein über die Dächer der Häuser blinzelt. Der Berliner liebt es, im Freien zu sitzen, und so wachsen denn urplötzlich vor jeder Restauration kleine Tische wie Pilze aus dem Trottoir empor; kränkelnde Orangebäume in gisgrünen Kübeln spenden den nöthigen Schatten, — oder auch nicht, und ein Zeltdach aus Segeltuch soll dem etwaigen Regen wehren, thut es aber für gewöhnlich nur ungern, denn durch die eingeweichte Leinwand tropft sehr bald unbarmherzig des Himmels Rasse in das bairische Bier und auf das Wiener Schnitzel herab. Das genirt aber den Berliner nicht; er besitzt eine starke Adhäsionskraft, sobald er sich im Zeichen des Spaten oder irgend eines anderen Brau's von München's Gnaden befindet. Daher denn auch die immer noch sich steigende Fülle der Bier-Paläste, die jede Straßensucht schmücken. Berlin ist längst Weltstadt geworden, — nun aber auch Bierstadt, und das gefällt mir nicht recht, obgleich ich durchaus kein Verächter von Malz und Hopfen bin, wenn beide Factoren in die richtige chemische Verbindung gebracht worden sind. Auch rein äußerlich wetteifern die neuen Bier-Paläste an Eleganz der Ausstattung mit einander, und fast möchte ich glauben, daß die Zeit nicht mehr fern ist, da man eine unverschämte Berliner Heißbierstube mit ihren veräugerten Wänden und ihrer schmucklosen Einrichtung als Schenswürdigkeit, als ein Ueberbleibsel aus verschwundener Cultur-Epoche, öffentlich zeigen wird.

Naturgemäß regt sich mit dem Beginn des Lenzes, — der sich ja noch nie nach dem Kalender gerichtet hat, — auch die Wanderlust des Berliners mächtig. Für den kleinen Bürger ist der nahe Grunewald mit seinen hiesernadelnen Schönheiten ein Dorado, zu dem er allsonntäglich in Feststimmung hinauspilgert. Gehobeneren Gefühls kann der Hindu das Heiligthum Wisknüt's auch nicht betreten, als der Berliner den gelben Sand des Grunewalds. Der Frühlings-Idem, der in den Kiefern raschelt, wirkt wahrhaft elektrisierend auf ihn, und da das Gefühl des Wohlseins sich auch beim Berliner zuerst durch fröhlichen Gesang kundzugeben pflegt, so schallt es in hundertlei Tonarten durch das grüne Revier. Es giebt viel hübschere Punkte in der Umgebung der Reichshauptstadt, — z. B. die Havel-Seen, die jetzt zur Frühlingszeit in ihrer lichtgrünen Einfassung gar prächtig ansichauen, — aber die ganz besondere Vorliebe unseres pfahlbürgerlichen Einwohners für den Grunewald ist unausrottbar.

Nur die Hasenheide macht dem Grunewald Concurrenz. Das ursprüngliche Volkstheben entfaltet sich hier auf engerem Raume als dort und wirkt daher noch bunter, farbenfreudiger und charakteristischer. Ein Hauch kleinstädtischen Betriebes liegt freilich über den eigenartigen Vergnügungen, welche die Hasenheide bietet, aber er wirkt eher anheimelnd und gemüthlich, als lächerlich. Man glaubt sich auf irgend einen Jahrmarkt verlegt, wenn man in dieses harmlos lustige Leben hineintritt. Die zahllosen Buden der Feuerfresser, Kiesen und Zwerge, „elektrischen Jungfrauen“ und „Damen ohne Unterleib“, die primitiven Panoramata und „mechanisch-plastisch-historischen Zeit-Ausstellungen mit beweglichen Figuren“, die Menagerien mit ihren angepöbelten Hyänen, die im Naturzustande zahme Schäferhunde sind, und ihren wilden Klapper-schlangen, die vor Altersschwäche kaum noch kriechen können, die lebensgefährlichen Carroufells, deren bloßer Anblick schon schwindlich macht, die russischen Schaukeln und Rutschbahnen, die fliegenden Verkäufer mit ihren „echten Wiener Würstchen“, deren Abstammung immer zweifelhaft ist, trotz der Verneiner, — „warum sind sie noch“, — die Hansirer und Blumenhändler; all das wogt bunt durch einander inmitten einer jubelnden, johlenden Menschenmenge, welche die gebotenen Genüsse nicht für den siebenten Himmel Mahomet's eintauschen würde. Dabei wallt der Staub gleich einem durchsichtigen Schleier athembeklemmend durch die Luft, und tausend Däse ärgern den empfindlicheren Geruchssinn, — aber die Nerven derer, die in der Hasenheide ihr Amüsement suchen und finden, sind abgehärteter, als die unserer oberen Zehntausend. Wer echtes und rechtes Volkstheben studiren will, der wandere hinaus in die Kiefern der Hasenheide; an malerischen Motiven und charakteristischen Momenten mangelt es da nicht, — man sehe nur die prächtige kleine Zeichnung an (Seite 97), deren Stoff P. Bauer dem lustigen Treiben entlehnt hat!

Was uns ansonst der Lenz gebracht hat, ist schnell verzeichnet. Eine Gesellschafts-Saison gab es der Landestrainer wegen und aus Rücksicht auf unseren kranken allerhöchsten Herrn in diesem Jahre nicht, doch bei Beginn des Frühlings, der auch unserer leidenden Majestät anscheinend Beförderung gebracht, öffnete sich noch hier und da ein gastfreundlicher Salon. Zu einer Soirée beim Erbprinzen von P. in den ersten Tagen des Mai war unsere ganze erste Gesellschaft geladen worden und hatte sich auch, mit wenigen Ausnahmen, dabeilbst zusammengefunden; ähnlich war es an zwei noch später im Monat fallenden Abenden beim Herzoge von S. und dem Fürsten von L., — es hatte den Anschein, als wollte man sich noch einmal begrüßen, ehe man die Großstadt mit den Landsitzen und den Bädern vertauscht. In den Toiletten der

auf diesen Soirées anwesenden Damen herrschte selbstverständlich noch immer der dunkle Ton der Trauer vor, den wir in anderen Circeln der vornehmen Welt indessen bereits mit den lichtereren Farben der Halbtrauer abgedämpft fanden.

Mit den ersten Frühlingschauern, die vom Himmel herniederprasselten, stellte sich auch der, da und dort schon sehnsüchtig erwartete Ordensregen ein, zu dem der Thronwechsel Anlaß gegeben hatte. Auch dieser Regen war ein echter Lenzschauer gewesen, — die Fülle glänzenden Segens ist so in Fluthen herabgeströmt, daß nur ein ängstlich gebütetes Knopfloch der Ueberfluthung entgegen konnte. Doch war diese Ueberfluthung milder trauriger Natur, als jene andere, die der schmelzende Frühlingssehne entfesselt, die viele Taufende an den Bettelstab gebracht, und die in so hohem Grade das Mitleid der Menschheit in Anspruch nehmen durfte. Gilt es aber, auf dem Altare der Wohlthätigkeit Opfer zu bringen, dann tritt Berlin stets in die erste Reihe der Spendenden. Im Reichthum des Bären ist denn auch in diesen schweren Tagen viel gethan worden, der Noth und dem Elend zu wehren, und besonders die Frauen Berlin's waren es, die sich als hülfreiche Engel erwiesen. Auch an anderer Stelle waren holde Frauenhände vor Kurzem noch thätig, sich im praktischen Wohlthun zu üben: der Bazar zum Behen der Genossenschaft deutscher Bühnengehörigen im Schauspielhaute hätte kaum so glänzende Resultate erzielt, wenn der Vorstand nicht auf die ingenieuse Idee gekommen wäre, die Schönsten der Schönen aus dem Reiche Welpomene's, der Thalia und Terpsichore hinter die Verkaufstische des Bazars zu rufen. Wohlthun trägt sonst bekanntlich Zinsen, — in diesem Falle aber trug männiglich seine Zinsen zum Wohlthun hin, und es war besser so.

Mit dem Reichen des Lenzes sind wir gleichzeitig in das der Frühlings-Meetings, — Jockey-Ritte und Feische, — getreten. Die ungefügen, zweistöckigen Reifewagen, die in der vornehmen Sportwelt besonders beliebt sind, trotzdem die Arche Noah's an architektonischem Geschmack ein Meisterstück gegen sie gewesen sein muß, raseln wieder die Charlottenburger Chaussee hinab, und helle Haufen Volks strömen ihnen nach. Das ist ein buntbewegtes Leben und Treiben in der Nähe des Rennplatzes, — der Berliner ist sehr passionirt für jegliche Art des Sports, und die Buchmacher erfreuen sich in aller Heimlichkeit nach wie vor guter Geschäfte. Auch von den neuesten Sport-Toiletten würde ich gern noch erzählen, hätte ich ein besseres Gedächtniß und verstände ich mich auf die Kostümfrage. So aber entsinne ich mich nur noch des Anzuges einer sehr dicken Dame, die an der Seite eines ebenso dicken Herrn in einer Equipage neben der meinen thronte. Sie trug ein safrangelbes Kleid mit rothen Punkten und einen Hut, über dessen Krempe Mohoblumen herüber nickten. Dabei sah sie so stolz und von Selbstbewußtsein gesättigt in die Welt, daß ich sie für die Gattin eines südamerikanischen Gefandten hielt. Weit davon! Es war, wie ich zufällig hörte, die Frau Schlächtermeisterin Bädeke, die ich indessen nicht für unangehend in der Toilette halte. Vielleicht fährt ein günstiger Stern mir beim nächsten Rennen ein beachtenswertheres Object für meine Mode-Studien in den Schwingel der Augen. . . .

Klaus von Rheden.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Bergmännlein's Uebungstunde.** Von Herrmann Vogel. Aus der Preis-Concurrenz der Illustrirten Frauen-Zeitung. Siehe das Bild auf Seite 100. — Es giebt ja fluge Leute genug, welche behaupten, daß der Wald keine Geheimnisse habe. Wenn sie etwas über den Weg schimmern sehen, so sagen sie, das sei keine Waldfee oder kein graues Waldweib, sondern je nach der Tageszeit ein Sonnenstrahl oder das Mondlicht, das sich durch das Blätterdach hindurchschießt. Wenn sich etwas Unerklärliches auf den Wellen des Waldsees wagt, sehen sie nicht die Aixe, die aus ihrem Korallenschloß aufgetaucht ist, sondern weißen Wellenschäum und blühende Wasserrofen. Wenn ihnen Jemand erzählt, daß er ein leibhaftiges Bergmännlein über den Weg hutschen sah, dann behaupten diese Superflugen, daß sei ein Dachs oder ein Dase gewesen. Und wer geheimnißvolle Musik im Walde gehört haben will, dem wird erwidert, daß das Raschen der Blätter, das Murmeln der Quellen und das Zwitschern der Vögel allerdings eine liebliche Musik gebe, aber etwas Geheimnißvolles sei nicht dabei. Und doch müssen sie im Unrecht sein. Woraus sollten unsere Märchen entstanden sein, wenn sich jedes Waldgeheimniß so leicht erklären ließe, und wie hätte der Maler unser Bild malen können, wenn er das Bergmännlein mit seiner Fötte und die muthwilligen Aixe, welche ihn vergebens in seinen Studien zu stören versuchen, nicht wirklich geschaut hätte. Es ist ja bekannt, daß nur Sonntagstrader solche Waldgeheimnisse sehen. Damit sollten sich auch die Superflugen zufrieden geben, die an die Existenz von Wesen menschlicher Bildung unter der Erde und unter dem Wasser nicht glauben wollen.



Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche geistlich geschützt sind.

Die Maria-Theresia-Ausstellung im Oesterreichischen Museum zu Wien. I. — Wien sieht in diesen Wochen neben seiner internationalen Ausstellung im Künstlerhaus eine andere Ausstellung von ganz eigenthümlicher Art, welche im Oesterreichischen Museum für Kunst und Industrie ihren Sitz gefunden hat. Sie benennt sich nach der großen Kaiserin Maria Theresia und sollte dem Programme entsprechend der Erinnerung derselben dienen. Sie sollte sammeln und zur Schau stellen, was an Bildern und Andenken von der Kaiserin vorhanden ist, was an Personen und Gegenständen mit ihr in Beziehung stand; sie sollte ein Bild geben ihrer Zeit, der Cultur und der Kunst, soweit das in den engen, räumlich und zeitlich beschränkten Grenzen möglich schien. Ursprünglich nur zu einem humanitären Zwecke geplant und geschaffen, wurde die Ausstellung zu einem eminent patriotischen Werke, und mehr als das, sie gestaltete sich in Wirklichkeit zu



einem Cultur-bilde der Zeit. Schwerlich giebt es und hat es eine Gelegenheit gegeben, wo man das achtzehnte Jahrhundert in seiner gegenständlichen Hinterlassenschaft so studiren kann, wie bei derjenigen, welche hier in Rede steht.

Wir nennen diese Ausstellung eine patriotische That in doppeltem Sinne: einmal, indem sie das Andenken der großen Kaiserin in der vielseitigsten und erfreulichsten Weise wieder lebendig macht, und sodann zweitens um der Männer und der Kreise willen, welche an diesem Unternehmen theilgenommen haben und noch theilnehmen. Denn außer dem Kaiser und den Angehörigen des Kaiserhauses, welche diese Ausstellung in jeder Weise begünstigten und förderten, waren es ganz insbesondere die großen und berühmten Familien Oesterreichs, die Vichienstein, Schwarzenberg, Trauttmansdorff, Schönburg, Schönborn, Batthyany, Zich, Esterhazy, Metternich, Harrach, Kinsky, Dohna und viele Andere, welche nicht bloß ihren Besitz, ihre Kostbarkeiten zur Verfügung stellten, sondern auch die leitenden und wirkenden Personen des Comité's bildeten. Mit ihnen hat die Ausstellung einen hocharistokratischen Charakter erhalten, obwohl Niemand, wer zu geben und mitzutun hatte, zurückblieb: so die Kunstfreunde, an ihrer Spitze die Rothschilds, die Stadt Wien mit ihren Sammlungen, Kirchen und Klöster mit ihren Schätzen aus der Zeit und mit zahlreichen Andenken an die Kaiserin selbst, Archive, Bibliotheken und öffentliche Sammlungen.

Wie aber schon angedeutet, geht unsere Ausstellung mit ihrer Bedeutung weit über das österreichische Interesse hinaus. Zwar war gerade das achtzehnte Jahrhundert für die Bau- und Kunstthätigkeit Wien's ein besonders glückliches; die Lebenslust des Wieners konnte sich in Barock und Rococo congenial entfalten, aber Vieles, was in dieser Zeit an künstlerischen Dingen entstanden, ist auch in der folgenden Epoche sowie noch in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts wieder vernichtet worden. Und von dieser Vernichtung ist in dem französischen Kriege insbesondere das Silbergeräth betroffen worden. Aber das Programm, das auf „Maria Theresia und ihre Zeit“ lautete, gestattete weiter zu gehen und auch von fremder Arbeit heranzuziehen, was der Zeit entstammte und künstlerisch zu ihrer Charakteristik diente. So hat die Ausstellung ein allgemeines, ein kunst- und culturgeschichtliches, ein internationales Interesse gewonnen.

Die Ausstellung wurde am 16. April durch den Kaiser selbst in Gegenwart einer großen Zahl geladener Gäste von Herren und Damen eröffnet. Es war eine Gesellschaft, wie sie das österreichische Museum kaum jemals in seiner schönen Arkaden-Halle beisammen gesehen. Hier der großen Säle dieser Anstalt sind mit den Gegenständen dicht gefüllt; man

mußte selbst mit der Gruppe der in Kupferstich dargestellten culturgeschichtlichen Begebenheiten aus den Sälen unter die Arkaden hinausgehen.

Wenn man den Eingangs-Saal betritt, so ist das erste Interesse, welches sich bietet, ein durchaus persönliches. In langer Reihe sind Autographen der Kaiserin ansäelegt, Briefe an ihre Kinder, an Generale und Staatsmänner, Resolutionsentwürfe, welche sie auf Mittheilungen und Anträge aller Art niedergeschrieben, — die meisten deutsch, viele französisch, andere italienisch. Wenn man mit ihrer deutschen und französischen Orthographie im Reinen ist („geschrieben wie gesprochen“), so liest sich die große klare Handschrift leicht und bequem. Und man wird belohnt für die Lectüre, man beginnt zu bewundern, zu lieben und zu verehren. Wie liebevoll und sorgend und doch wie ernst die Mutter! Welch großes, neidloses, freudig anerkennendes Herz spricht aus einem Briefe an Daun, dem das Reich seine Existenz, die Kaiserin die Monarchie verdankt! Welche Dankbarkeit aus einem Briefe an Laudon, der ihr seinen Kesseln empfiehlt, er möge schiden, so viele er habe, ein halbes Duzend Laudons wären ihr nicht zu viel! Und welche Klarheit des Verstandes, welche Trefflichkeit im Urtheil, welche Raschheit im Erfassen der Sachlage, gepaart mit Herzensgüte, tritt uns aus den zahlreichen Resolutionsentwürfen entgegen! Wie ist sie sorgsam für Alles und Alle, als Mutter, als Regentin, als Freundin! Es ist auch nicht zu verwundern, daß diese Schriftstücke wieder und wieder vom Publicum gelesen werden; sie üben eine größere Anziehungskraft, als alle die Herrlichkeiten der Kunst, welche unsere Ausstellung vereinigt hat.

Auch eine andere, dem äußeren Scheine nach sehr bescheidene Gruppe, verfehlt ihre Anziehungskraft nicht. Es sind die Schulbücher, welche unter ihrer Regierung — auch die Schule war eine ihrer größten Sorgen — entstanden sind, neben einigen Büchern, Geschichtswerken und Dichtungen, welche ihr und ihrem Leben gewidmet waren. Mit noch höherem Interesse betrachtet man die in einem kleinen Kasten vereinigten „Reliquien“ der Kaiserin, Gegenstände, welche sie getragen oder benützt hat, ihren Schuh, ihre schwarze Haube, die sie zuletzt gebraucht, ihren Kamm, ihr Schreibheft aus der Kinderzeit, Notizbüchlein oder kleine Arbeiten ihrer Hand.

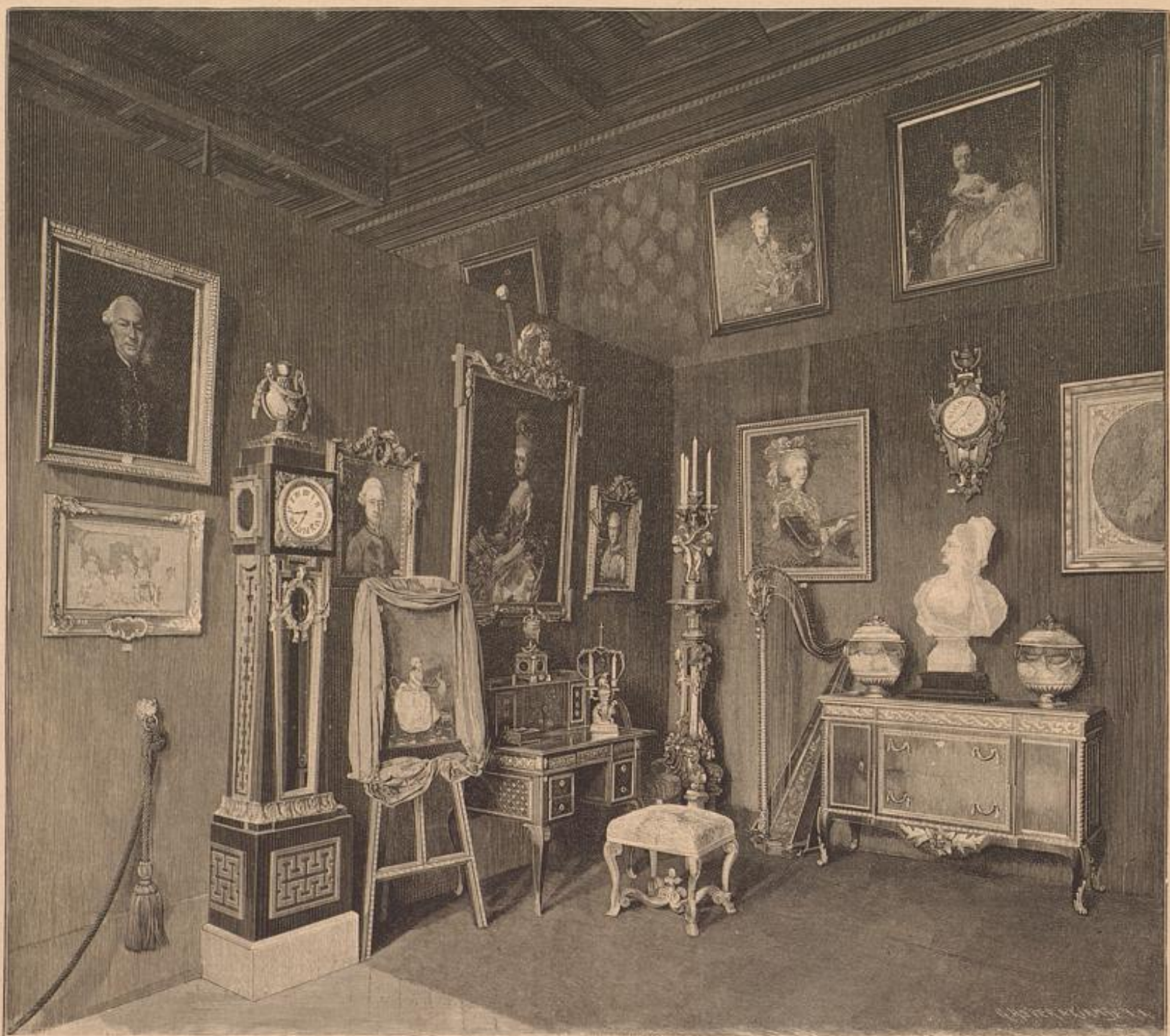
Das sind unscheinbare Gegenstände, welchen nur die Pietät Werth verleiht. Aber es finden sich in demselben Saale auch eine Gruppe von Kunstwerken, welche zu den höchsten Trierden dieser Ausstellung gehören. Das sind die Miniatur-Portraits, die aus verschiedenem Besitz hier in großer Zahl vereinigt sind, meist Aquarelle auf Eisenblechtäfelchen. Die Photographie hat heute diesen Kunstzweig zerstört und wir haben kaum noch eine Ahnung davon, was er einst war, da die öffentlichen Galerien

diese kleinen Kunstwerke verschmähen, und nur die zufällige Gelegenheit sie an's Licht bringt. Hier aber können wir sehen, welche Bedeutung sie für das Leben jener Tage hatten und welche hohe Stufe dieser Kunstzweig erreicht hatte.

Die wundervolle Collection der Miniatur-Portraits ist, wie gesagt, aus verschiedenem Besitz zusammengekommen; das Meiste stammt aus dem Besitz des Hofes und der Erzherzöge und stellt auch vorzugsweise Mitglieder des kaiserlichen Hauses aus dem ganzen achtzehnten Jahrhundert dar; eine andere Zahl, auf mehreren Tafeln vereinigt, ein Erbstück von Maria Theresia her, hat das Kloster der Elisabethinerinnen in Klagenfurt gesendet; eine andere Gruppe gehört der einft der Kaiserin eng verbundenen gräflichen Familie Enzenberg, eine erlebte Gruppe Bildnisse von Füger ist Eigentum des Barons Bourgoing, eine andere ist Rothschild'scher Besitz u. s. w. Dargestellt sind in erster Linie Maria Theresia selbst und alle ihre Angehörigen, insbesondere oftmals die Königin Marie Antoinette, ihre gleich schönen Schwestern, die Königin Caroline von Neapel und die Erzherzogin Marie Christine mit ihrem Gemahl, Herzog Albert von Sachsen-Teschen, dem Begründer der berühmten Albertinischen Kunst-Sammlungen, sodann alle die Persönlichkeiten des Hofes, die Herren wie die Damen, die Staatsmänner und Generale und viele andere berühmte und unberühmte Personen der Zeit.

Indem wir in diesem Saale weiter schreiten, kommen wir bereits zu einigen Kasten, deren Inhalt der Kunst-Industrie der Theresianischen Zeit angehört. Nehmen wir den Inhalt der anderen Säle hinzu, so gewinnen wir einen ausgezeichneten Einblick in Alles, was die Industrie des achtzehnten Jahrhunderts künstlerisch geleistet hat. Es sind ganze Gruppen von Gegenständen, welche Porzellan und Fayencen, Glas, Bronzen, Silber- und Goldarbeiten, die Fächer, das Mobiliar, die Stickerei, die Münz- und Medaillenkunst, selbst das Waffen-Gewerbe und die Kanonen-Gießerei vertreten, welche letztere beinahe zur Zeit unserer Kaiserin durch die Bemühungen des Fürsten Wenzel Liechtenste u in Oesterreich auf hoher Stufe stand. Ein paar reich mit Wappen und Ornamenten verzierte Kanonenrohre, noch heute in Liechtensteinischen Besitz, legen das Zeugniß dafür ab.

Nicht alle die genannten Gruppen oder die Gegenstände in ihnen sind österreichischer Herkunft. Völlig österreichisch ist die Collection des geschliffenen und gravirten Glases, das damals wie heute wieder in den böhmischen Fabriken zierlich und vollendet gearbeitet wurde. Um das Wiener Porzellan, das gleichfalls mit einer schönen Collection aus dem Besitz des Oesterreichischen Museums und des Grafen Edmund Zich, des Fürsten Kinsky und Anderer vertreten ist, hatte sich Maria



Aus der Maria-Theresia-Ausstellung zu Wien. — Siehe Seite 101.



Theresia selbst besondere Verdienste erworben, indem sie die im Untergerichte begriffene Privat-Fabrik übernahm und als Staats-Anstalt pflanzte und zur Blüthe brachte. Neben diesem damals einzigen österreichischen Porzellan blühte noch die Fayence-Industrie an vielen Orten. Eine der besten Fabriken war die in Holsitz, welche mit schönen Beispielen aus dem kaiserlichen Lustschloß Schloßhof vertreten ist. Neben dem Heimischen fehlt aber nicht das Fremde. Baron Nathan Rothschild hat die Ausstellung mit einem Sevres-Service bereichert, dessen zartes Colorit und milchweißer Ton von der kräftigeren Färbung und bläulichen Färbung des echten und harten Wiener Porzellans sich charakteristisch abhebt.

Betreten wir den folgenden großen Saal, so sehen wir zunächst eine reiche Waffenammlung. Vor uns liegen die bereits erwähnten Kanonen, an den Wänden hängen, in Tropfäben zusammengestellt, die Waffen der Wiener Bürgergarde, Paradehellebarden, Gewehre, Säbel und alte, der Zeit angehörige Regimentsfähnen, die zum Theil von der Hand der Kaiserin selber verziert sind. Einige Vitruven enthalten die Hieb- und Stoßwaffen des achtzehnten Jahrhunderts, Degen mit diamantirten Stahlgriffen, Säbel mit Goldtanschirung, Pistolen mit Silber-Einlagen, Jagdgewehre mit Edelsteinen besetzt, darunter diejenigen, welche Maria Theresia sich selber zu bedienen pflegte, und das ganze Jagdcostüm des Kaisers Joseph. Dabei befindet sich auch jener Rod, den einst das Geweih eines Hirsches an seinem Leibe trug. Neben den Waffen findet sich kostbares Pferdegeschirr, Jaum- und Kopfzeug mit Edelsteinen verziert, reich gestickte Sattel und Schabracken aus der Sammlung der kaiserlichen Hofstallkammer, Gegenstände, mit denen sich noch die historische Bedeutung verbindet. Diese Schabracken sind überaus glänzend in Gold und Silber gestickt.

Zu solcher Stückerlei leitete die Zeit, was die Wirkung betrifft, Ausgezeichnetes; sie verstand sich auf Pracht und Glanz. Das sehen wir auch an einer Anzahl anderer, dem Dienst des Hofes gewidmeter Decken, die von Gold und Silber starren. Das gilt auch von den Kirchengewändern des achtzehnten Jahrhunderts, die sich in großer Zahl auf unserer Ausstellung befinden. Sie haben es alle auf glänzende Wirkung abgesehen, vernachlässigen aber Feinheit und Maß der Schönheit. Inbezug auch darauf verstand sich die Stückerlei des achtzehnten Jahrhunderts. Sie brachte diese Eigenschaften an den Röcken und Westen der Herren zur Geltung, deren Contouren und Linien mit äußerst zierlicher Blumenstickerei besetzt sind. Eine kostbare Collection solcher gestickten Gewänder von reichster Ausführung und schönster Erhaltung hat das Vichstensteinsche Residenzschloß Feldesberg gesendet. Welch ein Gegenstand, welcher ein Wandel des Geschmacks von dieser farbigen, reich gezier- ten Kleidung zu unserer einfachen, entsagenden schwarzen Tracht!

Einer kleinen Collection schöner Spitzen wollen wir zur Ergänzung der textlichen Kunst eben nur gedenken. Die prächtigsten Spitzen bezeichnen das Feinste, was diese Zeit, die vor Allem am Kleinen, Feinen und Zierlichen Gefallen fand, zu leisten vermochte.

Jakob von Falke.

# Aus der Frauenwelt

**Berlin.** — Ueber die Liebhabereien fürstlicher Damen sind folgende nicht uninteressante Beobachtungen zusammengestellt worden. Die Kaiserin-Witwe Augusta hatte bekanntlich stets eine ausgesprochene Vorliebe für Brillanten, so daß man die hohe Frau bei allen festlichen und feierlichen Gelegenheiten stets in einem blendenden Brillantenfeuer erstrahlen sah, während ihre Schwiegertochter, die Kaiserin Victoria, die Perlen über Alles liebt. Die Königin von England besitzt eine mit Vorliebe gepflegte Sammlung seltener indischer Schmalz, während von den Edelsteinen der Saphir ihren Lieblingsstein bildet. Eine Zusammenstellung von Smaragden und Opalen zieht die Kaiserin von Oesterreich jedem anderen Schmuck vor. Die Gräfin Isabella von Spanien sammelt eifrig kostbare Spitzen, ein besonders werthvoller Spitzenschawl in ihrem Besitz hat 4000 Pfund Sterling gelobt. Den einfachsten, edelsten Schmuck liebt die Großherzogin von Baden, denn als edle Tochter ihres Vaters theilt sie mit dem deutschen Kaiser die Vorliebe für Blumen. Stets sieht man sie von den zarten Kindern Floras umgeben, und die unter ihrem besonderen Protectorat stehenden Blumenhändler weisen die seltensten und werthvollsten Spezialitäten auf; auch künstlichen Blumen wendet sie große Vorliebe zu. Die Kaiserin Katharina von Rußland trieb bekanntlich mit Leidenschaft Pferde- und Hunde-Sport, und die fromme Kaiserin Maria Theresia kannte kein größeres Vergnügen als — Ehen zu stiften. Zahllose, aber stets streng standesgemäße Eheverbindungen in allen Klassen der Wiener Bevölkerung verdanken ihren Ursprung dem Interesse der Kaiserin. Ob sie aber immer glücklich und nach dem Sinn der Stifterin ausfielen, das ist eine andere Sache.

**Darmstadt.** — Die Ausstellung der überaus kostbaren Geschenke, welche die Prinzessin Irene aus Anlaß Ihrer Vermählung mit dem Prinzen Heinrich von Preußen erhalten hat, übte insbesondere auf die hiesige Damenwelt eine große Anziehungskraft aus. Der Großherzog von Hessen und sämtliche Geschwister der Prinzessin hatten die fürstliche Braut mit fünf großen Sternen von Brillanten erfreut. Die Königin von England hat ein Armband mit einem Saphir, umgeben von vier Reihen Brillanten, ferner kostbare englische Spitzen, seidene und sammetne Stoffe zu Roben, eine von ihr gehäkelte Decke und einen großen indischen Schawl geschenkt. Die beiden heftischen Prinzen Heinrich und Wilhelm gaben der Braut ein Bildniß der Großmutter, der Prinzessin Karl von Hessen, mit. Von der Herzogin von Edinburgh sind zwei verschlungene Ouseisen in Brillanten, von der Herzogin von Connaught ein indisches Halsband von Perlen und Edelsteinen geschenkt worden. Ein Zettel in einem großen Silberkorbe bezeichnete als Geberin die Kaiserin Eugenie. Drei große Silberstücke widmeten Prinz Alexander von Hessen und Prinzessin Ludwig von Battenberg, während Prinz Alexander von Battenberg zwei Anker aus Brillanten mit einer Koralle darbrachte. Die Damen aus der Gesellschaft Darmstadt's verehrten der Braut ein lebensgroßes Delbild ihrer Mutter, die Herren und Damen des Hofstaats eine reichgeschmückte Staffelei mit vierzehn Bildern, Aquarellen von Darmstadt und Umgebung, die heftische Kavallerie-Brigade als Pathe ein goldenes Armband mit einem Brillanten, einem Smaragd und Rubin. Das Geschenk der Frauen Darmstadt's besteht aus einem schweren, breiten, goldenen Armband mit zwei Medaillonbildern der Geschwister der Prinzessin Braut in Kapselform. Die Deckel derselben tragen große Schiffrn in Brillanten und Rubinen, überträgt von der großherzoglichen Krone in

Brillanten. Von zwei weiteren Geschenken besitzt das eine einen hohen Affectionswert. Es ist eine Gabe der früheren Gouvernante der Großherzogin Alice: ein Armband, geflochten aus ihrem Haar, mit einer Kapsel, in welche eines der Augen der späteren Großherzogin gemalt ist. Historischer Werth hat das Geschenk eines Privatmannes, des Ober- und Corps-Auditeurs Votheisen. Es ist in einem reichen Etui aus Leder ein feines Leinwandgedeck mit sechs Servietten und dem preussischen Wappen als Muster. Der Schwiegervater des genannten Herrn hatte es einst aus dem Nachlaß eines französischen Generals gekauft. Wahrscheinlich ist es von Napoleon's Zeiten her ein Deutsches aus einem der königlich preussischen Schlösser und so kommt es wieder in ein preussisches Schloß zurück. Nicht zu vergessen ist die Hochzeitsgabe der Stadt Darmstadt, bestehend aus einer kolossalen Pendule aus cuivre poli und Kupfer mit dem heftig-preussischen Wappen und dem Wappen der Geburtsstadt der Prinzessin.

**London.** — Vor Kurzem starb hier im Alter von einundneunzig Jahren Lady Buchan, welche eine der wenigen noch lebenden Personen war, die mit Napoleon I. in Verkehr gestanden. Ihr Vater, Oberst Wills, war Gouverneur von St. Helena im Jahre 1815 zur Zeit der Verbannung Bonaparte's nach der Insel, und als seine Amtswirkamkeit zu Ende war, wünschte Fräulein Wills dem Exkaiser vorgestellt zu werden. „Ich habe lange von verschiedenen Seiten von der großen Verehrtheit und Schönheit von Fräulein Wills gehört, aber jetzt bin ich aus eigenem Augenschein überzeugt, daß das Gerücht ihr kaum Gerechtigkeit gethan,“ sagte Napoleon zu ihr. „Sie müssen sehr froh sein, die Insel zu verlassen,“ fügte er hinzu. — „O, nein, Sire,“ lautete die Antwort, „es thut mir leid, wegzugehen.“ Napoleon verehrte ihr als Andenken an diesen Besuch ein Armband. Später heirathete Fräulein Wills den seither verstorbenen General Sir John Buchan.

# Die Mode

Kochdruck auch im Einzelnen verboten.

**Berlin.** — Zu leicht drapirten Röcken, sowie zu den beliebten, im Stil des Directoriums gehaltenen Toiletten sind reich mit Maschinen-Stückerlei geschmückte abgepaßte Sommerstoffe erschienen. In Wolle und Baumwolle der verschiedensten Farben und Gewebe-Arten vorhanden, zeigen die 110 Cent. breiten Stoffe an beiden Seiten entweder mit dem Grunde gleichfarbige oder davon ab-



stechende Bordüren, von denen die eine, ungefähr 50 Cent. breite, nach oben in einen leichten Pleu ausläuft und zur Draperie oder Rodverzierung dient, während die 10 Cent. breite Bordüre der anderen Seite die Garnitur der Taille bildet. Oft finden sich bunte Blüten zwischen derartigen in Weiß ausgeführten Stückerlei eingestreut, die auf baltfarbenerm Grunde von besonders reizender Wirkung sind.

**Wien.** — Schwarze raupenartige Nähte auf dem Rücken der Handschuhe sind wiederum hoch modern. Selbst der Jersey-Handschuh, der für den Sommer Vielen hoch willkommen ist, zeigt auf weißem, gelbem oder farbigem Grunde diese charakteristischen Nähte. Sehr beliebt und namentlich zur Halbstrauer geeignet ist der halbblau dunkelgraue Glacé-Schlupfhandschuh, welchen durch den breiten schwarzen Sammetsaum am unteren Rande geleitete Bänder schließen. Raupen aus schwarzen und weißen Fäden verzieren Rücken und Rand.

An Stelle der wirkungsvollen Soutache- und Schnur-Stückerlei, welche die Winter- und Frühjahrs-Toiletten so reich verzierten, tritt für die lustigen Roulauds und weichen Zephyres die Application. Es wird hiermit der Phantasie ein weites Feld geöffnet, denn Neues und Altes drängt sich zu geschickter Verwerthung heran. Da ist vor allen Dingen die wiedererfundene Spachtel-Stückerlei, die in breiten Bordüren auf Stoff applicirt, vollkommen wie eingewebt erscheint. Ebenso werden Spitzen aller Art, denen man nicht selten nur einzelne Figuren oder Streublümchen entnimmt, dem Stoff-Rond aufgelegt. Färdige Leder- und Sammet-Application auf weißem Grund kündigte bereits die neue Richtung an.

**Paris.** — Selbst an den Morgenhäubchen und Négligé-Jacken läßt sich die herrschende Vorliebe für Goldstoffe und gestreifte Gewebe in der Toilette verspüren. Die dargestellte halbanschliefende



Häubchen aus Pompadour-Roulaud, jenem Stoffe, der eine der hübschesten Neuheiten des Sommers bildet. Weiße Spitze mit Goldstickerei und unter schmaler Goldborte angelegt, garnirt das Häubchen.

In den letzten Gesellschaften zeigte sich die Neigung, zu dem früheren diademförmigen Kopfpuz zurückzukehren. Zunächst bestand das Diadem aus Federn, dann aus Ephenblättern und Blumen und endlich aus goldenen oder silbernen Achren. Es muß indessen gesagt werden, daß letztere nicht für jedes Gesicht kleidsam sind und diese Mode daher kaum Aussicht auf lange Dauer hat. Die gleiche Diademform aus Blättern wie aus Achren finden wir auch an den kleinen Capote-Hüten aus schwarzen Spitzen oder Phantastie-Gaze.

Das ebenso kleidsame wie distinguirte Kostüm, welches Fräulein Marly in dem letzten Stücke von Georges Dinet,

la belle marnière, in der Hauptrolle trug, spiegelt getreu die Richtung der heutigen Mode wieder. Es bestand aus einem blaß heliotrop-farbenen Seidenrod, welcher nur wenig unter der langen, an beiden Seiten leicht gerafften Kaschmir-Tunica von gleicher Farbe hervortam, und einer im Rücken geschürzten, von einer dunkleren Atlas-schärpe begürteten Taille. Rod und Tunica hatten Halbschleppen. Den gelben Strohhut garnirten Heliotrop-Blüthen und Band derselben Farbe. Doppelte Tüll-Gehäupte waren unter dem Kinn lose gefnüpft. Das sehr einfach geordnete Haar fiel tief in den Nacken.

Nichts ist unterhaltender, als die bei dem Wettrennen zur Schau getragenen Toiletten zu beobachten, von denen nicht eine der anderen gleicht, und die doch alle zusammen ein einheitliches Bild gewähren. Einfachheit ist das Lösungswort, vorausgesetzt, daß die Stoffe schön und gediegen seien. Chantage-seide, sowohl glatt als mit kleinen Bonquets bestreut, bildet nebst Gaze-Stückerlei reizende Toiletten. Zu dem gleichen Zwecke wählt man auch Taffet mit seinen zerbrochenen Streifen. Die Gaze wird, wie die Abbildung zeigt, zu einem zweiten Rode geordnet, der hier und da kaum gerafft ist. Eine kleine Gaze-Pelerine kann den Umhang ersetzen. Der große Strohhut ist mit Taffetband von der Farbe des Kleides garnirt. Eine andere sehr hübsche Toilette bestand aus einem ziegelroth und blaugrau gestreiften seidenen Rod und einem Ueberkleide aus rothem Tuch, welches die an dieser Stelle bereits erwähnte, sehr ungleiche vordere und hintere Länge zeigte. Die halbgeöffnete Taille war über einem gestreiften Seidenlag mit nur einem Revers zurückgeknöpft. Vehrterer wiederholte sich an dem leicht geschrägten unteren Rande des Aermels, aus dem eine kleine gestreifte Puffe hervorschaut. Diesem Kostüm entsprach der Derby-Hut, der allerdings wenig kleidsam ist und nur von vollendeten Schönheiten getragen wird. Er besteht größtentheils aus Stroh in der Farbe der Toilette. Eine Blume unter der mit Sammet gefütterten Krempe und eine Schleife am Rande des Kopfes bilden die ganze Garnitur. Den größten Erfolg errang indessen ein breittrempiger, niedriger Hut aus grobem grünen Tüll,



der, mit schwarzen Strohborten kreisförmig besetzt, das Haar durch schimmern ließ. Aufsen wurde ein Zweig gelber Narzissen von einer Schleife gehalten, dem eine zweite unterhalb der Krempe mit einem scheinbar vom Haar ausgehenden Bande entgegen kam.

Zur eleganten Sommer-Toilette passende Sonnenschirme von weißer oder heller Farbe werden mit köstlichen Griffen in Goldschmiede-Arbeit, mit reicher Verzierung von Türkisen, Perlen und Granaten, ausgestattet. Unter den einfacheren Neuheiten dieser Art ist ein echt silberner Griff, in Form einer gewundenen Schlange, zu erwähnen. Der Stiel eines Entoutos aus heliotrop-farbener Serge mit rosa Seide gefüllt, zeigt Gold-Incrustation auf Schildpatt und einem beweglichen Griff aus Goldschmied. Einen dritten,





höchst eigenthümlich gearbeiteten Stuch aus Ahorn...

Unter den Haarzierden im Stil des Kaiserreichs...

me Gewöhnung. Der erste mit hohem durchbrochenen Schild...

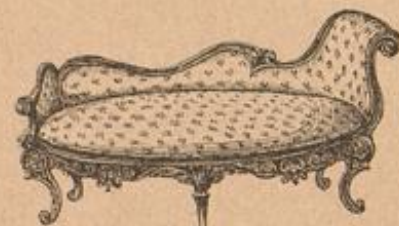


Dem steigenden Luxus der auch im Sommer stattfindenden Kinderbälle...



Für den eleganten Morgenrock ist die Form der Prinzessprobe...

Sind auch die Phantasie-Möbel noch immer an der Tages-Ordnung...



vergoldelem Holz und der Bezug aus mattgelbem Atlas...



Handarbeiten

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Zu den einfachen, angenehm zu arbeitenden und daher sehr beliebten Flach- und Kreuzlich-Strickereien...



wecheln. Bektere sind theils wie Ganevas do congres...

wecheln. Bektere sind theils wie Ganevas do congres...

Darstellungen. Der Stoff zur vorliegenden Schürze zeigt an beiden...

„Indische Kaschmirwolle“ ist ein neues kürzlich erschienenes Fabrikat...



Wirtschaftliches

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Von allen anregenden Getränken ist das beliebteste und verbreitetste der Kaffee. Zwar lehrt man uns, daß er ein Gift enthalte...

Als die feinste der im Handel befindlichen Kaffee-Arten gilt der Rocca. — Kleine, rüchlich graue, auch in's Grünliche schimmernde...

Viele unserer Hausfrauen suchen durch den Zusatz einer kleinen Menge Salz...

Elisabeth Kaselowsky.



Briefmappe

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Unidentisch gekleidetes Tischzeug zu waschen. — Auf welche Weise...

Ruß- oder Eichenholz zu beizen. — Wie beizt man Ruß- oder Eichenholz...

Antworten.

(Auf die betreffenden Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.) Parkett-Fußböden zu reinigen (48). — Das Reinigen der Parkett-Fußböden...

Weiße Wollhaken zu waschen (80). — Weiße Wollstoffe werden in sehr verschiedener Weise gewaschen. Sind dieselben durch Tragen...

Leichte weißwollene Kleidstoffe, die durch das Tragen, durch Staub u. s. w. mehr grau als schmutzig wurden...

Im Flanell weich und weiß zu waschen oder um ein Gelbwerden zu verhüten...

Maiträuter (96). — Frische Maiträuter, von den Stielen befreit, dürfen höchstens 1/2 Stunde in Boullenois liegen.

Bezugsquellen: Gesäete Sommerrose, Seite 103; M. Yerin, C. Handvoigier...

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt und ein Modenbild.

Die Illustrirte Frauen-Zeitung erscheint jeden Sonntag in 1 bis 2 Doppelbogen...

Die große Ausgabe mit demselben Inhalt erscheint alle vierzehn Tage...





Illustrirte  
**Frauen-Zeitung.**

Nr. 26.

Wöchentlich eine Nummer.  
Vierteljährlich 2 1/2 M.

— Berlin, 24. Juni 1888. —

Große Ausgabe mit  
allen Kupfern: 4 1/2 M.

XV. Jahrg.



Das Maria-Theresia-Denkmal zu Wien von Kaspar von Zumbusch. — Siehe Seite 111.



Rauchdruck verboten.

## Heuduft.

Von Hans Hoffmann.

Was kommt davon, wenn man die schönste Zulinacht bei einer allzutiefen Erdbeerbowle verträumt! Es sitzt sich ja freilich sehr hübsch auf der Bank vor dem Hause unter den Kugel-Akazien, wenn es gegen Mitternacht allmählig kühl und still wird, und das abenteuerliche Gemisch von Theer-, Fisch-, Maschinenöl- und Kohlengeruch, das tagsüber um das Bollwerk des Hafens brodelte, sich langsam in dem würzigen Nachthauch löst und verflüchtigt. Von den Wiesen her weht es frisch herüber über den Strom, in welchem die hochgetakelten Schiffe nun in mild verschlafenem Frieden Seite an Seite ruhen, wie junge mollige Bären im Lager; selbst das Gebrüll der Matrosen in den Hafenkneipen erstirbt am Ende.

Schon vor Mitternacht fängt es an, wirklich schön zu werden nach der unnatürlichen Hitze des langen Tages, und dann immer schöner: wie der helle Lichtschein die ganze Nacht hindurch herrlich am Himmel entlang wandert, gerade hinter den hundert Masten, durch deren Maaen- und Taugewirre er wie durch ein zierliches Niefenspinnen-Gewebe schimmert; wie er von Nordwest nach Nord hin wandert und dann, an dem matten Polarstern und seinen noch matteren Genossen vorbei, nach Nordosten und nun mit jeder Viertelstunde heller und heller wird und schon als echte Morgenröthe eine glänzende Brücke über den leicht gekräuselten Strom wirft; und wie nun der volle köstliche Morgen da ist, die Sonne mit ihrer sanften Frühwärme ein laises Frösteln bannt und den Hafen mit seinen Schiffen, Häusern, Speichern, Säden, Kisten, Tonnen und Ziehbrücken lebensfreudig übergoldet, und dabei doch Alles noch so schlummerstill daliegt, als dächte in der Welt keine Seele an Erwachen, Erwerben, Arbeiten und Betrügen, — wie sollte das Alles nicht schön sein und zum Bleiben verlocken?

Aus solchen Ursachen und Erwägungen also ist es gekommen, daß der Lieutenant Curt von Kemkol vom ersten Pommer'schen Grenadier-Regiment Nr. 2 Sonntag Morgens vier ein halb Uhr seine Meerfahrt antat, die ihm so wunderbar verhängnißvoll werden sollte. Er ganz allein; denn für die Kameraden bedeutet das Ende der Bowle auch das Ende der Unternehmungslust.

Die Sache ist nun die, daß es ihm völlig gleichgiltig war, an welchem Ort ihn die Schraube des Dampfers treiben würde; vielmehr, es war ein lustiger Gedanke, gar nicht zu wissen, wo man nach einem kurzen Morgenschläfchen die erfrischten Augen aufstun werde: war es doch unter allen Umständen an der See und an der Schwelle rauschender Buchenwälder.

So bestieg er denn das erste beste Schiff, dessen Schornstein ernsthafte Absichten bekundete; sein etwas taumeliger Zustand machte es ihm leicht, sich um keinerlei Instruktionen oder Aeußerungen zu kümmern. Ohne Verzug begab er sich in die Kajüte und legte sich auf dem schwellenden Sammetpolster zum Schlummer zurecht, der in Anbetracht der vorangegangenen Thätigkeit keine Ursache fand, ihn warten zu lassen.

Als er erquickt, wenn auch immer noch mit leicht umdunstetem Haupte erwachte und langsam auf Deck kletterte, stieg ihm ein angenehmer Heugeruch in die Nase. Er blickte umher und überjah ausgedehnte Wiesenflächen, welche sämmtlich mit frisch gemähtem Heu überdeckt waren.

Ei der Taufend, dachte er, sind wir wahrhaftig schon über's Haß hinweg und gleich an der Munde? Aber, was ist denn das für ein dünnes Gewässchen? Das gehört ja gar nicht hierher, der Strom müßte von Rechts wegen doch mindestens dreimal so breit sein! Und was ist denn dies für ein thörichter kleiner Dampf Kahn, auf den ich in meinem Dufel gerathen bin? Jedenfalls wenig standesgemäß, — hätte ich mich doch nur lieber in Civil gesteckt! Ja, zum Kukul, was für eine unglückliche Gegend ist denn dies? Und kennen sollte ich sie am Ende doch! Dieses traurige alte Schloß inmitten der traurigen alten Stadt hinter den Wiesen, den klotzigen Kirchturm und die theerdustigen Schiffswerften müßte ich wahrhaftig kennen! O, du liebe Güte, wie lange ist's denn her? So um sechs Jahre herum. Mehr nicht. Aber was man alt und verständig wird! Und das so im Handumdrehen. Sechs Jahre! Weiß der Himmel, das hätte ich mir nicht träumen lassen, daß dies sonderbare Nest das Ziel meiner Sommerfahrt werden könnte!

Während er solches redete oder dachte, war der Dampfer langsam stromaufwärts schaukelnd, in die Stadt eingefahren und warf seine Taue an's Bollwerk. Unter den bewundernden Blicken der Sonntagsbürger verließ der Offizier das Schiff und wanderte über die hölzerne Ziehbrücke hinweg die Hauptstraße entlang. Eine dunkle

Erinnerung und ein noch dunkleres Verlangen geleitete ihn bald von der Gasse durch einen Seitenstieg in's Freie, und zwar auf einen Weidenweg, der quer durch die Wiesen wieder nach dem Haß zu führte. Das war es, was er heimlich gesucht hatte; hier war des Heudufsts die Fülle, dazu frische Luft und Wasserhauch. Gemächlich schlenderte er dahin; die Sonne brannte schon mächtig aus wolkenlosem Blau hernieder, doch er duldete diese Unbill mit Gelassenheit, denn dieselbe Sonnenkraft ließ den stärkenden Geruch sich desto mächtiger entwickeln. Er athmete in tiefen Zügen; die ungehemmte Weite des Ausblickes behagte ihm, selbst die Gleichförmigkeit that ihm wohl, denn sie erlaubte ihm, ungehörter in die Freuden seines Geruchsinnes zu versinken. Und diese stillen Freuden wirkten sonderbar auf ihn, immer stärker, immer aufregender, fast berauschend; er empfand ein geheimnißvolles Drängen und Quellen der Nerven oder Gefühle, ein Schweben und Schwirren der Vorstellungen, ein traumhaftes Durcheinander von Erinnerungsbildern und flüchtigen Zukunftsschatten, die gleich seltsam gestalteten, doch in sich haltlosen Wolkenschatten vorüberglitten.

Es war so wunderbar einsam hier draußen in dem Wiesenmeer. Ein Rückblick zeigte das Städtchen wie auf Heu gebettet und in Schlummer versunken; keine Seele zu sehen, und kein Laut zu hören; ein schläfriger Sonnenglanz lag über den Dächern. Auch die Luft war ungerührt, nur vom Boden her stieg leise ein zitternder Hauch empor, der stille Sonnendunst, der den berausenden Heuduft trug. Der Boden, auf dem er wandelte, war weich, zäh, schwammig; sein Schreiten ward leicht wie ein halbes Schweben, als ob auch der Körper sich in das lustige Reich der Träume erheben wollte.

Wenn er einen scharfen Blick dicht vor sich auf die hingebreiteten Heuschütten richtete, so wurden sie vor seinen Augen lebendig: eine ruheloze Welt von Grashüpfern, Grillen, Libellen, Bienen, Hummeln und anderem niedlichen Ungeziefer wimmelte darüber hin, fast jedes Hälmchen bewegend; aber, wenn er nur ein wenig mehr in's Weite hinaus sah, schien Alles wieder in tiefster Mittagsruhe zu schlummern. So widerspruchsvoll kam er jetzt auch sich selber vor: sein Hirn war schläfrig und halb betäubt und doch heimlich bewegt von tausend krabbelnden Gefühlschen und schwankenden Erscheinungen.

Als er ein halb Stündchen so durch die leblos belebte Einsamkeit gewandert war, empfand er die unmittelbare Nähe des Haßs. Er sah das offene Wasser nicht, denn hohes Schilf deckte es ihm zu; er vernahm auch kein Rauschen, aber er fühlte erquickt den kühleren Anhauch.

Bald darauf kam er an ein hafenartiges Gewässer; es war die abgedämmte alte Mündung des Flusses, dessen lebendiges Wasser durch einen gegrabenen kurzen Kanal in's Haß fällt. Auf der kleinen Insel zwischen beiden Armen liegt das Haus des Kanalwärters und weiter hinaus der hölzerne Leuchtturm.

Auch hier schien Alles zu schlummern. Muthmaßlich war der Wärtter in der Kirche, oder er machte sein Schläfchen schon zu Hause ab. Kein Rauch kräuselte sich über dem Dache. Ein breites, flachgebautes Fahrzeug lag am diesseitigen Ufer, hochbepackt mit Heu.

Die große Schläfrigkeit der Natur übte eine unwiderstehliche, ansteckende Kraft aus. Ein anmuthenderes Ruhelager war nicht zu denken, als der in lauster Steigung gethürmte Heuhaufen des großen Botes. Die Leute waren mit ihrer Arbeit noch nicht ganz fertig geworden; nur in der Mitte war die Last zu ihrer Höhe gelangt und stand wie ein Thurm, nach unten zu sich immer sanfter abdachend.

Kurt trat hinüber und streckte sich im Vorderraum auf das behagliche Lager. Er fühlte sich unermesslich wohl. Hier erst umquoll ihn der volle, süß berausende Heuduft. Und dazu der glühende Sonnenschein, gemildert durch den leisen Wasserhauch und das friedliche Plätschern der harmlosen Wellchen am Boden des Schiffes. Jetzt vernahm er auch wie aus weiter Ferne das Klüstern und heimliche Rauschen der Haßwellen im Schilf. Er lauschte und versank in glücklichen Halbtraum. Lebendigere Gestalten stiegen in leichten Wirbeln um ihn her aus dem Heu empor. Ja, wo war er? Was trieb er? Schickte sich das irgendwie für einen königlichen Lieutenant vom ersten Pommer'schen Grenadier-Regiment Nr. 2? Aber nein, er war ja gar kein Lieutenant, nicht einmal Fähnrich, nicht einmal Rekrut, sondern ein richtiger dummer Junge, eben aus der Penale entlassen, im harmlosesten, gründlich ausgewachsenen Civil, ohne jegliche Aemter und Würden. Und doch, selbst für einen seines Werthes sich bewußten Gymnasiasten, geschweige denn für einen ausgedienten, der schon mit einem Fuß im Militär stand, hätte sich dies nicht eigentlich geschickt. Aber es ist ja auch nur das allerleyte Mal, daß man sich zu solchen Kinderstreichchen herbeiläßt; es geschieht nur so zum Abgewöhnen, als Abschied von der Kindheit, oder eigentlich

auch nur aus Mitleid oder Geselligkeit, hauptsächlich aber, weil ein gewisser allerliebster Badschich ein so befremdliches Beispiel giebt. Fräulein Hersilie ist doch von Rechts wegen auch schon den Kinderschuhen entwachsen, — nach der Größe ihrer Stiefelchen freilich, ganz wörtlich genommen, nicht, — und klug und gebildet sogar noch über ihre fünfzehn Jahre hinaus, und doch findet sie gar nichts dabei, stundenlang mit einer höchst unreifen Freundin und zwei guten dummen Jungen, die kaum älter sind, als sie selbst, als ein rechter Wildling auf dem Heuboden herumzuwirthschaften.

Und jedenfalls hat es seine Reize, so von Herzen ein Kind zu sein und kindische Anschläge zu haben, und doch dabei im tiefen Busen das Bewußtsein zu tragen: im Grunde verstelle ich mich bloß; jeden Augenblick kann ich als ein Mann dastehen, sobald es mir beliebt, die Maske abzuwerfen!

Und so ganz ohne Reiz ist dabei wirklich auch die Sache selbst nicht; es gewährt ein eigenthümliches Behagen, in so einer selbst gegrabenen und kunstvoll gewölbten Höhlung ganz verborgen und den Anderen unfindbar zu sitzen und aus der offenen Dachlücke über die weiten Wiesen bis auf's Haß hinauszustarren und noch in solcher Ferne die weißen „Kagelköpfe“ der aufgeregten Fluth zu bewundern.

Und man kann in so traulicher Abgeschlossenheit auch gewisse Bücher ungestört lesen, für welche die Spielgefährten offenbar noch nicht reif sind, zum Beispiel Goethe's „Faust“.

„Willkommen, süßer Dämmerchein, der du dies Heiligthum durchwehst! ...“ liest er eben und blickt träumerisch in den Sonnenkreisen, der durch die Luke in das Halbdunkel seines Heugewölbes fällt, als ihn ein ruschelndes Wühlen in seiner Nähe aufhorchen läßt. Es knistert ganz leise, nur als wenn ein großer Käser oder eine Maus sich durch die dünnen Halme haspelt, aber doch immer vernehmlich und auf die Länge still aufregend. Und es wird stärker und rückt näher und näher, das Knistern, Ruscheln, Wischen, Rascheln; noch ergreifen seine aufgestörten Augen nur wie zufällig den Vers:

„O liebe Hand, so göttergleich!  
Die Hütte wird durch Dich ein Himmelreich!“

Da schimmert es rosig durch das Heu, und eine Hand bohrt sich langsam hervor, eine Hand, vielleicht nicht geradezu göttergleich, aber weich, zierlich gegliedert und anmuthig krabbelnd, kurz ein höchst reizvolles Gebilde, das da auf einmal in den scharfen Lichtkreis des Sonnenstrahles geräth. Und hinter der Hand kein beobachtendes Auge, kein spöttischer Mund, nichts als die unschuldig tändelnden Finger für sich allein und ohne Aufsicht. Da ergreift eine feurige Manneskraft, eine unwiderstehliche Thatkraft seine Seele, —

„O liebe Hand, so göttergleich!“

er hält, frisch zupackend, die liebe Hand und drückt in jähem Aufrubr der Gefühle seine Lippen darauf.

Die Hand aber fährt so hastig zurück, als wäre sie gebissen und nicht zartinnig geküßt worden, und ist verschwunden und kommt nicht wieder.

Er aber liegt mit glühenden Wangen und summt immerfort nach einer schnell erjundenen, sehnächtigen Melodie:

„O liebe Hand, so göttergleich!  
Die Hütte wird durch Dich ein Himmelreich!“

Und als er endlich aus seinem Himmelreiche hervorkriecht und die Gefährten aufsucht, ist Fräulein Hersilie verschwunden („sie hatte Kopfschmerzen“) und kommt nicht wieder.

Und sie kommt doch wieder! Und es kommt eine herrliche, unruhvolle, überfelige Zeit, eine Zeit des heimlichen Erröthens und Zagens und des offenen Trozens, Spottens und Zankens, eine Zeit hochmüthig abweisender, gleichgültig erwideter Blicke und demüthig duldbender, hoffender, zitternder Herzen...

Aber die wunderreiche Zeit geht vorüber, und es kommt der schreckliche Tag der Trennung. Zum letzten Male liegt er einsam auf dem dustenden Heulager und starrt in die Landschaft hinaus, die nie so lieblich war, wie heute im strahlenden Sonnenglanze. Da raschelt es abermals zu seinen Häupten, und ehe er ein neues Abenteuer noch recht zu fürchten wagt, ist die Heuwand durchbrochen und durch den Riß drängt sich, — nicht eine winzige Hand, sondern ein ganzer Mädchenkopf mit sehr zerzaustem Haar, sehr erhitzten Wangen und blanken, sehr hochmüthigen und sehr schelmischen Augen.

„Ach, ist das hier nett!“ sagen die schelmischen Lippen, und der seitliche Lichtstreif fällt dabei voll auf die weißen Zähne und die umliegenden kleinen Herrlichkeiten.

Ihm aber will das Herz still stehen vor Schreck und schwankendem Entzücken. Mit stillem Schauder denkt er, wie gröblich er sich vor wenigen Tagen an jener Hand vergriffen hat, und wie ihm jetzt die Lippen fast noch näher sind und noch viel schöner und verführerischer, und daß —



Und in seiner Herzensangst stammelt er die kindliche Frage:

„Ja, dürfen wir denn das?“

Es war ein Gesetz unter den Spielkameraden erlassen worden, daß man einander im Heu nicht in's Gehege kommen, einander nicht die mühsame Grubenarbeit stören dürfe, — das war es allein, was ihm im Sinn lag bei jener Frage.

Sie aber, vielleicht daß sie mißverständlich eine andere Bedeutung darin wittert, erwidert knapp und kraftvoll nur die drei Worte:

„Ach, Sie Schaf!“

Und das Köpfchen verschwindet.

Kurt's Jugendtraum ist abgeschlossen mit diesem schlichten Urtheilspruch. Er hat sie nicht wieder gesehen. Hat er sie vergessen in den sechs Jahren? Doch wohl. Ein preussischer Krieger hat weder Zeit, noch Stimmung, viel an Jugendträume zu denken. Nur manchmal mag er sich im Stillen erinnern haben, wem er die wichtige Lebensregel verdankt, daß es einige Fälle giebt, in denen es beträchtlich klüger ist, nicht zu fragen: „Dürfen wir denn das?“

Möglich auch, daß er unterweilen klug nach solcher Regel gehandelt hat!

Und nun liegt er doch wieder in Heuduft gebettet, wie einst, und lebt die alten Tage wieder und genießt das ganze selige Behagen wieder, wie einst, — das weiche Lager bewegt sich unter ihm in leisem Wiegen, und süßer noch wird das Ruhen und Träumen, — und das Wiegen wird stärker, wird ein Schwanken und Schaukeln, lebhaft, unruhig, stoßend; ein kühlter Wind streicht neckend über seine Stirn. Doch er sträubt sich noch, er mag nicht erwachen aus dem süßen Rausche erinnernder Träume.

Da dringt ein lauter Schreckensruf in sein Ohr, ein weiblicher Ruf: und sonderbar! war's denn nicht dieselbe Stimme, die eben noch jenes schmerzliche: „Ach, Sie Schaf!“ ihm zugerufen? Ist's Träumen? Ist's Wachen?

Doch er sah nichts von einer menschlichen Gestalt in seiner Nähe, nur etwas Anderes sah er, und nichts Erfreuliches: das Fahrzeug, das er im sicheren Hafen bestiegen, schwankte haltlos auf den Wellen des offenen Haffs.

Nun war das kiellose, hochbepackte Fahrzeug keineswegs gemacht für den Kampf mit Wetter und Wellen; es hüpfte und rollte schon jetzt bedenklich, eine geringe Verstärkung des Windes konnte den Heuthurm gar bald zu Falle bringen. Für jetzt blies er mäßig, doch unverdrossen, schräg vom Lande her und trieb den plumpen Kasten mit jeder Minute weiter in's Freie. Wie war es möglich, dies durchgebrannte Ungethüm in sein stilles Gefängniß zurückzuführen? Es gab weder Ruder noch Stange, noch irgend ein ähnliches Werkzeug im Bereiche der Hände, — oder doch vielleicht jenseits des Heuschobers im Hinterraum? Sehr möglich. Doch wie dorthin gelangen? Darüber hinweg zu klimmen, war mehr als gewagt, denn der Thurm mußte dadurch Ueberlast bekommen, und das Fahrzeug kentern; zu beiden Seiten aber stand das gepackte Heu so weit über den Bord hinaus, daß zu seiner Umgehung nur der Weg durch's Wasser frei stand. Was also thun?

Indem er noch sorgenvoll spähte, bemerkte er, aus dem jenseitigen Gebiete hervorragend, einen Gegenstand, den er dort am wenigsten erwartet hatte, nämlich einen weiblichen Sonnenschirm von großer Zartheit, der von einer höchst zierlichen Mädchenhand in rudernder Bewegung tief in's Wasser getaucht wurde.

Bei diesem Anblick überließ es ihn heiß und süß, und das Bedürfnis, den hinteren Schiffsraum zu durchforschen, wuchs sogleich zu unwiderstehlicher Stärke. Denn jene Hand wollte ihm bekannt erscheinen, und er gedachte der rufenden Stimme, die ihn erweckt hatte.

Nun gut; darüber hinweg ging es nicht, darum herum auch nicht; blieb die einzige Möglichkeit: d'runter durch. Und warum auch nicht? Schien doch der erst entwichene Traum selbst diesen Weg zu weisen.

Frisch machte er sich an's Werk, einen Stollen durch das Heu zu graben. Jung gewohnt, alt gethan. Bald steckte er mit dem ganzen Leibe in dem Schober und hatte gegründete Hoffnung, binnen Kurzem im jenseitigen Theile das Licht des Tages wieder zu erblicken.

Nun war es in der That der Fall, daß jenseits des Grenzwalles eine junge Dame ihren Aufenthalt genommen hatte und sich daselbst im Zustande äußerster Beängstigung befand. Diese Angst wurde aber jetzt über alle Grenzen getrieben durch ein neues Schreckniß unbekanntes Aussehens. Es ließ sich ein mähiges, aber sehr unheimliches Schuttern und Stoßen verspüren, gerade als ob sich noch etwas Anderes, Lebendiges auf dem Schiffe befände, wenn nicht etwa ein beschäfter Fisch von unten her den Boden beschlupperte.

Sie wurde blaß und legte das Ohr an den Heuschober: da blieb bald kein Zweifel mehr, daß jenes Ruden und Rascheln aus dem Innern desselben hervordrang. Es mußte also ein Thier da hinein gerathen sein, entweder aus Versehen, oder gar aus rohem Uebermuth von den Arbeitern hineingeworfen und zugebedt. Und zwar offenbar ein ziemlich großes und kräftiges Thier, nach der Stärke der Erschütterung zu schließen. Wahrscheinlich ein bissiger Schlächterhund, nunmehr durch die ihm widerfahrene Unbill zur rasendsten Wuth entflammt. Und leider war aus den schrecklichen Tönen leicht zu entnehmen, daß dieses Thier einen Ausweg nach ihrer Seite zu suchte und ohne Zweifel nur allzu bald finden würde.

Die Verzweiflung aber stählte ihren Muth; mit knirschender Entschlossenheit klappte sie ihren Schirm zusammen und hielt ihn hoch erhoben in der Rechten, mit der herben Absicht, das Ungethüm beim ersten Hervorbrechen durch einen entscheidenden Hieb mitten auf die Schnauze in die Flucht zu schlagen.

So stand sie wehrhaft und gefaßt, mit finster gespanntem Auge lauernd. Trotz aller gesammelten Tapferkeit aber perkten ihr doch die Thränen sachte aus den schönen Augen, und sie zitterte am ganzen Leibe. Es ist denn doch etwas Entsetzliches, einem besetzten Gottes-Geschöpfe mit einer messingbeschlagenen Schirmspitze auf die Schnauze hauen zu müssen.

Und nun kam der Augenblick, nun krabbelte es, nun kroch's hervor, weiß-röthliche Spitzen schimmerten, — waren das Hundepfoten? Nein. Die Schauer des Geheimnisses steigerten ihre Angst in's Gräßliche. Sie war nahe daran, in's Wasser zu springen.

Doch, was sich dann endlich an's Licht der Sonne rang, das konnte nichts Anderes sein, als der Rand einer preussischen Militär-Mütze.

Tief aufathmend trat sie einen Schritt zurück und harrete ruhiger der weiteren Enthüllung. Zum mindesten konnte sich kein Schlächterhund mit jenem Bekleidungsstücke geschmückt haben.

Und nun hob sich's auf, ein Kopf ward sichtbar und ein bärtiges Gesicht, glüthrot von der Arbeit, mit neugierigen, erkennenden, freundigen, bewundernden Augen.

Nur wenige Secunden verharrte Kurt in zaudernder Verlegenheit, dann sagte er mit kraftvoller Geistesgegenwart:

„Verzeihen Sie, mein gnädiges Fräulein, ich hatte nur die Absicht, Ihnen auf diesem Wege meinen leider lange veräumten Gegenbesuch zu machen. Mein Name ist noch immer Kurt von Rembol.“

Das Fräulein erröthete so tief, wie nur irgend denkbar, dann lächelte es ängstlich, dann lachte es, und dann streckte es dem Ankömmling mit gebändigter Befangenheit die Hand entgegen. Und er küßte, sie ergreifend, daß es jene weiche, runderliche, feingegliederte Hand war, auf die er einst den ersten hastigen Kuß gedrückt.

„Aber bitte, wollen Sie nicht näher treten?“ fragte sie jetzt mit einer schallhaft einladenden Geberde.

Mit einer letzten tüchtigen Anstrengung arbeitete er sich glücklich aus seiner Verpackung hervor, und, nachdem er sich ein wenig abgestäubt und mit möglichstem Anstande auf dem Heusitze neben ihr Platz genommen, erklärte er lachend die besonderen Ursachen seiner Anwesenheit.

„Und ich war hier im Heu eingeschlafen,“ entgegnete sie; „ich begreife nicht recht, wie mir das geschehen konnte; es muß an dem betäubenden Heugeruche gelegen haben.“

„Unzweifelhaft; ganz wie bei mir, obgleich ich nicht einmal recht weiß, ob ich wirklich eingeschlafen war. Auf jeden Fall aber habe ich, — sollten Sie vielleicht auch so seltsam lebensvolle Träume gehabt haben, wie ich?“

Sie bekam sich einen Augenblick. „Nein,“ sagte sie darauf ruhig, „ich habe wohl nicht geträumt. Ich träume überhaupt nur selten.“

„Es ist auch viel gescheidter, entweder ganz zu schlafen oder ganz zu wachen. Ich gehöre sonst auch mehr dieser tapferen Richtung an. Nur heute, — seit heute glaube ich an Ahnungen, oder richtiger, an ein besonderes Wahrnehmungs-Vermögen in die Ferne, einen geheimnißvollen Sinn, der nicht zu den groben Sinnen gehört, der seltener, aber stärker ist, als sie alle. Beweis: ich habe soeben mit unerhörter Lebhaftigkeit gerade von Ihnen, Fräulein Hersilie, geträumt, nachdem ich Sie doch seit so vielen Jahren nicht gesehen. Ich bemerkte schon, ich bin sonst kein Träumer.“

„Sonderbar ist das,“ versetzte sie nachdenklich, „und dann fast ebenso sonderbar, daß ich gerade heute auch nicht mit dem geheimsten Gedanken Ihre Nähe ahnte, während sonst doch zuweilen, so selten ich auch träume, — dafür hatte ich Sie aber im Wachen wahrhaftig gründlicher vergessen, als recht war! Das werden Sie mir leider glauben und, wenn möglich, verzeihen müssen.“

„Ach Gott,“ sagte er gemüthlich, „es lohnte sich auch gar nicht, an mich zu denken. Denn was ich inzwischen erlebt habe, ist so herzlich unbedeutend.“

„Oho!“ rief sie, „das ist aber eine merkwürdige Behauptung. Was sollte ich da erst von meinem Leben sagen? Ich habe doch immer still in unserem Nest gesessen und gar nichts gethan, als ein Büschchen gelesen und ein Büschchen musicirt: und doch erscheint mir dies Stückchen Leben zuletzt gar nicht so unbedeutend, — nämlich für mich. Und Sie dagegen sind so weit herum gewesen, erst in Ostpreußen, dann nach Berlin abkommandirt, dann in Mex., und nun wieder in unserer Gegend, — und was haben Sie an diesen Orten Alles durchgemacht! Sie haben für die drei Töchter Ihres Obersten der Reihe nach geschwärmt; Sie sind mit dem Pferde gestürzt und haben ein Bein gebrochen; Sie haben bei Hofe getanzt und in Höhen auch, beim Erntefest, — in letzteren Fällen häufiger in Civil; Sie waren so oft im Theater, im „Hannibal“ allein fünfmal; Sie haben einmal nach der Vorstellung mit Ophelia und mehreren reizenden Colleginnen soupirt; Sie haben sich einen Schnurrbart wachsen lassen; Sie haben mehrere vorzügliche Artikel für eine militärische Zeitschrift verfaßt; Sie haben unzählige Bowlen getrunken; Sie sind mehrmals im Jahre zur Kirche kommandirt worden; Sie haben einen kleinen Orden bekommen und einen kleinen Affenpinscher, der Ihnen leider gestorben ist: so viel haben Sie gelernt und so viel vergessen, und das dürfen Sie herzlich unbedeutend nennen?“

Er sah ihr völlig verblüfft in's Gesicht.

„Gnädiges Fräulein,“ stammelte er, „Fräulein Hersilie — Entweder Sie sind — — oder —“

„Entweder ich bin eine Heze, meinen Sie, oder —“

„Oder Sie besitzen jenen geheimnißvollen Sinn, der nicht zu den groben Sinnen gehört, und für den es keinen Namen giebt.“

„Und wenn es nun doch einen gäbe?“

„Dann bitte ich ehrerbietigst, ihn mir zu nennen.“

„Aber ich habe ja nicht gesagt, daß ich ihn kenne.“

„Aber Sie besitzen den Sinn in wunderbarer Stärke.“

„Und Sie etwa nicht? Ihr Traum im Heu?..“

„Fräulein Hersilie, ich glaube, wir kommen dem Namen näher: der Sinn muß einen engen Zusammenhang haben mit dem berausenden Heuduft.“

„Dann muß er sehr kurzlebig sein: das Heu wird bald von den Kühen gefressen werden.“

„Das ist das Los des Schönen auf der Erde. Das Heu vergeht, aber der Duft bleibt.“

„Wo sollte er wohl bleiben?“

Er sah sie mit einem schwärmerischen Blick an und sagte leiser:

„Denn er in meinem Herzen nicht in stiller Verborgenheit geblieben und heimlich weiter gewirkt hätte, wie konnte er dann heute den süßen Traum erzeugen?“

„Aber wie konnte er so lange verborgen bleiben, wenn er wirklich noch lebte?“

„Es giebt vielleicht ein geheimes Kämmerlein in unserer Seele, in das man jahrelang gar nicht oder nur in halb unbewußten, träumenden Wehestunden hineingeblüht hat, und das darum nur um so treuer einen heiligen Glücksschatz bewahrt hat, bis wir eines Tages die verborgene Thür wieder entdecken und mit seligem Staunen eindringen in vertraute Geheimnisse, — und diesmal war's der Heuduft, der mich auf den Weg dahin geleitet, der Heuduft und der von ihm erzeugte Traum.“

„Und was waren die Bilder dieses Traumes?“

„Ein so holdes Bild, daß ich keinen lieberen Wunsch kenne, als es zum Leben erwachen zu sehen, zu vollem, heißen Leben.“

„Das thun wohl Träume nie, oder sie werden dann bald mit dem Heu von den Kühen gefressen.“

„Aber der Duft bleibt. Wissen Sie auch, Hersilie, daß ich glaube, schon wieder zu träumen — oder noch immer?“

„Woher vermuthen Sie das?“

„So schön ist die Wirklichkeit nie.“

„Vielleicht nur für Den nicht, der sie nicht zu nutzen weiß,“ sagte sie mit gleichgültigem Tone, aber in ihren Augen blitzte eine helle Schalkheit auf, doch nur für eines Herzschlages Dauer. Rasch wandte sie dann den Blick hinweg und schaute stumm über das Wasser hinaus in's Weite.

Er aber saß und blickte verstohlen auf ihr feines Gesicht. Fast ward es ihm nun Ernst mit dem Glauben an einen Traum. So schön ist die Wirklichkeit nie.

Die Sonne brannte heiß vom Himmel hernieder, das Heu dustete. Die Haffwellen tanzten und spritzten und hauchten eine köstliche Kühlung. Ueber ihn kam es wie eine liebliche Lähmung. Er dachte an nichts, er wollte an nichts denken und nichts begehren, als den Duft zu athmen und sie anzublicken, die neben ihm saß, und mit ihr den Sonnenschein und die Erquickung zu theilen. Es schien ihm undenkbar, daß sie heute noch für ihn eine Halbfremde gewesen, sie, mit der er nun hier einsam und steuerlos über das Haff segelte, wider seinen Willen und wider ihren Willen, und so von Herzen glücklich, keinen Willen zu haben. Nein, er



kannte sie ja seit vielen Jahren, er war in all' den Jahren nie in Wahrheit von ihr getrennt gewesen; sie war ihm nahe geblieben, wie keine Andere: wie hätte er denn sonst mit ihr alsbald so vertraulich reden und, was mehr war, so vertraulich schweigen können?

Aber doch, die Vertraulichkeit hatte ihre festen Grenzen; über Schweigen und Träumen ging sie nicht hinaus. Wo war die Redheit, die er sonst gelernt im lustigen Sturme des Lebens? Vor ihr allein war er wieder ein Knabe, wie einst, der schwärmte und schwieg. Die langen Lehrjahre waren umsonst vergangen. Der Heudust hatte auch seine verlangende Kühnheit betäubt.

Sie aber zog zuweilen ihre träumenden Blicke aus der Ferne zurück und ließ sie flüchtig über sein schwärmerisch versunkenes Antlitz gleiten; und dann lächelte sie sehr leise und sehr glücklich.

Plötzlich rief sie lebhaft:

„Gott sei Dank, von Nordost her kommt ein Haffahn gerade auf uns zu, in einer halben Stunde muß er uns erreichen, dann heißen wir die Rothflagge, — meinen Sonnenschirm oder Ihre rothen Aufschläge, indem wir sie mit ausgebreiteten Flügeln oben auf den Heuschuber setzen. — jedenfalls, die Erlösung naht!“

„Die Erlösung, — leider,“ entgegnete er langsam, „aus dem köstlichsten Zauberbaum; die nüchterne Wirklichkeit tritt dann wieder an die Stelle des seligen Traumes. O, wie gern wäre ich ewig in diesem Gefängniß unerlöst geblieben!“

Sie streifte ihn erröthend mit einem verschmizten Blicke und hauchte kaum hörbar:

„Ja, dürfen wir denn das?“

Als er das hörte, schlug er sich kräftig mit der Hand vor den Kopf und murmelte:

„O, ich Schaf!“

Und dann beugte er sich vor, saßte sie stark in seinen Arm und küßte sie zehn bis hundert Mal auf die lachenden Lippen. Und in der ersten Pause, die sie ihm abringen konnte, flüsterte sie ihm zu:

„Und weißt Du jetzt den Namen des geheimnißvollen Jühlhimmels, der mir alle Deine Schandthaten offenbart hat?“

„Wenn es derselbe ist, der mich an unsichtbaren Fäden wunderbarlich bis auf's wilde Haff heraus an Deine Seite gelockt hat, dann heißt er —“

„Blos Heudust?“

„Vielleicht auch anders; was kümmert's mich! Ich will nun weder grübeln, noch träumen mehr, sondern die Gelegenheit und Dich entschlossen beim Schopfe nehmen.“

„Auch mich? Um Gotteswillen!“

Er that es aber doch, in des Wortes genauerer Bedeutung, und so mußte sie still halten und ihn wieder küssen, zehn bis hundert mal. Und dann lag ihr Köpfechen machtlos an seiner Schulter, und die Sonnenlichter tanzten um sie Beide her auf dem Wasser, und die Mittagsgluth sog den berauschenden Duft immer heißer aus dem schwimmenden Heu.

*Kachdruck verboten.*

**Poeta villam habet.**

Von Heinrich Seidel.

Ich weiß jetzt mit einem Male, weshalb es so eine ungeheure Ueberfüllung in der Literatur giebt und eine so unverhältnißmäßig große Anzahl von jungen Leuten sich schon frühzeitig dem ausschließlichen Poesiebetriebe zuwendet. Das Geheimniß hat sich mir plötzlich erschlossen, als mein Aeltester nach Sexta veretzt wurde und sich dort mit der geistlichen Turnübung des Latein-Erternens zu beschäftigen hatte. Einer der allerersten Sätze, an welchen er seinen Scharfsinn zu üben hatte, lautete: „Poeta villam habet.“ Wer nun weiß, wie rammelt sich dergleichen kurze und bedingungslose Aussprüche in das nachgiebige jugendliche Gedächtniß ein, unüberwältlich und unverwundbar, dem ist sofort Vieles klar. Eine der ersten Nachrichten, die er von diesem Berufe, der ihm bis dahin wohl ziemlich unbekannt war, erhält, ist, daß der Dichter ein Landhaus hat, selbstverständlich, freis, natürlicher Weise, denn es heißt nicht: Ein Dichter — oder dieser Dichter — nein; der Dichter hat ein Landhaus, und was ist natürlicher, als daß dem jungen Lateinschüler dieser Beruf für sein späteres Leben als ein wünschenswerther und einträglicher erscheinen wird. Denn so lang wird er im Laufe der Jahre bald, daß er einseht, es gehört Vermögen dazu, ein Landhaus zu besitzen, folglich, da jeder Dichter eins hat, so muß man durch den Poesiebetrieb doch höchst nette Einkünfte erzielen, den herzerquicklichen Ruhm und die schönen Vorbeerbträge mit Schleifen gar nicht gerechnet. Zu einem Landhause gehört ganz selbstverständlich (oder „selbstredend“, wie heutzutage Leute, welche für die deutsche Sprache nicht mehr Gefühl haben, als ein Holzhader, sich auszudrücken lieben) ein Garten, ja wohl gar ein kleines Wäldchen von allerlei poetischen Bäumen. Wie angenehm ist nun die Vorstellung, dort am frühen Morgen scandinavisch spazieren zu gehen und zur Abwechslung die Nase sinnend bald in ein Röslein, bald in eine Feuerlilie zu stecken, bald mit träumerisch verklärtem Dichterrange in die ziehenden Wolken zu schauen oder sich in den Anblick des fernem, dämmernden Horizontes zu vertiefen. Sodann begiebt man sich voller Inspiration in das behagliche Landhaus und schreibt, indem die Wäpfer von Schiller und Goethe wohlwollend auf den jüngeren Genossen herabblinden, auf sauberes, glattes Papier die reinlichsten Verse, welche nachher von begierigen Verlegern nicht mit Gold, nein mit Zwan-

zigmartschneien aufgewogen werden. Ja, das sind schöne Träume, aber es kommt ganz anders, und die Wenigen, welche ein Landhaus besitzen aus dem alleinigen Erwerb ihrer Schriften, kann man fast an den Fingern abzählen, wenn man die Zehen mit zu Hilfe nimmt. Da that dann der junge, irreführte Mensch, wenn er merkt, daß die Welt an Versen nur geringen Bedarf hat, und daß Theaterstücke, Novellen und Romane weit über den Verbrauch in den literarischen Confections-Geschäften hergestellt werden, einen fürchterlichen Fluch auf die lateinische Sprache, welche ihm das junge Haupt mit weissen Traumbildern füllte, und verfügt sich selbst als Comms in eine literarische Modenhandlung — oder die fromme Milch der Dichtkunst verwandelt sich in gährenden Drachengift, er geht unter die Kritiker und wird ein reisender Wolf, an welchem Niemand Freude hat, als diejenigen, welche augenblicklich gerade nicht zerrißen werden.

Aber Scherz bei Seite, — dieser kleine lateinische Satz hat wieder einige andere Gedanken bei mir hervorgerufen, welche mich schon so lange bewegen, als ich in Berlin bin, denn von dem Jahre 1866 ab, als ich ein Bewohner dieser Stadt wurde, schreibt sich ja die großartige und beispiellos schnelle Entwicklung dieses Ortes. Doch das ist ja Alles genügend bekannt, und die meisten Berliner sehen mit Stolz, wie eine grüne Insel nach der anderen, deren sich selbst in dem Kernpunkte der Stadt damals noch welche in Gestalt von großen Gärten befanden, verschwindet und scheußlichen Kasernen-Gebirgen mit dumpfen Lichtlöchern Platz macht. Er zeigt mit Genugthuung dem Fremden die oft recht prächtig überladenen und nicht immer wirklich schönen Paläste, welche in der Leipziger- und Friedrichsstraße einer nach dem anderen emporsteigen, und freut sich heftig an der Nähe und dem Wachstum seiner geliebten Stadt. Dies ist nun Alles gut und schön, denn es ist keinem zu verdenken, wenn er den theuren Grund und Boden im Mittelpunkt der Stadt so vortheilhaft ausnützt, als es möglich ist, und wenn einer lieber einen pomphaften Palast mit einer Schauffeite voll Gemälde, Obst, Karpatiden und aufgeregten Schnörkeln, als einen von schönen und edlen Verhältnissen haben will, so ist das seine Sache. Das Traurige aber ist, daß Berlin, wenige kleine vornehme Inseln ausgenommen, keine Vorstädte mehr hat, wie es früher war, wo die Stadt allmählig in Häuser und Häuschen, die im Grünen lagen. Nun, bei dem fürchterlichen und aufgeregten Wachstum schiebt es sich mit den gräßlichen, öden, fünfstöckigen, auf Speculation erbauten Miethskasernen an vielen Stellen direct in das freie Feld vor. Das ist herzbedrückend und trübselig, ganz besonders, wenn man an die Millionen armer Kleinen denkt, welche in diesem künstlichen Ameisenhaufen als Etagen-Kinder aufwachsen und von Gottes freier Natur so gut wie gar nichts kennen lernen.

Wenn ich mich da an meine eigene, bis zu dem neunten Jahre auf dem Lande und später in einer nicht zu großen, gartenreichen Stadt mit der schönsten Umgebung von Wäldern, Hügeln und Seen verlebte Jugend erinnere, so sage ich mir mit lebhaftem Danke gegen die Vorliebung: „Wie reich, wie unendlich reich warst Du, und wie arm, wie bettelarm sind diese Kinder!“ Noch wandelte ich oft im Traume durch den großen Garten des Pfarrhauses, wo ich geboren bin, von welchem Garten mir noch heute jeder der vielen Obstbäume und alle Steige und Winkel vor Augen stehen. Dort konnte man thun, was man wollte, in den Gebüsch Gärten bauen und Nestern, in denen man Obst zusammentrug, und ward einem der große Garten zu eng, so stieg man über den Zaun, da war das Feld mit mächtigen Gräben, deren Seiten mit unermesslichen Blumen oder mit Gebüsch bewachsen waren, und lebendige Hecken, die sich weithin zogen. Da gab es Vogelnester genug, denn die Vögel bauen gern in den Gebüsch, die von Kornfeldern umgrenzt sind, und ich erinnere mich heute noch genau der schauerlich-süßen Empfindung, die mir von den Fingerringen aus durch den ganzen Leib rieselte, als ich zum ersten Male in ein Vogelneft langte und die warmen Eier fühlte. Und das Feld ringsum begrenzte der Wald, der voll lauter Wunder und guter Sachen war, der im Sommer Beeren im Ueberflusse und im Herbst so viele Rüsse brachte, als man haben wollte. Da war Freiheit und Ungebundenheit überall und die Kinderseele nicht in tausend Rücksichten eingekerkert, wie bei jenen kleinen Wesen, die auf einer Berliner Etage groß werden, wo sie keinen Raum haben, sich auszutollen, und immer feier manierlich auftreten müssen, damit sich der Nachbar nicht beklagt. Sonst haben sie nur die Straße, aber dort ist Wagengerassel und Lärm, dagegen müssen sie mit dem kleinen Stimmlein aufschreien, um sich zu verständigen, und dadurch bekommen sie mit der Zeit jenes klanglose, krähende Hochfrequenz-Organ, welches so auffällig ist an vielen Berliner Kindern. Die etwas besser situirten Leute senden ihre Kinder zwar mit dem Mädchen in den Thiergarten, aber dort ist es doch auch nur so so. Auf den Rasen dürfen sie nicht treten, die Blumen dürfen sie nicht pflücken, und die Zweige dürfen sie nicht brechen. Sie dürfen immerzu „nicht“, und Alles um sie herum ist tabu und noch me tangere. Ich erinnere mich noch sehr genau, als ich zum ersten Male mit meiner Familie auf dem Gute meines Onkels eine längere Zeit mich aufhielt, der Sonne, welche meine Kinder erfüllte, daß sie nun Alles abspülen durften, nach dem ihr Herz begehrt. Als ich zum ersten Male mit ihnen an einen Feldrain kam, der in tausenden von Blumen prangte, da geriethen sie in einen wahren Nauch, daß diese herrlichen Schätze ihnen frei zur Verfügung standen, und wie der Marder, wenn er in einen Geflügelstall einbricht, vor lauter Nordwoone viel mehr umbringt, als er verzehren kann, so raubten sie viel mehr Blumen ab, als sie fortzuschleppen konnten.

Darum ist es erklärlich, daß Jeder, der es nur irgend schaffen kann, in den Sommer-Ferien hinauszieht mit seinen Kindern an die See, auf das Land oder in's Gebirge. In diese wenigen Wochen drängt sich für die meisten dann der innigere Verkehr mit der Natur zusammen. Aber sie sind auch dankbar dafür, die Kleinen, und außer Weihnachten bildet die Sommerreise den höchsten Lichtpunkt in ihrem Leben.

Nun konnte aber Vieles besser sein in Berlin, wenn seine Bewohner ein wenig mehr centrumstüchtig wären. Andere große Städte, vorzugsweise London, die allergrößte, haben sich nicht nach dem System der Miethskasernen, sondern nach dem des Einfamilien-Hauses entwickelt. Das sieht zwar lange nicht so pomphaft aus, ist aber hundertmal gesünder, geistig und körperlich. Auch die größeren Städte in Norddeutschland, welche im Bereiche des eigentlichen alten Sachsenlandes liegen, wie z. B. Hamburg, Bremen, Hannover und Braunschweig, haben sich in dieser Hinsicht viel günstiger entwickelt. Es ist überhaupt ein echt alsächsischer Zug, allein in seinem Hause zu wohnen, und hat sich ja auch bei den angelsächsischen Engländern erhalten. Das Gehöft des zum Sachsenstamme gehörigen

Bauern liegt allein, denn die enge Gemeinschaft mit Nachbarn ist ihm fatal. Am schärfsten ist diese Eigenschaft jetzt in Süd-Afrika ausgeprägt, wo der dicke Bur sofort anfängt zu „troden“, wenn ihm die Gegend zu bevölkert wird.

In Berlin giebt es im weiteren Umkreise einige Kolonien von Einfamilien-Häusern, welche zur Größe der Stadt in keinem Verhältnisse stehen. Sie liegen in freundlichen Gärten, haben Licht und Luft und Tummelplätze für die Kinder, und ihr Anblick thut dem Auge und dem Herzen wohl. Aber die große Mehrzahl der Berliner von denen, die ebenso wohnen könnten, haben keinen Sinn dafür und ziehen es vor, nomadisch von einer Miethswohnung in die andere zu ziehen. Sie haben kein Heim und entbehren es auch nicht. Goffen wir, daß zum Wohle der Kinder besonders bald eine Aenderung eintritt. Denn so Mancher könnte im eigenen Hause wohnen und in seinem eigenen Garten Obstbäume pflanzen und seinen Kindern eine andere Jugend verschaffen, der nur aus Bequemlichkeit und dem alten Vater Schlandrian zu Liebe sich nicht dazu aufschwingt. Und wie schon ist nicht die Empfindung, von einem Fleck Erde, sei er auch noch so klein, sagen zu können: „Das ist mein!“

Mein Freund Trojan hat das hübsch ausgesprochen in einem kleinen Gedichte, welches beittelt ist:

Das Beste.  
Von Allem das Best'  
Ist ein Herz, heiter und fest,  
Ein gesunder Leib,  
Ein liebes Weib  
Und ein klein' Eigen!  
Wer das hat, mag sich freu'n und schweigen.

*Kachdruck verboten.*

**Der Schmetterling.**

Ein Märchen von Helene von Gökendorff-Grabowski.

„Nur diesen hübschen, bunten Schmetterling  
Auf meinem Kissen, Norbert!“

„Er ist todt.“

„Nein, — er ist nur verschmacht. Ich will ihm einen Tropfen Ruderwasser zu trinken geben, weil ich denke, daß das seinem Blumen-Nectar am ähnlichsten ist, — und ihn dann in den Garten tragen.“

„Es ist Herbst, Elschen: schon blüht fast keine Blume mehr, da müssen alle Schmetterlinge sterben,“ sagte der weise Bruder Student.

„Allerdings. Aber sie sterben dann nicht in der Gefangenschaft, aus Mangel an Licht und Luft, sondern weil ihre Zeit um ist, nach Gottes Willen.“

Und siehe da: als die kleine Else ihren Falter in den Garten getragen und sorglich auf eine blasfroste Aker gebettet, kam langsam wieder Leben in seinen zarten Körper, — und als die Sonne ihn ein Weilchen beschienen hatte, regte er, wie aus schwerem Traume erwachend, die Schwingen, wiegte sich secundlang dicht über Else's blondem Haupte und flog dann lustig durch die frische Morgenluft davon.

„Siehst Du wohl, Norbert, daß ich Recht hatte?“ sagte das kleine Mädchen glücklich lächelnd. „Vielleicht ist sein Leben in einer halben Stunde vorüber, aber dann stirbt er doch in der Freiheit, wie alle seine Brüder.“ Der Bruder Student gestand seine Niederlage zu. „Komm in's Zimmer, kleine Weisheit,“ sagte er dann, sein Schwesterlein zärtlich umschlingend. „Du bist so leicht gekleidet, und es geht ein starker Wind.“ Die kleine Else war nämlich von sehr zarter Gesundheit und mußte sorglich gehütet werden; dazu that Jedermann das Seine, denn sie hatten das immer freundliche und fröhliche Kind Alle herzlich lieb. Nachmittags, als Else eine kleine Siesta auf dem Divan im Gartenzimmer hielt, kam ganz plötzlich der bunte Falter zu Besuch. Das Fenster stand nur wenig auf, er fand aber den Weg dennoch und flog bis dicht an ihr Lager. Sie erwachte eben und war gar nicht erstaunt, ihren Fliegling wieder zu sehen; sie erkannte ihn sogleich an den Purpurflammen auf den Schwingen und dem goldenen Flügelraum, nickte ihm vergnügt zu und sagte: „So lebst Du also noch? Das freut mich und wird auch Norbert freuen.“

„Ich danke Dir mein Leben, kleine Else,“ erwiderte der Schmetterling. „Zwar muß dasselbe jetzt naturgemäß erlöschen, aber, — Du hast sehr recht: es ist ein anderes, in der Freiheit sterben und nach Gottes Willen. Ein solcher Tod schmerzt uns Schmetterlinge nicht. Und es giebt dann auch für uns ein Ausersehen. Im Winter wirst Du nichts von mir hören, kleine Else, aber sobald der Frühling da ist, siehst Du mich wieder, und ich will Dir dann, wenn Du magst, diese bunten Flügel leihen, welche Dir so gefallen.“ Die kleine Else klatschte in die Hände. „O, das wird lustig sein, liebster Schmetterling! Thue das doch nur ja! Mir ist das Gehen oft recht beschwerlich, und manchmal bin ich so müde, daß ich tagelang nicht nach meinen lieben Blumen sehen kann. Kommst Du auch gewiß wieder und hältst Dein Wort?“

„Gewiß, meine kleine Lebensretterin,“ sagte der Schmetterling und flog schnell davon, denn die Thür öffnete sich, und Elschens Mutter trat in das Zimmer. „Hast Du gut geschlafen, mein Kind?“

„Ja, Mama, — und ich habe auch Besuch gehabt. Höre nur.“

Die Mutter schüttelte aber bei Elschens Erzählung den Kopf und versuchte zu lächeln, während ihre Augen voller Thränen standen. Auch Bruder Norbert that sehr ungläubig. „Du hast geträumt, kleine Märchenprinzessin,“ sagte er. „Dein Traum ist aber sehr lieblich, das gesteh' ich!“

Elschen wußte es besser; sie schwieg und dachte: wenn der Frühling kommt, werden sie es schon sehen.

Der Winter brachte recht schwere Zeit für das kleine Mädchen. Es fühlte sich matt, mußte häufig das Zimmer, bisweilen das Bett hüten, und der Arzt sprach davon, die Eltern sollten mit dem Kinde, sobald seine Kräfte es gestatteten, gen Süden ziehen. Die Kräfte gestatteten es aber immer nicht. Und so ging der Winter vorüber. „Nun gehe ich schon nicht fort. Nun kommt der Lenz und mein Schmetterling,“ sagte Elschen, die immer heiter und immer geduldig war. „Wenn es dann warm wird und die Knospen aufbrechen, habe ich Flügel.“

Eines Tages brachte Bruder Norbert etwas aus dem Garten mit herein in einem kleinen Schachtelwedel. Es war eine eingesponnene Schmetterlingspuppe. „Bewahre sie gut auf,“ sagte er halb scherzend, — „vielleicht schlummert Dein bunter Falter darin seiner Auferstehung entgegen.“





Sommerabend in Norwegen. Von Smith, N. O. — Siehe Seite 111.



Nun hatte Elschen eine große Freude an dem runden, bewegungslosen Dinge, hütete es ängstlich und schaute alle Stunden danach; es wollte so lange nicht lebendig werden. Schon stand der Garten in Farbenpracht. Man trug die kleine Kranke hinaus in die Sonne, und sie blickte sehnsüchtig umher und seufzte: „Wenn doch nun mein Schmetterling kommen und mir seine Flügel leihen wollte! Ich muß so notwendig nach meinen Auzifeln sehen, — und was die Rosenknospen an der Hecke machen!“ Dann nahm Bruder Norbert die kleine Else in die Arme und trug sie ein Weilschen umher, es ward ihm aber sauer; später, wenn sie neben ihm herliegen könnte, würde es besser gehen.

Eines Tages erlaubte der alte Hausarzt es nicht, daß man Else in den Garten trug. „Sie hat Fieber,“ sagte er und schrieb etwas auf, was aus der Apotheke geholt werden sollte. „Fieber? Was ist denn das?“ fragte das kleine Mädchen. „Mir thut wirklich nichts weh, Mama, sich nicht so traurig aus. Ich sah heute den ersten Schmetterling und bin gewiß, auch der meine kommt nun bald. Morgen, am Osterfest, kann ich vielleicht schon durch unseren Garten fliegen. Dagegen wird der Doctor doch nichts einzuwenden haben?“

Der Schmetterling kam wirklich. Er kam gegen Abend, als die Mutter am Bette Elschens gerade ein wenig eingeschlummert war. „Bist Du bereit?“ sagte er. „Und willst Du Dich nicht fürchten, wenn es ein Bißchen hoch über den Garten hinausgeht und ein Bißchen lange dauert?“

„Gewiß nicht, wenn ich Mama und Norbert und die Anderen wiedersehe!“

„Du wirst sie wiedersehen!“ entgegnete der Schmetterling freundlich. Und nun schienen seine Schwingen zu wachsen und sich von seinem Körper abzulösen.

„Mama, Mama!“ rief Else und langte nach der immer nahen, immer hilfsbereiten Mutterhand, — „der Schmetterling ist da. Ich soll es nun mit seinen Schwingen versuchen. Müdest Du mich ein bißchen halten?“

„Mein Liebling, — Du träumst!“

„Nein, sieh doch nur, Mama, wie groß er jetzt wird, — und seine Schwingen sind nun so glänzend, wie aus Sonnenstrahlen gesponnen!“ Und dann lachte die kleine Else sehr fröhlich, denn der Schmetterling sagte soeben: „Sie passen wie angegossen! Du bist wahrlich dazu bestimmt, Schwingen zu tragen, — Du sollst niemals wieder so mühselig über die Erde kriechen, wie bisher.“ Nun fühlte sich Elschen leicht und sanft emporgehoben, nun schwebte sie über der Mutter und dem mit einem Buche bei der verbleibenden Lampe sitzenden Norbert, jetzt über dem Garten, der abendlich stark duftete. Es war schön anzusehen, wie am dunkelnden Himmel ein Sternlein nach dem anderen angezündet wurde. „Nun, wie fühlst Du Dich?“ fragte der Schmetterling, der jetzt unsichtbar neben ihr herzugleiten schien.

„Herzlich! So leicht, so wohl, wie nie! Ich danke Dir, Du guter Schmetterling!“ Das sagte Elschen ganz laut, — und nun ging es höher, immer höher hinauf — — —

Am folgenden Tage geriet dem Studenten die Schmetterlingspuppe in die Hände. Sie war leer! Leer wie jene dort, welche auf dem weißen Lager ruhte und die freundliche Gestalt seiner kleinen Else trug. „Aufstanden! Zum Himmel aufgeflogen!“ sagte er vor sich hin, und es mischte sich in sein heftiges Weh eine plötzliche, tiefe Trostempfindung. Er wird

niemals einen Frühling durchleben, ohne daß dieser lebendige Osterrost sich lind auf sein, im Erinnerungschmerz aufzudeckendes Herz legt. — niemals einen Schmetterling sehen können, ohne daß es ihm ist, als bringe derselbe Grüße von der erlösten, zum Licht emporgeflogenen Seele seiner kleinen Else, — Grüße aus dem Lande, in welchem ein ewiger Frühling herrscht.

Nachdruck verboten.

Aus der russischen Damenwelt.

Petersburg, Anfang Juni.

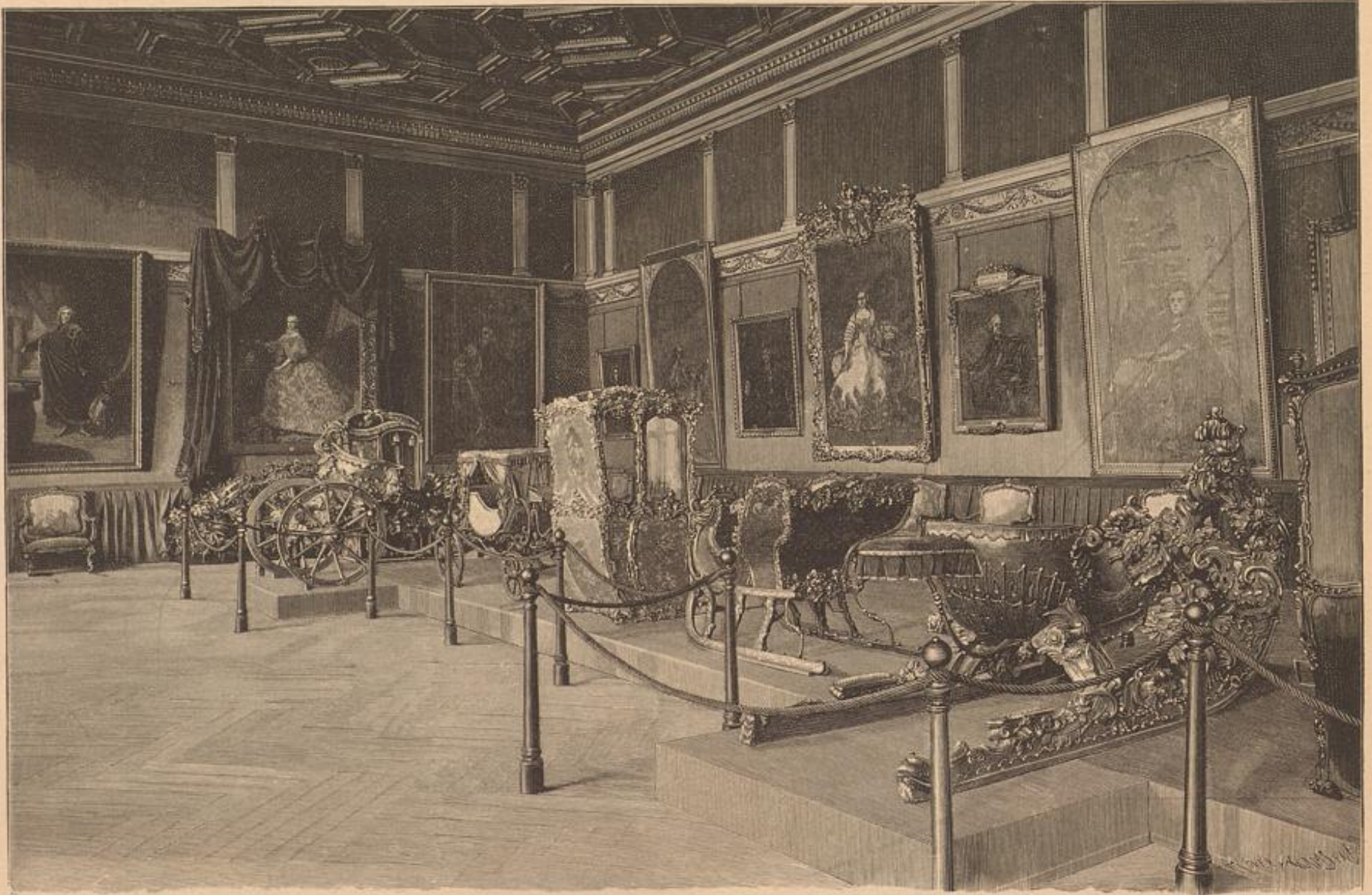
Adem mit der Berliner und der Petersburger Gesellschaft vertrauten fällt es auf, eine wie viel größere Rolle die vornehme Frau in Petersburg spielt als in Berlin. In Berlin lebt sie im Allgemeinen gemäß der Lebensstellung ihres Mannes; dessen amtliche oder dienstliche Gesichtspunkte sind auch die ihrigen; sie wählt sich im Großen und Ganzen den dem Amtsbereich ihres Mannes entsprechenden Umgang, und meistens ist es der Mann, welcher in dieser Beziehung den Ausschlag giebt. Auch bei Veranstaltung von Gesellschaften jeder Art ist im Allgemeinen die Meinung des Mannes maßgebend. Mit einem Wort, die Stellung der Frau tritt in der Regel hinter der des Mannes zurück.

In einem vornehmen Petersburger Hause ist es beinahe ausnahmslos die Frau, welche in gesellschaftlicher Beziehung die Hauptrolle spielt und hinter der der Mann in allen jenes Gebiet streifenden Fragen zurücktritt. Die Lebensauffassungen der russischen Frau jener Kreise sind auch andere, als die der deutschen. So spielt zunächst die dienstliche Thätigkeit des Mannes in diesen eine nur sehr geringe Rolle. Alle jene den Mann beschäftigenden persönlich-dienstlichen und amtlichen Fragen, denen die deutsche Frau mit größter Aufmerksamkeit folgt, lassen die russische ziemlich gleichgültig. Die in der großen Welt verkehrende russische Frau bildet sich ihren Bekanntenkreis ganz nach eigenem Geschmack, wobei sie sehr wenig der Dienstgefährten ihres Mannes gedenkt, es sei denn, daß ihr Dieser oder Jener besonders zusage. Unbekümmert um ihren Mann, fordert sie, ganz nach eigenem Ermessen, Persönlichkeiten auf, sie an ihren Empfangstagen zu besuchen. Der bei den Empfängen niemals anwesende Mann erfährt nur zufällig davon, wenn seine Frau ihm später sagt: „Du mußt dem K. einen Gegenbesuch machen, er war gestern bei meinem Empfange.“

Da nun die Geselligkeit nur in oberflächlichem Zusammenhange mit dem Dienstbereiche des Gatten steht, so erstreckt sie sich auf die verschiedensten Kreise. Man kann in Petersburg in dem Hause eines Offiziers, Ministers, hochgestellten Diplomaten, Hofwürdenträgers, Offizieren aller Grade und Künstlern begegnen, selbst auch Mitgliedern der kaiserlichen Familie. Im Salon einer vornehmen Frau spielt der Rang nur eine geringe Rolle; weit entscheidender ist, wie der Gast zum Hofe steht, ob er in den großfürstlichen Häusern verkehrt, zu den kleinen Välden im Anischowolais beim Kaiserpaar eingeladen wird, ob er selbst ein vornehmes

Haus macht, Einfluß besitzt, oder, was oft noch wichtiger, sich mächtiger Fürsprache erfreut. In solchem, aus Persönlichkeiten aller gefellig-vornehmen Klassen gebildetem Kreise, befindet sich die vornehme russische Frau an ihrem wahren Plage. Sie versteht es vortrefflich, die Unterhaltung der Gäste zu beleben, jeden durch ihre Liebenswürdigkeit zu fesseln, auch, wenn sie gerade die geeignete Persönlichkeit findet, Dieses oder Jenes für ihren Mann oder etwaige Schützlinge durchzusetzen. Im Allgemeinen steckt ja wenig hinter jener Liebenswürdigkeit, aber sie verfehlt niemals ihren Eindruck auf die menschliche, namentlich die männliche Eitelkeit, besonders, je höher die Stellung der betreffenden Dame ist. So erinnere ich mich eines an und für sich ganz unbedeutenden Borganges bei der vor einigen Jahren verstorbenen Gräfin Protassow, der Oberhofmeisterin der hochseligen Kaiserin, mithin, nach hiesiger Anschauung, der ersten Dame der Gesellschaft, nach denen der kaiserlichen Familie. An einem Empfangstage der Gräfin war ein junger Mann anwesend, dem man bei seinem Eintritt in die zahlreich versammelte Gesellschaft sofort den Provinz-Bewohner anmerkte. Er schritt auf die alte Gräfin zu, die ihn, wie alle Gäste, mit ihrem wirklich bezaubernd liebenswürdigen Lächeln begrüßte und ihm die Hand reichte, die er ehrerbietig küßte. Darauf entschuldigte er seinen Vater, daß dieser so sehr lange nichts habe von sich hören lassen, aber die Verhältnisse auf den Gütern zwängen ihn zu längerem Aufenthalt dafelbst u. s. w., kurzum eine für solchen Empfangstag viel zu lange und unständliche Entschuldigung. Die Gräfin entgegnete ihm freundlich: „Bitte setzen Sie sich zu mir und erzählen Sie mir recht viel von Ihrem Vater; sagen Sie ihm, ich sei schon lange böse auf ihn, daß er mich so vernachlässigt und verzeihe ihm nur, weil er mir jetzt den Sohn statt seiner geschickt.“ Der junge Mann setzte sich in jener bekannnten Haltung schüchternen Reulinge auf den vordersten Rand eines jener leichten Stühle, wie man sie in den Räumen von Damen findet, hielt den Hut über den Knien und begann von den schwierigen, die Anwesenheit seines Vaters erfordernden Verhältnissen zwischen Gutsbesitzern und Bauern zu erzählen, schilderte die Gesundheit seines Vaters als ganz vortrefflich, nur mache sich manchmal ein böser Rheumatismus geltend, und wurde endlich in dieser, für den Augenblick viel zu breiten Erzählung durch neuen Besuch unterbrochen, dem sich die Gräfin widmen mußte. Ich glaube nach alledem wirklich, daß der besagte rheumatische Vater ein guter Bekannter der Gräfin sei. Wie erstaunt war ich aber, als, nachdem der junge Mann sich empfohlen, die Gräfin sich an ihren, hinter ihrem Leduhuhl stehenden Lieblingsneffen, wie immer auf Französisch, mit der vornehm-nachlässig hingeworfenen Frage wandte: „Sage mir, mein lieber Michael, wer war eigentlich jener junge Mann, der mir so viel von seinem Vater erzählte? Ich habe weder von dem Einen, noch von dem Anderen eine Ahnung.“

Es sind aber nicht bloß liebenswürdige Redensarten, mit denen die vornehme russische Frau die Gäste abpeist, sondern ihre Unterhaltung ist wirklich höchst anregend. Sie liest die neuesten Erzeugnisse der Literatur, namentlich der französischen, bejudt alle Neuheiten im Schauspielhause, der Oper und dem Ballet, alle Gemälde- und Kunstausstellungen, ist häufig selbst in irgend einem Fache Künstlerin und versteht auf das Angenehmste, über Derartiges zu plaudern. In erweiternder Weise bespricht sie wohl auch gesellschaftliche Vorkommnisse, ohne je-



Aus der Maria-Theresia-Ausstellung zu Wien. — Siehe Seite 111.



doch durch eine böse Zunge geistreich erscheinen zu wollen, und wagt sich wohl auch hier und da, nicht ohne Erfolg, an die Politik. Man wird in der vornehmen russischen Gesellschaft wenig unglückliche Ehen finden, dagegen viele gleichgiltige. Solche wahrhaft innige Ehen, in denen beide Ehegatten in einander und in ihren Kindern aufgehen, findet man hier, namentlich in den vornehmen Kreisen, nur höchst selten. Selten findet man es aber auch, daß der Ehemann die Frau manniert; häufiger jedoch, daß er nicht jene Stellung einnimmt, die ihm als Hausherrn zukommt. Nur allzu häufig übersteht die vornehme Russin ihren Mann, was man von Deutschen nur ausnahmsweise sagen kann. Aber allerdings stehen die, im Kampfe des Lebens, in steten geistigen Fortschritten und in treuer Pflichterfüllung gestählten deutschen Männer auch auf einem anderen Standpunkte, als die russischen Lebensmänner. Mit ihnen würde eine russische Frau nicht so leichtes Spiel haben.

## Verschiedenes

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Das Maria-Theresia-Denkmal in Wien von Kaspar von Zumbusch. Siehe das Bild, Seite 105. — Am 13. Mai wurde in Wien in Gegenwart des Kaisers und der Kaiserin von Oesterreich und fast des gesamten kaiserlichen Hauses, — es waren mehr als sechzig Erzherzöge und Erzherzoginnen erschienen, — das Denkmal der Kaiserin Maria Theresia enthüllt, an dessen Vollendung Professor Kaspar von Zumbusch seit zwölf Jahren seine ganze Kraft gesetzt hat. Für das österreichische Herrscherhaus hat die Kaiserin Maria Theresia eine besondere Bedeutung als letzte Habsburgerin und als Eltermutter des regierenden Hauses Habsburg-Lothringen, und im österreichischen Volke ist die Kaiserin, die in Wahrheit sich als eine Mutter ihres Volkes fühlte, unvergessen. So ist es selbstverständlich, daß nicht nur der Hof und die offizielle Welt sich an der Enthüllungsfest betheiligte, sondern daß dieselbe zu einem Volksfeste im edelsten Sinne sich gestaltete, an dem auch die breiten Massen der Bevölkerung aus innerstem Herzensdrange theilnahmen. Galt es doch auch gleichzeitig, dem geliebten Wien, auf dessen Verschönerung in den letzten Jahrzehnten Riesensummen verwandt worden sind und auf das jeder Oesterreicher mit Recht stolz ist, einen neuen Edelstein in den stolzen Kranz seiner Pracht-Paläste, historischen Sehenswürdigkeiten und Denkmäler der Kunst einzuverleiben. Auf dem prächtigen Platze zwischen den beiden Hofmuseen, einem der schönsten der Welt, erhebt sich das Denkmal der Kaiserin Maria Theresia in überwältigender Größe und erhabener Einfachheit. Die Kaiserin ist sitzend dargestellt, in der Linken das Scepter haltend, die Rechte wie segnend über das Land breitend, dem sie ein Segen war. Wohnten doch als lebendige Zeugin ihrer landesmütterlichen Fürsorge die Jünglinge aller derjenigen Stiftungen der Enthüllungsfest bei, welche die Kaiserin in's Leben gerufen und die noch heute blühen: das Theresianum, die Wiener-Neustädter Militär-Akademie, das Offiziers-Studien-Institut in Hernals, die Orientalische Akademie, die Technische Militär-Akademie, das Josephstädter Civil-Mädchen-Pensionat und das kaiserliche Kaiserhaus. Um den Sockel aber, auf dem Maria Theresia thronet, hat Meister Zumbusch allen denen ein Denkmal gesetzt, deren Namen mit dem unvergänglichen der Kaiserin in alle Zeiten verknüpft sind: Kauniz, Rhevenhüller, Laudon, Lichtenstein, Starbemberg, Daun, Haugwitz, Kadachy, Bruckenthal und Andere. Der Künstler, der mit solcher Freude und von allen Seiten beglückwünscht auf sein Werk blühen durfte, nachdem die Hüllen gefallen, Professor Kaspar von Zumbusch, ist in dem westfälischen Städtchen Herzberg am 23. November 1830 geboren. Die Hauptgestalten der Wagner'schen Opern, welche er für König Ludwig von Baiern in Marmor ausführte, das Denkmal Königs Maximilian II., das Siegesdenkmal in Augsburg, das herrliche Beethoven-Monument in Wien sind reiche Früchte seiner künstlerischen Thätigkeit, die dem Maria-Theresia-Denkmal vorausgingen und den Künstler zu Ansehen und Ehren brachten. Gegenwärtig ist er mit dem Modell des Kadachy-Denkmal beschäftigt, das vor dem Justiz-Palast am Ring zur Aufstellung gelangen soll. Mit rastloser Energie und unermüdblichem Fleiße arbeitet er weiter, — ein echter Westfale, trotzdem er in dem schönen Wien seine zweite Heimath gefunden hat.

Sommerabend in Norwegen. Von Smith-Hald. Siehe das Bild, Seite 109. — Der tief einschneidende Fjord wird kaum von einem Lüftchen gekräuselt, unbewegt hängen die zum Trocknen aufgespannten Netze, mit schlaffen Segel liegen die Küstenfahrzeuge vor dem Winde. Es ist still ringsum, nur die Wöbe schießt freischend über das Wasser. Ein leises Plätschern, wenn die Fischerfrau oder ihr Bubbe einen Fisch an der Fangschnur spüren und ihn blüchsnell aus der klaren Fluth an die Oberfläche befördern, aber Worte werden nicht viele von den Beiden gewechselt. Die Norweger sind ein wortlanger Menschenschlag; sie grübeln viel, aber sie sprechen wenig.

## Kunstgewerbliches

Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche gesetzlich geschützt sind.

Die Maria-Theresia-Ausstellung im Oesterreichischen Museum zu Wien, II. — Der größte Reiz unserer Ausstellung, vom künstlerischen Standpunkt betrachtet, liegt wohl in den kleinen Arbeiten der Goldschmiedekunst, die nicht minder in großer Fülle wie außerordentlicher Schönheit der Arbeit vorhanden sind. Man muß aber auch sagen, daß die Kunst des achtzehnten Jahrhunderts in keinem Zweige höher steht, als in diesem; hier haben Kunst und Industrie vereint Leistungen hervorgebracht, welche, unabhängig vom Zeitgeschmack, ihren Werth auf immer behaupten werden. Wenn die Mode über Rococo, Louis XV. und Louis XVI. einmal wieder hinweggegangen sein wird, werden diese kleinen Gegenstände des Gebrauchs, die Dosen, Bonbonnières, Notizbüchlein, Nadelbüchlein, Näh-Crüs, Kästchen und Schächtelchen, Scheren und Messer, Medaillons, — auch die Fächer mit der überaus zierlichen Arbeit der durchbrochenen

Gestelle müssen wir dazu rechnen, — noch immer ihren hohen Werth behaupten. Wer für die Kunst des Kleinen, Feinen und Eleganten Sinn hat, für die Kunst, welche für die schönsten Hände arbeitet, der wird auch fort und fort an diesen Arbeiten von tadelloser Technik und Vollendung Vergnügen empfinden.

Einzelnes aus der Fülle des Dargebotenen herauszuheben, ist schwer, wenn man Niemandem Unrecht thun will, doch können wir, schon um der ehemaligen Besitzerin willen, nicht übergehen, was die kaiserliche Schatzkammer gesendet hat; Alles Gegenstände, die mit der Kaiserin Maria Theresia in enger Beziehung gestanden: ein paar wundervolle Dosen, Schmuckschleifen, Uhren, Ringe, die Orden, welche sie getragen, und anderes mehr.

Der kaiserliche Schatz hat auch das Beste gesendet, was an größeren Werken der Goldschmiedekunst vorhanden ist: mehrere silberne und vergoldete, von Figuren getragene Armleuchter, ein goldenes Thee-Service und ein goldenes Toilette-Geräth, insbesondere aber einen goldenen Tafelaufsatz in Form eines durchbrochenen, mit goldenen Kränzen behängten, mit Porzellanblumen gefüllten Korbes, ein Werk feinsten Arbeit und zierlichster Composition.

Das Mobiliar fällt mit verschiedenem Geräth die Kabinette eines Saales im oberen Stock, und zwar mit anderen Gegenständen des vornehmen Hausraths so vereinigt, daß sich ein Bild harmonischer Einrichtung ergibt. Es ist das Gleichzeitige und Gleichartige so zusammengestellt, daß man von einer Stilart des achtzehnten Jahrhunderts zur anderen, wie sie geschichtlich einander gefolgt sind, vorrückt. Man beginnt mit dem eigentlichen Rococo und endet mit Gegenständen, die schon dem Empire-Stil nahe stehen. Alle diese Prachtmöbel des achtzehnten Jahrhunderts entstammen fast sämmtlich den Palästen der alten österreichischen Familien, der Raar, Liechtenstein, Schönborn, Schönburg, Esterhazy, Walterskirchen, Metternich u. A., sowie dem Reichshofischen Besitz.

Einiges wenige Mobiliar aus dem Besitz des Hofes geht auch direkt auf die Kaiserin Maria Theresia zurück; interessanter aber ist ihr vergoldeter Wagen, den sie bei den Piruthschaden lenkte, und ihr gleichfalls vergoldeter Schlitten, beide in Nuschelform mit überwiegendem Reichthum geschmückten Rococo-Ornamentes. Ein großes Bild, das zur Seite hängt und eine Schlittenfahrt der hohen und höchsten Herrschaften im inneren Burghof darstellt, zeigt lauter Schlitten dieser Art und dazu die Pferde mit überaus reichen, in Gold und Silber gestickten Decken verhüllt, überhaupt Herren und Damen, Kutscher und Diener und Käufer, die jeden Schlitten begleiten, mit einer Pracht der Kostüme, der Livreen, denen unsere Zeit nichts Aehnliches an die Seite zu stellen hätte.

Diese Herren und Damen der kaiserlichen Familie und des Theresianischen Hofes, wie sie hier auf dem Schlittenbilde sich befinden und alle mit Namen genannt sind, sehen wir noch einmal und zum Theil des Oesteren aus jener Fülle lebensgroßer Portraits, sei es in ganzer Gestalt, sei es in Brustbildern, wie sie unsere Ausstellung in so außerordentlicher Weise zusammengebracht hat. Sie bedecken die Wände aller vier Säle. Wer betrachtet nicht mit Vergnügen die große Kaiserin selber, ihre Eltern, ihren Gemahl, ihre Kinder, den Kaiser Joseph, den großen Staatskanzler Kauniz, den Schöpfer der österreichischen Artillerie und den Gründer der Liechtenstein-Gallerie, den Fürsten Wenzel Liechtenstein, die großen Feldherren Oesterreichs, Daun, Laudon, Lachy, die Herren und Damen am Hofe der Kaiserin und ihres Sohnes Joseph! Wir sehen auch Wiener Künstler und Schriftsteller dieser Zeit, von Schuppen, Quadal, Blumauer, Gluck u. A. Auch bedeutende Persönlichkeiten der Fremde haben sich eingefunden, z. B. die Kaiserin Katharina II., Ludwig XV. und die Marquise von Pompadour.

Die meisten dieser Portraits können freilich nicht auf großen Kunstwerth Anspruch machen; es sind aber doch eine ganze Reihe darunter, welche völlig auf der Höhe der Zeit stehen, so ein Portrait der Kaiserin selbst aus einer noch ziemlich jugendlichen Epoche von der Hand des Schweden Meyens, aus dessen Wiener Schule noch eine Reihe anderer Portraits stammen.

Es ist durchweg eine vornehme Welt, die sich hier nach einem vollen Jahrhundert einmal Rendezvous gegeben hat. Aber auch das Volk kommt zu seinem Rechte. Freilich, Portraits, Prachtmöbel und andere Kostbarkeiten sind es nicht, durch welche es vertreten ist, wohl aber geschieht es durch eine große Zahl von Kupferstichen, welche Scenen und Begebenheiten des Wiener Lebens im achtzehnten Jahrhundert darstellen, Festlichkeiten, Aufzüge, Fahrten zu Lande und auf der Donau, Schauspiele, Thierhefen, selbst Caricaturen, wozu ja die Kostüme des achtzehnten Jahrhunderts, erst die gewaltigen Reifröcke, dann die ellenhohen Frisuren verlockende Anregung boten. In dieser reichen Collection zeitgenössischer Kupferstiche und Zeichnungen, zu deren Entfaltung kaum noch Raum vorhanden war, liegt ein weiteres culturgeschichtliches Moment, das erläuternd den Gegenständen selber zur Seite tritt und so diese Ausstellung wahrhaft als ein Bild der Theresianischen Zeit erscheinen läßt, wie es beabsichtigt war.

Jakob von Falke.

## Aus der Frauenwelt

Berlin. — Zum Andenken an den hochseligen Kaiser Wilhelm soll in Berlin von den Frauen Deutschlands eine Gedächtnisstätte errichtet werden. In einer vortheilhaften Gegend der Reichshauptstadt wurde bereits der Bauplatz für das Gotteshaus erworben, aber für den Bau selbst müssen die Mittel erst beschafft werden. Mehrere hochgestellte Damen haben nun an die Frauen Deutschlands einen Aufruf ergehen lassen, um in allen Gauen unseres Vaterlandes Sammlungen zur Förderung des edlen Planes einzuleiten. Mögen diesem schönen Werke frommer Pietät recht viele Spenden zustießen; jede Gabe, auch das kleinste Scherlein, ist willkommen. Den Aufruf finden die Leserinnen in dem Inseraten-Theile unseres Blattes.

Die deutsche Kaiserin Victoria hat bekanntlich nicht nur künstlerische Reigungen, denen sie auf dem Gebiete der Malerei auch mit schöpferischem Talent zu genügen vermag, sondern gleich ihrer Schwester Alice, der verstorbenen Großherzogin von Hessen, auch Interessen geistiger Art. Ein neues Beispiel dafür ist die Thatsache, daß die 1881 erschienene deutsche Ausgabe von Marco Minghetti's Buch über „Staat und Kirche“ Niemand Anderem zum Uebersetzer hat, als die damalige Kronprinzessin, jetzige Kaiserin des deutschen Reiches. Die Universitäts-Bibliothek zu

Göttingen besitzt seit Kurzem ein Exemplar dieses Buches, welches an entsprechender Stelle die amtliche Bemerkung trägt: „Auch Mittheilung der Verlags-Anstalt ist die Uebersetzerin: Victoria, Kaiserin von Deutschland.“

Paris. — Jean André, unter ihrem Mädchennamen Kelly Jacquemard als Malerin bekannt, hatte der Pariser philanthropischen Gesellschaft ihre Juwelen zur Errichtung eines Armen-Astls geschenkt. Die Kostbarkeiten wurden nun in der Galerie Georges Petit versteigert und trugen vierhunderttausend Francs ein; übrigens weniger, als man erwartet hatte. Ein Halsband aus zwölf mit Brillanten eingefassten Rubinen, welches der letzten Königin Frankreich's, Marie Amélie, gehört hatte, erzielte achtzigtausend Francs, eine schwarze Perle in Birnenform zweihunderttausend Francs u. s. w.

London. — Die Königin von England will nebst zwei Mitgliefern ihrer Familie die hindustanische Sprache erlernen, und zu diesem Zweck wird ein junger indischer Fürst nach England reisen, um bei den hohen Herrschaften als Lehrer zu fungieren.

Barcelona. — Die Königin Christine von Spanien, welche sich zur Eröffnung der spanischen Ausstellung vor Kurzem nach Barcelona begeben hatte, wohnte dem feierlichen Akt in dem Palais der schönen Künste in Begleitung ihrer Kinder und mehrerer Fürstlichkeiten bei. Der kleine König Alfons XIII. wurde auf den Armen seiner auf das reichste gekleideten Amme in den Saal getragen, in dem zwei Thronessel aufgestellt waren. Die Königin-Regentin ordnete jedoch an, daß einer derselben beseitigt würde und ließ ihren kleinen Sohn auf den einzigen übrig bleibenden Thronessel niederlegen, während sie selbst auf einem gewöhnlichen Stuhl Platz nahm. Wie das Königskind waren auch seine Schwestern, die Prinzessin von Asturien und die Infantin Maria Theresia, in Weiß gekleidet und nahmen auf kleinen Sesseln zu Füßen Alfons' XIII. Platz. Nach der Feier begab sich die Königin mit ihrem Gefolge zu Fuß nach dem Industrie-Palast, während Alfons XIII. und seine beiden Schwestern in kleinen Wagen in die Ausstellungsräume gefahren wurden, wo sie die Schaustücke mit kindlicher Neugierde betrachteten.

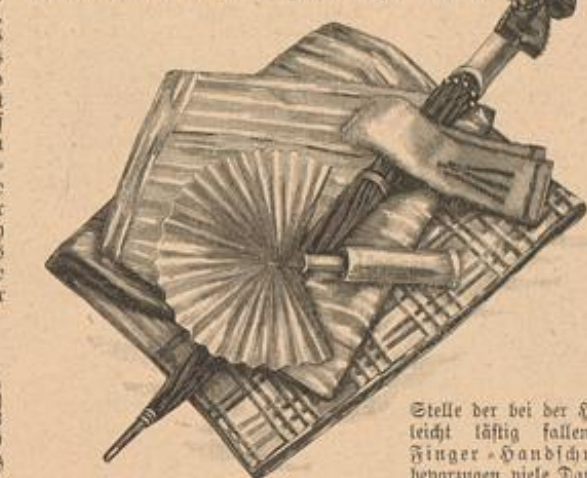
## Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Berlin. — Für die Hut-Garnituren haben sich einige Arrangements als wahrhaft typisch herausgebildet. So zeigen große runde Formen vorwiegend eine breite Vorderbüre, — Spachtel-, Bunt- oder Goldbliderei, — oder den um den Kopf geschlungenen steinen, vorn geknoteten Tüllschleier. Blumen, Kränze oder Tuffs werden mit Fortliebe durch Tüllpuffen umhüllt und die kleinen hochgebogenen Capoten innen durch eine pliffierte Tüllrüsche ausgefüllt. Letztere findet man, bereits gebrannt, in allen Farben vorrätzig.

Die angenehmsten und praktischsten Sommer-Handschuhe bleiben immer die aus Tricot-Gewebe. Da sich die Seide indeß als wenig haltbar erwiesen, in den geringeren Qualitäten wenigstens, so suchte man seit längerer Zeit Ersatz durch feinen Zwirn und fil d'Ecosses zu schaffen. Daß dies vollständig gelungen, beweist eine uns vorgelegte Collection aus diesem Material hergestellter Handschuhe. Es befinden sich darunter in den verschiedensten Farbensönen, fest und seidenglänzend, die geschlossene Rousetaire-Form mit und ohne Schliß, sowie der Rundhandschuh ohne Naht, beide zu geringen Preisen. Eine Specialität bilden die größere Haltbarkeit garantirenden doppelt gewebten Fingerspitzen.

Unter Röde aus farbig gestreiftem Satin mit abgepaßten Rand-Borten, zum Gruppen-Fliße dienend, bilden eine für Sommer-Reisen und Land-Aufenthalt sehr geschätzte Neuheit, da sie durch ihre Waschbarkeit ebenso praktisch als wohlfeil sind. Beide Eigenschaften vereint gleichfalls der in allen Farben vorrätzige, handfeste Entoutcas, dessen Bambusstock einen kleinen Fächer birgt. An



Stelle der bei der Hitze leicht lästig fallenden Finger-Handschuhe bevorzugen viele Damen die auch beim Arbeiten im Freien verwendbaren Halbhandschuhe, welche neuerdings auch aus dänischem Leder hergestellt werden.

Als sehr praktisch für die Reise empfiehlt sich eine Schirmhülle aus braunem Segelleinen, welche mehrere Schirme und



Sitze aufnehmen kann. Den kapselförmigen Verschluss befestigen Lederriemen und Schnallen; ein lederner Handgriff und leberne Einfassung vollenden die einfache Ausstattung.

Zu Kleiderböden ohne Reifen werden neuerdings die Hinterbahnen der leichten Sommer-Unterröcke mit Koffhaarsstoff abgefüttert. Für waschbare Unterröcke muß ein solches Futter zum Einheften oder Einknüpfen eingerichtet werden.

Paris. — Für eine unserer elegantesten Damen wurde zum Wettrennen ein Hut von vollendeter Grazie geschaffen. Den nie-





drigen Kopf aus grobem Tüll ver-  
hüllt an einer Seite zierliches Blatt-  
werk, an der anderen weiße Spitze,  
die eine mit weißer Schleife gebun-  
dene gelbe Narzisse hält. Das In-  
nere der maifestarbenen Koffhaar-  
Krempe deckt mattgrüne Strohhüte,  
von leichtem gelbem Tüll verkleidet.  
Eine weiße Bandschleife, welche die  
Krempe vorn zusammenführt und em-  
porhebt, setzt sich scheinbar in der  
großen, mit den Haarlöchern des  
Randes reizend verschmelzenden  
Schleife fort.

— Nicht gerade vorthellhaft für  
den Teint, aber sehr modern sind für  
zehn- bis zwölffährige Mädchen über  
der Stirn hoch aufgeschlagene  
Hüte aus italienischem oder gewöhn-  
lichem Stroh. Die Krempe ist ent-

weder mit blauer oder rosa Gaze ge-  
füttert und der Kopf mit Band oder  
dem Stoff des Kleides garnirt, na-  
mentlich wenn dieses aus Pongee, Sa-  
tin oder Eisfasser Kattun besteht. Ver-  
teiler wird zu Kinderkleidern häu-  
fig glatt und geblümt zusammen ver-  
arbeitet. An einem sehr hübschen Mo-  
dell bildet der geblünte Stoff Vorder-  
bahnen und hintere Dra-  
perie des  
Kodes, sowie  
Seitenheile  
der Taille und  
Kermel, der  
glatte Stoff  
stellt dagegen  
die Pliss-falten  
des Kodes und die unter  
gleichen Pliss-falten  
hinten jugendliche  
Taille her. Diese Falten  
sind auf Futter  
befestigt, welches im  
Rücken vollständig,  
vorn nur vermittelt  
eines flachen Ab-  
nähers anschließt.  
Reizend auch sind die  
Kinder-Kostüme aus  
den ganz leichten  
modernen Wollstoffen,  
die keines Fut-  
ters bedürfen.  
Am Halsaus-  
schnitt ringsum



eingereicht, tritt die Taille unter  
den mit Gürtel versehenen Kof,  
der hinten in dichte Pliss-falten  
gelegt ist, während diese vorn  
mit glatten Zwischenräumen  
wechseln. Bretellen, Gürtel und  
Kermelbündchen aus abstechen-  
dem Sammetband. Das Mo-  
dell war erdbeerroth und grün  
verziert. Ein anderes, schwarz  
und weiß gestreiftes Modell  
zeigt Taille und Kof in Eins  
geschnitten, die erstere gürtel-  
artig eingereicht und den letz-  
ten mit zwei Bolants besetzt.

Puntbestückte, weißwollene  
Streifen fassen dieselben ein und bilden  
Halskrause, Schärpe und  
Gut-Garnitur.

— Da im Ganzen wenig Draperien  
getragen werden und der  
für Toiletten zur Sommerfrische  
allgemein bevorzugte Pongee  
sich nicht sehr zum Ueberkleide  
eignet, so ist man auf andere  
Anordnungen verfallen. Einen  
feingestreiften Kof garnirt  
man z. B. vorn mit geblüm-  
ten, durch Schleifen befestigten  
Schärpen-Enden, während die  
vollen Hinterbahnen gerade  
niederfallen und die Schlichtheit  
der Seiten ein kleines  
Panier verbirgt. Die kurze  
schneckenförmige Taille  
vervollständigt sehr  
glücklich dieses hübsche  
Kostüm, zu welchem  
elegante Damen die lange  
verschwinden gewesenen  
Kragen und Manschetten  
aus feiner holländischer  
Leinwand wieder anlegen.



— Gewisse Spiele erfordern  
eine Kleidung, welche den Be-  
wegungen vollkommene Freiheit  
gestattet, ohne der Anmuth  
der weiblichen Tracht  
Abbruch zu thun. Diese  
Bedingungen erfüllen ganz  
besonders die Jer sey-  
Kostüme, die aus einem  
glatten Ueberkleid und  
einem mit farbigen  
Muscheln bestückten  
Unter-gewande bestehen.  
Schärpe und Schleifen  
kann man in der Farbe  
der Partei wählen, der man  
im Spiele angehört, falls  
dieses sich in verschiedene  
Lager theilt.

— Stühle und Tische der  
Sommer-Wohnungen  
bestehen meistens aus  
Kohrgestlecht und werden  
übereinstimmend mit  
zweifarbigen Percal umhüllt,  
den eine russische  
Stickerie verziert. Dazu  
kommen Roth oder  
Blau angestrichene  
Holzstühle mit türki-  
sch gestickten oder mit  
bunter Spitze be-  
setzten weißwollenen  
Kissen. Den  
heiteren Schmuck  
des ländlichen  
Salons vollenden die  
in der Form  
zwar nicht neuen,  
aber durch ihre  
Anordnung mit  
neuem Reiz

umkleideten Blumentische  
aus gebeiztem oder vergolde-



tem Bambusrohr. Von den beiden  
Fayence-Vasen ist die untere zu  
Blumen, die obere zur Aufnahme  
einer Lampe bestimmt, die sich  
zwischen künstlichen  
Blattpflanzen erhebt,  
während tiefer, wo sie  
von der Nähe der  
Lampe nicht leiden,  
lebende Topf-  
gewächse einen  
blühenden Kranz  
schlingen. S. de G.

## Handarbeiten

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Die Vorlage, welche einen auf  
Juteleinen mit Aquarell- und  
Bronzefarben gemalten Vorhang  
darstellt, wurde von  
Fraulein Marie Kirchner,  
der wir schon so manche  
künstlerische Arbeit,  
unter Anderen den  
Kaminschirm, Abb. 66  
der Nr. vom 17. Juni  
d. J. verdanken,  
entworfen und nach  
Art des Kamin-  
schirmes ausgeführt.  
Der Vorhang, welcher  
als Portiere oder  
glatt ausgespannt  
zur Ausschmückung  
von Garten-Vorzim-  
mern, Treppenhän-  
den u. dergl. dienen  
kann, zeigt  
ludwiges Laubwerk  
zwischen mächtigen  
Nobisblumen und  
graziösen Schiering-  
söldchen. Dem  
schwarz gehaltenen  
Laubwerk sind



goldene Lichte aufgesetzt,  
während die ganz in  
Gold ausgeführten  
Blumen mit Silber  
gehört erscheinen.  
Zum Malen bedient  
man sich eines  
Vorstenpinsels; die  
Farben müssen  
stark aufgetragen  
werden, weshalb es  
rathsam ist, die  
eingespannte  
Leinwand nicht wie  
gewöhnlich  
zurückzulehnen,  
sondern eher  
etwas vorzubiegen,  
damit die  
Farben auf dem  
lofen Stoff nicht  
verlaufen. An-  
statt der  
Bronzefarben  
kann man auch  
Gold- und Silber-  
pulver mit  
Bronze-Tinctur  
vermischen,  
doch darf man  
wegen des  
raschen  
Eintrocknens  
hierbei nur  
so viel anrühren  
als augenblicklich  
gebraucht wird.  
Der  
Modell-Vorhang  
hat die  
Breite des  
Stoffes (154  
Cent.) und  
misst 275  
Cent. Länge  
ohne die 50  
Cent. lange  
aus den  
Gewebe-  
fäden ge-  
knüpfte  
Franze. Zu  
diesem werden  
die fäden in  
3 Cent. breite  
Gruppen  
getheilt, diese  
zweimal  
getrennt und  
einfach  
eingeknotet.  
A. D.

## Wirtschaftliches

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

### Kaltes Büffet bei einem ländlichen Feste.

- Rahonnaise von Kal. . . . .
- Kalte gekochte Pödelzunge in Aspik. . . . .
- Kalte Kalbsnase in Aspik. . . . .
- Galantine von Kapoun mit Gemüse. . . . .
- Italienischer Salat. . . . .
- Kalte Pastete von Wild. . . . .
- Cabinetts-Speise. . . . .
- Plan von Aprikosen. . . . .

Recept 1330.  
Recept 1331.  
Recept 1332.  
Recept 1333.

### Recepte.

1330. Galantine von Kapoun mit Gemüse. Zwei  
Kapoune oder mittelgroße Hühner löst man aus  
den Knochen, und zwar so, daß die Flügel  
unberührt bleiben und aus den Beinen nur  
der erste Knochen abgetrennt wird. Ferner  
bereitet man eine Farce, bestehend aus  
1 Kilo derbem Kalbfleisch, 1/2 Kilo frischem  
Schweine-

fett, 63 Gr. Panade und 1 Ei. Mit Pfeffer, Salz,  
Muscatnuß und einer geriebenen Schalotte  
giebt man der Farce einen recht  
picanten Geschmack und mischt würflich  
geschnittene Lustsped, Pfeffer-  
gärten, Pödelzunge, nach Belieben auch  
Trüffel, dazwischen. Hiermit nun füllt  
man die Hühner, näht sie der Länge nach  
zu, bedeckt die Brüste mit Speckbarden,  
wickelt jedes einzelne in ein  
weißes Papier, dessen Enden man  
zubündelt, und focht sie mit den  
Hühner-Gerippen, Salz, Wurzelwerk,  
Zwiebeln und einem Kräuter-  
Bouquet, unter Hinzufügung von  
Wasser oder leichter Bouillon,  
langsam weich. Nachdem sie in der  
Brühe erkalten sind, nimmt man  
sie vorsichtig heraus, löst das  
Papier und die Speckbarden,  
trocknet die Hühner in einem  
reinen Tuche ab, schneidet die  
Brüste mit der Farce ab, tranchirt  
diese in recht gleichmäßige  
Querscheiben und fügt sie so  
wieder zusammen, daß das  
Geflügel seine ursprüngliche  
Gestalt zurück erhält. Mit  
Tafel-Bouillon bestrichen, werden  
die Hühner nun auf eine  
längliche Schüssel gelegt und  
mit Rosetten von Krebs-  
schwänzen, Pfeffergärten u.  
dergl. verziert; rings herum  
arrangirt man kleine  
Rohrkräuter, grüne Bohnen,  
Blumenkohl und Spargel.  
Sämmtliche Gemüse müssen  
in Salzwasser abgekocht und  
mit Del und Essig mariniert  
sein. Auch kann man, unter  
Fortlassung der Gemüse, die  
Galantine einfach mit  
Fleisch-Gallerte garniren.

1331. Kalte Pastete von Wild. Von dem  
großen Fricandou einer  
Rehseule oder aus einem  
Wildbraten schneidet man  
gleichförmige Stücke,  
durchspielt sie mit  
feinem Lustsped und läßt  
sie, mit einem Glase  
Madeira übergossen, mit  
Zwiebeln, Salz und Pfeffer  
bestreut, einige Stunden  
mariniren. Aus dem  
Abfalle des Wildfleisches,  
einem gleich großen  
Theile Schweinefleisch und  
sowiel Lustsped, als  
Wild- und Schweinefleisch  
zusammen betragen,  
bereitet man eine feine  
Farce, die, durch ein  
Haarsieb gestrichen,  
nöthigenfalls noch mit  
etwas Panade verfeinert  
werden kann und, wenn  
möglich, mit Trüffeln  
gemischt worden ist.  
Nachdem der Pasteten-  
Loth mit Speckbarden  
ausgelegt ist, wird nun  
Farce und Wildfleisch  
schichtweise eingefüllt  
und die oben abermals  
mit Speck bedeckt und  
mit einem Deckel  
geschlossene Pastete  
im Ofen, je nach der  
Größe, 2 bis 3  
Stunden im Wasserbade  
gekocht. Von den  
Fleischabgängen und  
Knochen focht man  
mit Wurzelwerk, aber  
sehr wenig Salz, eine  
Brühe, thut zu dieser  
etwas Fleisch-Gal-  
lerte und Madeira  
und gießt die Brühe  
über die Pastete,  
sobald diese fertig ist.

1332. Kalte Cabinetts-Speise. Es  
sind erforderlich: 1/2 Liter  
Sahne, 198 Gr. Zucker,  
8 Eigelb, 125 Gr. Sultana-  
Rosinen, 66 Gr. würflich  
geschnittenes Citronat,  
125 Gr. Löffel-Biscuit,  
50 Gr. Gelatine und eine  
Stange Vanille. Man  
kocht die Sahne auf,  
läßt die Vanille darin  
ausziehen, rührt die  
8 Eigelb klar, zieht die  
kochende Sahne vom  
Feuer, vermischt sie mit  
den Eiern und rührt sie  
zu einer dicken Crème,  
wobei man sich vor dem  
Gerinnen hüten muß.  
Mit dem lauwarmen,  
aufgelösten Stand  
durchzogen, wird die  
Crème schichtweise,  
mit dem in Maraschino  
befeuchteten Löffel-  
Biscuit, den dazwischen  
gestreuten Rosinen und  
dem Citronat, in eine  
passende Form gefüllt,  
diese beim Anrichten  
einen Augenblick in  
heißes Wasser gehalten,  
um das Stürzen zu  
erleichtern, und die  
Speise rings mit  
geschlagener Sahne  
garnirt.

1333. Plan von Aprikosen. 12  
in Hälften geschnittene  
Aprikosen werden zum  
Compot gekocht, 12  
andere, recht reife  
Aprikosen durch ein  
feines Sieb gestrichen,  
mit 1/2 Kilo gestoh-  
nem Zucker und 20 Gr.  
Gelatine vermischt.  
Nachdem das Ganze  
auf dem Feuer bis  
zur Gerührung  
vermischt wurde,  
giebt man 1/2 Liter  
geschlagene Sahne  
dazu, füllt es auf  
einen Tortenboden  
von mürbem Teige,  
arrangirt die zum  
Compot gekochten  
Aprikosen darüber  
und füllt, wenn  
man den Kuchen  
zur Tafel giebt,  
den kurz eingekochten  
Saft darauf.  
E. K.

## Briefmappe

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

### Fragen.

- Crèmefarbener Loden. — Wie wird  
crèmefarbener Loden, welcher  
viel benutzt wurde, gereinigt?  
Abonnetin in Znaim.
- Rhododendron zu trocknen. — Wie  
trocknet man frisches  
Rhododendron, so daß es  
seine schöne rothe Farbe  
beibehält?  
Langjährige Abonnetin in Graz.

### Antworten.

- (Auf die betreffenden Fragen weisen die  
Zeilenzahlen hinter den Schlagworten hin.)
- Stating-Rint (72). — Die erste  
Bedingung für die Her-  
stellung eines guten  
Stating-Rint-Grundes ist  
die vollkommen  
horizontale Lage der  
Bahn. Man ebnet also  
zu diesem Zweck  
zunächst den Boden,  
belegt ihn mit einer  
etwa 4 Zoll hohen  
„Beton“-Schicht, —  
einer Mischung von  
keinen Steinen, Sand  
und Cement, — und  
überzieht diese, sobald  
sie fest geworden ist,  
mit einem Fuß von  
Cement und feinstem  
Sand, bei dessen  
Auftragung große  
Sorgfalt verwendet  
werden muß. Roll-  
schuhe sind in den  
meisten Eisen- und  
Wirtschafts-Magazinen  
zu haben.  
S. R.
- Fußboden-Wachdecken (72). —  
Grau und stumpf  
gewordenen Fußboden-  
Wachdecken ein  
dunkles, glänzendes  
Aussehen zu geben,  
wird schwer sein,  
denn es hieße einen  
verbrauchten Gegen-  
stand neu machen.  
Das einzige Ver-  
fahren, welches ich  
angeben kann, besteht  
darin, sie mit einem  
wollenen Lappen,  
warmem Wasser und  
weißer Seife recht  
vorsichtig abzuwaschen,  
sie mit einem  
weichen Tuch voll-  
kommen trocken zu  
wischen und dann  
mit einem andern  
in Petroleum getauch-  
ten Tuch tüchtig  
abzureiben.  
J. S. G.
- Abonnetin in Saarbrücken. —  
Wir bitten um Ihre  
Adresse, damit wir  
Ihre Frage direct  
beantworten können.  
Geschäftliche Anstöße  
ertheilen wir in  
der Briefmappe  
niemals.
- Senats Wäcker. — Ihre  
Wünsche bezüglich  
der Modellen werden  
wir sehr gern  
berücksichtigen. Zur  
genügenden Unter-  
suchung des ange-  
gebenen Mittels  
müssen Sie sich an  
einen gerichtlich  
verordneten Sach-  
verständigen wenden,  
deren es in  
München mehrere  
gibt.
- Blondine in Trzbinia. —  
Abonnetin aus den  
Bergen. — M. S. R.  
in Berlin. — Zu  
unserem Bedauern  
können wir Ihre  
Fragen nicht be-  
antworten, da wir  
die in das Gebiet  
der Kosmetik  
fallenden An-  
fragen grund-  
sätzlich nicht  
berücksichtigen.
- Th. E. in München. —  
Wir bedauern,  
Ihr freundliches  
Angebot ab-  
lehnen zu müssen,  
da wir bereits von  
anderer Seite  
Recepte erhalten.  
Nebrigens sagen  
wir Ihnen unsern  
verbindlichsten  
Dank.

Zu dieser Nummer gehört ein  
Beiblatt, sowie für die  
Abonneten der Großen  
Ausgabe ein Modenbild.

Verlagsquellen: Satin-Unterröde,  
Entoncos mit Häher, Seite 111; J.  
A. Heise, W. Leipzig, Seite 87; —  
Gallbrennerei, Seite 111; E. Welter,  
W. Friedrichs-Str. 178; — Jer-  
sen-Panndieb mit doppelten  
Eiweigen, Seite 111; C. Scheil,  
W. Leipzig, Seite 6; — Schirm-  
hüllen, Seite 111; Kasar do  
vojago von P. Prager, W. Unter  
den Linden 27.



Illustrirte  
**Frauen-Zeitung.**

Nr. 28.

Wöchentlich eine Nummer.  
Vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin, 8. Juli 1888.

Große Ausgabe mit  
allen Kupfern: 4 1/2 M.

XV. Jahrg.



*Prinz Carl*



## An Kaiser Friedrichs Bahre.

Ein Klageruf durchhallt der Völker Rund,  
Wie aus der Weltgerichts-Posaune Mund,  
Dampfdröhnend durch der Länder weite Gassen.  
Das Herz der Welt auflauchend stille steht  
Vor des Geschickes grauser Majestät —  
Erschauernd schweigt der Völker Streit und Hassen.

Der Sieger mit des Auges freud'gem Strahl,  
Des Deutschen Urbild, Mannes-Ideal,  
Ein Siegfried an Gestalt und an Geberde,  
Wie Baldur licht und mild, ein Königsheld  
Im Schmuck des Lorbeers stand er vor der Welt; —  
Es klagt um ihn, was Edles hegt die Erde!

Um ihn den Menschenfreund auf Deutschland's Thron.  
Den großen Liebesin'ger der Nation,  
Des gut'gem Herzen nah sich Jeder meinte;  
Der, was das Schwert mit schneid'ger Wucht erzwang,  
Mit seines Wesens Zauber uns errang,  
In Liebe seines Volkes Stämme einte.

Berlin, am Tage der Beisetzung, den 18. Juni 1888.

In dieser Welt des Hassens welch' ein Bild!  
Ein Fürst des Friedens, fromm, gerecht und mild,  
Der Duldung Schirmherr und der Menschenrechte!  
Die Liebe seines Lebens schönster Stern!  
Ein echter Jollern tief in Mark und Kern, —  
Ein Trost der Menschheit kamst Du dem Geschlechte!

Und Du warst unser! „Unser Fritz“! Dein Blick,  
Dein sonn'ger Gruß, er traf uns wie ein Glück;  
Ein Glanz der Freude lag auf Deinen Wegen.  
Wie flogen, — wo Dein Heldenbild wir sah'n,  
Dem Sieger von Sadowa, von Sedan —  
Wie jauchzten uns're Herzen ihm entgegen!

Und dann — o graunvoll Leid' — o Gott! und dann,  
Auf allen Herzen lag's wie schwüler Bann;  
Des Jubels Laut erstarb in unsrer Kehle,  
Ein Schrei des Weh's hin durch die Lande ging, —  
Voll Gram an seines Liebings Antlitz hing,  
Voll Jammers hing an ihm die deutsche Seele.

Der mit dem mörderischen Schicksal rang,  
Klaglosen Weh's das heiße Herz bezwang,  
In Gott getrost, nicht seinem Rathschluß grollte,  
Doch auf die Wunde heiß die Hand gepreßt,  
Noch sinkend hielt an seiner Fahne fest, —  
Sein Banner noch im Sterben ernst entrollte.

O Frühling, nimm ihn auf in deinen Schoß!  
O laß ihn ruh'n, der grausen Bürde bloß,  
Von Qual und Gram, von Glück und Ruhmesthaten!  
Ach, einen schönern Lenz deckt dieses Grab!  
Denn einen Frühling nahm er mit hinab  
Von Hoffnungsblüthen und von Zukunftsjaaten. —

Im Sternendom nun weilt er Dem vereint,  
Der, einsam sterbend, nach dem Sohn geweint,  
Sie halten Brust an Brust sich ewig wieder;  
Und segnend auf den Enkel, auf den Sohn,  
Den jungen Adler auf Germaniens Thron,  
Schau'n sie im Kreis der hohen Ahnen nieder.

Julius Köhmer.

Nachdruck verboten.

### Er ist erlöst.

Von Gerhard von Amptor.

**E**r ist erlöst! So hallte es am 15. Juni von einem Ende des Reiches bis zum anderen wieder. Jedem, der also ausrief, feuchtete sich das Auge und legten sich schmerzliche Falten um die zuckenden Lippen, aber auch Jeder nickte unwillkürlich mit dem Kopfe, als wollte er sagen: „Gott hat es so gefügt; ihm sei Dank! Die Dual des edlen Dulders ist beendet; er ruhe in Frieden!“

Nur eine kurze Zeitspanne ist es, welche die Regierung Kaiser Friedrich's umfaßt hat; vom 9. März bis zum 15. Juni dieses Jahres, also vierzehn Wochen und einen Tag, hat er auf dem Throne der preussischen Könige die Würde des deutschen Kaisers geübt. Eine fast gleiche, nur um einen einzigen Tag längere Herrschaftsdauer hat in diesem Jahrhundert nur noch Frankreich erlebt, als der von Elba zurückgekehrte erste Napoleon mit schon gelähmten Schwingen noch einen letzten Adlerflug versuchte. Die Geschichtsschreibung hat jene Zeit die „hundert Tage“ genannt, und wir könnten diese unsere jüngste Vergangenheit vielleicht die „neun- undneunzig Tage“ nennen, wenn die kurze beider Perioden nicht auch deren einzige Ähnlichkeit wäre, während im Uebrigen ein so ungeheurer Unterschied zwischen ihnen besteht, daß jede sonstige Beziehung ausgeschlossen erscheint.

Begrüßt von der begeisterten Liebe seines Volkes, überschüttet mit Heilwünschen und Blumenpenden, betrat Kaiser Friedrich, aus Italien kommend, die Grenze seines Reiches; nicht der Wahn und Ehrgeiz, sondern die Selbstentäußerung und Pflichterfüllung ließen ihn mit zwar schon matter Hand, aber in ungebrochener, eiserner Willenskraft nach der Krone seines Hauses greifen. Ach, wie ist dieser edle, sein Leben für das Wohl des Volkes so klaglos dahin gebende Dulder geliebt und verehrt worden! Jeder seiner Athemzüge wurde belauscht, jeder Bericht über sein Befinden verschlungen! Hoch und Niedrig sprach nur von ihm, zitterte nur um ihn, betete nur für ihn! Wie hoffnungsvoll schauten wir Alle wieder darein, wenn die Ärzte Erfreuliches melden durften! Wie fraß uns die Sorge am Herzen, wenn es wieder schlechter um den hohen Kranken stand und den schlimmsten Befürchtungen wieder Thür und Thor geöffnet schien! So kurz er regierte, so wahrhaft einzig in ihrer Art war seine Herrschaft, denn ununterbrochen sorgte sich um ihn das große Herz seines Volkes, und wohl noch nie ist das Gewölbe des Himmels mit so ungezählten, heiß verlangenden und immer gleichen Bitten bestürmt worden, als es im Lenz dieses Jahres geschehen ist. Und keinem menschlichen Gegner ist der erhabene Dulder erlegen; die Macht, der er sich körperlich, aber nicht seelisch, beugen mußte, war eine überirdische; nur der Tod konnte ihn der Liebe und Verehrung seiner deutschen Stämme entreißen.

Am Grabe eines Fürsten, der nur vierzehn Wochen lang den Druck der Krone, — ach, es war für ihn nur eine Dornenkrone! — auf seiner edlen Stirn gefühlt hat, richtet sich unser Blick unwillkürlich mehr in das Vorleben desselben, durch das er uns weit inniger vertraut geworden ist. Fast drei Jahrzehnte lang hat

Kaiser Friedrich in unvergleichlich herrlicher Manneschöne als Kronprinz und Paladin zunächst am Kaiserthron gestanden, und es giebt wohl keine Hütte im Vaterlande, in der nicht ein Bildniß von ihm an der Wand hänge. Als Feldmarschall in Generals-Uniform, im blauen, gelbtragigen Rocke seiner zweiten schlesischen Dragoner, im weißen Koller und stahlblitzenden Panzer seiner Kaiserwaller Kürassiere, im schlichten, knappen Jagd-Anzuge, die kurze Maser-Pfeife im freundlich lächelnden Munde, ist er eine der beliebtesten und volkstümlichsten Gestalten geworden, und der gemeine Soldat und der Landmann, der Handwerker und der Tagelöhner kennen ihn nicht minder genau, als die Hof- und Adelskreise, die täglich mit ihm in Berührung kommen durften.

Wir Alle wissen, daß, wie reich und wohl verdient ihm auch der Lorbeer des siegreichen Feldherrn die Schläfen schmückte, er im Grunde seines edlen, liebreichen Herzens doch den männermordenden Krieg haßte, und daß er vielmehr ein feinsinniger Kenner und großmüthiger Beschützer der schönen Werke des Friedens war. In dieser Richtung aber wurde er von jener hochgearteten, allseitig gebildeten und geistig freien Frau bestärkt und unterstützt, der er einst zugend das weiße Heideblümlein überreicht hatte, und die ihm inzwischen als liebende und geliebte Gattin gefolgt war in sein fürstliches Heim an der Spree. Alles Hervorragende, was Kunst und Kunstgewerbe in neuerer Zeit bei uns geleistet haben, verdanken wir hauptsächlich dem Anstoße, den das bis zum März dieses Jahres noch kronprinzliche Paar diesen friedlichen Bethätigungen des Menschengenies gegeben hat, und zweifach erschüttert, weil auch von wehmüthigstem Dankgefühl überwältigt, werden die bildenden Künste und die meisten der Gewerke um ihren heimgegangenen Mäcen und Kaiser ihre Banner schwarz verhüllen.

Das Leben eines solchen Fürsten läßt sich eben nicht im Auszuge geben, wenn man nicht die feinsten Blüthen desselben unverzeihlich übergehen will, und so möchte ich mich für den Zweck dieses knappen Artikels darauf beschränken, zum Charakterbilde Friedrich's III. einige kleine Züge hinzuzufügen, die mir die Gunst des Zufalls aus eigener Erfahrung nach dem Leben zu zeichnen gestattet. Kaiser Friedrich war im Jahre 1857 Kommandeur des damaligen ersten Infanterie-Regiments (heutigen zweiten schlesischen Grenadier-Regiments) in Breslau, und ich hatte die Ehre, als Mitglied des Offizier-Corps dieses Regiments unter ihm, als meinem directen Vorgesetzten, zu stehen. Einst hatte ich ihm eine dienstliche Meldung im königlichen Schlosse zu machen. Nachdem er dieselbe in Empfang genommen hatte, gab er die strenge Haltung des Dienstes auf und erzählte mir kameradschaftlich: „Ich habe Ihr neues Gedicht“ (ich hatte zur Einweihung unserer Offizier-Speise-Anstalt einen Toast sprechen dürfen, in dem ich der hohen Braut des prinziplichen Obersten gedachte), „meiner Braut nach England geschickt, sie läßt Ihnen bestens danken.“ Ich verbeugte mich hochbeglückt durch diese gnädige Mittheilung. „Haben Sie schon,“ fuhr er fragend fort, „das Bild meiner Braut gesehen?“ Ich verneinte. Er ging an einen Schreibtisch und holte ein kleines, auf Eisenblein gemaltes Bild, wenn ich nicht irre, von Winterhalter. „Das ist sie!“ sagte er leuchtenden Auges und gab mir das Bild in die Hand. Ich betrachtete über- rascht und gerührt das süße, sinnige Angesicht eines knapp

siebzehnjährigen Mädchens mit wunderbar großen Augensternen von einem geradezu unbeschreiblichen Zauber. „Nun, wie gefällt es Ihnen?“ scherzte er, mir die Hand auf die Schulter legend. „O,“ stammelte ich verlegen, „Königliche Hoheit, erlassen Sie mir gnädig die Antwort!“ „Warum?“ fragte er mit verstellter Drohung. „Weil jede Antwort, die der Wahrheit entspräche, wie eine plumpe Schmeichelei klingen würde.“ „Bravo!“ rief er befriedigt, „Sie haben sich gut aus der Affaire gezogen; auch dieses kritische Urtheil über das Bild soll meine Braut erfahren.“ Und er nahm es wieder an sich, blickte es noch einmal verzückt an und trug es zärtlich wieder nach seinem Plage. Ich erzählte von dieser Unterhaltung meinen Kameraden, und es galt in unserem Kreise fortan für eine ausgemachte Sache, daß der Prinz in seine Braut „ganz furchtbar verliebt“ sei.

Als und zu zog der prinzipliche Oberst einige Offiziere des Regiments an seine Tafel im Schlosse; aber mehrmals in der Woche fuhr er zu uns heraus nach dem Bürgerwerder, wo wir unseren Offizierisch hatten, und nahm Theil an demselben. Es war ein heißer Sommer, und wenn der Prinz bei uns speisen wollte, erschien häufig eine Stunde vor ihm sein Phaeton und brachte uns einen Korb Mosel und Schaumwein zu einer erquickenden Bowle. Eines Tages hatten wir wiederum eine solche Bowle getrunken. Er zog sich mit in das Kaffeezimmer zurück und zündete sich eine Cigarre an, was auch für uns das Zeichen zum Rauchen war. Er erzählte von Paris, wo er das Jahr zuvor in der Diana-Gallerie der Tuilerien mit dem Kaiser Napoleon und seiner Gemahlin festlich getafelt hatte. Auf meine etwas neugierige Frage, welchen Eindruck denn der französische Kaiser und Eugenie gemacht hätten, antwortete er anerkennend: „O, sie spielen Beide ihre Rolle sehr gut.“ Diese Aeußerung, die ich mir wörtlich gemerkt habe, hat mir immer außerordentlich gefallen; sie verräth, daß der scharfblickende Hohenzoller schon damals in dem französischen Kaiservaaire etwas Gemachtes, Theatralisches sah; er hielt Beide nur für Rollenpieler, die, wenn der Vorhang des Geschickes fällt, die Maske ablegen und wieder in ihre früheren Verhältnisse zurückkehren.

Die warme Herzlichkeit und Milde des Prinzen zeigte sich überall, wo nicht der Dienst zu strengeren Formen zwang. Bei einem Diner, das er uns Offiziere einst gab, hatte ein junger Lieutenant zu tief in das Champagnerglas geguckt. Der Prinz sah, daß der Angerauschte Mühe hatte, sich aufrecht zu halten, und plötzlich fühlte ich eine Hand auf meiner Schulter und hörte eine bekannte Stimme in mein Ohr zischeln: „Thun Sie ein kameradschaftliches Werk und bugfieren Sie jenen Schiffbrüchigen in irgend einen Rothhafen.“ Der etwas unsichere Kamerad erfuhr von dieser Aeußerung des Prinzen und wurde urplötzlich nüchtern; der Prinz aber machte ihm später ein vertrauliches Kompliment wegen seiner Willenskraft.

Im März 1864 lag ich schwer verwundet im Johanniter-Lazareth zu Hlensburg; ein dänisches Geschöß hatte, auf meine Taschenuhr aufschlagend und durch das an derselben befestigte Medaillon mit dem Bilde meiner Braut abgelenkt, mein Herz verschont und nur die Hüfte durchbohrt. Eines Morgens, — ich war eben verbunden und mit dem Höllesteinwürfel gemartert worden, — erschien der Prinz und setzte sich auf meinen Bettrand. „Wie geht es?“ Ich berichtete. „Sagen Sie,“ fuhr er fort, „man erzählt sich ja eine merk-



würdige Geschichte von einem wunderthätigen Bilde, das Ihnen das Leben gerettet haben soll. — zeigen Sie mir's doch einmal!" Ich gab ihm die halb zerstörte Uhr mit dem ebenfalls verbeulten Medaillon. „Da sehen Sie," sagte er halb ernst, halb scherzend, welche Wunder die Liebe thut. Grüßen Sie Ihre Braut von mir; sie hat ihre Sache sehr gut gemacht. Diese Uhr müssen Sie repariren lassen und als Talisman weiter tragen. Soll ich nach Potsdam telegraphiren, daß Sie bald wieder zusammengeführt sind?" Herzlich dankend, nahm ich das gnädige Anerbieten an. Noch am selben Tage erhielt die Familie meiner Braut ein beruhigendes Telegramm. Die in Potsdam künstlich und mühsam wieder hergestellte Uhr trage ich heute noch.

Vor einigen Jahren schlenderte ich am späten Abend noch durch den Park von Charlottenhof. Es war im Herbst, und der Abend war dunkel und feucht. Meditierend war ich in den Park eingetreten und hatte vergessen, meine Cigarre auszuheben zu lassen, obgleich das Rauchen daselbst verboten ist. Keine Menschenseele war zu sehen; ich paffte munter fort und überlegte den Stoff, den ich am anderen Morgen bearbeiten wollte. Plötzlich tönte eine Stimme hinter mir: „Nun, Amnator, schmeckt die Cigarre?" Es war der Kronprinz, der mich auf seiner einsamen Parkpromenade umgehört eingeholt hatte. „Ach, Kaiserliche Hoheit," sagte ich befürzt, „ich bitte unterthänigst um Entschuldigung, ich war so in Gedanken vertieft, daß ich meine Uebertretung des Rauchverbotes gar nicht bemerkt habe." Ich wollte meine Cigarre fortwerfen. Doch er faßte meinen Arm: „Um Gottes willen nicht! Ich bin froh, Jemanden zu treffen, der mir Feuer geben kann." Er holte sein Cigaretten-Zuteral aus der Tasche und rauchte nun ebenfalls. Ich mußte ihn begleiten. Nach einer Weile hob er an: „Was sagt das Publicum zu den Veränderungen in Charlottenhof?" (Dieses Gartenrevier war speziell unter kronprinzliche Verwaltung gestellt worden, und namentlich die Frau Kronprinzessin hatte es in mancherlei Hinsicht verschönern lassen). „Man findet sie reizend," erwiderte ich der Wahrheit gemäß, „die Entfernung des Unterholzes bringt die Schönheit der einzelnen Bäume weit mehr zur Geltung; es ist hier Alles lichter und duftiger und anmuthiger, als in Sanssouci, wo man manches weniger gepflegt finden will." Da hielt er mir die Hand auf den Mund: „Picht, pscht! unterjagen Sie sich nicht, unser Sanssouci zu tadeln, — wenn das meine Frau hörte, — sie hat auch dort ihre Anordnungen getroffen, und was sie thut, das ist Alles wohl überlegt und fein durchdacht!" Ich verbesserte mich sofort: „Kaiserliche Hoheit, ich meine auch nicht den Theil Sanssouci's, der unmittelbar an's Neue Palais grenzt, sondern mehr jene Partien, die man beim Eintritt vom Obelisk her erreicht." „Die gebe ich Ihnen preis," sagte er leichtsin, „die gehen uns nichts an; aber für Alles, was unter der Pflege der Kronprinzessin steht, muß ich Anerkennung verlangen."

Der hohe Herr war ein Freund der Schutzlosen und Hülfbedürftigen, auch der Kinder. Auf der Militär-Schwimm-Anstalt hatte sich ein Knabe (mein Neffe) den Fuß verlegt und hinkte nach seiner Anstaltszelle zurück. Der Kronprinz hielt den kleinen, nackten Burschen an, erkannte ihn sofort trotz seines Adams Kostüms und fragte, ihn beim Namen nennend: „Was hast Du denn?" „Ich habe mir etwas in den Fuß getreten, Kaiserliche Hoheit," antwortete der mit Thränen kämpfende. „Komm mit!" Der Kronprinz nahm ihn in seine eigene Zelle und ließ den Arzt vom Dienste rufen. Dieser mußte den tief eingedrückten Fremdkörper mit dem Messer aus der Fußsohle entfernen. Der Kronprinz hielt während der kleinen Operation die Hand des Kadetten und sagte ermunternd: „Du wirst mir doch auch tapfer sein? Wenn Du nicht suchst und nicht weinst, lade ich Dich nachher zum Frühstück ein. Sei standhaft! Beiße die Zähne auf einander oder kneife meine Hand, wenn Dir's weh thut!" Der kleine Mann fühlte sich durch diese wahrhaft väterliche Art so getrostet und so beim Ehrgefühl gepackt, daß er nicht mußte. Als er verbunden war, labte ihn der Prinz mit einem Gläschen Rothwein, ließ eine Droschke holen und schickte ihn, da er den Stiefel nicht anziehen konnte, in derselben seinen Eltern nach Hause.

Der Psycholog wird diese kleinen Züge nicht für ganz werthlos halten; sie bekunden Friedrich's Herzengüte, Deutseligkeit, Nachsicht und Milde, jene echte und angeborene Menschenfreundlichkeit, die niemals nöthig hat, durch gehensche Herablassung um Volksthümlichkeit zu buhlen. Alles, was der Kaiser sagte, kam aus goldreinem, treuen und vornehmen Herzen und ging auch alle Mal zu Herzen. Die Art, wie er mit dem Niedrigsten aus dem Volke verkehrte, war geradezu einzig; ein Wort, ein Blick aus seinen blauen Augen, ein Druck seiner kräftigen Hand, und jede Seele schloß sich ihm auf. Und doch, weld' unnahbare Miene konnte er aufsetzen, wenn es galt, tactlose Zudringlichkeit abzuwehren! Dann blickte er stolz von oben herab, jeder Zoll ein König. Er war ein eigenartig und großartig angelegter

Charakter, mit einer seltsamen Begabung des Herzens, und er würde, wenn ihm das Schicksal die Zeit dazu vergönnt hätte, hoch über den Parteien wirkend, unsehbar viel zur Versöhnung der Gegensätze, zur Beruhigung der erhitzen Gemüther, zur Verallgemeinerung der Milde und Objectivität des Urtheils beigetragen haben. Aber es sollte nicht sein; ein unheilbar tödtliches Leiden hat ihn uns entrissen, und wir bedürfen des Aufblickes zu seinem herrlichen und hochgearteten Sohne, dem jetzigen Kaiser Wilhelm II., um uns durch die Tragik von Friedrich's Schicksal nicht gänzlich darnieder beugen zu lassen. Wenn uns das unverdiente Leiden, der Untergang jenes gekrönten Menschenlieblings wie ein Sieg des neidischen Fatums, wie ein Triumph der Ungerechtigkeit und Ungereimtheit erdrücken und völlig muthlos machen will, so soll uns gerade der durch jede echte Tragik bedingte Rückschlag unserer Vernunft, die sich durch die Uebermacht eines scheinbar grausamen Geschickes nicht erschüttern, noch einschüchtern läßt, wieder erheben und jene Läuterung in uns erzeugen, die uns wieder fest und hoffend in die Zukunft blicken lehrt. Der Dämon des Leidens konnte wohl den Leib des Dulders tödten, aber nimmer seine Seele, nimmer seine Liebe, die in uns und unseren Nachfolgern leben und fortwirken wird als ein unverfälschter Quell des Segens, der Kraft und des Friedens. Nun ist er erlöst!

Er ist erlöst! Ein Baldur voller Güte,

In Huld reich, denn ein Asenohn,  
So stand er einst in kräft'ger Mannesblüthe  
Als glanzumstrahlter Erbe nächst dem Thron.  
Um einen Blick von ihm man froh sich mühte,  
Vor seinem Gruße alle Sorgen stoh'n;  
Goldig verklärte er der Zukunft Wolke,  
Wie ein Verheißungsstern dem deutschen Volke.

Und als vor Monden erst die Trauerglocken  
Dem Reiche klagten Kaiser Wilhelms Tod,  
Brach er vom Strand, da frühe Weichen loden,  
Zur Heimath auf, wie's ernste Pflicht gebot.  
Wir zitterten um ihn beim Fall der Flocken;  
Doch er, entschlossen und der eig'nen Noth  
Nicht achtend, ging den schweren Weg zum Throne  
Und nahm, ein Martyr, sich die Dornenkrone.

Nun ist auch ihm schon Zeit und Leid veronnen,  
Ist's uns auch immer noch, als könnt's nicht sein!  
Er, unser Frit, der Lorbeer sich gewonnen  
Auf jeder Wahlstatt; der im Feuerpein  
Der Schlacht uns frischte wie ein Zauberkronen  
Siegroher Zubersticht; der über'n Rhein  
Im Sturm einst führte seine Heldenharen,  
Die Preußen lüttend mit den Bajawaren —

Auch er verließ uns? ... Ach, die Glocken tönen  
Ein banges Ja! Der Tod hat ihn gefällt!  
Der edelste von Deutschland's edlen Söhnen  
Entschwebte frei zu einer bessern Welt.  
Der sich an's Bangen konnte nie gewöhnen,  
Ging auch dem End' entgegen als ein Held  
Und gab ein Beispiel, wie trotz schwerster Leiden  
Man stark und klaglos soll vom Leben scheiden.

Ein Beispiel gab er! Schwertgewaltig blühte  
Ihm manch ein Ahn mit gleichem thät'gen Muth;  
Die Klinge manches Hohenzollern sprühte  
Dem Feinde Funken aus dem Eisenhut;  
Doch keiner noch bewahrte gleiche Güte,  
Wie er, im Leiden gleichen Duldermuth;  
Selbst als der Schmitter Tod schon schwang die Hippe,  
Hand noch ein freundlich Lächeln seine Lippe.

Ihm ward ein Trost in seiner Sterbestunde:  
Er wußte sich geliebt, wie kaum zuvor  
Ein Fürst geliebt ward auf dem Erdenrunde;  
Sein Name schwellte jedes Herz empor;  
Selbst Deutschland's Feinden webte bei der Kunde  
Von seinem Leiden sich ein Thränenflor,  
Und für sein Heil in brünst'gem Fleh'n sich hoben  
Millionen Hände zu dem Lenker droben.

Man sagt, ein Brand, entsacht vom Wetterstrahl,  
Erlösche, trifft ihn schnell der zweite Bly;  
So soll auch uns, die wir zum zweiten Male  
Erschüttert steh'n vor'm led'gen Kaiserthron,  
Der Schmerz sich dämpfen, denn die Horneschale  
Des Schicksals ist nun leer: der Kaiser Frit  
Ist sehrend seinem Vater nachgegangen,  
Um eine höh're Krone zu empfangen.

So ruhe denn, entsagungsstarker Recke,  
Der Heilung froh, vom schweren Kampfe aus!  
Je kürzer Dir vom Thron zur Gruft die Strecke  
Gemessen war, je hehrer war Dein Strauß  
Gen Deines Siechthums Tüde. Lorbeer decke  
Die Stätte Dir im stillen Friedenshaus!  
Reich streute'st Du der Liebe edlen Samen,  
Sei ew'ge Liebe Deine Ernte! Amen!

Radbruch verboten.

## Aus großer Zeit.

Ein Erinnerungsblatt von Hasso von Ulden.

Wie war es doch?  
Daß sich auch die gewaltigsten Ereignisse, die  
des Menschen Brust erbeben machen, nicht fest  
und bleibend genug einprägen wollen, um sie  
Jug um Jug, Bild für Bild wiedergeben zu  
können! Was man erlebt hat, man möchte es  
festhalten, ja, man meint, es als geistiges Eigen für immer  
sein nennen zu dürfen, und doch ist das eitel Wahm, wenn das  
Herz so übertoll ist, wie heute!

Wie empfand ich diese Wahrheit gleich schmerzlich, denn  
jetzt. Ich wollte Euch von unserem theuren Helden erzählen,  
ich meinte die Erinnerung an jene großen Augenblicke, da ein  
Zufall, — ein Glückszufall, den ich preisen werde, so lange ich  
athme, — mich ihm nahe sein ließ, bis in alle Einzelheiten  
frisch und klar vor meiner Seele stehen zu leben, und muß  
Euch doch sagen, daß das, was ich berichten kann, Bruch-  
werk gegen die Wirklichkeit ist, die ich erlebte.

Vielleicht geht es allen denen, die da Geschichte schreiben,  
nicht viel anders. Je größer der Stoff, desto mehr entschwin-  
det die Einzelheit. Nur die gewaltigen Ereignisse, die wahr-  
haft großen Gestalten, die jene schufen, bleiben in Ewigkeit. —  
Wir Pygmäen, wir kleinen Räder und Rädchen verschwinden  
in unser Nichts.

Nehmet mit dem fürlieb, was ich Euch zu sagen vermag!  
Nehmet des Herzens warmen Ton für alle Details, fählet mit  
mir, anstatt klägelnd die kritische Sonde anzulegen, wie Ihr  
mit mir trauert. Es sind nur schlichte Bilder aus einer  
großen Zeit, wie sie sich in meiner eigenen Seele zurück-  
spiegeln, welche ich vor Euch entrollen kann, — nicht mehr!...

Wir hatten anstrengende Märsche gehabt in den Tagen vor  
Sedan; aber alle Strapazen waren uns gering erschienen, wir  
fühlten, die Entscheidung stand unmittelbar bevor. Der heil-  
lose Wirrwarr, welcher sich des Gegners bemächtigt hatte, und  
aus dem bereits alle Zeichen der Verzweiflung sprachen, trat  
fast bei jedem Schritte vorwärts hervor. In Carignan hatte  
sich unsere prächtige Garde einer ganzen Anzahl mit allem  
möglichen Kriegsmaterial beladener Bahnzüge bemächtigt, und  
die braven Reitknechte ließen uns bereitwillig einige hochwill-  
kommene Zunderhüte ab; dann trafen wir selbst auf einen ver-  
lassenen Bivak-Platz und errichteten ein paar Körbe Sect zu-  
sammen mit den fabelhaftesten Toiletten-Gegenständen. Mein  
Bursche, der gute Junge, brachte mir am 31. Abends, gerade  
als ich das schauerhafte Quartier, das mir angewiesen war,  
befeuchtete, den Inhalt eines sehr eleganten Fourgons heim,  
welchen er auf der Landstraße „gefunden" hatte.

Vor vier Uhr Morgens wurden wir alarmirt, eine Viertel-  
stunde später traten wir auf der Straße von Chémery nach  
Sedan vor. — Nach Sedan! Wer ahnte damals von uns Allen,  
daß diese kleine Festung, die sich kaum merklich auf unseren  
Karten abhob, einen Tag später ein Ort von weltgeschicht-  
licher Bedeutung werden würde!

Es war noch halb dunkel, allmählig erst brach der Tag  
durch, — ein nebeliges Morgenrauen, in dem alle Contouren  
wie verschwommen erschienen. Nach einhändigem Marsche  
etwa schlug ein dumpfes, dann bald immer schärfer sich mar-  
kirendes Geräusch an unser Ohr. Wir kannten es Alle, und  
selbst unsere wackeren Gänse spitzten die Ohren. Infanterie-  
Feuer war es, in das sich ab und zu der dumpfere Ton des  
Geschützes mischte, aus dem wir dann und wann auch das  
Knattern der Mitrailleusen heraus zu hören meinten. Der  
Tanz hatte bereits begonnen: die wackeren Baiern rangen in  
blutigen Kämpfen um Bazailles.

Als wir gerade den Gang von Contom forme nach Trénois  
hinabstiegen, — rechts neben uns sahen wir schon einzelne  
Patrouillen der zehnten Manen von der vierten Kavallerie-  
Division, die uns wie immer mit frohlichem Zuruf begrüßten,  
— schallte es plötzlich hinter uns: „Rechts heran!" und ein  
lautes Hurrad, wie von unüberstehlicher Gewalt nach vorn  
getragen, wälzte sich durch die Colonne fort.

Gleich darauf trabe Seine Königliche Hoheit mit seinem  
Stabe an uns vorüber, — der hohe Herr, General von  
Blumenthal links neben sich, Allen voran! Das Herz schwoh  
mir in der Brust, und doch ahnte ich noch nicht, was mir be-  
vorstand.

Fünf Minuten später zügelte mein Kittenmeister seinen alten,  
braven Fuchs neben mir.

„Sie haben Glück, Junker!" strich er sich den langen  
Schwurbart und musterte mich und meine Fenela dabei, als  
ob es nicht zur Schlacht, sondern etwa zur Parade ginge.  
„Ich soll einen Erbonnanz-Offizier für das Ober-Kommando  
geben, — vorwärts, kleiner, das ist etwas für Sie. Sie  
reiten," — er wies mir den Weg auf der Karte, — „über  
Trénois nach Donchery, dort müssen Sie sich weiter fragen.  
Mit Gott, Junker, — halten Sie die Ohren steif, und ... und  
sorgen Sie, daß der Brauen nichts zutüht."

Der Schwadronen-Chef verleugnete sich sogar in diesem  
Augenblicke nicht.

Arme Fenela, habe ich Dir auch nicht Unrecht gethan, als  
ich jetzt die Eisen in Deine, ach! leider schon recht abgemager-  
ten Weiden stieß und davonfiel, wie ein Toller! Ich hätte  
kein preussischer Junker sein müssen, wenn ich in diesem Augen-  
blicke nicht Alles um mich her überleben hätte, auch des Wacht-  
meisters leise verweisenden Blick, der selbst hier wieder einmal  
zu sagen schien: „Gäule rund — ferngehnd! Reitet Schritt —  
kommt auch noch mit!" Unter Strieße, Dein Grab deckt auch  
fränkischer Boden!

In Trénois fand ich ein tolles Tohuwabohu, — die vierte  
Kavallerie-Division formirte sich bereits westlich des Ortes;  
dicht am Dorfe traf ich auf einen alten Freund meines Vaters,  
der das Glück hatte, dem Generalstabe des Großen Haupt-  
quartiers zugetheilt zu sein, und mir im Vorbeizug freund-  
lich zunickte: „Majestät kommt hierher," hörte ich nur, „Glück  
auf heute, mein Junge!"

Ich jagte durch eine lange Colonne von Batterien auf  
Donchery zu, wurde dort zurückgewiesen und fand endlich  
östlich Piauz den Stab des Ober-Kommandos der dritten  
Armee. Nachdem ich mich bei dem Hauptmann von Sommer-  
feld vom zweiten Garde-Regiment, der, wie mir schien,  
meine bereits schaumbedeckte Fenela mit sehr kritischem Auge  
betrachtete, als dem Adjutanten, welcher mir zunächst zu Ge-  
sicht kam, gemeldet hatte, zog ich mich zunächst vorsichtig in's  
Hintertreffen zurück, — mir bangte etwas bei dem Anblick  
des hohen Stabes.



Dann aber fesselte mich doch das Bild allzu lebhaft, als daß ich meine jugendliche Schüchternheit nicht hätte überwinden sollen. Zuerst begann ich, vom Weiteren zum Engeren übergehend, den Kreis dort unten, auf dem sich bald ein gewaltiges Stück Weltgeschichte abspielen sollte, zu durchmustern, dann wandte sich mein Blick wieder zu der näheren Umgebung zurück. Es mochte kurz nach sechs ein halb Uhr sein. Unten im Thale wallte noch dichter Nebel, von Sedan selbst, das doch nach der Karte kaum eine halbe Meile vor uns liegen konnte, sah man wenig, — den immer lebhafter anschwellenden Kampf der Bayern um Vazeilles aber konnte man nach dem Kanonendonner deutlich verfolgen. Auch Donchery uns zur Linken und der Lauf der Maas zeichnete sich klar ab; dann und wann glaubte ich sogar, meinen guten Krimmspitzer zur Hälfte nehmend, eine lange, glühende Kolonne sich jenseits des Flusses entlang winden zu sehen.

Dreißig Schritte etwa von mir hielt der Kronprinz. Seine hohe Gestalt war hoch aufgerichtet, auf seinen Hüften meinte ich den Ausdruck froher Siegesgewißheit zu lesen. Aufmerk-

unten gewannen die Bayern, die Sachsen und unsere Garden sichtlich Terrain, links aber, wo die Maas im breiten Bogen nach Norden abbog, fehlte noch immer der Anschluß. Es schien mir wiederholt, als richte unser Heldenprinz fast sehnsuchtsvoll seine Blicke nach jener Seite hin, — schon vor mehreren Stunden, so hörte ich, hatte er den Major von Hahnke von seinem Stabe mit dem Befehl an die Generale von Kirchbach und von Gersdorff, welche das fünfte und erste Corps heran führten, abgehandelt, jenen Maasbogen zu umgehen und auf Reigneux und Allu abzumarschieren. Hier galt es dann, der von Süden herandrückenden Maas-Armee die Hand zu reichen, den letzten Rückzugs-Weg, der dem Feinde blieb, den Weg nach Belgien, zu sperren. Noch aber war von den beiden Corps nichts zu sehen.

„He, Junker, vorwärts!“ rief mich plötzlich eine sonore Stimme aus meinen Träumereien. Ein jugendlicher Offizier der medlenburgischen Grenadiere (ich erkannte das an der goldenen Adjutanten-Schärpe) trat auf mich zu. „Sie scheinen gut beritten, begleiten Sie mich.“

aus den Augen leuchtete es wie unerschütterliches Gewertrauen! Und dann wandte er sich plötzlich unmittelbar an mich: „Wie heißen Sie, Fähnrich?“ sagte er.

„Drüben bei St. Menges hatte ich nicht gezuckt, als die erste französische Granate dicht neben mir den Boden aufwühlte, jetzt bebte ich plötzlich zusammen: daß es nicht vor Menschenfurcht war, brauche ich Euch nicht zu sagen, — es war das Gefühl einer seltenen, überwältigenden Freude.“

Ich nannte meinen Namen.

Der Prinz lächelte mir gütig zu. „Ein guter Name, Junker, ist ein herrlich Erbtheil,“ sagte er. „Machen Sie ihm allezeit Ehre!“

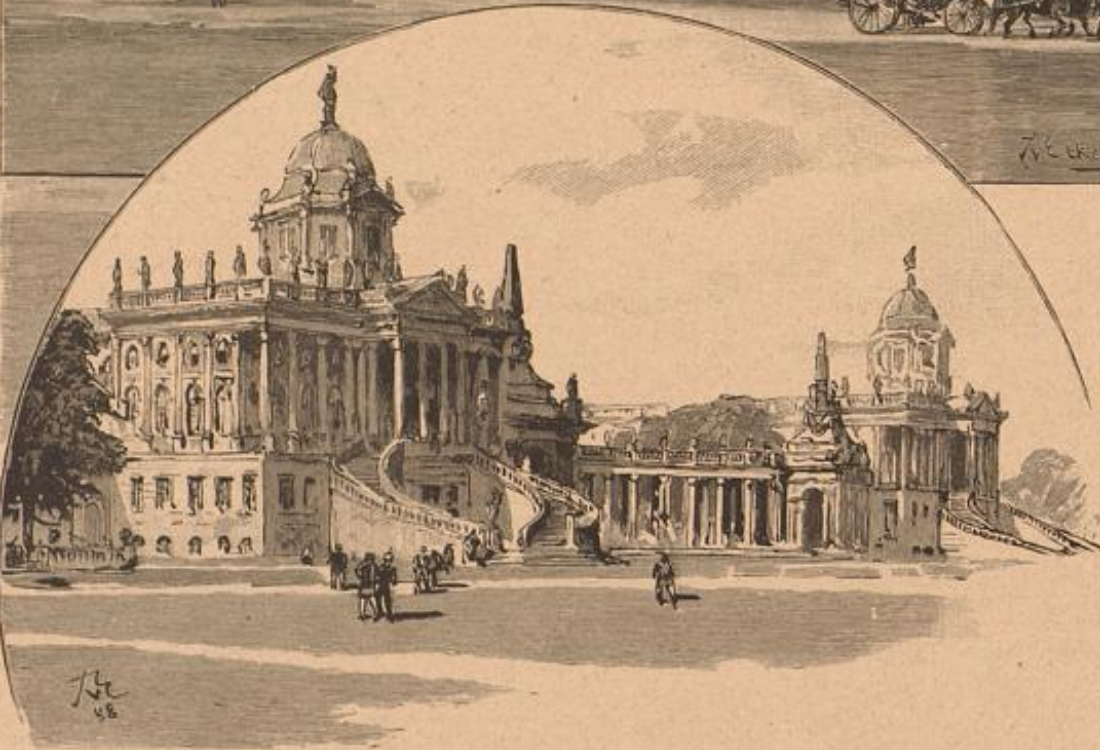
Ich will meines theuren Kronprinzen Worte, gesprochen in solcher Stunde, früh Allen vermahnen, — auch sie sind ein köstliches Erbtheil für Kinder und Kindeskinde!

Dann wandte der Prinz sich wieder zu Excellenz Numenthal. Ich hörte noch seine nächsten Worte: „Ich denke, wir können jetzt ruhig sein, — das Schwerste ist gethan.“

Es sollte aber doch noch manche schwere, erustete Stunde



Schloß Friedrichsruh bei Potsdam.  
Von T. von Edenbrecher.



Die Communs, gegenüber dem Schlosse Friedrichsruh.

sam blickte er nach rechts hinunter, auf Valan und Vazeilles zu, dort mußte ja die nächste Entscheidung fallen. Ab und zu sprach er zu Excellenz Numenthal und zog wohl dann auch die Karte zur Hülfe; zum ersten Male sah ich bei dieser Gelegenheit, daß der Prinz das eiserne Kreuz trug. Dicht bei ihm hielten mehrere fürstliche Persönlichkeiten; ich erkannte nur den Herzog von Koburg und den Erbgroßherzog von Medlenburg-Schwerin, — etwas weiter zurück drängte sich, leise plaudernd, die Suite zusammen.

Allmählig wurde es lebendiger. Die Sonne stieg empor, der Nebel fiel. In der Tiefe sah ich es wie einen Kranz von Rauchwolken aufsteigen; rechts trabte eine Mannen-Brigade vorüber, dann winkte der Kronprinz, und einer der Adjutanten jagte davon, — der Glückliche, wie ich ihn beneidete! Nicht lange darauf zogen lange Kolonnen auf Wadelincourt zu, um den vorgeschobenen Posten gegen einen Durchbruch des Gegners zu besetzen, und mehrere Batterien gingen südlich und nördlich von uns in Stellung. Der Kampf entbrannte lebhafter. Die Escorte mußte abziehen, die Pferde wurden etwas zurück geführt, damit die Suite nicht zum Zielpunkte des feindlichen Feuers würde, — der Prinz hielt unbeweglich im Vordergrunde.

Die Stunden verrannen. Deutlich konnten wir verfolgen (einer der Herren war so gütig, sich meiner anzunehmen und mich im Austausch gegen einen Schluck aus meiner gut gefüllten Feldflasche ein wenig zu orientiren), wie der weite Halbring zum Sedan sich mehr und mehr verengte. Rechts

Eine Minute später sprengten wir in der Carrière auf Donchery zu und von dort auf Briancourt. Es war ein toller Ritt; die Straßen waren überall von Kolonnen überfüllt, oft jagten wir, Hinderniß auf Hinderniß nehmend, längs der Wege hin. Aber ich will ja nicht von mir und meinen kleinen persönlichen Erlebnissen an jenem Tage sprechen und muß daher kurz sein: dicht östlich St. Menges trafen wir endlich auf den General von Gersdorff, dem unser Auftrag galt. Wir kamen gerade noch zurecht, um zu sehen, wie unsere Siebenmündt-ziger das nur schwach verteidigte Dorf fast im ersten An-laufe nahmen und wie dann drei Batterien gegen Floing auf-fuhren.

„Ich bleibe vorläufig hier,“ sagte mein Begleiter. „Reiten Sie zurück und melden Sie Excellenz von Numenthal, das erste Corps setze zum Angriff auf Floing an.“

Als ich eine halbe Stunde später wieder auf dem Dange östlich Bianz anlangte, bemerkte ich, noch ehe ich meine Mel-dung abstatten konnte, wie das Gesamtbild sich verändert hatte: drüben im Norden, wo es bei unserem Wegritte noch still und friedlich ausgesehen hatte, blühte es jetzt gewitterdun-ner, — die Artillerien beider Corps hatten bereits in den Kampf eingegriffen!

Während ich, den Jügel meiner schaumbedeckten Fenela am Arme, meldete, blickte sich der Kronprinz nach uns um. Ich werde den Ausdruck, der über seinem männlich schönen An-lichte lag, niemals vergessen, — es war ein eigener, tief ernster Zug, und doch wieder etwas von froher Siegeszuversicht, —

kommen, ehe der Sieg wirklich ganz entschieden war: das heiße Streiten um Allu, der Kampf um den Wald von Garenne, — der todesmuthige Reiter-Angriff der Division Marquerittes. Wie ein gewaltiges Panorama breitete sich zu unseren Füßen das blutige Ringen der Hunderttausende aus, im weiteren Um- kreise markirten sich hüben und drüben die langen Artillerie- Linien, zeichneten sich die brennenden Dörfer ab. Dann, es mochte gegen vier Uhr sein, schien allmählig das Feuer der französischen Geschütze zu erlahmen, während unsere Batterien ein wachsendes Feuer auf die Festung im Thale selbst rich- teten, und dann, — dann verstummte plötzlich unten der Kampf einzelner Batterien. Aus dem sich verziehenden Pulverdampfe tauchten dichte Massen der Franzosen auf, welche der theilweise schon brennenden Stadt zudrängten; hier und dort fällt noch ein Schuß, — nun ist Alles still.

Auf den Kronprinzen sprengt ein höherer Offizier zu. Alles geräth in Bewegung, man lästert, man drückt sich die Hände, hier und dort seuchet ein ernstes Mannesange eine blühende Thräne, — noch wagt Niemand es auszusprechen, was jedes Herz fühlt: die Schlacht ist gewonnen, — der Sieg ist unser. . . . ein Sieg, — ein unvergleichlicher Sieg!

Eine Viertelstunde später schaute ich, wie im Traume ver- loren, ein Bild, das nie mein Gedächtniß verlassen wird: ich sah den Kronprinzen vor seinem greisen Vater, der ihn zu sich nach der Höhe bei Frenois gerufen, von welcher aus der König den Gang der Schlacht beobachtet hatte, — ich sah den Sohn sich über die Rechte des Vaters beugen und sah dann, wie der Vater den Sohn tief bewegt an seine Brust zog. Es war die Umarmung zweier Helden, die ihres Gleichen nicht in der Weltgeschichte haben!

In meiner Seele aber tauchte in jenem Augenblicke die Er- innerung an eine ähnliche, ja an eine fast gleiche Scene auf, die mein Vater mit angesehen, von der er uns oft begeistert erzählt hatte: die Erinnerung an den Abend des 3. Juli 1866, an jene Begegnung zwischen dem König und dem Kronprinzen unweit Strefeth, in welcher der Vater dem Sohne das kleine Ehrenkreuz selbst übergab, das einst ihr größter Abne pour le merite gestiftet hatte. Sadowa und Sedan! Welche Fülle weltgeschichtlicher Ereignisse liegt nicht in diesen beiden Namen? Wann haben Vater und Sohn jemals gemeinsam gleiche Er- folge errungen! —

Gerade zwei Monate später war es, daß ich das Glück hatte, unseren theuren Königssohn ein zweites Mal unmittelbar von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

Mein Regiment lag im Südoften von Paris, und wir waren erst vor kurzem von einem Streifzuge gegen Franc-tireurs zurückgekehrt, als ich die Nachricht erhielt, daß ein lieber, theurer Freund am 29. November vor Choisy le Roi schwer verwundet worden sei und in Versailles der Stunde harre, wo er nach der Heimath gebracht werden könne. Auf mein dringen-





Kaiser Friedrich im Park des Charlottenburger Schlosses, vor der Uebersiedlung nach Schloß Friedrichskron. Von F. Stahl.



des Bitten erhielt ich, — inzwischen zum Offizier befördert, — auf zwei Tage Urlaub, ihn zu besuchen.

Ihr Jüngsten könnt Euch kaum denken, welch' eigenthümlichen Eindruck damals die alte Königsstadt auf Jeden machte, der ein Herz in der Brust und klare Augen hatte. Auf Schritt und Tritt mischten sich die Erinnerungen an jene Zeiten, in denen von Versailles aus Deutschland und der Welt Befehle gegeben worden waren, die Erinnerungen an den Uebermuth der französischen Ludwig und des großen Korfen mit den frischen Erscheinungen, welche die Gegenwart gezeitigt hatte.

Mein Freund Max lag, wie ich bald erkundete, in dem im Schlosse eingerichteten Lazareth. Ja, das Erdgeschloß des stolzen Schlosses Ludwigs XIV., in dem König Wilhelm zu wohnen verschmäht hatte, war ein deutsches Lazareth geworden, und, bei Gott, es hat niemals eine edlere, eine schönere Bestimmung gehabt. Ich war noch nie in einem Lazareth gewesen, und es ging mir wie den meisten Soldaten: das Herz bebt mir, als ich so durch die langen Reihen von Krankenbetten hindurch schritt, mehr als je im tosenden Lärm der Schlacht.

Mein guter Max war Gottlob besser fortgekommen, als ich nach den bisherigen Nachrichten geglaubt hatte; die Kraft der Natur, die ihm allerdings eine Rippe zertrümmert hatte, schien vorher durch einen Anprall an den Lauf seiner Händ-nabelbüchse geschwächt worden zu sein. Der einjährige freiwillige Oberjäger blühte daher schon wieder ganz munter in die Welt hinein, und wir durften mit Genehmigung des Arztes veranlässig plaudern.

Da öffneten sich plötzlich die Flügelthüren des Saales, und herein trat — unser Kronprinz!

Ich trat bescheiden bis an das Kopfende des Bettes zurück, sodas mich einer der mächtigen Fensterraster halb verdeckte. Von hier aus aber konnte ich jeden der tief ergreifenden Momente, die nun folgten, deutlich beobachten. Ich sah, wie sich plötzlich über die bleichen Gesichter aller Verwundeten ein Schimmer wahrhaft verklärenden Glückes ausgoß, wie sich die wunden Männer halb emporrichteten, und wie aller Augen sich in erwartungsvoller Freude dem geliebten Herrschersohne zuwandten.

Und dann sah ich, wie der Kronprinz von Bett zu Bett schritt, wie er sich liebevoll über jede einzelne Lagerstätte beugte, für jeden Einzelnen ein herzliches Wort, einen theilnehmenden Zuspruch hatte. Ich hörte, wie er hier nach dem Ort der Verwundung fragte, wie er sich dort erkundigte, ob die Schmerzen nachgelassen hätten, wie er mit diesem scherzhaft von der Heimath plauderte und mit jenem ernsthaft von dem letzten Gefecht. Die seltene Hohenzollern-Gabe, in warmen Herzenstone für jede Gelegenheit das rechte Wort zu finden, sie trat mir hier ganz besonders scharf entgegen. Das war kein freier Krankenbesuch, das war nicht das bloße Erfüllen einer Pflicht — wir Alle fühlten und empfanden, der Kronprinz war einem Herzensbedürfnis gefolgt, als er hierher kam, und was der Herrliche that und sagte, es kam vom Herzen, und es ging zum Herzen!

Ja, es ging zum Herzen! Wie die Augen der Männer hoffnungsvoller, zuversichtlicher aufleuchteten, wenn ihr Herz, ihr geliebter Heerführer, sich über sie beugte, — wie sie jedem seiner Schritte folgten, bis er den ganzen Saal durchschritten hatte, — wie sie jubelten, als er sagte: „ich komme bald wieder!“ Und als der hohe Herr dann schon in der Thür stand, da richtete sich plötzlich aus dem Lager neben Max noch einmal ein schwer Verwundeter auf und hob die Rechte empor und rief ganz gegen alle Lazareth-Ordnung: „Unser Kronprinz soll leben! hoch! hoch! hoch!“ Und all' die Verwundeten und Kranken stimmten begeistert ein. Noch einmal wandte der Prinz sich um, — auf seinen edlen Zügen lag der Ausdruck einer seltenen, mit Nahrung gemischten Freude, in seinen Augen schimmerte es feucht. Dabei lächelte er leise und hob wie drohend den Finger: „Wollt Ihr wohl still sein, Kinder! Wenn der Doctor Euch hört, läßt er mich nie mehr zu Euch. Und das sollte mir doch sehr leid thun!“ Noch einmal nickte er freundlich, es war jedem Einzelnen, als gelte das Reigen des theuren Hauptes gerade ihm, — dann schritt er eilends hinaus.

Der Kranke, der zuerst das Hoch angestimmt hatte, war erschöpft zurückgesunken. Ich trat erschrocken schnell zu ihm heran, ich meinte nicht anders, als die Erregung, die Aufmerksamkeit könne ihm das Leben kosten. Aber er lädelte mir schon wieder zu: „Sorgen Sie nicht, Herr Lieutenant,“ stüfferte er leise. „Solche Freude tödtet nicht! Und wenn ich sterben sollte, so wollte ich, es wäre in diesem Augenblicke, ich würde ein himmlisches Glückgefühl mit hinüber nehmen in's Paradies.“

„Sehen Sie, Herr Lieutenant,“ fuhr der Verwundete, schon ein bejahrter Mann, nach einer kleinen Pause fort und strich sich mit der Rechten über die Augen, „ich bin viel in der Welt herumgekommen. Ich habe unter den englischen Fahnen in Südafrika gefochten, den größeren Theil des nord-amerikanischen Krieges unter General Sheridan mitgemacht, hatte drüben jenseits des Oceans endlich eine sichere Stellung gefunden und dachte mein etwas abenteuerliches Leben in Ruhe zu beschließen. Als ich aber hörte, wie schände der Napoleon den Streit vom Raune gebrochen, wie man unsern König, in dessen erstem Garde-Regiment ich meine ersten Waffen getragen, in Ems zu beleidigen gewagt hatte, da fochte jeder Tropfen deutschen Blutes in mir. Du hast nicht Weib, nicht Kind, Du hast zwei kräftige Arme und solltest nicht mitthun? rief es übermächtig in meinem Innern, und ehe der Tag zu Ende, war mein Entschluß gefaßt; drei Wochen später stand ich als Kriegsfreiwilliger wieder in des Königs Red. Und mich reut's nicht, obwohl ich nicht weiß, wie's um mich werden soll, wenn mir die Doctoren meinen linken Arm hier nicht wieder ordentlich zusammensetzen. . . mich reut's nimmer, denn ich möchte die Erinnerung an diesen heiligen Krieg nicht wissen um Alles in der Welt, die Erinnerung an unseren König und unsern Kronprinzen und Alles, was sie gethan haben! So viel ich in meinem bewegten Leben gesehen habe, solche Männer, solche Generale sah ich nie. — was Wunder, so etwas giebt's nicht zum zweiten Male! Unser Gott hat wahrlich schon ein Wunder gethan, Vater und Sohn so aus gleichem Holze

zu schnitzen: heldenhaft und kühn, edel und mild, energisch und ergeben, treu und gerecht! Sie sind noch jung, Herr Lieutenant, und die Welt liegt noch vor Ihnen, aber denken Sie an mich: das Gedächtniß dieser Tage wird Sie nie verlassen, und kein Ereigniß, mag es noch so groß scheinen, wird das überstrahlen, was wir in den letzten Monaten erlebten! Gott erhalte uns nur unsern geliebten König und seinen herrlichen Sohn!“

Als ich eine Woche später noch einmal nach Versailles kam, war die Lagerstätte des Deutsch-Amerikaners leer. Max erzählte mir auf meine Frage, daß derselbe nach einer zweiten schweren Operation seiner Wunde erlegen sei — seine letzten Worte waren gewesen: „Mein König — mein Kronprinz — immerdar!“ Dann hatte er noch einmal mit der gebundenen Rechten sein eisernes Kreuz ergriffen und es an die Lippen gezogen. So hatten seine Augen sich für immer geschlossen.

Und wieder waren zwei Monate in's Land gegangen, als ich den Kronprinzen zum dritten Male sah.

Wieder war es im stolzen französischen Königsschloß — es war zu Versailles am 18. Januar, am Tage der Kaiserkrönung. Im herrlichen Raume des Schloßes, im Spiegelsaal, standen wir mit unseren Fahnen und Standarten um den roth-beleuchteten Altar, von dem das heilige Symbol unseres gerechten Kampfes, das eiserne Kreuz, herableuchtete. Ihr kennt aus hundert berechneten Schilderungen den so einfachen und gerade darum so erhebenden Vorgang selbst. Aber seine ganze Weihe hat doch nur der mit empfinden können, der ihn selbst mit erlebte. Mein Herz, meinte ich, müsse mir zerpringen, als unter den freudig ersten Tönen des ehrwürdigen Liedes: „Jauchzet dem Herrn!“ unser großer Kaiser eintrat, als der Kronprinz ihn empfing und ihn an den Altar geleitete, als dann nach der Predigt der König durch die Reihen schritt und vor den Fahnen stehen bleibend mit tiefbewegter Stimme seinen Willen, die Kaiserkrone anzunehmen, erklärte, und Graf Bismarck die feierliche Proclamation verlas. Mein Auge blieb tränenleer, als der Großherzog von Baden das Huldigungshoch auf den deutschen Kaiser ausbrachte, und Vater und Sohn, Kaiser und Kronprinz, sich gerührt an die Brust faukten: der erste wahrhaft deutsche Kaiser, der erste deutsche Kronprinz!

Der unerbittliche Schmitter Tod hat kein Recht gefordert: Kaiser Wilhelm, der Siegreiche, ist nicht mehr, aber Kaiser Friedrich, den Dulder, hat sich ein allzufrühes Grab geschlossen. Gottes Wege sind wunderbar, uns Menschen kommt es nicht zu, an seinem Willen zu rätheln, noch zu deuten!

Aber todt ist nur das Irdische! Wie die Seele ewig fortlebt dort, wo kein Flügel der Verstand je eindringen wird, so lebt und bleibt auch hier auf Erden das wahrhaft Große, das wahrhaft Gute immerdar! Wie wir heute, so wird sich noch nach Jahrtausenden, wenn der reichere Blütenkranz der Nothe sich längst um alle Gehalten unserer Zeit geponnen hat, die Menschheit von jenem wunderbaren, herrlichen Heldenpaar erzählen, die, Vater und Sohn, in Kämpfen und Siegen ohne Gleichen, in treuer, rastloser Friedensarbeit ihr Volk, das deutsche Volk, einten und glücklich machten, so glücklich, wie Menschen überhaupt werden können.

Wir können nur in dankbarer Verehrung um unsere großen Heldenkaiser trauern und in Treue und Zuversicht auf das schönste Erbe hinblicken, das sie uns liehen: den Enkel, den Sohn! Auf ihn richten sich alle unsere Hoffnungen, er ist der Erbe auch all' der unendlichen Liebe, die Kaiser Wilhelm und Kaiser Friedrich sich für alle Zeit in unseren Herzen gesichert haben! —

Nachdruck verboten.

### Kaiser Friedrich.

Von Fedor von Köppen.



er Name „Friedrich“ ist mit der ruhmvollsten Zeit unserer deutschen Geschichte verflochten. Wir denken bei diesem Namen an jenen mächtigen Hohenstaufen-Kaiser Friedrich I. mit dem rothen Barte (1152—1190), welcher bald gegen die übermächtige Basallen im Reiche, bald gegen die päpstliche Gewalt und die nach Freiheit strebenden lombardischen Städte, bald gegen Fürsten und Sarazenen zu kämpfen hatte und endlich, ein siebzigjähriger Greis, auf dem Kreuzzuge im fernen Morgenlande unter den Wellen des Cydnus sein fähles Grab fand, und an jenen Anderen, den geistreichen und glänzenden Kaiser Friedrich II. (1215—1250), welcher außer der Kaiserkrone des heiligen römischen Reiches die Kronen Deutschlands, der Lombardei, Siciliens, Burgunds, des arrelanischen Reiches und Jerusalems sein eigen nannte, und trotz aller seiner Macht erlag im Kampfe mit der geistlichen Gewalt des Papstthums, gegen die er keine Waffen hatte.

Tief und unausstößlich haben die Bilder der beiden mächtigen Hohenstaufen-Kaiser sich in die Seele des Deutschen geprägt. Sei es, daß er in ihren leuchtenden Heldengestalten die Vorkämpfer deutscher Macht erblickt, sei es, daß er in ihrem unerwähnten Kampfen und Ringen, in ihrer kraftvollen Abwehr jeder Unbill, woher sie auch komme, verwandte Beziehungen mit dem eigenen, rastlos ringenden und strebenden Volksgeiste erkennt, — die Erinnerung an die hohenstauffische Ruhmeszeit wob sich mit goldenen Fäden in das deutsche Gemüth, sie lang fort in Lied und Sage des Volkes durch die Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag, und als in diesem Jahre nach dem Tode unseres allberehnten Kaisers Wilhelm I., des Neubegründers des Deutschen Reiches, wieder ein Friedrich den deutschen Kaiserthron bestieg, da erwachte wohl in manchem deutschen Herzen die Hoffnung, daß vielleicht dieser Hohenzollern-Kaiser Friedrich, der schon vorher als edler Menschenfreund und als tapferer Besieger der Feinde des Reiches der Liebling des deutschen Volkes geworden war, berufen sein möchte, die Herrlichkeit des Reiches, wie zur Zeit der Hohenstaufen-Kaiser, zu erneuern.

Eine leuchtende Siegfrieds-Gestalt mit offenem treuen Auge, prangend in Rannschöne, Erbe der Macht und Liebe eines großen, siegreichen Kaisers, stand er, die demüthige Heldenstirn mit dem wohl verdienten Vorbeer geschmückt, da, ein Bild deutscher Manneskraft. Aber das neidische Schicksal hatte ihm einen bösen Feind zum Begleiter gegeben, der an seinem Lebensmarkt zehrte und seine Lebenskraft zerstörte, noch ehe es ihm vergönnt war, die Ziele, welche sein hoher Geist seiner Regierung vielleicht gesetzt hatte, erreichen zu können.

Nicht an seinem Krankenlager wollen wir verweilen. Die

Tagesblätter haben uns genug des Schmerzliden und Erschütternden von demselben berichtet; aber wir wollen unsere Herzen noch einmal erheben an dem Lebensbilde des edlen Fürsten in der Zeit seiner Jugendblüthe und seiner vollen Manneskraft; denn das ist der nachwirkende Segen eines edlen Menschenlebens, daß es noch Licht und Wärme in Millionen Herzen der Ueberlebenden ausstrahlt.

Die Umgebungs des kleinen Prinzen, welcher am 18. October 1831, dem Jahrestage der für die Geschichte Deutschlands so entscheidungsvollen Völkerschlacht bei Leipzig, im Neuen Palais zu Potsdam geboren ward und am 13. November in der Taufe die Namen Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl erhielt, konnte freilich damals nicht ahnen, daß er dereinst berufen sein würde, den deutschen Kaiserthron zu bestiegen, hatte doch auch sein Vater, der Prinz Wilhelm von Preußen; als zweiter Sohn des regierenden Königs Friedrich Wilhelm III., kaum Aussichten auf die preussische Königskrone. Die Erziehung des jungen Prinzen war daher auch keine andere, als den übrigen Prinzen des königlichen Hauses zu Theil ward, vielleicht, den Neigungen des Vaters entsprechend, unter besonderer Berücksichtigung der künftigen militärischen Bestimmung des Prinzen. So geriehte es den hohen Eltern zu herzlicher Freude, als am Geburtsstage des Vaters, 22. März 1839, „unser Fritz“ in der Uniform eines Grenadiers vom ersten Garde-Regiment zu Fuß, mit der hohen, blanken Grenadier-Mütze, in starrer militärischer Haltung vor seinen Vater trat und ihn mit der in festem, bestimmtem Tone gesprochenen Meldung überraschte: „Rapport von der Potsdamer Thorswache. Auf Wache und Posten nichts Neues“, worauf er nach dem Kommando seines Exerciermeisters, des Unteroffiziers Mladan, das ganze militärische Exercitium bis zum Einzeln-Borbeimarsch zur Zufriedenheit des Vaters durchmachte.

Nachdem infolge des Thronwechsels im Jahre 1840 der Prinz Wilhelm als muthmaßlicher Thronfolger, — da die Ehe des Königs Friedrich Wilhelm IV. mit seiner Gemahlin Elisabeth von Baiern kinderlos blieb, — den Titel „Prinz von Preußen“ erhalten hatte, rückte auch für den Prinzen Friedrich Wilhelm die Wahrscheinlichkeit näher, dereinst den preussischen Thron zu bestiegen. Die herrlichen Reden Königs Friedrich Wilhelm IV. bei der Krönung in Königsberg und in Berlin machten einen tiefen Eindruck auf das Gemüth des jungen Prinzen und entzündeten in ihm eine heilige Begeisterung für sein Volk und Vaterland und für den hohen Beruf, Führer dieses Volkes und Herrscher dieses Landes zu werden. Diese Stimmung wurde in ihm durch seinen trefflichen Erzieher, den Professor Dr. Ernst Curtius (seit October 1844), genährt und befestigt. Im Unterrichte machte der Prinz bei seiner leichten Fassungs-gabe schnelle Fortschritte. Zur Erholung dienten kleine mit Fußtouren verbundene Reisen unter Leitung des Professor Curtius und in Begleitung einiger Altersgenossen nach der märkischen Schweiz, dem Thüringer Walde, Harz, der sächsischen Schweiz und dem Riesengebirge. Auch in der Erlernung eines Handwerks wurde der Prinz nach der Sitte im Hohenzollernschen Hause geübt. Er lernte die Tischlerei und Buchbinderet, und der Besucher von Babelsberg findet dort noch manches Probestück des fürstlichen Verhlings. Geist und Gemüth des Prinzen wurden durch die Erziehung zu harmonischer Entfaltung gebracht. Da unterbrach die Bewegung des Jahres 1848 in unheilvoller Weise die Erziehung, die bisher einen so glücklichen Verlauf genommen hatte. Mit Schmerz sah der Prinz seinen eigenen hochverehrten Vater den Boden des Vaterlandes verlassen und in England seine Zuflucht nehmen, weil er dabei in schouder Weise verdächtigt und verleumdet worden war. Prinz Friedrich Wilhelm, eine reine und edle Jünglings-Natur, begann damals fast zweifelhaft zu werden an dem Volke, auf das er bisher mit offenem, unbefangenen Herzen vertraut hatte, und seine Erzieher hatten Mühe, in ihm die jugendliche Heiterkeit des Gemüthes zu erhalten.

Die militärische Erziehung des Prinzen übernahm um diese Zeit an Stelle des erkrankten General-Major von Uruub der Oberst-Lieutenant Fischer, unter dessen Oberleitung der Major Gerwin und Hauptmann von Kapmer den Unterricht in den Kriegswissenschaften erteilten.

Am 3. Mai 1849 stellte der Prinz von Preußen seinen Sohn, der nach Hohenzollernscher Sitte bereits seit seinem zehnten Lebensjahre der Armee als Lieutenant angehörte, dem Offizier-Corps des ersten Garde-Regiments zu Fuß zur Dienstleistung vor. Bei diesem Anlasse richtete der Prinz von Preußen die folgende Ansprache theils an das Offizier-Corps, theils an seinen Sohn:

„Ich kann mir die Freude nicht verlagern, meine Herren, Ihnen persönlich meinen Sohn als Rekruten zuführen. Sie mögen sich denken, mit welchen Gefühlen ich dies thue. Ich empfehle ihm Ihrer Kameradschaft. Er ist in einer schweren Zeit dem praactischen Leben entgegengetreten. Er hat im vorigen Jahre zum ersten Male einen Kampf, auch den seines eigenen Regiments gesehen, der, wenn auch siegreich, doch gegen einen unehrlichen Feind geführt wurde. Er hat es gesehen, was es heißt, wenn eine Truppe, eine siegreiche Truppe, in schweigendem Gehorsam und mit Schmach bedeckt, unter den schwersten Verhältnissen festhält an der Disciplin und Ordnung, wenn eine Armee unerschütterlich bleibt in ihrer Treue. Und er wird vielleicht bald Gelegenheit haben, es von Neuem zu sehen, denn, meine Herren, wir stehen in einer bedeutenden Krisis, und wenn wir sie glücklich durchmachen, wird es wieder die Armee sein, die das Vaterland rettet, wie sie und der gesunde Theil des Volkes es schon einmal gerettet haben. Und so übergebe ich ihn Ihnen in der Hoffnung, daß er Gehorsam lernen wird, um einst befehlen zu können. Ich hoffe, er wird seinem Namen und seiner Armee Ehre machen. Dafür bürgt mir der Geist, den Gott in ihn gelegt hat, nicht wahr? — Und dann“ — fuhr er, zu seinem Sohne gewendet, fort — „wünsche ich Dir, daß Du dereinst dasselbe erfährst, was Dein Vater erfahren hat. — Meine Herren, ich spreche es Ihnen nochmals aus, es ist die schönste Freude meines Lebens gewesen, zu sehen, wie die Treue und innige Theilnahme meiner Untergebenen sich in schweren Tagen in der Nähe und in der Ferne nicht verlenget hat. — Das wünsche ich auch Dir. Und so thue nun Deine Schuldigkeit!“

Zu demselben Jahre, am 18. October, erreichte der Prinz mit seinem achtzehnten Lebensjahre seine Volljährigkeit und empfing aus diesem Anlasse viele Glückwünsche von Behörden und Privatpersonen. Den Vertretern seiner Vaterstadt Potsdam erwiderte er: „Ich bin zwar noch sehr jung, aber ich werde mich zu meinem hohen Berufe mit Ernst und Liebe vorbereiten und mich bestreben, einst die Hoffnungen zu erfüllen, welche mir dann als Pflichten auferlegt werden.“

Im November 1849 ging der Prinz in Begleitung seines bisherigen Erziehers Dr. Curtius auf die Universität Bonn



um die Rechtswissenschaft zu studiren. Daneben hörte er bei Arndt, Dahlmann, Löblich, Walter, Fetscher und Mendelssohn Collegien über vergleichende Völkergeschichte, Politik, englische Verfassung etc. Die Universitätsstudien unterbrachen in angenehmer Weise Ausflüge in die Nachbarschaft, nach den lagenumkränzten Bergen und Burgen der romantischen Rheinufer. Wo der Prinz dabei mit der Bevölkerung in Berührung kam, da gewann er durch sein leutselig liebenswürdiges Wesen, meist schon durch ein hingeworfenes Scherzwort, schnell die Herzen der munteren Rheinländer. Oft auch fuhr der Prinz zum Besuche seiner hohen Eltern nach Koblenz, wo der Prinz von Preußen als Militär-Gouverneur der westlichen Provinzen (seit dem März 1851) seinen Wohnsitz genommen hatte. Wenn er dann an der Seite seiner Mutter, der Prinzessin Augusta, die in den Rhein-Anlagen, dieser reizvollen Schöpfung der hohen Frau, sich bilden ließ, dann begrüßten die Koblenzer mit freudigem Willkommen den hoffnungsvollen hochgewachsenen Jüngling.

Im April 1851 machte der Prinz mit seinen Eltern und seiner Schwester, der Prinzessin Luise, eine Reise nach England, welche folgenreich für seine Zukunft wurde. Damals fand in London unter den Auspicien des hochsinnigen Prinzen Albert, des Gemahls der Königin Victoria, die erste Welt-Ausstellung statt, der erste große Wettkampf der Völker in den Erzeugnissen der Industrie und Kunst. Der Prinz sah sich hier von einer neuen Welt umgeben, welche ihm einen weiten, vergleichenden Blick auf die Gewerthätigkeit und den Fleiß der Nationen, gleichsam in ihr gelammtes friedliches Leben und Treiben und auf den Culturfortschritt der Menschheit gestattete. Auch noch einen anderen Eindruck nahm der Prinz von diesem ersten Aufenthalt in London mit. Er sah hier zum ersten Male die zehnjährige Victoria, Prinzessin Royal von Großbritannien und Irland, eine lieblich aussehende Mädchenknospe, und bewahrte seitdem ihr Bild in seinem Herzen.

Zurückgekehrt nach Berlin und Potsdam, widmete sich der Prinz für die nächste Zeit vorzugsweise der militärischen Thätigkeit, und zwar nicht nur, um dem Namen nach die verschiedenen militärischen Stellungen zu durchlaufen, sondern um den Dienst in der preussischen Armee gründlich und nach allen Richtungen kennen zu lernen. Im October 1851 zum Hauptmann und Compagnie-Chef der 6. Compagnie des 1. Garde-Regiments zu Fuß ernannt, that der Prinz seinen Dienst als solcher mit demselben Eifer wie jeder Berufs-Offizier. Kein Detail des inneren Dienstes war ihm zu geringfügig, um sich darum zu kümmern. Er sah beim Appell selbst die Stiefelsohlen der Mannschaften nach und zählte die Zweden, mit denen sie benagelt waren. Er avancirte 1853 zum Major, 1855 zum Obersten und wurde 1856 zum Kommandeur des 1. Garde-Regiments zu Fuß, darauf des 11. Infanterie-Regiments in Breslau, 1857 zum General-Major und Kommandeur der ersten Garde-Infanterie-Brigade, 1859 zum General-Lieutenant ernannt. Gleichzeitig beschäftigte der Prinz sich unter Leitung des Herrn von Flottwell, Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg, mit dem Studium der preussischen Verfassung und Staats-Verwaltung. Vor jeder Einseitigkeit bewahrte ihn sein Drang, in die Ferne zu schweifen und die Welt kennen zu lernen, dem er auch in dieser Zeit auf verschiedenen Reisen von Italien und der Schweiz bis nach den Fjorden Norwegens und nach dem schottischen Hochlande genügte.

Dort, im schottischen Hochlande, fand der Prinz die Blume, die er hinfort sein eigen nennen wollte, für das Leben. Im September 1855 hatte sich der Prinz Friedrich Wilhelm in Begleitung seines Adjutanten, des General-Major von Moltke nach Balmoral in Schottland begeben, um sich die Hand der Prinzessin Victoria, Prinzessin Royal von Großbritannien und Irland, zunächst bei ihrem dort weilenden Eltern, zu bewerben. Die Eltern hatten Gefallen an dem ritterlichen, edlen Hohenzollern-Prinzen und begünstigten seine Bewerbung. „Der Prinz hat mir recht wohl gefallen“, schrieb Prinz Albert (20. September 1855) an seinen Vertrauten, den Baron Stockmar. „Große Geradheit, Offenheit und Ehrlichkeit sind vorzüglich hervorsteckende Eigenschaften. Er scheint vorurtheilsfrei und in hohem Grade wohlmeinend, spricht sich als persönlich durch Wuth sehr angezogen aus. Daß sie nicht einzuwenden haben wird halte ich für wahrscheinlich.“ Wenn Tage später schrieb die Königin in ihr Tagebuch: „Heute hat sich unsere geliebte Victoria mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, der seit dem 15. bei uns ist, verlobt. Schon am 20. hatte er uns sein Anliegen mitgetheilt; aber um ihrer großen Jugend willen war es mir zweifelhaft, ob er jetzt mit ihr reden oder bis zu ihrer Wiederkehr warten sollte, entschlossen uns aber doch zu ersterem. Als wir nun heute Nachmittag den Craig-na-Ben hinaufritten, brach er einen Zweig weißer Heideblumen, gab ihr denselben und knüpfte daran auf dem Heimwege, den Glen-Girnach hinab, Andeutungen seiner Hoffnungen und Wünsche, die dann alsbald glücklich in Erfüllung gingen.“

Seitdem war England öfters das Ziel der Reisen des Prinzen Friedrich Wilhelm, da der großen Jugend der Prinzessin wegen die Vermählung noch hinausgeschoben, wie auch die staatsgefährdende Verlobung noch nicht officiell bekannt gemacht wurde. Im December 1856 nahm der Prinz seine Rückreise von England über Paris, um dem damals auf der Höhe seines Ruhmes stehenden Kaiser Napoleon III. einen Besuch abzustatten. General von Moltke, der Begleiter des Prinzen, berichtet über diesen Besuch in einem Briefe aus Paris (Tuileries, Pavillon Marignan, 13. December 1856):

„Am 7 Uhr war Diner in der Galerie de la Diane für den Hof des Kaiser. . . . Der Prinz, welcher die Kaiserin führte, sah zwischen dieser und dem Kaiser, ich hatte meinen Platz gegenüber. Ich hatte mir Louis Napoleon großer gedacht; er sieht zu Pferde sehr gut aus, zu Fuß weniger. Eine gewisse Unbeweglichkeit seiner Hüfte und der, ich möchte fast sagen, erloschene Wuth seiner Augen fiel mir auf. . . . Die Kaiserin Eugenie ist eine überraschende Erscheinung. Sie ist schön und elegant. Hals und Arme sind von unberechenlicher Schönheit, die Figur schlank, ihre Toilette ausgefuchst, geschmackvoll und reich, ohne überladen zu sein. Sie trug ein weißes Atlaskleid von so beträchtlichem Umfang, daß die Damen künftig noch einige Ellen Seidenstoff mehr brauchen werden als bisher. Im Haar hatte die Kaiserin einen scharfgedrohten Kopfschmuck und um den Hals eine doppelte Schnur prachtvoller Perlen. Sie spricht viel und lebhaft und zeigt dabei mehr Lebendigkeit, als man an so hoher Stelle gewohnt ist.“

Ueber den Eindruck, welchen der preussische Prinz auf das französische Kaiserpaar machte, erfahren wir aus dem Briefe, mit welchem der Kaiser Napoleon ein von der Königin Victoria ihrem künftigen Schwiegerjohne mitgegebenes Schreiben beantwortete, das nachfolgende: „Der Prinz gefiel uns sehr gut, und ich zweifle nicht, daß er die Prinzessin Royal glücklich machen wird; denn er scheint mir jede Eigenschaft zu besitzen, welche

seinem Alter und seinem Range zukommt. Wir haben uns bemüht, seinen Besuch ihm so angenehm wie möglich zu machen; aber ich fand, daß seine Gedanken stets in Osborne oder in Windsor waren.“

Die Kaiserin Eugenie schrieb über ihre preussischen Gäste: „Der Prinz ist ein großer, schöner Mann, fast einen Kopf größer als der Kaiser, schlank, blond, strohfarbener Schnurrbart, ein Germane, wie ihn Tacitus beschrieben hat, von ritterlicher Höflichkeit, nicht ohne einen Hamlet'schen Zug. Sein Begleiter, ein Herr von Moltke (oder so ähnlich), ist ein wortreicher Herr, aber nichts weniger als ein Träumer, immer gespannt und spannend, er überrascht durch die treffendsten Bemerkungen. Es ist eine imponirende Rasse, die Deutschen, Louis sagt: die Rasse der Zukunft. „Bah, nous n'en sommes pas encore là.“

Das öffentliche Geheimniß der Verlobung wurde erst am 16. Mai 1857 von beiden Höfen amtlich bekannt gegeben. Das englische Parlament beschloß auf die Anzeige der Verlobung mittelst einer Botschaft der Königin, derselben eine Mitgift von 40,000 Pfund Sterling und eine lebenslängliche Rente von 8000 Pfund anzulegen.

Am 25. Januar 1858 fand in der Kapelle des St. James-Palastes in London die Vermählung, am 8. Februar unter dem Jubel der Bevölkerung der Einzug des jungen Paares in Berlin statt. Ein Jahr darauf, am 27. Januar 1859, wurde dem glücklichen hohen Paare in dem ehemaligen Palais König Friedrich Wilhelms III., welches von demselben während seines Aufenthaltes in Berlin bewohnt wurde, ein Sohn geboren. Der alte Feldmarschall von Wrangel rief bei dem Herausreten aus dem Palais, wo er soeben als erster Gratulant seinen Namen eingetragen hatte, vernügt der draußen harrenden Menge zu: „Es geht Alles gut, Kinder, es ist ein tüchtiger, derber Keck, wie man ihn nur verlangen kann!“ Dieser tüchtige, derbe Keck, welcher in der Taufe die Namen „Friedrich Wilhelm Victor Albert“ erhielt, ist unser gegenwärtiger hochverehrter Kaiser Wilhelm II. Einer Abordnung der beiden Häuser des Landtags, welche zur Gratulation erziehen, dankte der Prinz Friedrich Wilhelm mit den Worten: „Wenn Gott meinem Sohne das Leben erhält, so wird es meine schönste Aufgabe sein, denselben in den Gesinnungen und Gefühlen zu erziehen, welche mich an das Vaterland leiten.“

Am 2. Januar 1861 starb König Friedrich Wilhelm IV. und der Prinz von Preußen, welcher schon seit dem October 1857 die Regentenschaft für seinen schwer erkrankten königlichen Bruder geführt hatte, bestieg jetzt als König Wilhelm I. den preussischen Thron; sein Sohn Prinz Friedrich Wilhelm aber ward jetzt Kronprinz von Preußen. In dem kriegerischen Jahrzehnt, welches unter der Regierung des Königs Wilhelm I. für Preußen begann, eröffnete sich auch für den Kronprinzen ein neues Feld zu ruhmvoller Thätigkeit als Feldherr und Kriegsheld. Aber nicht eitle Ruhmsucht bewegte seine Seele, sondern das stolze Bewußtsein, als erster Diener des Staates seinem Könige und Vaterlande und ihrer heiligen Sache auch mit dem Schwerte dienen zu sollen, führte ihn wiederholentlich hinaus in den Kampf für Preußen's Ehre und Deutschland's Größe.

Zwar dem Feldzuge gegen Dänemark 1864 wohnte der Prinz nur als Zuschauer im Hauptquartier des Feldmarschall von Wrangel bei, er selbst bekleidete kein Kommando, sondern, wie man glaubte, eine mehr diplomatische als militärische Rolle; aber die Art, wie er, ein echter Soldat, alle Bewundernden des Feldzuges mit frohem Muthe ertrug, wie er in ernstlichen Momenten oft bei den Truppen im Feuer erschien, die Offiziere mit dem Sberznamen, die sie unter ihren Kameraden führten, anredete und sie an gewisse königliche Episoden oder Situationen aus der Garnison- und Wanderverszeit erinnerte, wie er auch den gemeinen Mann durch gemüthliche und leutselige Zusprache erquickte und erfreute, wie er bei den aus einem siegreichen Gefechte heimkehrenden Truppen oft hinter der Windung eines von Knicks- oder Wallhöfen eingeschlossenen Weges plötzlich auftauchte, um sie noch mit einem freundlichen Grusse, die zur Meldung ansprechenden Führer mit einem Händedruck zu ehren, gewonnen ihm das volle Vertrauen und die hingebende Liebe der Offiziere und Mannschaften. Wenn er dann an einem kalten Wintertage im Wirbel der Schneeflocken, gemüthlich aus seiner kurzen Peise rauchend, den blonden Vollbart von Eiszapfen starrend, die Truppen auf der Landstraße auf ihrem Marsche durch die öde jütische Landschaft begleitete, dann sangen diese wohl lustig mit rauhen Kehlen nach der Melodie Prinz Eugenius, der edle Ritter:

„Unser Kronprinz starrt von Peise,  
Freiet der Bart, doch brennt die Peise,  
Stopfte sich so manche schon,  
fehlt auf keinem Kampfgesilde,  
Jabelnd hebt ihn auf dem Schilde  
Preußens Heer, den Königssohn.“

So haben wir ihn auch an jenem sonnigen Morgen, welcher dem Düppeler Sturm voranging (18. April 1864), an der Seite des alten Papa Wrangel, des „weißen Reiters“, diesen auf seinem gewohnten Schimmel, den Kronprinzen auf seinem prächtigen, hohen Vollblutpferde, und die zunächst reitenden Offiziere hörten etwa das folgende Zwiegespräch. Der Alte mit feulenbergigem Gesichte:

„Mir weht es wie ein Traum an, Ew. Königliche Hoheit, daß ich an Ihrer Seite heute den Tag erlebe, wo unsere alten Fahnen zu neuem Ruhm und Siege entrollt sind; mir ist so froh zu Muthe, daß ich sterben möchte.“

Darauf der Kronprinz mit einem Wlde auf das eiserne Kreuz, das die Brust des Alten schmückte:

„Sie haben freilich schon die eiserne Zeit der Bestreitungskriege erlebt und Antheil an Ihrem Ruhme gehabt, Excellenz, aber ein eisernes Saatkorn soll auch heute hier gelegt werden. Glücklich Diejenigen, denen es beschieden ist, die Früchte zu sehen, die so Gott will, daraus hervorgehen werden!“

Nun, diese Früchte reifen bereits im Stillen heran, und dem Kronprinzen selber war es zwei Jahre darauf beschieden, die Schmitzer zur Ernte zu führen.

Damals, an jenem entscheidungsvollen Tage, als die Schicksale Preußen's und Deutschland's auf dem eisernen Würfel der Schlacht standen (am 3. Juli 1866), damals hing Alles von dem rechtzeitigen Eintreffen und Eingreifen des Kronprinzen mit der von ihm befehligten zweiten Armee auf dem Schlachtfelde von Königgrätz ab. Der Befehl zur Theilnahme an der Schlacht, welche Prinz Friedrich Karl mit der ersten Armee durch den Angriff auf die Stellung der österreichischen Haupt-Armee eröffnen wollte, war bald nach Mitternacht aus dem königlichen Haupt-Quartier zu Gitschin abgefertigt worden; ob derselbe aber noch rechtzeitig im Haupt-Quartier des Kronprinzen zu Königgrätz eintraf, ob die Befehle für den Marsch der verschiedenen Corps und für die Concentration der zweiten

Armee noch rechtzeitig würden erlassen werden können, ob der Kronprinz mit seinen durch die Märsche und Gefechte der vergangenen Tage ermüdeten Truppen den Anstoß an die erste Armee noch früh genug erreichen würde, um entscheidend in die Schlacht einzugreifen, dies waren Fragen, die nur durch die Thatfachen Beantwortung finden konnten.

Um 4 Uhr Morgens erließ der Generalstabschef der kronprinzlichen Armee, General von Plumenthal, im Namen des Kronprinzen die nöthigen Befehle an die Generalkommandos der vier Armecorps der zweiten Armee, unter Angabe der Marschrichtung und mit der Weisung, unter Zurücklassung des Trains und der Bagage unverzüglich aufzubrechen, und mit Tagesanbruch des 3. Juli sehen wir die kronprinzliche Armee auf verschiedenen Wegen im Vormarsche nach dem Schlachtfelde, die hohe Helbengefalte des Kronprinzen selbst hier oder dort an der Spitze einer der Heersäulen, voll Begierde, mit dem Feinde zusammen zu treffen und der ersten Armee, von welcher der Kanonendonner aus der Richtung von Königgrätz immer lauter herüberstallte, die nöthige Unterstützung zu bringen, die Truppen zur Beschleunigung des Marsches antreibend und ihnen mit vorgestreckter Hand „den Baum von Horenowes“ als den Punkt bezeichnend, wo die feindliche Schlachtordnung, — wie er mit scharfem Feldherrnblick erkannt hat, — am empfindlichsten zu treffen sei.

Auf der Höhe von Sadowa aber hielten König Wilhelm, Moltke, Bismarck, Roon und die anderen Generale des königlichen Hauptquartiers. Schon waren die Reihen des preussischen Fußvolkes durch das überlegene feindliche Geschützfeuer stark gelichtet, schon waren die Reserven der ersten Armee zur Unterstützung des stark bedrängten preussischen Centrums vorgezogen worden, und wie einst Wellington auf dem Schlachtfelde von Waterloo die Hüfte Mlacher's herbeieführte, so richteten sich von der Höhe von Sadowa die Ferngläser immer wieder nach der Gegend, aus der man den Anmarsch der kronprinzlichen Armee erwartete.

Es war zwischen ein und zwei Uhr Mittags: die Schlacht war auf der ganzen Linie zum Stehen gekommen; hinüber, herüber rollte der Donner von zwölfhundert Geschützen. Da gewahrte man auf der Höhe von Sadowa gegen Norden hin lange, dunkle Streifen, die sich vom Erdreiche unterzöhen.

„Es sind Aderfurchen“, bemerkten Einige aus der Umgebung des Königs.

„Es sind Heersäulen“, erwiderten Andere, „denn sie bewegen sich vorwärts und ziehen sich näher und näher zusammen.“

Einige Zeit später entwickelten sich die Heersäulen der kronprinzlichen Armee in breiter Schlachtordnung und rückten über Horenowes unter dem Donner der Kanonen gegen die rechte Flanke der österreichischen Schlachtordnung vor.

„Jetzt ist Ew. Majestät der Sieg nicht mehr zu nehmen“, sagte Moltke mit leuchtendem Antlitz zum Könige, und gleichsam zur Bestätigung seiner Worte traf die Meldung ein von der Erstürmung der Höhen von Lipa und Chlum im Rücken des österreichischen Centrums durch die preussischen Gardes. Der Rebel, der bis dahin auf dem Schlachtfelde gelagert hatte, zertheilte sich, riß, die Sonne warf einen goldigen Schein über das Feld, und fast plötzlich sah man, in weitem Bogen die österreichische Schlachtordnung unspannend, das ganze preussische Heer, beide Armeen, Bataillon neben Bataillon, unter klingendem Spiel in stetigem Vormarsch durch Pulverwolken in den Sonnenglanz hinein, in der Richtung auf Königgrätz.

Jetzt drängte es auch das Vaterland des greisen Königs Wilhelm, nachdem er die nöthigen Befehle für die Verfolgung des Feindes gegeben und die verfolgende Kavallerie selbst eine Strecke weit zu Hufe begleitet hatte, seinen Sohn, den Kronprinzen, aufzusuchen, welcher durch sein rechtzeitiges Eintreffen und energisches Eingreifen auf dem Schlachtfelde die siegreiche Entscheidung herbeigeführt hatte. Erst spät, um acht Uhr, traf ihn der König. Gerührt umarmte der königliche Vater den Helbenprinzen und schmückte ihn auf dem Schlachtfelde, wo er einen so glänzenden Erfolg errungen, mit dem höchsten militärischen Verdienstorden (pour le mérite).

Einige Zeit darauf (20. September) fand der Einzug der siegreichen Truppen in Berlin statt. Unmittelbar hinter dem Könige ritten die beiden Heerführer, der Kronprinz und Prinz Friedrich Karl, durch das Brandenburger Thor. Victoria hatte Dienst am Thor, sagt der Dichter Th. Fontane, und forderte allen Truppen, auch der Garde in der Armee des Kronprinzen, Paßkarte und Lösungswort ab:

„Garde, zeig' deine Karte vor,  
Preussische Garde, willkommen am Ort,  
Aber erst das Lösungswort!“  
„Wir bringen gute Lösung heim  
Und als Parole 'nen neuen Reim,  
Einen neuen preussischen Reim auf Ruhm.“  
„Kenn' ihn, Garde!“

„Die Höhe von Chlum!“  
„Ein guter Reim, ich salutir',  
Preussische Garde, passir', passir'!“

Den Feldherrn und Sieger von Chlum begrüßte König Wilhelm an demselben Tage noch mit dem folgenden Schreiben: „Beim Ausbruche des nunmehr glorreich beendeten Krieges habe ich Dir den größten Beweis königlichen und väterlichen Vertrauens gegeben, indem ich Dir die Führung einer Armee übertrug. Du hast diesem Vertrauen in hohem Grade entsprochen und an der Spitze der zweiten Armee Sieg auf Sieg errufen, welche Armee sich durch Ausdauer, Hingebung und Tapferkeit eine der ersten Stellen in der Geschichte des preussischen Heeres erworben hat. Ein ehrenvoller Friede bereitet Preußen und Deutschland eine Zukunft vor, die Du berufen sein wirst, unter Gottes gnädigem Beistande dereinst auszubauen.“

Auch ein schweres Opfer hatte der Kronprinz während des Feldzuges seinen Pflichten gegen das Vaterland bringen müssen. Während er in Schlesien die Anordnungen für den Einmarsch der zweiten Armee in Böhmen traf, starb daheim am 18. Juni sein kleiner (dritter) Sohn, Prinz Sigismund (geb. 15. Sept. 1864). Auf eine Ansprache der Berliner Stadtbehörde bei seiner Rückkehr antwortete der Kronprinz unter Hinweisung auf dieses Ereigniß: „Es war mir eine schmerzliche Aufgabe, daß ich meiner Gemahlin und meinem sterbenden Kinde nicht beistehe, daß ich meinem heimgegangenen Sohne nicht die Augen zudrücken konnte. So schwer es mir damals wurde, fern von der Heimath und der Familie zu bleiben, ich sehe jetzt mit Genugthuung darauf zurück, weil es ein Opfer war, das ich dem Vaterlande brachte.“

Dieselbe Thatenfreudigkeit, dieselbe lähne Entschlossenheit und Zuversicht, wie im Kriege von 1866, bewährte der Kronprinz auch während des Krieges von 1870/71 als Anführer



der zum großen Theil aus süddeutschen Truppen zusammen-  
geleiteten ersten Armee in den wichtigen Schlägen von Weißen-  
burg und Wörth, sowie bei Sedan, wo er durch Schließung  
des ebernen Ringes um die Armee Mac Mahon's zur Capitu-  
lation derselben entscheidend beitrug. Mehr aber noch als  
durch jene Feldherrn-Eigenschaften gewann der Kronprinz be-  
reits damals durch die Tüchtigkeit edler Menschlichkeit die Herzen  
unserer süddeutschen Landesleute, und es kam jenem wackeren  
Bayern gewiß ans dem Herzen, welcher auf dem Blase in  
Nancy, wo der Kronprinz seine bayrischen Krieger mit einigen  
Fässern ihres Lieblingsgetränkes bewirthete und leutselig, wie  
es seine Art war, mit ihnen sprach, naiv und aufrichtig zu  
dem Heldenführer von 1870 sagte: „Ew. Königliche Hoheit hätten  
uns nur schon 1806 führen sollen, dann hätten wir die Preußen  
schon geklopft.“

Der gefürchtete Kriegsheld von 1806 und 1870/71 erkannte  
es doch als den schönsten Beruf des unter seiner tapferen Mit-  
wirkung neu gegründeten Deutschen Reiches, ein Hort des Frie-  
dens und der Gerechtigkeit für alle Nationen zu werden. Nur  
kurze Zeit war es dem schwer erkrankten Kaiser Friedrich  
vergönnt, über die Erfüllung dieser hohen Aufgabe des Reiches  
zu wachen. Aber durch alle Klagen, die an seinem Grabe er-  
tönen, klingt doch das stolze Trostwort: „Er war unser, —  
und er wird unser bleiben, ob auch die Grust sich über ihm  
geschlossen hat. Sein Geist, sein Bild wird unter uns fort-  
leben, so lange unsere Männer deutschen Muth und unsere  
Frauen deutsche Sitte hegen, so lange in unserem Volke deutsche  
Treue lebt!“

weißer Punkt erhob sich über den Seen; rasch stieg er höher,  
wir erkannten, daß es ein Schwan war mit ausgebreiteten  
Schwingen. Sein schlanker Hals war zurückgebogen, seine  
Brust wölbte sich der Sonne entgegen; aus ihr hervor drang  
ein unsagbar süßes Klingeln, wie es sonst nirgend aus thierischen  
Röhren entsteigt. Das war der Schwan der nordischen Sage,  
und sein Sang jenes wunderbare Lied, das nur ihm, und auch  
ihm nur dann gegeben ist, wenn er ringt und vergeht in  
Schmerzen des Todes.

Weiter flogen wir. Ueber das Meer, das rauschende Meer  
hinweg! Wie ein blühender Garten breitete es sich aus unter  
uns, Nebenhügel, prächtige, lachende Städte, stattliche Klöster.  
Frankreich! Am Kreuzgange einer Kapelle stand eine junge  
Nonne. Wunderschön war sie, so schön, daß der über sie hin-  
wegtreibende Wind nicht müde wurde, ihre Wangen zu küssen.  
Aber sie merkte es nicht, und wenn sie es merkte, so achtete sie  
es nicht. Ihr Auge richtete sich in einem verzückten Glanze  
empor, zu den Wolken hinauf, über die Wolken hinaus.  
„Gepriesen sei sie!“ sprach unser Führer. „Weil sie in schwerem  
Seelenkampfe allem Irdischen abtath, darum ist sie selig schon  
hier auf Erden. In der Welt keine holdere Poesie, als die  
ihres Blickes!“

Dahin über den breiten, glänzenden Rhein schwebten wir.  
Unser Blick, der befreit war, wie von den Fesseln des Raumes,  
so von denen der Zeit, schaute die Gestalten der Vorzeit,  
redenshafte Männer, blonde Frauen. Chrimhild und Brunhild  
gingen zur Kirche, im Drachenblute badete sich Siegfried, im  
Wald erschlug ihn der grimme Hagen. Eine blutige Wahlstatt

Leid, Leid, ein Meer desselben! Aber ihm entsteigend, un-  
ermessbarer noch, ein Himmel der Poesie und Erbabenheit!  
Unsere Herzen wurden nicht bedrückter durch all' den Kummer,  
welchen sie erblickt hatten, nein, kräftiger und fähiger begannen  
sie zu schlagen. Da hielt er inne, der uns geleitete. Er blickte  
uns an. Seine Gestalt, die uns vordem schreckhaft gewaltig  
erschieden war, schwebte licht im klaren Himmelsblau; wie sanfter  
Orgelklang war der Ton der Stimme, mit der er sprach:  
„Erkennt Du jetzt Deinen Freund, Du Menschengeschlecht?  
Weißt Du nun, daß Dein Genius ich bin, der Schmerz? Daß  
die Erde arm wäre, ohne mich! Glück ist nicht Größe, nicht  
das Beste; nicht aus dem Glück, aus dem Schmerze heraus wird  
die Größe geboren. Schmerz ist der Trieb zur That, Schmerz  
die Wurzel der Güte, Schmerz die Vorbedingung zur Ent-  
wickelung. Noch nie wuchs ein Geist, ein Reich über sich selbst  
hinaus, das nicht zuvor frei von sich selbst geworden wäre im  
Leid; noch nie entfaltete eines Volkes, eines Einzelnen Seele  
ganz ihre Kraft, ehe sie nicht gezittert hätte im Weh. Der  
Schmerz erweckt, der Schmerz trönt. Tausendmal herrlicher,  
als die purpurnen Rosen des Glückes, duftet die weiße der  
Trauer.“

Wir erwachten.  
Um uns her derselbe Kummer, in dem wir gestern ent-  
schlummerten! Unzählige Thränen klossen. Keine Junge, die,  
ob auch in weiter Ferne, den geschiedenen Herrscher nicht ge-  
nannt hätte, wie Einen, der in Liebe gegenwärtig ist! Keine  
Lippe, keine Feder, die nicht übergestossen wäre von seinem  
Namen! Kein Brief, der nicht die Klage um ihn enthalte!



Vor dem Schlosse zu Charlottenburg während der Krankheit Kaiser Friedrichs. Von J. von Eckenbrecher.

*Radirud verboten.*

### Der Genius des Schmerzes.

Legende von Gabriele von Pietsch und Willan.

Wir trauerten.  
Unsere Augen, unsere Herzen waren schwer von  
Thränen. Des Reiches Krone war umflort, von  
uns genommen Der, welcher sie Jahrzehnte hin-  
durch getragen hatte, der ihr mit Gott den Glanz  
gegeben, den sie jetzt ausstrahlte über den Erd-  
ball hinweg... Er, der Held, Herr und Liebling der Seinen!  
In Tranern und Thränen überkam uns die Nacht, der  
Schlummer.

Aber das Vergessen nicht!  
Der uns im Wachen umklammert hielt, er trat uns im  
Traume von Neuem entgegen, der Schmerz. Ein Antlitz mit  
menschlichen Zügen und göttergleich hebram Ausdruck hatte er  
nun erhalten, einen Riesenleib und die weiten Schwingen des  
Adlers. Er stand vor unserem Lager, berührte unsere Stirn  
und gebot uns: „Holget mir!“

Und wie wir uns erhoben, ihm zu gehorhamen, merkten  
wir, daß auch uns mit einem Male die irdische Schwere ver-  
lassen hatte, daß wir Flügel besaßen, wie er, der vor uns  
stand, und fähig waren, ihn nachzuweilen über Meere hinweg  
und in den Aether empor, wohin er sich wandte. Zuerst hin-  
durch durch unermeßbare Räume, in denen nichts war, als  
Lust und Himmelsbläue und jagende, wandernde Wolken.  
Tief unter uns sahen wir es alsdann grünlich erstrahlern,  
stille Wasser zwischen zackigen Fjorden, Norwegens Land. Ein

tauchte auf; in der Ferne erschien mit Harfe und Schwert der  
Vard, der sie besingen sollte: aus den rothen Rosen des  
Schlachtfeldes, den Fingern tausend brechender Herzen erklang  
der Nibelungen Lied.

Vorwärts trieb es uns; ein Dörklein, einen Friedhof sahen  
wir; auf dem begrünten Grabhügel lauerte ein Mädchen.  
Nicht Strumpf noch Schuh trug es, auf die Brust herabge-  
sunken war sein Haupt; des schlichten Herzens Liebesteid schuf  
des deutschen Volksliedes frische Poesie.

Giescher, weißblinnde Firne, die Berge der Schweiz rag-  
ten auf. Aus großem nationalen Leid erhob sich Wilhelm  
Tell; der wilde Schmerz um die verlorene Freiheit ließ Arnold  
Winkelried mit seinem Leibe eine Gasse brechen in die Lanzen-  
reihe der Bedrückter.

Italien, das sonnendurchleuchtete, gelobte! Aus einem zer-  
rissenen Herzen heraus dichtete Petrarca seine unsterblichen Lieder.

Wieder das Meer! Doch diesmal nicht das klare nordische,  
sondern das tiefblane des Südens! Im Lande der Sage, In-  
dien, erhob das Leid der Liebe das braune Hinduweib zu einer  
Treue sondergleichen, die, selbst lebend, mit der Leiche des  
Gatten zu Flammen und Asche wurde!

Und endlich, — heilige Stätten, Palästina, Golgatha! In  
Schmerzen um uns, größer, als wir sie je ertragen, vergehend,  
starr Jesus Christus für uns am Stamme des Kreuzes.

Aber nicht Ruh' und Raht jetzt zu seinen Füßen, weiter,  
immer weiter der Flug! Immer neue Länder tauchten auf,  
und jedes Land hatte seinen Ruhm, seine Helden, und jeder  
Held, des Schwertes oder des Geistes oder des Herzens,  
seinen Schmerz, seinen nationalen oder seinen eigensten, tief-  
menschlichen Schmerz, aus dem ihm der Drang und die Kraft  
zur That gekommen waren.

Keine Seele, die nicht ihr eigenes Leid untergeordnet hätte dem  
größeren der Nation und des geliebten Herrscherhauses! Das  
arme Volk in den Dörfern und im Gebirge trauerte um ihn,  
wie die Bevorzugten, die ihn gesehen von Angesicht zu Angesicht.

Unsere Seelen wurden weit, weit und groß. Das hatten  
wir nicht gewußt, daß wir so gesegnet waren! Das nicht, daß  
unsere Krone so hell erstrahlte! Das nicht, daß so reich an  
Liebe und Treue unser Volk geblieben war in allem Wechsel  
der Zeiten!

Unser Herz schwoll hoch auf, daß wir zu ihm gehörten,  
daß er unser gewesen war, der so Geliebte, der Große, der  
Unvergessliche! Daß der Sohn, der Entel ihm nachfolgen  
würden zur Herrschaft und Verehrung! Ein edler und schöner  
Trost zog ein in uns. Wieder sahen wir den Genius des  
Schmerzes, Licht war sein Kleid.

Da wuchs er plötzlich vor unseren Blicken empor zu furcht-  
barer Größe, sieghaft, sieghaft. Weit breitete er die Arme  
aus. Binnen weniger Wochen Frist verlor das Reich den  
zweiten Kaiser.

Riesenhaft, gewaltiger als vordem stand vor uns der  
Schmerz. Um ihn her leuchtete es wie Flammen, heller noch  
als zuvor mochte sein Glorienschein anblicken, doch unsere  
Augen sahen es nicht, denn sie waren dunkel, bis zur Blind-  
heit verblendet von Thränen. Herrlicher noch als vordem  
mochte seine Mission sein, doch unsere Seele vermochte sie nicht  
zu begreifen, weil sie gelähmt war von gewaltigem Leid. Sie  
stoh zurück vor seiner Blendung, — zurück zum Kreuze auf  
Golgatha, und sprach im Zittern, was sie einzig noch sah:  
„Laß es genug sein, Herr, und segne wieder!“





Illustrirte  
**Frauen-Zeitung.**

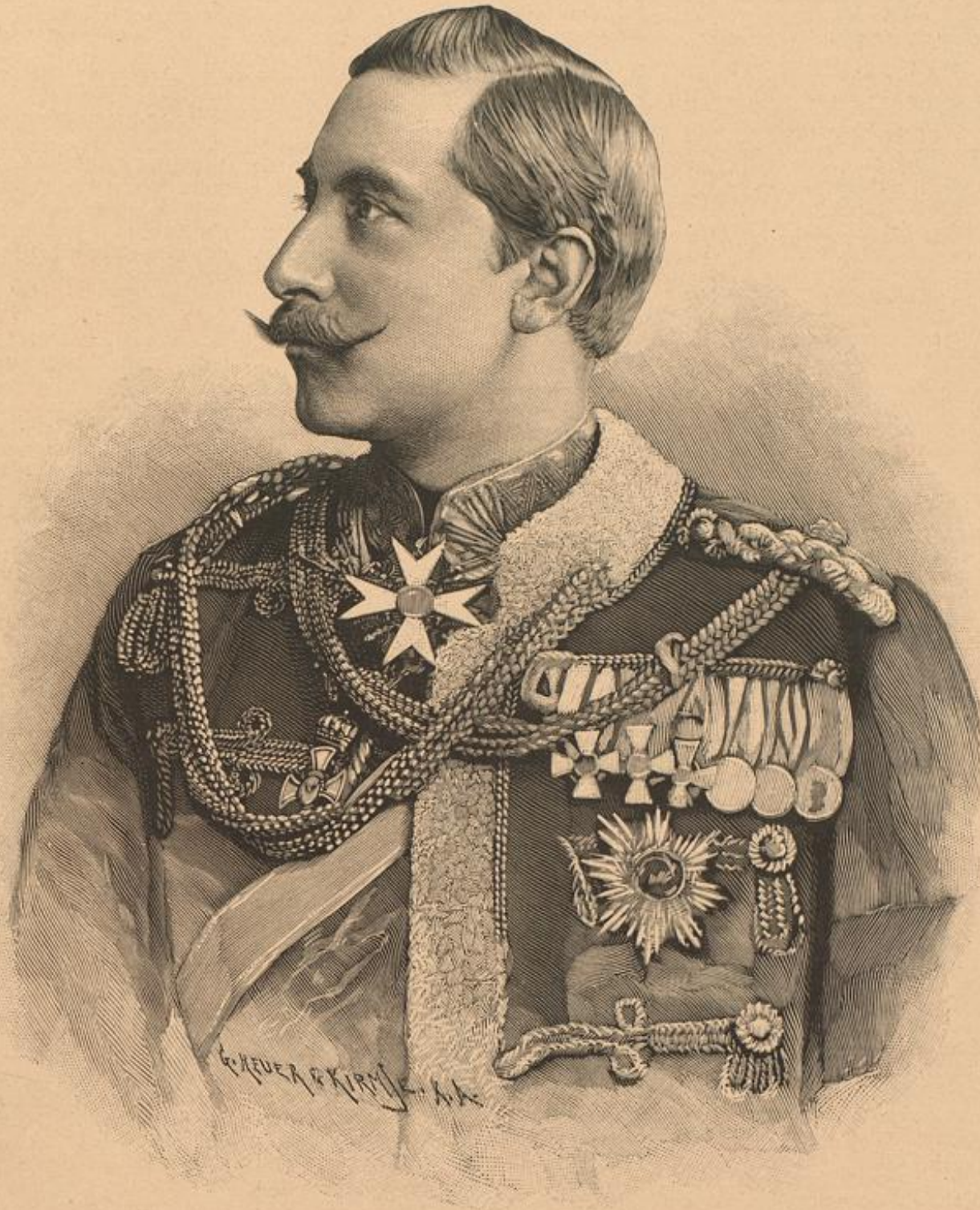
Nr. 29.

Wöchentlich eine Nummer.  
Vierteljährlich 2½ M.

— Berlin, 15. Juli 1888. —

Große Ausgabe mit  
allen Kupfern: 4¼ M.

XV. Jahrg.



*Wilhelm*



Nachdruck verboten.

## Der Sarkophag.

Eine Metamorphose von Richard Vos.

In der Werkstatt des wackeren Meisters Silanus, — sie lag am Fuße des Aventin, zunächst dem Tiberufer, — befand sich ein reicher Vorrath von Sarkophagen. Denn da das Sprichwort: „Heute roth, morgen todt“ an keinem Orte der Welt eine so traurige Wahrheit war, wie in der römischen Kaiserstadt, da die letzte Behausung des Römers gewöhnlich in Marmor oder Travertin gehöhlt wurde und der Todte auf die Vollendung der Arbeit nicht warten konnte, mußten die Steinmetzen, deren Handwerk sich häufig zu einer ansehnlichen Kunst erhob, die letzte Ruhestatt eines Menschen schon bereitet haben, wenn der Betreffende noch wohl und munter im Lichte der Sonne wandelte.

In der Werkstatt des wackeren Marcus Silanus gab es Sarkophage in allen Größen und Arten; Sarkophage für Kinder und Erwachsene, Sarkophage für Ehepaare, Sarkophage für Senatoren, Aedile und Ritter, Sarkophage aus Travertin ohne jeden plastischen Schmuck und Sarkophage aus kostbarem griechischen Marmor, die Seitenwände bedeckt mit bildlichen Darstellungen, von so hohem Kunstwerth, daß der Erwerb eines solchen letzten Ruhebettes das Vermögen eines Freigelassenen des Cäsars erforderte. Auf den Prachtstücken des würdigen Marcus Silanus waren nicht nur der schöne Endymion mit der hehren Diana oder die zarte Psyche in den Armen Amor's abgebildet; der ganze hohe Olymp, alle Götter und Göttinnen Rom's und Griechenland's mußten sich den Todten zugesellen. Auch wimmelte es von Bacchen, Faunen, Satyren, von Centauren, Meerwesen und anderen wunderbaren Geschöpfen, die auf den Särgen der edlen Römer und Römerinnen ein unvergängliches Dasein führten.

Unter dem Vorrath des guten Bildhauers befanden sich etliche gewaltige Sarkophage, mit einer mächtigen Steinplatte verschließbar, auf welcher in Lebensgröße das Ehepaar ruhte, das sich mit einander wollte begraben lassen. Die beiden waren in vollem Leben dargestellt. Halbaufgerichtet lagerten sie auf dem Deckel ihres Sarges, der Gatte dicht bei der Gattin. Auf das Sorgfältigste waren die Gewänder in prächtigem Faltenwurf gearbeitet, aber die Köpfe zeigten noch den rohen Stein, wußte der Künstler doch nicht, für welche Gestorbenen er sie zu meißeln haben würde.

Unfertige Portraits waren auf zahlreichen anderen Sarkophagen angebracht, einzeln und zu Zweien; entweder in der Mitte der Vorderseite, zuweilen einen schwebenden Genien begleitet; und zwar waren die meisten dieser Büsten bis auf die Gesichter vollendet. Oft blieb der wackerer Marcus Silanus, der von beschaulicher Natur war, vor einem solchen Werk seiner Hände stehen, betrachtete es nachdenklich und versuchte, sich vorzustellen, was für ein Gesicht der Kopf bekommen würde? Vielleicht, — nur die Götter konnten es wissen, — sein eigenes braunes, hübsches Antlitz.

Eines Sommerabends saß er mit seinem jungen Weibe und seinem Erstgeborenen vor der Werkstatt, schaute behaglich auf das Gewühl der Straße, die von Karren und Sänften, Spaziergängern und Ausrufern, Sklaven und Landleuten wimmelte, und beschwafte mit den Nachbarn die Neuigkeiten des Tages: die Spiele im großen Circus, das Fest im Marsfeld und den Gesang Kaisers Nero, welchen sie den Göttern gleichstellten; denn in Rom besaßen die Mauern Ohren und ein boshaftes oder mißbilligendes Wort über das kaiserliche Krächzen konnte das Leben kosten. Da vernahmen die Plaudernden den hellenden Ruf eines Sklaven: „Platz für den edlen Appius Valerius!“ worauf die Menge aus einander wich und alsbald die Sänfte des vornehmen Mannes sich zeigte, der jung, schön, reich und leutselig, beim Volk sowohl seiner Verdienste und Tugenden willen, als weil er ein Freund des Cäsars war, in hohem Ansehen stand. So reckte denn auch der wackerer Marcus seinen Hals, um den edlen Römer an seinem Hause vorüberziehen zu sehen. Die Weiber, den vornehmen Mann erblidend, flüsternten durch einander: „Juno, das ist Einer! Seht, wie freundlich er grüßt! Die Götter geben ihm Glück! Nun, der ist wohl glücklich; so vornehm, hübsch und reich und von den Menschen geliebt. Und ein Freund des Cäsars! Erst vor einem Monat hat er ein Weib genommen. Was für Cines? Die Tochter des Mnenius Agrippa, die reiche Claudia! Die schöne Claudia! Die sittsame Claudia! Das ist freilich ein glücklicher Mann!“

Aber Alle verstummten; gerade vor der Werkstatt des Marcus Silanus blieben die Träger der Sänfte stehen, die Haus-Sklaven sprangen hinzu und halfen Appius heraus. Dieser schritt mit seinem Gefolge von Freigelassenen, Freunden und Klienten durch die schnell zusammengelaufene Menge, nach allen Seiten freundlich

grüßend, in das Haus des wackeren Marcus, welcher aufgesprungen und dem vornehmen Mann entgegen geeilt war.

Guldreich redete Appius den Künstler an: „Bist Du Marcus Silanus?“  
„Die Götter schenken Dir Wohlergehen, ich bin's. Was steht in Deinem Begehre?“  
„Zeige mir Deine Sarkophage, um derenthalten Du in Rom vor allen Anderen gerühmt wirst.“  
„Wöchten die Götter Dir, o edler Appius, langes Leben spenden; gebiete über mein Eigenthum.“

Langsam wandelte Appius durch die langen Reihen der Marmorfänge, mit dem verwöhnten Auge des Kenners Bildwerke und Arbeit prüfend. Marcus schritt hinter ihm drein und fragte heimlich einen der Freigelassenen:

„Für wen sucht Appius den Sarkophag? Ist im Hause des Herrn Jemand gestorben?“

Aber der Freigelassene wußte von Nichts. Appius lobte häufig die treffliche Arbeit und Composition, welche auf manchem Stein nicht die Copie eines berühmten griechischen Vorbildes, sondern des Künstlers eigene Erfindung war. Vor allen anderen gefiel ihm ein Doppelsarg aus parischem Marmor, an dem sich auf drei Seiten ein Fries hinzog, der in Hochrelief eine Reihenfolge von bacchischen Gestalten zeigte: bekränzte, junge Weiber und schöne Jünglinge, den Thyrsos schwingend, Arme und Haupt zurückgeworfen, führten sie einen fast wilden Tanz auf. Die jungen herrlichen Gestalten waren so voller Bewegung, ein solches unsterbliches Dasein athmete aus dem Stein, so viel unvergängliche Jugend und seliger Jubel, daß die Darstellungen auf diesem Sarge als eine Verkörperung alles Lebens erschienen. Auf der vierten Seite des Sarkophages befand sich, beinahe in ganzer Gestalt aus dem Stein heraustretend, die Abbildung eines Ehepaares, das sich mit inniger Zärtlichkeit bei der Hand gefaßt hielt. Auch diese Köpfe harrten ihrer Gesichter. Lange stand Agrippa vor dem Sarkophag, jede Figur aufmerksam betrachtend, über jede Figur sein Entzücken äußernd:

„Das ist eine Arbeit, werth eines griechischen Meisters, mein redlicher Marcus; selbst bei Dir erwartete ich nicht, ein solches Kunstwerk zu finden, stelle keinen zu geringen Preis und lasse ihn Dir von meinem Schreiber auszahlen. Doch mußt Du den Sarkophag sogleich in mein Haus schaffen; auch diese Nacht noch den beiden Köpfen dort Züge und Ausdruck geben.“

„Diese Nacht noch?“  
„Morgen bereits sollen die Beiden an der appischen Straße begraben werden.“

„Soll ich die Gesichter nach den Todten machen oder nach einem Bildwerke, welches Du, o Herr, von den Gestorbenen besitzt?“

„Nach den Lebenden selbst, mein würdiger Marcus.“  
„Nach den Lebenden selbst?“  
„So sagt' ich.“

„Aber —“  
„Mein guter Marcus, beeile Dich und sende nach Deinen Leuten. Schon dunkelt es. Fahr wohl. In meinem Hause am Coelius sehen wir uns wieder.“

Eine Stunde darauf langte Marcus mit dem Sarkophag bei Appius an. Er fand das Haus hell erleuchtet und wie zu einem Feste geschmückt. Vor dem Atrium brannten Fackeln, auf den Dreifüßen dampfte wohlriechendes Rauchwerk, Blumengewinde schlangen sich von Säule zu Säule, der Fußboden war mit blühenden Myrten bestreut und schöne Knaben reichten am Eingang den Gästen Rosenkränze.

Marcus stand und wußte nicht wohin mit seinem Sarge; aber ein junger Haus-Sklave kam und wies ihn an, den Stein in das Triclinium schaffen zu lassen.

Hier befanden sich Appius und sein junges Weib, die schöne Claudia, beide in Festgewändern, Rosenkränze um die Stirnen. Sie empfingen die Gäste, die mit Verwunderung der eiligen Einladung gefolgt waren, welche ihnen erst am Vormittag zugesendet worden. Man lagerte sich auf den mit phönizischem Purpur bedeckten Speisebetten, eine sanfte Musik ertönte, Jungfrauen sprangten Narden und Jünglinge trugen das Mahl auf. Dem Bildhauer rief Appius zu:

„Jetzt, mein wackerer Marcus, beweise Deine Kunst und beginne Dein Werk. Meine Knaben werden Sorge tragen, daß Du dabei nicht Durst leidest.“

Dem guten Marcus wurde immer verworrener zu Sinne; stammelnd erkundigte er sich:

„Wer sind die Beiden, die ich auf dem Sarkophag abbilden soll?“

Darauf Appius:  
„Ich bin es und hier mein liebes Weib Claudia. Beginne.“

Darauf wendete er sich zu seinen Freunden:

„Genießet, Ihr Geliebten, das Mahl in ungestörter Heiterkeit und Freude; darnach sollt Ihr erfahren, was dieses eilige Fest und dieser Sarkophag zu bedeuten

haben. Seht, welche unsterblichen Gestalten ihn schmücken.“

Aber ungeachtet dieser Aufforderung, ungeachtet des herrlichen Mahles, das eines Lucullus würdig gewesen wäre, ungeachtet der milden Heiterkeit von Wirth und Wirthin, drückte eine schwere Stimmung die Gemüther der Gäste, welche, während die Knaben ihnen die vollen Schüsseln vorsetzten und den köstlichen Wein kredenzten, immerfort nach dem Sarkophag hinüberspähten, an dem unter dem Meißel des Künstlers die beiden Köpfe Antlitz und Leben gewannen, in flüchtigen aber sicheren Umrisen die bekannten und geliebten Züge der Freunde wiedergebend.

Bis zum Morgengrauen währte das Fest, währte die Arbeit des Meisters; alsdann erfuhren es die Freunde: Der Cäsar trug Verlangen nach dem schönen und sittsamen Weibe des Appius. Da nun der Mann wie die Frau sich weigerten, dem Kaiser zu Willen zu sein, wurden sie Beide von Nero zu einem „freiwilligen“ Tode verurtheilt. Als der Tag anbrach, entrißen sich die Gatten den weinenden und wehklagenden Freunden, begaben sich in das stille, bräutlich geschmückte Gemach, darin sie als Neuvermählte geschlummert, und tranken aus einer Schale den vergifteten Wein, den der Cäsar ihnen mit seinem Grusse gesendet hatte. Von dem himmlischen Reigen der seligen Bacchuslinder umtanzt, wurden sie an der appischen Straße begraben.

Ein Jahrhundert später ereignete sich in dem alten und ruhmreichen Geschlecht der Valerier auf's Neue ein graufiger Todesfall, welcher für einige Tage das Gespräch Rom's bildete. Es geschah eines strahlenden Frühlingmorgens, daß vor dem prächtigen Hause am Coelius eine junge, mit Tánien umwundene Cypresse aufgepflanzt wurde, das Zeichen: in diesem Hause liegt ein Gestorbener.

Aber in keinem der vielen Gemächer, die rings den Hof umgaben, war ein Todter aufgebahrt, obgleich es im ganzen Hause nach den Narden duftete, die man bei einem Begräbniß zu sprengen pflegte und auf den ehernen Dreifüßen aus köstlichen Gefäßen Spezereien dampften. Seltam war auch, daß bei allen diesen Anzeichen eines Sterbefalles die Bildnisse der Götter wie zu einem Fest bekränzt waren. Dort aber, wo im zweiten innersten Hofe der Altar sich erhob und die Laren des Hauses ihr Heiligthum hatten, wurden ununterbrochen Opfer dargebracht; dort saßen unter den Bildsäulen der Ahnen die Valerier; die Väter und Mütter, die Töchter, Söhne und Enkel in Trauergewändern, beteten zu den Himmlischen und klagten um eine Gestorbene.

Vor dem Trauerhause drängte sich das neugierige Volk murmelnd und flüsternd:

„Sechszehn Jahre ist sie alt. Erst sechszehn Jahre und schon so rucklos! Es heißt, sie hätte ihren Vetter heirathen sollen, den jungen Claudius Valerius. Die Götter mögen diese Nazarener vernichten! Sagt: In welchem Circus finden die Spiele statt? Im slavischen Amphitheater. Wißt Ihr, was für Bestien die Nazarener zerreißen sollen? Aus Afrika sind Löwen angelangt. Jupiter gebe, daß sie hungrig sind. Gehst Du schon fort? Nach dem Amphitheater, damit ich noch einen guten Platz bekomme. Warte, wir gehen mit.“

Bereits viele Stunden vor Beginn der Spiele strömten von allen Seiten die Römer in den ungeheuren Bau; das gewaltige Rund glich einem ausgebrannten Krater, an dessen Wänden Völkerschäften auf- und niederwimmelten. Den Koloß überragten hohe eiserne Maste, welche einen Himmel aus farbigen Linnen trugen. Von den höchsten Sitzen blickte man wie in einen Abgrund hinab. Goldig leuchtete es aus der Tiefe herauf; seiner schimmernder Sand bedeckte den Boden der Arena, — der Goldsand des Cäsars. Aus den unterirdischen Käfigen drang dumpfes Gebrüll der hungernden Bestien herauf an die Oberwelt.

Es erschienen die Senatoren, die Ritter, die Priester. Der Kaiser kam. Dann nahmen die heiligen Jungfrauen der Vesta ihre Sitze ein. Das Schwirren der aber und aber Tausenden von Stimmen schwoll an, wuchs zum Rauschen, zum Brausen. Das römische Volk that es den hungernden Thieren nach: es raste vor Mordgier.

Da schien sich der Boden der Arena zu öffnen und die Erde ein Gewimmel wider Leiber auszuspeien; doch die brüllenden Bestien verstummten, erschreckt durch das Freudengeschrei, das sie empfing.

Aber nun schwieg auch die heulende Menge; in dem Niesenraum des Amphitheaters wurde es still, fast lautlos. Aus der Tiefe quollen feierliche Stimmen empor: Gesang der zum Tode geführten Christen.

Es war ein langer Zug: Greise, die am Stabe dahinwankten, Kinder, die von der Hand der Mutter geführt wurden, Jünglinge, Jungfrauen. Weil ihr Tod nicht nur für die Römer eine Feier war, trugen die Meisten die Festtracht der weißen Toga. Von den Jungfrauen hatten etliche frische Kränze auf.



Als die dem Tode Geweihten die Arena betraten, wurde der feierliche Hymnus unterbrochen von dem Angstgeschrei der Kinder, welche die wilden Bestien erblickten, von den gräßlichen Jammerlauten der Mütter, die ihre Kinder an sich rissen; doch Viele waren, die bis zum letzten Athemzug den Herrn lobten.

Jetzt begann das Schauspiel. Um besser sehen zu können, erhoben sich unter den Zuschauern die Frauen. Alles drängte, beugte sich vor. Mit brennenden Augen und glühenden Wangen starrten sie athemlos hinab, ihren Lippen entglitten Seufzer der Wonne, Ausrufe des Entzückens; denn unter ihnen wurde gemordet, zerissen, zerfleischt. Der Jubel des erregten Volkes mischte sich mit dem Mordgebrüll der Bestien, mit dem Sterbeschrei der Opfer.

In der Arena ein blutiger Anäuel von thierischen und menschlichen Leibern, Todte, Sterbende und Lebende in gräßlichem Durcheinander. Der goldige Grund ein Sumpf fließenden und gerinnenden Blutes; Löwen und Tiger an den fürchterlichen Körpern ihren Durst löscht.

Plötzlich von den Lippen der Tausende ein Ausruf. Einige von den Zuschauern hatten sie erkannt; nun lief ihr Name von Mund zu Mund.

„Da ist sie, die junge Valeria! Sehet dort! Venus, wie holdselig sie ist!“

Sie stand, vor Entsetzen und Grauen schon halb entseelt, gerade unter den Spitzen der Vestalinnen, gegen die hohe Schranke gedrängt. Goldiges Haar umfloß die zarte, lichte Gestalt, schlaff hingen die Arme herab, ihr süßes Gesicht hatte einen Ausdruck, als hätte sie der Blick der sterbenden Gorgone getroffen. Sie schaute an sich herab auf ihr Kleid, das ein breiter purpurner Streifen säumte, auf ihre Füße, die in einer Blutlache standen. Von dem Gräßlichen, was um sie her vorging, schien sie nichts zu sehen, nichts zu hören.

Plötzlich war ihr's, als würde sie wie aus hohen Lüften von einer geliebten Stimme angerufen: „Valeria! Valeria!“

Sie sah auf und erblickte vor sich einen gewaltigen Löwen, wie zum Sprunge gedrückt. Aber im selben Augenblick wiederum von jenen zärtlichen Lippen voll Todesangst ihr Name gerufen. Sie schaute in die Höhe, ihre starren Züge belebten sich, wie der Glanz eines Lächelns glitt es über das liebe Antlitz, sie öffnete den Mund, um zurück zu rufen, da, — mit einem Seufzer sank auch sie.

Gefättigt vom Blute der Arena, streckte sich der Löwe neben seinem Opfer nieder. Nur wo die mächtige Tatze sie getroffen hatte, an ihrem umleuchteten Haupte, quoll es dunkel hervor, die Stirn der Märtyrerin salbend.

In der Nacht wurde die Arena von dem Blute und den Gebeinen gereinigt. Als die Sklaven die holde Valeria fanden, hoben sie die schöne Todte sorgsam auf, trugen sie in die unterirdischen Gewölbe, hüllten sie in ein Linnen und schafften sie heimlich hinaus, wo ein junger, vornehmer Römer mit einer Bahre und den Trägern ihrer harrete und den Leichnam der Christin mit ersticktem Jammer in Empfang nahm. Nun bildete sich der kleine Trauerzug, an dessen Spitze der Jüngling schritt, häufig aufschluchzend und den geliebten Namen seufzend: „Valeria! Valeria!“

Sie zogen durch das Belabrum, am großen Circus vorüber, zur Porta Capena, kamen auf die Via Appia und gelangten endlich zum Grabe der Valerier, das sie erreichten, als gerade der Tag aufdämmerte.

Ueber dem Gipfel des Albanus stieg ein rosiges Gewölke zu dem lichtgrünen Aether des Himmels hinan, vom Meere her wehte ein fröhlicher Wind und in den Lüften jubilirten die Lerchen.

Unter den Cypressen, die das stolze, in Marmor-glanz leuchtende Grabmal umstanden, wurde die Bahre niedergelassen, die Gruft geöffnet, eine Fadel entzündet und in das Innere gedrungen. Lange wählte Valerius unter den Gräbern der Ahnen. Dann entschied er sich für einen Sarg, auf dem ein Bacchantenzug dargestellt war, ein Werk von hellenischem Geiste besetzt. Von diesem Sarge gebot er den Deckel zu heben, die Gebeine, die noch darin ruhten, sorgfältig zu sammeln, in eine Urne zu schließen und darauf die holde Valeria da zu bestatten, wo die treuen Gatten Appianus und Claudia Ruhe gefunden. So geschah es, daß um den todtten Leib der jungen christlichen Märtyrerin selige Bacchanten und thyrsoschwingende Jungfrauen den Reigen tanzten.

Ueber ein Jahrtausend war vergangen, seitdem in Rom die ersten Christen den Bluttod erlitten hatten; seit beinahe einem Jahrtausend war der unterdrückte Glaube die triumphirende Religion geworden, welche verfolgte, statt verfolgt zu werden, Märtyrer machte, statt welche zu haben.

In Rom war die antike Welt in Trümmer geschlagen worden; ihr Schutt düngte die römische Erde.

Die Tempel waren umgewandelt in Kirchen, unter den gebrochenen Säulen lagen die gestürzten Altäre, die geschleiften Götterbilder. Die Theater, Thermen, Basiliken und Portiken wurden entweder als Steinbrüche und Kalkgruben benutzt oder sie dienten einem mächtigen und kriegerischen Adel als Burgen und Festen.

Der Papst war nicht der höchste Priester, sondern der oberste Kriegsmann und die Fehden der großen römischen Geschlechter unter einander schufen aus dem weiten Lande ringsum ein einziges Schlachtfeld.

Von der appischen Straße her versuchten es die Colonna, in Rom einzudringen, das sich gerade in dem Besitze der Gastani befand. Diese zogen den Feinden entgegen, drängten sie bis nach Albano zurück und trafen Anstalten, die appische Straße zu vertheidigen. Sie verschanzten sich auf dem Grabmal der Caecilia Metella, das sie mit einer Zinnenkrone ummauerten und in ein starkes Castell umwandelten. Damit der Feind nicht einen ähnlichen festen Platz einnehmen konnte, zerstörten sie eine große Anzahl der prächtigsten Grabmäler, von denen die herrliche Straße zu beiden Seiten besetzt war. Mit den mächtigen Trümmern barikadirten sie den Weg zu diesen Wällen, Bildwerke, Säulen und Sarkophage benutzend. Sie drangen in die Grabkammern, schleppten die Steinsärge an's Tageslicht und ramnten sie in die Verschanzungen.

Auch das ehrwürdige Grabmal der Valerier blieb vor solchem Schicksal nicht verschont; der Sarkophag mit den tanzen Gestalten, welcher auf der einen Seite die Abbilder zweier Gatten und das Zeichen des christlichen Martyriums trug, wurde zugleich mit der Statue eines Senators jenes Geschlechtes und einer Grabstelle benutzt, ein Bollwerk zu vervollständigen, das die Straße oberhalb des Circus Maximus absperrte. Die Colonna siegten, die Gastani wurden verjagt, ihre Wälle und Bollwerke zerstört und das Denkmal der Caecilia Metella in eine Burg der Colonna verwandelt, bis Rom in die Hände der Orsini fiel, deren Herrschaft wiederum die der Massimo folgte.

Da lag nun der arme Sarkophag, hart am Rande der Straße im Graze der Steppe. Manche seiner in ewiger Jugend strahlenden Gestalten hatte die Waffe eines Vasallen der römischen Barone getroffen und grausam verstümmelt; aber unverletzt waren die Gesichter der beiden Gatten geblieben, die mit stillem Lächeln, Hand in Hand, auf die verwandelte Erde schauten. Unberührt blieb der alte Römersarg liegen. Im Frühling umblühten ihn Tazetten und Crocus, die Wasser des Himmels füllten ihn, funkelnde Vacerten trieben auf seinem immer noch leuchtenden Stein ihre Spiele, die Lerchen jubilirten über ihm, Völkerverstärker zogen auf der alten Heerstraße an ihm vorüber und zuweilen rastete ein müder Wanderer oder ein Hirt auf ihm aus; die Zeiten vergingen und der Marmor begann zu verwittern.

Dann baute sich beim Haine der Egeria ein junges Paar sein Haus; die Beiden fanden den Sarkophag und schafften das herrenlose Gut nach ihrer Hütte, wo sie ihn unter einem Dicht von Rosen und Lorbeer als Brunnenbeden aufstellten. Fortan rieselte die klare, kühle Quelle in den Stein, aus welchem die Bewohner der Hütte, Geschlecht auf Geschlecht, das Wasser schöpften, an dem die Kinder spielten und des Abends die Großen plaudernd ausruhten. Auch hätten die Bacchanten und die beiden Vermählten manch heimlich zärtliches Gespräch belauschen können, manchen Liebesblick, manchen Kuß.

Wiederum nach langer Zeit geschah es, daß der Sarkophag sammt dem Rosengebüsch und den Lorbeer-Didichten von einem kunstbegeisterten Fremdling abkonterseit wurde, sogar ein Liebespaar war daneben zu sehen. Aber einmal kam ein kluger Römer des Weges daher; der kaufte den alten Stein um ein Gerüges und schaffte ihn nach Rom in ein dunkles, dumpfiges Gewölbe, wo er unter andere Antiken und Antiquitäten gesteckt wurde und lange Zeit begraben blieb, bis er von einem Fremdling aufgespürt wurde. Dieser ließ den ehrwürdigen Stein in Strohh verpacken und auf der Eisenbahn in sein kaltes, nebeliges Vaterland schicken, wo der arme Sarkophag jetzt stehen muß zwischen wilden Bergen, zwischen finsternen Tannenwäldern, unter einem Himmel, der lieber grau ist als blau; und es wäre der Sarkophag, der so Vieles erlebt, noch mehr zu beklagen, hätte nicht eine mildthätige Hand sich seiner erbarmt und Blumen hinein gepflanzt: gelbe Rosen, feuerrothe Geranien und buntes Caprifolium; sodas aus dem, was bestimmt war, den verwesenden Leib des Menschen zu bergen, jetzt Blumen erblühen.

Was wird aus dem Sarkophag geworden sein, nachdem abermals tausend Jahre vergangen?

Nachdruck verboten.

## Aus den Erinnerungen einer alten Hofdame.

Von A. von G.

Nach Töden richtet der Mann, des Weibes Liebe ist seine Liebe.

Meinet, traueri, Ihr deutschen Frauen, und Ihr Männer schämet Euch der Thräne nicht, dem Hohl der Liebe, Verehrung und Dankbarkeit, die wir dem Andenken dessen widmen, den zwar das Kaiser-Diadem schmückte, der aber dennoch unserm Herzen nahe, — stets „unser Friß“ geblieben ist!

Unser Friß, der unsere Männer, Söhne und Enkel in den Kampf geführt hat, zu Preußen's, zu Deutschland's Ehr' und Ruhm, und dem zuletzt zu dem ewig frischen Lorbeerkränze, zugleich mit dem königlichen und kaiserlichen Diadem, die Dornenkrone des Leidens auf die Stirn gedrückt wurde!

Nicht von seinen Heldenthaten will ich reden, weder von denen auf blutigen Schlachtfeldern im feindlichen Feuer, noch von denen des Märtyrers im Kampfe mit der südländischen Krankheit, — davon werden Andere singen und schreiben; nicht von den Siegen, welche die Weltgeschichte preist, von anderen Siegen will ich erzählen, von den Siegen, die sein warmes, treues Herz, seine gewinnende, natürliche Liebenswürdigkeit, sein offenes Wesen, sein frischer Humor und seine huldvolle Herablassung gewannen. Diese echte, wahre Liebenswürdigkeit, die nicht anerzogen wird, sondern die der unerbittliche Ausdruck eines warm empfindenden Herzens ist, strahlte aus seinen blauen Augen, ganz gleich, ob Vornehm oder Gering sich ihm nahte. Mit derselben herzwinnenden Freundlichkeit, dem Impulse des Augenblickes folgend, umarmte er auf dem Schlachtfelde den ersten mit dem eisernen Kreuze erster Klasse decorirten bairischen Soldaten, wie er den Blumenstrauß des Bauernkinds mit fröhlichem Scherzworte an der Brust befestigte, — mit derselben bezaubernden Galanterie, mit welcher er auf dem großen Ballfeste in Mailand die Spitzen-Köbe der reizenden Königin von Italien küssend von dem Palmen-Gebüsch löste, neigte er sich zum Gruß vor der einfachsten Frau aus dem Volke, die ihr jauchzendes Kind dem schönen Kaiserthron entgegen hielt.

Wer jemals den Druck der kräftigen Hand gefühlt, wem der freundliche Blick seines Auges, ein heiteres Scherzwort aus seinem Munde zu Theil geworden, der wird es nie vergessen, der wird mit mir empfinden, wenn ich als Frau sein warmes Herz und seine bezaubernde Liebenswürdigkeit vor Allen preise.

Noch steht es deutlich vor mir, das reizende Bild, da ich den jetzt Entschlafenen zum ersten Male sah, obgleich ein Menschenalter zwischen heute und damals liegt.

Es war im Sommer 1832, als ich, ein blutjunges Mädchen, zur Prinzessin Wilhelm in das Marmor-Palais befohlen wurde. Mein Vater geleitete mich bis zum Vorzimmer, und zitternd vor Verlegenheit überschritt ich die Schwelle des Salons, wo ich von der schönsten, geistvollsten und liebenswürdigsten Prinzessin auf das huldvollste empfangen wurde und meine Schüchternheit unter dem heiteren Geplauder, während welchem ich neben der hohen Frau auf dem Sopha Platz nehmen mußte, bald überwand. Nachdem dieselbe lange Zeit in liebenswürdiger Weise die Unterhaltung geführt hatte, sagte sie mit von Mutterglück strahlenden Augen: „Jetzt müssen Sie aber meinen Sohn sehen!“

Ihrem Rufe folgend, öffnete sich die Thüre, und ein Madonnenbild erschien in dem Rahmen derselben, wie Rafael und Murillo kein schöneres erträumen konnten, — die Amme mit dem prinziplichen Knaben. Erstere der Typus der deutschen Maria, — der kleine Thronerbe das entzückendste Kind, das ich je gesehen, und daneben die fürstliche Mutter, bildschön und ammuthig.

Ich durfte das süße, kleine Kinderhändchen küssen, während die madonnenhafte Amme das Prinzchen auf den Armen tanzen ließ.

Seitdem hatte ich öfter das Glück, den fürstlichen Knaben zu sehen, auch später, nachdem ich verheiratet war, gelegentlich meines Aufenthaltes in Berlin, Potsdam und Koblenz, wo die hohe Mutter mit zärtlichster Liebe und musterhafter Pflichttreue die Erziehung ihres Sohnes persönlich leitete. Prinz Friedrich Wilhelm war ein auffallend liebenswürdiger Knabe, und der treue Ausdruck seiner blauen Augen, sowie der biedere Handschlag bereiteten mir jedesmal eine wahre Herzensfreude.

Nur flüchtig sah ich den zum schönen Manne erblühten Prinzen, als wir zum Empfange dem neuvermählten Paare unsere Huldigungen in M. darbrachten; darauf fesselte mich die Stellung meines Mannes lange Jahre fern von der Heimath, und erst, als ich schon Großmutter geworden, hatte ich in Wiesbaden die Ehre, von den kronprinzlichen Herrschaften zur Tafel befohlen zu werden und neben dem hohen Gastgeber sitzen zu dürfen.

Wie liebenswürdig verstand er zu plaudern! Scherze aus der Kinderzeit, Kriegs-Erlebnisse und kleine Anekdoten, Alles in harmloser, belustigender Weise durch einander.

„Schon Großmama?“ fragte er, mir mit verbindlicher Galanterie einige Höflichkeiten sagend. „Ja, ja, wie die Jahre vergehen! Wir kennen uns doch schon eine geraume Zeit.“

„Ich kenne Eure kaiserliche Hoheit noch viel länger, als kaiserliche Hoheit mich.“

„Sie mich länger, als ich Sie? Wie ist das möglich?“

Nun erzählte ich von dem unvergesslichen Anblick aus meiner Jugendzeit. „Kaiserliche Hoheit“ schloß ich, „es waren die drei schönsten Menschen, die ich je gesehen!“

„Die drei schönsten Menschen?“ — wie etikettewidrig, Fürsten mit einer Amme in gleiche Kategorie, — aber es war heraus und schien nicht missfallen zu haben, denn nie wurde mir in freundlicherer Weise gedacht, als vom Kronprinzen, der heiter lächelnd sich verbeugte, darauf sein Glas erhob und „auf die alte Bekanntschaft!“ dasselbe leerte.

„Hoffentlich sehen wir uns bald einmal wieder.“ war sein Abschiedsgruß, mit welchem er mir warm die Hand drückte.

Trotz der liebenswürdigen Aufforderung schwanden wieder Jahre, ehe ich mich dauernd in der Heimath niederlassen und mein Enkel-Töchterchen in die Salons der Hauptstadt einführen konnte.

Auf einem Ball, den das kronprinzliche Paar in den Elisabeth-Kammern des königlichen Schlosses gab, war es mir vergönnt, dem hohen Herrn, der mich huldvoll wie stets begrüßte, meine Enkelin vorzustellen, die ihn vor Verlegenheit ein über das andere Mal „Exzellenz“ titulirte.





Die Ueberführung der Leiche Kaiser Friedrichs von Schloß Friedrichskron nach der Friedenskirche zu Potsdam: Der Zug in der Haupt-Allee von Sanssouci.  
Von F. von Eisenbrecher. — Siehe Seite 126.



# Dem Heimgegangenen.

O Vaterland, was für ein Jahr der Schmerzen  
 Kam über dich, welch schweres Leidensjahr!  
 Dein Kaiser Friedrich starb, der deinem Herzen  
 So lieb und theuer wie dein Wilhelm war.  
 In Blumen und bestrahlt vom Licht der Kerzen  
 Lag er gebettet auf der Todtenbahrl.  
 Den Baum, der Schutz und Schatten dir versprochen,  
 Den hat der Sturm erfaßt und ihn gebrochen.

Wie blickten wir in längst vergangnen Tagen  
 Schon zu ihm auf, von Lieb' und Stolz erfüllt!  
 Wie hat das Volk im Herzen ihn getragen,  
 Nord war und Süd vereinigt durch sein Bild.  
 Des Reiches Krone sollt' auch er nun tragen,  
 Bewährt schon als des Reiches Schwert und Schild.  
 Ach, kurze Zeit trug auf dem müden Haupte  
 Der Theure sie, den bald der Tod uns raubte.

Uns bleibt von ihm, das wir so gern gesehen,  
 Vergeßbar nicht, sein freundlich Angesicht.  
 Sein Vorbild bleibt uns, daß wir vorwärts gehen,  
 Entmuthigt auch durch herbste Schmerzen nicht.

Vor Augen noch steht uns, erfüllt von Leben,  
 In Manneskraft die herrliche Gestalt,  
 Das edle Haupt, das hoch er durft' erheben,  
 Der treuen Augen siegende Gewalt,  
 Des Mundes Lächeln, das noch zu umschweben  
 Ihn schien, als er verblaßt schon war und kalt.  
 Die Schönheit, ach, die unser Herz erfreute,  
 Sie ist dahin, sie ward des Todes Beute.

Ihm war's vergönnt, den Lorbeer sich zu pflücken,  
 Ein Held und Führer in der heißen Schlacht.  
 Ihm war's gegeben, Herzen zu beglücken  
 Durch seines Wesens zauberische Macht.  
 Sein war, was Menschen zieren kann und schmücken,  
 Und über alles das sank hin die Nacht.  
 Das alles hat sie mit sich fortgenommen,  
 Und doch kam sie erwünscht und war willkommen.

O Vaterland, wenn jeder festzustehen  
 Ist eingedenk und treulich folgt der Pflicht,  
 Wie Dieser that, den uns der Tod genommen,  
 Dann sprich getrost du: was da will, mag kommen!

Johannes Trojan.

Da diese Feste zwar immer sehr glänzend, dafür aber, besonders für alte Leute, die des Stehens und der glühenden Hitze ungewohnt sind, sehr ermüdend sind, opferte mein junger Schützling einige Tänze, und wir zogen uns möglichst ungehört aus den Sälen zurück, um nach Hause zu fahren.

Glücklich hatten wir den letzten Salon erreicht, ohne bemerkt zu werden, und wollten der Thür zum Vestibül zuschreiten, als meine Entelin plötzlich an der Schärpe festgehalten wurde und ein „Halt, Ausreißer!“ ertönte.

Wie ertappte Verbrecher wandten wir uns um und standen dem Kronprinzen gegenüber, der uns laut lachend betrachtete und sich höchlichst an unserer Verlegenheit zu weiden schien. Ich stammelte etwas von Alter, Kopfweh und dergleichen und wäre am liebsten in die Erde gesunken. Doch freundlich reichte der hohe Gastgeber mir die Rechte.

„Ich werde mich herum drehen und habe nichts gesehen. Unter uns,“ flüsterte er mir hinter der vorgehaltenen Hand zu, „ich drückte mich selbst ganz gern!“

„Auch Kunstjüngerin geworden, Baronin?“  
 „Kaiserliche Hoheit, nur Kunstgroßmutter!“ das waren die letzten Worte, die ich mit dem theuern Entschlafenen am 23. Mai 1886, bei Gelegenheit der Eröffnung der Jubiläums-Kunst-Ausstellung, wechseln durfte.

Ein herrlicheres Bild, als den stattlich schönen Mann in der glänzenden Uniform der Kaiserlichen Königin-Kürassiere in den fünfzigjährig vollendet ausgefärbten Festräumen, wie von einem Glorienschein von dem goldigsten Sonnenlicht umfluthet, konnte man sich nicht denken.

Mit freudig stolzem Ausdruck flogen die strahlenden blauen Augen über die sich ehrfurchtsvoll verneigende Menge, und mit bezaubernder Liebenswürdigkeit machte er die Honneurs den fürstlichen Gästen gegenüber.

Am Arm die liebeliche Erbprinzessin Charlotte, streifte er dicht an mir vorüber. „Sommer und Frühling,“ flüsterte die Stimme eines bekannten Dichters in mein Ohr, und wirklich, Vater und Tochter gaben ein treffendes Bild für diese Bezeichnung.

Genau ein Jahr später, im Juni 1887, weilte ich bei Verwandten in England und eilte natürlich Weise mit diesen nach London zum Jubiläumsfest der Königin Victoria. Dort sah ich „Unsern Fritz“, dessen Name in Aller Munde, der die interessanteste Persönlichkeit war, trotz Fürsten aus aller Herren Länder, trotz der hohen Jubiläum und des englischen Thronfolgers. The crownprince of Germany war der Erste, der Bewunderer, der Schönste, — ja er war es, — und dennoch! Wo waren die strahlenden, siegesgewissen Augen, wo war der liebenswürdige Zug fröhlicher Laune, die Begeisterung, die Freude an der Huldigung, die ihm zu Theil ward, geliebt? Schön, überwältigend, imponirend war die stätliche Erscheinung mit der königlich stolzen Haltung noch immer, aber weltentrückt, todtraurig blickten die blauen Augen, und während der Jubel der Menge die Heldengestalt umbraute, glitten heiße Thränen über meine alten Wangen, und meine Hände falteten sich zum stillen Gebet.

Ein Jahr ist seitdem vergangen, — ein Jahr des Leidens, der größten körperlichen und seelischen Qualen für den jetzt Verstorbenen, — banger Sorge, heißen Weh's für Alle, die ihm nahe standen, die seines Volkes sind, — selbst in fernsten Zonen, wo nur ein fühlend Herz in der Menschenbrust schlägt.

Kaiser Wilhelm der Große ging ein zur ewigen Ruhe, sein sterbender Sohn bestieg den Thron seiner Väter. Nicht lange schmückte ihn die stolze Krone Preußen's und des geeinten Deutschland's, — doch

„der Kronen würdig sein, ist mehr als Kronen tragen“.

„Unser Fritz“ war der schönsten Krone würdig, — jetzt ist die Krone des ewigen Lebens sein Theil.

Die blauen, strahlenden Augen sind gebrochen, das warme Herz hat ausgeschlagen, und der heitere Mund ist geschlossen, — doch nicht gestorben, — ewig lebt Dein Andenken in Deinen Unterthanen und auf Kind und Kindeskind wird Dein Name sich fortpflanzen, wird man singen und erzählen von dem Helden „Unsern Fritz“, den Vielgeliebten! —

Rachdruck verboten.

## Sommertage in Paris.

Blauderei von Agnes Gräfin Klinkowström.

**S**ie kommen aus Paris, der Stadt des Vergnügens und des Luxus, und doch fühle ich einen leisen Klang der Unbefriedigung aus Ihrer Stimmung heraus?

„Aufrichtig gestanden, lieber Freund, ich stehe noch unter dem Druck einer gewissen Enttäuschung, die sich meiner während dieser Tage in Paris bemächtigt hat. Ist es wirklich nicht mehr das, was es war? Oder hat Berlin sich in einer Weise gehoben, die den Unterschied der beiden Städte nicht mehr so deutlich fühlbar macht? Bin ich älter geworden und weniger im Stande, äußere Eindrücke lebhaft wie früher auf mich wirken zu lassen, oder macht sich in der That die Zerissenheit der politischen Zustände in Frankreich auch in den socialen Verhältnissen geltend?“

„Man hat mir aber gesagt, daß Sie trotz dieser moralischen Depression an der deutschen Grenze einen außerordentlich hohen Zoll für eingekaufte Luxus-Gegenstände erlegt haben.“

„Was wollen Sie, — natürlich habe ich Einkäufe gemacht.“

„Aha, das Magazin du Louvre —“

„Ja, ich war selbstverständlich auch dort, ebenso wie ich im Bon Marche, im Printemps, im Petit Thomas war, — nur aus Pflichtgefühl, — wir Frauen haben eben noch ein schönes Pflichtgefühl, und was mich jetzt wieder auf's Neue in Erstaunen gesetzt hat, ist die schwindelhaft großartige Anlage dieser Magazine, die Alles umfassende Vielseitigkeit der Verkaufsgegenstände, die meisterhafte Organisation dieser kleinen Welten für sich, deren Betriebe durch Hunderte von Angestellten wohl geordnet im Gange erhalten wird, und — last not least, — die auf und nieder stuhende Menge, die sich zu Tausenden durch die endlose Weitausdehnung der Räume schiebt und drängt. Dazu der Gedanke, daß Paris fünf bis sechs solcher Universal-Geschäfte reich macht, während Berlin kaum ein einziges derartigen Unternehmens aufweisen kann, das ist es, was mir den Begriff der Riesenstadt greifbar nahe bringt. Was jedoch die Qualität der Dinge anbetrifft, die mit so verlockend billigen Preisen in illustrierten Katalogen dem Auslande angepriesen werden, so muß man sich bei einigermaßen nüchternen Beurtheilung sagen, daß es Drogenwaare ist, daß man überhaupt, außer bei einigen berühmten Firmen, im Reiche der Toiletten-Gegenstände nichts mehr findet, was man in Berlin nicht ebenso gut und ebenso billig bekäme. Nur gestehe ich gern zu, daß französische Hände geschickter sind, als deutsche, um die Dinge geschmackvoll und grazios dem Auge zu unterbreiten.“

Die wirklich vornehme Pariserin benutzt diese Magazine für ihre Person selten, geht nur hin und da einmal hin, um sich „Occasions“ anzusehen, die sie nie braucht, aber kauft, weil sie dieselben eben so erschrecklich billig findet, — nach ihren durch Doucet, Worth und Vivot gebildeten Ideen nämlich. Wer jedoch zwischen drei und sechs Uhr durch die Rue de la Paix geht, sieht die stätliche, oft dreifache Reihe der eleganten Equipagen vor den eben genannten Geschäften halten, und kann sicher sein, daß dort drinnen ein Vermögen verschwendet wird, denn welche Dame bliebe standhaft wie der heilige Antonius, wenn ihr die Verlockung in Gestalt solcher traumhaft berückelnden Hemden und Unterröcke, solcher Matinées und Tendemains entgegentritt, wie sie Doucet zu schaffen weiß, dieser künstlerischen, spitzenberiebelten Compositionen aus durchsichtigstem Batist und mattfarbiger, weichster Seide, aus Goldstickerei in der Zusammenlegung mit feinstem Leinen, die für den Gebrauch einer Prinzessin aus Taufend und einer Nacht gemacht zu sein scheinen, und mehr als alles Andere die Idee graciöser Frivolität verkörpern.

Etwas weiter hinauf, in dem weltberühmten Atelier von Worth, geht es feierlicher als bei Doucet zu. Die Damen, welche sich hier kostümiren lassen, sind sich bewußt, unter ihren Wüschwestern eine verantwortliche, tonangebende Stellung einzunehmen, der berühmte Schneider hingegen weiß, daß er ein unumschränkter Herrscher im Gebiete der Mode ist, dessen Sprüche sich auch die eigenwilligste Dame fügt, und für beide

Sie kam erwünscht, mit bangen Herzensschlägen  
 Herbeigesehnt in leidensvoller Zeit.

Dem Tode ruhig sah der Held entgegen,  
 In aller Schmerzen Qual und Bitterkeit.  
 Wenn Mitleid noch ein hartes Herz bewegen  
 Und rühren könnte, wär's durch dieses Leid,  
 Das er geduldig trug und ohne Klage,  
 Ausharrend muthvoll bis zum letzten Tage.

O laßt uns schweigen von den schweren Stunden,  
 Die er durchkämpft, von keiner Qual verschont!  
 Erlösung hat und Ruhe er gefunden,  
 Nach schwerem Sieg mit schönstem Kranz belohnt.  
 Nun schläft er aus, befreit von allen Wunden,  
 An holder Stätte, wo der Friede wohnt,  
 Und leis hinein in seinen Schlummer klingen  
 Der Bäume Rauschen und der Vögel Singen.

Diele ist der gegenseitige Gedankenaustausch von der Wichtigkeit einer Staatsaction.

Es ist Sommer, — Sommer in Paris: Sie wissen, was das sagen will? Zu beiden Seiten der Champs Elyées sitzen Hunderttausende müßiger, froher Menschen, während die elegante Welt, umgeben von blühenden Rododendron und Azaleen im Freien vor dem Café Ledoyen und Café des Ambassadeurs frühstückt, ehe sie zum Rennen in's Bois oder nach Chantilly fährt. An ihnen vorüber flutet und rauscht der Fußschlag des Lebens, der sich aus dem Herzen der Riesenstadt über die Boulevards und dann hinaus in's Freie ergießt. Der Jahrdamm ist bis zum Arc de triomphe hinauf mit einer vierfachen Reihe kaleidoskopartig durch einander schießender Equipagen bedeckt, und dazwischen bewegt sich mit feierlicher Langsamkeit die ganze Blaque, der ganze großartige Schwundel, der nun einmal zu Paris gehört, hier ein vierhändiger, rother Montre-Wagen, der in weithin leuchtenden Buchstaben die Aufschrift trägt: „Old England, Tailors“, dort vierundzwanzig Miniatur-Poillone mit rothigen Kinderge Gesichtern auf winzigen Ponys, deren Führer ein riesiges Placat mit dem einzigen Worte: „Hippodrom“ gleich einem Panier in die Höhe hält, eine bereite Reclame für den colossalfesten Circus Europa's und für die mittelmäßigsten Leistungen darin, dessen Besitzer während der einen Hälfte des Jahres in Paris sein Geld verliert, um während der anderen Hälfte in London das Doppelte zu gewinnen, dank dem bloßen Umstande, daß er aus der Hauptstadt Frankreich's kommt und damit die Marke der höchsten Vollkommenheit für England an sich trägt. Weiterhin wandern fünf bis sechs ungeheure Placate in gemessenen Tempo und bestimmter Entfernung von einander durch die Menge, deren jedes in einer anderen Färbung dem Publicum eindringlich und aufdringlich in Erinnerung bringt, daß in den Folies bergères die Schwestern Mariens jeden Abend ein volles Haus machen.

Sauce crovette und Graves, der starke, goldig helle Vorbezug, gehören zu den Specialitäten der vorhin erwähnten, den Stempel des Ländlichen tragenden Cafés. Sie versetzen die Menschen in eine angenehme, frohe Stimmung, die sich denn auch auf den, jeden Tag beinahe stattfindenden Rennen in lebhaftester Weise kund giebt. Wilde Acclamationen begleiten die Renner auf ihrer stätigen Bahn, die sich zu tosendem Beifallsstürme steigern, wenn der Sieger den Pfosten passiert. Die Damen gehen am Arme ihrer Beschäuer auf und nieder, wetten eifrig sprechen im Sport-Jargon und präsentieren die neuesten Toiletten. Mattgrüner Noirs, dazu ein schwarzer Toque mit rosa Hortensien; perlgrauer, leichter Wollstoff über gleichfarbigem Noirs-Rock, kleine schwarze Capote, niedriger und spitzer, als man sie im vergangenen Jahre trug, mit blafrothen Blüten; schwarzer Füll mit großen, dichten Punkten, ohne farbige Zuthat, hierzu ein breitrandiger, vorn wie ein flacher Schein das Gesicht überragender schwarzer Strohhut mit gelben Blumen; weißer Wollstoff mit breiten türkischen Borten in matten Farben, weißer Schirm und weißer Hut mit schwarzem Sammet — das sind die Farben und Stoffe, die gegenwärtig modern zu sein scheinen. Als Supplement zu dem Allen die großen hellen, bis zur Erde reichenden Staubmäntel, am Halse gezogen und hinten im Taillenschluß anliegend, vorn weit als Radmantel, mit farbiger Seide gefüttert, die Toilette je nach Wunsch verdeckend und schüßend. Kleider, die aus den Händen von Doucet hervorgegangen sind, machen sich durch ihren graciös gezogenen Schnitt kenntlich, durch ihre lockete Einfachheit mit einem leisen Stich in's Frivole.

Blumen krönen die Hüte, nichts als Blumen in diesem Jahre, in fast überreicher Fülle. Der neueste große Stich ist aber ein Monocle an langem Stiel von hellem Schildpatt, das ich bei verschiedenen Damen bemerkte.

Nichts brachte mir die neue Zeit so greifbar deutlich vor Augen, als die Rückkehr von diesen Rennen, wenn die ganze Masse der Tausende von Wagen sich in vierfacher Reihe Schritt für Schritt vorwärts bewegt, und die Zusassen Zeit genug haben, einander zu mustern. Wo sind sie hin, die wappengeschmückten Wagen des Faubourg St. Germain, die früher ihre vornehmen Besitzerinnen durch das Bois zu führen pflegten? Freilich, elegante Equipagen sieht man jetzt vielleicht noch mehr als damals, aber in ihren Riffen lehnen geschminkte Frauen, mit gefärbten Haaren und Brauen, in großartiger — Unbefangenheit, mit eherner Stirn, den weißen Fadel auf dem



Rüchige, der mit dazu beiträgt, Aufsehen zu erregen; Frauen, die den Jubelruf des Luxus verkörpern und den Damen der guten Gesellschaft leider zum Vorbild dienen, denn die Sucht, sich zu schminken und zu pudern, hat in allen Kreisen in einer Weise zugenommen, daß es fast als unerlässlich zur Toilette gilt.

Wenn dann am Arc de triomphe der Anlauf der Wagen sich löst und entwirrt, beginnt die Zeit der Restaurants und Cafés, und die Boulevards entlang sitzen sie unter dem Zelt-dache an kleinen Tischen, die lebensfrohen Müßiggänger, Sorbet und Boe schlürpfend, um beim Scheine der Gasflammen in lauer Abendluft den brausenden Menschenstrom an sich vorüber fluthen zu lassen. Bisweilen sollte man glauben, daß Alles, was Paris an lebenswürdigen, leichtlebigen Genüßmenschen besitzt, sich hier vereinigt, kommt man dann aber zufällig in's Palais royal, so hört man schon von Weitem die Klänge einer Militär-Kapelle und sieht unter grünen Bäumen abermals Tausende, die hier lachend und schwägend durch einander wogen, und man sagt sich, daß sich dasselbe Schauspiel noch zu gleicher Zeit an den verschiedensten Plätzen der Stadt wiederholt.

Ja, es ist eine lebenswürdige, heitere, vergnügungsbedürftige Klasse, die Pariser, und dabei trotz ihrer Hypercultivirung von einer Naivität, für die der stets kritisirende Berliner kein Verständniß besitzt, die vielleicht nur von den leichtlebigen Wienern, den Franzosen Deutschlands, verstanden wird.

„Es scheint mir, daß Sie doch ein gut Theil Enthusiasmus mit nach Hause gebracht haben, und trotzdem —“

„Lieber Freund, lassen Sie sich sagen, daß ich einmal über der Haushür eines alten medlenburgischen Herrschkes einen kleinen Spruch gelesen habe, der mir seitdem einfällt, so oft ich eine Reise mache:

Nord im Süd,  
De Welt is wiet,  
Ost un West,  
Tau Hus is best.“

Nachdruck verboten

**Aus den Bädern.**

Baden-Baden, Ende Juni.

**B**ühende Clematis umrankt den Balkon, auf dem ich sitze und schreibe. Mit Widerstreben, — immer wieder schweift mein Auge über das Papier hinweg und kann sich nicht satt sehen an dem Landschaftsbilde, das sich unter mir ausbreitet. Hiernächst hoch an dem Abhange des kleinen Thaleschnittes hinter dem Conversationshause liegt die zierliche Villa im Renaissance-Stil, mit einer breiten, steil abgemauerten und von Platanen überschatteten Terrasse davor, in der meine Freundin Sommer und Winter haust, seitdem sie weltmüde geworden. Sie nennt sich selbst so, trotzdem ihre Augen groß und klar und klug blicken, wie ehemals, und trotzdem ich sie niemals so herzlich habe lachen hören, als sie es noch liebte, sich als junge Witwe feiern zu lassen. Das ist noch nicht lange her, aber trotzdem glaube ich, daß es ihr Ernst ist und sie ihr trauliches Nest niemals mehr verlassen wird, jedenfalls nicht, um eine Saison in Berlin mit zu machen. Und ich begreife, daß sie Gefallen findet an ihrer Einsamkeit. Wir leben wirklich einsam, wir haben gestern und vorgestern das Haus und den Garten mit keinem Schritt verlassen. Wozu auch! Alle Herrlichkeiten des Osthales liegen vor uns ausgebreitet. Von unserer Terrasse umfassen wir mit einem Blick die alte Stadt Baden, die an dem Berge emporklettert und von der Ruine des alten Schlosses getront wird, die Anlagen zu beiden Seiten der Dös mit ihren Hotels, welche Palästen gleichen, und den Villen, die wie zierliches Kinderspielzeug aus Grün und Blumen aufstehen; das Auge schweift über Dienthal hinweg, aus dessen altem Kloster Glockenklang an unser Ohr tönt, in die blaue Dämmerung der Schwarzwald-Tannen und über den Enaragd der Wiesen. Und steigen wir bis an die hintere Grenzhecke des Gartens empor, so funkelt die goldene Kuppel der griechischen Kapelle, welche das Familienbegräbniß der Fürstin Stourdza birgt, über den Berghang, und wir sehen weit hinein in das Rheinthal, mit fruchtbaren Auen, mit Dörfern und Städten, hinter denen sich wie ein violetter Rauch die Vogesen markiren. In der wechselnder Beleuchtung wechselt das Bild; es ist ein anderes, wenn wir am thaurischen Morgen durch den Garten streichen, wenn wir in der Mittagsgluth unsere Siesta in den Hängematten unter den Platanen auf der Terrasse halten, oder wenn wir am Abend auf dem Balkon sitzen und plaudern, während die Töne der Krummst auf der Promenade zu uns heraufstöhnen, und beräuschender Duft die Lüste durchtränkt. Auch wir wechseln mit der Beleuchtung; wir sind ausgelassen am Morgen, saul wie Admirennen am Mittag, und Abends sentimental wie Auerbach'sche Dorfgeschichten. Erinnerungen überkommen uns, und meine Freundin wird weich, wenn die Krummst das sentimentale Lied spielt: „Si vous n'avez rien à me dire . . .“ Ihre klugen Augen bekommen dann etwas Trübseliges und Sehnsüchtiges, das ihnen sonst nicht eigen ist und das mich fast vermuthen läßt, daß es mit ihrer Weltmüdigkeit eines Tages ein Ende haben wird. Vielleicht, daß sie dann doch noch einmal in die Welt zurückkehrt! . . .

Wir haben nicht weit bis zu ihr, in gerader Luftlinie kaum zweihundert Schritt, und da sich der Weg an dem Bergabhange in bequemer Windung herunter schlängelt, mögen es sechshundert sein. In fünf Minuten sind wir aus unserer Einsamkeit erlöst und in der Welt, mitten in der großen Welt, mitten in dem Gewühl von Badegästen aus aller Herren Länder, die sich auf der Promenade vor dem Conversationshause ein Rendezvous gegeben haben. Die Lasterallee im zoologischen Garten ist ein kleinstädtischer Spazierweg gegen viele eleganteste Promenade, — vielleicht nicht Europa's, — aber doch sicher Deutschland's. Möglich, daß dort sich noch mehr Menschen zusammensuchen an schönen Concert-Abenden, trotzdem auch hier jeder der in vielfachen Reihen aufgestellten Stühle besetzt ist, und auf dem dritten Mittelwege sich die dicht gedrängte Menge nur langsam vorwärts schieben kann. Aber auf einer solchen Laster-Promenade zählt man die Menschen nicht, man wägt sie. Und welche Fülle von berühmten Namen klingt an unser Ohr, wenn ein Platzhüter unser Führer ist, welche interessanten Physiognomien finden sich in dieser aus allen Nationen gemischten Gesellschaft, welcher Geschmack und welche — Excentricität in den zur Schau getragenen Toiletten! In allen Sprachen Europa's tönt die Conversation an unser Ohr. Die Franzosen, die einst den Ton in Baden-

Baden angaben, halten sich freilich immer noch großend ein wenig zurück, auch die russische Gesellschaft, die sich unter dem historischen Baume sammelt, unter dem der alte Fürst Gortschakoff vor Jahren, in einem Kollstuhl sitzend, sich von seinen Verehrerinnen feiern ließ, ist weniger zahlreich vertreten. Der Kurs des russischen Rubels ermutigt nicht zu einer Reise in's Ausland. Dafür aber fendet Amerika seine zartesten Schönheiten, die Engländerinnen sind dem Schwarzwald immer treu geblieben, und einige Bankiers-Frauen aus Bukarest und der serbischen Hauptstadt zeigen den orientalischen Typus in seiner ganzen Vollendung und Brillanten vom reinsten Wasser. Unter den zierlichen Verkaufshallen haben die Vertreter jeder Branche ihre Waaren ausgelegt. — Damen-Confecion, Schmuckstücke, Rippes, Porzellan, Holzschmuckereien. — Alles von entzückendem Geschmack und zu fabelhaften Preisen. Aber man ist ja nicht genöthigt zu kaufen, man kann sich am Anschauen genügen lassen.

Natürlich haben wir italienische Nächte, Reunions in den mehr als fürstlichen Sälen des Conversationshauses, Corsofahrten, später die berühmten Flegelbäder. Aber es lohnt nicht, davon zu reden, denn alles das ist nur eine Annehmlichkeit, die Baden-Baden mit vielen anderen Bädern und Sommerfrischen theilt. Was aber allein dem Osthale eigenthümlich ist und seinen merkwürdigen Reiz ausmacht, das ist die Vereinigung von raffiniertem Luxus und friedlicher Waldstille; ein Weg von hundert Schritten nach der einen Seite, und uns umranst die Töne der Kirtapelle und das Sprachengewirr einer auserlesenen Gesellschaft, — hundert Schritte nach der anderen Seite, und wir hören nur das Klüffern der Tannenwipfel und den Lodrus der Schwarzwald. Was kann man sich Besseres wünschen, wenn man schon weltmüde ist und doch noch so jung, daß man die Welt nicht ganz entbehren kann!

Erna von D.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Wilhelm II., Deutscher Kaiser und König von Preußen.**

Siehe das Portrait nach einer Photographie von J. Schaarwächter in Berlin, aus dem März d. J., Seite 121. — An einem 24. Januar erblickte Friedrich der Große das Licht der Welt, und in dem gleichen Monat, nur drei Tage später, wurde Wilhelm II., der in seinem ersten Regierungsacten das Staats-Programm des großen Königs acceptirt hat, und von dem man weiß, daß er in seinem hohen Ahnen das Ideal eines Regenten erblickt, geboren. Es war am 5. März 1859, als der Oberhof-Prebiger Dr. Strauß im damaligen kronprinzlichen Palais zu Berlin den jungen Prinzen über dem Taufbecken segnen durfte. Neben einer deutschen Dame leitete eine Französin und eine Engländerin seine erste Erziehung; sobald er aber in das schulpflichtige Alter gelangte, trat ihm, — zugleich mit dem Geheimrath Hinzpeter, — ein Offizier, der Generalmajor von Stolberg, als Militär-Gouverneur zur Seite. Von Kindheit an ist Wilhelm II. nach echter Hohenzollernart ein begeisterter Soldat gewesen, und er hat auch in jüngsten Tagen, wenn auch unter energischer Bestimmung seiner Friedensliebe, es wiederholt ausgesprochen, daß er mit Leib und Seele dem Heere angehört, unserem großen und stolzen Volksheere, dem nicht zum wenigsten des Reiches Neu-Errichtung zu danken ist. Am 27. Januar 1869, seinen Geburtstag, durfte Prinz Wilhelm zum ersten Male die Seconde-Regiments-Uniform des ersten Garde-Regiments anlegen, doch erst nach seiner Mündigkeitserklärung und nach einem jahrelangen, sehr sorgfältigen Schulstudium begann 1877 der praktische Soldatendienst für ihn, dem er sich mit größtem Eifer hingab. „Run gehe hin und thue Deine Pflicht, wie sie Dir gelehrt worden ist, — Gott sei mit Dir,“ hatte Kaiser Wilhelm I. seinem Enkel gesagt, als er ihn dem Offiziercorps des ersten Garde-Regiments vorstellte, — das waren Worte, die sich dem jungen Prinzen leuchtend in's Herz geschrieben haben mochten. Bekannt ist, wie ausgezeichnetes Prinz Wilhelm auch in seinen Universitätsjahren in Bonn geleistet hat, bekannt die Pflichttreue und Opferfreudigkeit, die er allseitig, wo sich ihm nur Gelegenheit bot, bethätigte. Run hat ihn das Geschick auf den Thron Deutschland's berufen, und weiterbauen wird er an dem großen Werke nationaler Einheit, das seine Vorfahren in's Leben gerufen haben. Gott segne und erhalte ihn uns!

**Die Ueberführung der Leiche Kaiser Friedrichs von Schloß Friedrichskron nach der Friedenskirche zu Potsdam.** Siehe die Illustration, Seite 124. — Noch läuten beim Schreiben dieser Zeilen die Trauerglocken von allen Kirchen der deutschen Reichshauptstadt, — wie an jenem Montage, da man den Kaiser Friedrich von der Gartenrampe des Schlosses Friedrichskron aus zu Grabe geleitete. Schmuclhofer als seinen großen Vater hat man ihn, seinem eigenen Wunsche gemäß, heimgeführt zur Gruft in der Friedenskirche, aber auch in diesem schlichten Trauer-Conduct prägte sich eine überwältigende Feierlichkeit aus. Als vor einem Vierteljahr Kaiser Wilhelm I. zur Ruhe bestattet wurde, durchbrauste der Wintersturm die Straßen der Residenz, — auf Kaiser Friedrich's Sarg lastete die Vengessonne herab, und in seinen erstarren Händen dufteten die ersten Sommerrosen. Wie beim Trauerzuge Wilhelms I. die jugendliche Gestalt unseres damaligen Kronprinzen die Augen aller Zuschauer auf sich lenkte, so diesmal die Erscheinung des neuen Kaisers. Fest und aufrecht, und doch das ganze jugendfrische Antlitz schmerzüberzogen und die blauen Augen umflort, schritt er an der Seite Königs Albert von Sachsen hinter dem Leidenszuge her, — des Landes Trost, Hoffnung und Zuversicht nach all' den schweren Schlägen, die es getroffen haben.



Nachdruck verboten.

Die Münchener Kunstgewerbe-Ausstellung. I. — Zwölf Jahre sind verfloßen, seit zu München die erste deutsche Kunstgewerbe-Ausstellung in's Leben gerufen worden, damals in den Räumen des Glaspalastes. Die glänzenden Fortschritte, welche das deutsche Kunstgewerbe seit jener Zeit gemacht hat, liegen vor fünf Jahren die Frage nach einer Wiederholung dieser Ausstellung aufstachen; ein kunstgewerblicher Congress, welcher 1883 zusammentrat, fasste als den Ort dieser neuen Ausstellung die Reichshauptstadt in's Auge. Als sich einer

Durchführung dieses Planes für die nächste Zeit Hindernisse in den Weg stellten, beschloß der Münchener Kunstgewerbe-Verein im verfloßenen Jahre die Abhaltung einer deutschen nationalen Kunstgewerbe-Ausstellung zu München für 1888. Auch diesem Plane stellten sich Schwierigkeiten entgegen, da das Münchener altbewährte Ausstellungs-Local, der Glaspalast im botanischen Garten, für dieses Jahr den Zwecken der internationalen Kunst-Ausstellung überlassen war. Die feurige Begeisterung aber, mit welcher die Kunst-Industriellen Münchens an ihrem Plane festhielten, ließ diese Schwierigkeit überwinden; man entschloß sich zum Bau eines eigenen Ausstellungs-Palastes. Mit frohem Vertrauen und allseitiger Opferwilligkeit kamen die Einwohnerstadt Münchens, die Stadtverwaltung und die Staats-Regierung sowie die deutschen Interessenten dem Unternehmen entgegen, sodas im Herbst des verfloßenen Jahres mit den Bauarbeiten begonnen werden konnte.

Der Ausstellungs-Palast ist aus Holz errichtet, aber durch weißen Anstrich und durch Imitation von Mauerwerk in einen Steinbau verwandelt. Wenn es nun auch den strengen Gesetzen des Stils widerstreitet, in solcher Weise ein Material in ein anderes zu verwandeln, so konnte doch von diesem Grundsatze eine Ausnahme gemacht werden bei einem Bau, der nicht auf die Dauer berechnet ist, sondern bloß dem flüchtigen Bedürfnisse einiger Sommermonate dienen soll. Und unter diesem Gesichtspunkte erscheint er als ein vollendetes Meisterwerk. Der künstlerischen Idee des Architekten E. Seidl entsprungen, repräsentirt er heitere Prachtliebe, geistvoll zu Tage tretenden Reichthum. Dazu hat gärtnerische Kunst und eine verschwenderische Verwendung vorhandener Wasserfluthen wesentlich beigetragen, das Ganze zu schmücken. Längs der Isar, am Rande des Ausstellungs-Platzes, ziehen sich Garten-Anlagen entlang, von einer Anzahl plätschernder Springbrunnen belebt, alle in durchaus verschiedenen, originellen Ideen ausgeführt. Uebertrassen werden sie allerdings durch drei mächtige Fontänen, welche aus Felsmassen mitten im Strome ihre Wassergarben emporsenden. Eine breite Freitreppe mit plastischem Schmuck führt zum Strom hinunter; jenseits desselben erhebt sich zwischen schattigen Bäumen die der Stadtgemeinde gehörige, zunächst für die Ausstellungs-Zwecke errichtete, aber auf die Dauer berechnete Insel-Restaurant, ein zierlicher Bau im Barock-Stil mit reichem Prachtzaal im Erdgeschoß, von breitem Balcon mit Freitreppen umgeben. Lustig und prächtig, von jedem Standpunkte aus ein anderes architektonisches und landschaftliches Bild bietend, ist das Ganze, zu dem auch noch eine braune Holzbrücke und eine kleine Aussicht-Terrasse gehören.

Das Innere der Ausstellung besteht aus einer Reihe von Sälen und Galerien, sämmtlich hoch, lustig und hell. In ihnen sind die Ausstellungs-Gegenstände nach Ländern gruppiert und aufgestellt. Wie in der Bau-Anlage, so ist auch in der inneren Anordnung alle schablonenhafte Einförmigkeit vermieden.

Man hatte in Münchener kundigen Kreisen vor der Ausstellung gehört, dieselbe würde den Sieg des Rococo über die Renaissance bezeichnen. Wollte man die ganze zukünftige Entwicklung unseres Kunstgewerbes nach einer einzelnen Ausstellung beurtheilen, dann wäre diese Vorherhersagung eine richtige. Man kann über die Berechtigung der einzelnen Stil-Gattungen streiten; der Schreiber dieser Zeilen aber würde, in Uebereinstimmung mit dem berühmten Kunst-Schriftsteller J. v. Falke, es als eine beklagenswerthe Verirrung ansehen, wenn sich der Geschmack der deutschen Kunst-Industrie allgemein von den Formen der Renaissance, in welche er sich seit einigen Jahrzehnten mit Fleiß und Begeisterung hineingearbeitet hat, wiederum jenen des Rococo zuwenden wollte. Wir glauben nicht an den dauernden Sieg des Rococo. Eine Nation, deren Kunstgewerbe zwanzig Jahre lang im Stil der Renaissance gearbeitet hat und nun plötzlich eine vermehrte Vorliebe für das Rococo zeigt, liefert eben nur den Beweis, daß der Stil heutzutage Modesache geworden ist. Die Mode aber ist vergänglich, und es erscheint uns als unvermeidlich, daß die jetzt in manchen kunstgewerblichen Kreisen herrschende Vorliebe für das Rococo nur von ganz kurzer Dauer sein kann. So lange die Zeit keinen ganz neuen Stil bildet, — und eine solche Neubildung wäre nur möglich bei völlig neuen Materialien und neuen Constructionen, — so lange haben wir nur die Wahl zwischen den durch die Geschichte uns überlieferten Stil-Gattungen. Wenn einen Meister besondere Vorliebe, besondere Virtuosität in der Behandlung einer Stil-Gattung eine Zeit lang tonangebend sein läßt, so ist das vergänglich. Immer und immer wieder wird man dahin geführt werden, daß es gewisse Lebensbedürfnisse giebt, welche für die ihnen dienenden Kunst-Gegenstände freie Wahl zwischen den vorhandenen Stil-Gattungen lassen; andere Bedürfnisse dagegen legen bei dieser Wahl Beschränkungen auf.

Durchwandert man die Räume einer Kunstgewerbe-Ausstellung, so sieht man dies an dem ersten Blick. Bei weitem die ungeheure Mehrzahl der kunstgewerblichen Producte dienen zur Ausstattung unserer Wohnräume. Es ist unser Bett, unser Tisch und Sessel, die Vorhänge und Teppiche, die Spiegel und Lampen, Uhren und Bilderrahmen, Lefen und Kamine, Schränke und Truhen, Tafel- und Schmuckgeräth, — kurz die zahllosen Gegenstände unseres Hausrathes, an welchen das Kunstgewerbe thätig wird. Diese Gegenstände dienen zum Theile bloß als Schmuck, zum Theile aber werden sie gebraucht; sie werden gebraucht nicht allein von den Reichen, sondern auch von den minder bemittelten Klassen; und schon aus diesem Grunde ist es nothwendig, bei ihrer Herstellung auf verschiedene Materialien, auf verschiedene Constructionen und damit auch auf verschiedene Stil-Gattungen zu verfallen.

In den Luxus-Zimmer-Einrichtungen, welche die Münchener Kunstgewerbe-Ausstellung aufweist, zeigt sie eine gewisse Vorliebe für das Rococo, für seine zarten, lichten Farbentöne, für seine reiche Vergoldung. Aber diese Betten, Stühle und Sophas mit ihren geschweiften Füßchen, mit ihren vergoldeten Rändern sind theuer und zerbrechlich. Sie kosten viel am Anlange und kosten viel, wenn sie zerbrochen sind und reparirt werden sollen. Sie sind nur für die reichsten Leute. Mögen sich die Millionäre in das Rococo setzen; der Mittelstand, auch der wohlhabende, wird das brave Eichenholz unseres Renaissance-Möbels, das einen Puff vertragen kann, ohne gleich zur Ruine zu werden, binnen kurzer Zeit wieder in seinem vollen Werthe zu schätzen wissen. Das Renaissance-Möbel kann einfach und wohlfeil sein und doch schön; das Rococo-Möbel wird unansehnlich und nichtig, sobald es wohlfeil sein soll. Das sind Gedanken, die sich uns bei jedem Schritte durch die Münchener Ausstellung aufdrängen. Man kann seine herzliche Freude haben über den schimmernden Reichthum des Rococo, über das Licht und die Heiterkeit, die es durchfluthet; aber man wird sich sagen müssen: das ist ein Stil für Prinzeßinnen; er wird und muß eine Ausnahme bleiben.



Mit seinem lichten Glanze ist dieses Rococo recht lehrreich: es macht uns auf einen Fehler aufmerksam, in welchen die Freunde der Renaissance während der letzten zwanzig Jahre allzu häufig verfallen sind, indem sie Licht und Luft mehr, als es gut war, aus unseren Zimmern ausschloffen. Das Rococo der Münchener Ausstellung ist ein Vertreter eines modernen, großstädtischen Bedürfnisses, des Bedürfnisses nach Licht und Luft. Und es steht zu hoffen, daß die Freunde der Renaissance vom Rococo in dieser Hinsicht etwas lernen.

Nicht nur durch diesen Kampf zwischen Rococo und Renaissance bietet uns die Münchener Ausstellung manche Lehre für das Wesen und die Berechtigung des kunstgewerblichen Stils, sondern auch noch in mancher anderen Hinsicht. Die Weisheit ist in ganz auffallender Weise aus der Ausstellung verschwunden. Fast vereint grüßt uns als ihr Repräsentant das von der Münster-Bauhütte zu Ulm ausgestellte Modell des Ulmer Münsterthurmes. Außer diesem erndet man gotische Motive nur bei längerer Vertrautheit mit der Ausstellung, namentlich in Arbeiten der Kunst-Schlosserei, in Kirchen-Paramenten, Holzschuiverei, gepreßten Lederarbeiten, Gold- und Silberarbeiten und Anderem. Aber das muß beinahe mit Mühe aufgefunden werden. Ähnlich ergeht es dem romantischen Stil, welcher nur in einigen kirchlichen Gegenständen (namentlich aus der Mühlenauer kirchlichen Kunst-Anstalt) schon von Weitem uns entgegentritt, außerdem aber nur bei wiederholtem Durchpilgern der Ausstellung an manchen schönen Stücken bemerkbar wird. Dagegen zeigte sich häufig das Eindringen orientalischer Motive, ja ganzer orientalischer Indutrien in das abendländische Kunstgewerbe.

Während so die künstlerische Seite der Ausstellung ein gewisses Taaten und Verüben, manchmal mit einiger Unsicherheit, oft aber auch mit großer Meisterschaft und geschicktester Verwendung des Brauchbaren verbunden, erkennen läßt, finden wir hinsichtlich der technischen Ausführung überall, bei allen Gegenständen und bei den Ausstellern aller Länder, eine hoch erfreuliche Vervollkommnung. Neue Farben, neue Combination von Materialien, neue, durchdachte Formen treten uns überall entgegen. Max Haushofer.

gereichten Erfrischungen gekräftigt hatten, bestiegen sie hochklopfenden Herzens, die Türkinnen natürlich verköllt, die bereit stehenden Wagen und begaben sich zur Audienz. Im Regierungs-Gebäude, aus welchem sämtliche männliche Dienerschaft entfernt worden war, angelangt, wurden die Damen, nachdem sie ihre Hüllen abgelegt hatten, in den großen Festsaal geführt, wo sie im Halbfreis-Auffstellung nahmen. Bald darauf erschien die Kronprinzessin im Saale und wurde von der Gemahlin des Bürgermeisters mit folgenden Worten in böhmischer Sprache begrüßt: „Geraden Kaiserliche Hoheit, zu gefatten, daß wir mohamedanische Frauen nach unserem Brauche Eurer Kaiserlichen Hoheit ein Selam unterthänigst entgegenbringen.“ — Die Sprecherin der serbischen Damen, Frau Sabla Jestanovic, sagte: „Schlicht und einfach im Wesen, untwandelbar in Ergebenheit und Treue, bringen wir Eurer Kaiserlichen Hoheit im Namen der Serbenfrauen unsere ergebene Huldigung dar mit dem Wunsche: Gott erhalte, Gott beschütze Eure Kaiserliche Hoheit!“ — Im Namen der jüdischen Frauen hielt Frau Esther Hingz folgende Ansprache: „Dem Vorangefagten Schließen wir Jüdenfrauen uns an, indem wir wünschen, Gott erhalte Eure Kaiserliche Hoheit mit höchster Nachkommen!“ Ihre Kaiserliche Hoheit zeigte sich sehr erfreut über diese eigenartige Huldigung und sprach mit jeder der einzelnen Damen, wobei Frau von David als Dolmetsch diente. Zum Schluß erludte die Kronprinzessin die Frau von David, den Damen zu sagen, daß sie sehr erfreut sei, ihnen für ihr Kommen danke und daß sie jeder Einzelnen alles Gute für die Zukunft wünsche. Diese Worte übten eine geradezu zündende Wirkung aus. Die Frauen brachen in Rufe des Entzückens aus, und eine Mohamedanerin rief: „Sag' ihr, Excellenz, wenn sie so mit uns spricht, so werden wir sie dafür im Herzen tragen!“

Paris. — Die französische Academie hat der Königin von Rumänien die goldene Medaille verliehen.

## Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Die Reiselust prickelt den Stadtbewohnern in allen Gliedern, Reisepläne beherrschen die Unterhaltung und Reise-Vorbereitungen füllen die Tage der geschäftigen Hausfrau aus. Ein besonders practisches Reise-Kleidungsstück für die Kleinen der Familie bilden den ganzen Anzug umhüllende Staubmäntel aus ungebleichtem Leinen mit Geru-Spigen und belebenden farbigen Bandschleifen. Die der Kleinen Mädchen haben die Form eines halbanschießenden, ärmellosen Paletots mit Peterine, während der Knaben-Heberzieher aus langer Jollen-Taille und unter einem Gürtel angelegten Röckchen besteht; die Hauptzierde des Heberziehers bildet ein breiter Kragen mit Spigen-Ansatz. Grobe Basthüte mit dunkelfarbigem Kande und gemalter breiter Bize als Garnitur oder die hübschen glodenartigen Formen der Bierländerin mit Bandschleife vollenden die Ausrüstung der Kinder. Zur großen Toilette der Kleinen Mädchen dient die breitkrempe Florentiner Wippe mit Bandenden, Schleifen- und Federschmuck. Dem Baby verbleibt kein fetliches Barett aus leichtem, sommerlichen Batist mit Läll-Rüschen, Band-

schlupfen und Kofetten. Die lange, halbanschießende Taille, welche allen Altersstufen bis zu zwölf Jahren und darüber eigen ist, wird für die ganz Kleinen gewöhnlich ausgeschnitten. Neben der langen Taille, zu welcher neuerdings häufig ein Nieder-Gürtel getragen wird, behauptet sich dauernd die auch in die Knaben-Garderobe aufgenommene bequeme, lose Bluse aus farbig gemustertem Satin oder Foulard. Die langen englischen Strümpfe und die ganz kurzen, mit kaum spannlängen Schäften theilen sich gleichmäßig in die Herrschaft, ebenso der Stiefel und der ausgeschnittene Schuh, letzterer vorwiegend aus Leinen mit naturfarbnem Lederbesatz oder ganz aus gelbem Leder.

Für Mama und die sparjamen großen Schwestern giebt das einfache, nach englischem Muster gearbeitete Frühjahrs-Kostüm aus Beige ein vortreffliches Reiselcid; die allerneuesten Modelle bevorzugen den schlichten Faltenrock und die langschößige Jaden-taille à la Louis XIV., mit heller, fein gemusteter Biqué-Weste. Eine zweite typische Vorlage zeigt über der Weste mit gefaltetem Halbgiirtel kurze Jadenheile, während Seiten- und Rückentheile durch die lange, verkürzt aufgesetzte Draperie überkleidartig wirken. Der imprägnirte Gloria-Mantel, — in allen Nuancen der verschiedensten Farben vorrätzig, — ist ein vorzüglicher Schutz gegen Staub und Regen und ebenso unentbehrlich auf der Reise, wie der Panama- oder Span-Hut, den nur eine große Garnitur-Schleife schmückt.

Was aber mögen die Koffer an düstigen Geheimnissen bergen! Wer da hineinschauen könnte, würde Kleider ganz aus ein- und mehrfarbigen Schweizer Spachtel-Stidereien, aus Foulard, Satin, Percal, mit reichstem Schleifenschmuck, erblicken. Die drei lehtge-nannten Stoffe sind meistens mit Stiderei ausgestattet, welche die Spigen ebenso verdrängt, wie der zarte Woll-Muffelin die leichter zerdrückbaren Baumwollen-Gewebe. Außer Roth bilden Grün in allen Nuancen, fahles Hellblau und Weiß, lehteres vielfach durch Gold und Gelb belebt, die Farben der Saison. Nach wie vor bleibt der Streifen, vom breitesten bis zum haarfeinen, das beliebteste Muster. Zu Sommerfesten ist der Degandi auserieben, der, zart und duftig und mit Blumen überfäet, die Trägerin wie in eine Wolke hüllt.

Die Taillen sind vorn alle faltig arrangirt und bei ganz jugendlichen Erscheinungen nicht selten im Rücken geknöpft, geschürt oder unsichtbar gehalt. Den Abschluß bilden Nieder-Gürtel, meistens aus schmalen Bändern, welche durch Kreuznaht auf fester Grundform verbunden sind, mit breiten, bis zum Rocksaume herabfallenden Schärpen-Enden. Eine Erweiterung der Schnebben- und Medicis-Gürtel sind die durch eine Bluse oder ein Chemiset ergänzten Nieder-Taillen. Der hohe Stehtragen weicht bei der steigenden Temperatur allmähig einem den Hals frei lassenden Umlegebogen. Den Kleinen, spigen Ausschnitt ergänzen Chemisets aus gefaltetem Läll- oder Kreppstreifen, welcher, von vorn um den Hals gelegt, hinten gekreuzt und nach vorn zurückgenommen wird. Bemerkenswerth an den Kernen ist ihre Reigung zu der ehemaligen Keulenform zurückzukehren, sodah wir von der Tracht unserer Großmütter nicht mehr weit entfernt sind.

Der vornehmste Schmuck der mit Läll und Spigen garnirten Hüte, die der Jahreszeit entsprechend meistens grohe, schühende Formen aufweisen, besteht aus Buchen- und Rosenlaub, Ephen und den grünlich weißen Blüten des Hopfens. Weiße Hüte, unter denen Reis- und italienisches Stroh vorherrschen, erhalten Heis gleichfarbige Band- oder Läll-Garnitur und außer Haubtschmuck oft ganze Rosenkränze oder Federn zur Vervollständigung.

8. 3.

## Aus der Frauenwelt

Wien. — Der Kronprinzessin Stephanie, welche mit ihrem hohen Gemahl vor Kurzem eine Reise nach Bosnien gemacht hatte, wurde von den dortigen Frauen eine interessante Huldigung dargebracht. Schon die der Audienz vorbegehenden Scenen im Hause der Frau von David, wo sich die Deputation der Frauen versammelte, waren äußerst fesselnd, und ein Kostüm-Mater hätte hier reichlichen Stoff für seinen Pinsel gehabt. Es ist nicht üblich, die Toiletten mohamedanischer Frauen einer Besprechung zu unterziehen, und auch wir wollen uns dem Brauche fügen, können jedoch nicht umhin, wenigstens die eine Thatsache zu vermelden, daß die Toilette einer dieser türkischen Damen, die goldgestickten Gewänder, der unter Brillanten fast versteckte Feg, die Perlen- und Ducaten-Schnüre den respectablen Werth von mehr als vierzigtausend Gulden repräsentirten. Nachdem sich die Damen durch die ihnen dar-



Berliner Toiletten.



Durch die Landestrainer veranlaßt, wurde einem Theil der im Druck befindlichen Nummer vom 1. Juli auf der ersten Seite ein Bild mit Trauer-Anzügen eingeschoben. Um unseren Leserinnen die ursprünglichen Darstellungen nicht völlig verloren gehen zu lassen, bieten wir dieselben in verkleinertem Maßstabe nebst kurzer Erklärung:



1. Anzug mit Spitzen-Draperie. — Ueber farbigen Satin-Unterleibe ist die Spitzen-Draperie vorn schürzenartig geordnet, seitwärts mit breiten seidnen Bändern besetzt. Blumen-Taille, Halbgürtel aus Bändern. Runder Strohhut mit Blumen-Garnitur.  
2. Anzug mit glatter Draperie. — Zwischen der geschlitzten Rock-Draperie wird ein Haltrock aus dunklem, einfarbigem Stoff sichtbar, aus dem auch zwei Bahnen der hinteren Draperie bestehen. Schoß-Taille mit plissirter Weste und Revers. Runder Spitzenhut.



### Handarbeiten

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Musterblätter für künstlerische Handarbeiten. Nr. 7. Plattstickerei. — Von einer unserer Sammlungen kunstvoller Handarbeiten zugehörigen alten italienischen Schürze ist auf dem farbigen Beiblatt zur Nr. vom 8. Juli die Verzierung der Querseiten getreu mit dem eigenartigen, im Verlauf der Jahre entstandenen Farberz wieder gegeben. Die schmale Vorte begrenzt auch die Längsseiten unserer interessanten Vorlage, während aus dem Muster der breiten Vorte gebildete Einzelfiguren über letztere sich dem Fond einfügen. Von diesen bringen Fig. 100—103 der Beilage v. 1. Juli d. J. die Vorzeichnung, während in der Nummer vom 22. Juli mit Abb. 23 das Original zur Ausstattung eines Truhentisches angewendet folgt. Die Stickerei eignet sich jedoch auch zur Verzierung von Taschen, Decken, Kinderleidern etc. Man arbeitet die in Italien viel gepflegte Plattstickerei nach Vorzeichnung mit offener Seide (Zlod-, Filofelle- oder englische Filofelle-Seide); nach neben einander liegend ausgeführte Stiche decken die Musterflächen.

Extra-Blätter der „Illustrirten Frauen-Zeitung“. Nr. 20. Häkelarbeit. (Mit der vorigen Nummer erschienen.) — An dieser Stelle möchten wir unsere Leserinnen noch auf die vielseitige Verwend-



barkeit der Vorlagen aufmerksam machen. Dieselben Spitzen und Einfäse, welche in kräftiger Ausführung zur Garnitur von Gardinen, Stores, Bettdecken etc. dienen, eignen sich, aus feinem Material gearbeitet, zur Verzierung von Leib- oder Bettwäsche, zierlichen Decken etc. Andererseits ist unschwer aus jedem Einfäse eine Spitze oder aus einer Spitze ein Einfäse zu gestalten, je nachdem man die durchgehende Musterung an beiden Seiten gleichmäßig abschließt, oder sie an einer Seite mit Bogen- oder Zacken-Abschluss einrichtet. Als Anhalt hierfür zeigen wir nebenstehend die Spitzen-Vorlage, Abb. 6, zu einem Einfäse verarbeitet. Sehr gut lassen sich aber auch alle die Musterungen, welche aus einzeln gehäkelten Sternen, Carreaux etc.



zusammengestellt werden, auf größere Flächen zu ganzen Decken oder Gardinen ausdehnen, wie aus nebenstehend dargestellter Decke ersichtlich, welcher die Spitze, Abb. 6, zu Grunde liegt. Schließlich kann man auch aus einer oder der anderen der Einzelfiguren Kragen, Fichus (siehe Abb. 51 d. Nr. v. 6. Mai d. J.), zierliche Ueberlagen für Sachets, Radelkissen etc. herstellen.



### Wirtschaftliches

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Wieder schmücken die ersten Früchte des Jahres unsere Märkte, und bei ihrem Anblick erwacht in dem Hausfrauen-Berzgen die Lust, die schwachhaften Gaben des Sommers auch für den Winter zu conserviren, um sie dann als Delicatsse bieten zu können. Wie schon vor Kurzem an ähnlicher Stelle bemerkt, hat aber die Zunahme der großen Conserve-Fabriken und die reiche Production derselben viele Preise ihrer Fabrikate so gedrückt, daß es, — namentlich bei nicht ganz vortheilhaftem Markt-Einkauf, — trotz eigener Rühewaltung unbedenkbar bleibt, mit ihnen in Concurrenz zu treten. Es bezieht sich dies namentlich auf die Gemüße, die zu dem Zwecke eigens gezogen und schon der Qualität nach oft viel besser sind, als wir sie kaufen können, und dasselbe gilt auch von vielen Früchten. So allgemeine Anerkennung aber das Einmachen in Büchsen mit Recht gefunden hat, es giebt doch verschiedene Obst, das man am besten selbst und zwar in Gläsern einmacht, verschiedene Arten, die nicht allgemein sind, sondern das Vorrecht des eigenen Hauses bleiben, und wir geben in nachstehenden einige Recepte, die uns als solche empfehlenswerth scheinen. Was die zu verwendenden Gläser betrifft, so sei hier noch bemerkt, daß unter der großen Menge solcher mit Patent-Verschluss sich verschiedene auf's Beste bewähren, daß aber für die hier angegebenen Conserve eben so einfache, mit Blase oder Pergament-Papier verbundene Gläser genügen, nur nehme man sie stets der Größe einer Portion entsprechend. Doch im Preise und im Werthe, beispielsweise für die Verwendung bei Gefrorenem, für feine Schlagsahnen-Speisen, oder auch als Compot, mit wenig Kosten, allerdings aber mit verhältnißmäßig großer Mühe bereitet, sind:

**Ausgesteinte Johannisbeeren.** — Man nimmt hierzu nur die ganz großen, rothen oder weißen Trauben, deren Beeren, — ohne sie zu zerdrücken, — vorsichtig von den Stielen gestreift und mittelst einer Feder ausgeleert werden. Nun kocht man auf 1/2 Kilo Früchte 1/2 Kilo Zucker in wiederholt angegebener Weise zum fünften Grad, — zum Bruch, — schüttet die Beeren mit ihrem Saft hinein und läßt sie bei beständigem Schütteln unter tüchtigem Ausschäumen so lange kochen, bis der Zucker breit vom Löffel fällt, was nach einigen Minuten der Fall sein wird. Dann zieht man den Kessel vom Feuer, schwenkt ihn sorgfältig langsam hin und her, bis die Beeren, — halb erkaltet, — sich voll Zucker gefogen und ihre natürliche runde Form wieder erlangt haben. Ist dies geschehen, so füllt man sie in kleine Portions-Gläser, verbindet diese nach vollständigem Erkalten des Obstes mit Blase oder Pergament-Papier und bewahrt sie an einem kühlen, trockenen Orte.

**In Zucker eingemachte reife Stachelbeeren.** — Auch hierzu nimmt man nach Belieben rothe oder grüne, stets aber möglichst große Sorten, die nach Sonnen-Untergang oder Morgens früh frisch gepflückt, vollkommen ausgewaschen sein, sich beim Trud der Finger aber noch fest anfühlen müssen. Man befreit die Beeren von den Blüthen, schneidet die Stiele ab und legt sie so lange in heißes Wasser, bis sie an die Oberfläche steigen und weich sind, ohne zu zerplatzen. Ist dies geschehen, so werden sie vorsichtig in ein Sieb geschüttet und, nachdem das Wasser rein abgelaufen, in einen Kaps gethan. Inzwischen kocht man je auf 1/2 Kilo Obst 1/2 Kilo Zucker mit wenig Wasser unter ordentlichem Ausschäumen klar und gießt ihn über die Früchte. Am nächsten Tage gießt man den Zucker ab, kocht ihn unter abermaligem Ausschäumen ein wenig ein, giebt ihn wieder über die Beeren, die man dann zudeckt, und wiederholt dies Verfahren an den zwei folgenden Tagen. Das letzte Mal aber kocht man den Zucker so lange, bis er sich in kleinen Strahlen durch die Löcher des Schaumlöffels blasen läßt, schüttet dann die Stachelbeeren, die einmal in dem Zucker aufkochen müssen, hinein und füllt sie, erkaltet, in Gläser.

Sehr beliebt ist ferner ein **Panaché**, aus **Johannisbeeren, Himbeeren und Kirschen** bestehend. Man nimmt von jeder Fruchtorte die gleiche Menge, entleert die Beeren, — die man gesondert läßt, — steint die Kirschen aus, wiegt das Obst und rechnet auf je 1 Kilo desselben 1/2—3/4 Kilo Zucker, der mit ein wenig Wasser gekocht und ausgeschäumt wird. Ist dies geschehen, so giebt man zunächst die Kirschen hinein, läßt diese ein paar Mal aufkochen, thut dann die Johannisbeeren und zuletzt die Himbeeren dazu. Nun zieht man den Kessel vom Feuer, die Masse bei langsamem Kochen fleißig rührend, damit sie sich nicht, was leicht geschieht, am Boden ansetzt. Sobald der Saft anfängt zu geliren und breit vom Löffel tropft, ist das Panaché, das eine schöne rothe Farbe haben muß und nicht zu steif sein darf, fertig; man füllt es in Gläser und deckt, sobald es erkaltet ist, ein passendes geschütteltes, in Rum angefeuchtetes Blatt Papier auf die Oberfläche, verbindet im Uebrigen aber die Gläser in bekannter Weise.

Ganz vorzüglich zum Einmachen in Flaschen geeignet sind **jämmliche Kirscharten**, die Geschmack und Farbe vollkommen bewahren. Den Vorzug verdienen Glas-Kirsche, Ralte und große saure Kirsche; entsteht und ganz wie zu frischem Compot mit Zucker geschmort, werden sie warm in gut geschwefelte Portions-Flaschen gefüllt, welche verbunden und zum beliebigen Gebrauche aufbewahrt werden. Es ist gerade diese Methode so außerordentlich einfach und empfehlenswerth, daß wir ihrer ganz besonders noch einmal Erwähnung thun. Auch erinnern wir an die namentlich bei den Herren beliebten Cognac-Kirschen, zu denen sich die Ratten eignen, die man, nachdem die Stiele zur Hälfte gekürzt sind, in kleine Gläser packt, mit gutem Cognac übergießt und in der Sonne bestilliren läßt. Nur achte man auf festen Verschluss der Flaschen, da der feine Weingeist leicht verdunstet. Mit einem Fondant Zuckerfuß überzogen, ergeben diese Kirschen das belannte feine Dessert.

**Einmachen von grünen Wallnüssen.** — Bis jetzt war man gewohnt, Wallnüsse ausschließlich in Zucker und in Gläsern zu conserviren, doch zeigte sich bei dieser Art manche Unzulänglichkeit, namentlich oft bei längerem Stehen ein starkes Krystallisiren des vielfach eingekochten Zuckers und ein Hartwerden der Früchte, die einen widerlich süßen Geschmack bekamen. Nun hat man auch hier das Einmachen in Portions-Büchsen versucht, das, wesentlich einfacher, den besten Erfolg erzielte. Das Verfahren ist zu An-

fang das allgemein bekannte: Die Nüsse werden mit einer starken Nadel mehrfach durchstochen, damit man sich überzeugt, ob unter der grünen Schale die zweite noch nicht so entwickelt sei. Ein wichtiges Erforderniß ist es, daß die Frucht vollkommen weich ist; die erste Hälfte des Juli ist daher der geeignetste Zeitpunkt zum Einmachen der Wallnüsse. Nachdem die Nüsse so geprüft worden, wirft man dieselben in ein Gefäß mit Wasser, läßt sie in diesem 8 bis 10 Tage stehen, das Wasser täglich einige Male wechselnd. Dann läßt man sie aber, in etwas gefalgenem Wasser gekocht, einige Tage wässern, schüttet sie in ein Sieb und packt sie, sobald sie genügend abgetropft sind, in die passenden Büchsen, nach Belieben ein wenig Zimmt und ein paar Gewürznelken hinzufügend. Inzwischen kocht man, der Menge entsprechend, Zucker auf, das Kilo mit 1/2 Liter Wasser, schäumt ihn tüchtig aus, läßt ihn ein wenig einkochen und gießt ihn heiß über die Nüsse, die sofort verdröht und 1 1/2 bis 2 Stunden im Wasserbade gekocht werden müssen. Wenn man eine solche Büchse im Winter öffnet, wird man den Inhalt unverändert finden, nur kann es sein, daß der Saft ein wenig dünnflüssig, wässrig wurde, und man wird gut thun, ihn dann beliebig mit ein wenig Zuckerzusatz aufzukochen. E. R.



### Briefmappe

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

#### Fragen.

**Stiftungen für adelige Mädchen.** — Wer kann mir mittheilen, ob es in Preußen Stiftungen für arme adelige Mädchen katholischer Religion giebt und wohin man sich um Auskunft über die Statuten zu wenden hat? A. T.  
**Venusshuh.** — Wie behandelt man Venusshuh-Pflanzen; wie und wann vermehrt man dieselben? Ph. B.  
**Milchflecke.** — Womit entfernt man Milchflecke aus einem hellblauen Wollstoffe? E. G.

#### Antworten.

(Auf die betreffenden Fragen weisen die Zeilenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

**Mittel gegen Fliegen (88).** — Von den vielen radicalen Mitteln gegen Stubenfliegen sind wenige verwendbar, da man sich durch dieselben oft anderen Gefahren aussetzt; jedenfalls wird man gut thun, zunächst vorbeugend zu wirken. Man halte zuerst jene Fenster geschlossen, auf denen die Sonne steht, öffne Abends Thüren und Fenster, sobald ein starker Luftzug entsteht und verschloß außerdem die an den Wänden sitzenden Fliegen mit Tüchern hinauszuschleichen. Von gutem Erfolg ist die Anwendung der in den letzten Jahren allgemein verbreiteten „Fliegenkloden“, die, oben durch einen Stöpsel geschlossen und mit etwas Wasser und Spiritus gefüllt, an der unteren Seite eine Oeffnung haben. Man stellt sie auf einen Teller, streut unter die Oeffnung ein wenig Zucker, der die Fliegen anlockt und sie aufschwärmend sich in der Glocke fangen und in dem Spiritus ertrinken macht. Unschädlich sind ferner Räucherungen von trocknen, auf glühende Kohlen geworfenen Kirbisblättern; es dürfen sich indessen in Räumen, wo dies angewendet wird, keine Vögel befinden. Ein vorzüglicher Fliegenfänger ist weiter eine Pflanze, Apocynum androsaemifolium genannt, die zur Frühlingszeit aus Samen oder Stecklingen gezogen, den ganzen Sommer über Hunderte von hübschen Blüten trägt, welche die Fliegen unwiderstehlich anziehen und tödten. Es empfiehlt sich, mehrere solcher Pflanzen in Töpfen auf die Fensterbretter zu setzen, und wenn nicht durch eines der angegebenen Mittel allein, so gelingt es vielleicht durch ein Zusammenwirken des letzteren mit den oben erwähnten Mitteln, die lästige Plage zu beseitigen. J. R.

**Färben von Strümpfen (88).** — Für das Färben von Strümpfen, die dem Einfluß von Luft, Licht und wiederholtem Waschen widerstehen sollen, ist es notwendig, daß zwischen dem Gewebe und dem Farbstoffe eine vollkommene chemische Verbindung bestehe. Diese erzielt man, indem man die Strümpfe zunächst in eine Beize von Jinnatz, Mann, Eisenvitriol und essig-saurer Thonerde legt und sie dann aus dieser in die sogenannte „Färberflotte“ bringt, um sie in dem Abfud des betreffenden Farbstoffes auszufärben. Dies geschieht dadurch, daß die Strümpfe in denselben umhergeschwenkt und so lange bearbeitet werden, bis sie vollkommen durchgezogen sind. Zum Abtropfen aufgehängt, zieht man sie durch die Wringmaschine, wäscht sie in reinem Wasser nach, trocknet sie, und bringt sie schließlich in ein Seifenbad. Für ein „Graufärben“ verwendet man dünne Lösungen von Blauholz, auch Sumach und Eisenvitriol, die in wiederholten Wässern anzuwenden sind. Für Braun nimmt man am besten Chemisch- oder Gallusbraun, ebenso Galedon. Das Ausfärben geschieht hier entweder ohne Beize oder mittelst einer solchen von Mann und Kupfervitriol. Ein Bisterbraun erhält man durch Braunstein. P. G.

**Abonnetin in Graz.** — Wenden Sie sich in dieser Angelegenheit an den Vette-Berlin in Berlin.  
**E. G. in Frankfurt a. M.** — Wir wissen Ihnen kein Mittel anzugeben. Der Regen ist nun einmal der unerbittliche Feind des künstlich geschaffenen Daars.  
**Fräulein E. in Jauer.** — Die Bade-Direction wird Ihnen die gewöhnlichen Anstalten gewiß gern ertheilen. — Zu einem klaren Promenaden-Ridee wählt man naturgemäß schwedische oder russische Bäder.  
**E. G. in G.** — Vorlagen für Teppiche, Tücher u. s. w. haben wir in unserer Platte wiederholt gebracht; wir verweisen auf die Nummern vom 1. December 1887, 1. Juni und 1. November 1884, sowie auf die Beilage zu der Nummer vom 1. October 1887.  
**Alle Abonnetin in Straßburg.** — Alend's „Däitliche Kosmetik“ dürfte Ihrem Zweck entsprechen.

**Bezugsquellen:** Sommerstoffe: J. A. Seife, W. Leipziger Str. 87. — Welse-Anzüge, Hüte etc. für kleine Kinder: Babo-Pasar, W. Leipziger Markt 9.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt und für die Abonnenten der Großen Ausgabe ein Modenbild.

Die Illustrirte Frauen-Zeitung erscheint jeden Sonntag in 1 bis 2 Doppelbögen: jährlich 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen, 28 Unterhaltungs-Nummern, 28 Beiblätter, 12 große farbige Modenbilder, 8 farbige Stickmuster-Vorlagen und 8 Extra-Blätter, also außer den Schnittmuster-Beilagen und Beiblättern jährlich 28 besondere Beigaben, eine zu jeder Unterhaltungs-Nummer. Vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf. Die Heft-Ausgabe mit demselben Inhalt erscheint alle vierzehn Tage; das Heft (24 jährlich) kostet 50 Pf. Die große Ausgabe mit allen Kupfern bringt außerdem jährlich noch 40 große farbige Modenbilder, also jährlich 68 besondere Beigaben, und kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Heft-Ausgabe auch alle Postanstalten.



# Illustrirte Frauen-Zeitung.

Ar. 31.

Wöchentlich eine Nummer.  
Vierteljährlich 2½ M.

Berlin, 29. Juli 1888.

Große Ausgabe mit  
allen Kupfern: 4. M.

XV. Jahrg.

*Manuskript verlesen.*

## Ein Jahrbuch.

Novelle von G. Billinger.

Freiburg, 14. Februar 1832.

Ich danke Dir für das hübsche Buch mit der prächtig gestickten Decke, liebe Schwester, und Dein Wunsch, ich möchte Alles, was in mir und der Heimath vorgeht, für Dich hinein schreiben, soll erfüllt werden. Dann leben wir wieder zusammen, wie vor wenigen Jahren, und Dein Versprechen, das nächste Jahrbuch noch schöner auszustatten, als das erste, soll nicht der Hauptgrund sein, wenn ich dieses tüchtig ausfülle, — denn, liebste Caton, was giebt es jetzt nicht Alles zu erzählen, in welcher Zeit leben wir! Unser kleines Freiburg ist aus dem Schlendrian des Alltagslebens aufgewacht, und Deine Bemerkung: „Ist es wahr, daß man in Süddeutschland ganz polentoll sein soll?“ zeigt mir leider, daß Du schon etwas angestecht bist von der strengen, kritischen Art des Denkens, wie es den Menschen im Norden eigen.

Als Polen noch im Kampfe mit Rußland stand, als die Miesemacht desselben der kleinen polnischen Schar oft weichen mußte, als das begeisterte polnische Volk, seinem Losungsworte getreu, — Sieg oder Tod, — Wunderthaten verrichtete und schließlich durch vaterländischen Verrath seinen Untergang fand, da füllte Bewunderung und Mitleid jede Brust. Aber sie waren doch nur vorübergehend, diese Gefühle, so lange man eben die Zeitung in der Hand hielt. Wie anders wirkt nun der Anblick der erhabenen Trümmer des edlen Polenvolkes! O wunderbare Zeit einer allgemeinen Begeisterung, eines allgemeinen Vergessens jedes selbstlichen Denkens und Thuns, eines allgemeinen Wohlwollens!

Am Samstag nach dem Tage ihrer Ankunft sahen wir die ersten polnischen Helden im Theater; es war natürlich mehr diesen als der „Stimmen von Portici“ wegen bis auf den letzten Platz besetzt. Leider hatte ich meinen Mann an diesem denkwürdigen Abend nicht zur Seite; Du kennst seine Abneigung gegen öffentliche Ovationen und was damit zusammenhängt.

Der Polen Eintritt wurde mit einem stürmischen Hoch begrüßt, worauf Grotecki von unserer Loge herab eine Rede hielt, in der er Deutschlands Freiheitseifer pries und mit einem warmen: „Es leben die braven Deutschen!“ schloß. In den Zwischenakten sangen unsere Mäusenöhne Bundes- und Freiheitslieder, man schüttelte sich die Hände, weinte und war des Leidens und der Begeisterung gleich voll.

Ich saß in unserer Loge zwischen Grotecki und Zarembedi, der so traurig ist, daß die Polen selbst ihm einmal ein Hoch brachten, als er lächelte. Und daran war Lenchen schuld, bei deren Vater die beiden Polen eine feurige Aufnahme gefunden.

Lenchen erzählte mir, daß sie noch spät am Abend ihren Bruder den Polen entgegen gesandt, damit er mindestens einen heimbringe. Es sei Mitternacht geworden, sie habe schon die Hoffnung aufgegeben, da sei Hermann plötzlich mit dem Rufe: „Ich hab' zwei!“ in's Zimmer gestürzt.

Von allen Polen, die ich bis jetzt gesehen und gesprochen, ist es Grotecki, der mir den bedeutendsten Eindruck macht. Er ist ein Mann von ungefähr sechsunddreißig Jahren, hat durchaus nicht schöne, aber interessante Züge, einen feurigen Blick und einen blonden Schnurrbart; er trägt einen schlichten gelben Flaus-Überrock und eine schwarze Pelzkappe. Im Verkehr ist er ungemein cavaleresk und beinahe sanft zu nennen, besonders den Damen gegenüber; hat man ihn aber einmal über sein Vaterland oder öffentlich reden hören,

begreift man, daß er bei seinem Volke ebenso viel mit dem Worte, als bei dem Feinde mit dem Schwerte ausgerichtet hat.

21. Februar.

Sonntag wurde der polnische Feldherr Kosinski von Weller's Loge herab im Theater vorgestellt. Lenchen's Vater hatte einen die Polen verherrlichenden Gesang gedichtet, der bei Eröffnung der Bühne von einem Sänger vorgetragen wurde; der Chor der Mänen, die Studenten und Damen in den Logen begleiteten den Gesang. Dann hörten wir zum ersten Male „Oberon“

von Carl Maria von Weber, und die Begeisterung für diese herrliche Oper riß die Herzen in einer Weise hin, daß man in eine Stimmung gerieth, deren Zauber ich nicht zu beschreiben vermöchte.

Grotecki fragte mich im Zwischenakte nach meinem Manne, ob er nicht polenfreundlich gestimmt sei, da man ihn nirgends sehe. Ich sagte ihm, daß Kaver seit zwölf Jahren an einem geschichtlichen Werke arbeite, welches sein ganzes Interesse in Anspruch nehme. „Ist das für Sie sehr angenehm?“ fragte Grotecki. Diese Bemerkung verwunderte mich etwas. „Die Hauptsache ist doch, daß ich stolz auf meinen Mann sein darf,“ gab ich zur Ant-



Schmeicheltzchen. Von Federigo Mazzotta. — Siehe Seite 134.



wort. „Ich war noch sehr jung und dachte nicht daran, daß ich jemals seine Frau werden könnte, aber schon damals durchschauerte mich seine Beredsamkeit, sein leuchtender Blick, wenn er davon sprach, daß wir wohl aus der Geschichte wüßten, was einzelne Große dachten und leisteten, daß uns aber das Leben des Volkes und seine Entwicklung fast völlig unbekannt sei. Und daher hat er sich die große Aufgabe gestellt, die Geschichte der deutschen Handwerker zu schreiben.“

Uebrigens war ich froh, hinzuzufügen zu können, daß mein Mann mich auf den Ball begleite, der zu Ehren der Polen im Kaufhaus-Saale stattfinden sollte und zu welchem nur Freigeistige eingeladen waren. Nun weißt Du aber, Caton, was mein lieber Professor für Eigenheiten hat und wie's ihn schwer ankommt, sich aus den längst vergangenen Zeiten, in denen er wühlt, plötzlich in der Gegenwart zurecht zu finden. Dein Ludwig ist eben nur wenige Jahre älter als Du, und da macht sich Alles viel kameradschaftlicher zwischen Eheleuten. Mein Mann ist vierzig, ich zwanzig; er behandelt mich wie ein Kind, und ich habe zu schweigen, wenn er sich gelegentlich wie ein solches betragt. Schrieb ich Dir nicht, daß er kürzlich der Hofrätin Sottisen sagte wegen ihrer falschen Anwendung der Artikel? Und weißt Du auch, was ihn zuerst auf mich aufmerksam gemacht? Durchaus nichts Außerordentliches, sondern die für eine Freiburgerin so seltene Beherrschung des Dativ und Accusativ.

## 1. März.

Nun sollst Du eine getreue Schilderung des erhebensten Balles meines Lebens haben. Zuverlässig, — ich trug eine neue Frisur, sogenannte Reigelocken, buschig, aber leicht, wie frisch gefallener Schnee.

Mein lieber Professor benahm sich zu Anfang des Balles musterhaft; Du weißt, wie seelengut er ist, wie's ihn freut, mich froh zu sehen. Als Grotcki mit einer Anzahl Polen mir entgegen kam, ließ mein Mann sofort meinen Arm los mit den Worten: „Nun tanz', lieb's Weibchen, so lang' Dir's gefällt.“

Ich machte ihn mit meinen Polenfreunden bekannt, aber leider wußte er nicht viel mit ihnen anzufangen, und bald sah ich ihn mit Kotted, Welter und Lenchen's Vater in einer Ecke des Saales sitzen und wußte ihn somit gut aufgehoben.

Ich tanzte nur mit Polen; o Caton, es sind Cavaliere in des Wortes idealster Bedeutung! Fast Alle tragen das Haar lang, und ihre meist bleichen, feinen Gesichter haben einen unendlich melancholischen Ausdruck, was sie jedoch nicht hindert, wie von Sinnen darauf los zu tanzen.

Ich fragte Grotcki: „Tanzen Sie aus Schmerz so wild?“

„Nein,“ entgegnete er, „das thun wir aus Temperament.“

Lenchen's Bruder, der gestern achtzehn Jahre geworden und seinen ersten Ball-Abend feierte, verzichtete den Polen zu Liebe auf jedes Engagement. Grotcki erzählte mir, daß der junge Hermann der Polen auserkorener Liebling sei, zugleich aber auch Aller Schrecken, denn er trenne ihnen auf offener Gasse die Knöpfe von den Röcken, um sie unter die Damen zu vertheilen, auch rage ihm stets ein Stammbuch aus jeder Rocktasche, und er ruhe nicht, bis man sich auf einem Blättchen mit seinem Namen verewigt.

„Ueberhaupt,“ sagte Grotcki, „wie können wir uns jemals einer so großen Güte, einer so edlen Zuverlässigkeit würdig zeigen! Wie ich höre, Madame, sollen Sie und Demoiselle Lenchen sogar für das Weibchen der ihrer Habe beraubten Flüchtlinge Sorge tragen?“

„Bestehen wir,“ sagte ich, „daß mit dem Weinen und Singen im Theater nicht viel geholfen ist.“

„Das ist deutsch,“ meinte er lächelnd, „unsere Polinnen würden es dabei bewenden lassen.“

„Sie sind gewiß sehr schön, die Polinnen, nicht wahr?“

„Ja, wir haben herrliche Frauen, aber man muß sie in Warschau gesehen haben, in den vornehmen Kreisen der polnischen Welt, wo sie durch ihre Genialität und ihren wunderbaren Esprit sich ebenso als durch ihre Schönheit auszeichnen; in den Rahmen eines peinlich geregelten Haushaltes einer deutschen Kleinstadt würden sie weniger passen.“

„O,“ rief ich aus, „nichts wünsche ich sehnlicher, als eine Polin kennen zu lernen!“

Da lächelte Grotcki höchst sonderbar, und als ich ihn eben nach der Ursache seiner Heiterkeit fragen wollte, näherte sich uns Bilinski. Dieser Mensch trägt Loden bis auf die Schultern, er ist eine Caricatur der Melancholie, und seine Trauer erstreckt sich bis auf die Fingernägel. Mit ihm zu sprechen, gehört zu den größten Fatalitäten der Welt, denn eh' man sich's versteht, liegt er einem schluchzend am Halse, und man hat das Bewußtsein, eine höchst lächerliche Rolle zu spielen.

Wir saßen Xaver gegenüber, der die verwitwete Hofrätin zu Tisch geführt. Welter war der Erste, welcher eine Rede hielt, dann Lenchen's Vater und einige andere Staatsräthe. Fast immer war es Grotcki, welcher antwortete, ach, und wie floßen ihm die Worte von den Lippen! Die Gedanken schienen ihm nur so zuzufließen, und in vollendeter Sprache und schönster Form gab er sie den Hörern zum Besten. Wer fühlte sich nicht geehrt und gehoben, als er Baden's Theilnahme pries, als er Freiburg's Frauen ein Hoch brachte, mit einer Stimme, die wie Posaementen durch den Saal hallte. Und dann, als er in herzbrechenden Worten seine Heimath schilderte, sein schönes, stolzes Polen, das nun in Asche lag, als er das grauenerregende Schicksal eines jeden Einzelnen unter ihnen beschrieb und mit der Frage schloß: kennt die Freiheit größere Märtyrer als Polen's unglückliche Söhne?

Alles weinte laut: „Es lebe die Freiheit,“ ging's von Mund zu Mund, — „Polen hoch!“

Lenchen hing an meinem Halse: „O Anna,“ flüsterte sie, „wir wollen eine Revolution anstiften, — Hermann ist gleich dabei, — wir gehen von Haus zu Haus und feuern die Männer an, — wenn Du willst, kommt's gewiß zu Stande!“

Ihre Reden machten mich ganz wirr, der Wunsch, zu helfen, zu rächen, entflammte auch mein Inneres, allein ich war überzeugt, daß ich mit solchen Gedanken meinem Manne nicht kommen dürfte.

Es war die Hofrätin, welche uns aus dem höchsten Empfinden in die banale Wirklichkeit zurückführte. „Wissen Sie auch 's Allerneueste,“ sagte sie in ihrem unverfälschten Freiburger Dialect zu meinem Manne, „ich hab' gehört, sie hätten der Mönz zu einem Fürstmilieuaner gemacht hinten im Württembergischen, und er sei ein Fürstentum geworden mit dreitausend Gulden Gehalt und hab' dafür Freiburg vererbt.“

„Frau Hofrätin,“ erklärte mein Mann, „das sind böse Reden, die Sie nicht hätten wiederholen sollen —“

„Freilich,“ erwiderte sie sich, „ich laß mir nicht der Mund verbieten, wenn ich was weiß, und wenn wir in der Mönz unser Vertrauen gesetzt und geglaubt, er gehö' zu die Freisinnigen, so darf der Conträr nicht verschwiegen bleiben.“

Mein Mann klopfte an's Glas und erhob sich: „Unsere werthen Gastfreunde, die wir mit so warmer Sympathie bei uns empfangen, gestatten mir wohl, hier ausnahmsweise eines deutschen Mannes zu gedenken; der böse Teufel hat sich seiner bemächtigt, und ich halte es für meine Pflicht, den Anwesenden in's Gedächtniß zu rufen, was für ein echter deutscher Kämpfer dieser Mann stets war, der Anno vierzehn gesungen: Geliebtes Volk der freien deutschen Eichen! Der Fehler nun, der ihn aus Freiburg fortgetrieben, ist freilich ein sehr großer, allein er dürfte deshalb einigermaßen verzeihlich sein, als er mit Falschheit oder Verrath nicht das Geringste zu thun hat. Mönz ist einfach ein Nachtrager, die Generosität des Vergessens fehlt ihm, und sich daher außer Stande fühlend, unsern werthen Gästen ein freundliches Gesicht zu zeigen, — nur aus kleinem Aerger, weil Polen Anno vierzehn nicht ganz so enthusiastisch für Deutschland schwärmte, als er es damals für nöthig fand, — macht er sich aus dem Staube und erlaubt sich ein paar Kraßäußerungen rein privater Natur. Abgesehen von dieser beklagenswerthen Schwäche, erkläre ich hiermit, daß es keinen deutschen, keinen freisinnigeren und keinen braveren Menschen giebt, als meinen Freund Mönz, auf dessen Wohl ich dieses und noch manches Glas leeren werde.“

Kotted war der Erste, welcher meinem Manne die Hand drückte; die Studenten brachten ihm ein Hoch, mir aber wäre angenehm gewesen, der Boden hätte sich aufgethan und mich verschlungen; ich getraute mir nicht, Grotcki anzusehen, und die Todesstille der sonst so lebendig sich äußernden Polen bewies genugsam, was sie von den Gefinnungen meines Mannes hielten. Die Hofrätin aber verkündete:

„Meiner Lebtag laß' ich mich nicht mehr von Ihnen an der Tisch führen, Herr Professor, denn jedesmal machen Sie mir eine Geschichte! Auf mich haben Sie jetzt der Teufel gemünzt und blamiren mich in einer öffentlichen Red', und das letzte Mal haben Sie mir Sottisen gemacht über der ganz harmlosen Bemerkung, daß ich mitten durch der dicker Schmutz in die untere Pfarrei gegangen sei.“

„Liebe Frau Hofrätin,“ sagte mein Mann und hielt ihr lächelnd das Glas hin, „es ist ja nur der Accusativ, der unsere Seelen zuweilen entzweit.“

Sie schaute ihn höchst verwundert an: „Ich kenn' ja der Kerl gar nicht.“

„Das ist's ja eben,“ lachte mein Mann auf. Er blieb, als sich Alles vom Tische erhob, ganz allein sitzen; er müsse erst wieder seine Schuhe anziehen, sie hätten ihn gedrückt, und er sei nicht der Mann, sich von irgend etwas drücken zu lassen, am wenigsten von seinen Schuhen. Alles lachte, und es nahm sich höchst spaßhaft aus, wie sich die jungen Akademiker um die Ehre

stritten, ihrem Professor die Schuhnebel zu binden. Ich aber schämte mich seiner großen Nonchalance und wünschte von Herzen, unsere Deutschen profitirten etwas von den chevaleresken Sitten der Polen.

## 3. März.

Lenchen kam heute in aller Frühe angestürzt, — wir saßen noch beim Kaffee, — warf einen Anäuel schwarzwaldgoldener Bänder mitten auf den Tisch und stimmte die Marzeillaise an.

„Oho,“ sagte mein Mann, „kann man noch fertig frühstücken?“

Da wurde das kleine Lenchen ganz wild: „Lachen Sie nur, Herr Professor, es geschieht doch! In Hamburg und bei uns zugleich, und ich bin der Meinung, man setzt sofort Rußland an allen Ecken und Enden in Brand —“

„Lenchen,“ fiel ihr mein Mann in's Wort, „das keinem Käpfe was-zu Leid thun kann, will die Herren Russen an Grausamkeit übertreffen?“

Da flog sie wie ein Wirbelwind durch's Zimmer. „In mir ist nichts als Rache, ich kann nicht still sitzen und zusehen, wie man die edelste Nation hinlacht, ich muß helfen, und ist's auch nur durch das Anstimmen der Marzeillaise, — wer jetzt maßvoll ist und neutral, der ist ein Unmensch, ein Aristokrat, — das Maß hat noch nie etwas ausgerichtet, nie!“

„Verblendete kleine Person,“ sagte mein Mann, „Alles richtet das Maß aus in der Welt, denn aus ihm spricht der Friede, und der Friede ist das Glück der Völker, nicht Krieg und Revolution.“

„So soll man sich lieber knechten lassen, als rebelliren!“ schrie Lenchen.

„Halt, liebes Kind, die Revolution, die Sie jetzt im Sinn haben, geschäbe aus Mitleid für die Polen, und glauben Sie mir, das wäre in der Zukunft ein wunderliches Datum in der Geschichte, wenn es hieße: das träge Deutschland wachte endlich auf und richtete sich zu Grunde für Polen's Sache. Räst den armen Flüchtigen Hemden und laßt sie hoch leben, heult mit ihnen, so viel Ihr wollt, wenn's Euch Spaß macht, aber,“ — und er packte die Bänder auf und warf sie in den Ofen, — „damit befaßt Euch nicht, das ist zu ernsthaft.“

Nachdem mein Mann gegangen, saßen wir eine Weile still; plötzlich brach Lenchen in die schluchzenden Worte aus: „Man hat Zarembecki's fünfzehnjähriges Schwesterchen nach Rußland geschleppt, wo es vor Heimweh gestorben ist, — o Anna, dafür hab' ich wollen Rußland in Brand stecken!“ —

## 30. März.

Grotcki sucht mich fast täglich auf; ich bemühe mich, durch mein Benehmen so viel als möglich die kühle Zurückhaltung meines Mannes auszugleichen. Daß Grotcki sich durch dieselbe verletzt fühlt, merke ich an der stolzen Art und Weise, womit er Xaver aus dem Wege geht, wie er auch vermeidet, von ihm zu sprechen.

Ich hatte liebe Gäste; Lenchen, Zarembecki und Hermann nahmen den Kaffee bei mir; auf Grotcki mußten wir warten; er allein ist nämlich von all' seinen Mitbrüdern noch reich zu nennen, und so bringt ihn seine großartige Freigebigkeit beständig mit den Unbemittelten und Kranken zusammen, die ihn auf Tritt und Schritt verfolgen. Mit einem stürmischen: „Endlich schlägt mir die beste Stunde des Tages“, trat er über die Schwelle. Tief bewegt führte ich ihn zu meinem Lieblingsstuhle am Fenster, damit er den schönen Blick auf's Münster und den dahinter liegenden Schloßberg genieße. Er zog es aber vor, die Namen der Bücher auf dem kleinen Gestell herunter zu lesen: Schiller, Jean Paul, die Messias, Schulze's Zauberrose, Ehrenberg's Würde der Frauen, Herder's Ideen zur Philosophie der Menschheit. „Das also lesen Sie, und das Lektüre mit Vorliebe, denn es ist voller Zeichen —?“

Ich nahm meine Arbeit und setzte mich Grotcki gegenüber; ich sagte ihm, wie dieses Buch mir so viel des Schönen und Guten gegeben, wie ich mich immer wieder an der reinen Humanität, an dem Wahren, Göttlichen erbaue und die reine, überzeugende Sprache mich im Guten befestige und kräftige. Wir sprachen lange und eingehend von den höchsten Gütern der Menschheit, Freiheit, Freundschaft, Kunst und Natur. O Schwester, welch' hohe Bildung ziert diesen Mann! An Beredsamkeit ist er ein Cicero, an Tapferkeit ein Kriegsgott. Und wie ergreifend ist es, wenn er mitten im Erzählen aufseufzt: „Als wir noch glücklich waren!“

Wir kamen überein, den Nachmittag durch einen Spaziergang auf den Schloßberg zu beschließen; der Abend war wundervoll; weit und breit zeigte sich kein menschliches Wesen; wir machten auf der Ludwigshöhe Halt, und es war mir eine stolze Freude, unsere Gäste vor die Gedenktafel der Herzöge von Zähringen zu führen, den Erbauern und Stiftern der altherwürdigen



Stadt Freiburg. Bäume und Gesträuche rings um uns her prangten im zartesten Grün, im Hintergrunde erhob sich das noch mit Schnee bedeckte, jetzt von der Sonne beschienene Gebirge. Ach, und die schöne, weite Rheinebene, von den Vogesen zart umgrenzt, die ganze frühlingssathmende, friedlich vor uns ruhende Gotteswelt erschien mir plötzlich so schön, so herrlich und bezaubernd, wie nie zuvor in meinem Leben. Aber auch Lenchen mußte Aehnliches empfinden, denn sie breitete mit einem Male ihre Arme weit aus und rief in die tiefe Stille hinein:

„Du mein liebes, liebes Freiburgle!“

„Ja auf liebe Freiburgle,“ sagte Zarembecki, und nichts war köstlicher, als ihn dies mit seinem melancholischen Gesicht, in der ernsthaftesten Weise vorbringen zu hören. Lenchen, die jedesmal, wenn er den Mund aufthut, sich vor Lachen nicht zu helfen weiß, rannte in den ersten besten Waldweg, wo sie sichernd auf eine Bank saß.

Zarembecki meinte: „Muß Mademoiselle Lenchen sehr sehr sehr zant,“ und beeilte sich, seinen Vorsatz auszuführen.

Während dessen erzählte Hermann dem etwas zerstreuten Grotcki, daß die Studenten eine Illuminationsfeierlichkeit zu Ehren der Polen vorgeschlagen, bei den Stadträthen aber übel damit angekommen wären, da die sechshundert Gulden Illuminationskosten zu Ehren des Erzbischofs der Stadt schon genug gekostet hätten.

„O, diese Philister,“ rief Hermann, „daß man von solchen Philistern abhängen muß!“ — „Wir Polen werden Freiburg auch ohne die Illumination nicht zu vergeßen vermögen,“ sagte Grotcki, und sein Gesicht drückte eine so tiefe Trauer aus, daß ich mich beeilte, ihm einige heitere Episoden, die sich bei dem damaligen Fest ereignet, zum Besten zu geben. Er lächelte, — herzlich lachen habe ich ihn noch nie gehört, — und küßte mir die Hand, indem er etwas in polnischer Sprache murmelte. Ich unterbrach ihn: „Es ist unfreundlich, den Leuten etwas in einer ihnen fremden Sprache zu sagen.“

„Und wenn mir nun das Herz zu übervoll gewesen wäre,“ lautete seine Antwort.

„Aus Ihrem Herzen kann doch nur Edles und Gutes kommen.“ Ich hatte noch nicht ausgerebet, als Lenchen wie ein Pfeil aus dem Waldweg geschossen kam und mich beim Arm ergriff:

„Am Gotteswillen, komm,“ flüsterte sie, und eh' ich mich's versah, riß sie mich mit sich den Berg hinab.

„Anna, ich glaube, ich bin verlobt,“ stammelte sie halb lachend, halb weinend, „er behauptete, sein Herz habe eine große Hül, und als ich mich darüber tod-lachen wollte, unterstand er sich, mich zu küssen und meine Braut zu nennen, — und anderes dummes Zeug.“ — Sie war nicht zu bewegen, sich von Zarembecki zu verabschieden, und ich brachte sie nach Hause.

12. April.

Lenchen kam diesen Morgen angestürzt mit der Nachricht, daß Zarembecki eben bei ihrem Vater sei. Wir weinten mit einander. Lenchen ist ohne Vermögen, Zarembecki hat gar nichts, nicht einmal eine Stellung; aber die energische kleine Person ist entschlossen, mit dem geliebten Mann nach Sibirien zu wandern, mit ihm zu hungern, wenn's sein muß. Und ich bin überzeugt, sie setzt ihren Willen durch, denn sie hat es noch immer fertig gebracht. Ich aber, wie soll ich mir das Leben fernher ohne Lenchen denken; mit ihr scheidet die Sonne aus meinem Dasein, was vielleicht eine Frau, die einen tüchtigen, edlen Gatten hat, nicht sagen sollte. Allein, liebe Caton, Dein Landbaumeister hat eben Zeit für Dich, Ihr tauscht über Tisch Eure Gefühle gegen einander aus, Ihr lest des Abends ein erbauliches Buch mit einander oder seht liebe Freunde bei Euch. Mein guter Mann kommt so müde zu Tisch, daß ich es für meine Pflicht halte, ihm die wenigen Augenblicke der Ruhe nicht auch noch durch Fragen und Reden zu stören. Ach, und welches Interesse hätte ich für seine Arbeit! Ich verführe Dich, ich beneide seinen Schreiber, ich denke manchmal, — so viel wie der verständ' ich auch, und noch mehr, — und wie prächtig hätte ich Zeit dazu! Wenn man doch uns Frauen auch etwas zutrauen wollte!

24. April.

Welch' ein Glück! Lenchens Vater verlangte von Zarembecki, daß er sich in Freiburg niederlasse, und der edle Mensch tritt in die Kunzerische Cichorien-Fabrik ein und hängt seine flotte Manen-Uniform nebst allen Ansprüchen seiner Geburt an den Nagel. Das nenne ich eine Liebe! Ob Grotcki einer solchen fähig wäre?

27. Mai.

Heute hat trotz allem Mißrathen und Unterlagen von Oben ein Freiheitsfest in Ottilien von den Studenten und Bürgern, die das Hambacherfest im Geist mitfeiern wollten, stattgefunden.

Wir kamen von Wittweiler, wo Lenchen ihre Braut-träubele gab, als wir mitten in den Heimzug der über

hundert Männer geriethen, welche einem wandelnden Wald gleich einherzogen; sie trugen alle große Eichenäste und kamen singend die Karthäusergass' herauf; als sie unserer ansichtig wurden, bildeten sie Spalier; ein paar Studenten sprangen hinten auf die Wagen, die Eichenzweige kreuzweis über die Freiheitsmänner haltend.

„Es lebe die Freiheit!“ umbraute es uns, „Hoch, Deutschland! Hoch, Polen!“

Welter, der mir gegenüber saß, sprach, dann Grotcki, und wie ein Lavaström goß sich das Feuer seiner Rede über die berauschte Menge. Ich weiß nicht, wie es kam, — er küßte mich, — in demselben Augenblick vernahm ich ein lautes Auslachen, und das wuthverzerrte Antlitz Bilinski's beugte sich über den Wagen-schlag. Er wollte etwas sagen und hob die Faust gegen Grotcki, allein schon waren die Pferde ausgespannt, und die Müselsöhne fuhren uns singend durch die große Gass', an's Breisacher Thor, wo wir bei Welters ausstiegen. Ganz Freiburg war in Aufruhr, wir traten an's Fenster und blickten auf das Gewoge der vielen Hunderte von Menschen. Grotcki stand an meiner Seite.

„O, rief ich aus, es ist der Tag der Freiheit, ich fühl's, sie ist uns heut' geboren, — von Hambach wehen uns die Lüfte das alte Freiheitslied herüber:

„Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!“

„Es ist der Tag des Glückes,“ flüsterte Grotcki, „denn ich habe Sie in meinen Armen gehalten.“

Ich schaute ihn groß an. „Das Unglück hat uns verbrüderet, mein Freund, honny soit qui mal y pense!“

6. Juni.

Ich sah Grotcki geistlich die ganze Zeit nicht; gestern traf ich ihn endlich bei der Hofrätin, welche den Polen zu Ehren ein Fest gab. Er kam mir entgegen wie immer, und sein Benehmen ließ an edler Zurückhaltung und achtungsvollem Ernst nichts zu wünschen übrig. Ich ärgerte mich über mich selbst, daß ich einer in der Erregung gesprochenen Aeußerung so viel Wichtigkeit hatte beimessen können. Pflügt doch mein Mann zu behaupten: man müsse immer neunund-neunzig Procent von dem abziehen, was ein Pole sage.

17. Juni.

Das Offiziercorps, welches sich bis jetzt ziemlich von der allgemeinen Begeisterung ausgeschlossen, änderte plötzlich seine Taktik und gab den Polen ein Mittagsmahl in der Stadt Wien. Lenchens Vater hatte den Einfall, uns in der Gesellschaft der treuesten Polenfreunde auf einen Nachmittagskaffee dahin zu führen. Der Speisesaal war überfüllt; an der langen, mittleren Tafel saßen die Offiziere mit ihren Gästen, an den kleineren Tischen und in den Nebenzimmern die Studenten. Bei unserem Eintritt erhob sich Alles mit einem stürmischen Hoch. Ich sah Hermann, das Cerevis auf dem linken Ohr, von einem Polenherzen zum anderen fliegen, und ohne daß eigentlich eine besondere Veranlassung dazu gewesen wäre, ertönte alle Augenblicke ein Aufschluchzen, das mit einem lauten Ruf endete. Grotcki hatte eben gesprochen, als sich Bilinski am unteren Ende der Tafel erhob, und es war, als ob sich plötzlich ein Frost über mein noch eben warm schlagendes Herz lege.

Er begann: „Meine Herren, ich spreche nach reiflicher Ueberlegung, weil ich es für meine Pflicht halte; Sie Alle wissen, ich bin ein Edelmann, zu jeder Zeit bereit, Satisfaction zu geben. Ich erkläre hiermit, daß ich den Namen Grotcki in Polen nie gehört, und daß es einer ganzen Anzahl meiner Landsleute ebenso geht. Wir Alle, selbst die Reichsten unter uns, sind fast vollständig verarmt, Grotcki allein zeichnet sich durch splendide Wohlthätigkeit aus; er schließt sich halbe Tage in sein Zimmer ein, und es gehen Brieffschaften von ihm nach Rußland ab. Meine Herren, Grotcki ist ein russischer Spion!“

„Ja, schimpflicher Verdacht,“ schrie Grotcki auf; ein entsetzlicher Tumult entstand, seine Freunde sammelten sich um ihn. Bilinski wurde injulirt, auch er hatte eine Schar um sich, die ihn zu vertheidigen suchte; etliche Offiziere zogen die Degen.

„Ruhe!“ gebot der Oberst mit Stentorstimme und wandte sich an Grotcki:

„Vertheidigen Sie sich, mein Herr; tragen Sie einen falschen Namen, so nennen Sie uns den wahren, damit wir wissen, woran wir sind.“

Ich weiß nicht, was in mir vorging; ich sah nichts als Grotcki's wild verzerrtes Antlitz, seine blassen, bebenden Lippen, die sich öffneten und schlossen, ohne einen Laut hervorzubringen, es riß mich wie mit Gewalt von meinem Stuhl in die Höhe.

„Bedor Sie reden, bevor Sie sich vertheidigen, Grotcki, nehmen Sie durch meinen Mund die Versicherung Ihrer deutschen Freunde, daß wir nie an Ihrer Ehre, nie an Ihrer Vaterlandsliebe, und nie an der Lauterkeit Ihrer Gesinnungen gezweifelt.“

Wie aus weiter Ferne umbraute mich ein Hoch, meine Füße trugen mich nicht mehr, ich sank auf einen Stuhl.

„Sie haben mich mir selber wieder gegeben,“ flüsterte Grotcki, dann sprach er mit einer Stimme, die hart und fest wie Stahl klang:

„Mein wahrer Name, den ich lieber verschwiegen hätte, ist Kosonosty; es sind von den Russen dreitausend Ducaten auf mein und meines Vaters Haupt als Preis gesetzt. Mein Schloß liegt in Asche; ein alter Diener hat meinem Vater das Leben gerettet, indem er auf das Crucifix schwur, daß mein Vater Grotcki heiße und ein Kammerdiener des Hauses sei. Ich nannte mich ebenfalls Grotcki, um mich mit meinem alten, in der Gefangenschaft schmachtenden Vater in Verbindung setzen zu können. Diente ich Rußland's Sache, suchte ich wohl nicht Deutschland's aufgeregte, freiheitsdurstige Herzen für Polen zu begeistern.“

Der Ton, in dem er das sagte, die Blässe seines Gesichtes, aus dem die ganze Hoheit einer tief verletzten Seele sprach, war so hinreißend, daß die ganze Kriegerschar in Thränen ausbrach. Grotcki reichte dem Obersten seine Briefstasche und dieser, nachdem er einen Blick hinein gethan, umarmte den Eblen stürmisch. Alles drängte sich herbei, um mit ihm anzustoßen, ihn an's Herz zu drücken; Bilinski mit seinen Anhängern verschwand.

Plötzlich wurde der Tumult von einer Anzahl Studenten unterbrochen, welche mit der Nachricht in den Saal stürzten, es sei ein polnischer General auf der Herreise, und das Corps der Schwaben habe sich aufgemacht, ihn zu empfangen. Wir eilten vor die Thüren; singend und jubelnd, mit brennenden Fackeln zog die Jünglingschar die Landstraße einher, den ausgespannten Wagen in ihrer Mitte. Aber wie groß war Aller Erstaunen, als statt eines Generals eine wunderschöne Frauengestalt aus dem Wagen sprang; sie trug ein schwarz und weiß gestreiftes Kleid, und eh' sie und wir's uns versahen, hoben die Studenten sie mit einem „Polen Hoch!“ auf die Schultern und trugen sie herein in den Saal. Wie eine Kriegsgöttin, mit ausgebreiteten Armen und fliegenden Locken schwebte sie ein paar Augenblicke über den Häuptern der Anwesenden; dann sprang sie auf die Erde, sich ohne Unterchied den Polen und Deutschen an die Brust werfend.

Sie ist eine Gräfin, hat ihren Mann und ihr Vermögen verloren, bereist Deutschland und giebt Concerte auf der Flöte.

(Schluß in nächster Nummer.)

Radern verboten.

## Meine Rose.

Eine Phantasie von Frida Braich.

Das war dem Gewühl der Großstadt entflohen. Das chaotische Geräusch, das sonst einer Brandung gleich an meinem Arbeitszimmer sich brach, lag hinter mir. In der Vorstadt, weitab vom Verkehr, dort, wo die Häuser und Straßen die monotone Reihe durchbrechen, um Wald und Wiesen Durchblick zu gewähren, dort schlug ich mein Ayl auf.

Wir war's, als wäre mit dem alten Gerümpel auch ein Theil meines grübelnden, reflectirenden, nervenempfindenden Cultur-Jahs in den russigen Stadtmauern geblieben, und mich überkam ein Wohlgefühl, wie etwa bei einer gesunden Renhütung; gleich dem Schulknaben, der nicht müde wird, die erste Kistung, das verrostete Spielzeug in der Kumpellammer immer wieder zu betasten und sie den entwachsenen Gliedmaßen anzupassen, stand ich stundenlang am Fenster meines Wohnzimmers und belauschte wie ein Traumbild aus der Kindheit goldenen Tagen das Treiben auf dem Bauernhofe drüben. Verwundert betrachtete ich die einfaches Vorgänge; die Eintracht zwischen Hund und Katze, die ich in der Stadt als unverföhlliche Feinde sich befehden sah, die Fürsorge der Henne, die bei jedem guten Wiffen die Küchlein herbeigaderte, die überlegene Beschaulichkeit des Hahnes, Alles erschien mir so neu und doch so vertraut! Und wie trat hier die mondbeglänzte Zaubernacht in ihr volles, strahlendes Recht. Ihr moderner Rivale, das „Electrische“, hatte bis hierher kein Gebiet noch nicht erweitert. Hier war der gute Mond noch im Vollbesitze des Terrains und umfällte Wien und duftende Frühlingsblüthen mit seinem bleichen Schimmer.

Das Barometer der Bauern hatte sich jedoch wieder einmal bewährt. Der Hof, der meinen stillen Freund am Firmament consequent umgab, deutete auf Regen, und eines Morgens war mein Dorf-Idyll einem lehmigen, unpassirbaren Chaos gewichen, dem der verwöhnte Stadtmensch keine angenehme Seite abzugewinnen vermochte. Nicht so die Schar von Gassenjungen, die heute im erhöhten Kräftegefühl ihrer Bar-fähigkeit auf dem Plane erschienen, so siegesgewiß, wie etwa ein Trupp Pioniere im kritischen Moment. Den stauenden Wassermengen einen Abfluß graben, das Wasser mit Hülfe der Stöcke in ein neues Bett leiten, den Damm mit Händen und Füßen immer höher errichten, das schien für die kleinen Ingenieure eine gar vertraute Arbeit; winkte ihnen ja als Lohn der breite, schäumende Strahl aus der Dachtraufe, wo sie so recht con amore plätscherten, bis ihre Füße wieder in ungewohnter Weiße schimmerten. Jauchzen und Jubiliren begleitete diese Procebur, als wollte der schäumende Uebermuth der frohen Jugend mit den erfrischenden Fluthen wetzeln.

Nur einmal barfuß! Nur einmal im Regenwasser plätschern! Wie oft hatte ich als kleiner Junge, später als heranwachsender Knabe am Fenster des Herrenhauses gestanden, mit gerötheten Waden dem Spiele zugehauert, vergebens geweint, gezürnt, gefleht! „Nur einmal mit den Kindern spielen dür-



fen, mit ihnen auf dem Hofe Schiffschen laufen oder Drachen steigen lassen!" — „Das schickt sich nicht für Dich, mein Sohn.“ Noch höre ich diesen herben, klanglosen Ton, aus Wuth und harter Strenge gemischt. Lebte er noch immer, dieser Ton? War er mir also auch hierher gefolgt und überlante das Jubeliren der Kinder da unten, verdunkelte die rosig geränderten Wölfechen, die, wie losgetrennt von der großen Wolke, die ersten Schwimmversuche im Aether unternahmen, nach dem bunten, farbenprächtigen Bogen hin, der tief am Horizonte sichtbar wurde. Fährte keine Brücke für mich zurück zu milderen Gefühlen, zu Kindheit und Sonnenschein?

Wie einen sichtbaren, greifbaren Feind, wehrte ich durch eine heftige Bewegung der Erinnerung. Schmerzlich wandte ich mich ab, als wäre die ganze Landschaft vor mir erfüllt mit dem einen Bilde, dem einen Tone. Da gab es nur ein Einziges, das ihn überlante, die Arbeit.

So sah ich nun wieder, vertieft in meinen Büchern und Manuscripten. Was vor mir ungelöst blieb, was dereinst nach mir so manchem Denker als höchstes Ziel erscheinen wird, auch ich versuchte ein Atom zu seiner Lösung beizutragen; auch meine Arbeit galt seit Jahren der Frage: Was ist das Unendliche?

Die Welt mit all ihrer Lust und ihrem Leid lag hinter mir. Kein Laut mischte sich in das Geräusch der über die Blätter dahingleitenden Feder. Selten nur weckte mich das Zwitschern der Vögel aus der Verunsicherheit im Banne meines Problems. Erhob ich dann den Blick, ihnen zu folgen, im Bedürfnis nach der Unbegrenztheit des Raumes, als Ergänzung für meinen Gedankenflug, blieb er enttäuscht auf einem grell von der Sonne erleuchteten Steinbau ruhen, der wie ein Keil eingebaut war in den Mauern des umgrenzenden Nachbarhauses. Just da, wo die Fernsicht mir winkte, stand ein breites, steinernes Häuschen, verdeckte den herrlichen Laubwald bis auf seine Kronen und blieb trotz all meines Grolles in aufdringlicher Nichtigkeit ruhig an seinem Plage.

Sonst von der harmlosesten Gemüths-Verfassung gegen Mensch und Thier, empfand ich dieser steinernen Coullisse gegenüber, die zwischen mir und dem Ziele meiner Sehnsucht sich drängte, einen argen Groll. Stimmungen, wie sie den alternden Faust erfüllt haben mögen, als er den Befehl erteilte: „So geht und schafft sie mir bei Seite“, erfüllten oft auch meinen Sinn, und ich dankte mich Wunder wie erhaben über diesen Despoten, daß ich die Existenz des Häuschens duldete, im Horne die Grenzen meiner Macht überschäufend.

Dem hellen, jungen Grün war unterdessen die dunklere, tiefere Färbung des Laubes gefolgt, der Duft der Lindenblüthe drang von jenseits der Mauern in mein Zimmer. Durch die weit geöffneten Fenster flog ein Schmetterling in meine Klause, umkreiste mich, senkte sich auf die weißen Blätter, von denen die bunten Flügel farbenprächtig sich abhoben, umkreiste mich wieder und entwich wieder, einem Ziele entgegen, das ihn anzulocken schien. Die Kreise wurden immer enger, die Flügel senkten sich, er ließ sich nieder und ruhte endlich auf einem Strauß von Rosen, aus ihren Kelchen Veneswonne schlüpfend. Wie traumbevangen sah ich diesem Spiele zu. Er war also über die Lande gekommen, der Venz in seiner ganzen Pracht, er hatte seinen Einzug gehalten mit seinem großen Gefolge, hatte vor den dürftigen Blicken der begehrlichen Menschenkinder keine Wunder entfaltete, und ich hatte ihn nicht beachtet! Wie er die Farben mischt auf seiner Palette, dieser große Realist! So leuchtend, so berauschend schön! Der Herrlichkeiten Fülle vor Allem ihr gewährend, der Einzigen, der Zauberin, der Rose!

Wie sie, Aug' und Sinn bethörend, Alles in ihre Bande schlägt, die Sinne umschmeichelt, das Wollen lähmt, Bilder und Wünsche in gluthvolle Farben taucht und die leuchtende Phantasie umgarnet, gleich dem schimmernden Leuchtstärker, der die schlummernden Geister des Waldes zu wildem Reigen führt.

Ich nahm eine Rose und lehrte zu meinem Manuscripte zurück. Mir war nicht mehr recht arbeitsfrendig zu Ruche. Die schwelende Purpur-Rose, sie hatte es mir angethan. Wie sah ich mich das abstracte Gedankengewebe, verglichen mit dieser blühenden Wirklichkeit. Hatte der Duft, der den Raum erfüllte, mir nicht den Begriff des Unendlichen besser offenbart, als alle philosophische Abstraction? — Das Unendliche der Schönheit! Der Sinnwelt! Lucifer, heb' Dich hinweg! Lachend trat ich an's Fenster und warf die Rose hinaus, — ein weiter Bogen, — sie fiel auf die Schwelle meines steinernen Feindes, des Nachbarhäuschens. Ich blieb am Fenster. Das Schicksal meiner holden Verführerin interessirte mich. Wird die Thüre sich öffnen und ein kleines täppisches Kinderhändchen die Blumen pocken und aus Trieb nach dem Urrgrund sie der Blätter berauben bis herab zum Stiel? Oder wird ein neckisches Mädchenköpchen sie holen, dem schwarzen Gelock das Roth zu verbinden? Oder gar, — wie so oft, hatte ich das Goldhaar Mariens im Purpurkranz noch goldener erstrahlen sehen? Mariens! Wie ein Lichtgebilde stand sie vor mir, die Liebliche! Du Muße des fröhlichen Studio, Du Göttin des reisenden Mannes! Lange noch bei Kampf und Irrfahrt fiel der Strahl, den ich aus Deinem Auge gefogon, auf meinen dunklen Weg! Hast auch Du, schöne Mädchenknospe, zur Rose Dich entfaltet? Du, das Kind der Natur, ohne die einengende Schranke des Standes, der ich, der Sproß aus altem Geschlechte, mich beugen mußte. „Es schickt sich nicht für Dich.“ Wieder zog dieser Ton schril durch meine Seele.

Sinnend, blätternd im Schicksalsbuche stand ich auf meinem Posten; ich sah die Strahlen der untergehenden Sonne immer tiefer, goldener sich färben, bis der kleine Steinbau wie in Klammernluth getaucht vor mir sich erhob. Stumm lag meine Rose, voll erschlossen durch den schiedenden Sonnenkuss. Tiefe Stille ringsum, schwirrende Vögelin, die hin und her schossen, ihr lustiges Rest für die kurze Sommernacht zu suchen, bis sie verschwanden jenseits in der grünen Ferne. Endlich ein Laut, ein müder, schlürfender Schritt. Wie wenig, ach, entsprach die Erscheinung meiner Vermuthung. Den Hof entlang kamen ein Mann und eine Frau. Sie trugen, an je einem Hentel gefaßt, ein kühelartiges Gefäß mit Blumen und Pflanzen. Das weißhaarige Mütterchen, in einen schwarzen Shawl gehüllt, hielt in der rechten Hand einen Kränzenzweig. Sie näherten sich schweigend dem Häuschen. Plötzlich drang ein Laut zu mir, ein vibrierender, verzückter Jubelant, dann beugten sich die Beiden über meine Rose und verschwanden mit ihr im Innern des Häuschens, — der Gegenstand meines Hasses, dieser Steinbau ohne Leben, um word er für mich belebt. Waren die grünen Weintrauten, welche die Fenster schier verbargen, die Vögelin, die dort munter piepiten und hüpfen, erst durch das Interesse geboren, das ich jetzt lieblich dem Heim meiner Rose gab? Weht der Funke aus unterm Innern erst das Leben um uns her? Mit dieser Frage lehrte ich zu

meiner Arbeit zurück. Forchen, präfen, Schlüsse ziehen, ewiges Räthsel, ewige Lust.

Die Sonne jedes neuen Tages bekennt drei Arten von Menschen: die Ausgeschlafenen, die sie am Morgen gestählt zu neuem Schaffens- und Kampfesdrange findet; die Schlaflosen, denen das Heute eine endlose Fortsetzung des Gesterens erscheint, und denen die Contouren der Dinge und Zustände ein Schmerzgefühl im Gehirn bereiten; endlich Diejenigen, die in einem Zustande zwischen Schlaf und Traum die Nacht verbringen, in einem Halbchlaf, der die Fäden, die am Tage das Gehirn durchschossen und als unvollendete Vorstellungen des Bewußtseins Schwelle nicht überschritten, nachts weiter webt und schlingt zu bunten, phantastischen Bildern. Zu diesen Lehteren gehörte ich. Den verworrenen Vorstellungen der ersten Nachttunden folgten klarere Bilder. Meine Rose ward zur Passions-Blume. Sie führte mich einen hohen Berg hinan, mir das Unendliche zu zeigen; fast oben am Gipfel stürzte ich in die Tiefe, denn der Berg war aus Kienleichen gethürmt; dann wieder ward ich Faust, und die beiden Alten waren Philemon und Baucis, die Passions-Blume aber war Marie, und als die Schergen Mephisto's Feuer an das Häuschen legen wollten, schoben die Mauern sich in einander, und vor mir lag der unendliche Wald, und in seiner Krone säfferte und rauschte es, und eine Eiche beugte sich hernieder und berührte meine heiße Stirn.

Ich war erwacht. Mein erster Gedanke war das kleine Häuschen. Es war Alles still ringsum; hier und da huchte ein Sonnenstrahl über die Ranken, die mir das Innere verborgen. Ich trat an meine Arbeit. Das Manuscript lag noch aufgeschlagen. „Unendlich ist das Unermessliche in Raum und Zeit.“ Höhnlich lachend über meine Weisheit von gestern fügte ich heute hinzu: „Unendlich ist das Verlangen in der Menschenbrust.“ Ich kühlte meine Stirn und verließ das Haus. Ich schritt die Straße entlang, wo gepugte Menschen mit Blumen und Kränzen wallfahrten, denn es war Johannistag heute, und es galt, die Stätten, wo die theuren Todten ruhten, in Blumengefülle zu wandeln.

Traumverloren sah ich die Vorübergehenden weiter schreiten, sah ich die Wiesen vor mir im schimmernden Thaugewande, den Wald winkend in stiller Morgenruhe; zerstreut lauschte ich dem Ausklingen des Liedes, das verpöngte Sänger aus dem Morgen-Chor, Lerche und Drossel in den Zweigen über meinem Haupte trällerten. Der Steinbau der Alten, mein Traum, die Rose hielten noch immer meinen Sinn gefangen. Weit hinter mir lag die Zeit, wo das Schankeln auf den Bogen unklarer Empfindung Genuss bereitet. Mein jetziges Tagewort forderte gebieterisch volle Klarheit des streng wägenden Verstandes. Ich mußte wieder ich selbst, das heißt frei sein. Ich trat in das Häuschen.

Kümmertlich, fast armelig war die Ausstattung desselben. Im ersten Zimmer ein paar verblühtene Möbel, in der Ecke ein kleines Spinnet, das dunkle Laub der umrankten Fensterchen breitete einen barmherzigen Liebeschleier über das Ganze. Die Thür zum Nebenzimmer war geschlossen. Ich klopfte an, einmal, zweimal, keine Antwort. Leise klinkte ich die Thür auf, wollte sie aber rasch wieder schließen. Die Alten wehrten mir, ich trat hinein. In einem kleinen Zimmer war ein Katafalk errichtet, wenn man diesen primitiven Bau, der sich in der Mitte des Zimmers erhob, so nennen darf. Eine weiße, wallende Decke, über und über mit Laub und Jasmin bedeckt, zu Häupten auf einem Nischen ein Myrtenkranz, ringsum Christbaumlichtlein. Der verklärte Ausdruck im Gesicht der Alten überraschte mich. Sie erzählten mir, daß der Tod die einzige Tochter ihnen geraubt. Mit frommer Miene trat die Mutter an mich heran, und flüsternd vertraute sie mir: „Nur der Leib ist begraben, ihre Seele kehrt wieder bei uns ein.“ Dabei deutete sie auf meine Rose, die über der Myrte inmitten des Kranzes thronte. Ich erhob meinen Blick, und gebannt blickte er auf einem Bilde oben an der fahlen Wand. Eine leuchtende Mädchengestalt, ein Kranz von Purpurrosen schmückte die goldene Loden, umrahmte das schöne Haupt, aus dessen Augen himmlische Güte und Vergebung sich auf mich niederliefen.

„Marie!“ rief ich und kniete nieder.  
Dann ging ich heim und schrieb in wehmüthiger Ergrißtheit: „Das Unendliche ist die Liebe.“

Nachdruck verboten.

### Mein Haus ist meine Burg.

Von Elise Schweichel.



ieser in der altgermanischen Rechtsanschauung wurzelnde Satz, welcher bei unseren Stammverwandten jenseits des Kanals zu einem socialen Dogma geworden ist, gehört in Deutschland, namentlich in größeren Städten, nur noch zu den geflügelten Worten. Wer ein Haus besitzt, bewohnt es selten allein, sondern theilt es mit einer mehr oder weniger großen Zahl von Familien, so daß die d. h. das unüberleibliche Herrschergebiet selbst des Hauseigenthümers sich höchstens auf den Raum einer Etage, oft sogar nur auf die Hälfte einer solchen beschränkt. Sehen wir nun zu, wie es mit der Unverletzbarkeit dieses Gebietes bestellt ist! Der „abgeschlossene Corridor“, auf den das moderne deutsche Haus so stolz ist, sondert zwar die einzelnen Wohnungen von einander ab, kann jedoch nicht verhindern, daß deren Inhaber bei der leichten Bauart unserer Häuser durch das Ohr in beständige enge Berührung kommen. Das Ausklopfen der Möbel, das Schreien der Säuglinge, das Hin- und Herschieben von Kinderwagen, das nächtliche Knarren von Stiefeln, das Lärmen größerer Kinder, — Alles dieses zieht die Nachbarn in unfreiwillige Mitleidenschaft.

Indessen soll hier nicht von diesen kleinen Feinden des Burgfriedens die Rede sein, obgleich sich darüber so Manches sagen ließe. Einfachsvolle Hausfrauen und Mütter könnten viel dazu beitragen, diese Uebelstände auf das geringste Maß einzuschränken, indem sie ihren Diensthofen und Kindern Rücksicht gegen die Mitbewohner einprägen und selbst mit gutem Beispiele vorangingen. Doch, wie gesagt, nicht um diese kleinen Plagegeister handelt es sich hier, sondern um einen Eindringling, der, weder Gräben noch Wälle achtend, sich led an Deinen Herd legt, Dich von Gemach zu Gemach treibt, Deine Nerven zermartert, Deine Ruhestunden zur Hölle macht, Deine Mahlzeiten vergällt und Dein Gemüth vergiftet. Und dieser allen Begriffen von Hausrecht hohnsprechende Kobold, wer ist es anders, als das moderne Folterwerkzeug, das Klavier, oder vielmehr die auf ihm erzeugte Dilettanten-

Musik? Du kannst Dich vor ihr nicht abschließen, wie vor einem widrigen Anblick, Dich nicht gegen sie schützen, wie gegen Hitze und Kälte, sie nicht vertreiben, wie einen üblen Geruch, denn das Ohr ist von allen Sinnesorganen das vertheidigungsloseste, — und stüchtest Du in den äußersten Winkel Deiner Burg, die Unholdin wird Dich doch erreichen; Du mußt sie eben ertragen oder das Feld räumen, d. h. Dich hinein schicken, zu Zeiten obdachlos zu sein. Hausordnung, persönliche Gewohnheiten, Alles wirkt der moderne Störenfried über den Haufen. Dieses Zimmer paßt mir zur Arbeit, ich kann es aber nicht dazu benutzen, weil beim Nachbar Tags über „geübt“ wird; meinen Salon kann ich nicht in demjenigen Raume einrichten, den der Baumeister durch Verschwendung von Gold und Stud augenscheinlich dafür bestimmte, weil zu der Stunde, wo ich meine Freunde empfangen, die Klaviere der Nachbarin Y. und Z. ein Kreuzfeuer von Etuden, Sonaten und Tänzen eröffnen. Um nach dem Walle einige Minuten der Ruhe pflegen zu können, muß ich die Speisekammer verlassen, — wenig dies auch zu meiner übrigen Tageseintheilung paßt, — kurz, ich, der ich mir einbilde, ein freier Mensch zu sein, bin der abhängigste, elendeste Sklave, Dank der hehren, der göttlichen Frau Musica.

Wenn ein Uebel einen so hohen Grad erreicht hat, daß es zu einem öffentlichen Uebel wird, so pflegt man auf Abhilfe zu sinnen. Sollte nun hier keine solche möglich sein? Klagen hört man genug über das Ueberhandnehmen der Klaviermusik, Klagen in Dur und Moll, in gebundener und ungebundener Sprache, elegische, pathetische, zornige und satirische Klagen, — aber von einer Besserung ist nichts zu hören, eher vom Gegentheil. Wie ist hier zu helfen? Nach meiner Ansicht nur durch die Frauen. Wenn irgendwo, so ist hier ihre Vermittelung am Platze, nicht allein, weil sie zum überwiegenden Theile die Urheberinnen des musikalischen Nothstandes sind, sondern auch, weil die Abhilfe auf ihrem eigenen Gebiete liegt. Sie sind die Geseßgeberinnen ihres Hauses, die Organisation desselben ist ihr Werk, alle Anordnungen gehen von ihnen aus, sie regeln die Stunden des Tages. Was wäre da natürlicher, als daß die zartfühlende, die Leiden ihrer Nebenmenschen so lebhaft mit empfindende Frau sich auch der Psalmen gegen ihre Mitbewohner erinnerte und deren Pein, so viel an ihr liegt, zu lindern suchte? Denn sie kann es auf mancherlei Weise. Hat sie Wand-Nachbarn, so wird sie das Klavier nicht in das unmittelbar an diese stößende Zimmer stellen, auch wenn ihr dadurch ein Schmuckstück für ihren Salon verloren ginge; sie wird die durchschnittlich übliche Mittagszeit, d. h. die Stunden von eins bis drei respectiren, sie wird die Uebungen auf das Nothwendigste beschränken, die endlose Wiederholung von Lieblingsstücken verhindern und vor allen Dingen dafür sorgen, daß nicht Uebernahme das Klavier benutzen, um sich die Langeweile zu vertreiben. Die Hauswirthe fangen an, sich der gequälten Einwohner anzunehmen, indem sie ihren Contracten den Paragraphen einfügen, daß nach elf Uhr Abends keine Musik mehr gemacht werden darf; allein was will das sagen, wenn zwölf bis dreizehn Stunden lang unbeschränkte Musikfreiheit herrscht? Nein, nur die Frauen können hier zu rettenden Engeln werden.

Ein Hauptgrund, warum die Noth einen so hohen Grad hat erreichen können, ist das systematische Abschließen der Bewohner eines Hauses gegen einander, wie es in großen Städten immer scharfer durchgeführt wird. Die Furcht vor Verkehr im Hause läßt Jeden in seiner Wohnung wie die Mauer in ihrer Schale leben und allen Gesetzen der Humanität, der Gegenseitigkeit und selbst der einfachen Höflichkeit Hohn sprechen. Wir gelangen damit in einen Zustand gesellschaftlicher Barbarei, denn wie sollen so eng zusammenlebende Menschen einander dulden, auf einander Rücksicht nehmen, wenn sie nichts, auch gar nichts von einander wissen? Wie anders erscheint uns ein Mensch, von dessen Persönlichkeit wir eine Vorstellung besitzen, als Derjenige, der nur ein Name, ein Schall für uns ist. Was ist uns Heftaba? Erst kommen wir und noch dreimal wir. Der Egoismus, der schon bei den Kindern groß gezogen wird, saugt aus dieser Wurzel nicht zum geringsten Theile keine Nahrung. Man ignorirt einander oder behandelt sich gegenseitig gar als Feinde, ähnlich wie auf der Eisenbahn, wo die Reisenden jeden Neuhinzukommenden als einen rechtlosen Eindringling betrachten. In allen diesen Verhältnissen zeigt sich die widerspruchsvolle Erscheinung, daß bei zunehmender Wohlthätigkeit das Wohlwollen mehr und mehr aus der Welt verschwindet. Man glaubt sich durch Geldleistungen mit der Menschheit abgefunden zu haben und fragt nicht nach den unendlich schwereren, dem edelgebildeten Menschen obliegenden Pflichten der Duldung, der Rücksicht, der Achtung vor den Rechten Anderer.

Wie sehr nun aber die Uebung dieser Tugenden von Seiten der Frauen das in Rede stehende Uebel zu mildern im Stande wäre, eine gründliche Befreiung desselben ist doch nur zu erhoffen, wenn die Mütter, — und sie geben hier den Ausschlag, — sich entschließen, an die Stelle der meist unfruchtbaren musikalischen Studien ihrer Töchter eine andere Kunstübung treten zu lassen. Die Beschäftigung mit dem Zeichenstift z. B. würde bei der Voraussetzung des gleichen Talents unendlich gewinnbringender für die allgemeine Bildung sein, als das mühselige Erlernen von Klavierstücken, die, selbst wenn die Spielerin es zu einiger Fertigkeit bringt, kaum eine Abnung von dem Wesen der Tonkunst erschließen. Anders beim Zeichnen. Der Zeichner braucht sich keine hohen Ziele zu stecken, braucht es zu keinen großartigen Leistungen zu bringen, um dennoch einen Begriff von der Kunst zu bekommen und aus seiner Beschäftigung mannigfachen Nutzen zu ziehen. Vor allen Dingen lernt er sehen. Wie wenige Menschen können dies! Das Auge wird gebildet, es wird empfänglich für die Schönheit der Form und damit befähigter für den Genuß unserer Kunstschätze. Und welche Fülle von Anregung liegt wiederum in diesem verständlichvollen Schauen, während das durch den laudläufigen Musikunterricht gebildete Ohr noch keineswegs im Stande ist, den musikalischen Gedanken eines Beethoven oder Schumann zu erfassen, geschweige denn aus dem Gehörten einen nachhaltigen geistigen Gewinn zu ziehen. Der berühmte Physiologe Mosehott sagt in seinen Erinnerungen an Hermann Helmholtz: „Die Musik, so unendlich herzerfreuend sie auch sein kann, ist keine bildende Kunst, und zwar darf man die Behauptung wörtlich und figürlich verstehen. Sie erhebt das Gemüth, und nicht selten berührt sie die Sinne, sie kann auch zur Gestaltung der Gedanken anregen, aber der Gedanke selbst, die Schulung der Denkkraft, was man im höheren Sinne geistige Bildung nennt, entspricht ihr nicht.“

Wägen wir schließlich noch den practischen Nutzen beider Künste ab, so sinkt wiederum die Schale zu Gunsten der Zeichenkunst. Die Klavierlehrerin erntet nur ein lärgliches Brot,





Am Brunnen in Perugia. Von Max Roman. — Siehe Seite 134.



während die Zeichnerin ihr Können auf den mannigfaltigsten Gebieten des Kunstgewerbes ungleich fruchtbringender verwerthen kann.

In der französischen Schweiz und in England zeichnen und aquarelliren die Frauen, wie sie bei uns Musik treiben. Keine, die nicht im Stände wäre, von einem Spaziergange, einer Reise einige Skizzen heimzubringen; und sind dieselben auch mitunter stümperhaft, so besitzen sie doch den dreifachen Werth, eine Erinnerung für die Zeichnerin zu sein, diese angenehm unterhalten und Niemand belästigt zu haben.

Zudem, wie man auch hierüber denken mag, Eines steht fest: Die Hausmusik muß durch die Geheße des guten Tones und der gegenseitigen Rücksichtnahme geregelt werden, wenn unser Haus noch den Namen eines Heims verdienen, und ein Jeder zu seinem Arbeitsrechte kommen soll. Mögen denn die Frauen das Wort in die Hand nehmen und den Wahlspruch unserer Alvordern: „Mein Haus ist meine Burg“ in seinem vollen Umfange, der auch die Achtung vor der „Burg“ des Nächsten in sich begreift, zu neuen Ehren bringen.

Nachdruck verboten.

### Aus den Bädern.

Westerland auf Sylt, im Juli.

Ich gebe für eine Kaiserbunt Die ganze Bergeseite! — Und gebe den ganzen Vogelgang Für einer Mode Schrei . . .

**A**ho singt Graf Strachwitz, — und ich kann ihm nur Recht geben, auch wenn er seiner Begeisterung für die See nicht in so schönen Versen, sondern in schlichterer Prosa Ausdruck gegeben hätte. Wenn es heiß zu werden beginnt in der Großstadt, flüchte ich alljährlich hierher auf das einsame Eiland im Wattenmeer. Man hat mich oft gefragt, warum ich nicht nach Scheveningen, Ostende oder Trouville wandere, oder in irgend eines jener anderen Lugsbäder, in denen man unter hundertertei Zerstreungen, also gewissermaßen spielend den noch wintertrauren Körper stählen und kräftigen kann, — warum ich mir mit Konsequenz gerade den „weltentlegensten, langweiligsten Seewinkel“ auszuwählen pflege, wo ich doch selbst so ganz und gar keine Freundin der Langeweile sei. Auf alle diese Fragen hab' ich immer nur dieselbe Antwort gehabt: Laßt mich und schmäht mir mein Sommer-Dorado nicht; Ihr kennt Sylt nicht, — oder kennt Ihr es und es gefällt Euch nicht, so habt Ihr kein Verständnis für die Wunder der See und die Fessle der Einsamkeit. Ich habe eine große Anzahl Bäder im Laufe der Jahre kennen gelernt, aber ich gebe sie alle hin für eine einzige Welle von Sylt!

Das mag übertrieben klingen, doch mein Enthusiasmus für die stille, kahle Insel im Nordmeer ist in der That ein großer. Es ist schwer zu sagen, worin der eigenartige Reiz von Sylt liegt. Das Land dehnt sich brach und öde vor dem Auge aus; der starke Salzgehalt der Luft erstirbt jegliche höhere Vegetation, — nur Buschweid wuchert am Raine und dichtes Moosgepinnis, Lichtgrün und rostbraun, überzieht den Boden. Aber auch diese freistehende Heide hat ihre Schönheiten. Zwischen der braunen Erica und den freundlichen Glockenblumen schimmern die weißrothen Dolmen der Heideblumen hervor, die runden Blüten der gelben Arnika, die weißen Büschel des Wollgrases. Näher dem Strande zu wuchert salzliebender Wegerich in Massen. Man braucht kein Botaniker zu sein, um an dieser gewissermaßen ausgestoßenen Pflanzenwelt Freude zu empfinden. Das sogenannte Milchkraut mit seinen glänzenden grünen Blättern, die wie mit hellem Puder bestreute Strandmelde, der Gänsefuß mit seinen eigenthümlich zusammengedrängten Blüten und seinen lichtrothen Stengeln, und der zartviolette Meerseent sind so originelle Pflanzen, wie man sie drinnen im Festlande gar nicht findet. Das aber, was mich so ganz besonders anzieht, wenn ich frei und allein, weltvergessen und träumerisch über die Haide schweife, das ist der Hauch sturmdurchwühlter Bergangenheit, den die braune Erde anszuathmen scheint. Weithin dehnte sich dereinst das schmale Eiland, — bis Helgoland, so wollen alte Chroniken wissen, und Karten aus dem dreizehnten Jahrhundert geben Sylt, das von Ost nach West jetzt kaum vier Kilometer mißt, noch eine Breite von über fünfundsiebzig Kilometern. Zwischen damals und jetzt aber liegen eine Reihe verheerender Sturmfluthen, die der Gestalt der Insel neue Formen gaben; um 1300 verlor sie, — ein anderes Vineta, — die Stadt Wenningsstedt im Meere, 1362 riß ein verheerender See-Orkan das heutige Föhr von Sylt los, und 1436 verschlängten die Fluthen Alt-Eidum. Und weiter und weiter, rathlos und werbittlich, nagt das Meer an der Insel, unaufhaltsam wandern die Dünen landeinwärts, und vielleicht wird man nach tausend Jahren kaum noch die Stelle im Meere kennen, wo dereinst blühende Städte standen und ein fleißiges, freitheilsliebendes Volk wohnte. Wilhelm Fenien hat in seinem Romane „Untergegangene Welten“ ein hübsches Bild aus jener altfrühlichen Vergangenheit, da Sylt noch ein mächtiges Land war, entworfen. Die Literatur über die kleine Insel ist überhaupt größer als man denken könnte, — ich führe nur Rodenberg's „Wandertage“, Theodor Mügge's Roman „Der Strandvogt von Sylt“ und die graziose Novelle von Verubardine Schulze-Smidt „Junge von Kantium“ an.

Ich kenne keinen Bade-Ort, der einen so schönen Strand besitzt als Westerland-Sylt. Wie liegt es sich doch so prächtig im sonnenwarmen Dünenhange — sans gêne lang ausgestreckt, die Hände unter der, das Haupt bedeckenden rothen Strandmütze gefaltet, das Auge im blauen Himmel verloren oder in der rollenden, singenden, schäumenden See! O dieses herrliche Meer! Es mag wahr sein, daß Sylt von allen europäischen Bädern den stärksten Wellenschlag besitzt; mit machtvoller Gewalt brechen sich die Wogen am Strande, und köstlich ist das Baden in diesem nervenstärkenden, salzhaltigen Wasser. Ob die See schöner ist im goldigen Sonnenglanze, wenn die Schaumkrone der Wellen wie Diamanten glänzen und die Wasser bis in die tiefsten Tiefen durchleuchtet scheinen, — ob bei Mondlicht, wenn sich das Meer gleich einem riesenhaften Becken voll geschmolzenen Silbers vor uns ausdehnt, — ob in friedlicher Ruhe, wenn nur des Windes leiser Athem die Oberfläche bewegt oder bei Sturm und Angewitter, — wer möchte darüber streiten! Ich für meine Person bin eine Freundin von Sturmtagen an der See. Ich liebe das Meer am meisten, wenn es grollend sich bäumt und der weiße Gischt mit den hängenden Wolken Vereinigung sucht, die Blige sich wieder spiegeln in den dunkeln Wassern und es in den Kästen tost und heult, wenn die Wöbe mit schrillum Schrei über die

empörten Wellen streicht und die Seeschwalbe ängstlich an der Dünenwand Zuflucht sucht. Ein solcher Aufruhr in der Natur hat etwas Großartiges und Erhebendes, aber — und nun schelte man mich proteaisch und materiell, — man muß dabei wohlgeschützt auf der Veranda eines Strandrestaurants hinter dampfendem Glühwein sitzen können . . .

Wenn ich oben erwähnte, die Bäder von Sylt seien kein Aufenthalt für Diejenigen, so im Badeleben nur Zerstreung und Amüsement suchen, so soll damit keineswegs gelagt sein, daß unser sonniges Eiland gewissermaßen eine Art Salas y Gomez der Nordsee sei. O nein, — die Cultur, die alle Welt belebt, hat auch Sylt nicht vergessen. Trotzdem der Befehl der Küstenschutzbehörde noch immer nicht aufgehoben ist und man infolge dessen auf die schmachhafteste Spende des Meeres verzichten muß, hält das materielle Leben alhier doch durchaus den Vergleich mit den elegantesten Bade-Orten aus. Weniger in Bezug auf Toiletten-Einrichtung, — und ich muß gestehen, daß mir dies nicht unlieb ist. Man lebt eben hier wie auf dem Lande, so ungenirt und bequem, daß es fast Aufsehen erregte, als vor wenigen Tagen ein weiblicher Kurgast, der den weltbedeutenden Bretern angehört, in einer Morgen-Toilette von besonderer Eleganz am Strande erschien. An kleinen Vergnügungen fehlt es indessen auch nicht, und selbst die Gelegenheit, sich nach Vergenslust austanzen zu können, ist Denjenigen oft genug geboten, die nicht, wie ich, die Ruhe lieben und es verschmähen, die Insel zu durchstreifen, um am Brönshügel von dem in seinem goldenen Wagen begrabenen Jweraldfing oder auf der Düne der Hörnum-Ödö von der lieblichen Junge von Kantium zu träumen.

Gern würde ich den verehrten Verehrern noch ein Bild der Badegeellschaft entwerfen, wenn sie charakteristischer wäre. Das eigenartig Interessante eines gewissen internationalen Anstrichs fehlt ihr indessen, und so könnte ich nur von einzelnen sonderbaren Leuten, denen die Hofierkunst der Badegäste bereits hübsche Spitznamen, wie das „rothe Kliff“, „der Strandclown“ u. a. gegeben hat, plaudern, aber dazu bin ich nicht — boshaft genug.

Josefine von G.-F.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Schmeichelhähchen.** Von Federigo Mazzotta. Siehe das Bild, Seite 129. — Es ist bekanntlich nur eine bedingte Wahrheit, daß die Katzen von Natur falsch sind; sie werden es leicht bei unrichtiger Behandlung. Aber schon ihre Anhänglichkeit an das Haus, in dem sie groß geworden sind, die man bei keinem anderen Thiere in diesem Grade findet, weist auf eine Beständigkeit ihres Charakters hin, welche sich mit der Falschheit nicht verträgt. Es hat Hunde gegeben, die ihrem Herrn die Treue bis über den Tod hinweg bewahrten und auf seinem Grabe Hungers starben. Aber solche Beweise von Treue sind in der Geschichte des Katzengeschlechtes nicht selten; auf den französischen Schlachtfeldern fand man neben den Leichen gefallener Quaden und Turkos häufig große Katzen, die jede Annäherung an den Leichnam ihres Herrn mit geträubtem Haar und glühenden Augen abwehrten, bis man sie tödtete oder mit Gewalt verjagte. Der Hund kann zur Treue und Anhänglichkeit auch herangebrügelt werden; die Katze ist empfindlicher, — sie verlangt unbedingt gute Behandlung, wenn ihre guten Eigenschaften sich ganz entwickeln sollen. Die junge italienische Dorfchöne auf unserem Bilde, welche Federigo Mazzotta mit dem festen Realismus der neueren italienischen Schule wiedergegeben hat, die auf die Schönheit des Bildes an sich zu Gunsten der Wahrheitsliebe verzichtet, ist offenbar eine Katzenfreundin, wie man sie selten findet. Sie freut sich nicht nur an dem Anblick der niedlichen Thiere mit ihren listigen Augen und ihren anmuthigen und geschmeidigen Bewegungen, sie beschäftigt sich auch mit ihnen. Selber ein Schmeichelhähchen, sind ihr die jungen Katzen die liebsten Spielgefährten. Und solche angeborene Liebe zu den für falsch verschrieenen Thieren ist nothwendig, wenn ein junges, drolliges Käthchen zu einer würdigen, erusten und treuen Hauslage heranwachsen soll.

**Am Brunnen in Perugia.** Von Max Roman. Siehe das Bild, Seite 133. — Wessen Auge die landschaftlichen Schönheiten Italiens geschaut hat, den nimmt es nicht mehr Wunder, daß unsere Künstler immer wieder in das Wunderland zurückkehren, ihre schönheitsdürstige Seele dort von Reizen zu verarsuchen und neue Motive für ihr künstlerisches Schaffen von dort zu holen. Selbst wo jenseits der Alpen die Landschaft an sich reizlos erscheinen könnte, wird das Auge des Künstlers durch die satten Farben und das helle Licht bestochen, die von einem südlischen, wolkenlosen Himmel ausströmen. Ganz besonders aber zieht es diejenigen Künstler immer wieder mit unwiderstehlicher Gewalt nach Italien, die ihre Kunst tiefer als nur mit dem Auge fassen; sie sind gefesselt von der Ueberfülle historischer Erinnerungen, von den sichtbaren Spuren, die eine mehr als zweitausendjährige Geschichte dem Boden aufgeprägt hat. Zu den Städten, welche den Reiz einer schönen landschaftlichen Umgebung und eine Fülle historischer Erinnerungen mit einander vereinen, gehört in erster Reihe Perugia, die alte Etruskerstadt am Tiberufer. Das gut erhaltene Amphitheater weckt die Erinnerungen an die römische Kaiserzeit, die jetzt zu Promenaden umgewandelten Befestigungswerke an die blutigen Kämpfe der Guelfen und Ghibellinen. Aus der nächsten Umgebung Perugiens hat Max Roman das Motiv für sein Bild genommen. Der Brunnen bespült die ehemaligen Stadtmauern Perugiens und auf der Anhöhe erheben sich die massigen Mauern des Kastells. Diese gewaltigen Quadern sind die Letztern, mit denen die Weltgeschichte den Boden Italiens beschrieben hat.



Nachdruck verboten.

Die Kunstgewerbe-Ausstellung zu München. II. — Unter den vollständigen Zimmer-Einrichtungen, welche die Ausstellung uns bietet, müssen wir zuerst dessen gedenken, was die Unerneuerung aus eigener Initiative geschaffen hat. Hier finden wir in dem großen Restaurations-Saale mit seiner

lustigen Ausschmückung von flott hingeworfenen Landschaften, — Professor Seitz in München hat sie gemalt, — einen Beweis, daß auch der Rococo-Stil mit einfachen Mitteln Reizendes erzeugen kann, wenn ihn solche Meisterhaft handhabt. Reicher und prächtiger zeigt sich dieser Stil im „Prinz-Regenten-Pavillon“ und seinen vollendeten Stuck-Arbeiten; doch wirkt dieser Raum erkalteud, wenn man ihn mit dem Farben-Reichtume vergleicht, der durch andere Räume der Ausstellung fluthet.

Unter den Wohnzimmern ist nur eins, das mit seiner Einrichtung in das gothische Mittelalter zurückreicht. Eine Reihe von Gemächern dagegen bietet uns einen Einblick in die Wohnlichkeit der Renaissance. Hier erwähnen wir namentlich die Wohn- und Schlafzimmern der Münchener Schreiner-Genossenschaft, im Stil der deutschen Spät-Renaissance; das von den Gewerbetreibenden der Stadt Landsbut ausgestellte Herrenzimmer mit sehr tüchtiger Ausführung und die edle und reiche Wandertafelung in Eichenholz, welche in Karlsruhe für den Heidelberger Rathhaus-Saal ausgeführt wurde. Ein wahres Kleinod von Renaissance-Zimmer aber kam aus Laub: ein Damen-Salon mit überaus zierlichem Meublement, schwarz-matt mit Gold-Decorationen und Füllungen; Stoff-Decorationen aus feinstem Seiden-Blüsch mit echter Gold- und Silberstickerei. Hinsichtlich der Pracht übertrifft dieses Zimmer alle sonst vorhandenen, ist aber zugleich von einer entzückenden Wohnlichkeit. Die Renaissance-Wohnungs-Einrichtung behält überhaupt bezüglich anheimelnder Gemüthlichkeit und häuslicher Bediegenheit entschieden auch auf dieser Ausstellung den Sieg, — so viele Nähe sich auch die Freunde späterer Stil-Gattungen gegeben haben.

Am Rococo-Zimmern ist kein Mangel. Alle diese Gemächer aber, so mustergeräthig auch der Charakter jener Zeit, in welche sie uns versetzen sollen, in den meisten derselben zum Ausdruck gekommen ist, lassen fast ausnahmslos das Behaglich-Wohlthliche vermischen. Weit eher findet sich dies in den vorhandenen Bauernstuben. So namentlich in einer aus dem fernen Flensburg gekommenen nordfriesischen Stube und in dem klassifischen Bauernzimmer, das aus Ober-Ehneim stammt. Beide Stübchen zeigen, daß es keineswegs auf Kostspieligkeit des Materials und auf Feinheit der Ornamentik ankommt, um etwas Wohnliches zu schaffen, sondern daß man dem wirklich Brauchbaren und Practischen nur wenig verschönende Linien und Farben hinzuzufügen braucht, um den angenehmsten Eindruck hervor zu bringen.

Nun werfen wir noch einen Blick auf die einzelnen Zweige des Kunstgewerbes, — soweit es der sinnverwirrende Reichtum, in welchem sie erschienen, gestattet.

Das älteste aller Kunstgewerbe, die Thonwaaren-Industrie, ist mannigfach und in erfreulicher Weise vertreten, und wir bewundern die Fortschritte, welche diese Industrie technisch und künstlerisch gemacht hat. Die Terracotta-Industrie weist sich als eine gelehrige Schülerin der alten Griechen und Etrusker aus. Mehr den modernen Bedürfnissen entspricht allerdings die Fayence; und gerade auf diesem Gebiete zeigt die Ausstellung ganz erstaunlich Schönes. Eine berühmte Meißner Fabrik hat Wandfliesen-Bilder, Bildplatten und Biergefäße ausgestellt, die geradezu Bewunderung verdienen. Auch die zahlreich vorhandenen farbigen Thonöfen zeigen Mannigfaltigkeit und Geschick in der Erfindung. Der dunkle Renaissance-Thonofen ist entschieden im Vortheile gegenüber dem weißen Porzellan-Ofen des Rococo, obwohl auch auf diesem Gebiete einige hübsche Stücke zu sehen sind.

Auf dem Gebiete der zunächst verwandten Glas-Industrie ist die Technik in ähnlicher Weise erfolgreich bemüht, neue Farben und Farben-Combinationen herzustellen und neue graciöse Formen aufzufinden. Besonders ist es ein weiblicher Wiener Kunst-Industrieller, der bei jeder Ausstellung durch neue Erfolge glänzt und auch hier wieder Reizendes und Interessantes in Glas-Gefäßen mannigfacher Art gebracht hat. Weniger Beifall können wir den großen Spiegeln mit Glas-Umrahmung zollen; um den Spiegel gehört ein anderer, als ein gläserner Rahmen.

Auf dem Gebiete der Eisen-Kunst-Industrie finden wir eine ganze Reihe von Städten in lebhaftem Wettkampfe um den Preis des Fortschrittes; wir sehen mit der immer gewandteren und vielseitigeren Behandlung des Schmiedeeisens eine stetige Verwollkommnung der Eiselgeschäfte Waaren Hand in Hand gehen. Gold- und Silberarbeiten aller Art sind in reichlicher Fülle vertreten, sowohl aus den großen Kunst-Metropolen Berlin, Wien und München, als auch ganz besonders aus jenen deutschen Städten, in welchen die Edelmetall-Verarbeitung eine Spezialität geworden ist: aus Pforzheim, Hanau, Schwäbisch-Gmünd u. s. f. Die Leistungen auf diesem Gebiete waren, in der Anlehnung an mustergeräthige Vorbilder aus allen Zeiten, schon seit längeren Jahren so vollkommen, daß es schwierig erscheint, hier noch überraschend Neues zu bringen. Und dennoch, wenn wir uns mit jener stillen Aufmerksamkeit zuwenden, welcher man freilich beim Besuche großer Ausstellungen wenig Zeit gewinnt, in die einzelnen Arbeiten vertieft, entdecken wir unter denselben stets neue künstlerische Motive.

Es würde zu weit führen, wollten wir auf die reiche und belehrende Vertretung eingehen, welche die übrigen Zweige des Kunstgewerbes auf der Münchener Ausstellung finden. Sie verdienen das Lob eines unablässigen Strebens nach künstlerischer Veredelung wie nach erhöhter practischer Brauchbarkeit. Nicht vergessen wollen wir aber die graphischen Künste, die einen eigenen Pavillon anfüllen und auf deren Gebiet namentlich die Städte Stuttgart, Leipzig und München einen imponirenden Wettkampf eröffnet haben.

Alles zusammen genommen, ist das moralische Ergebniß der Ausstellung ein hoch erfreuliches. Verirrungen des Geschmacks springen wohl hie und da in's Auge; mitunter ist die practische Brauchbarkeit von Gegenständen, die eine solche haben sollten, durch die Form vereitelt; anderwärts ist ein Material in Formen gezwungen, die ihm nicht passen; manchmal sind Vorbilder, welche der europäischen Kunst des Jahrhunderts fremd sind, in allzu slavischer Weise nachgeahmt; hin und wieder ist man auch im Streben nach Originalität über die Grenzen des Geschmacks hinaus gegangen oder hat seine und mustergeräthige Vorbilder mißverstanden. Aber alle diese Verirrungen föhren den wohlthätigen Eindruck des Ganzen weniger, als sie belehren. Es ist nur zu wünschen, daß alle Kunstgewerbebetreibenden deutscher Nation sich in der Münchener Ausstellung jene Belehrung und Anregung holen mögen, die da zu finden ist. Es ist dies um so empfehlenswerther, als nach mehrstündigem Umherwandern in der Ausstellung der grüne Garten vor derselben, mit seinen rauschenden Brunnen und dem Ausblick in das sonnige Stromthal, einen der erquickendsten Aufpunkte gewährt, die man in deutschen Großstädten finden mag.

Max Haushofer.



# Wüste der Frauenwelt.

**Berlin.** — Im hiesigen Universitäts-Gebäude wird demnächst die Wüste einer Dame einen Ehrenplatz erhalten. Die Frau, welcher diese seltene Auszeichnung zu Theil wird, ist die Gräfin Louise Bose, geborene Gräfin von Reichenbach-Vesonitz, welche zu Frankfurt a. M. wohnte und am 3. October 1883 in Baden-Baden gestorben ist. Die Gräfin hat fast ihr gesamtes Vermögen zur Förderung medicinischer Studien der Berliner Universität vermacht. Die hochherzige Stiftung, welche sich auf rund 723,500 Mark beläuft, soll in ihren Erträgen nicht nur zu Stipendien für Studenten, sondern auch zu solchen für Ärzte und Dozenten verwendet werden, und zwar zur Förderung wissenschaftlicher Reisen und Arbeiten, ferner zu Preis-Aufgaben über wichtige medicinische Probleme. Einem Ministerial-Rescript gemäß hat Kaiser Wilhelm bereits zum Andenken an die edle Stifterin die Aufstellung der Wüste im Universitäts-Gebäude genehmigt.

**Wien.** — Erzherzogin Maria Theresia, Gemahlin des Erzherzogs Karl Ludwig, hat seit einiger Zeit eine besondere Vorliebe für das Photographiren gefaßt. Zu diesem Behufe hat sich die Erzherzogin, welche auch eine gute Zeichnerin und Malerin ist, einen vollständigen Apparat angeschafft, mit welchem dieselbe vornehmlich Bilder von Landschaften bei ihren Ausflügen in Steiermark und Böhmen aufnahm, die als sehr gelungen bezeichnet werden. Die erzherzogliche Photographin ist schon im Besitze einer großen Anzahl sehr interessanter Photographien, die sie alle persönlich aufgenommen hat.

**London.** — Königin Victoria hat jüngst ein eigenartiges Geschenk erhalten. Einer der herrlichen Frauen, die die größte Freude des verstorbenen Earl of Beaconsfield gewesen, vordem vor Kurzem. Mr. Disraeli, der Rette des verstorbenen Premiers, ließ nun aus den Federn des Thieres einen wunderbar schönen Mantinfächer herstellen, der, mit einem Griffe, geziert mit der Devise des Hofenbands-Ordens, versehen, der Königin von England überreicht wurde. Die Königin zeigte große Freude über die Gabe und erinnerte sich, daß sie häufig dem schönen zahmen Thiere, das der höchste Stolz Beaconsfield's gewesen, mit eigener Hand Futter gereicht habe.

**Madrid.** — An keinem Hofe der Welt wird bekanntlich die Etikette so streng gehandhabt, wie am spanischen, und es gelangen dort Fragen zur Erörterung, die sonst gar nicht beachtet werden. So hatte der kleine König Alfonso kürzlich von seiner Tante eine Schanzel zum Geschenke erhalten, und als er dieselbe das erste Mal benutzte und, der raschen Bewegung ungewohnt, zu weinen begann, hob ihn ein Lakai rasch aus der Schanzel. Diese nichtige Affaire wurde dem Obersthofmeister hinterbracht, und derselbe sandte dem Lakai seine sofortige Entlassung, weil er es gewagt, den König zu berühren, während dies nur die Amme und die Leibdiener thun dürfen. Der Mann wandte sich an die Königin-Regentin mit einem Gesuche, in welchem er hervorhob, daß seine Intervention vielleicht den König vor Schaden bewahrte, und die hohe Frau engagierte ihn auf's Neue für eine andere Stelle im königlichen Haushalte, um gegen die Etikette nicht zu sündigen.

# Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Berlin.** — Eine Mode-Laune, die den Vortheil großer Leichtigkeit für sich hat, sind die Hüte ohne Boden. Aus Florentiner Stroh in Wippenform erscheinen dieselben auf allen Landpartien und Gartenfesten mit reichem Feder- oder Blumenbesatz, welcher die Kopfform ganz bedeckt. Noch einen Schritt weiter gehen die vollen geschlossenen Blumenkränze, die von jungen Frauen und Mädchen bei gleicher Gelegenheit als Kopfbedeckung getragen werden. Herbstliche Toques wird man auf schmalen, durch Draht gesteuerten Stiefel-Bügeln arrangiren, eine Keuerung, die bei der Schwere des im Lebrigen dazu verwendeten Materials, — Sammet und breite Bänder, — von manchen unserer Leserinnen vielleicht mit Dank acceptirt werden möchte. **S. 3.**

**Wien.** — Die neueste Laune der Mode besteht darin, grausam zu trennen und dann wieder liebevoll zusammenzufügen. So werden die in der gegenwärtigen Saison als höchste Mode geltenden herrlichen, echten Batiststoffe, — Gewebe von bisher unerreichter Vollkommenheit, zart, duftig, glänzend und weich, — ganz undarmherzig in Bandform zerschnitten, um, im Verein mit Spitzen-Einsätzen, festrechtige Streifen bildend, zu Sommer-Toiletten verwendet zu werden, welche sodann freilich an Geschmack, Anmuth und Eleganz nicht mehr zu überbieten sind.

— Die durchweg plissirten Kleiderröcke, die sogenannten Induplissables, — eine der griechischen National-Tracht entnommene Mode, — steigen fortwährend mehr und mehr in der Gunst der vornehmsten Damenwelt und werden namentlich bei exquisiten Morgen-Toiletten in Anwendung gebracht. Ein solcher Rock, von blendend weißem Gröpe de Chine, und dazu ein vorn offenes, mit breiten Goldspitzen besetztes Jäckchen aus buntem, orientalischem Seiden-Brocät, bilden eine wahrhaft entzückende Matinée, eine Gewandung von verjüngender und verschönernder Wirkung.

— Während die Mode einestheils die schonungslosste Zerstückelung kostbarer Gewebe anordnet, gebietet ein zweites, nicht minder zu respectirendes Gesetz vom selben Datum bestimmte Stoffe möglichst in ihrer vollen natürlichen Pracht zur Geltung gelangen zu lassen. So werden neuestens die höchst beliebten, doppelbreiten Stoffe mit eingewebter Randbordüre bei Anordnung der betreffenden Toiletten derart verwendet, daß immer die Randbordüre mit sanfter der Webekante den natürlichen, ungeschliffenen Abschluß bildet. **Th. W.**

**Paris.** — In den Aquarell- und Gemälde-Ausstellungen, wie überhaupt an allen Orten, wo der Boden mit Teppichen belegt ist, erscheinen die nicht mehr ganz jugendlichen Damen in Roben mit Halbchleppe. Bemerkenswert sei, daß letztere vermittelst einer am Rande verborgen angebrachten Oese und eines Knopfes auf der



linken Hüfte wirkungsvoll drapirt werden kann. Zu dieser Toilette trägt man reich mit Jet, Gold, Stahl und Spitzen ausgestattete Mantillen und die zierlichen Maria Stuart-Capoten, für welche die herzförmige Stirnlocke als notwendiges Zubehör gilt.

— Die schönen Lyoner Seidenstoffe mit eingewirkten Gold- und Silberblumen auf farbig schillerndem Grunde nehmen zu Hochzeiten den ersten Rang ein. Sie bedürfen keiner Garnitur. Der Rock mit runder, nicht zu langer Schleppe wird vorn leicht gehoben und läßt ein helles Unterkleid

— wenn der Grund der Robe grün ist, von silbergrauer Farbe — mit streifig aufgesetzter feiner Silberbänder sehen. Obgleich es durchaus zulässig ist, bei einer Trauung ohne Umhang zu erscheinen, so ziehen es die meisten Damen über dreihig doch vor, den stets etwas herben Charakter einer sehr anschließenden Robe durch irgend ein kleines mantillen- oder visitenartiges Kleidungsstück zu mildern. Feines, mit dem Unterkleid harmonirendes Tuch und Passanterie-Besätze sind das Beliebteste hierzu. Schuhe und Strümpfe stimmen in der Farbe genau überein. Reistrohhat mit Silberspitze, grünem Sammetband und grünen Naisblöcken garnirt. Weiße Glace-Handschuhe.

Grund der Robe grün ist, von silbergrauer Farbe — mit streifig aufgesetzter feiner Silberbänder sehen. Obgleich es durchaus zulässig ist, bei einer Trauung ohne Umhang zu erscheinen, so ziehen es die meisten Damen über dreihig doch vor, den stets etwas herben Charakter einer sehr anschließenden Robe durch irgend ein kleines mantillen- oder visitenartiges Kleidungsstück zu mildern. Feines, mit dem Unterkleid harmonirendes Tuch und Passanterie-Besätze sind das Beliebteste hierzu. Schuhe und Strümpfe stimmen in der Farbe genau überein. Reistrohhat mit Silberspitze, grünem Sammetband und grünen Naisblöcken garnirt. Weiße Glace-Handschuhe.



Grüns nebst Frauenhaar und einigen Kollentropfen besetzt, auf's Genaueste stimmt. Natürlich darf dies Kostüm nur von jungen, schönen Frauen oder jungen Mädchen getragen werden.

— Ein hübsches Strand-Kostüm für Mädchen von acht bis zwölf Jahren besteht aus einem im Rücken fest anschließenden, vorn losen Untergewande von rothgelblichem gelblichem Pongee und einem einfarbig rothen Leberkleide, dessen längere und mit großen Taschen versehene Vordertheile sich über jenem öffnen. Der Rücken ist von Hals bis zum Kocksaum plissirt. Ueber den rothen Kermel fällt eine gelblichte Puffe. Vordertheile, Taschen und breiter Kragen, letzterer aus gelblichem Linnen, verziert leichte Stickerei in beiden Farben des Anzuges. Gut aus rothem Stroh mit ecru Band garnirt.

— Der Lawn-Tennis, welchen die Damen für sehr langweilig erklären, aber dennoch mit Leidenschaft treiben, weil er einen hübschen Fuß sowie die Anmuth der Bewegung zur Geltung bringt, giebt gleichzeitig Gelegenheit zu reizendsten Kollereien in der Toilette. Eines der hierzu geschaffenen Kostüme, die stets darauf berechnet sind, die Persönlichkeit der Spielenden auf's Vortheilhafteste hervorzuheben, setzt sich aus einem ecrufarbenen Seidentrock mit sehr krauser Randspitze und einem diese frei lassenden Leberkleide aus roth gestreiftem Foulard zusammen. Eine ecrufarbene, mit Raletts und Bällen bedruckte Portie saßt das Leberkleid, ecru Spitze die zweimal von einer weichen Schärpe umschlungene Taille ein.



— Die verschiedenen Arten von Sport, welche gegenwärtig zu dem Leben jeder reichen und eleganten Französin gehören, rufen ebenso viele besondere Trachten hervor. Das neueste, Anmuth mit Einfachheit verbindende Kostüm zu Wasser-Partien besteht aus einem weißwollenen Rocke mit hellblauen und ziegelrothen Quersstreifen und einem durch weiße Aufschläge verzierten hellblauen Jäckchen. Der Rock ist in breite Falten gelegt, deren jede ein mit ziegelrother Seide gestickter Anker am Saume schmückt. Eine Draperie aus weißer Wolle erscheint leicht um die rechte Hüfte geworfen, während an der linken eine Schärpe,



welche die Taille des Kleides umspannt, nachlässig geknüpft, niederfällt. Da das Vergnügen des Angeln's darin besteht, stundenlang unbeweglich am Ufer zu sitzen und zu warten, bis es einem Fischlein anzubeißen beliebt, so wählt man zu den betreffenden Kostümen wärmere Wollstoffe, meistens in Grau. Für sehr heiße Tage genügt Alpaca, der, halb einfarbig, halb gestreift, das Leberkleid zu einem zweimal mit Noire-Band besetzten glatten Rocke bildet. Den Kermel halten Blenden aus gestreiftem Stoffe zusammen. Die von dem Noire-Gürtel herabfallende Bandschleife soll zur Befestigung einer Tasche, eines Körbchens oder eines sonstigen kleinen Gegenstandes dienen. Gut mit weißen Narcissen und grauem Bande garnirt.

— Die Neuheit der diesjährigen Bade-Kostüme ist weniger in der Form, als in der Zusammenstellung der Stoffe zu suchen. Ein für die Bäder von Dieppe angefertigtes Kostüm zeigt blau und weiß gestreifte Wolle, durch weiße Einsätze mit rothen Quersstreifen unterbrochen. Das aus einem Stück geschnittene Kostüm schließt vorn über einem quergestreiften Saß. An einem anderen derartigen Anzuge fällt roth punktirter, über ganz weißen Wollmuffeln. Anstatt des ersteren verwendet man auch sehr häufig Foulard. Weiße, mit schmaler rother Soutache besetzte Muffeln-Bolants statten den Anzug aus. Die Hüte, unter denen die gewöhnliche Wachstafel-Kappe getragen wird, wenn die Damen nicht mit aufgelöstem Haare baden, was oft geschieht, stellt man aus farbigem, zum Anzuge passenden demselben Stoff wie jenen.



dem Batist her und garnirt sie mit zu Bademanteln ist weißer oder rother Flanell und Rubbertoff am gebräuchlichsten. Bisweilen sind sie auch gestreift oder mit einer Stickerei umgeben, doch gelten die ganz weißen für die vornehmsten.

— Unsere Zeichnung stellt einen Schattenspender für Gärten und Seestrand in neuer, sehr glücklicher Ausstattung dar. Das Dach hat die Form eines Sonnenschirmes und besteht, sowie die Bekleidung des Innern, aus rosa Baumwolle-Damast, während die Rissen mit wassergrünem Segeltuch, welches auch die Draperien bildet, bezogen sind. Eine kleine Pompons-Franze verziert sämtliche Ränder.



— Eine sehr verwendbare Keuerung heißt: „Umbrella basket“. Es ist dies ein Schirmfutteral aus geschmeidigem Rohrgesticht, das am oberen Ende in eine breite Kappe für den Schirmgriff ausläuft, welche durch eine bewegliche Klappe sich öffnen und schließen läßt. Dieses Futteral dürfte sich auf Reisen vortheilhaft bewähren. **B. de G.**

# Handarbeiten

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Die wohl allen Besuchern des Ostseestrandes bekannten Riesmuscheln, welche von Kindern gern in größeren Mengen gesammelt und als Spielzeug mit heimgebracht werden, dienen zur Herstellung der veranschaulichten zierlichen Gegenstände, eines Rahmens, eines Fischerkörbchens und eines Blumenglases. Das hierbei angewendete Verfahren giebt einen Anhalt für die Herstellung weiterer derartiger kleiner Andenken.

Zum Rahmen dient ein vom Tischler angefertigter einfacher Holzrahmen als Grundlage. Die Breite des Modells beträgt 5 Cent. Dieser wird auf der oberen Fläche längs der Außenränder etwa 1/2 Cent. breit, wie auch längs der Dicke der Leisten mit schwarzem Ofen- oder Spirituslack glatt bestrichen. Nicht neben diesen schwarzen, blanken Rändern hat man alsdann einen kräftigen Bindfaden, straff gespannt, mittelst Drahtstiftchen zu befestigen. Der Raum zwischen den Bindfäden ist mit dickflüssig angerührtem





Gyps auszugießen, auf dem die vorher gleichmäßig ausgefuchten und vergoldeten Muscheln, nach Vorchrift geordnet, festgedrückt werden. Letzteres muß möglichst schnell geschehen, da der Gyps rasch erstarrt und die Muscheln dann nicht mehr haften. Zum Vergolden der Muscheln bedient man sie zunächst auf der Rückseite ganz dünn mit Vergolder-Öl, das dreimal 24 Stunden antrocknen muß; dann erst werden sie mit Blattgold belegt und mit Watte abgedrückt. Ihre Innenseite, sowie den Bindfaden-Rand und den noch sichtbar gebliebenen Gyps bedient man schließlich, wenn die Muscheln völlig festliegen, mit Goldbronze. — Die Form des Fischer-Körbchens wird aus Töpferton hergestellt und muß so lange trocknen, bis der Thon dem Druck nicht mehr nachgiebt; alsdann überzieht man sie von außen mit in heissem Wasser erweichter Gummi-Knetmasse, die sich der Form genau anfügt; alle überflüssigen Ecken u. werden mit der Schere fortgeschritten, wodurch sich zugleich die zusammentretenden Ränder noch fester verbinden. Größerer Festigkeit halber ist der Außentrand, sowie auch der Henkel mit einer Drahteinlage zu versehen. Nachdem der Ueberzug in kaltem Wasser erhärtet, nimmt man die Thonform heraus und spült die Spuren derselben mit Wasser ab. Zur Verzierung dieses wasserdichten, zu Blumen verwendbaren Körbchens dienen naturfarbene Miesmuscheln, die an einem Lichte erhärtete Stücke Gummi-Knetmasse befestigen. An der Vorlage, welche bei 14 Cent. Länge an dem 6 Cent. hohen Henkel 4, an den Enden 7 Cent. Höhe mißt, verkleinern sich die Muscheln nach der Mitte zu, wodurch die Form des Fischerkorbes scharfer hervortritt. Die Muscheln werden mit Vergolder-Öl bestrichen und nach 24 Stunden mit etwas Brillantstaub bestreut; eine Schnecke (natürliches Schneckenhaus, das Thier aus Gummi-Knetmasse) vervollständigt die Ausstattung. — Ein 16 Cent. hohes, nach oben sich verengendes Nostrieh- oder Einmach-Glas dient dem Blumen-Glas als Grundlage, das außer Muscheln noch Tannenzweige und Käfer aus Gummi-Knetmasse verzieren. Die Außenseite des Glases wird zunächst in derselben Weise wie die Muscheln mit Blattgold vergoldet und dann mit Miesmuscheln wieder mittelst erhärteter Gummi-Knetmasse besetzt. Diese Muscheln zeigen an der Vorlage eine Larve aus Bronze-Tinctur, ebenso die Käfer, deren Flügel, wie es die naturgroße Darstellung veranschaulicht, aus Wachsecken bestehen; die Nadeln der Tannenzweige sind mit der Schere geschnitten und grünlich bronziert. — Noch eine vierte, in einem Arbeitskörbchen bestehende Vorlage lassen wir in der technischen Nummer vom 5. August folgen.



henseite des Glases wird zunächst in derselben Weise wie die Muscheln mit Blattgold vergoldet und dann mit Miesmuscheln wieder mittelst erhärteter Gummi-Knetmasse besetzt. Diese Muscheln zeigen an der Vorlage eine Larve aus Bronze-Tinctur, ebenso die Käfer, deren Flügel, wie es die naturgroße Darstellung veranschaulicht, aus Wachsecken bestehen; die Nadeln der Tannenzweige sind mit der Schere geschnitten und grünlich bronziert. — Noch eine vierte, in einem Arbeitskörbchen bestehende Vorlage lassen wir in der technischen Nummer vom 5. August folgen.

## Wirtschaftliches.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

### Ein Kaffee im Garten.

Wir gaben gestern ein Fest und hatten damit, — ich darf es der Wahrheit gemäß gestehen, — einen Erfolg. Das war eigentlich mehr, als ich zu hoffen gewagt hatte, denn das Fest war fast improvisirt. Von einer lustigen Schar junger Mädchen befüllt, gab ich nach und sagte: „Gut, wir wollen einen Kaffee geben, und Jede von Euch soll zeigen, ob und was sie von der Wirtschaft versteht; auch soll es kein Kaffee sein, bei dem man feiß und gelangweilt um einen großen Tisch sitzt, nein, wir Alle wollen zeigen, was wir z. B. von den sogenannten Wiener Kaffees gelernt haben. An verschiedenen Plätzen sollen sich kleine Gruppen zwanglos zusammenfinden, Mannigfaltigkeit sei die Lösung, Jedem etwas bringen die Devise.“

Am Morgen des großen Tages trat meine junge Freiwilligenschar in der Küche zusammen. „Nun, was könnt Ihr? Wer hat ein gutes Kuchen-Rezept und kann etwas backen?“ „Ich, ich, ich auch“, scholl von allen Seiten. „Gut, dann ist uns ja geholfen, also vorwärts! Was kochst Du?“ „Ich kann Sahnen-Waffeln backen und habe das erforderliche Backeis schon mitgebracht.“ „Das ist schön, was gehört dazu?“ „125 Gramm Mehl, 125 Gramm Butter, 5 Eier, 1/2 Liter saure Sahne. Die Butter rühre ich zu Sahne, schlage dann abwechselnd die Eigelb und das Mehl hinein, gebe die Sahne und zuletzt den feiß geschlagenen Eiweißschnee hinzu, reibe mein erwärmtes Eisen mit einem Stückchen Speck tüchtig aus, thue einen Löffel von der Masse hinein, backe sie auf gelindem Kohlenfeuer und bestreue die fertigen Waffeln mit feinem Zucker.“ — „Und Du?“ „Ich weiß ein Sandtorten-Rezept, es besteht aus 1/2 Kilo Butter, 1/2 Kilo Krossmehl, 1/2 Kilo Zucker, 9 Eiern, ein wenig abgeriebener Zitronenschale, etwas gekochener Vanille und einem Eßlöffel Rum. Die Butter rührt man zu Sahne, thut abwechselnd je einen Löffel Mehl, Zucker und 1 Eigelb hinzu, dann den Eiweißschnee und den Rum. Ich gebrauche eine Rehrspeisenform, die gut mit Butter-Papier ausgelegt werden muß, und backe die Torte bei mäßiger Hitze im Ofen in einer Stunde.“

„Ich kann Schürzchen, ich Kaffeefuchen machen, ich weiß ein Rezept für guten Zuckerteig zu Obstfuchen!“ rief es in buntem Durcheinander. „Also Schürzchen?“ — „Ist auch Backfett da? Schürzchen und Spritzfuchen müssen im Fett schwimmend gehalten werden.“ „Gewiß, nur vorwärts!“ „Zu Schürzchen brauche ich 125 Gramm Butter, 250 Gramm Mehl, 65 Gramm Zucker, 2 ganze Eier, einen Tassenlopf Sahne; damit knete ich einen Teig, mangle ihn auf dem Brett ganz dünn aus, schneide mit dem Backrädchen längliche Stücke, mache in der Mitte eines jeden einen kleinen Schlitze und ziehe durch diesen das eine Ende. In einer Kasserole in reichlichem Fett schon gelb gebacken, müssen die Kuchen zum Abtropfen auf Löschpapier gelegt und mit feinem Zucker bestreut werden. Ich kann aber auch Spritzfuchen sogar ohne Spritze nur mit einer spitzen Papierdüte, von der man einfach eine kleine Spitze abschneidet, machen. Man drückt den Teig durch diese in Form eines S auf ein Blatt Papier, hält dasselbe so lange, bis der Teig sich löst, in kochendes Backfett und bäckt den Teig ebenfalls goldgelb.“

„D, ich möchte lieber Spritzfuchen machen! Bitte, bitte 250 Gramm Mehl, 125 Gramm Butter, 50 Gramm Zucker, 1/2 Liter Milch und 7 Eier. Die Milch wird mit dem Mehl, Zucker, etwas abgeriebener Zitronenschale und einer Prise Salz gerührt, die Butter in eine Kasserole gethan; sobald die Butter sich aufgelöst hat, wird sie mit der eingerührten Masse vermischt, zu einem feifen Teig abgerührt, unter den ich, so lange er noch warm ist, 2 Eier thue, während die übrigen 5 Stück erst hineinkommen, wenn er erkaltet ist; dann spritze ich ihn durch die Düte.“ „Sehr gut, mein Kind, hier ist das Gewünschte; nun gestatte ich noch einen Kaffeefuchen, dann aber ist's genug; für das Uebrige will ich schon selbst sorgen. Wer will Kaffeefuchen backen?“ „Ich, es ist ein altes erprobtes Rezept von meiner Großmutter.“ „Was willst Du dazu haben?“ „1/2 Kilo Butter zu Sahne gerührt, 1/2 Kilo Zucker, 1 Kilo Mehl, abgeriebene Zitronenschale, 3 Eier, einen Tassenlopf Milch und 150 Gramm Bäreme. Mit der lauwarmen Milch, dem vierten Theil des Mehls und der Bäreme, die zusammen gerührt werden, muß zuerst an der warmen Herdplatte ein Hefestück gemacht werden; ist dieses genügend aufgegangen, wird es mit dem Teig vermischt; letzterer muß dann auf dem Backbrett dünn ausgerollt und mit einem leicht übergefärbtem Backrade in Stücke eingetheilt werden; auch muß er, ehe er in den Ofen kommt, noch einmal aufgehen. Es gehört aber noch ein Streufel dazu; wenn der Kuchen recht gut schmecken soll, muß ich ihn mit 1/2 Kilo gebrühter, geschälter und fein gewiegter Mandeln, unter denen einige bittere sein können, gemischt mit 1/2 Kilo Zucker, bestreuen dürfen.“ „Hier ist Alles, nun aber an die Ausführung.“ Und so geschah es; die kleinen Meisterinnen fanden willige Handlanger, und nach wenigen Stunden verbreitete sich ein angenehmer Duft frischen Gebäcks; dieses selbst aber war mit wenigen Ausnahmen als recht gelungen zu bezeichnen.

Nun ging es in den Garten; wir suchten die geeigneten Plätze aus, bestellten sie mit Stühlen und kleinen Tischen, die mit Hüfte meiner Veimenschäge, einer Menge verschiedener, kunstgeflidter Decken und Decken ein lustiges Aussehen gewannen. Möglicht verführerisch in Körbchen geordnet, wurde das Gebäck hier und dort aufgestellt, dazwischen ein Paar Rosen, Nelken, Mohn und Kornblumen, in kleinen Vasen oder Schalen zu frei gebundenen Sträußen arrangirt. Jedes der jungen Mädchen übernahm einen bestimmten Platz oder ein bestimmtes Amt; sie errichteten sich kleine Büffels, die Unternehmenden bauten sogar mit Hüfte von Plais und Decken ein Paar Buden, die mit Laub und Blumen geschmückt wurden und originell genug ausahen; überall aber erkante lange vor dem Beginn des eigentlichen Festes Lachen und heiteres Geplauder. So war, als die Gäste nahten, Alles in bester Ordnung; ein Jeder konnte ganz nach Belieben hier Kaffee, dort Chocolate, an einem dritten Platz gar „Eis-Kaffee“ haben, denn auch dafür hatten wir gesorgt, und selbst die „Strohhalme“, aus denen man ihn schlürfen muß, fehlten nicht. An einem besonders schattigen Plätzchen war eine Niederlage für Getränke anderer Art eröffnet, zunächst allerdings nur für Soda- und Selterwasser; als die Zeit in dessen vorrückte, fand sich dort auch ein Fäßchen Bier und eine Erdbeer-Bowle, von der wir gemeint hatten, daß sie schier unergründlich fein müsse, eine Ansicht, die wir als unrichtig erkennen lernten. Von dienstbaren Geistern wurden inzwischen die benutzten Geschirre entfernt, an die Stelle von Kaffee und Chocolate traten ein paar Obstfuchen und Gefrorenes.

Nach Croquet, Boccia, Reifen, Ring und russischem Kegelspiel warteten die jungen Mädchen wieder unverdroffen ihrer Pflichten, überall dankbarste Anerkennung und Annahme ihrer Gaben findend. Unter den älteren Herrschaften hatten sich ebenfalls kleine Gruppen zusammen gefunden. Der lange Sommerabend machte es vergessen, daß eine Einladung zum „Kaffee“ eigentlich an eine begrenzte Zeit gebunden ist, und da Keiner unserer lieben Gäste an Aufbruch dachte und wir uns ihres Bleibens freuten, war es gut, daß ich vororglich ein Nachfesten in Bereitschaft hielt, allerdings nur „kalte Küche“, doch fand auch diese allgemeinen Anklang und die Stunde, zu der wir von einander schieden, war eine ziemlich frühe.

## Gärtnerei.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Die Rubrik „Gärtnerei“ steht, ebenso wie die „Briefmarke“, sowohl bezüglich der „Fragen“, als auch der „Antworten“ den Leserinnen zur freien Verfügung; doch behält sich die Redaction in jedem einzelnen Falle die Entscheidung über die Aufnahme des Eingekamten vor.

### Fragen.

- Blaue Hortensien.** — Auf welche Weise erzielt man blau blühende Hortensien? G. St. im Elsaß.
- Alpenveilchen zu züchten.** — Ich habe vom Rigi einige Alpenveilchen mit den Knollen wohl erhalten mitgebracht; wie kann ich sie im Garten oder in Töpfen wieder zur Blüthe bringen? P. D.
- Bittere Gurken.** — Woran liegt es, daß die Gurken bitter werden? Langjährige Abonnentin in Lübeck.
- Obst abzumachen.** — Wann und wie nimmt man am besten Äpfel und Birnen ab, die als Tafelobst Verwendung finden sollen? M. S.
- Grenat-Bäume.** — Wer kann mir eine Anleitung zur Pflege von Grenat-Bäumen geben? G. B. in V.
- Garten-Ameisen.** — Wie vertreibt man am besten die Garten-Ameisen, ohne den Anpflanzungen zu schaden? Frau S. in Linz.

## Rathschläge.

**Anlage neuer Erdbeer-Beete.** — Da mit dem Beginn des August wieder die geeignetste Zeit für die Anlage neuer Erdbeer-Beete eintritt, möchten einige Rathschläge in dieser Beziehung vielleicht mancher Gartenfreundin willkommen sein. Bekanntlich liefern die Erdbeeren nur drei, höchstens vier Jahre lang reiche Erträge; man sollte daher auch bei einer Anlage im kleinsten Maßstabe den dazu bestimmten Raum in drei Theile sondern, alljährlich nach der Ernte den ältesten Theil räumen und durch eine neu angelegte Pflanzung ersetzen. Die Erdbeeren lieben einen freien, sonnigen Standort und einen gut bearbeiteten, durch verrotteten Dünger gekräftigten Boden. Ein ausgehutes Erdbeer-Beet kann erst nach einigen Jahren wieder erfolgreich mit derselben Frucht bebaut werden, sonst erzielt man trotz aller Pflege nur Mähernten. Am zweckmäßigsten ist die Anlage von 130 Cent. breiten Beeten, die mit drei Reihen von Pflanzungen, im Abstand von je 50 bis 60 Cent., besetzt werden. Es ist ein großer Irrthum, wenn man meint, bei einer dichteren Pflanzung reichere Ernten zu gewinnen. Die Stauden beschatten sich gegenseitig, gelangen daher nicht zur vollkommenen Entwicklung und liefern nur kleine und weniger zahlreiche Früchte. Zur Pflanzung der Beete verwende man nie alte Stauden, — weder ganz, noch getheilt; sie sind nicht so dankbar und lebenskräftig wie junge Kantenpflanzen. Diese wählt man natürlich nur von besonders guten, großfruchtigen, wohlgeschmedenden und reichtragenden Sorten. Je kräftiger und besser bewurzelt die jungen Pflanzen sind, um so ergiebiger wird schon die nächste Ernte ausfallen. Den Vorzug verdienen deshalb die zuerst entwickelten, der Mutterpflanze am nächsten stehenden Ausläufer; man setzt sie zum Bewurzeln auf ein Beet mit gut verrotteter Kompost-Erde und bewässert sie hinreichend. Nach drei Wochen werden die jungen Pflanzen genügend erstarkt sein, sodas man sie auf die betreffenden Beete anpflanzen kann, was vorsichtig geschehen muß, ohne den Ballen zu beschädigen. Die junge Pflanzung erfordert zunächst fleißiges Gießen und im Herbst eine Bedeckung mit kurzem Dünger.

**Stiefmütterchen.** — Schon im ersten Frühjahr begrüßt uns das Stiefmütterchen mit reicher Blütenfülle, und noch im Spätherbst erfreuen uns seine sonnfarbenen, schön gezeichneten Blumen. Gerade jetzt ist es an der Zeit, die Haupt-Ausfaat für einen zeitigen Frühlings-Flor zu machen. Vor allen Dingen trage man Sorge für guten Samen von schönen, großblumigen Arten und halte die Farben streng auseinander. Hat man ein leer stehendes Mistbeet, so ist dies am zweckmäßigsten für die Anzucht der jungen Pflanzen; andernfalls kann man sich auch sogenannter Samenschalen, flacher Holzkasten und größerer Blumentöpfe bedienen oder eine Ausfaat im freien vornehmen. Vor Allem aber ist eine sehr kräftige und nahrhafte Erde erforderlich. Der Samen wird dünn gesät, leicht angedrückt, sanft überbraut und kaum 1/2 Cent. hoch mit Erde bedeckt. Bis zum Keimen, was nach zwei Wochen geschieht, sind die Töpfe oder Beete schattig zu halten oder durch eine dünne Lage von Waldmoos vor den austrocknenden Sonnenstrahlen zu schützen; sobald die jungen Pflanzen zum Vorschein kommen, wird das Moos nach und nach entfernt. Sollen sich die Sämlinge kräftig entwickeln, so müssen sie mehrmals umgepflanzt werden. Das erste Mal geschieht dies, wenn man die Pflänzchen zu fassen vermag; später sind sie noch ein oder zwei Mal auf andere Beete zu verstopfen, bevor sie im Herbst auf ihren Bestimmungsort gesetzt werden. Zwar verlangen die Stiefmütterchen immer ein gut gedüngtes Erdreich und eine freie, aber der Mittagssonne nicht ausgelegte Lage; in ganz besonderem Maße gilt dies aber von ihrem letzten bleibenden Standort. Da sie hier gleichzeitig eine Fülle von Blumen und Samenkapseln entwickeln, kann der Boden sehr viel Dünger, — am besten ist verrotteter Kuhmist, — vertragen. Oft wird die Pflanzung der Stiefmütterchen Beete erst im Frühjahr vorgenommen; steht aber der Raum schon zur Verfügung, so ist die Herbstpflanzung entschieden vorzuziehen. Während des Winters bedürfen die Stiefmütterchen keines Schutzes; nur bei strenger, schneeloser Kälte ist eine leichte Deckung von Ginster oder Fichtenzweigen angebracht.

## Briefmarke.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

### Fragen.

- Florentiner Strohhüte zu reinigen.** — Gibt es ein Mittel, Florentiner Strohhüte selbst zu reinigen? Schwefelblüthe bewährte sich nicht; sie nahm zwar den Schmutz fort, hinterließ jedoch die Regenlecke. A. S. in Leipzig.
- Römischer Punsch.** — Wer weiß mir ein durchaus zuverlässiges Rezept für römischen Punsch mitzutheilen? A. J. in Dillingen.

### Antworten.

- Metall-Gegenstände zu bronzen.** (72). — Metall-Gegenständen ein dauerhaftes Ansehen von cuivro poli zu geben, ist nur annähernd möglich, wenn sie ungebraucht als Decorationsstücke dienen. Man bestreicht sie zunächst mit Mastix-Spiritus, überzieht sie dann, wenn dieser getrocknet ist, mit einer Messing-Bronze, die, als Pulver künstlich, nebst dem dazu gehörenden Lack in Drogen-Geschäften zu haben ist; schließlich kann man noch, wenn das Aussehen nicht glänzend genug sein sollte, eine leichte Lasur von feinem französischem Firnis daraufgeben. Doch darf dies ebenfalls erst geschehen, wenn die Bronze festgetrocknet ist und muß schnell ausgeführt werden, um sie nicht an einzelnen Stellen aufzuheben. V. S.
- Ochsenmaul-Salat** (96). — Einen Ochsenmaul-Salat bereitet man meist aus einem Rindsmal und einem Paar Rindsflecken, die in kochendem Wasser blanchirt, sauber gepulvt, mit Wasser, Salz und Wurzelweiß weich gekocht werden. Von den Knochen losgelöst, schneidet man das Fleisch in feine gleichmäßige Streifen und mengt es mit Del, Eßig, Kapern, gewiegten Sardellen, ein wenig Chalotte, schmeckt es mit Salz und Pfeffer ab, und kann nach Belieben auch fein geschnittene Pfeffer- und saure Gurken, sowie hart gekochte Eier hinzufügen. V. M.

Hausfrau in Leipzig. — Wenden Sie sich an die vom Fräulein-Bereit in Leipzig gegründete Anstalt zur Ausbildung weiblicher Diensthöten. Die Direction des Instituts empfiehlt den Hausfrauen, welche sich an sie wenden, stets gut gekümmte Mädchen.

G. B. in S. — Wie machen wiederholt darauf aufmerksam, daß wir auf Fragen aus dem Gebiet der Kosmetik oder der Medicin grundsätzlich keine Auskunft geben.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt und ein Modenbild.





## Ein Jahrbuch.

Novelle von H. Billinger.

(Schluß.)

20. Juni.

Ein Mann hat einen anonymen Brief bekommen, in welchem meine Parteinahme für Grotcki als eine höchst auffallende, unweibliche That hingestellt ist. Daran schloß sich die Warnung: „Ihre Frau liebt einen Unwürdigen und wird wieder geliebt; seien Sie auf Ihrer Hut. — Ein Wohlmeinender.“ „Ein Schuft,“ sagte mein Mann und ballte das Papier zusammen.

„Es ist kein anderer als Bilinski,“ erklärte ich, „o, man muß diesen Menschen, —“

„Ignorieren,“ unterbrach mich Kaver, „was für einen solchen Laffen unter allen Umständen das Schmerzlichsite ist!“

21. Juni.

Ich habe eine entsetzliche Nacht hinter mir; Hermann brachte mir die Schreckenskunde, daß sich Grotcki mit Bilinski duellire; kein Mensch sollte es erfahren, weil ein solcher Vorfall der Polen Einigkeit in ein schlechtes Licht stellen mußte.

Hinter der Karthause sollte das Duell stattfinden, des Abends um acht.

Die Unruhe zehrte mich fast auf; die halbe Nacht ging ich, ohne ein Licht anzuzünden, in meiner Stube auf und ab. O, Schwester, Schwester, es ist wahr, ich liebe diesen Menschen mehr als recht ist, — dies wurde mir in den Stunden tiefster Seelenangst zur Gewißheit. Ich kniete vor dem offenen Fenster nieder und sandte meine heißen Seufzer und Thränen zu Gott; ich bat und flehte und weinte zu ihm auf, er möge Grotcki mit seiner Gnade umschirmen, ihn retten; ich legte das feierliche Gelöbniß ab, nie mehr einen Schritt, einen Versuch zu thun, mich ihm zu nähern, ich schwor, mein Herz zu kastriren und auf Leben und Tod den Kampf mit ihm aufzunehmen.

Da weckten mich rasche, weithin hallende Schritte aus meiner Versunkenheit; ich sah einen Menschen über den mondbeschiedenen Domplatz eilen, auf unser Haus zu.

„Anna!“ rief's unter meinem Fenster; ich erkannte Hermanns Stimme und lehnte mich heraus.

„Alles gut vorübergegangen,“ rief er in gedämpftem Ton, „Bilinski leicht, Grotcki gar nicht verwundet, — er schickt mich, es Dir zu sagen, — gute Nacht!“

Ein Strom von Thränen erleichterte mein Gemüth, meine Seele dankte wortlos ihrem Schöpfer.

17. Juli.

Ich schütze alle möglichen Gebrechen vor, um den nicht endenwollenden Festen und Einladungen fern bleiben zu können. Daß Lenchen jetzt ganz ihrem Verlobten und ihrer Aussteuer lebt, kommt mir sehr zu statten.

Gott allein weiß, wie unablässig ich bemüht bin, meine auf bösen Wegen irrende Seele zurück zu holen. Warum hat mir Grotcki noch spät in der Nacht sagen lassen, daß er unverfehrt sei, — ist's nicht ein Beweis, daß er überzeugt war, ich sorge mich um ihn. Und durfte er es denn auch nicht sein, sollte er denken, ich sei unmenschlich genug, mir aus dem Ausgang des Duells nichts zu machen? O, mit der Unbefangenheit der Gefühle ist mir auch der innere Halt, die Sicherheit der Unschuld abhanden gekommen,

— ich weiß nicht mehr, was Recht und was Unrecht ist, — was man darf und was man nicht darf. Wie glücklich seid ihr doch, Männer, denn so wie ich jetzt nach einer Arbeit lechze, um darüber das eigene Ich zu vergessen, so hat sich noch kein Hungeriger nach Brot gesehnt! Welch' eine hohe Ruhe liegt auf meines Mannes Stirne, wenn er aus seiner Arbeitsstube tritt, die Hände reibend, ein Scherzwort auf den Lippen! O, Schwester, und ich sollte diesen göttergleichen Frieden mit dem Bekenntniß trüben: Du hast ein elendes Weib, in ihr schwankt und wankt Alles, und während Du sie glücklich wäuhst, möchte sie am liebsten sterben! Nein, ich fürchte mich vor meines Mannes Tugend, ich fürchte mich, sein Vertrauen zu verlieren, — aber ich fürchte mich auch, schuldig an des Keinen Seite zu wandeln. —

„Was ist denn das,“ fragte er heute, bei mir eintretend, „es tönt ja gar kein fröhliches Lachen und Schwätzen mehr zu mir herüber, keine Vaterlands- und Freiheitslieder mehr —“

„Sage mir doch, lieber Mann,“ unterbrach ich ihn, „warum Du mich eigentlich so gern in der Gesellschaft der Polen siehst?“

„Mein Gott, weil es höchst angenehme Menschen sind! Kann man sich etwas Gräßlicheres denken, als so einen polnischen Handluf, etwas Poetischeres als ihren Patriotismus, ihre Melancholie? Sie sind wie zum Verlehn geschaffen mit ihrer Leichtigkeit und Geschmeidigkeit, und es muß für Euch Frauen ja eine wahre Wohlthat sein, einmal mit Männern zu verkehren, die, was sie denken, auch aussprechen, statt wie wir Deutschen,



Im Vorbeigehen. Von G. Rau. — Siehe Seite 142.



mit einer Welt von Gedanken, stumm wie die Stodfische herum zu laufen.“

„Aber lieber Mann, Du preißest mir da an, was Du selber so wenig wie möglich aussuchst.“

„Kind, ich bin ein trodener Gefelle, der sich nur an Thatfachen hält, und deshalb kommen die Herren Polen und ich nicht recht mit einander aus. Es hat mir bis jetzt noch keiner sagen können, was er eigentlich will; sie sprechen stundenlang enthusiastisch von der Freiheit, nachdem ich aber mit aller Noth herausgebracht, daß sie unter Niederdrückung der Freiheit bloß die Beschränkung der Adelsrechte verstehen, halte ich sie für Kinder, die von ihrer Aufgabe keinen Begriff haben. Daß sie ein wenig Abwechslung in den einschläfernden Umgangston unserer lieben Freiburger bringen, ist darum kein Unglück; ich selbst aber finde es überflüssig, ihnen meine kostbare Zeit zu opfern.“

Wahrlich, sie kommt mich theuer zu stehen, diese Geschichte der deutschen Handwerker, denn auch für die Frau bleibt kaum eine Stunde vom Tag übrig!

20. Juli.

Mein Herz war sehr böse heut; es hat nicht folgen wollen. Ich war in der sieben Uhr Messe, dann besuchte ich das Grab unserer Eltern. O, wie war mir zu Muthe, angesichts des eisernen Kreuzes auf dem niedrigen Steinsodol, — ich, das Kind so braver, rechtschaffener, grundguter Menschen! Meine Kniee trugen mich nicht mehr, als ich Grotecki nur von Weitem sah.

24. Juli.

Heute zum ersten Male erklang mir die schrille Stimme der Hofrätthin angenehm, als ich sie auf der Treppe: „Regeli, ist jemand zu Haus?“ schreien hörte. Jede Zerstreung, alles was mich aus meinem Denken reiht, kommt mir gelegen. Aber so aller Contenance beraubt, ist die gute Frau noch nie über unsere Schwelle gekauert wie dieses Mal. Wir hatten eben zu Mittag gegessen; mein Mann wollte sich entfernen, sie hielt ihn aber am Rockärmel fest.

„Ich muß mich aussprechen, Ihr müßt mich anhören, — ich bin eine desperate Frau, — Kinder, um's Himmelswillen, was ist mir eingefallen, die Gräfin in mein Haus zu laden, — sie sitzt auf dem Balcon und raucht, und auf der Gass' steht ganz Freiburg und gafft, und wie ein Sünder hab' ich mich zur Hintertür rausgestohlen, — meine Stuben, meine Ordnung, mein ganzer Lebenslauf ist durch einander geworfen, — kein Kissen liegt mehr am Platz, kein Stuhl steht am rechten Ort, den Teppich verkumpelt sie wie einen Waschlapfen, wo ich geh' und steh', stoß ich auf ein rother Pantoffel — und erst meine Fremdenstube, die ich gehalten wie ein Schmudklästle, — wie in einem Schweinsstall schaut's drin' aus, — das nenn' ich eine Gräfin, und sag' ich was, anstatt daß sie mich behandeln thät wie eine honnette alte Dame, fällt sie mir lachend um der Hals, reiht mir die Perrück' vom Kopf, wirft sie an der Plafond und verlangt, daß ich ihr zu Lieb alle Tag die Sonntagsperrück' aufsey'. Und die tollen Mannsleut', die der ganz' Tag anklopfen, — nicht nur Polen, Gott bewahr' — unsere Herren Staatsrätth' und Hofrätth' und Gerichtsrätth' kommen in die Bistri', in neuen Halsbinden, mit gebürsteten Haaren und spielen der Zuvinetter (den Zungenklaffen), und sie liegt mit den Füßen auf meiner guten Kanapee und raucht wie ein Soldat und seht mir der ganz' Tisch voll Aschenhäufe —“

So, schloß die Hofrätthin, „und jetzt geh' ich noch zur Meyer und dann zur Huber, denn ich kann mir nicht genug Lust machen!“ —

25. Juli.

Gestern im Concert, welches die Gräfin im Museums-saale gab, sah ich Grotecki zum ersten Mal wieder. Der Wille thut doch ein Großes; ich glaube, ich blieb äußerlich ganz ruhig, aber das Unglück wollte es, daß ich auf der Seite meinen Platz hatte, sodaß Grotecki während des ganzen Concertes hinter mir stand. Er sprach nicht viel, aber seine Gegenwart wirkte vollkommen erlösend auf meine Lebensgeister. Ich glaube, die Gräfin spielte wundervoll, wenigstens drangen mir die Töne ihrer Flöte bis in's Innerste, — und doch, während der ganze Saal mitfang: „Noch ist Polen nicht verloren“ und „Denkst Du daran, mein tapferer Zagienka, komm' ich nicht mit einstimmen, denn der Gedanke, daß eine schuldige Seele wohl niemals mehr eines freien, hohen Aufschwunges fähig sei, machte mich unsäglich elend. Aber wie verwandelte sich alles in mir, als Grotecki sich plötzlich mit den Worten über mich beugte:

„Sie haben sich sehr verändert.“

Ah, es ist ja nicht, was er sagt, es ist die Art, wie er die Dinge sagt, seinen Worten ist nie etwas vorzuwerfen, seinen Augen alles, sie strahlen mich an wie einen Mitschuldigen, sie geben mein tiefverhülltes Geheimniß rücksichtslos dem Tage preis und verwandeln Neue und Born in meinem Innern in ein, mein besseres Ich verspottendes Gefühl der Freude.

Er bat um die Erlaubniß, mich nach Hause begleiten zu dürfen; ich sagte ihm, daß mich mein Mann abhole, worauf er mit auffallender Hast zurücktrat. Ich sah mich unter dem Thore des Museums nach Kaver um, als plötzlich Wilinski, den Arm in der Schlinge, vor mir stand.

„Schöne Frau,“ flüsterte er, „ein Zeichen Ihrer Schuld, und ich bin trotz allem Vorgefallenen Ihr Slave.“

Empört wollte ich an ihm vorüber eilen, er blieb an meiner Seite; im nächsten Augenblick trat uns mein Mann entgegen und reichte mir den Arm.

Er nahm von Wilinski nicht die geringste Notiz, und ich hörte den leisen Fluch, den dieser hinter uns drein sandte.

26. Juli.

Wir hatten die Gräfin zu Tisch, Lenchen, Zarembecki und Hermann. Grotecki ließ danken; hatte er eine Ahnung, welch' unermesslichen Gefallen er mir damit erwies?

Die Gräfin ist eine blendende Erscheinung, sprühend von Geist; sie war noch keine fünf Minuten im Zimmer, so standen und lagen die Dinge um uns her schon alle schief und krumm; aber nicht, daß sie absichtlich an das Zerstoren der Ordnung gegangen wäre, es macht sich bei dieser unheimlich lebendigen Natur alles ganz von selbst; sie bewundert etwas und stellt es auf den verkehrten Platz, sie lacht sich halb todt über eine altmodische Uhr und dreht sie herum, kurz, sie construirt sich in kürzester Zeit die ihr angemessene Umgebung, wirft sich mit Aplomb auf's Kanapee und fühlt sich daheim.

Es ist nicht zu sagen, wie oft Uebermuth und Traurigkeit, Lebenslust und Lebensüberdruß während des kurzen Mahles bei ihr wechselten. Sie klopfte meinem Mann auf die Schulter mit der Bemerkung:

„Sie sind der angenehmste deutsche Bär, den ich in meinem Leben kennen gelernt, es würde mir Spaß machen, Sie zu erobern, wenn ich es nicht für eine Geschmacklosigkeit hielte, Ihrer schönen Frau den Rang ablaufen zu wollen. Ich bewundere die Schönheit, ich liebe sie wie meine Seele; ich werde Sie nie vergessen, Schwester Aniete, wir werden überhaupt der Deutschen immer gedenken, und wendet sich das Glückrad zu unseren Gunsten, soll Deutschland über Polen's Edel-muth staunen.“

Mein Mann lächelte und nahm, nachdem er mit der Gräfin angestoßen, einen sehr bedächtigen Schluck:

„Warum lächeln Sie,“ fuhr sie in gereiztem Tone auf, „trauen Sie uns etwa nicht, sind Sie auch der Meinung, die Polen seien falsch?“

„Ich halte sie nur für sehr impulsiv, dem Wechsel ihrer Eindrücke unterworfen,“ entgegnete mein Mann, „es wird demnach unter allen Umständen das Beste sein, wir Deutsche verlassen uns auf uns selbst; es fehlt uns nichts als die Einigkeit, dann sind wir eine Macht.“

„Aber Ihr werdet nie eine Macht sein, weil Ihr nicht handelt,“ unterbrach ihn die Gräfin, „uns macht die Liebe lähn und beredt, Euch ungeschickt und blöde,“ — sie schnellte dem dunkel erglühenden Hermann eine Rosine in's Gesicht, die er andächtig aß, — „mürrisches, langmüthiges, unpractisches Volk, das Ihr seid, hättet Ihr nur einen Tropfen Polenblutes in Euch, es wäre längst alles gut!“

„Oder schlecht,“ sagte mein Mann, „jeder Wein gährt auf seine eigene Weise, und der ist nicht von der letzten Sorte, der die längste Zeit dazu braucht; nur Geduld!“

„Grauenhaftestes aller Worte,“ rief die Gräfin aufspringend, „habt keine Geduld und handelt, bevor man Euch das Athmen verbietet!“

„Hoch, die Gräfin, hoch!“ schrie Hermann; die Hofrätthin schluchzte, ohne zu wissen warum, mein Mann und die Polin standen wie kampfbereit, Aug' in Aug'. Lenchen, meine Verlegenheit bemerkend, flüsterte Zarembecki etwas zu, worauf dieser sich erhob:

„Meine Herrschaften, der deutsche Sprak ohnmächtig, habe ich die Bewusstigkeit im Grund meiner Seele, daß wir nicht streitigkeiten sollen mit unsere Gastfreunde, aber uns mit ihnen liebend verbündigen zu einem strömenden: es lebe die Freiheit, sie lebe hoch in der Polen Land, sie lebe hoch in der Deutschen Land!“

Man stieß an und beruhigte sich, ich ließ den Kaffee in meines Mannes Studirzimmer serviren; die Gräfin rauchte mit den Herren, sie lag auf dem Sopha neben dem Schreibtisch, und wenn sie sprach, legte sie die brennende Cigarre auf meines Mannes Schriften.

„Gräfin,“ zeterete die Hofrätthin, „Sie werden uns anfechten, wie können Sie so unvorsichtig sein mit dem Feuer!“

Die Polin schaute den Ringeln nach, die sie in die Luft blies: „Vorsicht ist eine lächerliche alte Verwandte der Feigheit, wir Polen haben mit Beiden nichts gemein.“

Hermann, zu Füßen des Sophas, bediente die schöne Frau wie ein Page. Kaver stand mit seiner Pfeife, und wie er mir nachträglich gestand, mit der

Empfindung am Ofen, als befände er sich im Theater. Als ich zur Thüre ging, um Regeli einen Auftrag zu geben, rief die Gräfin, welche eben unter Thränen von ihrem im Kampfe gefallenen Mann gesprochen hatte:

„Professor, Professor, haben Sie Acht, Ihre Frau schwebt, anstatt zu gehen —“

„Hat das etwas Beunruhigendes?“ fragte mein Mann.

„Kurzschicker!“ lachte sie auf; „wäre ich ein Mann, ich müßte eine so leise auftretende Frau unwiderrüchlich lieben, was aber ein Pole mit Leidenschaft erfaßt, das macht er selbst der Hölle streitig.“ Sie schaute mich mit einem Blick an, der mich derart verwirrte, daß ich mich von den Anwesenden weg zum offenen Fenster wandte. Im nächsten Augenblicke stand die Gräfin an meiner Seite; fest umschlangen mich ihre Arme, ihr Athem berührte mein Ohr:

„Kind,“ flüsterte sie, „glauben Sie wirklich, das heißt leben, wenn Sie Ihrem guten Mann alle Tage ein gutes Mittagessen hinstellen, — Kleinstädterin, die das laute Pochen ihres Herzens, das ich hier unter meiner Hand spüre, als ein Unrecht erachtet, — Sie vegetiren, Kind, Leben ist Leidenschaft, Tollheit, Raserei, — Aengstlichkeit und Brüderie Sache der Unbekehrten, — haben Sie den Muth der Wahrheit, denn was wir fühlen, ist unser Gesetz! . . .“

Sie sprach noch viel, und ich stand und lauschte, und ihre Worte machten mich erbeben. Sie brachte es fertig, meinen Mann zu überreden, an dem großen Ausfluge Theil zu nehmen, der am nächsten Mittwoch nach St. Ottilien stattfinden soll. Sie ist eine Zauberin, der Niemand zu widerstehen vermag.

1. August.

Alle Versuche, meinen Mann von der Idee abzubringen, mit mir an dem Ausfluge Theil zu nehmen, sind ohne Erfolg geblieben.

„Kind,“ sagte er, „wenn Du so viel allein zu Hause sitzt, wirst Du zu still, Du brauchst Gesellschaft, bist jung und mußt Dich mit der Jugend freuen. Der Verkehr mit dieser lebenssprühenden Polin muß Dir doch ein Vergnügen sein?“

„Gewiß,“ gab ich zu, „aber unsere Grundsätze, — wenn Du wüßtest —“

„Liebes Kind,“ fiel mir mein Mann in's Wort, „mit solch' altehrwürdigen Herkömmlichkeiten wie Grundsätze giebt sich die Gräfin freilich nicht ab, aber was schadet's denn, Du brauchst ja nicht auf sie zu bauen, nimm sie wie sie ist! Niemand verlangt von einer Rose, daß sie wie ein Veilchen dufte, aber die Menschen können nie fertig werden, an einander anzusetzen.“

Ob mein Mann in seiner unerschütterlichen Gerechtigkeitliebe auch für den Fehl meines Herzens einen Milderungsgrund fände?

Caton, ich bin manchmal nahe daran, ihm alles zu sagen, ihn anzusehen: „Um Gotteswillen, nimm Dir Zeit, einen Blick in das erbärmliche Herz Deines Weibes zu thun, das sich in der Feigheit verzehrt, Dir die Wahrheit zu sagen!“ — Ja, ich bin feig, ich habe nur die Kraft, der Versuchung aus dem Wege zu gehen, — mit Grotecki zusammen, habe ich keinen Willen, — er ist mir wie erstorben, und ich weiß nicht, was ich im Stande wäre, unter dem Banne seines Blickes. O, Caton, wie ist das möglich? Ich denke manchmal, wenn er doch schlecht sein wollte! Ich suche in seinem Benehmen, in seinem Wesen nach einem unedlen Zug, der mich ernüchtern könnte, und ich kann nichts finden, — nichts!

1. October 1832.

In Freiburg ist's still, wie in einem Grabe; die Polen sind fort; man entzog der Stadt das Regiment und spricht von dem möglichen Verlust des Hof-Gerichtes. Stumm und gedrückt schleichen die noch kürzlich so freiheitsberauschten Menschen einher. . . . Dies ist das traurige Ende der öffentlichen Angelegenheiten.

Was die Geschichte meines Herzens betrifft, die hat, Gott sei Lob und Dank, ein besseres Ende gefunden. Die letzten Seiten des Jahrbuches sollen Dir davon erzählen; dann leg' ich es in Deine Hände zurück.

Es hat mir nicht umsonst vor jener Partie gebangt, als wie vor etwas Entsetzlichem; sie ist in der That zum Wendepunkte meines Lebens geworden.

Man verjammelte sich früh am Nachmittage am Fuße des Schloßberges; Wilinski und seine Anhänger, die nicht geladen waren, zogen lärmend und hohnlachend an uns vorüber, um sich in die Brauerei unten am Schloßberge zu begeben.

Ich hatte der Hofrätthin den Arm gereicht; rechts von ihr ging Grotecki; während die gute Frau zwischen uns schwante, konnte ich nicht aufsehen, ohne Grotecki's Blicken zu begegnen. Er sprach kein Wort, und doch war mir, als hörte ich jeden seiner Gedanken. Zum Glück gestellte sich ein junger Pole zu uns, und ich besuchte mich, die Honneurs der Umgegend zu machen, erzählte von dem Wallfahrts-Orte St. Ottilien, wohin Herzog Etilio's Tochter geflohen, um einer ihr aufgedrungenen Heirath zu entgehen; von ihrem Vater ver-



folgt, öffneten sich vor ihr die Felsen, und aus den Thränen, die sie in der Luft geweint, ist die Quelle entsprungen.

Der Weg dünkte mir endlos. Die alte Dame leuchtete und hing mir schwer im Arme; Grottedi schwieg beharrlich, und der junge Pole erzählte in eintönig melancholischer Weise von den Fichtemwäldern seiner Heimath, die ganz flach wäre, aber schöner als alles Andere auf der Erde.

Endlich lag St. Ottilien in seiner zauberischen Wald-einsamkeit vor uns. Wir gingen in die Kapelle, und von da folgte mir Grottedi die paar Stufen hinab in die Felsengrotte, wo die Quelle fließt. Du weißt, wie still, kühl und lauschig dieser Ort ist, mit seinem sprudelnden Quell, der wie aus fernen Zeiten jagendhaft in die Gegenwart quillt! Wir knieten am Rande des Bassins, und indem wir uns darüber hinneigten, flüsterte Grottedi:

„Was habe ich Ihnen gethan?“

Ich wußte nichts zu antworten und streckte meine Hände unter das fließende Wasser; er that es auch und hielt die meinen umfaßt. „Im Namen Gottes,“ flüchte ich ihn an, „vergessen Sie nicht, daß es die Thränen einer Heiligen sind, die dieser Klust entspringen!“

Er ließ mich los, und ich eilte aus dem unheimlichen Halbdunkel der Grotte in's Tageslicht hinaus.

Tische und Stühle wurden in's Freie geschleppt; die Studenten lagerten sich im Grase. Da der Platz vor dem Wirthshaus schmal ist, bewegte sich alles im dichtesten Gedränge, und es erfolgte daraus ein unbeschreibliches Gewirr von Rufen und Singen und Reden; die Gräfin bildete den Mittelpunkt; entweder sie sprach, und dann jauchzten ihr die alten und jungen, die deutschen und polnischen Männer wie fanatisirt zu, oder sie umarmte die begeisterten Jünglinge, trank mit ihnen Brüderschaft und küßte die Rosenkränze, welche dem Waldbruder abgelaufen und ihr hingehalten wurden. Sie war wunderschön; einer Siegesgöttin gleich thronte sie auf ihrem erhöhten Sitze, und es hätte sicherlich nur der Worte bedurft: „Auf zum Kampfe!“, die berauschten Jünglinge wären ihr auf Tod und Leben gefolgt. Aber da tauchte die Gestalt meines Mannes mitten in dem Gewühle auf; ruhig, ohne viel Worte zu machen, legte er dem Aufgeregtesten die Hand auf die Schulter; einem anderen nahm er den Stockdegen aus der Hand; es kam wie Besinnung über sie; das wilde Geschrei legte sich. Mein Mann stand jetzt neben der Gräfin, und einen größeren Gegensatz als diese beiden Menschen konnte man sich nicht denken. Sie mochte es wohl bemerkt haben, daß er ihr entgegen arbeitete, denn Jovnesröthe färbte ihr Antlitz, allein der mild heitere Blick meines Mannes entwaffnete sie offenbar, und es währte nicht lange, so unterhielten sie sich ganz gemüthlich.

Die Hofrätthin und anderen Damen, bei denen ich am Tische saß, strickten unterdessen unverdrossen weiter, trotz aller Polen- und Freiheits-Begeisterung niemals den Faden ihrer Haushaltungs-Angelegenheit verlierend. Die Professorin Bergstein brachte etwas Abwechslung in das Thema, indem sie erzählte, „ihr Pole“ habe gleich beim ersten Mittagessen zu ihr gesagt: „Madame, Sie haben eine wunderhübsche Hand, mit Grübchen d'rin,“ — und nun sei sie ganz erboßt auf ihren Mann, mit dem sie bald zwanzig Jahre verheirathet sei, und der noch nie etwas von dieser Schönheit bemerkt.

„Ja wohl,“ hieß es, „die Polen haben eben müssen kommen, um uns die Augen zu öffnen,“ und eine der Mütter meinte: „Mein Mariele hat schon erklärt: ‚Mir gefällt so ein altbackener Freiburger kein bißle mehr!‘“

Ich fand diese Aeußerungen höchst abgeschmackt und doch konnte ich nicht anders, als mich betroffen fühlen; wie eine Verzweifelte heftete ich den Blick auf meinen Mann, an mich selber die Frage stellend: „Wie ist es möglich, daß ein anderer als er Macht über Dein Herz gewinnen konnte? Erkennst Du Deinen Mann nicht als den Besten der Menschen, — möchtest Du nicht lieber sterben, als ihm eine Kränkung zufügen, und doch klopfst Dein rebellisches Herz beim Anblicke Grottedi's, — warum, — o, warum?“ Was hat er vor Deinem edlen, getreuen, seelenreinen Gatten voraus? Nichts, als die Sprache der Leidenschaft, — sollte dies so schwerwiegend im Leben sein? —

Der Waldbruder läutete zum Ave Maria, und singend und betend rüstete sich die Gesellschaft, um den Heimweg anzutreten. Ich hing mich mit aller Gewalt an Xaver's Arm; er aber schob mich lächelnd von sich weg.

„Du gehst natürlich mit der Jugend, Kind; ich nehme mit der Hofrätthin und den Frau Müttern den unteren Weg, der obere möchte ihnen etwas zu viel werden.“

Ich starrte meinem Manne wortlos nach; es war mir zu Muth, als wenn sich die höllischen Mächte verschworen hätten, mich zu verderben. Wie durch einen Schleier sah ich Grottedi auf mich zutreten, und schnell, ohne mich zu besinnen, streckte ich die Hand nach Hermann aus, der in meiner Nähe stand. Da trat die Gräfin zwischen uns.

„Halt! Der gehört zu meinem Trost, Schönste, Sie müssen sich einen anderen Ritter erwählen, — da steht er schon!“

Grottedi nahm meinen Arm, ohne ein Wort zu sagen, und ich folgte ihm in den nächtlichen, monddurchschienenen Wald. Hinter uns kamen die anderen, und feierlich hallte es durch die Wege:

„Noch ist Polen nicht verloren —“

Wir aber gingen rascher und rascher, und ein eigenthümliches Gefühl des Tropes überlam mich, — „gut,“ sprach's in meinem Innern, „gut! Wenn Dein Mann mit Blindheit geschlagen ist, wenn er Deinen beschwörenden, stehenden Blick nicht versteht und Dich verläßt in der Stunde der Gefahr, — was nun kommen mag, ist es nicht seine Schuld?“

Wir waren in einen Seitenweg gerathen. Nur dann und wann tauchte noch ein Bärchen auf, um ebenso schnell wieder im Dunkel der Bäume zu verschwinden.

„Sie sind mir diese Stunde schuldig,“ sprach Grottedi. „Seit jenem Tage, an dem Sie so hochherzigen Sinnes mir zur Seite gestanden, haben Sie mir jede Gelegenheit abgeschnitten, Ihnen zu danken, — Ihnen zu sagen, was ich für Sie fühle. Nein, nein, unterbrechen Sie mich nicht, ich muß endlich zu Worte kommen! Sie sind für mich die Offenbarung der edelsten Weiblichkeit, — Sie haben mich gebannt, gefangen genommen für immer. Ihr Bild ist in meine Seele gezogen wie ein Märchen, in dem holder Ernst, neckische Laune, tiefe Poesie und reinste Schönheit einander überbieten.“

Er sprach noch viel, mir aber raubte eine entsetzliche Gewißheit alle Besinnung, — wir hatten uns verirrt. Längst war der Gesang hinter uns verstummt; an den Lichtungen tauchten keine Gestalten mehr auf. Schon bei hellem Tage hatte ich mich in dieser Gegend des Berges verfehlt, dessen viele Seitenpfade Eimen stundenlang die Kreuz und Duer führen können. Nun war es Nacht; Todesstille herrschte rings umher. Wie lange, weiße Gespenster ragten die Bäume zum Himmel, und das Gesträuch am Wege streckte seine dünnen Arme gierig nach uns aus. Mein Athem flog, meine Glieder bebten, ich rannte wie von meinem bösen Gewissen gejagt, indeß Grottedi's Stimme mir schmeichelnd in's Ohr tönte. Plötzlich hielt er mich am Arme fest.

„Warum so eilen, — haben Sie Furcht? O, gestehen Sie, — weil ich Ihnen nicht gleichgültig bin!“

„Und wenn es so wäre,“ fiel ich ihm in's Wort, „habe ich darum aufgehört, Ihre Achtung zu verdienen? Gabe es Ihnen ein Recht —“

„Ja, ich habe ein Recht, — das der Liebe,“ flüsterte er dicht an meiner Seite. Als habe die Verzweiflung mir Flügel verliehen, so flog ich durch den Wald, den Weg entlang, da, plötzlich eine Lichtung und Freiburg lag zu meinen Füßen! Ich brach in Thränen aus; im nächsten Augenblicke hielt mich Grottedi in den Armen, und wie gelähmt an allen Gliedern, unfähig zu denken und zu handeln, wandte ich den Blick dem Münster zu, — horch — dumpfes Geläute — eine Rauchsäule stieg hinter dem hohen Thurme empor feurige Funken stoben gen Himmel. . .

„Um Gotteswillen,“ schrie ich auf, „lassen Sie mich los, es brennt, — vielleicht bei uns, — meines Mannes Werk! Begreifen Sie denn nicht?“

„Du bleibst!“ knirschte Grottedi. „Was liegt mir an der ganzen Welt, sammt Deines Mannes Werk!“

Und das war's! Das war das erlösende Wort, welches mir eine Kraft verlieh weit über das gewöhnliche Maß hinaus. Ich stieß Grottedi zurück, daß er taumelte, und rannte den Berg hinab, ich stürzte über den Münsterplatz, und meine Ahnung ward zur Gewißheit: der Rauch stieg aus unserem Hause auf. Ich drängte mich durch die Menschen und Feuerstippen, hörte im Fluge, die Gefahr sei vorüber, und kam halb wahninnig vor Erregung oben an. Es hatte nur in meines Mannes Zimmer gebrannt; der Schreibtisch war halb verlohrt, die ganze Bibliothek, alle Schriften lagen auf dem Fußboden zerstreut, die Möbel standen wirt durch einander, ich konnte kaum eintreten. Zumitten dieses traurigen Durcheinander kniete mein Mann und wühlte im Scheine zweier Kerzen unter den Büchern und Schriften.

„Um Gotteswillen, Dein Werk!“ schrie ich auf.

„Ich suche es,“ erwiderte er.

Auf meine Frage, wie das Feuer ausgebrochen, meinte er mit einem Anfluge seines alten Lächelns:

„Durch unsere lieben Polen; Bilinski und seine Anhänger machten sich den Spaß eines Feuerwerkes im Hofe des Nebenhauses; eine Petarde flog in mein Studirzimmer. Vorsicht, wie Du ja aus dem Munde der Gräfin gehört, ist eine zu lächerliche Sache, als daß sich ein Pole damit abgäbe.“

„Es geschah mit Fleiß, mit Bewußtsein, — aus Rache!“ schrie ich auf. „O, diese Schlechten, Falschen, Clenden!“

„Mein Kind, was sichts Dich an?“ unterbrach mich Xaver. „So habe ich Dich noch nie gesehen. Komm, lege Dich nieder; Dir ist der Schreck zu Gemüthe gefahren. Ich bin bald zu Ende.“

Angelleidet sank ich auf mein Bett; es war zu viel gewesen des Erlebten, und unfähig, noch etwas zu denken oder zu fühlen, sank ich in einen tiefen Schlaf. Als ich erwachte, stand mein Mann am Fußende meines Bettes; er hielt etwas in der Hand, und ich fuhr in die Höhe.

„Es ist gefunden?“

„Nein,“ sprach er, „meine Arbeit ist verloren, aber ich habe etwas anderes gefunden und den Rest der Nacht damit hingebracht, — Dein Jahrbuch für die Schwester, — und es ist mir daraus klar geworden, daß ich vor lauter Sorge um die Vergangenheit die lebendige Gegenwart beinah' vergessen. Du armes Weib, hast an meiner Seite hungern müssen, Du hattest keinen Gefährten, der mit Dir Freud' und Leid theilte, nur einen gestrengen, stets beschäftigten Gatten, dessen Arbeitsstube Du ohne seine Erlaubniß nicht zu betreten wagtest, vor dem Du Deine Gedanken sorgfältig verschließen zu müssen glaubtest, weil seine Zeit der Arbeit gehörte. Du, so berechtigt, in dem Maße beglückt zu werden, als Du zu beglücken vermagst, — kannst Du mir verzeihen?“

„Ich bitte Dich, halte ein,“ schluchzte ich auf, „sprich nicht weiter, bis ich Dir den ganzen Feh'l meines Herzens gebeichtet!“

Und ich erzählte alles, was auf dem Heimwege zwischen Grottedi und mir geschehen war, — jede Regung meines Innern deckte ich auf, aber auch jeden Kampf, den mein Herz gekämpft, und was es endlich war, das mich zur Besinnung gebracht . . . die Angst um sein Werk, das nun dahin.

Und in diesem tiefsten Schmerze seines Lebens keine Thräne, keine Aeußerung der Verzweiflung; nur eine große Blässe bedeckte sein Antlitz, und die ersten Silberfäden glänzten mir aus seinem dunklen Haar entgegen.

„Nur ruhig,“ sprach er, „nur den Muth nicht verlieren; wir fangen das ganze Werk wieder von vorn an, und zwar mit einander. Die Auszüge und Quellen-Angaben sind unverfehrt geblieben, und wenn ich einen gewissenhaften Gehülfen zur Seite habe, so ist die Arbeit um die Hälfte gethan.“

„Und Du sagst nichts, — kein Wort über meine Verirrung?“ fragte ich, zu ihm aufblickend.

Da zog er mich an sein edles, großes Herz und ich vernahm das erste Lob aus seinem Munde:

„Du bist ein gutes Weib.“

Rachdruck verboten.

## Liederabende und Abendlieder.

Von Heinrich Ehrlich.

Der verfloßene Winter hat eine früher vereinzelte Erscheinung im öffentlichen Musikleben Berlins sich zu einer sehr oft wiederkehrenden, so zu sagen ständigen umgewandelt: den Liederabenden. Concerte, in welchen das Lied den alleinigen Inhalt des Verzeichnisses — „Programms“ — bildeten, gehörten bis vor drei Jahren zu den Seltenheiten, ja fast zu den Seltsamkeiten. Der verfloßene Winter jedoch gab einen neuen Beweis, wie die Mode das Selbstsame zum Allgemeinen erhebt. Nicht weniger als sechzehn Liederabende haben stattgefunden: drei von Frau Joachim, drei von Fräulein Spies, drei von Herrn Gura, je einer von Frau Schulzen von Asten, Fräulein Hohenschild, Fräulein Schaufel, Frau Schmidt-Röhne, Frau Tofti, den Herren von Zur Mühlen und Theodor Reichmann. Die meisten derselben waren sehr besucht, einige sogar überfüllt. Den Einzelleistungen hier Besprechungen zu widmen, wäre ein recht verspätetes Unternehmen. Dagegen erscheint es geboten, den Betrachtungen, die mir der Winter anregte, jetzt Ausdruck zu geben. Im Sommer, wo die Concert-Säle geschlossen sind, kann sich das innerlichere, das Familien-Musikleben einigermaßen natürlich entwickeln, und da mögen denn einige Hinweise auf die Bedeutung des Liedes und seine Beziehung zum inneren Musikleben wohl eher Berücksichtigung erhoffen, als in der Winterzeit, wo die Liebe zur Tonkunst und die Mode nicht immer getrennt wirken.

Eine Entwicklungs-Geschichte des Liedes kann selbstverständlich nicht im Zwecke dieses Artikels liegen, hier genüge der Hinweis, daß Volks- und Kunstlied in den früheren Jahrhunderten in Wechselwirkung standen\*), daß musikalische Leute im Volke Gedichte und Melodien erdachten, welche bald Verbreitung nach allen Gegenden fanden und im Volksmunde derartig verändert und mit Zusätzen geschmückt wurden, daß der ursprüngliche Dichter und Componist sie kaum erkannt haben mochte; daß die Fachmänner solche Volks-Melodien in mehrstimmige Gefänge umformten und ihrerseits bemüht waren, eigene Melodien volkstümlich zu setzen. Zu Ende des siebzehnten bis weit hinein in das achtzehnte Jahrhundert, als alle Kunst in Deutschland höfisch war, gingen auch die Lieder-Legte und Melodien auf Stelzen. „Ohren vergnügendes und Gemüth ergötzendes Tafel-Concert“ hieß eine beliebte Sammlung, veröffentlicht 1733 in Augsburg. Ein anderes derartiges Werk hieß „Szerontes' singende Muse an der Pleiße“ (1736). In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, als Bürger's Gedichte in das Volk drangen, als Goethe's unsterbliche kleine

\*) In meinem Buche: „Aus allen Tonarten“ habe ich in der biographischen Studie über Robert Franz diese Ansicht ausführlich dargelegt.





Joville. Nach einer Skulptur von Sebaste Kämpfer. — Erste Seite 142.  
In der Preis-Concurrenz der Illustrierten Frauen-Zeitung durch ehrenvolle Erwähnung ausgezeichnet.



lyrischen Eingebungen der wahren Poesie den Sieg errangen, da ichen Joseph Haydn und besonders der göttliche Mozart andere Melodien zu solchen Worten. Zur höchsten Vollendung gelangte das Lied in diesem Jahrhundert; erst durch Schubert ward es zu gleicher Zeit ein in sich abgeschlossenes Kunstwerk und der reinste, ungekünstelte Ausdruck lyrischer Stimmung. Mit Beethoven's „Adelaide“ und Schubert's Liedern begann die Zeit, da das Lied dauernd in die Doffentlichkeit des Concert-Saales trat und einen Platz in den Concert-Verzeichnissen behauptete, während in früherer Zeit die Instrumental-Einzelleistungen allein vorherrschten. Vor fünfzig Jahren gab es noch Virtuosen auf allen möglichen Instrumenten, die sich öffentlich mit Beifall hören ließen: Hornisten, Clarinetisten, Fagottisten, Hautboisten. Der Verfasser hat selbst ein Fagot-Concert gehört und noch im Jahre 1848 ein Oboe-Concert im Streicherischen Klavier-Salon in Wien begleitet. Es dauerte aber lange, bis das Lied auf den jetzigen Standpunkt gelangte. Der „Concertsänger“ ist ein Kind der Neuzeit, der „Liederabend“ ein Product der letzten zwanzig Jahre. Ausgezeichnete, künstlerisch gebildete Opernsänger, deren Stimmen im Laufe der Jahre einiges von der Vollkraft eingebüßt hatten und von der Bühne herab nicht mehr ganz stetig wirkten, wandten sich dem Concert-Saale, dem Oratorium, dem Liede zu, mit welchem sie durch ihren gebiegenen und gefühlvollen Vortrag neue Lorbeeren gewannen. Ihrem Beispiele folgten bald Andere, und heutzutage giebt es nicht wenige, und unter ihnen berühmte Sänger und Sängerinnen, die gar nicht auf der Bühne, nur im Concert-Saale wirken. Der „Liederabend“ der Sänger ist heute im öffentlichen Musikleben eine ebenso selbstverständliche Erscheinung, wie bisher Concerte der Virtuosen waren, die das ganze Programm allein füllten. Das Lied hat eine hohe äußere Stellung erlangt, es hat an Glanz gewonnen, nicht im selben Maße aber an innerem Werthe, an der eigentlichen seelischen Wirkung. Wir wollen das genauer erklären.

Das Lied ist ein urdeutsch-nationales Erzeugniß, das einzig rein deutsche Wort unserer Tonkunst. Oper, Oratorium, Arie, Symphonie, Sonate, Concert sind fremdländische Ausdrücke; Lied ist deutsch und unübersehbar. In englischen und französischen Concert-Anzeigen und Beurtheilungen findet sich das Wort „Lied“ von Schubert, Brahms, Schumann u. s. w., weil der Ausdruck „air“ den Begriff nicht richtig wiedergiebt.

Das Lied war bis zur Neuzeit eine der lebenswürdigsten, dankenswerthesten Beigaben der Concerte, eine duftige lyrische Blüthe zwischen den stolzeren Blumen der Virtuosen-Leistungen. Nunmehr ist es von manchen Gefangenen-Künstlerinnen und Künstlern zur Alleinherrschaft des Concertes erhoben worden, also zum Glanze einer Virtuosen-Leistung. Es liegt klar, daß eine Anzahl von fünfzehn bis zwanzig Liedern, an einem Abend hinter einander vorgetragen, nicht nur sehr großen Kraftaufwand und Ausdauer verlangen, sondern daß auch die Art der Wiedergabe eine solche sein muß, die das Interesse des großen Publicums erregt und festhält und Einformigkeit vermeidet.

Es müssen also verschiedenartige Abwechslungen geboten, auch im Vortrage bekannter Lieder neue Schattirungen — „Nuancen“ — angebracht werden, welche die Hörerschaft überraschen und zu lebhaftem Beifall hinreizen. In dieser Weise wird das Lied numerisch seiner eigentlichen Bestimmung der unmittelbaren Wirkung auf das Gemüth, entzogen. Man könnte mir vielleicht einwenden, daß ja in früherer Zeit auch Niemand daran gedacht hätte, einen ganzen Abend Beethoven'sche Sonaten zu spielen, daß Bülow dies oft gethan habe und die Kunst dabei gewiß keinen Schaden erlitt. Man darf aber nicht vergessen, daß größere, tief angelegte Kunstwerke eine ganz andere, als eine bloß lyrische Stimmung des Hörers verlangen.

Wenn Bülow die letzten fünf Sonaten Beethoven's, die geistig und technisch schwersten, in einem Abend vorführte, so hat er mit unvergleichlicher Meisterhaft die innersten Geheimnisse dieser sibilinischen Bücher der Tonkunst am Klavier geöffnet; vor dem Geiste des Hörers entfaltet sich der Gedankengang jener Werke in ungeahnter Klarheit.\* Man kann wohl sagen, Bülow wirkt an solchen Abenden als ein Führer auf die Höhen der Kunst!

Aber wir müssen die Aufmerksamkeit der fremdlichen Zierin auf den gewaltigen Unterschied zwischen Sonaten- und Liederabend lenken. Jedes größere Instrumental-Werk ist aus verschiedenartigen Kunstformen gebildet, deren Verständniß durch den bedeutenden Künstler dem Hörer näher gerückt wird. Das Lied, selbst die weitest ausgeiponnene Lüge-Ballade, wendet sich in erster Reihe an das Gemüth und an die Phantasie. Das ist ja eben das Verdienst des ewigen Jünglings Haydn, des göttlichen Mozart, daß sie zuerst das Lied aus dem Banne der steifen musikalischen Redensart befreiten und wieder dem Reiche des Gemüthes und der Phantasie zuführten, in welchem nach ihnen Beethoven, Schubert, Mendelssohn, Robert Schumann, Robert Franz und Brahms als die edelsten Priester walteten und walten. Die Wirkung des echten Liedes ist und bleibt an den Momenten gebunden; ein überes Hören, ein Studiren, wie es bei größeren, tiefsinnigen Instrumental-Werken gar oft notwendig erscheint, wäre bei einem Liede undenkbar. Es kann einen Moment fremdartig klingen, aber die dem Gedächtnis entsprechende Stimmung muß es erzeugen. Das beweisen die meisten Schöpfungen der bedeutenden Tonmeister. Daß jedes wahre, wenn auch in der Form kleine Tonkunstwerk auch dem Kunstverstände Genüsse bietet, daß die Wirkung eines schönen Liedes theilweise auch durch Formales, durch rhythmische Eigenthümlichkeit, durch überraschende Wechsel in den Accorden (Harmonisation) zu erklären ist, steht fest; das unterscheidet ja eben die wahrhaft schönen Lieder der Meister vom „gemüthlichen“, bequemen Singhange der Tages-Componisten, der angenehm in die Ohren klingt, aber einen tiefen Eindruck niemals hinterläßt. Aber ebenso fest steht, daß auch das künstlerisch ernst gehaltene Lied sogleich zum Herzen sprechen, das Gemüth einnehmen muß, wenn es seine wahre Bestimmung erfüllen soll.

Wenn nun das Gemüth den Eindruck des Liedes voll und rein in sich aufnehmen und erhalten, wenn das Lied nicht bloß eine oberflächliche, vorübergehende kleine Aufregung bieten soll, dann ist in erster Reihe geboten, daß nicht die verschiedenartigsten Gemüthsstimmungen in jeder Aufeinanderfolge angeregt werden, wobei ein Eindruck den anderen verdrängt, die Aufmerksamkeit abnimmt, und zuletzt, wie bei allen Virtuosen-Concerten, nur mehr Neugierliches das Interesse noch

einigermaßen erweckt. Größere Kunstwerke, bei deren Anhören der gebildete Kunstverständ manchmal in höherem Maße in Thätigkeit gesetzt wird, als die reine Empfindung und die Phantasie, kann der Hörer viel leichter ganz voll in sich aufnehmen, als eine ununterbrochene Reihe von Liedern, deren jedes ein Abgeschlossenes für sich bildet, also jedesmal eine neue, volle Thätigkeit des Gemüthes und der Phantasie verlangt. Es hat sich auch im letzten Winter bei uns in Berlin gezeigt, daß, um einen ganzen Liederabend auszufüllen, manche Schöpfungen der Gattung vorgeführt werden mußten, die ganz bestimmt vom Componisten nur für die innere Händlichkeit, für einen Moment des Alleinseins in abendlicher Dämmerstunde, nicht aber für die Doffentlichkeit einer Concert-Leistung bestimmt waren. Auch sonstige Sonderbarkeiten brachte die Nothwendigkeit, einen ganzen Liederabend interessant auszufüllen, mit sich. So hörten wir von Fräulein Spies, die als die erste Concertsängerin neben Frau Joachim, und mit vollem Rechte gilt, Schubert's — „Wanderer“. Uns erregt dieses Lied aus einem Frauenmunde eine Wirkung, als trüge ein Sänger das „Gretchen am Spinnrade“ vor! Und hier sind wir an dem Punkte angelangt, wo wir uns direct an die freundliche Leserin wenden können.

Jede wahre Musikfreundin, welche die edle Kunst vor Allem zu ihrer eigenen Freude pflegt, wird nach meiner ruhigen Darlegung zugestehen, daß die Stellung, welche die Liederabende in der Doffentlichkeit einnehmen, eine sehr glänzende, nach allen Seiten erfolgreiche sein mag, aber dem wahren Gemüthsleben, das eine unausgesetzte An- und Aufregung nicht verträgt, ferner steht. Die wahre Musikfreundin wird also manchen dieser Liederabende,\*) gleich wie auch, die ästhetische Bewunderung widmen, welche jede bedeutende Kunstleistung mit vollkommenem Rechte beansprucht. Aber sie wird bei einigen Nachdenken einsehen, daß diese Liederabende, wenn auch sehr langsam, aber unvermeidlich zu einem virtuosen, fast loslosten Zustande des Ausdruckes, zu einem declamatorischen, mit gewissen, der Bühne entnommenen Geberden- und Mienen-Spielen führen werden, die gar oft zu dem wahren, aus dem Innern quellenden Vortrage des Liedes einen kritischen Gegensatz bilden, obwohl ihnen starke Wirkung nicht abzuspüren ist. Dieser falschen Richtung mit Erfolg entgegen zu wirken, liegt viel weniger in der Macht der öffentlichen Kunst-Vertheilung, als in der Macht stiller Thätigkeit der wahren Musikfreundinnen. Die Kritik hat gegen die Mode noch nie viel auszurichten vermocht, weder in Anzugs- noch in Kunstfragen. Je mehr die Vertreter des guten Geschmacks mit Ernst oder mit Spott gegen die Krinolinen eiferten, desto mehr schwall sie an, — bis sie eines schönen Tages von denen verworfen wurde, die sie zuerst in die Mode gebracht hatten. Je mehr gegen die künstlerische Unart mancher sehr berühmten Sängerin oder eines solchen Sängers geschrieben ward, desto höher wuchsen ihre Einnahmen, bis eines Tages die Verehrer ihre Ovationen einer anderen, neueren Berühmtheit zuwandten. Der unrichtigen Entwicklung der Lieder-Concerte entgegen zu wirken, ist für die Kritik eine um so schwerere Aufgabe, als ja die Kunstgattung selbst zu den edelsten gehört und aus ihr meistens doch nur das Beste zum Vortrage gewählt wird. Wenn die Mode das Vornehmere protegirt, wie soll der Kunstbeurtheiler dem großen Publicum beweisen, daß dem Gemüthsleben Schaden droht? Nur an die echte Musikfreundin kann er sich wenden. Wenn diese einmal eine Auswahl von wahren Abendliedern treffen will, d. h. von solchen, die im Zwielichte eines schönen Sommerabendes sich so recht in ihr Gemüth senken, — wir nennen absichtlich kein Lied, weil ja jedes wahre Gemüth seine eigenen Regungen hat, die es in diesen oder jenen Tönen wiederfindet, — wenn sie dieselben allein, ohne Zuhörer, singen oder sich vorspielen will, bis das eigene Empfinden jene Befriedigung erlangt, welche nur die richtige musikalische Auffassung verleiht; dann wird sie aus diesen Abendliedern selbst die beste Anschauung dessen schöpfen, was wir über die „Liederabende“ sagten. Dann wird auch das Gemüth der wahren Musikfreundin nach und nach jenem Zustande des Ausdruckes im Concert die Grenze ziehen. Und das Bewußtsein, hierfür eine noch so leise Anregung gegeben zu haben, ist der höchste Lohn, den wir erhoffen dürfen.

\*) Es ist Pflicht, hier laut auszusprechen, daß Frau Joachim, die in edlem Vortrage noch immer Unerreichte, Fräulein Spies und Herr Gura, jetzt der erste Liederfänger, hohe Kunstgenüsse geboten haben.

Kinderred verboten.

### Kinderspiel.

Von Margarete Henke.

Geh' fleißig um mit Deinen Kindern! Habe Sie Tag und Nacht um Dich und liebe sie. Und laß Dich lieben einzig solche Jahre!

Wer kennt es nicht, dieses zum Herzen sprechende Wort unseres gemüthvollen Leopold Schefer, wer, namentlich von uns Frauen, hätte es nicht nachgesprochen und tief in innerster Seele nachempfunden! Und doch, wie Wenige nur „gehn fleißig um mit ihren Kindern!“ Ein Blick auf die Spielplätze großer Städte liefert unzählige Beweise dieser Behauptung. Da sitzen und stehen sie herum, die herzigen, kleinen Geschöpfe, die der Obhut ihrer Kindermädche anvertraut sind. Ach, Obhut! Jawohl, sie werden nicht gerade überfahren, sie verlaufen sich nicht, sie kommen nicht um! Die Wärterin lehrt zur festgesetzten Zeit mit ihrem Schilling zurück, der kleine Mensch bringt rosiges Wänglein mit nach Hause und beneidenswerthe Eglufl. „Wie unzerstörbar Friede die frische Luft gut thut!“ sagt dann wohl, glücklich lächelnd, die junge Mutter zu dem stolzen Vater des gesundheitsstrotzenden Erdenbürgers. Sie hat ja auch nicht Unrecht, für das körperliche Wohl ihres Liebblings kann nicht besser gesorgt werden, aber, Du glückliche junge Frau, wie steht es mit der Seele Deines Kindes, mit dem lernbegierigen kleinen Geist, der bereits mächtiger seine Schwingen regt, als Du vielleicht ahnst? Sind auch hier Fortschritte gemacht worden, die Dich beglücken, die den Vater Deines Kindes mit stammender Freude erfüllen?

Wer die Tummelplätze der Kleinen häufig besucht und das Treiben dort belauscht hat, wird es beobachtet haben, wie oft ein Kind mit einer Frage zu seiner Wärterin eilt, und wie selten nur ihm eine Antwort zu Theil wird. Das Kindermädchen glaubt ihre Schuldigkeit vollständig gethan zu haben,

wenn sie auf das Kind Acht giebt; es gleichzeitig zu unterhalten, scheint ihr höchst unnöthig. Sie hat auch selbst so viel zu thun! Da sitzen sie auf den bequemen Bänken zusammen, die verschiedenen Wärterinnen, besprechen ihre Angelegenheiten oder auch die ihrer Herrschaft (für die größeren Kinder ein trefflicher Bildungstoff!) fördern ihr Stridzeug und sind oft recht ungnädig, wenn ihr kleiner Pflegling mit einem Anliegen kommt. Wie häufig sieht man da ein zuerst strahlendes Augenpaar enttäuscht auf der Wärterin ruhen, enttäuscht oder auch, je nach Eigenart des Kindes, in verhaltenem oder wohl gar lebhaft emporkloppendem Jörn. Es hebt sich auch wohl ein bisher friedlich gesenktes Gesicht gegen die Beschützerin, oder blühende Kinderlippen stoßen ein: „Dumme Vertha!“ grimmig hervor. Dann nimmt das zurückgewiesene Kind seine Beschäftigung wieder auf, vielleicht durch ein größeres Kind belehrt und geleitet, vielleicht durch ein schlechtes Beispiel, eine häßliche Redensart, durch unedle Gedanken ausdrückende Worte misleitet, zum Schlechten vorbereitet. — die empfängliche Kindesseele nimmt das Gute wie das Böse begierig auf, beides wirkt in dem jungen Gemüth durch einander, oft das Böse üppig emporkloppend, die guten Keime überwuchernd!

„Ich würde mich gern mehr mit meinem Töchterchen beschäftigen, aber sie bleibt nur gezwungen bei mir, ich weiß keine Mittel, sie an mich zu fesseln,“ sagte mir einmal eine Mutter, ohne einzusehen, wie sehr sie mit diesem Bekenntniß sich selbst anklagt. Denn warum bleibt ihr Kind nicht gern bei ihr, warum strebt es hinaus und zu Anderen? Einfach, weil die Mutter es nicht versteht, ihr Kind an sich zu ziehen, weil sie, vor deren forschenden Augen die Kindesseele offen da liegen sollte wie ein liebes, vertrautes Buch, in dem kein Gedanke uns unenthüllt geblieben, — weil sie es nicht gelernt hat, diese Schrift zu entziffern, weil, vor Allem, sie nicht versteht, mit ihrem Kinde zu spielen.

Ja, das Spiel, das Kinderspiel, das ist der Kernpunkt, um den sich Alles dreht, von dem das Gedeihen der Kindesseele ausgeht, das ist das Mittel, welches denkenden Eltern gegeben ist, um ihr Kind mit unzerstörbaren Banden an sich zu fetten, das ist's was uns ein „fleißig umgeh'n mit unseren Kindern“ ermöglicht! Eine Mutter, die mit ihrem Kinde spielt, wird nicht darüber zu klagen haben, daß ihr Kind sich nach anderer Gesellschaft, sich von ihr fort geht. Und wahrlich, nur die Mutter, welche es versteht, mit ihrem Kinde Kind zu sein, das Spiel ihres Kindes zu theilen, nur eine solche wird ihrem Liebbling der wertheste Gefährte sein, wird die Kindesliebe in lebhafter Flamme auflodern sehen. O, wie süß ist der Rückblick auf den Garten der Kindheit, wenn uns aus jeder Blüthe dieses Gartens die geliebten Mutteraugen strahlen, wenn dieser Rückblick uns die Theure, Verehrte zeigt, nicht nur wie sie unsere kleinen Hände zum Gebet faltete, sie zum richtigen Handhaben von Griffel und Strichdrucken geschickt machte, sondern auch, wie sie mit uns juchzte und sang, uns spielen lehrte, selbst mit uns spielte!

Wie lassen sich die verschiedenartigen Begabungen im Spiel schon des jüngeren Kindes erkennen, wie sind uns im Spiel und durch das Spiel alle Mittel gegeben, unserem Kinde bis in's Innerste seines Herzens zu schauen, die lebenswürdigen Triebe zu entdecken, um sie zu schöner Blüthe zu entwickeln, die unedlen Eigenschaften niederzulegen, an weiterer Entfaltung zu hindern! Und es kann Eltern geben, die dieses wichtigste Mittel ungenutzt lassen, die sich selbst um die höchste Freude betrügen, ihrem Kinde den höchsten Segen rauben!

Die Wichtigkeit des Kinderspiels als erstes und, ich möchte sagen, vorzüglichstes Bildungsmittel wird wohl von Niemand bestritten. Große und größte Männer haben es mit ihrem Vorbeere für vereinbar gehalten, für das Kinderspiel zu wirken, nicht nur durch lebendiges und geschriebenes Wort, sondern auch durch thätigen Antheil am Spiel. Hätte Lavater sich nicht für das Kinderspiel interessiert, er wäre wohl kaum der Erfinder des unterhaltenden Spieles mit Baustöckchen geworden. Goethe, der uns in „Werther's Leiden“ entzündende Beweise eines liebevollen Verfassens in die Geheimnisse der Kindesseele giebt, vermahnte es nicht, mit muthwilligen Anaben wilde Spiele zu spielen, zu einer Zeit, da sein „Werther“ längst entstanden. Und von Schiller wird uns berichtet, daß er häufig mit seinem kleinen Sohne dessen Lieblingspiel „Löwe und Hund“ gespielt, wobei der Dichter auf allen Vieren im Zimmer umherkroch und die betreffenden thierischen Laute dem liederreichen Mund entströmten.

„Denn nur den engen Traum der Kindheit find Sie Dein, nicht länger!“

So heißt es weiter in Leopold Schefer's „Hausreden“, und ich möchte noch einen Schritt weiter gehen, möchte sagen: Unser, ganz, ungetheilt unser sind sie nur so lange, als die Schule ihren Arm noch nicht nach ihnen ausstreckt, als die süßen, rosiggen Lippen noch kein ABC und Einmaleins nachzusammeln nöthig haben! Tritt erst der Unterricht in sein Recht, so ist uns von unserem Einfluß schon viel genommen. Denn nicht mehr nur die Erzieherin, auch die Lehrerin der eigenen Kinder zu sein, ist nur Wenigen unter uns vergönnt. Einzelne nur sind in der bevorzugten Lage, ihre Kenntnisse zu erweitern, früher Gelerntes durch Wiederholung fester einzuprägen, mit einem Wort: Fortschritte zu machen. Wo aber kein Fortschritt, da geht's unausfahsam zurück, und unter solchen Umständen ein Kind zu unterrichten, möchte wenig anzurathen sein. „Es ist nichts schrecklicher als ein Lehrer, der nicht mehr weiß, als die Schüler allenfalls wissen sollen. Wer Andere lehren will, kann wohl oft das Beste verschweigen, was er weiß, aber er darf nicht halbwissend sein,“ sagt Montan in Wilhelm Meister. Darum, Ihr Mütter, laßt die Jahre vor der Zeit des Lernens nicht ungenutzt vorüberziehen, seid gerade in diesen Jahren Eurem Kinde nicht nur Leiterin, Erzieherin, seid vor allem ihm Freundin, Gespielin! Schaut tief hinein in die Seele Eures Kindes, damit Ihr nicht klagen müßt wie Jene: „Mein Töchterchen bleibt nicht gern bei mir!“ Diese Blicke in das Innere Eures Kindes werden Euch Anleitung geben, in welcher Weise es zu beschäftigen, durch welches Spiel es, nicht nur zu zerstreuen, sondern auch zu bilden sei. Ach, die einzig unzerstörbaren Denkmäler werden in unseren Herzen errichtet, und die Mutter, welche es verstand, den „engen Traum der Kindheit“ ihres Liebblings durch bildendes, von ihr selbst getheiltes Spiel zu einem von den nächsten Kobolden der Jugendlust und Freude erfüllten Traum zu gestalten, sie lebt in uns fort, ob gleich die geliebten Augen sich längst zu ewigem Schlaf geschlossen, eine Heilige, eine Unsterbliche! —

\*) Rubinstein's Beethoven-Abend, in welchem er acht Sonaten hinter einander spielte, war rein von einzelnen genialen Momenten.



Nachdruck verboten.

### Das Gesetz des Schönen.

Von Eufemia Gräfin Vallestrom.

**D**as Gesetz des Schönen ist unleugbar eines der ältesten Gesetze, das mit großer Strenge in seinem weiten Reiche regiert, aber es hat, wie alle anderen Gesetze auch, seine Achillesferse, und seine Macht ist oft schon bedenklich erschüttert worden durch den starken Lanzenstoß: „De gustibus non est disputandum.“

Der Geschmack mit seinen Epochen höchster Vollkommenheit und tiefster Erniedrigung hat, das Gesetz des Schönen oft und zu siegreich als Gegner getroffen, — er hat mit fühner Hand an den Grundpfeilern dieses Gesetzes gerüttelt und aus der Schönheit einen Mode-Kritikler gemacht. Wer aber die Macht der Mode kennt, weiß, daß gegen sie zu kämpfen ein ohnmächtig Beginnen ist, das obendrein noch unfehlbar dem Fluche der Väterlichkeit verfällt. Die Mode und die Vaune aber sind Schwestern, welche über den Gesetzen stehen, — vogelfrei, denn wir dürfen sie bekämpfen mit allen Waffen. Freilich hat noch Niemand sagen können, daß er die Mode zu Tode getroffen habe. Unsichtbar fast für unser Auge ändert sie sich im Einverständnis mit ihrem Freunde, dem Geschmack, und siehe da, was uns gestern entzückt hat, finden wir heute entsetzlich lächerlich.

Wir brauchen gar nicht vom Beginn der Welt an nach Velegeren dafür zu suchen, die Annalen unseres Jahrhunderts reden deutlich genug von den Erschütterungen, welchen das Gesetz des Schönen in den siebenundachtzig Jahren desselben ausgesetzt war in Allem und Allem, in der häuslichen Einrichtung, in der Toilette, in der Kunst, der Handarbeit, der Industrie, ja sogar in der Physiognomie. In all diesen Zweigen hat das Gesetz des Schönen gerade in unserem Jahrhundert seine tiefsten Niederlagen zu verzeichnen, und die Epoche von 1820—1870 wird dereinst mit recht schwarzen Lettern in der Chronik des Schönen verzeichnet stehen. In dieser Epoche waren Mode und Geschmack oft heftig mit einander brouillirt. Großend jög der Kestere sich vom Schauplatz zurück und sah hochladend auf die grünlischen Möbelstücke, welche die Industrie schuf, herab, betrachtete kopfschüttelnd die unmöglichen Arbeiten, welche garte Damenhände in Gestalt schrecklicher, grell schattirter Blumen auf Stramin stücken und verhäulte vollends die Augen vor den Toiletten, mittelst welchen selbst die schönsten Frauen und Mädchen sich mit großem Glück entstellten.

Das Alles ist jetzt freilich besser geworden, und in jedem Zweige arbeiten Verufene daran, das Gesetz des Schönen durchzuführen und so zu befestigen, daß es wirklich ein Gesetz wird, an welchem nicht gedankelt und gerüttelt, wohl aber stetig gebessert werden kann. So steht jetzt unsere Kunst-Industrie auf einer unbestrittenen Stufe von Vollkommenheit.

Doch auch die menschliche Schönheit ist der Mode unterworfen, und so paradox die Behauptung auch klingen mag, sie ist dennoch wahr. Wir wissen, daß die wundervollen Marmorbilder des griechischen Alterthums für uns als maßgebende Schönheitslinien gelten, aber auch hierin hat der Geschmack sich schon verkehrt, wenn man es so nennen will, und auch ich besitze die Kühnheit, zu gestehen, daß die Statuen und Büsten des antiken Griechenlands mit der geraden Linie ihrer Stirn und Nase auf die Dauer langweilig und wenig geistreich wirken, während z. B. die Marmorbilder der alten Römer und Römerinnen mit ihren kraft- und ausdrucksvollen Zügen der Physiognomie ein ungleich größeres und interessanteres Studium gestatten. Wir brauchen nur eine Reihe jener Taschenbücher, Nissen-Almanache, „Bergheimnichts“ und Keppfates mit ihren Phantasie-Portraits aufzuschlagen, um zu wissen, welche Sorte von Schönheit vom Beginne unseres Jahrhunderts bis zum jetzigen Entschlummern dieser Taschenbücher Mode waren. Im Anfang, als die Trachten sich noch der Antike näherten, dominirten die an die griechischen Vorbilder erinnernden Züge. Dann gingen dieselben ins Süßliche mit himmelnden Blicken über; und als gar die Mode die entsetzlichen Haarfrisuren und fürchterlichen Kopfbedeckungen der dreißiger und vierziger Jahre wollte, da dominirte nur noch ein Genre von weiblicher Schönheit: ein geistlos lächelnder, kleiner Mund, dito Taubenaugen, ein griechisches Näschen und eine indifferente Haltung.

Nachdem sich nun der gute Geschmack lange genug hatte knochen lassen, wandte er sich gegen diese Ungeheuerlichkeiten und erreichte zwar zuvörderst nur die Krinolinen-Epoche, aber erkämpfte auf dem einmal gewonnenen Felde schließlich doch den Sieg. Denn wenn wir den schon halb überwundenen Standpunkt der Korinthen abrechnen, so müssen wir doch zugestehen, daß unsere heutigen Moden gediegen und kleidsamer sind, weil sie Jedem gestatten, so vortheilhaft auszugehen, als Mutter Natur es eben erlaubt.

Mit diesen goldenen Zeiten ist natürlich auch ein anderes Genre von Schönheit Mode geworden. An die Stelle der geizierten, himmelnden, unglücklich geistlosen Frauenköpfe der vormärzlichen und den üppigen, aber ebenso wenig geistvollen der ersten nachmärzlichen Zeit mit all' den damals so beliebten idealen Unnatürlichkeiten ist die Natur getreten, — ein frischer Hauch weht durch die Kunst. Die Nase muß heute nicht mehr in gerader Linie mit der Stirn einher laufen, die ideale Größe des Mundes schließt nicht mehr mit so und so viel Centimetern an dem und dem Punkte ab, die Künstler malen den Menschen, wie er ist, nicht wie er sein sollte. Und doch, trotz all' dieser Freiheit herrscht das Gesetz des Schönen, aber es ist heutzutage kein tyrannisches Gesetz mehr, sondern ein constitutionelles, das denen, welche seine Wohlthaten genießen, neben dem für alle Dinge notwendigen Grenzen den weitesten Wirkungskreis gewährt.

In diesem Sinne sollten wir Alle für das Gesetz des Schönen Propaganda machen, das heißt wir sollten lernen, den Beweis zu liefern, daß man neben den kühnsten und baroden Ideen die Grenzen nicht zu überschreiten braucht, welche jegliches Ding hat, besonders das Schöne.

Nachdruck verboten.

### Aus den Bädern.

Sahnitz auf Rügen, Anfang August.

**R**ügen schöner geworden, seit der Dampfwagen schnaubend und stöhnend seinen Eisenweg über die waldumkränzte Ostsee-Ansel verfolgt? Ich weiß es nicht recht, — es will mich bedünken, als hätte die Raftlosigkeit, als deren Verkörperung mir immer die Locomotive erschienen ist, ein gut Theil Poesie auch von den Gestaden Rügens verbannt.

Meine jüngeren Leserinnen, die gleich mir den gelben Ostsee-Strand lieben, wissen nicht, wie herrlich es dereinst in Sahnitz war, als statt der stolzen Hotels und der großstädtischen Villen nur kleine Fischerhäuser sich auf den Dügeln am Meere erhoben, und als noch nicht der moderne Comfort in seiner ganzen Raffinirtheit auch in diesen stillen Erdwinkel Eingang gehalten hatte. 's ist lange her, eine ganze Reihe von Jahren, aber ich besinne mich noch sehr deutlich darauf, denn ich gehörte zu den ersten Badegästen von Sahnitz, gewissermaßen zu den Entdeckern dieses kleinen Paradieses. Wie hat sich Sahnitz seit dieser Zeit verändert! Nur die gläserne Welle, die aus den Fjorden Norwegen's und von Dänemarks grüner Scholle Gröhe drüberträgt zu den stammverwandten Brüdern, ist dieselbe geblieben, — sonst ist Alles anders geworden an diesem einzig schönen, vom Meeresschaum und Waldesduft gleich kräftig durchathmeten Flecken der Erde. Vielleicht bin ich zu alt geworden, um mit den Erregenschaften unserer schnelllebenden Zeit noch gleichen Schritt halten, vielleicht auch zu sentimental veranlagt, um dem ungemüthlichen Hotel-Luzus der Gegenwart Geschmack abgewinnen zu können. Jedenfalls, — ich kann es nicht ändern, — gefiel mir Sahnitz, das Fischerdorf, besser als Sahnitz, das moderne Luzus-Bad, und selbst die größere Bequemlichkeit, mit der man heute Dank der Erfindung Stephenson's die Wälder der Hertha erreichen kann, ist in meinen Augen kein Ausgleich für die entschwindene Poesie des Strandes.

Man mißverstehe mich nicht. Ich bin durchaus kein Feind jener glänzenden Luzus-Bäder, wie sie seit hundert Jahren und darüber hinaus die Domäne Frankreichs sind. Im Gegentheil, ich habe mich öfters und gern einmal eine Saison hindurch in Trouville, Biarritz oder Nizza amüfirt und dann immer eine Fülle schöner Erinnerungen mit mir nach Hause gebracht. Derzeitig aber war ich noch jünger und besah jene beneidenswerthe Gesundheit, die man in Luzus-Bädern braucht, wenn man das „Leben“ mitmachen will. Inzwischen ist es anders geworden. Auch heute noch, und vielleicht mehr als einst, denn mit den zunehmenden Jahren wächst die Bequemlichkeit in uns, liebe ich den Comfort, doch es muß wirklicher, kein scheinbarer sein, — sonst ziehe ich das Ursprüngliche vor. Ich will nun durchaus keinen Stein auf die Bade-Verwaltung von Sahnitz werfen, will auch die Hotels nicht schmähen, — wiederholen möchte ich aber, daß mir, wenn ich von vornherein auf meinen Comfort verzichte, das Primitive immer noch lieber als das Mittelgute ist. So habe ich auch keiner Zeit mit größerer Freude durch den Sand in den Straßen des Fischerdorfes gewatet, als ich heute über das undefinirbare Pflaster von Sahnitz marschiren muß, und gern würde ich auch heuer noch auf das Concertiren der hiesigen Kur-Kapelle und auf die eigenartigen prototechnischen Abend-Bergnügungen am Strande verzichten. Vor zwanzig Jahren ließ man alhier, noch keine Raketen steigen und blies nicht durch bestimmte Trompeten, — wie war das doch hübscher vor zwanzig Jahren! —

Etwas aber hat die moderne „Cultur“ — o Du armes, gemüthdeltes Wort! — meinem lieben Rügen nicht zu rauben vermocht: das ist sein Kranz grüner Wälder, das sind seine freudigen Felsen, auf denen die Sonnenstrahlen noch immer so gleichend tanzen wie ehemals, das sind seine köstlichen Seen! Hertha-See, — Du dunkles, schweigendes Geheimniß im tiefen Forste, wie liebe ich Dich! Ein wunderjamer Hauber weht aus Deinen schwarzen Wellen hervor, und Deine Wäfler rauschen so sunnbethörend, als suchten die Nixen auf Deinem Grunde noch immer nach Opfern! In Wahrheit, — Rügen besitzt in seinem Hertha-See und in der grünen Wald-Quirlande, die ihn umschlingt, einen Schatz, um den so manches elegantere Bad die schöne Insel beneiden könnte. Nie fühlte ich mich wohlter, als hoch oben auf den Felsen der Stubbenkammer, — in schweigender Mittaggluth am Ufer des Hertha-See's. Ich bin keine Dichterin, doch hier in wohnigen Wald-Revier, unter der rauschenden Dornwölbung der Baumkronen, habe ich wirklich einmal versucht, meinem poetischen Empfindungen Ausdruck zu verleihen. Verflohen schaute ich mich um, ob mich auch Niemand belausche, zog dann sachte, ganz sachte, mein Notizbuch aus der Tasche und setzte den Bleistift an zum Lob-Hymnus auf die Göttin Natur, — doch da nahen sich Schritte, ein Wanderttrupp zog heran, und ich hörte in unverfälschtem Dialect von Elbslorenz die entnüdternde Bemerkung: „Ei, Herr Jees, heren Se, den Perda-See härt' ich mir Se aber och anderjät getacht!“ Nun war es vorbei mit meiner lohen Begeisterung, und die Welt ist um ein halb Duzend Verse gekommen.

Die Sahnitz besuchende Gesellschaft gehört durchgehends dem besseren Mittelstande an, — viel sagen läßt sich über sie nicht. Das Bad ist diesjährig weniger frequentirt worden als sonst, — dafür scheint Binz, dessen freundliche Häuserreihe man vom Sahnitzer Strande aus deutlich sehen kann, mehr in Aufnahme zu kommen. Binz hat noch etwas von jener primitiven Natürlichkeit an sich, die mir vor Jahren an Sahnitz so gefallen hat; zudem ist sein Strand ganz prächtig und die Umgebung romantisch. Wie ich höre, hat der Fürst von Putbus, in dessen Güterbereiche Binz liegt, sich in den letzten Jahren sehr um die Hebung dieses freundlichen kleinen Bades-Ortes bemüht, — und nicht ohne Erfolg. Die diesjährige Fremdenliste weist eine ganz stattliche Anzahl von Namen auf, und damit es der Liste auch nicht an besonderem Interesse ermangele, findet sich in ihr eine Heroine des Berliner Hoftheaters, ein berühmter Wagner-Sänger und ein nicht minder berühmter — Abgeordneter eingetragen, welcher letzterer wahrscheinlich den in der letzten Parlaments-Saison aufgespeicherten Groll in den Wellen der Ostsee verworfen hat. Wie man mir erzählt, soll am Strande von Binz auch jenes schöne Maler-Modell heuer wieder aufgetaucht sein, dessen vor wenigen Jahren in einem vielbesprochenen Proceffe zum ersten Kapitelschlusse gelangter Roman an diesem Orte begann. So fehlt es dem Rügener Badesleben auch nicht an einer kleinen, würzigen Dosis von Pikanterie. Sie ist, wie gesagt, klein, diese Dosis, doch das ist gut, denn wenigstens ich für mein Theil bin in dieser Beziehung eine Anhängerin der Homöopathie.

D. v. D.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Im Vorbeigehen.** Von E. Rau. Siehe das Bild, Seite 137. — Die Amerin und der Holznecht, — ein ganzer Mythos hat sich um Beide gesponnen. Sie sind die Helden unzähliger Ro-

mane und Novellen geworden, in denen sie gewöhnlich einen Dialekt sprechen, den sich der Dichter mühsam am Schreibtiße ausgekügelt hat, und von Sentimentalität und hochherzigen Gefühlen übertriefen. Echter, wenigstens im Dialekt und in der äußeren Erscheinung, sind die vortrefflichen „Münchener“, deren Gastspiele das Innere eines oberbairischen Bauernhauses und seiner herben Bewohner auch dem Niederdeutschen, dem niemals sonst eine Bergspitze zu Gesicht kam, lieb und vertraut gemacht haben. Aber das Meiste zur Popularität der Amerin und des Holznechtes haben doch die Rater gethan. Unerkündplich ist ihnen die großartige Gebirgswelt der Alpen an Motiven gewesfen, und was sie an hübschen Mädchenköpfen, kernigen Männergestalten und charakteristischen Greisengesichtern aus dieser ursprünglichen Welt auf der Keinemand bereuigt haben, mag in's Ungeheuerliche gehen. Aber doch ist das große Publicum dieser Alpen-Motive niemals satt geworden, und immer wieder hat es seine Freude an der Wiedergabe der Scene, die der Künstler „zwischen Berg und Thal“ erschaut hat. Auf der Alm spielt das köstlich frische Bild unseres Künstlers nicht; denn wie Jedermann weiß, lebt die Amerin nicht von Kohlköpfen, sondern von Brot, Milch und Käse; auch sind die Seuhütten noch ein wenig einfacher ausgestattet, als das Interieur auf unserem Bilde, und die Weinrebe rankt sich wohl um die Fenster der Bauernhäuser im Thal, aber sie gedeiht nicht mehr auf der Alm. Die Scene spielt also im Dorfe; der Holznecht, der „im Vorbeigehen“ zu einem Plauderstückchen in die Stube tritt und das Mädchen, das ihm so freundlich entgegenlacht, sind jedenfalls Brantleute, und es ist kein Geheimniß um ihre Zusammenkunft, wie es wohl häufig mit einem Stellbischen auf der Alm der Fall sein soll. Wie prächtig der Künstler die beiden kerngesunden Erscheinungen in ihrer kleidsamen Landestracht wiedergegeben hat, — und daß, die Gesundheit und Lebensfrische dieser Bevölkerung, sind auch wohl die Ursache, die uns Kindern einer höheren Civilisation die künstlerischen Darstellungen aus diesem Kreise immer wieder mit neuem Vergnügen betrachten lassen.

**Idylle.** Von Eduard Kämpfer. In der Preis-Concurrenz der Illustrirten Frauen-Zeitung durch ehrenvolle Erwähnung ausgezeichnet. Siehe das Bild, Seite 140. — Der Künstler hätte uns das Mutterglück nicht schöner und poetischer veranschaulichen können, als in dieser Idylle. Die Ideal-Landschaft durchfluthet heller Sonnenschein, und Sonnenschein auch in uns weckt das Bild der jungen Frau in antiker Gewandung, die ihren Jüngsten auf den Armen, sich jätlich zu dem zweiten Sproßling herniederbeugt, während der dritte, ein rechtes tragiges Kindergeflcht, in beschaulicher Ruhe sich abseits auf dem Rasen streckt.



Nachdruck verboten.

Die weiblichen Handarbeiten in der Münchener Kunstgewerbe-Ausstellung. — Es war schlechterdings unmöglich, der weiblichen Handarbeit, — im engeren Sinne des Wortes, — in früheren Jahren jene große Beachtung zu schenken, die ihr jetzt von allen Seiten, von Künstlern und Kunstlernern gezollt wird; hat sich doch erst in lepter Zeit der gute, man darf sagen, der künstlerische Geschmack in diesem Fach so überraschend schnell entwickelt. Daß das Resultat früher oft so wenig der großen Mühe, die auf die Arbeit verwendet wurde, entsprach, war weniger die Schuld der arbeitenden Frau, als des allgemeinen Ungeschmades, der aus dem Mangel einer geschichtlichen Entwicklung dieser Arbeit hervorging, und der an naturalistisch gestickten Rosenbouquets, unendlich schwerfälligen Spitzenmustern und Aehnlichem seine Freude fand. Solche Handarbeiten werden heutzutage kaum mehr beachtet, — höchstens, um die verschwundene Mühe zu bedauern; sie werden auch nicht mehr geliefert. Die Arbeiten, mit denen wir uns gegenwärtig beschäftigen, verdienen das Prädicat „künstlerisch“; und an solchen Handarbeiten bietet die diesjährige Münchener Kunstgewerbe-Ausstellung einen großen Reichthum, eine alle Zweige berührende Mannigfaltigkeit, von den mühseligsten, sorgfältigsten, geradezu reliefähnlichen Stidereien in Gold und Seide bis zu den winzigen, zierlichen Ornamenten eines Puppen-Häuschens.

Den wichtigsten und eigentlichsten Theil kunstgewerblicher weiblicher Handarbeit bilden Stidereien, feine Nöhereien und Häleleien aller Art. Es war dies auch von Anfang an das Reich, in dem ausschließlich und unumchränkt die Frau Alleinherrscherin war und blieb. Die kunstgewerblichen Leistungen der Frau beschränken sich aber, was Handarbeit anbelangt, heutzutage nicht nur auf bloße Textil-Arbeit: das Bemalen und Ausschmücken kunstgewerblicher Gegenstände oder solcher, die es eben durch diese Ausschmückung werden, schlägt in dasselbe Fach.

Was schwere Stidereien in Gold und Seide betrifft, so ist in der Ausstellung wirklich Hervorragendes geleistet; die Arbeiten dieser Art sind fast durchweg im edelsten Stil gehalten und ausnahmslos mit größter Sorgfalt durchgeführt. Daß sich diese Sorte von Handarbeit in ihrem prunkvollen, feierlichen Charakter am besten für Kirchenparamente und Fahnen eignet, ist eine bekannte Thatfache. Dies beweisen auch in der Münchener Ausstellung viele ausgezeichnete Beispiele, wie die Paramente von Vesper, Rittelsbeck, welche besonders durch stilvolle Zeichnung wirken; ferner eine geradezu reliefähnliche, reiche Goldstiderei, ausgestellt von Kupprecht in München; oder jene prächtigen gestickten Wappendecken der Frau Prinzessin Arnulf von Baiern, hervorragend sowohl durch kostbares Material, als durch täuschende Imitation alter Arbeit. Es sind dies unendlich mühevolle, aber doch auch lohnende Arbeiten; schmerzlich berührt es, wenn bei solch großer Anstrengung das Resultat der vorübergehenden Arbeit nicht entspricht, sei es wegen Unzulänglichkeit des Materials oder infolge ungenügender Verwendung resp. Placirung der Stiderei. Diesen Eindruck macht zum Beispiel ein auf grünen Sammet reich in Gold gestickter Kokozimmer, nebst dazu passenden Portiören-Ueberhang in einem Kokozimmer; auch einzelne der Fahnen aus der Fahnenstiderei Werner konnten, trotz der bewundernswürdigen Feinheit der Ausführung, nicht die darauf verwandte Mühe lohnen, — vielleicht der weniger dazu geeigneten, vorgeschriebenen Zeichnung halber. Den kurzen Ueberblick über Gold- und Seidenstidereien können wir nicht beschließen, ohne auf den Synagogen-Vorhang von Fräulein Heimerdinger hinzuweisen; streng, wie mit dem Reißel geschnitten, treten hier die Ornamente auf dem dunkleren Untergrund hervor. Auch eine von Miß M. und G. Ward prunkvoll in Seide gestickte Fahne des Veteranen-



Bereits Partienkirchen sowie die äußerst reichhaltigen und mannigfaltigen Seiden- und Applications-Stickereien des Letzteren in Berlin dürfen nicht unerwähnt bleiben.

Den selben Reichthum wie an Gold- und Seidenstickereien bietet uns die Ausstellung auch an Arbeiten in Leinwand, an Weißstickereien, Tüllstickereien, Durchbruch- und Point de lace-Arbeiten. Hier findet man auch zahlreiche Neuerungen, die jedoch keineswegs, wie sonst so häufig, zum Uebertriebenen oder Extremen führen, sondern ausschließlich dem guten Geschmack huldbig. So sehen wir zum Beispiel häufig Stickereien in weißer Seide, mit Goldfäden umrahmt, auf feiner weißer Leinwand; Seide, — auch bunte Seide, — auf Leinwand ist überhaupt sehr stark vertreten, ebenso buntes Leinwandgarn, das bisweilen seines seidenähnlichen Glanzes halber dieselbe Wirkung hat. Aber die ausgestellten Gegenstände dieser Art beschränken sich nicht auf längst als solche anerkannte weibliche Handarbeiten; der weibliche Erfindungsgeist sucht in möglichst viel neuem Spielraum zu gewinnen, wählt dazu die originellsten Formen und Dinge und verliert sich oft auf solchem Wege in die apartesten, niedrigsten Spielereien. So bewundern wir unter Anderem ein allerliebste, reich und geschmackvoll in Seide gestickt, helles Sonnenschirmchen, das nur für seinen Zweck weitaus zu kostbar und mühsam gearbeitet ist; oder ein luxuriöses Puppen-Häuschen, raffiniert mit winzigen, weiblichen Handarbeiten ausgestattet.

Es gäbe in den genannten, eigentümlichsten Fächern weiblicher Handarbeit wohl noch unendlich viel zu erwähnen; doch es ist unmöglich, all' der musterhaften Leistungen auf diesem Gebiete zu gedenken. Wir führen nur noch jene Arbeiten an, deren Zweck es ist, kunstgewerbliche Gegenstände auf irgend eine Art, — besonders durch Malerei, — auszuschnüden und zu verschönern. So zahlreich auch die auf solche Weise zu verzierenden Gegenstände sein mögen, zwei davon behaupten stets siegreich den Platz, in der Ausstellung, wie anderwärts: bemalte Diensthirme und Fächer. Erstere besonders sind zahlreich vertreten, und zwar häufig in Nococo, eine Montirung, die gewiß mit den meist darauf angewandten Blumenstücken oder Stillleben sehr gut harmonirt. Eine Neuerung ist in dem Diensthirm von Fräulein Vertha Sabine Wolff vertreten; die Blumen sind hier auf weißlichen Blüch theils gemalt, theils gestickt, und der Eindruck des Ganzen ist ein sehr prunkvoller, obgleich es eigentlich nicht Jedermanns Geschmack ist, einen Stoff zugleich zu besticken und zu bemalen. Ein in Form und Malerei sehr originell und doch geschmackvoll gehaltener, kleiner Diensthirm (wohl mehr für offene Kamine) zieht ferner in der Collectiv-Ausstellung Hirschwald unsere Blicke auf sich. Alle anderen Diensthirme tragen mehr oder minder den Stempel des Nococo an sich, ein Stempel, der sich auch an vielen der ausgestellten Fächer keineswegs verleugnen läßt. Das vollkommenste in dieser Art hat entschieden Frau Meyer-Ragened, Karlsruhe, geleistet; es sind dies sieben höchst geschmackvoll und originell in Aquarell gemalte Fächer, japanisch, persisch, griechisch und Nococo. Zwei mit Blüthen bemalte Fächer aus Größe von Julie Bonzelius verdienen ebenfalls unsere Aufmerksamkeit sowie die auf Seide gemalten Fächer von Frau Dahn-Fries. Hier kann man auch das einzige vorhandene Exemplar der Spiegelmalerei nicht unerwähnt lassen. Jene geschmacklose Mode, die da erlaubte, die Hälfte eines Spiegels mit Blumen zu bedecken, ist zwar fast gänzlich verschwunden; vollkommen zweckentsprechend und hübsch aber ist es, wenn man, wie Natalie von Nikitin, den Rahmen eines Spiegels mit Blumen auf Silbergrund bemalt, während die innere Fläche frei bleibt.

Schließlich sei nur noch flüchtig der sehr reichlich vertretenen Porzellan-Malerei gedacht, in der, wie in den anderen Malereien, Nococo stark vertreten ist. Nach der Anschauung vieler gehört indessen die Porzellan-Malerei strenggenommen nicht mehr zu den weiblichen Handarbeiten. Der Begriff „weibliche Handarbeiten“ ist überhaupt in der letzten Zeit zu einem der dehnbarsten geworden, die es giebt. Seit die Frau nach zahlreichen Seiten hin in die Fächer übergreift, die bisher fast ausschließlich dem Mannes waren; seit sie Metall gravirt und Wand-Decorationen malt; seit sie Arbeiten in geschmittenem Leder liest, — dürfte man den Ausdruck „weibliche Handarbeiten“ entweder gar nicht mehr gebrauchen, da sich der Begriff sonst wahrscheinlich in's Endlose verlieren würde, oder man müßte ihn auf die Textil-Arbeit im engsten Sinne des Wortes, d. h. auf Arbeiten mit Nadel, Faden und Gewebe beschränken. Was uns indessen in so angenehmer Weise berührt, ist der Gedanke, daß der Fortschritt, der in letzter Zeit in diesem Fach gemacht wurde, gar keinen Vergleich mehr zuläßt mit den noch vor wenigen Jahrzehnten, ja vor wenigen Jahren gefertigten Arbeiten der Art; wir fühlen, daß jetzt das Möglichste geleistet wird, um jede, selbst die kleinste Handarbeit stillvoll oder, kann das nicht erreicht werden, doch wenigstens geschmackvoll herzustellen. Und höchst erfreulich ist es, zu sehen, wie nicht bloß der Mann arbeitet, um sein Heim mit Gegenständen zu schmücken, die dem künstlerischen Schönheitsfinn entsprechen, sondern wie auch die Frau das ihrige beiträgt, um jedes Gemach, jedes Möbel, jede Ecke mit jenen fein ausgeführten, künstlerischen Kleinigkeiten, — oder auch größeren Gegenständen, — zu übersäen, die uns aus einem solchen Räume so recht das Urbild traulicher deutscher Gemüthlichkeit machen.

Marie Haushofer.

### Aus der Sternwelt

Wien. — Fürstin Pauline Metternich ist unter die Sterne versetzt worden. Nicht unter die Sterne der Aristokratie, denn hier glänzt sie schon seit langer Zeit als ein Fixstern, um den sich alle anderen Sterne drehen, sondern unter die echten und rechten Sterne am Himmelszelt. Vor kurzem hatte die Fürstin in Begleitung einer größeren Gesellschaft die Wiener Sternwarte besucht. Sämmtliche Herren der Anstalt wetteiferten in dem Bestreben, der hohen Besucherin alle Instrumente und Einrichtungen zu erklären, und als die Fürstin in die Abtheilung des berühmten Entdeckers Dr. Palisa kam, sagte dieser lächelnd zu seinem Nachbar: „Am Ende bringt mir die Fürstin Glück, und ich finde heute einen neuen Planeten.“ Das scherzweise hingeworfene Wort sollte bald in Erfüllung gehen, denn gegen Mitternacht entdeckte Dr. Palisa wirklich, was er gesucht. In dankbarer Erinnerung an den seltenen Besuch und die vielen Verdienste, welche sich die geniale Fürstin um Wien erworben, nannte der Gelehrte den neu entdeckten Planeten „Pauline“ und verständigte hieron sämmtliche Sternwarten, die den Namen acceptirten und in die Himmelskarte einzeichneten.

Madrid. — Die Königin-Regentin von Spanien feierte jüngst ihren dreißigsten Geburtstag. Aus diesem Anlasse veranstaltete die Infantin Catalina ein Fest, bei welchem die beiden Töchter der Königin in der Tracht von Fischer Bäuerinnen erschienen; Ischl und seine Umgebung gehören nämlich zu den Lieblingsorten der hohen Frau. Die beiden Bäuerinnen hielten einen kleinen Dialog, worin sie sagten, sie seien eigens hierher gekommen, um den König Alfonso XIII. von Spanien zu sehen, und würden nicht vom Plage weichen, bis sie den Zweck erreicht hätten. Im selben Momente erschien der kleine Alfonso, gekleidet als spanischer Edelmann, ging auf die Bäuerinnen zu und sagte: „Kommt, ich werde euch lieber die Königin zeigen.“ Die Königin-Regentin war ob dieser Ueberraschung so gerührt, daß sie fortwährend schluchzte, was die kleinen Debutanten sehr übel bemerkten. Die hohe Frau ist übrigens in dem Verkehr mit ihren Kindern von echt wienerischer Gemüthlichkeit und hängt insbesondere an ihrem Söhnchen mit innigster Mutterliebe. Kürzlich ist Alfonso im Auftrage der Regentin von Professor Koppay auf einem Schaustelpherde portrairt worden. Während der „Sitzungen“ pflegte die Fürstin stets zugegen zu sein, um ihrem Liebbling die Zeit zu vertreiben. Die unverbrüchlich strenge Etikette jenes Hofes konnte es nicht hindern, daß Donna Christina, — deren Lieblingsprache nach wie vor ein reizendes „Wienerisch“ ist, — Alfonso XIII. auch bei dieser Gelegenheit ihren „Bubi“ nannte. Mit ihrem mütterlichen Gepolter unterbrach sie die eintönige Ehrfurcht, welche die zwei verehrungswürdigen Hofdamen während der „Sitzungen“ imATER-Kletier der kleinen Majestät bezeugten. Der König spielte aber am liebsten mit Källen und Silberbüchern, froh auf dem Fußboden herum und sprach in seinem primitiven Spanisch-Deutsch-Französisch (er lernt diese drei Sprachen gleichzeitig) recht geschickte Dinge. Oft geschah es, daß das Königskind bis zur Mittagstunde im Kletier blieb und mit freudiger Ungeduld in die Hände schlug, wenn Musiklänge erschollen. Es war das tägliche Concert der Garde-Musikkapelle, welche auf den Stufen des Palais-Besitabals materisch gruppiert wurde. Dieses Concert hat keinen passionierteren Zuhörer, als den kleinen König, der außerdem gern reitet. Im Marstall befindet sich eine große Zahl der niedrigsten Poms; sein Lieblingspferd aber, — weil es das größte ist, — ist vorläufig jenes aus einem ausgestopften andalusischen Doppelpony gar prächtig hergestellte Pferd, welches auf dem Koppay'schen Bilde portrairt ist.

Bukarest. — Die Königin von Rumänien, die bekanntlich unter dem Namen Garmen Silda eine sehr fleißige Dichterin ist, beschäftigt sich gegenwärtig mit der Herausgabe eines illustrierten Prachtwerkes, welches das königliche Schloß Sinaia zum Inhalt hat. Die Beschreibungen der Bilder rühren natürlich von Garmen Silda her. Das interessante Werk soll nur in einer beschränkten Anzahl von Exemplaren erscheinen und den Freunden des königlichen Hofes von Sinaia zum Geschenk gemacht werden.

## Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Berlin. — Selten sieht man etwas so Einfaches und Kleinfames als das neueste Modell eines zu ländlichen Besuchen und Festen bestimmten Dutes für vierzehn- bis fünfzehnjährige Mädchen. Das italienische Stroh ist im Innern der flachen Krempe mit Strohspeise belegt, durch welche grüner Krepp schimmert. Den niedrigen Kopf umgiebt ein rosa Rosenkranz mit zartem Laub und jungen Schossen. Das Ganze bildet den reizendsten Rahmen, der sich für ein feingeschnittenes jugendliches Gesicht denken läßt.

Unter dem Einflusse des Vereines zur Förderung des Hanauer Kunstgewerbes gewinnt die Hanauer Goldschmiedekunst immer größere Bedeutung, wie denn auch ihren Erzeugnissen auf der Münchener Kunstgewerbe-Ausstellung gebührende Anerkennung zu Theil geworden ist. Mit Hinweis auf die bereits in der Nr. v. 9. Oct. 1887 veröffentlichte Serie geben wir unseren Lesern eine weitere Auswahl von Schmuck-Gegenständen, die in der ehemaligen kurhessischen Residenz entstanden und, ebenso wie jene, durch künstlerische Formen ausgezeichnet sind. Der Brillant bleibt der erklärte Liebling der eleganten Welt und wird neuerdings sogar in seinen Ketten als obere Rahm-Verzierung der Gesellschafts-Handschuhe ange-

wendet. Zu dem Diamant gesellen sich Saphir und Rubin und die stets als vornehmster Schmuck betrachtete Perle. Feste Armreifen weichen mit breiten, beweglichen Hakenketten, runde Broschen mit Spangen und kleinen Nadeln. Die zierliche Kleeblatt-Form kehrt vielfach in den neuen Ringen wieder. Von eigenartigem Reize sind Schildpatt-Nadeln mit goldenen, von Brillanten und Rubinen funkelnden Schiben. Auch Lapis lazuli, der Lieblingsstein des hochseligen Kaisers Wilhelm, findet zur Verzierung goldener Ohrketten eine beifällig aufgenommene Verwendung. F. J.

Paris. — Die gelungensten Sommer-Kostüme sind stets diejenigen, in denen weißer Wollstoff mit verwendet ist. Weiße Bigone z. B. mit grauem Alpaca gemischt oder auch mit feingestreifter grüner Wolle bildet eine ebenso schmecke wie behagliche Tracht im Seebade oder auf dem Lande, wo die Abende oft recht kühl sind. Neuerdings taucht auch der bei unseren Großmüttern so beliebt gewesene Organdi wieder auf, der sich vortreflich wäscht und wohlfeiler ist als der gedruckte indische Musselin, während er diesem an Wirkung wenig nachgiebt. Man sieht ihn gestreift, gemischt, gerant und gewöhnlich auf Satin oder leichter Seide gearbeitet. Dunkle Surah-Kerne und gleicher Schleifenschmuck erhöhen die Eleganz dieser Organdi-Toilette. Auch



Bengaline wird viel getragen und zwar in den originellsten Anordnungen. Eine derselben verdient besondere Erwähnung, da der ganze Rock aus einem einzigen Stück besteht und die Draperie aus der seitwärts aufgenommenen, sehr langen Hinterbahn gebildet wird. Gestifte Gazestreifen dienen zur Garnitur. Der Schnitt des Kleides ist namentlich für starke Figuren sehr vorthellhaft.



Der seit Jahren vernachlässigten Franze wendet die Mode ihre Gunst von Neuem zu. Nicht nur die Abendmäntel, welche man in den Bädern vielfach vertreten sieht, sondern auch elegante Toiletten sind mit Franze garnirt. Zu einem Ueberkleide aus weiß und feuerroth gestreifter Seide zeigt der weiße, mit rostbraunen Blättern brochirte Taffetrock in etwa 10 Cent. breiten Zwischenräumen aufgesetzte Pfiffes aus schwarzer Spitze, über welche feuerroth abgehattirte Franze fällt. Eine doppelte Pelerine, die obere aus dem Stoff des Ueberkleides, die untere aus dem des Rockes und beide mit Spitze und Franze besetzt, vertritt sehr vorthellhaft die Stelle der Bistie oder des Mantellets. Der Hut, welcher diese echt Pariser Toilette vervollständigt, besteht aus weiß und kastanienbraun corrirtem Stroh; schwarze Spitze füttert die Krempe, Schleife aus weiß und feuerroth gestreiftem Bande.



1. Flaches Armband mit Ugraffe aus Brillanten und Perlen um einen Rubin. — 2. Armband: schmaler Goldreif mit Brillanten in der Rosette. — 3. Uhrkette: aus Kapit-Kapit sind die Knöpfe des Ketten haltenden Quersabes wie die Kugel in dem mit Perlen verzierten Hufeisen. — 4. Brosche aus kleinen, mit Brillanten verzierten Halbmonden, deren jeder drei Perlen umgiebt. — 5. Brosche: der Stiel der mit Brillanten verzierten Blätter läuft in einem mit Perlen in abgeflachter Größe verzierten Reifen aus, der den Rahmen bildet. — 6. Tuchnadel mit Brillanten. — 7. Ring mit Kleeblatt aus zwei Brillanten und einem Rubin. — 8. Spange mit Brillanten, Perlen und Rubinen. — 9. Belle Schildpatt-Nadel mit goldenem, mit kleinen Brillanten und einem Rubin verzierten Schibe.



Paris. — Die Freiheit und Ungebundenheit des Strandlebens bewirken auch in den Toiletten der Damen eine größere Zwanglosigkeit. Abgesehen von den während der Wintertagen in Trouville und Deauville auftauchenden halb englischen, halb französischen Geschnadlosigkeiten, die nach spätestens vierzehn Tagen wieder verschwinden und welche die wirklich feine Welt verschmäht, macht sich jene Zwanglosigkeit in der bunteren Zusammenstellung der meist sehr hellen, durchsichtigen Stoffe, sowie in den weniger beengenden Taillenschnitten bemerkbar. Aber gerade wegen dieser Lockerheit bedarf die Taille einer um so geschickter angeordneten Garnitur oder Draperie, um ihre verminderte Schlankheit zu verbergen. So sehen wir den breiten Kragen und hohen Haltengürtel, oder den wiederartigen, der Volkstracht der Bretagne entlehnten Vorten-Besatz, sowie den stets beliebten, auf's Mannigfaltigste gestalteten Revers zu Chemisets und Westen-Einsätzen aller Art. Die Ärmel erweitern sich gleichfalls in dem frischen Luftzuge des Meeres und nehmen die verschiedensten Formen und Dimensionen an, während für das Gesellschafts-Kleid der glatte, anliegende Ärmel die Oberherrlichkeit behält. Kinder-Kostüme sieht man sogar häufig ganz ohne Ärmel. Auch das Haar nimmt Theil an der allgemeinen Befreiung vom Zwange. Es wird einfach gewunden und ziemlich tief aufgesteckt, um der ermüdeten Kopfhaut Ruhe zu gönnen. Die Kofletterie aber ist auch hierbei nicht müßig, sondern legt das Haar in dicke Locken oder läßt es in großen

Behaltung der Originalborten in Typen überseht worden. Die Ausführung der „Balkan-Stickereien“ haben wir unseren Leserinnen



wiederholt in Wort und Bild vermittelt, weshalb es ihnen nicht uninteressant sein dürfte, die naturgetreue Wiedergabe des Originalstüdes mit Vorteil Nr. 1 zu vergleichen. A. D.

### Kunstschätzliches

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

#### Feines Diner von sechs Gängen.

- Klare braune Bouillon mit Markt-Croutons.
- Weißer Suppe mit Purée von Hühnern.
- Kalbsmilch à la Villeroi . . . . . Recept 1334.
- Cotelette von Lamm mit Bechamel-Sauce.
- Kapaun à la Périgord . . . . . Recept 1335 u. 1336.
- Kal à la Tartare mit Montpellier-Butter . . . . . Recept 1337 u. 1338.
- Krebse in Aspice . . . . . Recept 1339.
- Junge wilde Enten.
- Kohlrüben und Salat nebst Compots.
- Kartoffelboden mit jungen Erbsen.

#### Recepte.

**1334. Kalbsmilch à la Villeroi.** Die recht große, gut gewässerte Kalbsmilch wird blanchirt, in Bouillon mit Salz, Zwiebel und Wurzelwerk weich gekocht und zwischen zwei etwas beschwerte Bleche oder Bretter gelegt. Erkalte Schneidet man sie in Scheiben und taucht sie in eine von Bouillon, Weizmehl und einem Glase Weißwein bereitete, mit Zitronensaft abgeschärft, dicke, weiße Sauce, in die man beliebig feingewiegte Champignons oder Trüffel mischen kann. Wenn die Sauce auf den einzelnen Scheiben erstarrt ist und dieselben wie mit einem Ueberzuge umgiebt, panirt man die Stücke zunächst mit feingeriebener Semmel, dann mit gequirltem Eigelb und nochmals mit Semmel, die mit Parmesan-Säse vermischt wurde, und bädt die Kalbsmilch in kochendem Croquant gebakenen Petersilien-Bouquets garnirend.

**1335. Kapaun à la Périgord.** Ein junger, fetter Kapaun wird ausgenommen, gefengt und mit einer Farce gefüllt, bestehend aus 1/2 Kilo derbem Kalbfleisch, ebenso vielem Schweinefleisch, 1/2 Kilo gutem Ruspfeil, 125 Gr. eingeweicht, ausgebrühter Semmel, etwas Zwiebel, Schalotte, Salz und Pfeffer. Das gut ausgelehnte Fleisch schneidet man nebst dem Speck in Würfel, schneid es auf reichem Feuer ab und läßt die Zwiebel und Schalotte in einem Theile Butter weich werden. Ist dies geschehen, so haßt man Alles recht fein, mischt es mit 4 bis 6 Eigelben, streicht die Farce durch ein Haarsieb und giebt nach Belieben eine kleinere oder größere Menge geschälter Trüffel hinein. Mit dieser Farce werden der Kropf und das Innere des Kapauns gefüllt, der nun gut zusammengehetzt, mit Speckbarden ungewidelt, bis zum Gebrauch 1 bis 2 Tage in kühler Zugluft liegen muß, damit das Fleisch recht von dem Aroma der Trüffel durchzogen werde. In Butter recht saftig gebraten, servirt man ihn mit seinem eigenen Fond, oder, noch besser, mit Périgord-Sauce.

**1336. Périgord-Sauce.** Einige Löffel braunen Schweißmehls werden mit Bouillon, einem Glase Portwein oder Rabeira und einem Löffel Fleisch-Extrakt zu einer bündigen Sauce verköcht, in die man, nachdem sie durch ein feines Sieb gestrichen wurde, feingewiegte Trüffel thut, mit denen sie noch einmal aufgelocht wird. Bedient man sich eingemachter Trüffel, so ist der Fond derselben gut zu verwenden.

**1337. Kal à la Tartare mit Montpellier-Butter.** Einen 1 1/2 Kilo schweren Kal schlachtet man und schneidet ihn in etwa 6 Cent. lange Stücke, die in Wasser, ein wenig Essig, mit Zwiebel, Salz, Vorbeerblatt, Salbei, Pfeffer und Salz weich gekocht werden. Ist der Kal, aus der Brühe genommen, erkaltet, so trocknet man ihn ab, rührt 125 Gr. Butter mit 3 Eigelben, Pfeffer und Salz zu Sahne, bestreicht die Stücke damit, wälzt sie in geriebener Semmel, legt sie zwischen einem mit Butter besetzten Bogen Papier und bratet sie, — am besten auf dem Roß, — auf gelindem Kohlenfeuer zu schöner Farbe. Angerichtet, wird der Kal mit Petersilie und Zitronenscheiben garnirt, die mit Montpellier-Butter bestrichen sind; auch kann man eine Mayonnaise-Sauce dazu geben.

**1338. Montpellier-Butter.** Ein gut Theil feiner Kräuter, Petersilie, Schnittlauch, Pimpinelle, Estragon werden blanchirt, ausgebrüht, feingewiegelt, mit mehreren hart gekochten Eigelben, einem Löffel voll Kapern, 6 bis 8 Stück enträteten Sardellen im Mörsel recht fein gestoßen, mit 1/2 Kilo Butter und etwas gutem Olivenöl vermischt durch ein Sieb gestrichen und mit einigen Tropfen Estragon-Essig abgeschmeckt. Bis zum Gebrauche auf Eis gestellt, streicht man die Butter etwa 1 Cent. dick auf Zitronenscheiben, glättet sie mit dem Messer und verzirt sie durch kleine Kerbschnitte.

**1339. Krebse in Aspice.** Es gehören zu dieser sich durch feinen Geschmack und hübsches Aussehen gleich sehr empfehlenden Schüssel einige Schock großer Krebse, von denen hauptsächlich die Schwänze Verwendung finden; eine ausreichende Menge recht klaren Aspice, der in wiederholt angegebener Weise bereitet wurde, und eine, — am besten halbtugelförmige, — Sturz-Kasserole, oder glatte Gelée-Form, die man auf dem Eise recht erkalten läßt. Die Krebse werden gekocht, die Schwänze ausgebrochen und ebenfalls auf Eis gestellt, der Aspice indessen darf eben nur lauwarm und muß noch vollkommen flüssig sein. Sind diese Vorbereitungen beendet,

so nimmt man die Form in die eine Hand und gießt, sie langsam drehend, so viel von dem Aspice hinein, daß derselbe, erkaltend, sich an die Wände gleichmäßig festsetzt. Nun beginnt man die Form mit den Krebse, die Schwänze mit der oberen Seite nach außen legend, langsam zu füllen und gießt zwischen die einzelnen Schichten immer wieder etwas von dem Aspice, stellt aber die Form in's Eis, damit der Inhalt gleich erstarrt und nicht in dem flüssigen Aspice schwimme. Kurz vor dem Anrichten wird der Inhalt auf eine runde Schüssel gestürzt, die groß genug sein muß, um Raum für eine Mayonnaise-Sauce zu geben, welche rings herum gegossen, den klaren, durchsichtigen Gelee, in dem die rothen Krebse durchschimmern, mit einem weißen Rande umgiebt.

## Briefmappe

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

### Fragen.

- Alpenrosen zu trocknen.** — Kann mir eine Leserin mittheilen, wie man Alpenrosen trocknet, damit sie das frische Aussehen längere Zeit bewahren? *M. H. L.*
- Chlorfalk.** — Auf welche Weise kann eine Hausfrau kontrolliren, ob die Dienstmädchen bei der Wäsche Chlorfalk benutzen? *Junge Hausfrau.*
- Bettfedern zu reinigen.** — Wie reinigt man Bettfedern? *Abonnettin auf dem Bunde.*

### Antworten.

- (Auf die betreffenden Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)
- Weiße Wollwäcker zu waschen (80).** — Man schlage ein Seifenwasser von guter weißer Waschlauge so heiß, daß man die ganze Hand hineintauchen kann, ohne dieselbe zu verbrennen. In dieses Seifenbad lege man die weißen Wollwäcker und lasse dieselben eine Viertelstunde weichen. Dann fasse man die einzelnen Stücke an einem Ende an und schlage sie mit rascher, perpendikularer Bewegung hin und her, sodas der Stoff am Stoff sich reibt wäscht. Dann ringe man mittelst Ringmaschine den Stoff scharf aus und wiederhole das ganze Verfahren noch einmal mit frischem Seifenwasser. Man spüle sodann die Wollwäcker einmal in reichlichem lauwarmen Wasser und einem Zusatz von Wäscheblau. Alsdann hänge man sie, scharf ausgerungen und danach tüchtig geklopft und geschlagen, sogleich auf. *Frau Elli R.*
- Fußboden-Wachdecken (72).** — Grau und stumpf gewordene Fußboden-Wachdecken werden wieder glänzend gemacht, indem man dieselben mit dickem Leinwasser überstreicht, dem man auch eine entsprechende Farbe beimischen kann. *Abonnettin J. R.*

### Rathschläge.

**Johannisbeer-Wein.** — Je nachdem es sich darum handelt, aus Johannisbeeren einen leichten Tischwein oder schweren Dessert-Wein herzustellen, weichen die Recepte, besonders in Bezug auf den Zuckerzuzug, ungemein von einander ab. Für leichten Wein rechnet man auf 10 Liter Saft 20 bis 30 Liter Wasser und 5 bis 6 1/2 Kilo Zucker; für schweren Wein kann Zucker bis zur doppelten Menge, bei gleichem Wasserzuzug, in Anwendung kommen. Je mehr Wasser hinzugefügt wird, um so mehr Zucker ist erforderlich; letzterer bedingt den geistigen Gehalt und das Feuer des Weines. Nach Belieben kann man weiße oder rothe Johannisbeeren verwenden; gemischte geben einen ebenso guten Wein, jedoch von matter Farbe. Die vollkommen reifen Johannisbeeren werden von den Stielen abgestreift und in einem Holzfaße oder irdenem Gefäß zerstampft. Alles Eisen ist zu vermeiden, da es leicht das Schwarzwerden des Weines zur Folge hat. Der Brei, dem man eine Kleinigkeit Zucker hinzuzufügen kann, bleibt zwei Tage leicht bedeckt im Kühlen stehen. Dierauf wird der Saft gepreßt, entweder mit einer Obstkresse oder, in Ermangelung derselben, mit der Hand durch einen leinernenbeutel. Der ausgepreßte Saft wird nochmals durch ein Mulltuch gegossen und dann gemessen. Auf die ausgebrühten Hälften, die „Zrester“, kann man wiederholt Wasser gießen, damit die Beeren vollständig ausgenutzt werden und nur noch Hüte und Kerne übrig bleiben. Den zur Verwendung kommenden harten Zucker löst man im Wasser oder in dem zuletzt gewonnenen schwachen Säfte auf. Manche halten es für besser, den Zucker mit Wasser aufkochen zu lassen und durch Abschäumen von allen Farbstoffen zu reinigen. Nach dem Erkalten, oder kann noch lauwarm, wird er dem Beerenmost hinzugefügt. *D. A.*

**Eier aufzubewahren.** — August ist der Monat, in dem es sich empfiehlt, Eier zu sammeln, um sie für den Winter aufzubewahren; es haben die Hühner dann zu brüten aufgehört, man wird also sicherer sein, keine angegangenen Eier zu bekommen. Ein sorgfältiges Auswählen derselben ist aber dennoch die erste Bedingung. Man prüft sie, indem man mit der Zungenspitze zunächst den oberen, unmittelbar darauf den unteren Theil berührt. Bei einem guten Ei wird man an der runden Fläche mehr Wärme als an der Spitze verspüren, bei einem angebrüteten haben beide Seiten die gleiche Temperatur. Da ein Conserviren, eine Verhütung von Fäulnis, nur möglich ist, indem man die Einwirkung der äußeren Luft abhält, so kommt es darauf an, die Schale möglichst hermetisch gegen dieselbe abzuschließen. Dies geschieht zunächst durch ein Verpacken in Asche, Sand, Häcksel, Sägespäne, erweist sich aber doch nicht immer ausreichend. Besser ist ein Aufbewahren in Kaltwasser. Man löst zu diesem Zweck ein Stück frischen Kalk in wenig Wasser, füllt, sobald sich derselbe aufgelöst hat, eine größere Menge Wasser zu, rührt tüchtig um und gießt, wenn sich der Bodensatz genügend gesetzt hat, das klare Wasser ab. Die Eier werden in Steintöpfe, eins neben dem anderen stehend, sorgsam verpackt, dann mit dem Kaltwasser übergossen, das ein paar Finger breit über sie fortfließen muß. Noch beliebter wurde in der neuesten Zeit das Bestreichen der Eierschalen mit verschiedenen Mitteln; es ist dies allerdings mühsamer, soll aber ein vollkommen sicheres Resultat ergeben. Die Stoffe, deren man sich bedient, sind: aufgelöster Gummi arabicum, Wasserlauge, eine Lösung von Salicylsäure, etwas Weingeist und Wasser; auch reibt man die Eier mit Leinöl oder Paraffin ein, läßt sie trocknen und bewahrt sie, in Häcksel verpackt, in Kisten. *E. R.*

Bezugsstellen: Schmidt, Seite 143; J. S. Beyer, W. Friedländer, 175. — Füllmännel, Seite 144; M. Levin, C. Sandvoigtel-Platz 1.

Zu dieser Nummer gehört ein Weibblatt, ein farbiges Musterblatt für künstlerische Handarbeiten, sowie für die Abonnenten der Großen Ausgabe ein Modenbild.



Wellen auf die Schultern fallen, sodas der Wind darin spielen und ihm löstliche Wellen entlocken kann. Die Hüfte machen es sich in breitföhligen Leder- oder Zeugschuhen mit schwarzen, gelben, grauen oder rothen Leder-Verzierungen bequem, ohne von ihrem Reize das Geringste einzubüßen. Mit einem Worte, man sucht die Eleganz im Seebade mehr in einer harmonischen Gesamterscheinung, als in zugespitzten Einzelheiten, wie sie zwar in den Salons, aber keineswegs in den grohartigen Naturrahmen passen. *B. de G.*

**Wien.** — So allseitig bedacht für Alt und Jung, für schlanke und stärkere Figuren, war wohl selten die Mode wie jetzt. Ohne Sorgen vermag jede Dame in dem überreichen Schatze von Formen, welche die heutige Geschmacksrichtung als „modern“ acceptirt, auszuwählen. Sie wird leicht dasjenige finden, welches ihrer Erscheinung am vortheilhaftesten kleidet. Obwohl mit den draperielosen Röcken und den glatten Taillen eine für jugendliche Gestalten sehr vortheilhafte Mode angebrochen ist, finden doch wieder vollere Figuren in den maßvollen Drapirungen das für sie Erforderliche. Für zarte wie für große Erscheinungen sind die Bausärmel ein neuer Reiz, hier wirken sie imponant, dort duftig. Der breite Gürtel verschönert allzu schlanke Figuren, während die spangenartig arrangirten Bandgürtel eine unabsehblich erscheinende Correctur starker Gestalten bilden. Ganz allerliebste und für weiche Stoffe besonders empfehlenswerth sind die schuartigen Taillen. Daß der hohe Stehtragen neben weit zurückgeschlagenen Kragen und decentem herzförmigen Ausschnitt nicht nur noch immer gebildet ist, sondern stets distinguirt bleibt, wird vielen Damen sehr angenehm zu hören sein. Denn so bezaubernd ein junger oder schöner Hals einer losen Umkleidung entsteigt, ebenso vernichtend wirkt ein unschöner oder altlicher Hals, für den der Stehtragen stets eine Nothwendigkeit bleiben wird. Wenn feinfühlende Damen stets der unparteiischen Kritik ihres Spiegels folgen, werden sie nie in der Wahl ihres Anzuges einen Mißgriff thun.

— Bezugnehmend auf das bunte Bild 746, welches der Nr. vom 5. Aug. d. J. beigegeben wurde, zeigen die nebenstehenden Abbildungen den interessanten schwarzen Spizhemmantel in der Rückenansicht, um seine gefällig anschließende Form zu erklären, die auf dem Bilde durch den Mantel sehr verdeckte Taille aber vorn, damit das hübsche Kragen-Arrangement den Leserinnen verständlicher wird.



## Handarbeiten

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Musterblätter für künstlerische Handarbeiten.** Nr. 8. Bulgarische Stickmuster. — Die vorliegenden Stickmuster, die wir als echt bulgarische bezeichnen können, sind nach Resten von Verzierungen eines Kostümstückes aus kräftigem Leinen unter Bei-



# Illustrirte Frauen-Zeitung.

Ar. 35.

Wöchentlich eine Nummer.  
Vierteljährlich 2½ M.

— Berlin, 26. August 1888. —

Große Ausgabe mit  
allen Kupfern: 4½ M.

XV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

## Rose und Lorbeer.

Eine Liebes-Erzählung aus dem Leben  
der Prinzessin Constanze von Salm.

Von Ernst Pasqué.

### 1. Im Walde von Coucy-le- Chateau.

Es war im Sommer des Jahres 1785. Auf der damals schlechten Straße, welche von Soissons nach St. Quentin führte, zog ein Reisewagen, mit zwei kräftigen Pferden bespannt, dahin. Das Gefährt war kein gewöhnliches, denn es war mit Farben und Gold, sogar mit einem fürstlichen Wappen geziert, wenn sich dies Alles auch, mit Staub und Schmutz bedeckt, nur nothdürftig erkennen ließ. Im Innern saß ein alter Herr in einfacher Reisekleidung und ein Knabe von etwa zwölf oder dreizehn Jahren, dessen Kostüm von Seide und Sammet, reich mit Gold gestickt, auf eine vornehme Abkunft deutete. Die beiden Reisenden kamen von Paris und ihr Ziel war vorerst Flandern und Brüssel. Sie hatten einen Abstecher nach Soissons machen müssen und waren nun gezwungen, auf schlechtem Wege wieder die große Heerstraße zu gewinnen, welche über St. Quentin und Maubeuge direct nach Mons und Brüssel führte.

Der reich gekleidete Knabe war der junge Graf von Salm-Neifferscheid-Dyl, der in Paris, wo der Vater ein Palais besaß, seine Erziehung erhielt, und nun von seinem Mentor, einem Herrn von Breteuil, der reichsgräflichen Familie auf Schloß Dyl bei Neuß am Rhein zugeführt wurde.

Am frühen Morgen waren sie von Soissons aufgebrochen; doch nur langsam ging es vorwärts, denn die Straße war in einem gar elenden Zustande, ausgefahren und holperig. Sie hatten gehofft, gegen Mittag in dem Städtchen Chauny, an dem Flusse Oise gelegen, anzulangen, um dort ein Frühstück einnehmen zu können; doch gegen Mittag befanden sie sich noch immer in dem fast unwegsamen Walde von Coucy. Der Wagen fuhr immer langsamer, nur stoßweise weiter, bis er plötzlich, nach einem kaum merklichen Krach, vollständig anhielt.

Noch hatte Herr von Breteuil, höchlichst erschrocken, keinen Ruf nach dem Kutscher hören lassen, als dieser schon vor dem offenen Schlage stand.

„Wir können nicht weiter, gnädiger Herr,“ sagte er, ingrimmig einen Fluch unterdrückend; „zwei Radspeichen sind gebrochen, und hier in dem vermaledeiten Walde weiß ich weder Weg noch Steg, um zu irgend einem Dorfe oder Gehöft, wo Hilfe zu finden wäre, zu gelangen. Was nun thun?“

Der Angeredete war aus dem Gefährte gestiegen, um den in diesem Augenblick allerdings recht unangenehmen Schaden zu besichtigen, und ihm nach sprang mit hübnem Schwünge



Unter Blüten. Von E. Hanehog. — Siehe Seite 150.



der gräßliche Knabe, eine zarte Gestalt mit hübschen Zügen und einem Blick der großen, blauen Augen, der für eine bereits erlangte geistige Reife sprach, die wohl über sein jugendliches Alter hinausgehen mochte.

„Was thun?“ wiederholte Herr von Breteuil, der jetzt, ebenso hüßlos, wie der Kutscher, vor dem beschädigten Rade stand. „Fahren wir weiter, liegt der Wagen im nächsten Augenblick auf der Seite.“

„Lassen Sie uns den Weg zu Fuß fortsetzen; der Wald ist so schön, und Chauny kann nicht mehr weit sein. Pierre mag bei dem Gefährt und den Pferden bleiben, bis wir ihm Hülfe gesendet.“ So rief der junge Graf, um dann sofort, mit enthusiastischer Freude in die Ferne deutend, hinzuzusetzen: „Sehen Sie dort auf der Höhe die Ruinen des alten Kastells, Herr von Breteuil? Durch die Kronen der Eichen lugt es gar verlockend hervor. Ach, das muß herrlich sein! Wir wollen hin. Auch erkenne ich Strohdächer in der Tiefe, dort wohnen Leute, die das zerbrochene Rad wieder herstellen können, während wir die Ruinen besichtigen. Kommen Sie mit, Herr von Breteuil, kommen Sie!“

„Wir würden in dem ärmlichen Dörfchen keinen Wagner finden, mein theurer Bögling,“ entgegnete der Andere, sichtlich entmutigt, als Pierre, der Kutscher, aufhorchend flüsterte:

„Hören Sie mir! Hufschläge, — von dort, wo wir herkommen! Es muß ein Reiter sein.“

In der That war in der Ferne der Paßgang eines Pferdes hörbar geworden, der immer näher erklang.

„Wir wollen den Reiter erwarten,“ sagte Herr von Breteuil, „er wird uns auf alle Fälle irgend einen Rath geben können.“

Nicht lange dauerte es, und Pferd und Reiter wurden unter den Eichen der Straße sichtbar. Langsam trabte der Fremde seines Weges, doch kaum hatte er die Gruppe bei dem Wagen erschaut, als er sein Pferd zu raschem Gange antrieb und sich auch bald bei den Reisenden befand.

Es war ein junger Mann von vielleicht zwanzig und einigen Jahren, in einer für Weg und Ort auffallend eleganten Kleidung, mit einem Antlitz, das zwar recht freundlich d'rein schaute, doch keineswegs schön hätte genannt werden können. Leicht schwang er sich von seinem Pferde, einem schmucken, reich ausgeäumten Thier, und den goldbordierten Dreispitz abnehmend, näherte er sich höflich grüßend den beiden Reisenden. Herr von Breteuil theilte ihm mit wenigen Worten mit, wer sie seien und welcher Unfall ihnen hier mitten im Walde zugefallen wäre, dem sie nun rath- und thatlos gegenüber ständen.

„Da werden Sie Ihre Weiterreise wohl um einen Tag verschieben müssen,“ entgegnete der Fremde, nachdem er bei dem Namen des Reichsgrafen Franz Joseph von Salm, dem hochgeborenen Knaben eine tiefe Verbeugung gemacht, dann den Schaden besichtigt hatte. „Folgendes Vorschlag würde ich Ihnen machen: Ich reite nach Sinceny, nicht weit von Chauny gelegen und etwa anderthalb Wegstunden von hier, das Ziel meiner Reise. Sie begleiten mich dorthin, wo Sie bei dem Herrn Baron von Théis beste und freundlichste Aufnahme finden werden. Ich trete mein Pferd dem jungen Herrn Grafen ab; wir Beide besteigen die Säule Ihrer Kutsche, und Ihr Diener bleibt bei dem Gefährt, bis wir ihm die nöthige Hülfe, die in Sinceny zu finden ist, gesandt haben werden. In einer Stunde sind wir dort, eine weitere Stunde, und Wagner und Schlosser werden zur Stelle sein. Gegen Abend führen die Pferde den hergestellten Wagen Ihnen zu, und morgen früh werden Sie Ihre Reise nach St. Quentin fortsetzen können. Noch bemerke ich Ihnen, daß Sie den kurzen Aufenthalt bei Herrn von Théis nicht bereuen werden: es wird dort am heutigen Nachmittage ein kleines ländliches Fest gefeiert und ein Singpiel im Grünen aufgeführt.“

„Bravo! Bravo! Das ist herrlich!“ unterbrach der junge Graf die Rede des Fremden, dabei vor heller Freude in die Hände klatschend. „Wir nehmen das Anerbieten an, nicht wahr, mein lieber, bester Herr von Breteuil, und reiten nach Sinceny, — ich auf dem schönen Falben? O, ich kann reiten, Sie werden es sehen, Herr, — Herr?“

Verlegen brach er ab und blickte fragend auf den fremden Herrn, dann auf seinen Erzieher, der sich den verlockenden Vorschlägen gegenüber recht kühl verhalten hatte. Doch schon sprach Ersterer, mit einer leichten Verbeugung gegen den jungen Grafen, dessen stumme Frage beantwortend:

„Jean Pipelet, Baron von Leury.“

„Ah!“ rief plötzlich Herr von Breteuil mit freudiger Stimme und Geberde. „Ihr Name ist mir wohlbekannt. So sind Sie wohl der Sohn des Herrn von Leury, Geheim-Secretär Sr. Majestät?“ Und als der Andere die Frage höflich bejahte, reichte Herr von Breteuil ihm die Hand und rief: „Eine glücklichere und angenehmere Begegnung konnte uns nicht werden,

und mit Freude und Dank nehme ich im Namen meines Bögling's Ihr wirklich verlockendes Anerbieten an.“

Auch der junge Graf reichte Herrn von Leury freundlich dankend die Hand; dann aber machte er sich mit dessen Falben zu schaffen, den er auch bald mit Hülfe seines Eigentümers bestieg.

Auf dem holperigen Wege ritt er einstweilen lustig auf und nieder, bis die beiden anderen Herren ebenfalls reit- und reisefertig sein würden.

Dies war bald geschehen. So gut es ging, wußten Jene sich auf den nur für die Kutsche angeschirrten Pferden einzurichten; dann setzten alle Drei in heiterer Unterhaltung ihren Weg nach Norden und dem Dörfchen Sinceny fort.

## 2. Das Paradies eines Poeten.

Das Dörfchen Sinceny lag gar anmuthig in einer grünen Ebene, die, sich sanft und wellenförmig abflachend, bis zu der nahen Dife hinzog. Es barg außer der Kirche zwei größere Gebäude. Das erste derselben, welches sofort in die Augen fallen mußte, war das ländliche Schloßchen, Stammhaus der Herren von Théis. Dasselbe, unter Ludwig XIV. an Stelle eines halb verfallenen feudalen Kastells erbaut, lugte in seinem hellen Kleide mit den langen Fensterreihen, seinem Mansarden-Dache und dem ebenfalls hell angestrichenen hohen Thurme, dem einzigen Ueberreste früherer Jahrhunderte, gar freundlich und einladend aus dem Grün seines Parks und seiner Gärten hervor. Hinter dem Schloßchen zog sich der Park eine leicht ansteigende Höhe hinan, um sich dann mit einem wildreichen Wald-Complex zu vereinen. Vor dem nicht hohen, doch langen Baumerte breitete sich ein gar hübscher, sinnig geschmückter Garten weit, bis an die Dife aus. Da gab es zuerst eine breite Terrasse mit einer Doppeltreppe, die in zweifacher Windung in den tiefer liegenden Garten und vorerst zu zwei von zierlichen Blumenbeeten umgebenen Springbrunnen führte. Die Balustraden der Treppe waren mit Statuen, Apoll und die Mufen darstellend, dann mit blumengeschmückten Vasen im Barock-Stil des siebzehnten Jahrhunderts geziert, und hinter den Springbrunnen zog sich ein kleiner „Tapis-vert“ nach einer zweiten Erhöhung einer Plattform hin, die, an drei Seiten von geschnittenen Taxusbäumen und -Hecken umgeben, ein ganz allerliebster Theater im Grünen mit Coullissen und Hintergrund bildete. Und überall, neben der grünen Bühne, auf Blumenbeeten, in künstlich geschnittenen Nischen der Taxuswände standen Statuen und Vasen, aus denen bunte Blüthen und Gräser hoch emporwuchsen.

Auf den ersten Blick erkannte man, daß der Besitzer dieses reizenden Anwesens ein Mann von Geschmack war, der sich mit der Dichtkunst und der Bühne beschäftigte, wenn er wohl auch zeitweise einer materiellen Thätigkeit sich zu widmen hatte.

Auf Letzteres deutete das zweite, größere Bauwerk des Dorfes, das vollständige Gegenstück des idyllischen Schloßchens. Es war eine große Fabrik von Steingut-Waaren, welche ein practischer Vorfahr des jetzigen Herrn von Théis 1735 in dem kleinen Sinceny, als die erste dergleichen Manufactur in Frankreich, angelegt hatte.\*) Herr Baron von Théis war heute nur noch Miteigentümer dieser Fabrik, die der Herren mehrere besaß; einer derselben war der sehr reiche Geheim-Secretär des Königs, Herr Pipelet, Baron von Leury, der alljährlich, seit er nicht mehr selbst zur Abrechnung kommen konnte, seinen Sohn Pipelet, der in Paris Medicin studirte, an seiner Stelle sandte.

Wir sind dem jungen Baron und angehenden Mediciner auf seinem Wege nach Sinceny begegnet, wo er diesmal noch etwas ganz Anderes und weit Schöneres finden sollte, als eine Abrechnung nach Livres und Sous über fabricirte und verkaufte Steingut-Waaren.

Herr Baron Alexander von Théis hatte früher in Staatsdiensten gestanden. Sein Vater war General-Inspector der königlichen Manufacturen gewesen, und er selbst hatte mehrere Jahre lang die Stelle eines Inspectors der Flüsse und Wälder der Stadt und Grafschaft Nantes versehen. In dieser Stadt waren ihm auch seine beiden Kinder, 1765 ein Sohn, Alexander, und 1767 seine Tochter, Constanze, geboren worden. Dann hatte er den Staatsdienst verlassen und sich nach seinem Geburtsorte, dem freundlichen Schloßchen in Sinceny, zurückgezogen, hier den Mufen und der Erziehung seiner Kinder zu leben und zugleich seine Interessen an der ertragreichen Fabrik zu wahren, — eine Beschäftigung, der sich ja selbst Ludwig XV. in Betreff der Porzellan-Fabrik von Vincennes hingegeben hatte, die von ihm im Verein mit mehreren Financiers gegründet und 1765 als königliche Manufactur nach Sevres verlegt worden war.

Herr von Théis hatte bereits mehrere Stücke für Pariser Theater geschrieben, auch einen Band Erzäh-

\*) Heute noch besteht sie und beschäftigt über hundert Arbeiter.

lungen in Versen unter dem seltsamen Titel: „Le singe de Lafontaine“, doch ohne Autor-Namen, erscheinen lassen, welche letztere ein nicht gewöhnliches Aufsehen erregten. Wie sein Sohn, der in Paris studirte, seine administrativen Anlagen erben sollte (er wurde mit der Zeit einer der tüchtigsten Beamten Frankreichs), so besaß seine damals achtzehnjährige Tochter Constanze die poetischen Talente des Vaters. In allen Künsten, allen Fächern der Wissenschaft, Dank der Unterweisung ihres Vaters, wohl bewandert, bargen sich diese Gaben und Kenntnisse unter einer liebenswürdigen und entzückenden Bescheidenheit, verbunden mit einer natürlichen Lebensfreudigkeit. Dabei war Fräulein von Théis eine seltene Schönheit, groß und schlank in jugendlich üppiger Fülle, mit einem Gesichtchen, so blühend und lieblich, daß es beim ersten Anblick bezaubern mußte, wenn sie auch wieder, — trotz ihrer Jugend, ihrer ländlichen Erziehung und Umgebung, — Haltung, Geberde und Blick einer Königin anzunehmen vermochte. Der Vater war stolz auf sein talentvolles Kind, das er im Geiste schon als eine der schönsten und bedeutendsten Frauen von Frankreich erblickte, — wenn der Herr dort oben ihm Leben und Gesundheit verleihen sollte, so lange, bis er den rechten Hüter für sein einziges, herrliches Kleinod gefunden haben werde. Denn der Baron von Théis war kränklich, was ihn jedoch nicht hinderte, sich seines kleinen Erden-Paradieses und der Gaben, welche die Mufen ihm freundlich spenden wollten, so recht von Herzen zu erfreuen.

Just am heutigen Tage, an dem unsere Erzählung beginnt, sollte ein solches ländlich-künstlerisches Fest, das Herr von Théis in Scene gesetzt hatte, stattfinden, und bestand dasselbe unter Anderem auch in der Aufführung eines kleinen allerliebsten Singpielles von Sedaine, mit Musik von Monigny. Es war ein älteres Werk der beiden Künstler, die man dreist die eigentlichen Väter der französischen komischen Oper nennen darf: „Nötschen und Colas“, zum ersten Male im Jahre 1764 in Paris aufgeführt. Herr von Théis hatte das harmlos heitere Spiel für die ihm zu Gebote stehenden Kräfte eingerichtet; von Fräulein Constanze, einigen Beamten der Fabrik und deren Angehörigen wurde es dargestellt, und das ganze Dorf war zu der Aufführung geladen. Es sollte ein hübsches Fest werden — und Folgen haben, welche die dabei Betheiligten nicht im Entferntesten zu ahnen im Stande waren.

## 3. Ein Singpiel im Grünen.

Unsere drei Reisenden waren bald nach Mittag in heiterer Stimmung in Sinceny eingeritten und von Herrn von Théis äußerst freundlich empfangen und aufgenommen worden. Der Baron kannte den Reichsgrafen von Salm und freute sich ungemein, dessen jungen Sohn auf seinem einfachen Landsitz bewillkommen zu können.

Herr Pipelet von Leury war ein alter, guter Bekannter des Hauses; nicht allein, daß seit Jahren in geschäftlicher Hinsicht eine Verührung der beiden Familien stattgefunden hatte, war der junge von Leury auch ein Genosse und Freund des in Paris studirenden Sohnes des Barons.

Sofort wurden ein Schlosser und ein Wagner mit dem nöthigen Handwerkszeug nebst den Pferden zurück nach dem Walde von Couchy gesandt, um das Rad zu repariren.

Dann ging es zu einem rasch improvisirten Dejeuner, dem die Drei tüchtig zusprachen. Fräulein Constanze erschien dabei nicht; sie war mit den Vorbereitungen zu der Aufführung und ihrer Rolle wohl zu sehr beschäftigt. Herr von Théis fand keine Veranlassung, ihrer zu erwähnen; dafür erzählte er um so mehr von dem kleinen ländlichen Feste, das bald seinen Anfang nehmen würde.

Kaum hatte der junge Graf Salm seinen Appetit befriedigt, da eilte er auch schon in glühender Erwartung der Wunderdinge, die da kommen sollten, hinaus in den hübschen Garten und sofort nach dem kleinen Theater im Grünen, vorerst auf dem Schauplatz der Handlung seine jugendliche Neugierde zu befriedigen. Doch viel zu entdecken gab es dort nicht; außer den glatt geschnittenen Taxushecken fand er nur in einer dieser grünen Seiten-Coullissen einen alten Musiker, wohl der Organist der Ortskirche, der sich mit einem sehr hübschen Clavecin beschäftigte, dazu bestimmt, die Lieder, Arietten und Vaudevilles des Singpiels zu begleiten.

Doch im Garten selbst wurde es bereits lebendiger. Diener in der Livrée des Barons brachten Stühle herbei für die Honoratioren des Ortes, den Herrn Pfarrer und den Bailly, die Vorstände der Fabrik und deren Freunde aus der Umgegend. Zu beiden Seiten der Scene wurden die Sitze aufgestellt, während auf dem Tapis-vert die ländliche Bevölkerung sich auf den Boden lagern sollte. Die Terrasse vor dem Schloßchen wurde ebenfalls mit reichen Sesseln besetzt; von hier aus, gleichsam von einer erhöhten Rang-Loge aus, sollten



Herr von Thois, die wenigen geladenen adeligen Nachbarn und die ihm heute gewordenen lieben Gäste das kleine Schauspiel genießten.

Die Landleute, alt und jung, rückten zuerst, lange vor der bestimmten vierten Nachmittagsstunde, heran; schüchtern, zögernd und nicht wenig erwartungsvoll näherten sie sich dem Schauplatz, doch überraschend schnell füllte sich dann der grüne Rasen-Teppich. Auch die nachbarlichen Standesgenossen des Barons langten in Carossen und zu Pferde an, und als der junge Graf Salm erhielt, das hübsche Knabengesicht von seinem Lauf durch Garten und Park lebhaft geröthet, wieder in dem Schlosse anlangte, fand er eine zahlreiche und recht bunte Gesellschaft adeliger Herren und Damen versammelt, die den gräßlichen Knaben mit tiefen Verbeugungen und mehr oder minder galanten Complimenten empfingen.

Eine lebhaft Conversation entspann sich, die plötzlich durch eine Fanfare, von zwei Waldhörnern geblasen, unterbrochen wurde, als Zeichen zum Anfang des Spiels, und Alles erhob sich, paarweise, in hüflicher Grandezza, dem Ausgange des Saales und der zu einer Loge gewordenen Terrasse zuschreitend.

Herr von Thois hatte einer alten, bunt aufgebauhten und gepuppten Dame den Arm gereicht, und an der freien Hand führte er den jungen Grafen Salm. Diese Hauptgruppe nahm die Mitte der Terrasse ein, während die Uebrigen sich nun nach Belieben placirten.

Wie hatte sich der noch vor wenigen Stunden so stille Garten verändert! Der ganze Tapis-vert war meistens mit jungen, ländlichen Schönen und ihren Burtschen, dicht an einander gedrängt, im wahren Sinne des Wortes belegt, während die Alten sich mehr zu beiden Seiten gelagert oder aufgezogen hatten. Die Stühle der Honoratioren waren ebenfalls besetzt, und beim Erscheinen des Barons auf der Terrasse brachte der Bailly ein wohlgemeintes Hoch auf den gnädigen Herrn des Ortes aus, in das Alle, sich tumultuarisch erhebend, mit freudigen Tönen, in jubelnder Weise die Hüte schwenkend und von den Waldhörnern unterstützt, mit einstimmt. Das Niederstigen, besonders das der frühlichen Jugend, erfolgte nicht ohne Lachen und lustiges Aufstreichen; dann trat tiefe Stille ein, und das Singpiel begann mit einer von dem Organisten auf dem Clavecin gespielten Symphonie, welches Instrument der alte Musiker, wie es sich zeigte, sehr gut zu behandeln verstand.

Röschen, ein allerliebste Mädchen, die Tochter eines Angestellten der Fabrik, trat auf und sang ihre Ariette: „Armer Colas, armer Colas!“ Schon ihre Erscheinung bewirkte ein allgemeines Murren freudiger Ueberraschung, denn die Darstellerin erschien in der Tracht einer der eleganten und idealen Schäserinnen im Genre Watteau's, mit weiten Paniers, über die sich die kurze Robe mit dem drapirten Ueberwurf von hellblauer und rosa Seide, mit Blumen geziert, breitete. Das Haar war hoch toupirt, gepudert und ebenfalls mit Blumen geschmückt, und in der Hand hielt sie einen reichbedienten, goldenen Schäserstab. Die ganze Erscheinung paßte überraschend zu dem grünen Theater, auf dem das hübsche Röschen gewandt und kokett mit ihren hohen, rothen Absätzen umhertrippelte.

Das Singpiel hat eine einfache, doch unterhaltende Handlung, so recht für eine ländliche Bevölkerung geeignet. Die Schäserin Röschen liebt ihren Schäser Colas. Die Väter der Beiden sind im Grunde mit der Heirath einverstanden, doch wollen sie diese, aus durchaus eigennütigen Gründen, noch bis zum nächsten Jahr hinausschieben und legen darauf hin dem jungen Pärchen allerlei vorher heimlich verabredete Hindernisse in den Weg. Eine alte, schwachhafte Nachbarin, die Mutter Bobi, hilft hierbei nach Kräften mit, aber gerade durch sie wird schließlich wieder die ganze recht unnötige Quälerei der Liebenden vereitelt, — und so werden am Schluß des Stückchens Rosa und Colas dennoch ein glückliches Paar. Die Darsteller dieser kleinen ländlichen Scenen waren allgemein bekannt, wie auch, daß die alte Mutter Bobi von einem jungen Manne gespielt und gesungen werden sollte. Nur über den Darsteller des Schäfers Colas wußte man so gut wie nichts, die Gäste auf der Terrasse, außer dem Hausherrn, erst recht nichts, und so war denn die Spannung der Zuhörer auf das Erscheinen Colas' keine geringe. Es dauerte eine lange Weile, bis dieser zum Auftreten gelangte, denn zuerst mußte die Intrigue zwischen den beiden Vätern nicht allein abgefart, sondern auch recht empfindlich in's Werk gesetzt werden. Endlich hat die arme Rosa ihre zweite Ariette gesungen, in der sie sich nach ihrem lieben Colas sehnt, als dieser erscheint.

Ein neues Murren freudigen Staunens geht durch die ganze Versammlung, denn wenn man auch seinen Augen kaum trauen will, so hat man doch den Darsteller, oder vielmehr die Darstellerin des jungen Colas erkannt: es ist, — kann keine Andere sein, als Fräulein Constanze von Thois in der reizenden Seidentracht eines Watteau'schen Schäfers. Das gepuderte Lockenhaar mit

dem kleinen bebänderten Schäserhütchen kleidet ihr hübsches Gesichtchen mit den heiter lächelnden Zügen, den strahlenden Augen allerliebst, und jetzt wandelt sich das Murren in ein lautes, kaum endemwollendes Bravo. Ihr Name geht leise, flüsternd von Mund zu Mund, denn nun haben Alle sie vollständig erkannt, — bis auf zwei Personen! Herr von Breteuil ahnt wohl eine Dame in der Schäsertracht, doch weiß er noch nicht, wer sie ist; der junge Graf Salm aber ahnt weder das Eine noch das Andere, er denkt an gar nichts dergleichen, dafür verschlingt er fast mit seinen Augen, die sich weit, — weit öffnen, die liebliche, blendende Jünglingsgestalt.

Jetzt beginnt Colas, eine Rose in der Hand haltend, zu singen, — doch nicht die Ariette, welche Sedaine gedichtet und Monsigny in Musik gesetzt. Das Clavecin in der grünen Seiten-Coulisse intonirt die Weise eines alten, in der Picardie nur zu bekannten Volksliedes: „Pour la Baronne“, und seine Rose mit schwärmerischen Blicken betrachtend, singt Colas mit naiveinnigem Ausdruck:

„Du zartes Röschen!  
Dir wird größeres Glück als mir,  
Brach ich Dich doch für mein Röschen,  
Das so lieblich blüht, gleich Dir:  
Ein zartes Röschen!“

An Röschens Busen  
Bist Du süßem Tod geweiht,  
Blühte ich an Deiner Stelle,  
Wäre Sterben Seligkeit —  
An Röschens Busen!“

Noch zwei Strophen folgten, dann löste sich die allgemeine Spannung in einen brausenden Jubel auf. Baron von Thois blickte mit feuchten Augen stillvergnügt auf sein liebes Kind, denn er wußte, daß die hübsche Romanze (im Deutschen schwer, in ihrem vollen koketten Liebreiz wohl unmöglich wieder zu geben), von seiner Constanze war. Doch das Spiel ging weiter, und ebenso hübsch und liebenswürdig heiter und sinnig, wie der schöne Colas sein Lied gesungen hatte, führte er seine Rolle durch und zu Ende.

Als die letzte Note des Schluß-Baudewilles verklungen, Colas sein Röschen sich glücklich erjungen und erlungen hatte, da begann der Beifall der Zuhörer im Garten auf's Neue und lärmender, begeisterter als vorher. Herr von Thois stieg mit seiner Umgebung die Treppe hinab, um vorerst seine ländlichen Gäste zu begrüßen, dann zum Diner in das Schloß zurückzulehren. Der junge Graf Salm hatte sich von seiner Seite gerissen und mit glühendem Antlitz durch die Menge zu der Bühne gedrängt, — wo er wiederum nur den alten Organisten traf, der das kostbare Clavecin sorgfältig schloß, — den so sehnsüchtig gesuchten Colas fand er nicht!

Recht traurig lehrte der kleine Enthusiast in das Schloß zurück, da wurde ihm beim Eintritt in den Speisesaal ein Anblick, der ihn auf der Schwelle bannte, alles Blut aus den Wangen trieb, und seinen jugendlichen Körper in ein convulsivisches Beben versetzte. In der Mitte der Gäste stand eine junge, bildschöne Dame, Fräulein Constanze von Thois, welche die Huldigungen ihrer Umgebung ohne Verlegenheit, dafür mit einer natürlichen, lebenswürdigen Freudigkeit entgegennahm. Nur einen Augenblick dauerte die scheue Verwirrung des gräßlichen Knaben, dann stürzte er mit dem freudigen Ausruf: „Colas!“ auf die junge Schöne zu und wäre ihr in seiner Aufregung zu Füßen gefallen, wenn das überraschte Fräulein Constanze ihn nicht mit ihren Armen aufgefangen und zu sich emporgezogen hätte, freundlich und beruhigend auf ihn einsprechend. Die gegenseitige Vorstellung erfolgte rasch durch Herrn von Thois und nach kurzer Zwiesprach ging es zur Tafel. Herr Pipelet von Leury führte Fräulein Constanze zu Tische, doch der junge Graf Salm blieb ebenfalls an ihrer Seite, und bildeten dann diese Drei mit dem Hausherrn zur Rechten des gräßlichen Knaben, die Mittel- und Hauptgruppe der Tischgesellschaft. Fräulein Constanze unterhielt sich hauptsächlich mit Herrn von Leury, doch vergaß sie dabei den kleinen enthusiastischen Nachbar an ihrer anderen Seite nicht. Sie plauderte so unbefangenen heiter und freundlich mit ihm, daß Beide, als die Tafel aufgehoben wurde, bereits die besten Freunde geworden waren. Währenddem hatte man den ländlichen Gästen im Garten Speisen und Wein gereicht, dann erschienen einige Dorfmusikanten, und der grüne Rasenteppich war bereits zum Tanzplatz geworden, auf dem die Paare sich lustig drehten, als die Herrschaften hinab in den Garten stiegen, um ebenfalls an dem ländlichen Tanze, wenn auch nur vereinzelt, Theil zu nehmen. Herr von Leury tanzte mit Fräulein Constanze in einem Menuett; was der gräßliche Knabe, der jolschem Vergnügen fern bleiben mußte, dabei empfind, vermochte er sich selbst nicht zu erklären. Er fühlte seine Augen naß werden, und schamvoll verbarg er sich unter der Menge.

Ein kleines Feuerwerk auf der grünen Bühne beschloß das hübsche Fest, und hierbei war der junge Graf Salm wieder an der Seite der schönen Tochter des

Schloßherrn, die er nicht verließ, bis endlich die Stunde des Abschieds der Gäste und der Ruhe gekommen war.

Am andern frühen Morgen stand Herr von Breteuil mit seinem Bögling reisefertig vor dem Baron und seiner Tochter, — Herr von Leury war bereits nach der Fabrik gegangen, dort seine Geschäfte so rasch, doch auch so gründlich als möglich zu besorgen. Der Reisewagen war am Abend vorher, gut wiederhergestellt, nach dem Schlosse geschafft worden und hielt nun angeschürt mit dem Kutscher Pierre vor der Einfahrt, seiner Insassen harrend. Der Abschied war gegenseitig ein recht herzlicher, von Seiten des jungen Grafen jedoch ein wahrhaft rührender. Er weinte heiße Thränen und vermochte sich nicht von Fräulein Constanze zu trennen, immer lehrte er wieder zu ihr zurück, ihr die Hand zu drücken und zu küssen, bis das schöne Mädchen ihn endlich, selber tief ergriffen, zu sich emporzog und auf den Mund küßte. Da umschlang er jubelnd ihren Hals, und unter Weinen und Lachen preßte er sie an sich und gab ihr den Kuß mit Küßchen auf Mund und Wangen zurück. Dann riß er sich los, wie beschämt über das, was er da gethan, und eilte zu dem Wagen, in den er sich weinend barg. Herr von Breteuil folgte ihm, rasch fuhr das Gefährt von dannen, — und Alles war vorüber. Das letzte Grüßen und Winken sah der junge Herr nicht, er lag in der Wagenecke, barg sein Antlitz in beide Hände und weinte bitterlich.

Herr Pipelet von Leury hatte am selben Morgen noch eine lange, ernste Unterredung mit dem Baron, und erst nach mehreren Tagen Zusammenlebens mit Vater und Tochter verließ er das stille Schloßchen von Sinceny, — als der Verlobte des schönen Fräulein Constanze von Thois. Die Hochzeit sollte stattfinden, sobald von Leury seine medicinischen Studien vollendet haben und einer der Leibärzte Sr. Majestät Ludwigs XVI. geworden sein würde.

#### 4. Die Rose wird zum Lorbeer.

Es sollte noch einige Jahre dauern, bis Herr von Leury seine Stellung bei Hofe erlangen und seine schöne Braut heimführen konnte. Erst 1789, in dem so verhängnisvollen Jahre, wurde Fräulein Constanze von Thois Madame Pipelet de Leury und die Neudemählten zogen nach Paris, wo der Baron ein stattliches Heim besaß. Hier versammelte Constance von Leury einen glänzenden Kreis von Dichtern, Künstlern und Gelehrten um sich, und ihre Salons gehörten bald zu den gesuchtesten und gefeiertsten von Paris. Sie selbst gab sich nun ungehindert ihrem poetischen Drange hin. Schon 1788 war im „Almanach des Graces“ ihre Romanze von der Rose („Bouton de Rose“) erschienen, und andere, ähnliche Productionen folgten. Doch die sich rasch und immer blutiger entwickelnde Revolution that diesem feinen gesellschaftlichen, schöngeistigen Leben Einhalt oder lenkte es doch in ganz andere Bahnen. Die erste Folge der neuen Verhältnisse war, daß Herr von Leury seinen Adel ablegte und sich als Arzt und Chirurg des Volkes erklärte, wodurch seine schöne geist- und talentvolle altadelige Gattin zu einer „Citoyenne Pipelet“ und Frau eines „Chirurgen“ wurde. Während Pipelet sich immer tiefer mit den revolutionären Machthabern einließ, setzte seine Gattin ihre poetischen Bestrebungen fort, und ihre Salons sahen nun die Poeten und Künstler der Revolution. Hatte früher ein Poet und begeisterter Verehrer sie den „Boileau der Frauen“ genannt, so nannte Marie Joseph Chénier, der Sänger und zugleich das Opfer der Revolution, sie jetzt die „Muse der Bernunft“. In unserer Erzählung ihre philosophischen und andere Dichtungen zu erwähnen, ist nicht der Ort, nur eines Werkes sei gedacht. 1794 brachte sie auf der Scene des Theaters Louvois, wohin die ehemalige „Academie royale de Musique“ übergesiedelt war, die lyrische Tragödie (große Oper) „Sappho“ zur Aufführung. Die Musik dazu hatte J. B. C. Martini (ein Deutscher, eigentlich Schwarzenberg geheiß), geschrieben, und an zweihundert Mal wurde das Werk mit großem Beifall aufgeführt. 1792 hatte ein Pariser Componist, Namens Bonjour, ihre Romanze von der Rose neu in Musik gesetzt, und trotzdem die Melodie nicht viel besser war, als die alte Volksweise, so machte das Lied, des hübschen Textes halber, dennoch Glück. Die galanten Verehrer der weiblichen Sappho sagten aber im Hinblick auf deren spätere werthvollen poetischen Productionen: „Die Rose ist zum Lorbeer geworden.“

So war die geistvolle Frau mit dem nichts weniger als poetischen Namen „Pipelet“ eine gefeierte Dichterin und nach dieser Richtung hin auch glücklich geworden, dafür aber wurde ihr Eheleben mit dem republikanischen Gatten immer unerträglicher. Dies führte 1797 zu einer Scheidung der Beiden. Bald darauf starb Citoyen Pipelet, und nun wurde seine Gattin, die sich jetzt Constanze Thois nannte, wieder vollständig frei.



Was war während dieser Zeit mit dem kleinen, schwärmerischen Anbeter der schönen Constanze, dem jungen Grafen Franz Joseph von Salm geschehen?

Die Familie der Wild-, Rhein- und anderen Grafen von Salm war eine weitverzweigte, und ihre verschiedenen Glieder damals kaum noch durch verwandtschaftliche Grade mit einander verbunden. Eines jedoch hatten die Häupter der auf der linken Rheinseite begüterten Zweige gemein: ihre Vorliebe für Paris. Meistens verzehrten sie dort ihre Einkünfte in eigenen prächtigen Palais. So baute sich 1786 der Fürst Friedrich III. von Salm-Nyrburg am Ufer der Seine eines der hübschesten Palais von Paris, doch mußte er seine allzugroße Vorliebe für die verführerische Lutetia mit seinem Kopf auf der Guillotine büßen. Das schmutzige Bauwerk wurde in einer Lotterie ausgespielt; ein Coiffeur war der glückliche Gewinner. Aber 1803 erhob Napoleon es zum Palais der „Legion d'honneur“.

Titel, würdig ihrer Person und ihres nicht gewöhnlichen, großen Talentcs. Immer poetisch thätig, starb sie 1845, achtundsiebzig Jahre alt, in Paris. Ihr Gemahl überlebte sie um sechzehn Jahre; er folgte ihr 1861 in's Grab.

Die Romanze von der Rose fand 1799 in Pradher dem Aelteren, einen damals beliebten Tonsetzer und Violinisten, einen würdigeren Componisten, und in Garat, dem eleganten und berühmten Sänger der Epoche der Revolution und des Directoriums, einen ausgezeichneten Interpreten. In dieser Form machte die hübsche Romanze wahrhaft Furore; in allen Salons von Paris wurde sie gesungen, und lange erhielt sie sich in der Gunst der singenden Künstler, Dilettanten und ihrer Zuhörer. Heute noch wird und muß sie, geschmackvoll vorgetragen, gefallen.

Als Schluß unserer kleinen Lieder-Erzählung, die sich hauptsächlich mit der „Rose“ und ein wenig auch mit dem „Lorbeer“ der Dichterin, Prinzessin Constanze von Salm, befaßt, mag sie hier folgen.

Vielleicht würde aber eine in irgend welcher Weise vorthellhaft veränderte Gewandung eben dieser neu ersiehenden alten Mode die wohlthätige Folge haben, die nicht nur der freudigen Begrüßung der Aerzte und der Maler sicher sein dürfte, sondern aller schönheitsliebenden Menschen überhaupt, — der ferneren Unmöglichkeit der unnatürlichen, abscheulichen Wespen-Tailen. Eine Wespen-Taille im Empire-Kostüm wäre die köstlichste Caricatur.

Welche Fluthen von Bildern und geschichtlichen Erinnerungen wallen daher in den Toiletten des Empire, — auch allerlei lecke französische Melodien, die mit jenen Tagen verwebt sind, und sogar ein deutsches Lied, — Friedrich Reichardt's, des Berliner Hof-Kapellmeisters, reizendes Duett vom Weischen auf der Wiese, das die schöne Hortense Beauharnais mit der lieblichen Saint-Aubin so gern sang. War er doch in Paris während des Consulats und schrieb ausführliche Briefe nach Deutschland. Sowohl auf, wie zwischen den Zeilen, die an seine Gattin gerichtet waren, bewunderte er die felsam gekleideten Frauen zwischen all seinen musikalischen Berichten. Und auch Frauenbriefe aus fürstlicher Feder bringen Notizen aus der Modenwelt des Empire, die Fürstin Pauline zur Lippe, die geistvolle Regentin, die Tochter des Prinzen Albrecht in Ballenstedt, die Freundin Gleim's und Jean Paul's und die

### Das Röschen.

Gedicht von Prinzessin Constanze von Salm, 1785,  
Melodie von Pradher dem Aelteren, 1799.

Allegretto.

**GESANG.**

1. Du zar - tes Rös - - chen, Dir wird ein gröss - res Glück als mir. Brach ich dich doch  
 2. An Rös - chens Bu - - sen, Bist Du dem sii - ssen Tod ge - weilt. Blüh - te ich an  
 3. Leb' wohl, mein Rös - - chen, Bald wer - de ich die Sü - sse sehn. Wan - dern See - len,

**PIANO.**

für mein Rös - - chen, Das hold und lieb - lich blüht gleich Dir — Ein zar - tes  
 Dei - ner Stel - - le, Wär' Ster - ben mir nur Se - lig - keit — An Rös - chens  
 dann ihr Göt - - ter! O las - set einst mich auf - er - stehn Als ein - fach

Rös - - chen! Ein zar - tes Rös - - chen!  
 Bu - - sen! An Rös - chens Bu - - sen!  
 Rös - - chen! Als ein - fach Rös - - chen!

Fine.

als welches es noch heute besteht und die Freude und Bewunderung eines jeden Fremden erregt.

Auch die Grafen von Salm-Dyl bewohnten Paris, doch flohen sie noch rechtzeitig diesem gefährlichen Aufenthalt. Bei der französischen Occupation des linken Rheinufers verloren sie ihre Feudalrechte, erhielten dafür 1803, beim Reichsdeputations-Hauptschluß, Entschädigung an Grundeigenthum und wurden 1816 vom König von Preußen in den Fürstenstand erhoben. Nach Ordnung seines Grundbesitzes, 1803, kam der Graf, später Fürst Franz Joseph von Salm-Dyl, mittlerweile zu einem schönen Manne von dreißig Jahren herangereift, nach Paris. Hier sah er das ehemalige Fräulein Constanze von Théis, die unbewußt seine erste jugendliche Liebe gewesen, nun eine gezeierte Dichterin geworden war, wieder, und nur wenige Wochen darauf reichte er ihr am Altare seine Hand. Citoyenne Pipelet war Gräfin, dann Prinzessin von Salm geworden, ein Name und

Nachdruck verboten.

### Toiletten - Erinnerungen.

Skizzenblätter von Elise Po

I.

Schüchtern nur, aber doch schon wahrnehmbar, tauchen jetzt Gebilde auf — in den Händen fühner Modistinnen und in den Ateliers tonangebender Toiletten-Künstler, angestaunt, bewundert oder belächelt, um sich in die Welt der Gesellschaft hinaus zu wagen, denen man das Motto „Empire“ anheftet, auch wohl den Namen „Directoire“ mitgibt. Es gehört schon eine eigene Art von Schönheit oder ein ganz besonders pikanter Reiz dazu, zunächst diese verchiedenen wieder auferstandenen Hüisformen mit Erfolg zu tragen, — ein unbeschreiblicher Augenaufschlag unter diesen seltsamen Schirmen hervor, — in den Kleiderformen des Consulats oder Empire aber mit Grazie einherzuschreiten, ist eine That, die eigentlich nur die Jugend und Frauen von tadellosem Wuchs ungestraft begehen dürfen und können. Alle anderen haben sich in einen großen Shawl zu hüllen und — zu resigniren.

warme Bewunderin der Kaiserin Josephine. Wie ein verblasstes Pastellbild erscheint die Gestalt der Gefährtin Napoleons; in dem Köpfchen strahlten nur noch die schönen Augen mit dem Ausdruck jener echten, seelenvollen Weiblichkeit, die jene Frau so unwiderstehlich machte.

Es hört sich gut zu, wenn der deutsche Componist von den Pariser Sommer-Moden erzählt, von der Vorstellung bei „Madame Bonaparte“, von der schönen Madame Recamier und dem Empfange in dem Boudoir einer Weltkame, wenn er den großen Korzen zu zeichnen versucht und von den schwarzen, duftenden Flechten der interessanten Madame Cabarrus schwärmt.

„So wie in der Luft,“ schreibt er, „so auch in den Moden herrscht hier mit Eins der volle Sommer. Man sieht überall bloße Damenköpfe, gar nährlich verschoren und verschritten; im Nacken und hinter den Ohren sind die Haare so kurz abgeschritten, als wenn die Stellen mit dem Rasirmesser geschoren wären; dabei stehen mitten auf dem Kopfe eine Menge langer Haare ganz in die Höhe gerichtet, — wie eine Pyramide; oder auch von einer gewissen Höhe wieder vorn auf die Stirn herabfallend.“

Diese Haartracht scheint viel eher die Erfindung eines listigen Friseurs zu sein, der sich und seine Gefellen den Damen





Kinderpielplatz im Berliner Thiergarten. Von E. Rosenfeld. — Siehe Seite 150.



für die nächste Zeit ganz unentbehrlich machen wollte, als die einer französischen Dame, die ihren Vortheil verstanden hätte. Weiße Bastbüte, meistens rund, hier und da auch länglich, auch solche Strohbüte, mit breitem, sehr tief herunter geschlagenem Rande und vielem Rosaband sind allgemein an die Stelle des Turbans getreten. Ueberall sieht man auf den Köpfen der Alten wie der Jungen nichts als helle Farben: Rosa, Lilä und ein sonderbares Blau, das in's Grüne spielt.

Die Kleider der promenirenden Damen sieht man immer von feinem Percal, kurz, ohne Schleppe, dazu lange und weite, aber nicht gepuffte Ärmel. Von diesem feinen, sehr weichen, baumwollenen Zeuge tragen jetzt auch die meisten eleganten Männer ihre Hemden, die auch weit wohlfeiler sind als andere von feiner holländischer Leinwand. Herr A. J. V. hat sich ein halbes Duzend recht feine der Art machen lassen, die ihn nur achtundsechzig Livres, also siebzehn Reichsthaler kosten. Herr C. dagegen ein Duzend seine Hemden von holländischer Leinwand und ebenso viel dazu passende Tücher mit achtzehn Louis'or, über hundert Thaler unseres Geldes, bezahlt hat. In seiner Wäsche wird hier anseht sehr großer Luxus getrieben, man darf dieser nicht die kleinste Falte ansehen.

Der Aufwand der Damen in feinen weißen Kleidern ist noch weit größer, da er durch die leichte, unanmerkliche Weise, mit der sie ihren Anzug behandeln, durch die ungeheuer langen Schleppe, die zur eigentlichen großen Toilette noch immer gehören, und die bei allen Gelegenheiten betreten und zerissen werden, der beständigen Gefahr ausgesetzt ist.

Ein allerliebtestes Bild, gleichsam mit Musikbegleitung, ist eine sogenannte Morgen-Scene, die dem Studium Gluck'scher Partituren am Klavier vorangeht. In einer heiteren Abend-Gesellschaft, nach Mitternacht, bittet eine schöne Pariserin den deutschen Musikmeister, ihr „in aller Frühe“ ein Ständchen zu opfern.

„In aller Frühe?“ erkundigte er sich angelegentlich. „Welche Stunde ist damit gemeint?“

„Deux heures!“

Mit militärischer Pünktlichkeit läßt sich der preussische Kapellmeister am nächsten Tage bei der reizenden Frau melden. Der Portier versichert, daß die Musik-Enthusiastin schon ungeduldig nach dem deutschen Lehrmeister gefragt. Leichtfüßig eilt Friedrich Reichardt die teppichbelegten Treppentufen hinauf und dringt, ohne aufgehalten zu werden, bis zum Salon vor. Er ist leer, — das Klavier verschlossen, — keine verführerische Schülerin tritt ihm grüßend und lächelnd entgegen. Aber sich, — da trippelt ein niedliches Kammerlädchen zu dem Enttäuschten hin und bittet, als er ihr seinen Namen genannt, näher zu treten, — schlägt einen Faltenvorhang zurück und „meine junge schöne Dame liegt,“ so erzählt der deutsche Musiker gleichsam im Flüsterton, „zum Malen, in ihrem schönen, großen griechischen Bette, unter feinen weißen Decken, über welche didgepolsterte, weißblau seidene Kissen quer und leicht überworfen lagen. Zu beiden Seiten des Bettes edle griechische Gefäße, auf dem Tische längs vor dem Bette die allerliebsten weißen Tanzschühchen von gestern. Alles zum Malen. Den rechten Arm gar lieblich unter das feine, zarte Köpfchen stützend, begrüßt mich die Dame gar freundlich, ohne weiter ein Wort über die mich sehr angenehm überraschende Lage zu sagen, und heißt mich neben dem Bette niederhocken. Es wird von der gestrigen Assemblée und von einigen neueren Romanen, die neben dem Bette lagen, gesprochen.“

Nach einer halben Stunde ungefähr klingelt sie ihrer Kammerjungfer und heißt mich in den Salon gehen, weil sie aufstehen wolle. Das geschah sehr schnell, und sie erschien im Salon ganz in demselben weißen, leichten, aber eleganten Anzuge, in welchem ich sie im Bette gesehen hatte. Wir setzen uns an's Fortepiano, haben aber kaum eine Scene gesungen, so erscheint ein angesehener, ganz gepufter Juwelier und bringt ihr Schmuck zum Ansehen. Ihr gefällt das Alles nicht ganz, sie bestellt sich bei ihm allerlei kleine Haar-Verzierungen nach ihrer Phantasie zum nächsten Ball und geht darüber sehr mit ihm in's Detail. Nach einer guten halben Stunde kommen wir wieder an unsere Partitur, — aber kaum ist ein Duett gesungen, so kommt die Kammerjungfer und bringt ihrer Herrin das Frühstück. Sie setzt sich allein an einen kleinen gedeckten Tisch, ist ein gebrauchtes Huhn und trinkt ein Glas Stryker'scher Wein dazu. Es fiel ihr nicht ein, mir ein Glas anzubieten, als ich mir aber eins nahm, konnte sie auch wieder nicht begreifen, warum ich nicht die Flasche weiter austrinken wollte. Wir setzen uns wieder an's Piano, haben aber kaum zu singen angefangen, so kommen zwei Damen zur Visite. Ihr Fuß wird gemustert und getadelt und auf eine der berühmtesten Puzmacherinnen wird von meiner Dame sehr gescholten, daß sie ihr nicht auch schon den neumodischen Hut gebracht, der ihre ganze Aufmerksamkeit auf dem Kopfe einer Dame erregt. In diesem überglänzten Augenblick tritt auch die Puzmacherin unangemeldet herein, mit einer Schachtel voll Hüte, und erhält gleich ihre Strafpredigt, so spät an ihre gute Kundin zu denken. Indem tritt der Herr des Hauses herein, — grüßt, scherzt, plaudert, erinnert an das Diner beim H.ichen Gesandten, — der Salon fällt sich nach und nach mit jungen Herren, es giebt tausend Späße darüber, daß Madame noch nicht allzu lange erst aufgestanden, — sie läßt das gelten und kann sich nicht satt genug lachen, daß der Portier, in der Meinung, daß sie Visiten empfängt, weil sie mich den Morgen zum Musikiren hätte empfangen wollen, alle Welt hinauf lasse. Indefür wird immerfort Alles eingelassen, man bietet Frühstück an. Ich schleiche mich davon, will, — es ist mittlerweile fünf Uhr geworden, — noch eine Visite bei der berühmten Madame Recamier machen, erfahre aber vom Portier: „Qu'il ne fais pas encore jour chez Madame.“ Das war das Ende der Pariser Morgen-Scene.

Die Begegnung mit der schönsten Frau Frankreichs, wie man sie einst genannt, fand später statt. Friedrich Reichardt sah Madame Recamier freilich erst, als sie ihre Blüthezeit bereits überschritten, — jene Tage in Coppet am Lac Lemano, wo die bezaubernde Julie bei ihrer berühmten, geistvollen Freundin Madame de Staël weilte, und am Arme des preussischen Prinzen August in den schattigen Gängen des herrlichen Parkes auf und nieder wandelte, waren längst vorüber.

Der deutsche Musiker sagt von ihr bei Gelegenheit eines Festes: „Sie hat einen so vollkommen durchsichtigen Teint, daß man das Blut in den Adern rinnen sieht, doch ist sie mehr weiß als roth. Sie war auch ganz weiß angekleidet, in Atlas von feinen indischen Stoffen, sehr wenig bekleidet, besonders hinten im schönen Nacken und Rücken. In ihrer Wiene und ihrem ganzen Wesen hat sie einen ganz eigenen naiven, fast kindlichen, angenehmen Charakter, und ihre schönen, hellen Augen, die sie oft in die Höhe schlägt, und ihre lieblichen, halb geöffneten Mund voll schöner Zähne scheinen es ganz natürlich zu finden, daß man sie gern in derselben Lage

und Haltung stundenlang ansieht. Ihr schönes braunes Haar hatte sie sehr einfach in vollen Locken und mit einem breiten, schwarzen Sammetbande, das auf einer Seite die Stirn fast bis an's Auge bedeckte, ziemlich hoch in die Höhe gebunden. Dies war der Kopfschmuck der meisten Damen, nur wenige hatten eine Reihe Juwelen oder Perlen unter dem breiten Sammetbande. Viele von den tanzenden Damen sahen todtenblau aus. Madame Recamier war die Einzige, die mit einer langen Schleppe tanzte, die sie gracios über den Arm schlug.“

Eine Dame erzählte an jenem Abend dem preussischen Kapellmeister, daß Madame Recamier bei einem jüngst stattgehabten Ballfeste in dem Hause eines Gesandten in einem prächtigen Gala-Kleide von rothem Sammet erschienen sei, mit der Erklärung, nicht mehr tanzen zu wollen. Da jedoch die elegante Herrenwelt nicht nachließ, sie zu bestärken, einen so grauenhaften Entschluß zurückzunehmen, so trat sie lachend in die Mitte des Salons, nehmte ein paar Knöpfe und Haken los, — die schwere, kostbare Hülle fiel und — Julie Recamier erschien in einem weißen Ball-Kostüm, entzückender denn je.

Eine andere vielbesprochene Dame aus der damaligen großen Welt, die frühere Frau Tallien's, des Revolutions-Mannes, jetzige Madame Cabarrus, spätere Fürstin C., kreuzte auch den Weg Reichardt's, und er blieb bewundernd stehen, um ihr nachzuschauen. Sie war damals schon tief in die Dreißig und gealterte trotzdem noch alle Männer. Eine prächtvolle Gestalt mit vornehmen, ruhigen Bewegungen, ein feiner Kopf mit großen, dunklen Augen und ausdrucksvollen Zügen, stets reich gekleidet, trug sie ihr ganz prächtiges schwarzes Haar, wie ihr deutscher Verehrer beschreibt, in langen und breiten Flechten rund um den Kopf bis dicht an die Stirn und wieder dicht an den Hals gewunden. Echte Perlenstränge liefen mit ihrem sanften Schimmer durch das glänzende Haar. Sie trug mit Vorliebe weißen, anliegenden Atlas mit blauen feinsten Spitzen. Russische und polnische Damen erwähnt er, strotzend von Juwelen, aber auch eine hübsche Engländerin, deren Namen Niemand kannte, und die ihm auch ihrer Toilette wegen auffiel: sie war ganz in schwarzem Sammet mit Perlen-Belag und Stücker und Schmullen am Kleide von Brillanten, dabei ein Gold-Diadem, mit Juwelen wie bestreut, im gold-blonden Haar.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Nachdruck verboten.

### Wien in der Sommerfrische.

Baden bei Wien, im August.

Die schöne Sommerzeit! Du lieber Gott, — ja doch, sie ist sehr schön, aber nur die Tugend besteht, die Schönheit vergeht, und das ist nicht die schlechteste ihrer besonderen Eigenthümlichkeiten. Man soll sich nicht veräußern; gut, also ich gebe nach und bedauere, daß die Schönheit vergänglich ist, aber Sie müssen mir gestatten, es auszusprechen, daß man noch keine sehr ausschweifende Phantasie haben muß, um sich größere Genüsse vorstellen zu können, als die Sommerfreunden, die wir Wiener alljährlich anzusehen haben.

Ausreden lassen, — ich bitte! Ich weiß selber ganz gut, daß Wien eine so reizvolle landschaftliche Umgebung hat, wie nur wenige andere Großstädte der Welt, — ja, wenn Sie meinen Local-Patriotismus nur noch ein klein wenig reizen, bin ich im Stande zu sagen: wie keine andere Großstadt der Welt. Auch ist mir nicht ganz unbekannt, daß es im Allgemeinen für eine schöne und gute Sache gilt, wenn ein Großstädter sich sammt Kind und Kegel vom Staub und Lärm des belebenden Weltverkehrs zurückziehen kann in die lauschige, stille, schöne Natur. Ich weiß das so gut, daß ich auch nach dieser Richtung hin nicht weiter gereizt werden darf, sonst dürfte ich Ihnen eine Dydle über die Reize des Landlebens.

Alles wird zugegeben, aber deshalb bleibt es doch eine bedenkliche Sache um unsere Sommerfreunden. Ueber die Sommerfrische in Wien rede ich nicht; denn, wie ich im Conversations-Lexikon (Brochhaus, 13. Aufl., II. Bd.) nachgelesen habe, wandeln auch Sie in Berlin nicht unter Palmen. Ich habe nie richtiges Glück gehabt, wenn ich mich blumen- und bilderreich ausdrücken wollte. Ich wollte sagen, daß schließlich und endlich auch Sie in Berlin zur Sommerzeit gewöhnlich nicht Gefahr laufen, zu erfrieren. Im diesjährigen Sommer ist freilich Alles möglich, insofern auch Sie werden gerade so, wie wir in Wien Augusttage haben, an welchen man mit voller Berechtigung sagen kann: die Kälte hat sich gebrochen.

Was nun daraus folgt, ist ebenso natürlich, wie bitter: man zieht auf's Land. In der Theorie ist das sehr hübsch, reizend, aber in der Praxis stellt sich die Sache so: man, — ich bitte um Entschuldigung, — man schwippt auf dem Lande nicht weniger als in der Stadt, dafür schludt man auf dem Lande allerdings beträchtlich mehr Staub. Das ist schon etwas; das erhöht die Empfänglichkeit für die wunderbar erscheinende Wirkung eines guten Trunkes, den man dann nur um so höher schätzen lernt, als er Einem auf dem Lande immer vorerhalten bleibt. Weiter: alle jene, für die Approximierung einer Großstadt so wichtigen Lebensmittel, die ihr alltäglich und allnächtlich vom Lande zugeführt werden, können Sie auf dem Lande selbst nur sehr schwer erhalten, und natürlich nur zu bedeutend höheren Preisen. Warum? Mich fragen Sie? Fragen Sie unsere biederen Landleute; ich glaube, nicht einmal die werden's Ihnen sagen können.

Noch weiter: In der Stadt hat man seine Wohnung, die man seinen Verhältnissen und seinem Geschmacke gemäß eingerichtet hat. Man hat seine gewohnte Bequemlichkeit, man hat behagliche, trockene, läbliche Zimmer, man hat Licht, Luft, Raum, Ordnung. Und nun zieht man zu seiner Erholung auf's Land; man drückt sich in ein Bauernhaus, die Zimmer sind niedrig und dumpf, die Fenster klein; oft ist die Wohnung feucht, man wird von Fliegen belästigt und noch von manchem Anderen, was da krecht und flucht. Dazu sind diese Wohnungen, wenn überhaupt, meist nur ungenügend eingerichtet; man muß daher auch noch Möbel hinaustransportieren. Dabei kann es, wie ich ohne Weiteres zugeben will, kann es ja, sage ich, vorkommen, daß die „Männer“ den Wäschekasten auf der Treppe nicht fallen lassen und von der Kredenz die schönsten Holz-Ornamente nicht herunterschlagen, aber sicher ist, daß man einen Möbeltransport mit viel größerer Wahrscheinlichkeit des unbeschädigten Ankommens nach Ostindien dirigiren kann als nach einem Vororte von Wien.

Endlich ist man aber nun doch draußen, und die Sommergenüsse können beginnen. Die Verhältnisse gestatten es im Allgemeinen nicht, daß man ein Landhaus allein bewohnen und

den dazu gehörigen Garten ebenfalls für sich allein haben kann; man hat sich also in der Regel mit den läublichen Hausherrn-leuten und mit unterschiedlichen Sommerparteiern abzufinden, und das geht nicht immer auf friedlichem Wege. Einmal haben die bescheidenen Diensthoten etwas angestellt, ein anderes Mal bilden die Kinder die Ursache des Streites; es giebt jedenfalls immer etwas, was den Anbruch des goldenen Friedenszeitalters verhindert. Der Gatte und Vater, wie die euphemistischen Bezeichnungen für die schwer funktionirende Geldherbeischaffungs-Maschine lauten, hat noch das Gute, daß er von all den kriegerischen Ereignissen wenigstens tagsüber verschont bleibt. Er genießt die Sommerfreuden nur in aller Gottesfrühe, bevor er zu seinem Geschäfte in die Stadt fährt, und spät am Abend, wenn er müde und abgesehen wieder heimgelehrt ist.

Diese täglichen Fahrten nach der Stadt und wieder zurück! Im Winter mögen sie ja recht unangenehm sein, im Sommer sind sie einfach unerträglich. Sie werden aber doch ertragen, ein Jahr wie das andere.

Alles, Alles wird ertragen, all die Pladerei, der Aerger, die Noth, denn es kommen dann doch Stunden und Tage, die alle Anbill vergessen lassen, und die doch für alles Erlittene Erjaß bieten: Wenn ein Mensch sich den Athem beengt fühlt und in seiner Beängstigung ausruft: Luft, Luft! und hinausstritzen will, dann werden ihn wahrlich auch die weitesten Reflexionen nicht zurückhalten. Und nun denken Sie sich diesen Anfall von Athembellemmung verzeihen, verhundertausendfach, und Sie werden die ungeheure Kraft der centrifugalen Tendenz würdigen, die sich alljährlich in Wien zur Sommerzeit geltend macht. Alles wird in den Kauf genommen, nur — Luft, Luft! Ja, Luft und Wald und Feld und Wiese, Berg und Thal, der Blumenduft und der Spiegel des Sees, — wie reich, wie glücklich macht doch Alles das, und wie arm und elend ist doch der, der all das missen muß!

Unsere Bahnverwaltungen sind diesen allsommerlich epidemisch auftretenden centrifugalen Bestrebungen der Wiener Bevölkerung mit vollem Verständnis entgegen gekommen. Die Verkehrsmittel sind ganz außerordentlich vermehrt und verbessert worden. Der Hauptstrom ergießt sich natürlich in die Thäler des Wiener Waldes, der mit seinen grünen Höhen die Riesenschicht freundlich umkränzt. Aber die Bewegung macht da nicht Halt. Es ist wie die Wellenbewegung der centrifugalen Kreise auf dem Wasser; sie wird immer schwächer, je größer der Kreis wird, aber sie erstreckt sich, wenn sie kein natürliches oder künstliches Hinderniß findet, in unermeßbare Weiten. So ist es auch schwer zu sagen, wo die Wiener Sommerfrische aufhört. Zu Ostern und zu Pfingsten wird Venedig eine Vorstadt von Wien. Man kann sicher sein, dort an einem Tage auf dem Marcus-Platz mehr Bekannte zu treffen als sonst in Wien in acht Tagen. So ist es zu Zeiten auch mit Abbazia. Die Entfernung ist kein Hinderniß mehr, und nun gar erst zur sommerlichen Ferienzeit! Man kann ruhig sagen: wo es irgend schon ist auf Gottes europäischer Welt, da findet man auch Kolonien von Wiener Sommerfrischlern.

Uebrigens hat es wirklich keine Großstadt der Welt mit dem Genuß der Natur Schönheit so bequem wie Wien. Das Schönste haben wir ja fast zum Greifen nah. Erst der Wiener Wald, dann der Semmering, die Steiermark, das Salzammergut, Oberösterreich, Tirol, Kärnten, Krain, Ungarn, Böhmen, Mähren, Schlesien, — ja, wo ist es denn nicht schon in unserm Reiche? Und wo es schön ist, da findet man die verprengten Colonnen der Wiener Gesellschaft. Du findest sie auf dem Nordcap und in der Schweiz, an der Ostsee und an der Nordsee, in Franzensbad und Karlsbad, in Trouville und Scheveningen, und Gott und Ritter's geographisches Lexikon wissen wo sonst noch!

Und wenn dann die Tage wieder kürzer und die Abende länger werden, dann erwacht wieder die centripetale Tendenz und Alles strömt wieder zu der Stadt zurück, die Einem in der Ferne erst wieder recht von Herzen lieb und theuer geworden ist. Alle Ehre den ragenden Gelehrten, dem rauschenden grünen Wald, dem blindevnden See und dem lauschigen Thal, Gottes Welt ist schön überall, und darum ist's daheim auch schön, und wenn's überall gut ist, ist's in Wien auch nicht schlecht. Und wie auch die Welt draußen sonnig gelacht hat, es kehrt doch Jeder heim mit dem Gruß aus dem Herzen: Grüß dich Gott, Wiener Stadt!

Valduin Grollier.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Unter Blüthen.** Von E. Danekog. Siehe das Bild, Seite 145. — Zum Feste der Göttin Venus selbst gilt es, das Haus zu schmücken. Blüthe auf Blüthe wandert in den Korb, um zu zierlichen Guirlanden und Kränzen gewunden, den feineren Säulenhallen frisches, prangendes Leben zu verleihen. Der schönste Blüthenzweig aber, den die reizende Griechin bricht, soll nicht an kaltem Marmor welken. Er ist dazu bestimmt, ihr eigenes Haupt zu schmücken, wenn sie im Zuge der Jungfrauen nach der Tempelhalle pilgert.

**Kinderpielplatz im Thiergarten.** Von E. Rosenstand. Siehe das Bild, Seite 149. — Berliner Kinder genießen im Allgemeinen nicht der besten Nachrede. Man bedauert sie, daß sie ohne Licht und Luft kümmerlich aufwachsen, spricht von ihrer geistigen Frühreife und ihrem körperlichen Zurückbleiben, und wenn man ihnen etwas besonders Schmeichelhaftes sagen will, vergleicht man sie mit Treibhauspflanzen. Wer einmal Berliner Kinder auf ihren Spiel- und Lummelplätzen, für die in allen städtischen Anlagen und öffentlichen Parks gesorgt ist, beobachtet hat, überzeugt sich bald, daß ihnen die kindlichen Freuden ebenso reichlich zugemessen sind als anderen Altersgenossen. Wohl verflummert hier wie anderswo manche Menschenknospe in Armuth und Elend, und Weibes drängt sich in einer Millionenstadt eng zusammen und fällt darum stärker in die Augen; wohl schnürt auch hier manchem kleinen Menschenkinde goldstolze Unvernunft die Bewegungsfreiheit ein und statt lebendiger Menschlein wachsen zierlich ausgestaffte Pflüppchen heran, aber diese Ausnahmen finden sich überall und an allen Orten. Wie Berlin selbst im Allgemeinen eine gesunde Stadt ist, sind auch die Kinder gesund und die ihnen häufig vorgeworfene Frühreife besteht nur darin, daß sie sich auf dem ihnen vertrauten Boden naturgemäß sicher und ohne Verlegenheit bewegen. Das Colorado der Berliner Kinderwelt, soweit er für sie zu erreichen ist, ist natürlich der Thiergarten.



Im Frühling und Herbst besonders, — denn während der Sommermonate ist die sich auf den Spielplätzen tummelnde kleine Gesellschaft stark gelichtet und eher am Strande der Seebäder und in den Wäldern der Sommer-Erholungsorte zu finden, — sind die Spielplätze von ganzen Scharen fröhlicher Kinder belebt. Während auf den Bänken die Bonnen und Kindermädchen geistreiche Wechselfreie tauschen, wählen die ihnen anvertrauten Pflegebefohlenen eifrig im Sande und bauen wahre Kunstwerke oder jagen sich um die Wette. Es ist ein lustiges Treiben und so charakteristisch für Berlin, daß mit Zug und Recht in den Fremdenführern als Sehenswürdigkeit darauf hingewiesen werden kann.

## Kunstgewerbliches

Nachdruck verboten.

**Nordische Frauenarbeiten.** — Auf der diesjährigen Kunst- und Industrie-Ausstellung zu Kopenhagen wird uns zum ersten Male die Gelegenheit geboten, das Wesen, den Charakter und die Thätigkeit der weiblichen Haus- und Kunst-Industrie des Nordens kennen zu lernen. Nicht allein die Leistungen der weiblichen Kunstschulen verschiedener Städte, sondern auch die Arbeiten der textilen National-Industrie zeigen sich uns hier als ein wohlgeordnetes Ganzes, welches, in aller Stille geschaffen, jetzt, mit dem besten Material und reichlichen Kräften ausgerüstet, müthig in die Schranken tritt. Es zeigt sich in dem Gebotenen ein unermüdblicher Fleiß, vereint mit bewunderungswürdiger Energie und Ausdauer, die dem nordischen Charakter eigen ist; dabei ist die ursprüngliche Originalität auch in den neuesten Arbeiten treulich bewahrt.

Unter den zahlreichen Abtheilungen dieses Genres nimmt der Verein „Stocholmer Handarbeits-Vänner“ (Handarbeits-Freunde) ohne jeden Zweifel die erste Stelle ein; die Leistungen des Vereins gehören zu den besten, die auf diesem Gebiete geschaffen sind. Seine Bestrebungen gehen dahin, den Gewerbfleiß zu heben und künstlerisch zu veredeln. Er stützt sich auf die alten, überlieferten vaterländischen Arbeiten, welche von Bäuerinnen verfertigt werden, und ist bemüht, die Geschicklichkeit dafür auch in der Hauptstadt neu hervorzuheben.

Die Rolle des Vereins macht einen imponirenden Eindruck. In Gemeinschaft mit dem Stocholmer Kunstgewerbe-Verein, der die Holztafelung der Wände, die Möbel und die Brunnengefäße ausstellt, ist die Ausschmückung durch die verschiedenartigsten großen und kleinen Handarbeiten so künstlerisch geordnet worden, daß der Raum dem Beschauer einen höchst behaglichen Ruhepunkt gewährt. Der durchgehend feine, harmonische Farbenton in den einzelnen Erzeugnissen thut dem Auge wohl; das nordische, oftmals etwas steife, geradlinige Ornament wird durch die häufig auftretenden grotesken Thierfiguren, z. B. Renthiere mit Vögeln auf dem Rücken, Hunde in drohlicher Verrentung u. dgl., belebt. In den Arbeiten selbst ist nun die mannigfaltigste, dabei immer filigrane und originelle Technik angewandt. Als Ursprung der heute gepflegten Stiderei und Weberei ist die schmale, weiße, eigenthümliche Verzierung des unteren Aermelabschlusses eines Frauenhemdes anzusehen, welche aus alten Zeiten stammt, und mit deren Anfertigung sich noch heute die Frauen und Mädchen im Herzen des Landes beschäftigen. Der Winter ist ja im Norden so lang, daß der Hausfleiß wohl dadurch mehr als in Deutschland ausgebildet ist. Die alten Muster sind derartig fein gearbeitet, daß sie erst vermittelt des Vergrößerungsglases auf ihre eigentliche Technik hin geprüft werden mußten, um dem Webstuhl oder dem Stiden angepaßt zu werden. Daraus sind nun allmählig die reizvollen Muster entstanden, wie wir sie auf den ausgestellten Decken, Gardinen, Sophabehängen, Tischläufern, Kissen u. dgl. bewundern. Auch der Grund wird besonders hergestellt, sei es Feinen oder Canevas. Außerordentlich abwechslungsreich sind die Zusammenstellungen des Materials und der Technik. Die wicklungsreichsten sind jene Vorhänge auf gelblich-leinernen Filet-Gewebe behandelt, nach echt nordischem Muster in bunter Wolle mit einer Art länglichem Webestoff gestickt, dabei nur leicht den klaren Grund bedeckend. Dort ist Smyrna-Arbeit als erhabene liegende, farbige Ornamente auf dunkelroth-braunem Webstoff zu Feuer- und Trubelkissen verwendet, hier festelt die Verbindung von Tuch und Leder den Blick; es ist nämlich gelbliches, weiches Ziegenleder nach gefälliger Zeichnung ausgeschnitten und demnachst theils auf indigoblauem und rothem Tuch vermittelt verschiedener Applications-Stiche in cremefarbener Seide aufgenäht. In dieser Weise sind Gretchentischen, Kragen- und Aermelbesätze hergestellt. Auch ist farbiges Tuch in matten Tönen, ausgeschnitten und auf weißes Leder appliziert; beide Arten sind so apart, daß sie verdienen, in Deutschland eingeführt zu werden.

Aus dem Umfange, daß der Verein vielfach die zugeschnittenen Leinwandstücke für Decken, Tücher, Schürzen, Kragen den Bauerfrauen im Lande zum Besticken nach ihrem eigenen Belieben übergibt, ist wohl ersichtlich, daß auch die neuen Muster stets echt und originell sind; denn es ist wohl zu beachten, daß diese Leute jegliches Muster aus freier Hand und aus dem Kopfe sticken, ohne sich auch nur einen Keinen Entwurf oder gar eine punktirte Zeichnung zu machen. Niemals wiederholen sie ein Muster, weil, wie sie selbst sagen, „kein Verstand darin läge“.

Durch den Besitz einer reichen, stets im Wachsen begriffenen nationalen Kostüm-Sammlung ist der Verein im Stande, auch dadurch seine gesammelten Arbeiten auf echte Motive zu basiren. Das zeigt sich besonders in der Herstellung aller Arten von Spitzen und gewebten farbigen Bändern. Erstere sind von unvergleichlicher Schönheit in der Ausführung, und gerade dieser Zweig ist als vortreffliche Leistung zu bezeichnen. Vielfach sind in den schwedischen gekoppelten Spitzen zwei Fäden von verschiedener Stärke verarbeitet, indem der stärkere zur Hauptfigur benutzt ist und der feine mehr den Klein sowie die begleitende Form bildet. Die dänischen Spitzen besitzen als Hauptmerkzeichen fast immer einen runderen, röhrenförmigen Fond, der den Eindruck von vergrößertem gesehenem Tüll macht. In der Zeichnung finden sich Herzformen vorherrschend sowie Anklänge an Schneckenbildungen, die den schwedischen mehr fern bleiben.

Die zu Besätzen von Schürzen, Hemden und Hauben gebrauchten weißleinenen gewebten Bänder weisen die verschiedensten Muster in Blau, Roth und in grauen Farben auf, und jede Provinz, — z. B. Helsingland, Ostergöland, Zemland, — hat ihre eigenen kleinen Abweichungen im Stil. Ein Webstuhl ehlt fast in keinem nordischen Bauernhause. Die Wände sind,

hauptsächlich in der Provinz Schonen und Dalecarlien, mit eigengewebten Behängen decorirt, ähnlich unseren Schmudhandtüchern mit breiten, farbigen Querstreifen durchzogen, in denen auch Figuren in bunter Reihe, ein Männlein und ein Fräulein, oft wiederkehren. An ihrer Lebensfähigkeit möchte man allerdings zweifeln, denn sie haben ihre eigene Anatomie. In Anlehnung an die alten, überkommenen Muster hat der Verein auch seinem Webstuhl die Herstellung der decorativen Stoffe anvertraut, und die Leistungsfähigkeit, sowohl in Gobelin- als auch in Feinen- und Wollgeweben, tritt durch die wohl gelungenen Stücke am besten zu Tage. Zwei Lehnstühle sind mit Gobelinstoff bezogen. Derselbe zeichnet sich durch die völlige Beherrschung der textilen Technik, des Stils und der Farben aus. Sehr hübsch und eigenartig macht sich ein gewebter Baumwollstoff, der als Fries oben an der Wand der Kojen entlang drapirt ist; gelblicher Grund mit hellblauem und hellrothem Sternmuster als Klein.

Den Reichtum an Arbeitsorten und mustergültigen Motiven, wie er in dem Stocholmer Handarbeits-Verein vertreten ist, hat kein anderes ähnliches Institut aufzuweisen. Erst nach seinem Vorbild sind die Vereine zu Kopenhagen, Lund und Helsingfors gegründet, deren Streben jedenfalls auch sehr anerkannt und gewürdigt zu werden verdient, die aber kaum etwas Neues in den vorher beschriebenen Arbeiten zu bieten vermögen.

Auch die anderen Gebiete der weiblichen kunstgewerblichen Thätigkeit haben Vortreffliches aufzuweisen; insbesondere heben wir die mustergültigen Metall-Arbeiten sowie die anerkannt-würdigen Leistungen der Majolika-Malerei hervor. Die reichhaltige Ausstellung zeigt auf diesen Gebieten dem Beschauer manches Neue und Schöne, und es liegt der Wunsch nahe, daß den Frauenarbeiten, gleich denen des Nordens, überall ein gebührender Platz eingeräumt werde.

S. Lehnert.

## Abis der Straßenerwelt

**Wien.** — Kaiserin Elisabeth, die bekanntlich eine besondere Vorliebe für Heine's Dichtungen hat, ließ sich vor Kurzem sämtliche Lieder des Dichters, die in Musik gesetzt wurden, bringen. Die Compositionen von Schubert und Dessauer, welche sich wohl am herrlichsten den Worten des Poeten anpassen, läßt sich die Kaiserin nun häufig von ihren liebestundigen Gesellschaftsdamen vortragen. Vor einiger Zeit versuchte Erzherzogin Valerie selbst, eine Melodie für ein Gedicht Heine's zu componiren. Dies sollte eine Uebersetzung für die Kaiserin werden. Die Kaiserin meinte aber, nachdem sie die Probe anhörte: „Mein Kind, da ist nicht die entfernteste Ähnlichkeit mit den simplen Volksliedern, die förmlich mit dem Sange zugleich geschaffen scheinen. Der Heine'sche Text bietet für Dich einen zu spröden Stoff, solch' charakteristische Worte fordern heroische Melodien.“

**München.** — Die seltene Feier der diamantenen Hochzeit begeben am 9. September der Herzog Max in Baiern und seine Gemahlin, die einzige noch lebende Schwester König Ludwigs I. Den neuesten Bestimmungen zufolge wird das Tegernseer Schloß, in welchem auch die silberne und goldene Hochzeit stattgefunden hat, der Schauplatz dieses seltenen Festes sein, zu welchem die Kinder und Schwiegerkinder des Jubelpaares, also Kaiserin und Kaiser von Oesterreich, Königin und König von Neapel, Gräfin Trani, Herzogin und Herzog von Alençon und Erbprinzessin von Thurn und Taxis erwartet werden.

**Strasbourg.** — Die Gemahlinnen der beiden französischen Staatsmänner Floquet und Ferry sind, wie aus dem Glas mitgetheilt wird, Enkelstöchter jener Lotte Kästner, die als Modell für Werther's Lotte in Goethe's „Leiden des jungen Werther“ so berühmt geworden ist. Die Kästner'sche Fabrik florirt noch heute in Tannau i. E. Die beiden Schwestern sind natürlich durchaus Französinnen.

**Brüssel.** — Ein in Belgien noch nicht dagewesenes Ereigniß beschäftigt gegenwärtig die juristischen Kreise Brüssels überaus lebhaft. An der Brüsseler Universität hatte Fräulein Popelin Rechtskunde studirt; sie hatte alle Prüfungen in Ehren bestanden und ist nunmehr nach Ablegung des Schul-Examens, welches ihr die juristische Doctorwürde verleiht, gefählich dazu berechtigt, zur Advocatur zugelassen zu werden. In der That will Fräulein Popelin sich der Advocatur widmen. Um in das Verzeichniß der Advocaten aufgenommen zu werden, muß vor dem Appellhofe der vorgeschriebene Eid geleistet werden. Vor Kurzem fand vor dem Brüsseler Appellhofe wieder eine Eidesleistung statt, bei der mehrere neue Advocaten eingeschrieben wurden. Auch Fräulein Popelin hatte sich gemeldet, war aber nicht zum Termin erschienen. Sie hatte sich nach der Vorchrift an den General-Staatsanwalt des Brüsseler Appellhofes, van Schoor, gewendet und ihm angezeigt, daß sie den Eid zu leisten wünsche. Van Schoor erwiderte ihr, nach seiner Anschauung gestatte das Gesetz nicht, daß weibliche Personen die Functionen eines Advocaten ausüben; er sei daher nicht in der Lage, den Appellhof zur Entgegennahme ihres Eides aufzufordern. Auf die Lösung dieser Prinzipien-Frage ist man gespannt, und da Fräulein Popelin auf ihrem Rechte besteht, so wird der Brüsseler Appellhof endgiltig darüber zu entscheiden haben, ob eine weibliche Person Advocat werden darf. Für die Studentinnen der juristischen Facultät ist diese Entscheidung von größter Bedeutung.

## Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Wien.** — Man kann der Mode, trotz ihres diesmal so stark zu Tage tretenden Vandalismus, dennoch nicht ernstlich gram werden! Es ist wahr, im Dienste einer vorübergehenden Dame wüthet auf ihren Befehl die Schere mörderisch unter den edelsten Werken des Webestuhls, — aber sie erstehen alle wieder und dann mit neuem Reize geschmückt. Wir meinen hier die hochmodernen à jour Säume, welche die aus einander geschnittenen Stofftheile annuthigst verbinden. Man liebt es, am Rande zwei bis drei solcher Säume über einander anzubringen. Aber auch an den Taillen wie Aermeln bilden dieselben eine sehr reizvolle Fierde von feinstem Geschmack.

Paris. — Das Einfachste ist häufig auch das Eleganteste! Als Beispiel geben wir einen Hut mit weit vorspringender Krempe.



dessen ganze Garnitur aus einer Bindentraube und einzelnen Holunderblüthen besteht. Kein Futter, keine Schleife, nur sehr feines italienisches Stroh und Zwischenfäße aus mattgrüner Strohpappe. Zwei leicht mit Gold gestickte Tüllvolants, von denen der eine den Kopf, der andere die Krempe bildet, stellen den anderen, sehr eigenartigen Capote-Hut her, welchen eine Guirlande gelber Rosen garnirt. Die gewählte Verbindung von Gelb und Weiß ist besonders kleidam und paßt zu blondem wie zu dunklem Haar. Im Herbst wird man die Capote, in schwarzem Tüll und Krepp ausgeführt, wiedersehen. Eine andere Form, die gleichfalls als Modell für die Winter-Capote anzusehen ist, zeichnet sich durch eine grazios gebogene, den Kopf reizend umrahmende Krempe aus. Iris in Gelb, Weiß und Rosa bildet die Garnitur.



Man könnte glauben, die Zeiten Josephinens von Beauharnais seien wiedergekehrt, wenn man die einfarbigen und gestreiften Musselins die Kosten der Sommer-Toiletten bestreiten sieht. Nur schade, daß diese einfachen, jede Raffung verachtenden Toiletten verhältnißmäßig kostspielig sind, weil sie ein Unterkleid von guter Seide erfordern; auch garnirt man sie mit breiten Seidenstidereien, welche die alten Palmenmuster der indischen Shawls nachahmen. Die Façon ist die denkbar einfachste: glatter Rod und Taille ohne Schloß, beides durch eine Schärpe verbunden. Die Taille schließt hinten mit Knöpfen. Das Unterkleid unseres Modells ist weiß, die seidene Schärpe, zu rosa gestreiftem Musselin, von grüner Farbe; letztere herrscht auch in den Stidereien vor. Ein anderer halb-flarer gestreifter Stoff, der den Namen Alpha führt und mehr Halt hat als alle in dieser



Saison verwendeten Baumwollstoffe, macht vermöge dieser Eigenschaft Draperien und Schürzungen entbehrlich. Eine sehr hübsche Alpha-Robe, welche in einem Seebade zu glänzen bestimmt ist, läßt ein Unterkleid aus pliffirtem cremefarbenen Musselin sehen. Der Rod aus Alpha, in dem granatrothe Streifen mit cremefarbenen Durchbruch wechseln, ist an einer Seite leicht gehoben. Ein schmaler granatrother Sammetgürtel umspannt die kurze, vorn gekrenzte Taille, deren rechte Kapsel und den oberen Theil des linken Aermels pliffirter Musselin verziert; ein breiter Pliff-Streifen legt sich schräg über die Vorderbahn des Rodes. Die Hinterbahnen fallen gerade nieder.



So reizend unsere heutigen Moden sind, wenn man sie zu tragen versteht, so ungracios sind sie, wenn sie nicht dem Wuchs oder der Gestalt entsprechen. Die kurze Taille und der glatte Rod eignen sich daher nur für schlanke Frauen und, dieses Princip festgesetzt, können wir die aus den Werkstätten unserer großen Schneiderinnen täglich hervorgehenden geschmackvollen Toiletten für jüngere Damen uneingeschränkt bewundern. Als Beispiel diene eine Robe aus dunkler Chantageant-Seide mit hellgrünen, goldgesticktem Besatz und weißer Leinenweste, die durch graue Perlknapfen geschlossen wird. Ein brauner tellerförmiger Hut, ganz von weißen Rosen mit dunklem Laub bedeckt, und eine zu dem Kleide passende Shawl-Mantille vervollständigen das anmuthige Kostüm.

Für Schulmädchen und Pensionärinnen, die einige Zeit auf dem Lande verleben, empfiehlt sich als sehr practisch ein Kleidungsstück, welches Kostüm, Staubhülle und Reifemantel in sich vereinigt. Grauer Alpaca oder ungebleichtes Leinen mit einem Phantasiebesatz sind die zur Herstellung besonders geeigneten Stoffe.

Der lange radförmige Mantel, bonna femme oder Maria Theresia genannt, der sowohl in Paris wie in sämtlichen Seebädern in großer Gunst steht, ist auch als Reifemantel aus Tuch, Surah oder Alpaca sehr beliebt. Das zuletzt erwähnte



Modell dieses practischen Kleidungsstückes zeigt eine hübsche Neuerrung in Gestalt einer Schürze, die, unter den Armen hervorkommend und im Rücken gebunden, den Anschlag des Mantels bewirkt.



Des gewöhnlichen Kostüms der Pariser Damen müde, beginnt man für diese die malerischen Trachten der französischen Provinzen einzuführen. Das Kostüm einer Bäuerin aus den Pyrenäen, welches einige tonangebende Familien von Paris erwähnt haben, besteht aus einem



langen, von einer schönen Sorte gefärbten Rocke, einer vorn etwas offenen Jade, weißer Schürze und seidnen Halstuch. Auf den Fuß fällt eine fein plissirte Musselin-Bolant, welcher das Beinkleid begrenzt. Die Haarflechten sind mit rother, in Pompons endigender Wolle durchflochten.



Zu dem der heutigen Nummer beiliegendem colorirten Modenbild 749, welches einen einfach eleganten, mit Stickerei und Schleifen geschmückten Promenaden-Anzug darstellt, bietet das kleine Figürchen die ergänzende Ausrüstung. Die geraden Hinterbahnen sind in bekannter Weise in Falten und Schläpfen geordnet und auf dem Taillenschößchen befestigt.

Bieten Frauen geht die Einrichtung ihres Hauses über ihre Toilette, und so ist es nicht zu verwundern, wenn die Industrie auf jenem Gebiete alle Kräfte anspannt, um den weiblichen Anforderungen zu genügen. Zu Vorhängen und Decorationen, mit denen man einen großen Luxus nicht nur in den Stadtwohnungen, sondern auch in den Landhäusern treibt, werden, namentlich für letztere, gegen Sonne und Motten gefeilt Stoffe fabricirt. Durch elegante Einfachheit zeichnet sich eine für ein Landhaus in der Umgegend von St. Cloud bestimmte Fenster-Decoration aus. Die Vorhänge bestehen aus wassergrüner Jute mit blau, roth und schwarz gezeichneten Worten auf altrothem Grunde. Ueberschlag und Streifenmuster stimmen hiermit überein. Von dem Hintergrunde rother und grüner Fensterstücken und einer altrothen Jute-Bekleidung der Wände hebt sich



diese Decoration äußerst wirkungsvoll ab. Sie giebt zugleich einen Begriff von dem modernen Charakter ländlicher Einrichtungen, deren Einfachheit eine etwas gefuchte Originalität erkennen läßt. So sind die Wände eines Salons von der Decke bis zum Fußboden mit grober blauer Schürzen-Weinwand behangen, und zwar so, daß der Stoff sich um die Fenster als Draperie fortsetzt. Doppelte Gardinen aus cremefarbenem gestickten groben Lüll mildern das etwas Düstere dieses Arrangements. Die Krone desselben bilden Sträuße lebender Blumen, mit denen die Draperien aufgenommen sind. B. de G.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Mit der Maschine in Woll-chenille und Strangespinnst gefärbte Wappenthier, Palmetten, stilisirte Blumen etc. bilden eine neue Art von Aufzügen zu den beliebten Aufnäherarbeiten. Man hat sie dem Grundstoff nur aufzukleben und rings mit möglichst unsichtbaren Stichen zu befestigen, was am besten mit guter Näh-

seide geschieht. Buntfarbig, jedoch in gedämpften Tönen gehalten, harmonisiren diese Applikations-Figuren mit jedem selbst farbigen Grundstoff, in dessen Wahl man daher unbeschränkt ist. Zu Portieren, Thür- oder Fensterköpfen aus kräftigem Fries, Plüsch etc.,



empfehlen sich die Aufzügen, ebenso zu Decken oder Rückenklissen aus Leinen, Baumwollen- oder Seidenstoffen. N. D.



empfehlen sich die Aufzügen, ebenso zu Decken oder Rückenklissen aus Leinen, Baumwollen- oder Seidenstoffen. N. D.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Die Central-Markthalle in Berlin.

Es scheint uns sehr natürlich, die täglichen Bedürfnisse unseres Haushaltes mühelos zu erstehen, bei Vädern, Schlächtern und Gemüsehändlern im gegebenen Augenblick alles Wünschenswerthe zu finden, und wir denken kaum daran, was es heißt, eine Millionenstadt mit allen Lebensmitteln zu versehen, deren sie bedarf. Wie Viele aber müssen wachen, während wir schlummern, wie Viele arbeiten und sorgen, um Alles herbeizuschaffen, was wir berechtigt zu sein meinen, für unser Geld zu verlangen, was uns nothwendig und unentbehrlich ist. Ein vadenes Bild dieses nie rastenden Betriebes, einen vollen Einblick in das, was das Ungethüm „Weltstadt“ braucht, um seinen täglichen Hunger zu stillen, giebt in erster Linie die Central-Markthalle. Sie ist gleichsam das Herz des ganzen großen Organismus, in ihr strömen die Lebensadern zusammen, von ihr ausgehend wird der Riesenleib ernährt.

Noch sind die Schatten, selbst der kurzen Sommernacht, nicht gewichen, da kommen sie heran, die föhrenden, ächzenden Dampfrohre mit den unheimlich funkelnden Augen; aus allen Himmelsgegenenden schleppen sie ihre Lasten herbei, die Früchte Italiens, die Gemüse vom Rhein und aus Braunschweig, die Käsewaren Westfalens oder die Fische, die in der Nord- und Ostsee heimisch sind. Sie bringen das Wildpret Schlesiens, das Federdich aus Böhmen und Steiermark und Krebse, die in den stillen Teichen Ostpreußens lebten. Dampf dröhnend fährt der Zug in die weite Halle, ein schriller Pfiff, eine momentane Ruhe und dann eilt Alles herzu; die Thüren öffnen sich, geschäftige Hände sind überall bereit, die Wagen ihres Inhalts zu entleeren. Zunächst sind es die „Großhändler“, welche ihre Sendungen in Empfang nehmen, um sie in sofort veranstalteten Auctionen größtentheils an Commissionäre abzugeben. Unaufhörlich gehen die schweren Fahrstühle auf und ab, um die Waaren von dem Perron in die zu ebener Erde gelegene Halle, den eigentlichen Verkaufsraum, zu schaffen. Hier haben die Commissionäre ihre Bureau und große, durch eiserne Gitter geschlossene Gewölbe, in denen sie einige Stunden später ebenfalls Auctionen abhalten, welche die Kleinhändler mit den erforderlichen Waaren versehen. Je nach Angebot und Nachfrage variiren die Preise, die sich zuweilen außerordentlich niedrig stellen. Da aber die Stunden der Auctionen täglich wechseln, so gelingt es nur im Glücksfall einem Privaten, der dem ganzen Treiben fremd ist, den rechten Augenblick zu erspähen und einen vortheilhaften Einkauf zu machen.

Noch kämpfen die hereinbrechenden Sonnenstrahlen des Morgens mit dem röhlichen Licht der Laternen, noch herrscht ein scheinbar chaotisches Durcheinander. Hier schleppen Träger die mit Eis gefüllten Kisten, in denen Strohhüte die Seefische ruhen, dort reihen sich zu Hunderten Körbe mit schönstem Obst; von draußen herein tönt der Lärm der aufschreienden Wagen, die gekommen sind, um die Güter

fortzuführen; hochbedeckte Karren sperren die Gänge, und nicht selten entladet ein Karren, in's Schwanken gerathen, den Inhalt seiner Gemüselärbe über die nächststehenden. Die Schlächter tragen auf den Schultern mächtige Stücke von Rindfleisch, halbe Schweine und Käber herbei; ihr „Aufgepaßt!“ verhallt ungehört in dem allgemeinen Lärm, und Rippenstöße ausstehend, scheltend und gescholten werdend bahnen sie sich den Weg durch die Menge.

Allmählig wird es ruhiger; schon finden sich kleine Gruppen zusammen und lassen sich auf Säden und Körben nieder, um bei einem Frühstück die erste Rast nach der Arbeit zu machen und auf den Beginn irgend einer Auktion, die Abfuhr oder den Aufbau ihrer Waaren zu warten.

Bis jetzt sind die Anwesenden fast ausschließlich Händler, nun kommen aber die Bauern, die mit dem Ertrag ihrer in der Nähe von Berlin gelegenen Ländereien den Markt beziehen; es nähern „die Damen der Halle“ und beginnen das Ordnen ihrer Plätze. Auf und ab schreitend warten die Aufferer ihrer Pflicht. Alles ist streng geregelt und gefordert, jede Spezialität hat ihr eigenes Revier. Die marmornen, wassergefüllten Behälter belegen sich mit den Fischen der Flüsse; es thürmen sich die jungen, in allen Farben prägnanten Früchte und Gemüse zu hohen Bergen; Heringe, saure Gurken und Käse, die von jeher mit einander gute Nachbarschaft hielten, stehen auch hier in freundlicher Beziehung und verbreiten ihr eigenthümlich kräftiges Parfüm. Eine Säuberung der Wege, ein Abwischen mit frischem Wasser ist dringend geboten, denn sie sind mit Abfällen bedeckt, schmutzig und schlüpfrig.

Die Uhr des benachbarten Kirchthurms schlägt „Zwölf“, das nächtliche Leben ist entschunden, und nicht lange währt es, da nähern die ersten Käufer. „Morgenstunde hat Gold im Munde“, das wissen sie sowohl wie die Händler; erstere hoffen das Gekochte billig zu erstehen, letztere lassen sich nicht so leicht das „glückbringende Handgeld“ entgehen.

Zu den frühesten Besuchern zählt die Handwerker- und Kleinbäuerfrau; eine Weile später, wenn die längst ihre Einkäufe besorgt, kommt das „Mädchen für Alles“ und hält, der gegebenen Weisung folgend, schon etwas umfassendere Rundschau. Der guten, alten Berliner Sitte treu, sind aber auch die Hausfrauen der höheren Stände nicht spärlich vertreten, und manche fein gebildete Dame findet es nicht unter ihrer Würde, sich persönlich um die Einkäufe des Marktes zu kümmern. Ja, es verdient diese Sitte beibehalten zu werden, denn die reiche Auswahl des Vorhandenen giebt nicht nur neue Anregung, — viel wichtiger noch ist es, daß eine wirtschaftliche Frau die Marktpreise kennen lernt, daß sie erfährt, wo und wie sie das für den Haushalt Nothwendige am besten beschaffen kann. Nur auf diese Weise ist ihr die Möglichkeit geboten, ihre Dienstboten zu kontrolliren, wenn sie diese allein ausschickt. Noch ein anderer Typus der Markthallen, die „perfecte Köchin“, sei hier erwähnt; sie ist die gefeierte Käuferin, ihr steht Alles zu Gebote; mit einem fast geringschätzenden Blick mustert sie das Beste, das man ihr darbietet, Weniges nur hat noch Werth für sie. Willig zahlt sie die verlangten Preise und berechnet kaufmännisch die ihr zukommenden Procente.

Kastlos wozt die geschäftige Menge in den mächtigen Hallen auf und ab, bis der Glockenschlag „Zwölf“ dem dunkelbewegten Treiben vorläufig ein Ende macht. Still und verdrückt liegt dann der Markt mehrere Stunden lang da; aber des Nachmittags öffnen sich wieder die Pforten des Riesengebäudes, der Verkehr wird von Neuem lebendig und währt mit unermüdlicher Regsamkeit bis in den Abend hinein. Erst um acht Uhr schließen sich endlich die Thore, der Tag ist vorüber und mit ihm auch die hastige Arbeit. Doch nicht lange dauert die Ruhe der Nacht, denn schon nach wenigen Stunden entrollt sich mit dem jungen Morgen ein neues Bild nie rastenden großstädtischen Lebens.

Elisabeth Kafelowsky.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

- Abgelegte Glacé-Handschuhe. — Giebt es eine Verwendung für abgelegte Glacé-Handschuhe? R. B.
- Ladleder. — Wodurch läßt sich das Brechen des Ladleders der modernen Schuhe vermeiden? A. F.
- Silberzeug zu reinigen. — Auf welche Weise reinigt man am besten Silberzeug? G. R.

Antworten.

- (Auf die betreffenden Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)
- Farbig gesticktes Tischzeug zu waschen (104). — Rohe, geriebene Kartoffeln ergeben ein ebenso billiges wie ausgezeichnetes Waschmittel. Man nehme laues Wasser, reibe einige rohe Kartoffeln, die gut gewaschen sind, aber nicht geschält zu sein brauchen, hinein und wasche das Tischzeug ohne Seife zweimal durch. Dann wird tüchtig gespült, damit nichts von dem in der Kartoffel enthaltenen Stärkemehl zurückbleibt, wobei man dem Spülwasser ein wenig guten Essig hinzusetzen kann. G. F.
- Florentiner Strohhüte zu reinigen (136). — Mit folgendem Verfahren habe ich einen sehr guten Erfolg erzielt: Der Hut wird mit einer fünfprocentigen Citronensäure-Lösung mittelst eines Schwammes recht sorgfältig gewaschen, dann mit reinem Wasser abgespült und in der Sonne getrocknet. Einige Schweißflecke hatte ich vorher entfernt, indem ich sie mit Terpentin auflöste und dann mit Salmiak nachrieb, worauf ich die letzten Spuren mit Seife und Wasser beseitigte. M. v. A.

Jahrgängige Abonnenten. — Wir haben bereits wiederholt darauf hingewiesen, daß wir geschäftliche Anstöße in der „Briefmappe“ unserm Blatte grundförmlich nicht ertheilen. Wir wollen Ihre Anfrage sehr gern direct beantworten, wenn Sie uns Ihre Adresse angeben.

Fräulein F. B. in G. — Bedenken Sie sich an den Vette-Berein in Berlin. Die Constatate der von Ihnen erwünschten Sinaaten werden Ihnen gewiß Auskunft geben.

Frau G. B. in Bonn a. Rh. — Eine solche Vereinigung ist uns nicht bekannt. — Die beiden anderen Fragen werden wir demnächst beantworten.

Zeugnisse: Toilette mit Stickerei-Garnitur (zum Modenbild 749), Seite 152; A. Peters, W. Friedländer, G. — Gestickte Applikations-Figuren, Seite 152; Hugo Kessler, Berlin 80, Brückenstr. 4, 1.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt und ein Extra-Blatt, sowie für die Abonnenten der Großen Ausgabe ein Modenbild.





# Illustrirte Frauen-Zeitung.

Nr. 37.

Wöchentlich eine Nummer.  
Vierteljährlich 2 1/2 M.

— Berlin, 9. September 1888. —

Große Ausgabe mit  
allen Kupfern: 4 1/2 M.

XV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

## Nach dem Tode.

Von Gabriele von Vietes und Wilkau.

Die Sonne schien hell in das Vorzimmer hinein; sie ließ das Roth im Muster des Teppichs, welcher den Boden deckte, aufleuchten wie purpurne Rosen. Wie Rosen? Wie Blut schien es ihnen, Ewald Hefberg, dem Vetter des Hausherrn, und dem jungen Lieutenant Wichmann, die da in der Fensternische standen und blaß und verstört die Blicke vor sich nieder senkten, während drinnen im Zimmer der Arzt und seine Gehülfen ihres Amtes walteten.

Ueber Hefberg's Lippen kam kein Laut; seine Augen weilten nicht ein einziges Mal auf der Thür, aus welcher soeben eine hoffnungslose Nachricht gekommen war. Aber seine fahl schauenden Züge waren berebte Zeugen des bitteren Schmerzes, den er um ihn trug, den Freund, den Verwandten, den Herzbruder, der da drinnen verblutete.

Wichmann jedoch strömte derummer in leidenschaftlichen Worten von den Lippen. „Er! er! Hans Hefberg — so enden! So unrühmlich! Oder darf man es nicht so nennen? Darf man es nicht vielmehr begreifen? Wir kannten ja Alle seine Verhältnisse. Wir wußten: eine kurze Zeit noch, und der Boden bricht zusammen unter ihm, die Meute der Gläubiger packt ihn, hängt sich an ihn mit Geißeln und gierigen Zähnen, reißt ihn herunter, den stolzen Mann, in die Kniee, in die Tiefe, heraus aus unserer Reihe, ihn, den Besten, den Ersten von uns! Nun hatte er es nicht mehr halten können, nun hatten sie ihn jetzt schon gepackt, die Hunde! Er war gestellt, er fand nicht Hülfe noch Rettung mehr, rechts und links keinen Ausweg. Keine Wahl, als, gedrängt von der Meute, den Sturz zur Tiefe oder den Sprung zur ewigen Freiheit — in's Messer! Hans, der nie den Nacken gebeugt, hinab in's Dunkel des Daseins, dorthin, wo die Demüthigung, die Zurücksetzung ist, wo man kriecht und getreten wird? Er that's nicht! Er beugte sich nicht; lieber ging er in der Blüthe seiner Kraft, nahm die Büchse und schoß sich mitten durch das stolze Herz!“

Wichmann verstummte. War's seine Stimme, die verjagte — ließ ihn der furchtbare Klageschrei, der durch den Raum klang, das Wort erstarren? In der Eingangsthür vom Flur her stand sie, in der allgemeinen Verwirrung unbemerkt aus dem Frühlingsschein der Straßen in ihr Heim getreten, sie, die Hans zurückgelassen hatte auf der Erde, die seine zur Demüthigung nicht geschaffene Seele verließ. — seine Frau.

Ehe Jemand sie zurückhalten konnte, flog sie an den Beiden vorbei, in das Zimmer hinein, in dem der Entseelte lag.

Wichmann sah ihr starr nach. So erregt, so erschüttert er schon zuvor gewesen war, traten in ihm die bisherigen Eindrücke in diesem Augen-

blicke doch zurück gegen den des versteinerten, zu Tode entseelten Antlitzes, das er soeben gesehen hatte.

„Daß sie diesen Mann, dies Urbild der Ritterlichkeit, Güte und Kraft, so verlieren mußte, das muß die Frau ja zerschmettern!“ sagte die Welt von der Witwe. Es schien, als ob die Leute Recht behalten sollten. Als Hans in die Gruft gesenkt wurde, war Agathe nicht dabei zugegen. Sie wußte nicht einmal, daß man ihm zum letzten Gange die militärischen Ehren nicht gegönnt hatte; sie lag in Fieberphantasien darnieder. Ewald, der als Freund und Verwandter ihres verstorbenen Gatten, wie als häufiger Gast ihres bisherigen Hauswesens, doppelten Antheil an ihr nahm, lenkte nach der Trauerfeierlichkeit seine Schritte noch einmal nach ihrer

Wohnung, um zu erfragen, wie es mit der Erkrankten stehe. Da erblickte er sie unversehens. Durch den sich öffnenden Thürspalt des Krankenzimmers hindurch sah er Agathe auf ihrem Lager, das Haar zerwühlt, die Augen groß, entsetzt vor sich hinstarrend, die Lippen besinnungslos geschäftig stetig dieselben Laute murmelnd, die der herbeigeeilten Mutter wie der gemieteten Wärterin der Kranken gleich bedeutungslosen Fieberphantasien am Ohre vorüberflogen — „Entwurzelt!“

Es fuhr Ewald wie ein Blitz durch's Hirn, als er das Wort vernahm. Entwurzelt! ja, das war sie, aus allen Daseinsjügen herausgerissen!

Wer Hans gekannt hatte, mußte wissen, daß die Frau, die ihm angehört hatte, mit ihm Unjagbares verlor.



„Er kommt!“ Von J. Prösch. — Siehe Seite 158.



Ein wie sonniges Geschöpf war Agathe noch bis vor Kurzem gewesen, als Gattin dieses Mannes wie bevorzugt vor Tausenden, sie, die heut' nicht mehr und nicht weniger war, als — eine Unglückliche!

Es gab rechten Jammer auf der Welt.  
Ewald war tief erschüttert.

Leid und Freude flossen weiter im Strome der Zeit. Agathe war körperlich genesen. Sie war in das Haus ihrer Eltern zurückgekehrt. Die letzteren, brave Leute in gutbürgerlichen Verhältnissen, hatten ein für ihre Mittel großes Opfer gebracht, indem sie die Verbindlichkeiten des Verstorbenen deckten. — Agathe fand im Vaterhause Alles fast genau so vor, wie sie es bei ihrer Verheirathung verlassen hatte, — den wortkargen, vielbeschäftigten Vater, die Mutter, die den Kopf voll Haushaltungsforgen hatte, die blühende, fröhliche Schar der Schwestern. Sie lebte mit den ihren wie einst, und es war um sie her wie früher — vor der Zeit ihrer Ehe. Hans hatte Agathe kein Kind hinterlassen.

Nur sie selbst war verändert. Nur sie selbst erschien in der gleichen Umgebung, in welcher sie als lächelnde Achtzehnjährige glücklich gewesen war, jetzt wie eine schöne südländische Blume, die sich verzehrt in Sehnsucht nach glänzender Sonne. Sie war hinausgewachsen über die Heimath ihrer Kindheit und deren enge Kreise. Das, was seither in das Leben der Frau getreten war, die Liebe, der Einfluß der Persönlichkeit ihres Mannes, seiner Neigung zu ihr, hatte sie emporgehoben über sich selbst hinaus. Sie kannte den Himmel der Leidenschaft, — die, mit denen sie jetzt ihr Leben theilte, nur den schlichten Garten der Genügsamkeit.

Eine ganz Andere, als sie früher gewesen, war sie jetzt, — ein herrliches Geschöpf! Herrlich, trauernd — und einsam!

Ein dumpfer Druck lag auf ihrem Wesen; ein seltsam düsteres Glühen war in ihrem Blick. —

Ewald Hefberg kam, um sie zu besuchen. Er erschrak, als er sie erblickte. „Sie stirbt an der Sehnsucht nach Hans,“ sagte er sich. Doch noch etwas außer der Sehnsucht las er in ihrem Antlitz: das war eine tiefe Bitterkeit. „Sie grollt dem Schicksal,“ wußte er es zu deuten. —

Ewald und Agathe standen auf der Höhe des Berges, wo er steil abfiel zum See, der hinter dem Garten des Landhauses dalag im baumlosen braunen Nied. Es war Sommer, und doch nichts weniger als Sommerlust um sie her. Gestern war ein Gewitter vorübergebraust, das hatte Sonnenlicht und Wärme mit sich fortgenommen. Der Wind trieb zerrissene Wolken dahin; grau war der Tag, seltsam laut, wie zornig, der Schlag der Wellen an das Ufer.

Klage! murmelte jede einzelne von ihnen. Und wer weiß nicht, daß ihre Reihenfolge unendlich ist, unendlich wie das Herzleid, an dem Einer stirbt!

Klage! flüsterte die Trübe umher, die wie ein Seufzen war um den einen der dämmernden Sommertage, der mit heute unwiederbringlich verloren ging.

Klage! Klage! Die Schleier der Finsterniß über der Natur, und die Schleier des Kummers über Agathens Zügen hauchten dasselbe Wort, doch viel schärfer und bitterer als aus dem Brausen des Windes und der Wasser sprach es aus dem Antlitz der Frau. Es athmete von ihren Lippen, es brannte im Glanze ihrer Augen, es leuchtete von ihrer blaffen Stirn.

Ein Erschauern ergriff Ewald vor der Gewalt dieses Schmerzes. Erschauern und Bewunderung! Göttlich ist das Leid der Treue, wundervoll die Poesie der Trauer.

Aber das Leid ist zu groß und hoch für menschliche Augen, wenn es so marmorfalt und starr erscheint, wie hier in Agathens Zügen. Es sieht dann aus, als müßte es zerstören, morden und erdrücken den, der es trägt.

„Es ist nicht im Sinne des Verstorbenen gehandelt, wenn Sie sich von der Trauer um ihn zu Grunde richten lassen,“ mahnte Ewald Agathen mit dem Rechte des Freundes und des Verwandten.

Da zuckte sie zusammen, erwachend aus ihrer finsternen Träumerei. Und wie unbewußt den Ausweg suchend, den Ewalds Worte der Frau aus der schweigenden Qual des Inneren zeigten, kam es von ihren Lippen: „Es ist nicht die Trauer. Es ist auch nicht die Sehnsucht nach Hans, obwohl sie mich foltert die endlosen Tage hindurch. Es ist — warum?“ rief sie jäh und hell.

Laut empor heulte der See.

Laut hervor aus langem, verzehrendem Schweigen brachen Agathens Worte: „Ich kann nicht fassen, warum er gehen, warum er mich in all' diesem Jammer zurücklassen konnte! Sie waren sein Freund. Sie konnten und liebten ihn. Sie werden im auf seiner Seite stehen gegen mich. Sie müssen begreifen, was ihn trieb und hinriß, besser als ich. . . Sie sind ein Mann. Ich, ich fasse es nicht, und das will mir die rechte Trauer um ihn zerstören und den Schmerz der Liebe,

den ich ihm schuldig bin. So lange habe ich geschwiegen, — zu Ihnen will ich reden. Wenn Jemand auf der Welt, sind Sie es, der Hans vor mir rechtfertigen, der mir sagen kann, wie er so von mir zu gehen vermochte!“

Sie athmete rasch und tief, ihre von vergossenen Thränen dunkler gewordenen Augen richteten sich stehend auf Ewald.

Er fühlte, daß sie ein Großes von ihm verlangte, eine unendliche Gutthat.

Sein ganzes Herz strebte darnach, sie ihr zu erweisen. Und doch wußte er nichts zu erwidern als: „Sie richten hart. Bedenken Sie, daß für einen Mann wie Hans, für einen stolzen, hochstrebenden Geist, wie der seine es war, das Aufgeben seiner bevorzugten Stellung in der menschlichen Gesellschaft, das Heraustreten aus dem Kreise, dessen Prinzipien er zu den feinen gemacht hatte, das Eintreten in untergeordnete Verhältnisse wie der lebendige Tod sein mußte!“

„Den ich jetzt leide!“ rief sie herb. „Trotz Allem gern leide für ihn! Aber daß er ihn über mich verhängte, er, nicht ein graujames Geschick, das zerreiht mir die Seele! Daß ich ihn richte! Zämmerliche Liebe, die blind lieben will und kann!“

Sie preßte die Hände in einander und hob sie hoch über dem Haupte empor.

„Was Alles nahm er mir! Das Dach über dem Haupte, Vertrauen und Glauben an Liebe und Treue und daran, daß sie es werth sind, von uns hoch gehalten zu werden als die besten Güter des Lebens! Denn wie können sie unsere Seelen stützen und halten, wenn sie zerbrechen beim ersten Windstoß? Sie sind mir zerbrochen. Die Liebe, die Hans mir gelobte, sie hielt nicht aus; als der Sturm kam, verließ er mich. Und seine Liebe ist doch dagewesen! ich habe sie besessen, ich habe sie gesehen, sonnenklar — ich will heute noch dafür sterben, daß sie bestanden hat. Sie zerbrach. Und auch meine Liebe hat nicht ausgehalten, sonst wäre sie, die namenlos war, ihm zu einer Fessel geworden, die ihn zurückhielt auf der Erde, — bei mir.“

Mehr nahm er mir! Zum Dach über dem Haupte den Boden unter den Füßen! Denn es war seine Liebe zu mir und die meine zu ihm, die er zum Boden unter meinen Füßen gemacht hatte, indem er mir den alten Grund nahm, in dem ich wurzelte, — nachdem ich Vater und Mutter und den Frieden meiner Kindheit verlassen hatte um feinerwillen, wie jedes Weib dies Alles verliert und aufgibt in demselben Augenblicke, in dem es einem Manne seine Seele schenkt. Er wollte meine ganze Liebe, und ich gab sie ihm. Mein Dasein ging auf in Liebe, die er gewedt, verlangt, genommen hatte. Meine Heimath war er. Er nahm mir die erste und die zweite Heimath. Heimathlos irre ich, vergehend in Sehnsucht. War meine Liebe so von ihm verachtet, daß er ihr nicht zutraute, wie sie ihm und mir das Leben lebenswerth erhalten könne in der Dunkelheit, die anbrach? War ich so schwach? Trieb ich ihn selbst in den Tod? Ich schwankte, Alles fällt, Alles stürzt zusammen um mich her! Er machte sich zu meinem Licht und Halt — und dann ging er von mir! Verge von Kummer vermochte er auf mein Herz zu wälzen, den bittersten Kummer der Welt! Denn das ist eine Lüge des Stolzes: Lieber todt, als untreu! Das ist kein Weib, das nicht sagte: Sei fern von mir! nur stirb' nicht, nur stirb' nicht! Nur sei Du so glücklich, als Du es vermagst! Die langen, schlaflosen Nächte hindurch grübele ich nach, ob Hans denn nicht wußte, daß er mich in tausendfach tieferes Dunkel hineinstieß, als das es war, vor welchem er in den Tod flüchtete? Ob er, der mich kannte wie sich selbst, es nicht sah, ob er es nicht sehen wollte! Immer wieder befallt mich dann der Gedanke: Deine ganze Liebe, in der Du so fromm und stolz gewesen bist, war ein Selbstbetrug — der großmüthige, edle Mann, den Du liebtest, ein Phantasiebild! — Und was, was war Hans?“ Sie hob die feberheißen Augen zu Ewald empor. „Ein gutes Wort für Hans!“

Aber Ewald schwieg. Seine Hand war zur Faust geballt.

„Eine Rechtfertigung für ihn!“ rief sie laut über den See hinaus.

Aber auch der See gab sie ihr nicht. Der Wind sang ein helles, hohnvolles Lied von verwehender, sterbender Liebe.

Sie senkte das Haupt. Sie rang die Hände, der Jammer ward wieder mächtiger in ihr.

„Am Morgen des letzten Tages mußte er früh zum Dienst,“ sprach sie in zitternder Erinnerung weiter. „Ich hatte es verschlafen, ich erwachte erst, als er schon fort war. Zu Mittag kam er erst zurück. Das war sonst nicht seine Gewohnheit, und ich wunderte mich darüber. Wir haben im Casino gefrühstückt,“ sagte er mir. Ich hatte mir gedacht, daß er Wein getrunken hatte. Seine Augen glänzten mehr als sonst, er war noch lebhafter. . . von strahlender Heiterkeit. Das Herz ward mir wieder leicht, — denn vorher, den

langen einsamen Vormittag hindurch, hatte ich mich ein wenig gequält. Ich wußte, daß Hans Verlegenheiten hatte, wenn ich auch nicht ahnte, wie groß sie waren. Nun fühlte ich es wie eine Erleuchtung, daß er einen Ausweg gefunden haben werde. Ich sagte es ihm. Er erwiderte: „Ich fand einen Ausweg!“ Erzähle! „Jetzt nicht! heut' Abend! Und sei doch so freundlich und mache diesen Nachmittag Frau v. M. den Besuch, den Du ihr versprochen hast!“ So richtete er es ein, daß er am Nachmittage eher wieder zu Hause war als ich. Denn als ich zurückkehrte — — doch da waren ja auch Sie schon dort. Das war die letzte Stunde unseres Beisammenseins.“

„Die letzte Lüge!“

Sie sprach es nicht aus, doch der Wind pfliff auf und rief es statt ihrer.

„Ich verzeihe ihm, ich bete, daß der Himmel ihm verzeihe, wie ich es thue,“ flüsterte Agathe. „Ich habe ihn geliebt! o, wie habe ich ihn geliebt!“

Das war wie ein Schwur. Erde und Himmel hörten ihn. Finsterner noch wurden die Schatten über See und Halbe, gleich als verhülle die ewige Natur ihr Haupt, das Leid nicht zu sehen, das eins ihrer Kinder trug.

Gerade und düster starrten Agathens Augen über den See hinweg. . . in ein von Ewald nicht geschautes Land. . . in ein verlorenes Paradies. . . in Abgründe der Seele hinein. —

Welle auf Welle plätscherte an den Strand, und jede von ihnen brachte mit sich dasselbe Wort, das die Trübe des Tages und das glanzlose Firmament gemeinsam seufzten.

Das Wort, es hieß nicht mehr „Klage“, sondern „Anklage“.

Anklage gegen den Todten!

Es zitterte in jeder Schwingung der Luft, in jeder Regung der Wasser.

Es fand ein Echo überall in der Natur. . . nirgend's einen Widerspruch.

Nirgend's!

Selbst in Ewalds Seele keimte es auf, das furchtbare Wort.

Diesen Jammer, diesen schuldlosen, herzzerreißenden Jammer ansehen und mit fühlendem Herzen nicht bittere Empörung gegen seinen Urheber empfinden. . . unmöglich!

„Ich wollte, ich hätte eine Stimme, die mein Leid in alle Lande hinausriefe!“ begann Agathe leise noch einmal. „Allen denen zur Warnung, denen die furchtbare Versuchung zum Selbstmorde naht! Denen zur Mahnung, die mit den ihrigen in Unfrieden leben und ihnen die Juri der Reue hinterlassen! Denen zur Erinnerung, die geliebt werden, und denen jeder Blick, jedes Wort, jede That, mit welchen sie ein Herz fester an sich ketteten, zu einer furchtbaren Veründung am letzteren wird! Dem Sohne, der seine Mutter um die Ruhe ihres Alters bringt! Dem Vater, der seinen Kindern den Skepticismus in die Seelen pflanzt durch seine That! — Denket, denket der Zurückbleibenden, der Augen, die Euch blutend, verstümmelt, todt sehen werden! möchte ich allen denen zurufen, die durch eigene Hand enden wollen. Unserem ganzen Jahrhundert, in dem die Verachtung des eigenen Daseins auf das Höchste gestiegen ist, möchte ich es sagen! Glaubt Ihr berechtigt zu sein, Euer Leben fortzuführen oder zu beschließen nach Willkür — wohl, darüber ist nicht zu streiten! Aber werft einen Blick auch neben Euch, abseits von Eurem Gesichte auf die, welche den Weg mit Euch theilen, und wenn noch ein Funken von Gewissen in Euch ist, wird Euch dann die Mordwaffe aus der Hand und der Mordgedanke aus dem Herzen sinken im Entsetzen vor der Verantwortung am anderen Geschick, die Ihr auf Euch zu nehmen im Begriff seid! . .“

Winter! Schneeflocken tanzten herab, Schneeflocken auf das Grab, in dem Hans Hefberg schlief, heute noch zuweilen rühmend und wehmüthig erwähnt im Kreise der Kameraden. Nur einer in der Runde war es, der nicht mit einstimme, wenn das Lob des Verstorbenen erklang. Das war des Geschiedenen ehemaliger Herzensfreund, Ewald. Wenn er Hansens Namen nur hörte, trat ihm Agathens Jammer, die Qual und Zerrissenheit ihrer Seele vor den Geist, und er fragte sich in Empörung, woher Jener den Rath genommen hatte, all' dies Elend von sich ab und auf sein Weib zu wälzen?

Sein eigenes Herz schrie wild auf bei dem Gedanken daran. Er liebte Agathe. Er setzte auch seine Besuche bei ihr fort, obwohl er sich bitter sagte, daß er damit das Feuer in der eigenen Brust nur nutzlos weiter schürte.

Es ward Frühling. Die Weiden sproßten. Es keimte und trieb, es knospete an allen Enden. Das älteste verwitterte Holz zeigte noch einmal grünende Sprossen. Wieviel anscheinend Todtes erwachte zu neuem Leben! Ueberall Verdensschlag! Der Thaumwind verkündete brausend den kommenden Lenz. Die Luft hing gleichsam voll Träume.



Agathe lächelte wieder. Sie war nicht gestorben an ihrem Schmerz, im Gegentheil, der letztere schien allgemach aus ihrer Seele zu weichen. Nur ihr Blick war dunkler als früher, ihr Lächeln hatte einen eigenartigen spöttischen Anstrich angenommen.

„Sie ist schwer enttäuscht worden,“ dachte Ewald, — und er fühlte, daß er sie verstand, weil er sie liebte, — „eine zweite Liebe muß sie erst wieder lehren, zu glauben.“

Eine zweite Liebe?

Warum nicht? Agathe war noch so jung! Sollte sie ihr ganzes Leben vertrauen um Einen, der ihre Liebe mißhandelt hatte!

Manchmal schien es Ewald, als läge die Schwermuth über Agathens Antlitz nur noch wie ein leichter Schleier, den der Frühlingswind vielleicht eines Tages emporhebt und davondirbelt, hoch in den blauen Lenzeshimmel hinein.

Der Sommer kam. Nun war es mehr denn ein volles Jahr her, daß Hans gestorben. Agathe legte die Trauerkleider ab.

Wird auch den Gram ab, Agathe! Nach Regen Sonnenschein! Ein zweites Glück — diesmal wohl das rechte — breitet Dir weit die Arme entgegen!

Heißer entbrannte die Sonne, rother erblühte die Rose, Ewalds Sehnen ward zum vollbewußten Entschluß.

Es wurde dennoch Ende October, ehe Hefberg dazu gelangte, Agathens seine Hand anzubieten.

Es war ein warmer Tag, hell glänzte die Herbstsonne, dunkelgelb und grell leuchtete der Ahorn über den Wegen des Gartens. Aber die Blätter, — die in der vergangenen Nacht der erste Frost getroffen hatte, — fielen wie Regen.

„Ich liebe Sie, Agathe!“

Sie öffnete weit die Augen. Eine große Freundlichkeit, eine lächelnde Ueberraschung lagen in ihrem Antlitz.

„Sie erhören mich?“ rief er außer sich vor Entzücken. Ihr Lächeln war es, das ihn frohlocken ließ, in dem er die Gewährung schon sah, das Glück, das auf Sturmesschwüngen herantam, das ihn mit Sonnenlanz blendete.

Der Garten umher lag wie in rosigem Nebel, in einem Nebel, der Hefberg vollständig verhinderte, zu sehen, wie das Lächeln Agathens plötzlich eine andere Färbung bekam, wie es kalt, ernüchternd ward.

„Nein!“ rief sie laut.

Der Nebel zerriß. In der klaren Beleuchtung sah Ewald die Frau vor sich stehen, die seine Liebe zurückstieß mit Augen, in denen es flammte wie Zorn und Stolz. Aber diese Augen glänzten so leidenschaftlich, und das Antlitz, aus dem sie blickten, so weich! Er lächelte. Eine stille, tiefe Glückszuversicht kam über ihn — dennoch! „Sie lieben mich nicht. Aber das weiß ich ja, und ich verlange noch gar keine Liebe von Ihnen. Ich will auch nicht, daß Sie mir glauben —“

„Wie ich Hans glaubte!“ presste sie hervor und sah ihm mit funkelnden Blicken in's Gesicht.

Ein so kurzes Wort . . . und welche Verneinung, welche lange Geschichte voll Weh und Herzenskämpfen lag darin! Armes Geschöpf!

Mit seiner ganzen, in diesem Augenblicke doppelt heiß in Treue und Großmuth aufwallenden Liebe in Auge und Stimme, vollendete Ewald: „Sie sollen nur mit mir gehen. Ich bin gewiß, daß Sie es lernen werden, mich zu lieben.“

Seine feste schlichte Ueberzeugung schien sie Beide zu umhüllen, ihn und sie, die mit gesenktem Kopfe vor ihm stand. Mußte sie nicht siegen, diese treue Liebe?

Da fuhr sie zusammen und empor.

„Nein!“ schrie sie auf. „Ich kann es nicht!“

Ihre unnatürlich groß erweiterten Augen richteten sich angstvoll starrend auf Ewald. „Nicht noch einmal lieben! nicht noch einmal!“ rief sie mit fast rauher Stimme. „Ich wende mich nicht ab von Ihnen, weil ich nicht an Sie glaube, wie an Hans, Ewald, weil ich weiß, daß Treue zerfällt und Schwüre verwehen, — ich wende mich ab von der Versuchung zur Liebe. Ich habe genug von der Liebe, ich litt zu schwer durch sie. Laßt mein Herz schlafen, es bedarf der Ruhe! Laßt mich allein!“

Sie hob die winkende Hand, und Ewald ging.

Einsam stand sie da in dem klaren Herbstsonnenschein, und was ihre Gestalt und ihr Antlitz umstieß, war dasselbe, was ihr damals am sturmbewegten See Ausdruck gegeben, was alle Frühlingsstrahlen und alle Liebeswärme nicht hinwegzuthauen vermocht hatten: Leid!

Tiefes Leid durchwühlte auch Ewalds Brust.

Innehaltend im raschen Gange, der ihn weiterführte, er wußte selbst nicht wohin, lachte er bitter auf.

Hätte er das nicht wissen können? War er nicht ein Narr gewesen mit seinen sonnigen Hoffnungen? Hatte er wirklich geglaubt, daß eine Seele so zerquält, zermartert werden kann, wie die Agathens, und dann

eines Tages den Kummer abwirft und emporlacht zu neuem Glück? Was sie erlebt, was das denn nicht genug, um einem Menschenherzen die Schwingen des Muthes zu knicken, die es allein emportragen können zur Sonne?

Er ballte die Hand, denn er dachte des Todten. Gegrollt hatte er ihm, weil er Agathe das Leid kennen lehrte, — aber er hatte ihr Leben zerstört! —

Wie der arme prächtige Hans zum grinsenden Gespenst ward, das mit hohnvoller Hand aus dem Grabe herausgriff, erbarmungslos das junge blühende Dasein zerbrechend!

„Hin ist hin, und todt ist todt!“ sagen die Leute, als ob man mit dem Dahingegangenen nun nicht mehr zu rechnen habe. Und doch hat das Todte eine Macht, die stärker ist als die aller lebendigen Gewalten. Der Lebendige vermag immer noch zu schieben und zu rücken an dem, was er veranlaßt . . . über dem Gestorbenen und den Folgen seiner Thaten liegt ein Schlußstein, an dem nicht mehr zu rütteln ist.

Agathe und Ewald traten durch entgegengegesetzte Thüren zu gleicher Zeit in das Familienzimmer, kurz ehe der Wagen vorfuhr, der Ewald zur Bahnstation bringen sollte. Sie waren allein. Ewald sah sehr unliebenswürdig aus, und Agathe war tiefblau. Sie schaute unruhig in sein finsternes Gesicht. „Es thut mir weh, daß Sie mir zürnen, Ewald,“ sprach ihre süße Stimme.

Er zuckte die Achseln. Seltzam, — gerade ihre Weichheit vermehrte seinen Groll.

„Ich bin schmerzschien geworden,“ fuhr sie mit einem müden Lächeln fort. „Ich bin von der Ueberzeugung zurückgekommen, daß die Liebe das Glück unseres Lebens darstellt. Im Gegentheil, sie ist das Leid. Wen man nicht liebt, der kann uns auch nicht wehe thun. Und wer so ruhlose Schmerzen kennen gelernt hat, wie ich, dem kann man es nicht verdenken, wenn er sich nun sehnt nach schmerzloser Ruhe. Ich meine, Sie müßten mich verziehen, Ewald.“

Da riß es ihn hin. „Agathe!“ rief er. „Damit sprechen Sie Ihrem besseren Selbst, Ihrer eigensten stolzen, tapieren Seele das Todesurtheil. Wer auf dieser Welt lebt und sich verschließt gegen ihren Sonnenschein, weil er nicht ewig andauert, — wer mit vollem Bewußtsein es verschmäht, aus ganzem Herzen Anteil zu nehmen an Freud' und Leid der Zeit, des Lebens, in dem er steht, — der ist nicht werth, daß diese Erde ihn trage. Sein Frevel wird sich an ihm rächen, und er wird allgemach werden, was er sein zu wollen sich vermaß: ein Mensch mit tochter Seele. — Sie sagen: die Liebe ist das Leid des Lebens. Aber ist es denn etwas Anderes, als die Vorstellung eines Kindes, daß man das absolute Glück erfasse, sobald man liebt und geliebt wird? Nichts auf Erden kann Ihnen nach dem, was Sie erlebten, den unbegrenzten Glauben der Liebe an ihren Helden wiedergeben, diesen Glauben, mit dem Sie neben Hans an den Altar traten. Sie haben die Schwäche auch des besten Menschen kennen gelernt, — Sie können jetzt nur noch lieben zur Treue und Schwachheit. Aber wäre nicht auch das Ihrer würdig, würdiger, als ein freventliches Erstarren in Gemüthsälte? — So ist meine Ansicht: das Herz fest und die Fahne des Ideals hoch halten, ist unsere Pflicht gegen uns selbst und die Welt, so lange wir in ihr athmen!“

Er war warm und eifrig geworden, der gute Ewald. Er fand Worte, die er sich selbst nicht zugetraut hätte, sein Gesicht hatte sich geröthet.

Agathe hielt den zierlichen Kopf tief gesenkt. Die Anderen kamen herbei, und die Unterhaltung verallgemeinerte sich. Ewald nahm kurzen Abschied und fuhr davon.

Agathe nahm eine Beschäftigung vor. Die Schwestern hatten Rosen mit heraufgebracht aus dem Garten, die sie in einer Schale ordnete. Sie sah still auf die Blumen hernieder. Sie dachte an Ewalds Worte. Sie hörte deren warmen Ton, wieder und wieder klangen sie an ihr inneres Ohr. Sie waren doch nicht spurlos an ihr vorübergegangen. Sie zeigten ihr das Unglück ihres Lebens in einem anderen Lichte: in dem einer Probe, in welcher sie sich zu beweisen hatte. Jäh erhob sich in ihr als ein tönendes Echo dessen, was sie gehört, das bessere Theil ihres Selbst. Ewald hatte Recht! Sie war feig gewesen, untreu sich selbst und dem Guten, fahnenflüchtig aus Leidenschaft! Die Rosen vor hier waren auch abgetrennt vom Lebensquell, und doch dufteten sie noch, den Menschen zur Freude.

Sie fühlte es nah unter ihren Wimpern hervorbringen, aber das waren erlösende Thränen.

Kurze Zeit nach seiner Ankunft in der Garnison wurde Ewald ein Brief überbracht. Er riß ihn auf und erkannte Agathens Handschrift. Am Abend desselben Tages stand er abermals vor ihr. Auf dem Sophatische neben ihnen blühten in einer Schale etliche blaßgefärbte Rosen. Ewald streckte Agathens beide Hände entgegen.

„Zur Treue in Schwachheit?“ fragte sie, ehe sie die ihren hineinlegte.

Sie war blaß und still, gar nicht wie eine Braut.

Und Ewald ehrte ihr Empfinden und ließ seines Herzens Jubel gleichfalls nicht laut werden. Nur in ihm sang und klang es. Er war seiner eigenen Liebe sicher, und er wußte, daß Agathe das Herz einer rechten Frau besaß . . . die Zukunft war sein! Eine kleine Weile Geduld noch . . . dann bricht er hervor, der neue, der bessere Lenz! Dann ist Hans Hefberg's letzte That gelöscht, dann wird der Himmel nicht härter sein als die Menschen, die vergeben, — aus glücklichem Herzen heraus! — Ihr armen Todten!

## Toiletten-Erinnerungen.

Skizzenblätter von Elise Polko.

II.

Madame Bonaparte, die den deutschen Musiker in einer sogenannten Morgen-Audienz, um vier Uhr Nachmittags, empfing, in Gegenwart ihres Gemahls, erschien ihm ältlich und magerer, als er die Gemahlin des Consuls zu sehen erwartet hatte nach dem Bilde Gerard's; auch war sie, seiner Meinung nach, viel zu höflich und freundlich. „Dies mußte wenigstens denen unausbleiblich in den Sinn kommen,“ schrieb er, „die, wie ich, ihre ehemalige Königin, bei der sie bekanntlich Hofdame war, ehe Beauharnais sie heirathete, in denselben Saale zu sehen und zu bewundern Gelegenheit hatten. Maria Antoinette zeigte in ihrer Gestalt, ihrem Wesen und ihrer Physiognomie eine so seltene, glückliche Mischung von königlicher Würde und echt humaner Annehmlichkeit, daß ihr darin nur die jetzige Königin Luise von Preußen zu vergleichen ist, der überdem noch die reinste, naivste Grazie stets zur Seite geht. Ihre Tochter, Madame Louis Bonaparte, die, ohne schön zu sein, sehr viel Liebeshwürdigkeit in ihrem Wesen hat, ist eine Frau voll seiner Kunst-Talente und Würde und Güte im Benehmen.“

Madame Bonaparte war heute, wenn auch nur in Morgenputz-Formen, in weißen Atlas mit breiter Spitzenbesetzung gekleidet. In den schwarzbraunen Haaren hatte sie eine Art Diadem von drei Reihen großer Steine, in denen sich drei Medaillons von schönen alten Steinen befanden. Ihre Tochter trug weißen indischen Musselin und einen Weißkranz im Haar. Auch sie sprach nur wenige Worte, wie auch der Consul mit jedem zur Audienz Anwesenden. Da beobachtete denn der kleine deutsche Musiker mit vielem Humor den verschiedenen Ausdruck in den Gesichtern der Damen, wenn der Held des Tages sich ihnen zur Ansprache näherte. Die Schönsten bemühten sich, noch schöner zu werden, die Augen glitten vom Himmel herab zu ihm, — die Köpfe neigten sich zur Seite. Wie ruhig und conventionell erschienen dagegen die Niemen Madame Bonaparte gegenüber. Die Augen erhoben sich nur bis zu dem Diadem der anmuthigen Frau.

Den Consul selbst und seine Kostüme zeichnet Friedrich Reichardt folgendermaßen: „Bonaparte ist klein und mager. Brust und Schultern sind breit, so auch sein Gesicht, doch ohne hervorstechende Knochen, ungeachtet die Haut scharf angepannt ist. Diese hat Olivfarbe, ohne die mindeste Spur von Blutfarbe und ohne merkliche Beweglichkeit. Die sanft gebogene Nase und der Mund sind fein geformt, und selbst das stark hervorstechende Kinn ist gar nicht unangenehm. Die Stimme ist tief und meistens rau, und die schwachtönende Rede von so geringer Modulationsfähigkeit, daß sich kaum die Frage bestimmt heraushebt. Die Augen sind klein und tief liegend, ohne bestimmte Farbe und Feuer. Zuweilen glaubt man sie von blaßblauer und bald wieder von grünlicher Farbe, immer aber wieder verliert sich's in's Graue, Unscheinbare. Der Blick ist unruhig. Die breite Stirn wird von dem schwarzen Haar bedeckt, welches er rund um den Kopf trägt, ihm aber nicht vorthellhaft steht, da es überall dünn ist und ganz schlicht, wie naß, anliegt. Dies paßt besonders schlecht zu dem großen Consular-Kostüm, welches Bonaparte bei öffentlichen Audienzen trägt. Dieses Kostüm besteht in einem etwas langen und weiten scharlachrothen sammetnen Kleide mit sehr reicher Goldstickerei, die auf Bonaparte's Kleide fast mit jeder öffentlichen Audienz immer stärker und prächtiger wurde. Auf einem dieser Kleider, welches ihm die Stadt Lyon bei seinem letzten Aufenthalt daselbst überreichte, ist die Siderei mit grünen Vorbeerzweigen durchflochten und bedeckt fast das ganze Kleid. Dazu gehört denn noch eine weiße Atlasweste, reich mit Gold gestickt, mit ziemlich langen Schößen, sowie weiße Kaschmir-Beinkleider mit goldgestickten Aermgürteln.“

Lange breite Spitzen-Manschetten und ein sehr lauges und breites Jabot, weiße seidene Strümpfe und sehr breite, meist goldene Schuhschnallen, sowie ein großer dreieckiger Hut in der Hand oder unterm Arme vollenden seinen Anzug. Seine Haltung ist einfach, ruhig und sicher, — er verneigt sich kaum merklich. Ungeachtet dieser äußeren Ruhe erkennt man doch leicht in allen seinen Zügen den Italiener. Seine Ausdrücke sind ungeführt, seine Areden und Fragen gerade auf den Mann und die Sache passend. So ging er und seine Umgebung damals an dem preussischen Kapellmeister vorüber. Wie anders, viel wärmer, schildert die Frauensieder der geistvollen Fürstin Pauline zur Lippe einige Gestalten des französischen Hofes, als das „Consulat“ eben in das „Empire“ übergegangen war. Ihre Augen ruhen auf der Kaiserin Josephine und den hervorragendsten Erscheinungen ihrer Umgebung, und begegnen furchtlos dem durchdringenden Blicke des Kaisers. Die schönen Frauengestalten, eng umspannt von schimmernden, knisternden Seidenstoffen, den weißen Raden, die blendende Büste in kostbarem Spitzrahmen, die Arme aus kurzen Puffärmeln auftauchend, zuweilen all' diese Reize halb verhüllt von einem kostbaren Shawl, — die Frisur a la Titus, die Füßchen in Atlashüben mit kunstvoll verschlungenen Bändern, unter denen rothige Seidenstrümpfe schimmern, die Hände bis über den Ellenbogen bedeckt von losen Handschuhen, glitten lächelnd und grüßend an der ersten Fremden, der deutschen Fürstin vorüber. Damals, als der deutsche Musiker die französische Gesellschaft schilderte, war sie eben noch ein aufgewählter Strom, die furchtbare Revolution hatte eine Fülle seltsamer Gestalten herangespült, die spurlos verschwunden waren, als die Fürstin in diesen Kreis trat. Von der Kaiserin Josephine sagte sie, daß diese Frau vorzugsweise dem schönen Verufe lebe, Wohlthäterin aller Bedrängten zu sein, und zugleich Fürsprecherin bei dem Gewaltigen, mit anhaltender Treue. „Ihre ganze Gestalt, ihr Wesen, ihr Blick, jedes ihrer Worte ist Anmuth und





Strand an der Küste bei Genoa. Nach einer Skizze von Hermann Wefel. — Siehe Seite 155.  
Aus der Preis-Concurrenz der Illustrierten Frauen-Zeitung.



Wohlwollen, man hört ihr Lob aus jedem Munde." Schreibt Pauline zur Lippe, und wahrlich, sie verdient es, allgemein geliebt zu sein, und wer sie sah und sprach, stimmte freudig ein. Jedem suchte sie es wohl zu machen, und sie selbst fühlte die Gelegenheit herbei, um etwas Gutes zu werden und ist von jeder Aeußerung des Stolzes ganz frei. Ihre Gestalt ist groß und edel, sie hat einen hohen, zwanglosen Anstand und viel Würde bei steter Freundlichkeit und repräsentirt vollkommen gut. Ihr Haar ist, gleich den schönen Augen, schwarz, ihr Profil markirt, ihre Zähne sind hübsch, und ihr Teint ist durch Glühtheit der Kunst noch jugendlich. Ihr Kleid war einfacher indischer Musselin, mit weißen Atlasblättern besetzt, mit sehr langen, die Hand bedeckenden Ärmeln, die reich mit Perlen besetzt und umgürtet waren. Sie trug außerdem noch eine Jabel-Palatine und zur Hand lag ein kostbarer Carmoisin-Schawl. Auf dem Kopfe trug sie einen grünlichgelben Aufsat mit einer Quirlende von großen, aufgeblihen Rosen so tief auf der Stirn, daß nur wenige Locken sichtbar waren. Auch die Damen des Hofes waren in runden Kleidern von Atlas, Weiß und Hellroth die herrschenden Farben, die Bonnets alle sehr tief und wenig Haar zu sehen.

Die Königin Hortense, die zuerst im Morgenkleide vor der deutschen Fürstin in intimer Audienz erschien, wird als klein, mager, blond und von nicht blühender Farbe geschildert, ohne Schönheit der Züge, aber die Herzen gewinnend durch ihr zwangloses, natürliches Wesen, ihre Anspruchslosigkeit und lebenswürdige Höflichkeit. Sie trug ein Morgenkleid von türkenblauem Kaschmir mit einer gewirkten Kante; eine Sommer-Toaue von gleicher Farbe mit hochgelben Bändern und Federn verbergte ihr Haar.

Vom kleinen Napoleon erzählt Pauline zur Lippe, daß er sehr schwächlich und zart ausgefallen habe in seinem schwarzen Kleidchen. Später erschien die Kaiserin auch in strahlendem Silbergewande mit diamantensprühendem Diadem, und ihre Tochter in goldgesticktem weißen Atlas mit eingewebten Leichen; die fremde Prinzessin Pauline zur Lippe trug selber ihre verchiedenen Sammetroben, mit dem dazu gehörigen Manteau de cour und ihren schönen Brillanten und wurde zu den intimen wie zu den großen Festen geladen.

Der Kaiser war freundlich zu ihr, und sie schrieb von ihm: „Ich hatte ihn also nun zum ersten Mal gesehen, den großen Beteroberer, und das Bild seines Keufers meiner Phantasie eingebracht, — es war anders, als ich es mir nach so vielen Darstellungen früherer Zeit gedacht hatte; ein einziges Bild aus der letzten Zeit, mit dem Gute, gleich, und das erklärt sich sehr gut, weil der Kaiser erst in der letzten Zeit stark wurde. Er erscheint kleiner als er ist, weil sein Schulterbau so breit, er hat einen kleinen Ansat zum Embonpoint, sein Gesicht ist bräunlich colorirt, aber er sieht gesund, stark und ausnehmend fest, auch körperlich, aus. Man sieht es, daß diese Gesundheit durch Abhärtungen und Fatiguen jeder Art gekühlt ist; sein Auge faßt und ergreift; er ist gewöhnlich ernst, doch lächelt er oft, kann auch sehr freundlich aussehen, seine Stirn ist breit, sein Profil regelmäßig. Mehrere Büsten des Augustus, besonders einer im Museo, gleicht Napoleon auffallend. Seine Sprache ist etwas heiser, sein Organ nicht voll Wohlklang, aber er spricht deutlich, langsam accentuirt, scharf, und man hört gleich, daß ihn nicht Frankreich gebar.“

Wie oft während ihres dreiwöchentlichen Aufenthaltes in Paris flüchteten sich wohl die Gedanken der deutschen Fürstin in die stille ferne Heimath, — in die walddüftigen Gärten ihrer Jugend, nach Wankenburg, wo sie einst in tiefersten Gesprächen sich erging unter den alten Bäumen mit ihrem Seelenfreunde, dem Canonicus Gleim aus Halberstadt, der ein so häufiger Gast des Schlosses war, — und wo auch der gezeierte Jean Paul ihr entgegengetreten! Aber nur an einem Plage fanden sie Ruhe, diese Gedanken, in den trauten Gemächern des Detmolder Schlosses, die ihre kostbarsten Schätze bargen, — ihre Söhne.

Um ihrer Kinder willen, die den Vater so früh verloren, war sie zu dem damals mächtigsten aller Herrscher gepilgert, an ihre Söhne dachte sie fort und fort voll brennender Sehnsucht, — zu ihnen kehrte sie in fliegender Eile zurück, als sie in der vorgeschriebenen grande toilette en manteau et bijoux, die erbetene Privat-Audienz beim Kaiser endlich erlangt hatte.

Und die Empire Moden aus Frankreich wanderten schon damals nach Deutschland, und die Toilettenkränze unserer Urogroßmütter und Großmütter bargen wunderbare Dinge. Da war zunächst ein vollständig fallendes Staatskleid mit ellenlanger Schleppe, die aber über den Arm geschlagen werden mußte. Der dazu gehörige goldene Gürtel war mit einer Agasse unmittelbar unter der Brust besetzt, der Ausschnitt mußte weit über die Maßgrenze hinausgegangen sein. Die Taille war hinten am Rücken gerade zwei Finger lang, dann setzen unter den Schulterblättern ein paar verlorene, mißvergnügte Rockfältchen an. Die Kermel bildeten oben, neben der Schulter, eine Busse und ließen den ganzen Arm entweder frei, den dann ein langer Lederhandschuh bedeckte, oder sie umschloßen ihn eng, um mit einer breiten, überfallenden Manschette zu enden, der die schönste Hand unbarmherzig entstellte und verbergte.

Das zweite Kleid, das damals Aufsehen erregte, war das sogenannte „nationale“; es zeichnete sich, unmittelbar nach den Befreiungskriegen, durch einen so complicirten Befeh von Falbeln, Puffen und Schleifen aus, daß meine praktische Urogroßmutter die Hände über dem Kopf zusammenschlug über die unerhörte Stoffforderung der Schneiderin, die zu einem patriotischen Festball das deutsche Festkleid für die jüngste Tochter des Hauses zu liefern hatte. Der Kampf war heiß und hart, keine der beiden Streiterinnen gab nach. Das Kleid mußte angefertigt werden, denn es galt den Fürsten Blücher zu empfangen. Die hübschesten Mädchen der Stadt waren ausgesucht worden, um in einer wohlgeordneten Gruppe den Marschall Vorwärts, den Freund der Jugend und Schönheit, mit Blumen und Lorbeerkränzen zu begrüßen. Die Großtante, als die Jüngste, bildete, fest an die Wand gedrückt, die Spitze der reizenden Pyramide und hatte nur nöthig, von oben herab dem Felden einige Noten entgegenzuwerfen. Fallsfähig war ja die Kleine ohnehin noch nicht. Der praktische Kopf ihrer Mutter entschied so: das Kleid für das Kind wird vorn national und hinten — französisch gemacht. Sie bewilligte also nur die Hälfte der Mehrforderung und die Schneiderin verfuhr nach dieser Anordnung. Die Großtante hat aber so bildhübsch ausgesehen und ihre Sache so graciös gemacht, daß sie nachher, trotz des heftigsten Widerspruches meiner Urogroßmutter, aus ihrem Versteck gewaltig hervorgetreten wurde und sich lustig im Kreise schwang, die reizendste, glücklichste aller Patriottinnen, trotz des halb deutschen, halb französischen Gewandes. Nach einem Bilde, das von ihr noch aus jenen Tagen existirt, trug die Großtante damals auch einen sogenannten Tinskopf. Alt

und Jung, Dick und Dünn schnitt sich damals nämlich, nach dem Beispiele der schönen Ferdinande von Schmettau, die ihr üppiges Goldhaar als Opfer auf den Altar des Vaterlandes niederlegte, das Haar kurz ab und trug kleine, tief in die Stirn hängende Böckchen. Wer aber sein Haar etwa behalten hatte, der thürmte es oben auf dem Scheitel in allerlei seltsame Formen auf und ließ nur an den Schläfen einige kurze dünne Locken hängen.

Später wurden jene abscheulichen, kurz aufgerollten Lockenbüschels Mode, entweder vom eigenen oder vom falschen Haar, auch wohl von Seidenfäden, die über Drahtgestelle gezogen wurden. Man band sie vor, sie waren an einer schmalen Haarlechte befestigt, die man über die Stirn zog und hinten im Nacken zulegte. Häufig trug man dazu einen schiefen Scheitel, und an der einen Seite mehr Locken als an der anderen. Das waren die von der „belle France“ damals nach Deutschland herübergewehten Moden des „Empire“. In ihrer bezauberndsten Gestalt erscheinen sie in dem Bilde der Königin Luise von Göttau Richter.

Ob sich die Moden des damaligen „Empire“ von Neuem einbürgern werden? Nun, sie fänden wenigstens jetzt bei uns auch ein „Empire“, nämlich ein großes, deutsches Kaiserreich, das Gott segnen möge für und für.

Rathen verboten.

### Die Frauen und das neue bürgerliche Gesetzbuch.

Von Julius Weil.

**W**enn unsere Frauen für Fragen des Rechts wenig oder gar kein Interesse zeigen, so ist dies leicht erklärlich. Keine von ihnen ist berufen, an der Gestaltung unseres Rechtslebens mitzuwirken; ihrer Wenige nur sind vermöge ihres Berufes als Handelsfrauen oder Gewerbetreibende in der Lage, sich mit den gesetzlichen Bestimmungen und Einrichtungen vertraut zu machen, und an die Uebrigten tritt in verhältnißmäßig seltenen Fällen die Nothwendigkeit heran, ihre rechtliche Stellung in's Auge zu fassen oder gar gegen Angriffe zu vertheidigen.

Wie soll es nun unter solchen Umständen geschehen, daß meine Ausführungen der Theilnahme der Leserinnen begegnen? Ueber eine spannende Criminal-Verhandlung habe ich nicht zu berichten, obwohl die Affären unserer Weltstädte reichlichen Stoff dazu böten, und eine Nothwendigkeit, sich mit meinen juristischen Anregungen zu beschäftigen, liegt wohl auch nicht vor. Oder vielleicht doch? Kann nicht in jedem Augenblicke selbst der glücklichsten, in sicherer Geborgenheit lebenden Frau ein widriges Geschick nahen und sie mit rücksichtsloser Hand in die peinlichsten und schwierigsten Verwickelungen stürzen? Und ist es gut, einen solchen unerwünschten Augenblick abzuwarten, ehe man sich über seine Rechte und Pflichten Klarheit verschafft?

Ich greife nur den nächstliegenden Fall heraus: eine Frau verwitwet. Mit einem Schlage verwandelt sich das Bild ihres Lebens. Sie tritt in den Mittelpunkt ihrer Familie, sie soll fortan leiten und rathen, wo sie bisher die Geleitete, die Verwahrte war. Welches ist nun ihre Stellung vor dem Gesez, — den Kindern, Dritten gegenüber? In Erziehungs-Fragen, in Vermögens-Angelegenheiten? Ist das Alles nicht von so großer Wichtigkeit, so bedeutungsvoll für ihre ganze Existenz, daß sie darüber nachdenken sollte, auch wenn die bittere Nothwendigkeit nicht dazu zwingt? Aber auch in der Ehe und vor der Ehe giebt es für eine Frau so zahlreiche rechtliche Beziehungen, die durch irgend ein Ereigniß practisch wirksam und ausfallend werden können, daß sie wohl Ursache hätte, den Rechtsfragen ebenso viel Aufmerksamkeit zuzuwenden wie anderen wichtigen Lebensfragen.

Hierzu bietet ein Ereigniß ausreichende Gelegenheit, das für unser Vaterland hochbedeutend ist. Vor Kurzem ist der Entwurf eines großen Gesetzbuchs-Werkes der Öffentlichkeit übergeben worden, welches bestimmt ist, in Zukunft als bürgerliches Gesetzbuch für ganz Deutschland zu gelten. Nachdem dieses Werk von einer aus den hervorragendsten practischen und theoretischen Juristen zusammengesetzten Commission in mehr als dreizehnjähriger Arbeit geschaffen worden ist, hat man es nunmehr der Kritik aller beteiligten Kreise unterbreitet.

Nichts ist so verständlich als die Forderung, daß in einem politisch geeinigten Reiche auch ein einheitliches Recht herrsche. So wurde denn auch wenige Jahre nach der Gründung des Deutschen Reiches der lange gehegte Wunsch nach Rechtseinheit so mächtig laut, daß demselben in einem Reichsgesetz Erfüllung verheißen wurde. Bald darauf schon entstand ein gemeinsames deutsches Strafrecht und in weiterer Folge jene große Gesetzbuchs-Arbeit, wodurch die Verfassung der Gerichte und das gesammte Prozeß-Verfahren für ganz Deutschland einheitlich gestaltet worden ist. Aber der Hauptschritt zu völliger Rechtseinheit blieb noch zu thun.

Denn wenn nun auch in deutschen Landen in gleichen Formen Recht gesprochen wird, so ist doch der Inhalt dieses Rechtes nach den einzelnen Staaten, ja innerhalb eines Staates nach den einzelnen Landestheilen, durchaus verschieden. Um von dieser Vielfältigkeit der Rechtsnormen ein Bild zu geben, genügt es, die Gesetzeskarte von Preußen aufzurollen. Hier herrschen neben einander drei große Rechts-Systeme: in den alten Provinzen das unter Friedrich dem Großen entstandene allgemeine Landrecht, in den Rheinländern der napoleonische code civil und in einigen kleinen Districten das sogenannte gemeine Recht, welches im Wesentlichen eine Fortentwicklung des unter weiland Kaiser Justinianus gesammelten römischen Rechtes ist; außerdem aber gelten in einzelnen Provinzen, Kreisen und Städten besondere, namentlich das Familien- und Erbrecht betreffende Statuten, sodas es beispielsweise möglich ist, daß man eine Person, deren Tod in Berlin erfolgt ist, beerbt, während man dieselbe nicht beerben würde, wenn sie in Breslau oder Königsberg gestorben wäre.

Hiernach ermittle man die Schwierigkeit, das deutsche Reich mit seinen zahlreichen Gesetzbüchern, Einzelgesetzen, Rechtsübungen und Theorien rechtseinig zu machen! Es handelt sich dabei um keine geringere Aufgabe, als den vorhandenen ungeheuren Stoff an römischen, deutschen, landesgesetzlichen Rechten, Büchern und Entwürfen zu sammeln, zu sichten, zu klären und hieraus ein den Gesamtzuständen des Deutschen Reiches entsprechendes, auf der Höhe der modernen Wissenschaft stehendes Gesetzbuch zu gestalten!

Wahrlich, eine fast unlösbar scheinende Aufgabe! Aber sie ist gelöst worden. Vor uns liegt das Ergebnis bewundernswürdigen Wissens, heroischen Fleißes, künstlerischen Schaffens, — ein Werk, bestimmt, dereinst Landestheilen und Landesrechte zu erlösen und als einziges bürgerliches Gesetzbuch unbeschränkt in Deutschland zu herrschen. Und diese Zukunft ist keine allzu ferne. Nach allgemeiner Schätzung werden nicht mehr als fünf Jahre in's Land gehen, bis das ersehnte Ziel erreicht und das Vaterland auch im Rechte geeint sein wird. . . .

Nach dieser kurzen geschichtlichen Darstellung wenden wir uns nun zu dem Entwurfe selbst, um die Stellung des neuen Gesetzbuchs zu den Rechten der Frau kennen zu lernen.

Auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechtes ist die Frau dem Manne ebenbürtig. Jahrhunderte waren nothwendig, um diesem Grundfuge Anerkennung zu verschaffen, und noch bis in die neuere Zeit hinein ragen einzelne Ueberreste jener Rechtsbildungen, welche über die Frau, lediglih ihres Geschlechtes wegen, eine Bevormundung verhängten. Das neue Gesetzbuch bekennt sich unumwunden zu jenem Grundfuge, und wo es von demselben abweicht, da finden die Ausnahmen in den besonderen Beziehungen zwischen Personen verschiedenen Geschlechtes ihre Rechtfertigung.

Ehe- und Familienleben bedingen ein gewisses Uebergewicht des Mannes. Wie er es ist, welcher der Gattin und den Kindern seinen Namen giebt, so ist er nach unseren Anschauungen auch persönlich und wirtschaftlich das Haupt der Familie, und diese Stellung des Mannes hat eine Unterordnung der Frau in allen ihre Person und ihr Vermögen betreffenden Fragen zur nothwendigen Folge.

Diese durch die Sitt und das öffentliche Wohl gebotene Einschränkung der Gleichberechtigung will auch das neue Gesetzbuch aufrecht erhalten, aber es geht hierin nicht weiter, als es die Zwecke der Ehe dringend erheischen und erreicht es so, daß die Rechtslage der Ehefrau sich vielfach günstiger gestaltet, als es bisher im größten Theile Deutschlands der Fall ist.

Dem Ehemann soll auch ferner die Entscheidung in allen, das gemeinsame eheliche Leben betreffenden Angelegenheiten gebühren, während die Ehefrau berechtigt und verpflichtet ist, dem gemeinschaftlichen Hauswesen vorzustehen. Die Ehefrau ist ebenso wie die unverheirathete Frau rechts- und geschäftsfähig, aber sie ist regelmäßig an die Einwilligung ihres Mannes gebunden, sobald sie sich zu einer in Person zu bewirkenden Leistung verpflichtet oder ein ihr Ehegut schmälernendes Rechtsgeschäft abschließen will.

Dies sind die allgemeinen Grundzüge, nach denen die persönlichen Verhältnisse der Ehegatten geregelt werden. Nehmt sich das Gesetzbuch hier im Wesentlichen an den bestehenden Rechtszustand an, so tritt es in der Ordnung der ehelichen Güter-Verhältnisse reformirend und vereinfachend auf.

Das Vermögen, welches die Frau zur Zeit der Eheschließung hat oder während der Ehe erwirbt, wird Ehegut und unterliegt als solches der Nutzung und Verwaltung des Mannes. Ausgenommen ist aber Alles, was die Frau durch ihre Arbeit außerhalb des häuslichen Wirkungskreises oder durch den selbständigen Betrieb eines Geschäftes erwirbt, und was durch Bestimmung des Ehevertrages oder dessen, der ihr das Vermögen zugewendet hat, zum Vorbehaltsgut gemacht ist. Dies ist der Güterzustand, wie er für alle Ehen gesetzlich normirt werden soll. Die Ehegatten können denselben aber vor oder nach Eingehung der Ehe durch Ehevertrag ausschließen oder ändern. Sie können Trennung der Güter, also völligen Ausschluß der ehemännlichen Nutzung und Verwaltung, sie können Gütergemeinschaft, sie können Errungenschafts-Gemeinschaft, das ist: Vereinigung des während Bestehens der Gemeinschaft erworbenen Vermögens, sie können endlich Gemeinschaft des beweglichen Vermögens und der Errungenschaft vereinbaren, und das Gesetzbuch giebt für jede dieser Formen des güterrechtlichen Zusammenlebens bestimmte und bindende Normen.

Das rechtliche Verhältniß der Mutter zu ihren Kindern erfährt eine wesentliche Umgestaltung. An Stelle der väterlichen Gewalt steht das Gesetzbuch die bisher nur in einigen Landestheilen bestehende elterliche Gewalt, deren Inhaber der Vater und nach dessen Tode, oder, wenn dieser die Gewalt verwirkt hat, die Mutter ist. Fortan fallen also die Kinder nach dem Tode des Vaters nicht unter Vormundschaft, sondern unter die elterliche Gewalt der Mutter, welcher nur auf ihren Antrag oder infolge einer väterlichen Anordnung oder bei einer besonders umfangreichen und schwierigen Vermögens-Verwaltung ein Beistand zu bestellen ist. Diese Anordnung bedeutet eine erhebliche Stärkung der Rechtsstellung der Frau; denn die elterliche Gewalt begründet nicht bloß die Pflicht und das Recht, für die Person und das Vermögen der Kinder zu sorgen, sondern auch das Recht der Nutzung und der Verwaltung; auch stehen damit gewisse, die spätere Bevormundung der Kinder betreffende Befugnisse im Zusammenhang. Mit der Eingehung einer neuen Ehe der Mutter endet ihre elterliche Gewalt, mit der Verheirathung des Kindes ihr Recht der Nutzung.

Von hoher Wichtigkeit ist dann die gesetzliche Regelung der Ehetrennung. Das Gesetzbuch hat die Tendenz einer Erleichterung derselben. Es läßt die Scheidung nur bei bestimmten, schweren Verletzungen der Ehepflichten seitens eines Ehegatten und in Fällen vollständiger Ausschließlichkeit der Herstellung ehelicher Verhältnisse zu; in anderen Fällen ist nur die zeitweilige Trennung von Tisch und Bett zulässig, welcher die endgültige Scheidung erst nach Ablauf der Trennungszeit folgen kann. Eine verschiedene rechtliche Behandlung der Scheidungsgründe, je nachdem sie dem Manne oder der Frau zur Seite stehen, findet nicht mehr statt. Die Kinder werden dem unschuldigen Ehegatten zugesprochen und, wenn beide Ehegatten schuldig sind, die Töchter der Mutter, die Söhne bis zum vollendeten sechsten Lebensjahre der Mutter, für die späteren Lebensjahre dem Vater; von dieser Regel kann indessen, wenn dies durch besondere Umstände im Interesse der Kinder geboten erscheint, vom Vormundschafts-Gericht abgewichen werden.

Wird die Ehe durch den Tod gelöst, so soll der überlebende Ehegatte, wenn Kinder oder deren Abstammlinge mit erben, zu einem Viertel der Erbschaft, wenn Eltern, Geschwister oder deren Abstammlinge oder Großeltern mit erben, zur Hälfte, sonst aber zur ganzen Erbschaft berufen sein. Im zweiten Falle gebühren demselben außerdem das im gewöhnlichen Ehegebrauch befindliche Haushalts-Inventar und die Hochzeits-Geschenke. Der Pflichttheil beträgt immer die Hälfte des Verthes des gesetzlichen Erbtheils.

Dies sind die wesentlichen, auf die Frauenrechte bezüglichen Grundgedanken des Gesetzbuchs. Sie erscheinen in ihrer Gesamtheit zweifellos geeignet, die Selbstständigkeit des weiblichen Geschlechtes zu fördern und lassen deutlich das Bestreben



erkennen, den rechtlichen Einfluß der Ehefrau und der Mutter zu stärken. Dieses Bestreben wird der Zustimmung der Leserinnen sicher sein.

Wie weit im Einzelnen berechtigten Wünschen mehr Genüge geschehen und gewisse Fragen dem practischen Bedürfnisse entsprechend entschieden werden können, das zu untersuchen und darzulegen wird der besonderen Thätigkeit derjenigen Vereinigungen vorbehalten bleiben müssen, welche die Förderung der Interessen des weiblichen Geschlechtes zu ihrer Aufgabe gemacht haben.

Nachdruck verboten.

Aus den Bädern.

Wildbad Gastein, Ende August.

Gastein, — Welch wunderherrliches Gemälde zaubert dieser Name vor das geistige Auge! Wer je, von Vened über Hofgastein, dem altherkömmlichen Dorfe, auf der bequemen Fahrstraße kommend, bei einer plötzlichen Wichtung des Waldes dies Bild zu seinen Füßen liegen sah, der kann es nimmermehr vergehen.

Aus waldiger Höhe stürzt die ganze Schlucht mit seinem Tosen erfüllend, Milliarden Demanttropfen sprühend, ein mächtiger Wasserfall in das Thal; hohe, theilweise schneebedeckte Berge und schroffe Felsen umschließen es von allen Seiten. Das Auge erblickt keinen Ausweg, — es ist, als ob die Welt da ihr Ende gefunden hätte. Und in dieser herrlichen Wildnis haben die Menschen nicht Hütten, nein, Paläste erbaut, fünfstöckige Häuser „mit allem Comfort der Neuzeit.“ Rechts, links, oben und unten, allüberall, wo das Wasser und die Berge noch Raum gelassen, hat der Speculationsgeist der Neuzeit prachtvolle Hotels geschaffen, denn aus unergründeter Tiefe sprudelt die heilsame Quelle hervor, und von aller Herren Länder strömt die Menschheit herbei, die kranken und altersschwachen Glieder zu baden und zu stärken.

Auch Gastein hatte bislang sein historisches Gassenfenster, — gleich Berlin, doch nimmermehr blüht der liebenswürdige greise Kaiser Deutschlands heraus. Die heilsamen Quellen vernommen es nicht, dem Geiste der Natur entgegenzuwirken.

In diesem Jahre war es die Anwesenheit der Kaiserin von Oesterreich, die im Wildbad die größte Anziehungskraft ausübte. Die hohe Frau bewohnte keines der eleganten Hotels, sondern eine reizend gelegene, bescheidene Villa mit herrlichem Ausblick auf das Gasteiner Thal, durch das sich die Aache, nachdem sie sich als Wasserfall ausgetobt, hübsch stumm, inmitten grüner Wiesen und Matten schlängelt. Alle Tage konnte man die hohe Frau im kurzgeschürzten Ledenskleide und unbedeckten Hauptes mit ihrer anmuthigen Tochter, der Erzherzogin Valerie, in den schönen Waldwegen oder auf der historischen Kaiser-Promenade begegnen. Das Volk ist des Lobes voll über die Keuschheit der noch immer anfallend schönen Regentin. Nach stundenlanger Wanderung hielt sie oft Einkehr bei einer Sennerin oder einer Försterin und ließ sich dort ein ländliches Mahl bereiten. Am offenen Herde sitzend hielt sie Zwiegespräch mit der ahnungslosen Bäuerin, und das Lob, das diese ihr spendete, mag ihr mehr Freude bereitet haben, als die Spinnen offiziöser Federn. Wie mag die hohe Frau gelächelt haben, als eine Bäuerin ihr gegenüber einst in unverhohlener Bewunderung sich äußerte: „Se lau aber a scheene gnä' Frau!“

Der Herzog von Cumberland, mit seiner nun vollständig geneigten Gemahlin Thyra, weilte auch mehrere Wochen hier, und oft sah man ihn mit seinen fünf blondköpften umherkutschieren.

Tag für Tag bringt die Post neue Gäste, und das so selten gewordene Posthorn erklingt als Abschieds- oder Willkommensgruß. Es herrscht in den drei Monaten der haute saison ein formwährendes Kommen und Gehen.

In welchen Ingredienzien eigentlich die Heilkraft des Gasteiner Wassers zu suchen ist, darüber sind die Gelehrten noch immer nicht einig, denn die chemische Analyse ergibt keine außerordentlichen Bestandtheile desselben, — man schreibt ihm gemeinhin elektrische Kraft zu. Sei dem, wie es wolle, die Erfolge sprechen deutlicher als die Chemie. In unverminderter Fülle strömt es seit Jahrhunderten aus der Erde hervor, um in Röhren gesammelt, nach allen Richtungen geleitet zu werden. Hoch oben ewiger Schnee, und tief unten im Grunde heiße Quellen. Wer löst diese Räthsel der Natur!

Schon um das Jahr 696 tauchte zum ersten Male der Name Gastein auf, und eine Legende berichtet, daß die Heiligen Primus und Felicitas als Einsiedler dorten gewohnt hätten, und daß auf ihre Fürbitte die heilsamen Quellen entspringen wären. Doch erst im Jahre 1436 wird Gastein als Bader-Ort genannt, — und zwar war es Niemand geringeres, als der deutsche Kaiser Friedrich II., der dort als Kurgast weilte.

Berühmter als durch die heißen Quellen war Gastein durch seine ergiebigen Gold-Bergwerke. Im sechzehnten Jahrhundert nahm es einen gewaltigen Aufschwung, die Religionskriege aber riefen auch unter den Bewohnern Gasteins Spaltungen hervor, und als die Anhänger Luther's aus dem Lande verbannt wurden, da wanderten Tausende über die deutsche Grenze. Der Bergbau wurde vernachlässigt, die Schachte schlossen sich im Laufe der Jahre, Schnee und Eis bedeckten die Schätze der Berge, und heute ist die Ausbeute eine kaum nennenswerthe. Kein Gold wird mehr an's Tageslicht gefördert, — doch aus den heißen Quellen wird es reichlich herausgeschlagen.

Bedenkt man die Mühen und Kosten, alle Lebensmittel in dieses weltabgeschiedene Thal zu führen, so wird man über die hohen Preise, die gefordert werden, nicht mehr staunen. Keine Eisenbahn führt dahin, und von der letzten Station, Vened, fährt man vier Stunden bergauf. Die Lust hier oben ist wunderbar, — gleich erfrischendem Trunkte erquickt sie Brust und Lunge!

Man plant schon seit längerer Zeit eine Fahrrad-Bahn, — doch dünkt Einem das schier unmöglich, betrachtet man die mächtigen Hindernisse, die zu bewältigen wären, — freilich, was hat der menschliche Geist nicht Alles schon überwunden!

Wenn des Abends die letzten Strahlen der untergehenden Sonne die Vergspitzen in rosige Gluthen tauchen, und tiefe Schatten sich um das Thal legen, — da leuchtet plötzlich in der engen Schlucht ein anderes feenhaftes Licht auf, und der Wasserfall strahlt in geheimnißvoller Helle, die seine Milliarden Tropfen in ebenso viele glänzende Diamanten verwandelt, — das ist das elektrische Licht, das Wildbad Gastein, wenn das Sonnenlicht geschwunden, taghell erleuchtet.

Josef Baroness Schneider-Arno.

Verchiedenes.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

„Er kommt!“ Von J. Frölich. Siehe das Bild, Seite 153. Kann man sich ein besseres „Willkommen“ wünschen, als fröhliche Mädchenaugen, die einem entgegenleuchten? Von der Altane des Wintsgauer Bauernhauses, dessen Wagenscheiben-Fenster in der Sonne blinken und das einladend genug aus Nebengeräusch und dem düsteren Hintergrunde der rauschenden Bergtannen hervor-schaut, haben sie schon lange den Pfad hinauf gepöpst, auf dem er des Weges kommen muß. Vielleicht hat er versprochen, sie zur Kirche abzuholen, zu irgend einem Feste jedenfalls. Denn wenn die Wintsgauer Mädchen auch sich immer schmid und sauber tragen, so herausgeputzt, wie auf unserem Bilde, sind sie doch nur an Sonn- und Feiertagen. Und man sieht es der freudigen Erwartung in den Augen der beiden jungen Mädchen an, daß ihre Freude nicht nur „ihm“ gilt, — auch in Tirol begnügen sich übrigens nicht zwei Mädchen mit einem Burtschen, — sondern daß „er“, wie so häufig, nur das Mittel zum Zweck ist. Vielleicht ist er nur der dienstfertige Galan, der sie zum Tanz führt, und von einem tieferen Interesse für ihn ist noch bei keiner die Rede. Doch ist er selbst dann noch beneidenswerth, denn zwei frischere und duftigere Alpenrosen hat noch kein Wintsgauer am Arme geführt.

Strand an der Küste bei Genua. Von Hermann Kestel. Aus der Preis-Concurrenz der Illustrierten Frauen-Zeitung. Siehe das Bild, Seite 156. — Felsige Klippen, brandende Meereswogen, vom Sturm gepeitschte Pinien, — die grandiose Wildheit der Natur tritt uns in ihrer ganzen überwältigenden Kraft entgegen. Rauschen mag das Bild Kestel's ein wenig an Böcklin erinnern, — da sind dieselbe gewaltige Formengebung, dieselben kräftigen Schatten, dieselbe wunderbare Stimmung, welche die Seele bezaubert. Aber die sonderbare Staffage, die ausgefüllte und dem gewöhnlichen Menschenvorstande ewig ein Räthsel bleibende „Jdee“, die Meister Böcklin's Gemälden immer etwas Geflüstertes und Manierirtes verleiht, fehlt dem Kestel'schen Bilde. Kestel giebt die Natur wahrer wieder, er läßt sich daran genügen, ihre einfache Größe auf den Beschauer wirken zu lassen, er deutet nichts hinein, und er sieht uns deshalb näher. Wir hören das Branden der Wogen an dem felsigen Gestade, das Rauschen des Windes in den Kronen der Pinien, wir sehen die dunklen Felsklippen, das asphaltblaue Meer und die weißen Wellenkämme. Wie ein Byron'sches Gedicht spricht es aus dem Munde des Künstlers, und wir geben uns dem Einbrude des Erhabenen hin, ohne uns, wie bei Böcklin, mit dem Sonderbaren vorher abfinden zu müssen.

Aus der Frauenwelt.

Berlin. — Daß das weibliche Geschlecht unter der Bevölkerung Deutschlands das männliche überwiegt, ist eine bekannte Thatsache; auffällig ist nur, daß dieses Verhältnis sich bei jeder neuen Zählung immer mehr zu Ungunsten des männlichen Geschlechtes verschiebt. So befanden sich unter den 46,895,704 Einwohnern, die am 1. December 1885 in Deutschland gezählt wurden, 22,933,664 Personen männlichen und 23,922,040 weiblichen Geschlechtes, sodas letzteres um 988,376 stärker ist, als das männliche oder, relativ ausgedrückt, daß auf 100 männliche Einwohner 104,3 weibliche kommen. Dieses Verhältnis wird noch dadurch für die maßgebenden Altersklassen zu Gunsten der Frauen erhöht, daß bei weitem mehr Kinder männlichen als weiblichen Geschlechtes geboren werden, z. B. 1886 auf 100 Mädchen 106 Knaben; dementsprechend überwiegt in den unteren Klassen noch das männliche Geschlecht, während allmählig infolge stärkeren Absterbens und Auswanderens der Männer die Frauen in den Altersklassen, in denen das Verhältnis der Geschlechter von erhöhter Wichtigkeit ist, in verstärktem Maße prävaliren. Im Großen und Ganzen ist das männliche Geschlecht nur in Westfalen und im Rheinlande stärker als das weibliche vertreten; sonst herrscht überall das weibliche vor, am meisten in Berlin, Bremen, Hohenzollern, Waldeck und Schlesien.

Vudapest. — Bei Gelegenheit der Fahnenweihe des Raaber Veteranenvereins, welche dieser Tage gefeiert wurde, erregte eine Frau großes Aufsehen, weil sie die Oberleutnants-Uniform der 1848/49er Honveds, und zwar mit vollkommener Berechtigung, trug; sie hat den ganzen ungarischen Freiheitskampf mitgemacht und an neun Schlachten und Gefechten theilgenommen. Im Jahre 1830 in Agram als die Tochter eines wohlhabenden Kaufmanns Namens Vebölk geboren, verlebte sie ihre Jugendjahre bei Verwandten in Wien und nahm dort im Jahre 1848 an den Straßen- und Barrikadenkämpfen thätigen Antheil. Nach der Einnahme von Wien gelang es ihr, nach Raab zu flüchten, und hier stellte sich das 17-jährige Mädchen in die Reihen der ungarischen Vaterlandsvortheidiger. In der Schlacht bei Kapolna überwältigte sie zwei Kürassiere und wurde aus diesem Anlasse zum Lieutenant ernannt. Bei Berpelet wurde sie schwer verwundet und lag lange Zeit im Litzfureder Spital. Wieder dienstfähig, wurde sie zu den Millos-Husaren eingetheilt und brachte unter vielfachen Gefahren und Scharmützeln einen Wagenzug mit Proviant und Munition glücklich in das belagerte Komorn. Für diese That ernannte sie der Kriegsminister zum Oberleutnant. Nach dem Freiheitskriege war sie eine Zeit lang in der Krader Festung gefangen. Nach ihrer Freilassung wandte sie sich nach Raab und verheiratete sich daselbst. Heute lebt sie bei ihrem in Keupeft ansässigen Sohne.

London. — Vor Kurzem erhielt die Königin Victoria aus Schloß Friedrichstron bei Potsdam das Bild eines Säuglings in einem schön geschnittenen Rahmen aus Eichenholz zugesandt. In einem Wappenschild, der am Kopfe vorhanden, stand die Bezeichnung „Nummer fünf“ eingraviert. Das Portrait stammt von der Prinzessin Margarete von Preußen, der Tochter der Kaiserin Friedrich; diese hatte für die Königin in wenigen Strichen das Bild des jüngsten Söhnchens Kaiser Wilhelms II. hergestellt, da aber die Taufe des kleinen Prinzen noch nicht stattgefunden, nannte ihn die jugendliche Tante kurz entschlossen „Nummer fünf“. In einem kleinen Briefchen, welches die Prinzessin beilegte, heißt es: „Unser Jüngster ist wie geschaffen dazu, Armeen zu kommandiren, er hat eine Stimme, die schon jetzt weitläufig vernehmbar ist.“

Turin. — Die Kaiserin Eugenie erhielt, als sie sich mit Kaiser Napoleon III. vernahmte, unter anderen Geschenken von der Stadt Biège ein Spitzenkleid, in das auf feenhaft zarten

Gründe eine Anzahl von Weichen, die Lieblingsblume der Napoleoniden, eingewebt war. Dieses Kleid trug die schöne Spanierin ein einziges Mal in ihrem Leben, nämlich auf dem Wege zum Trau-Altar. Vor einigen Tagen gelangte nun das Kleid, das einen Werth von mindestens 30,000 Francs hat, in einer weichen Atlas-Kassette sorgfältig verpackt, an die Prinzessin Sätitia, deren Vermählung demnächst erfolgen wird. Die Kaiserin legte dem Geschenke einige Zeilen folgenden Inhalts bei: sie hätte gehofft, das Gewebe, das sie im stolzesten Augenblicke ihres Lebens getragen, der Braut ihres Sohnes anlegen zu dürfen; der Allmächtige wollte es anders; möge das Kleid denn Sätitia an deren Hochzeitstage schmücken, und der Himmel warte, daß ihr Glück auf festerer Grundlage ruhe, als dies bei der Absenderin der Fall gewesen.

Die Mode.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.



In kurzer Zeit haben sich die zierlichen gepreßten oder glatten Ledertäschchen unserer Damenwelt unentbehrlich zu machen gewohnt, und schon oft ist der Wunsch laut geworden, sich solche Täschchen selbst nebenliegendem Metallbügel nebst Handring, aus Bronze oder Nickel in einfacher und kunstvollerer Ausführung vorrätzig, geben wir unseren Leserinnen ein Hülfsmittel zur Hand, sich aus Kesten damassirten oder glatten Seidenstoffes, Plüsch, Leder oder Leinen Arbeits-, Schlittschuh-, Schwammtäschchen zc. selbst herzustellen. Besonders empfiehlt sich Leinen seiner Wafbarkeit halber, da das Austrennen und Wiedereinsetzen in die Löcher nur eine kleine Mühe ist. Zur Verzierung des Bretteis liefern unsere Arbeitnummern eine reiche Auswahl der schönsten Muster für Plattlich-, Kreuzlich-, Goldstickeri-, Brandmalerei zc. S. 11.



Paris. — Schon regen sich in den Mode-Magazinen alle Hände zur Anfertigung von Visiten- und Theaterhüten. Unter letzteren befindet sich ein das Gesicht wie ein Heiligenschein umrahmendes Modell, dessen Kremppe innen mit rosa Sammet, außen mit röthlichblauen Grodgrain glatt bezogen ist, während den Kopf blaßblauer Seiden-Muffeln drapirt, der unter dem Kinn sich zu einer großen Schleife verschlingt. Ein Gewinde aus Atlas- und Sammetblättern legt sich um den Kopf. Dieses Modell wird in schwarzen Spitzen, in gelbem Krepp mit schwarzem Sammet sowie in allen Lichtfarben nachgearbeitet werden.



Allen zu empfehlen, die weite Wege zu Fuß machen, ist ein leichtes Herbstmäntelchen aus dunkelblauer Bengaline, das die ganze Toilette verhält. Die reiche Stickeri ist mit dunkelblauer Seide und bläulichem Stahl ausgeführt. Der Gürtel, welcher den Mantel vorn zusammenhält, geht unter den Falten des Rückens hindurch. Die kurzen Ärmel vertieren sich im Rücken unter einer großen Falte des gekleideten Fichus. Ein kleiner Capote-Hut mit übereinstimmender Stickeri vervollständigt den Anzug.



Die Toiletten der Uebergangs-Saison, welche zwischen dem Sommer- und Herbstkostüm die Mitte halten und die Wintermoden vorbereiten, tragen stets ein besonderes Gepräge. Charakteristisch in dieser Beziehung ist ein Kostüm im Geschmack des Directoriums, welches sich sowohl für die Jagdzeit auf dem Lande, wie für die Stadt eignet. Gelbe Surah bildet den unteren Rock, der, vorn fein plüschirt, unter einem zweiten, vorn offenen Rocke aus braunrother Serge hervorschaut. Aus letzterem Stoffe besteht auch das





Jäckchen, welches vorzellanblaue Kuffschläge schmücken, während Chemiset und Schärpe mit dem unteren Rock übereinstimmen. Vespere ist schräg über die Brust gelegt, umspannt die Taille und fällt an der Seite bis zum Rocksaum herab. Moosbrauner Filzhut mit schwarzer und goldener Borte und rötlichem Herbstlaub aus Seide und Sammet garnirt.

Für kühle Herbstabende erziehen Joeben ein äußerst zierlicher und eigenartiger Ueberzieher aus moosfarbener Seide mit altrosa Atlasfutter und Kragen nebst Kuffschlägen aus grünem Sammet. Von der Taille an in einem Stück geschneitten, ist er in der Taille gürtelartig eingereibt. Die Ränder umgibt grüne Seidenborte.



Den Vorzug unter den neuen Herbstmänteln, die leicht und warm zugleich sind, verdient ein Mantel aus moosgrüner Bigogne. Schwarzes Moire-Band hält, dreimal je zu drei Reihen aufgesetzt, ein bis zur Schulter reichendes Plisse, welches die Aermeltheile vorstellt, zusammen. Ein sehr langer, spitzer Capuchon, der im Nothfall selbst den Hut zu schützen vermag, ist nur durch Haken befestigt, sodas er nach Belieben an- oder abgelegt werden kann. Der mit Moire eingefasste Stoff-Volant, der den Capuchon garnirt, läßt sich einfacher noch durch Seiden-Franze ersehen.



Die erste Sorge einer Mutter für ihre die Pension verlassende Tochter ist die Beschaffung eines jugendlichen Kostümes in echtem Pariser Geschmack. Unter derartigen Kostümen haben wir als äußerst gelungen eines hervor, das in seiner Zusammenstellung aus granatroth und blau-carriertem Gewebe mit wasserblauen Cröps de Chino von reizender Wirkung ist. Granatrothe Sammetstreifen bilden die einfache Ausstättung. Besondere Aufmerksamkeit verdient der Hut, in dessen flacher Form sowie in der



Garnitur aus langen Straußfedern schon sehr bestimmt die Wintermoden vorgezeichnet sind.

Auf die leichten drapirten Sommer-Anzüge folgt das Ueberkleid als die geeignetste Tracht. In diesem Herbst trägt man es vielfach aus Faille, Bengaline oder Tuch zu ringsherum plissirten Röcken und entsprechenden Westen. Als Neuheit tritt uns folgende Zusammenstellung entgegen: Rock und Weste aus silbergrauer Bengaline, Ueberkleid aus dunkelgrauem Tuch mit weißen Aufschlägen, Spangen und Schleife aus Silberband. Die Achselverzierung aus Bengaline kann beliebig fortbleiben.



Sehr einfach und niedlich ist das Rocamier-Kleidchen für Mädchen von 8 Jahren. Man fertigt dasselbe aus sehr schmiegsamen indischen Crepon und garnirt es mit weißen, buntfarbig gestickten wollenen Streifen. Der gekrauste Rock wird der Taille verfürzt angeheft.



Nach englischer Art gekleidet sieht man fast nur Kinder von 4-6 Jahren. Die schwarzen Strümpfe bilden das Charakteristische dieses Kostümes. Das Kleidchen aus grobem Tüll mit bunten Roschen über gleichfarbigem Unterkleid durchziehen Einfüge in orientalischer Stickerei. Ein im Rücken mit langen Enden ge-

bundenes schmales Band umschließt die Taille; ein gleiches befestigt den Hut, welchen weiße Federn und schwarzer Sammet garniren.

Auch die kleinen Mädchen beginnen im Empire-Kostüm zu erscheinen. Man behauptet, das die weiten Aermel, der faltige Rock und das Mäntelchen „bonne femme“ sie reizend kleiden; indessen ist diese Tracht für die kindliche Gestalt zu schwerfällig und die des Directoriums, mit den hierzu verwendeten gestreiften Stoffen, ihrer längeren Taille und ihren breiten Revers entschieden vorzuziehen. Aus leichtem Wintertuch und fein gestreiften Wollstoffen lassen sich sehr hübsche Anzüge dieser Art zusammenstellen.



In den Schöpfen des Abets beginnt man bereits zu den großen Herbsttagen Vorbereitungen zu treffen, wobei die Toilettenfrage eine hervorragende Rolle spielt. Bei der Herzogin v. Uzes sowie bei anderen vornehmen Grundherrinnen ist das gewöhnliche Reitkleid durchaus in Bann gethan. Nur das Kostüm Chantilly wird zugelassen und an Stelle des hohen Herrenhutes tritt oft der mit Gold- oder Silberborte besetzte Dreispitz. Der Rock dieses Kostüms ist wie bei dem gewöhnlichen Reitkleid blau oder schwarz. Sehr elegante Damen bevorzugen das sogenannte Königöblan, weil es zu der rothen Tauchtaile, welche mit goldenen Knöpfchen über einer weißen Seidenweste zurückgeklappt ist und zu dem grauen, goldborbirten Dreispitz vortrefflich paßt. Erwähnt sei noch, das manche Damen dem Hute oder dem Dreimaster die Mühe vorziehen, jedoch gestattet der gute Geschmack dieselbe nur bei Wildschweinjagden, während bei Jagden auf kleines Wild der schwarze oder graue Herrenhut getragen wird.



Auf dem Bunde, wo man das Gas entbehrt, ist es Mode, die Solons durch Armlenker zu erhalten, die man auf kleine zierliche Tische stellt. Diese Tische bestehen entweder aus vergoldetem oder gewöhnlichem Holze, welches man mit Tuch bezieht. Darüber wird eine kleine Decke gedreht, welche mit Spitzen und zierlichen Schleifen geschmückt ist. Um den Fuß des Leuchters und dessen Armerant natürlich oder künstlicher Ephen. Dieser anmuthige Blätterzschmuck verbirgt dann auch wohl unter seinem reichen Grün den etwas verblichenen Goldglanz und die veraltete Form solcher Gandelaber, die man aus diesen Gründen bereits bei Seite gestellt hatte.



Zu den Herbstjaden aus weichen Tuch bilden zierliche weiße Anzonenhüte aus Filz die vornehmste Kopfbedeckung. Dieselben erscheinen besonders düstlich und distinguir mit einer gleichfalls weiß gehaltenen Garnitur aus Muschen-Tüll und Flügelstüben.

Noch immer sind die weißen Wollkleider eine von der Damenwelt gern gewählte Tracht. Der älteren Jahreszeit entsprechend werden die schweren Gewebe-Arten, wie Diagonal, Körper- und Tuchstoffe bevorzugt. Unter ihnen bilden solche mit farbiger Sontache-Stickerei, welche den Grund in regelmäßigen Muster ganz bedecken, die große Saison-Neuheit. Da diese Stoffe nach Maß künstlich sind, lassen sie sich zu Taille und zu Draperies oder nur zu Garnitur-Theilen angewendet, vortrefflich zur Ausarbeitung eines getragenen Kostüms verwenden.

## Handarbeiten

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

An der zu einem Rückenrissen verwendbaren Stickerei mit farbigem Metallschnürchen wirken lehrere in Blau, Grün,



Kupferroth und Braun schimmernd, besonders reizvoll in der Ausführung des Vogels. An diesem bilden sie, stets zu zweien neben einander mit braunen Ueberfangstichen aufgeräht, dicke Flächen, während sie in dem umgebenden Blumen-Ornament nur noch als Contour sowie zur Ausführung von Aderu und Kelchen verwendet sind. Im Uebrigen ist die Stickerei im leichten in einander greifenden Plattstich mit zweitheiliger Nilofelle-Seide ausgeführt. Gelbe Bastseide giebt den Fond der Vorlage.



Durchzug-Arbeit auf Waschtüll verpricht wieder sehr in Aufnahme zu kommen. Je nach der Verwendung, besonders zu den breiten langen Schleieren, die gleich den Spitzenstoffs als graziose Kopfschulle dienen, wählt man den Tüll ziemlich feinmädig und führt die Durchzug-Arbeit mit weichem Glanzgarn aus.

## Wirtschaftliches

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

### Einmachen von Früchten.

Nachstehende Recepte von in Essig und Zucker eingemachten Früchten sind für eine doppelte Verwendung geeignet. Derartige Conferenzen können nämlich als einfache Compote, als picante Beilagen zu Braten gegeben werden, sie bilden aber auch schätzbare Ingredienzien bei Herstellung von feinen italienischen Salaten oder bei Decorirung von Rayonnaisen, Aspics etc.

**Kürbis in Essig.** — Man schält und entfernt einen großen, fleischigen Kürbis, schneidet ihn in zwei Finger breite Streifen, welche in kleine Stücke, zunächst viereckig, mit einem Messer zu möglichst gleichmäßig runden Kugeln von gefälligen Ansehen dressirt werden. Auf 1 — 1 1/2 Kilo Kürbis wird 1 1/2 Liter Essig mit 1/2 Kilo Zucker aufgelocht und heiß über die in einen Napf gepackte Frucht gegossen; dies Verfahren wird am zweiten Tage wiederholt. Am dritten Tage kocht man den Kürbis mit dem Essig weich, nimmt ihn heraus, sägt dem Essig noch etwas Caneel und einige Gewürznelken bei, läßt ihn unter tüchtigem Ausschäumen eintochen und gießt ihn heiß über das in Gläser gepackte Eingemachte. — Es ist der auf diese Art bereitete Kürbis im Geschmack wenig von Melone zu unterscheiden, die, ebenso eingemacht, allerdings feiner, aber auch theurer ist.

**Hagebutten.** — Recht große rothe, aber noch feste Hagebutten werden mit einem rauhen Tuche so lange gerieben, bis sie die äußeren Stacheln verlieren haben und sich glatt anföhlen; dann schneidet man gleichmäßig Stiele und Spitzen ab und entfernt durch die an letzteren entstandenen Oeffnungen mittelst einer spitzen Feder sämtliche Kerne und Fasern. Ist dies geschehen, so läßt man die Hagebutten so lange in kochendem Wasser ziehen, bis sie sich weich anföhlen, gießt sie ab, rechnet auf 1 Kilo Frucht 1 Liter Essig, 1/2 Kilo Zucker, der wie in der vorhergehenden Nummer gelocht und, — ebenfalls unter Hinzufügung von Caneel und Nelken, — am dritten Tage mit den Früchten noch einmal aufgelocht wird.

**Kleine Bohnen.** — Man nimmt hierzu jene kleinen, jungen Bohnen, die im September noch angelegt haben, sodet sie ab und kocht sie in reichlich vielem Wasser und etwas Salz in einer unverzinneten, kupfernen Gasserole halb weich, gießt sie sofort ab, läßt sie in kaltem Wasser verfühlen und auf einem Siebe abtropfen. Auf 1 Kilo Bohnen werden 250 Gramm Zucker nebst 1 Liter Essig in angegebener Art gelocht; auch hier ist die weitere Behandlung die gleiche. — Kungliche Personen brauchen das Aufkochen in einer unverzinneten kupfernen Gasserole nicht zu fürchten, es bewirkt ein Grünbleiben der Bohnen; irgend eine Vergiftung aber könnte erst eintreten, wenn dieselben, — mit Essig-Zusatz, — in dem Geschirre erhaltend, längere Zeit darin ständen.

**Pfefferweibeln.** — Dieselben werden mit Salz leicht gemengt, bleiben mit diesem so lange stehen, bis sich, — zwischen den Händen gerieben, — die Schalen lösen und ein leichtes Schälchen möglich ist. Nachdem sie gewaschen, läßt man sie in Wasser einmal aufkochen und dann abtropfen; hierauf packt man sie in Gläser und übergießt sie mit heißem Essig, in den man beim Aufkochen ein Vorderblatt und einige Pfefferkörner warf; letztere werden wieder herausgenommen.

**Senfgurken.** — Große und feste Schlangengurken werden geschält, der Länge nach in Hälften geschnitten und mit einem silbernen Löffel entkernt. Dann werden die Stücke, je nach der Größe in Viertel oder Achtel getheilt, in Salzwasser aufgelocht, müssen trocken ablaufen und werden, in einen Napf gepackt, mit so viel gutem, abgekochtem Weineßig übergossen, das sie vollständig bedeckt sind. Nachdem dieser Essig am folgenden Tage abgegossen wurde, packt man die Gurken mit ein paar rothen Pfefferschoten, Chatotten, weißen Senf- und Pfefferkörnern schichtweise in Gläser, kocht den Essig auf, schäumt ihn aus und gießt ihn, erkalte, darüber. Der größeren Vorsicht halber kann man nach Verlauf von acht Tagen den Essig noch einmal abgießen, aufkochen und, erkalte, überfüllen.

**Pfeffergurken.** — Ganz kleine, eigenes dazu ausgesuchte, recht grüne Gurken werden sauber gewaschen, mit Pfefferkörnern, Nelken, Muskat-Blume, englischem Gewürz, einigen Zehen Knoblauch, Schalotten und rothen Pfefferschoten in Gläser gepackt und mit abgekochtem, erkaltem Weineßig übergossen. Sollten die Gurken nach einiger Zeit sahnig werden, so muß der Essig noch einmal aufgelocht, tüchtig ausgeschäumt und wieder kalt übergossen werden.

**Lürlischer Weizen.** — Hierzu nimmt man junge kleine Raistollen, die ungefähr die Länge eines Fingers haben, entfernt die sie umhüllenden Blätter und läßt sie einige Tage in Salzwasser, das man öfter wechselt, liegen. Nachdem sie in mit etwas Essig gemischtem Salzwasser blanchirt worden, werden sie abgeseigt, abgetrocknet, in Gläser gepackt und mit abgekochtem, gut geschäumtem Weineßig übergossen, in den man während des Kochens einige Nelken, Pfefferkörner und etwas Muskat-Blume that.

**Rothe Rüben.** — Dieselben werden gewaschen, — man achte darauf, dabei nicht die Schwänze zu zerbrechen, wodurch leicht ein Auslaufen des Saftes stattfindet, — in Wasser weich gekocht, geschält, geschnitten und mit kleinen, würflichen Stücken Meerrettig nebst Kümmelförnern in große Gläser gepackt. Aufgekochter, darüber gegossener Weineßig muß sie reichlich bedecken.



**Birnen in Essig.** — Vorzüglich geeignet hierzu sind recht reife Butterbirnen und Bergamotten, die man schält und, nachdem die Stiele gestutzt worden, auf 2 Kilo Frucht in 1 Liter Essig mit 1/2 Kilo Zucker weicht. Vor sich muß auf ein gleichmäßiges Kochen verwendet werden; auch muß, sollte sich die angegebene Menge Essig als ungenügend erweisen, noch etwas von demselben zugesetzt werden. In Gläser gepackt, kocht man den Essig an den folgenden Tagen so oft wieder auf, als er sich, über die Birnen gegossen, wieder verdünnt; auch kann man etwas Zimmt und einige Kellen hinzufügen, die nach einiger Zeit aber wieder herausgenommen werden müssen.

Eine Hauptbedingung bei allen diesen Arten von Eingemachten ist es, daß der Essig in genügender Menge überstehe; da er sehr leicht einzieht, ist ein öfteres Nachsehen zu empfehlen, und man wird gut thun, in eingetretener Falle etwas frisch aufgekochten Essig aufzufüllen, — je nachdem mit oder ohne Zuckerzusatz.

**Brombeeren.** — Die an vielen Orten in großer Menge und oft unbeachtet wachsenden Brombeeren sind im Gegensatz zu Frankreich, wo sie sich großer Beliebtheit erfreuen, bei uns noch wenig gewürdigt, ergeben aber als Conserve ein ausgezeichnetes Compot von feinem, leicht säuerlichem Geschmack. Rehtlich wie Himbeeren müssen sie sauber geblüht und gut vertieft, dürfen aber nicht gewaschen werden. Sie werden mit reichlich vielem, fein geriebenem und gesiebtem Zucker schichtweise in Büchsen gepackt; letztere werden verstopft, nachdem sie 20 bis 30 Minuten im Wasserbade gekocht wurden.



## Gärtnererei.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

### Fragen.

**Frühlingsblumen.** — Ich bin eine große Freundin der ersten Frühlingsblumen im Garten und möchte mir die Frage erlauben, welche Zwiebeln und Pflanzen im Herbst gepflanzt werden können? Anfängerin im Gartenbau.

**Gyazinthen auf Wasser.** — Wie werden Gyazinthen auf Wasser getrieben? Mir ist es bis jetzt nicht recht gelungen; die Blumen bleiben meistens trocken. S. S.

**Dattelpalme.** — Kann man die Dattelpalme im Zimmer ziehen, und wie behandelt man sie? R. S. in Bremen.

**Weintrauben.** — Die Weinstöcke sitzen voller Trauben; dieselben sind aber noch so grün, daß sie schwerlich reif werden. Giebt es eine Verwendung dafür? Frau Else in der Uckermark.

**Obstbäume.** — Ich sehe mehrfach an den Zweigen der Obstbäume breite, hornartige Ringe, als wenn Stahlperlen dicht an und über einander gereiht wären. Kann mir Jemand Auskunft geben, woher dieselben stammen? F. A.

### Antworten.

(Auf die betreffenden Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

**Granat-Bäume (136).** — Die Granat-Bäume lieben einen sehr kräftigen Boden und gedeihen am besten in einem Erdreich, das aus Compost-Erde mit einem Zusatz von Lehm und scharfen Flußsand besteht. Auch muß man für guten Wasserabzug Sorge tragen und daher die Kübel oder Töpfe mit einer Unterlage von Scherben und Torfstücken versehen. Beim Verpflanzen, wofür der März die geeignete Zeit ist, können die Wurzeln stark beschnitten und sehr schwache Zweige entfernt werden. Im Uebrigen aber darf man das Messer nur wenig gebrauchen, da sich die Blüthen an den Spitzen der Triebe entwickeln. Zeitig im Frühjahr, wosöglich an einem trüben, regnerischen Tage, werden die Granat-Bäume in's Freie gebracht. Ihr Standplatz während des Sommers muß recht sonnig und frei, doch gegen Zugluft geschützt sein. Sie verlangen reichlich Wasser und zuweilen flüssigen Dünger; namentlich aber befördert strohfriher Rindermist oder Schweine-dünger, auf die Erde gelegt, die Blütenbildung. Im September, wenn sich der Holztrieb ausgebildet hat, muß weniger gegossen werden, jedoch darf die Erde nicht zu sehr austrocknen. Es ist für die Pflanzen von großem Nutzen, sie möglichst lange im Freien an sonnigem Standort zu lassen und erst, wenn sie durch Herbstfrost entlaubt sind, in kühle und trockene Ueberwinterungs-räume zu bringen. Hierzu eignet sich jeder frostfreie Raum, ein Zimmer, Stall oder Schuppen; nöthigenfalls nehmen die Granaten auch im Keller vorlieb, wenn nur gut gelüftet werden kann. Das muß so oft geschehen, wie die Witterung es gestattet, dagegen braucht nur selten gegossen zu werden, und zwar nur dann, wenn die Erde wirklich trocken geworden ist. Ein zu warmer Platz ist für die Granat-Bäume sehr nachtheilig, da sie dann zu frühzeitig treiben, während sie selbst eine Kälte von 2—3 Grad, ohne Schaden zu nehmen, ertragen können.

Blumenfreundin in Wiesbaden.

**Garten-Ameisen (136).** — Hier folgen von den unzähligen Anweisungen zur Vertilgung der Ameisen einige bewährte Mittel: Das sicherste ist, wenn man die Keller der Ameisen aufsucht und durch kochendes Salzwasser oder Chlorkalk oder ungelöschten Kalk zerstört. — Die Ameisen meiden alle stark riechenden Gegenstände und können leicht von den Orten vertrieben werden, wo man Roschus, Kampfer, Steintohlen-Theer anwendet. Dieselbe Wirkung übt auch Gerberlothe aus sowie die stark nach Moschus riechende Gantterblume *Mimulus moschatus*. — Eine Mischung von Terpentin, Honig und Arsenit tödtet die Ameisen unfehlbar, muß aber vorsichtig angewendet werden. — Man rührt Honig mit Insecten-pulver zu einem Brei und bestreicht mit dieser Mischung das Innere eines Blumentopfes, welcher verkehrt mit dem offenen Rand nach unten auf das heimgeluchte Beet gestellt wird. Die Ameisen werden durch die Süßigkeit angezogen und sterben nach dem Genuß. Insectenfeindin in Dorpat.

**Blaue Hortensien (136).** — Eine schöne blaue Farbe von dunklerem oder hellerem Ton läßt sich bei den Hortensien auf verschiedene Weise erreichen. Doch wird die Veränderung der Farbe nie zu einer dauernden Eigenschaft der Pflanzen, da Strahlungen von einer blauen Hortensie unter gewöhnlichen Bedingungen fast immer nur rosenrothe Blumen hervorbringen. Den sichersten Erfolg erzielt man, wenn man die Pflanzen in eisenhaltige Moor-erde setzt, die sich in einigen Gegenden namentlich in Erlenbrüchen vorfindet. Das Umpflanzen ist am besten sehr zeitig im Frühjahr vorzunehmen; dabei werden die Wurzeln möglichst von der alten Erde befreit. Kann man solchen eisenhaltigen Boden, der eine schmutzig braune Farbe hat, nicht erhalten, so suche man der Erde auf künstliche Weise Eisen zuzuführen. Dies geschieht entweder durch Beimischung von Eisenfeilspänen (1 Theil gesiebte Spähne unter 2 bis 3 Theile Heide- oder Moorerde) oder durch Begießen

mit eisenhaltigen Wasser, welches man in einem irdenen Gefäß dadurch bereitet, daß man Wasser auf Eisenfeilspäne gießt. Manche Gärtner rufen die blaue Farbe der Blumen auch durch Erde von allen Kohlenmeilern hervor, in Ermangelung derselben selbst durch Holzholze oder Steinkohlengrus. Hier von werden einige Hände voll für jeden Topf unter gute Compost-Erde gemischt. Ein anderes Mittel, welches selten seine Wirkung verfehlt, besteht in der vorsichtigen Anwendung von Alaun, während bei zu reichlichem Gebrauch die betreffenden Pflanzen leicht zu Grunde gehen können. Für ein Exemplar genügen 40 bis 50 Gramm Alaun als Zusatz zur Erde. Ebenso verändert eine Lösung von Alaun, welche dem Gießwasser hinzugefügt wird, die Farbe der Blumen. Man rechnet etwa 250 Gramm auf 4 Liter Wasser und füllt diese Mischung auf Flaschen. Sobald die Blüthenknospen sich zeigen, gießt man wöchentlich einmal von dieser Lösung, die jedoch noch reichlich durch Wasser verdünnt werden muß, bis zur völligen Entfaltung der Blumen.

**Obst abzunehmen (136).** — Will man Tafelobst gut conserviren, so ist eine Hauptbedingung, daß dasselbe beim Pflücken die richtige Reife erlangt hat. Nimmt man die Früchte zu früh ab, ehe sich das Aroma und der Zuckergehalt entwickelt haben, so zeigen sie einen nüchternen, faden Geschmack, werden bald weck und runzelig und halten sich nicht lange. Läßt man das Obst zu lange an den Bäumen, so verlieren namentlich feinerer Birnenarten sehr an Wohlgeschmack; manche werden sogar grobkörnig, hart und fast ungenießbar. Da die Sorten zu verschiedenen Zeiten reifen und auch für dieselbe Obstart je nach Gegend, Witterung und Lage ein Unterschied in der Reifezeit stattfindet, muß man selbst die geeignete Zeit zum Pflücken ausfindig machen. Dabei hat man besonders zu beachten, daß sich die Früchte leicht von den Zweigen lösen, einen süßen, gewürzigen Geschmack und völlig ausgewasene, kernfähige Kerne haben. In Bezug auf die Tageszeit wählt man nicht, wie beim Beerenobst, die Morgenstunden, sondern pflückt das Kernobst erst dann, wenn der Thau durch Luft und Sonne vollständig abgetrocknet ist. Daß das Wetter nicht regnerisch sein darf, sondern hell und trocken sein muß, ist wohl selbstverständlich. L. v. A.

**Bittere Gurken (136).** — Es ist nicht genau nachzuweisen, woher das Bitterwerden der Gurken rührt. Bitterungs-Verhältnisse tragen wohl die Hauptschuld; auch soll das Uebel durch eine Düngung mit frischem Pferdemist hervorgerufen werden. Die Erfahrung lehrt, daß die Gurken, die infolge von mangelnder Nahrung nur langsam wachsen, leicht einen bitteren Geschmack erhalten, ebenso die Früchte, die ohne Beschattung von Blättern ankaltender trockener Hitze angelegt sind. Wenn man die Ranken möglichst gleichmäßig vertheilt und es den Pflanzen nicht an Pflege, besonders an Venöserung und Düngung, fehlen läßt, wird sich die unangenehme Erscheinung weniger bemerklich machen. I. F.

**Alpenveilchen zu ziehen (136).** — Es ist nicht ganz leicht, das europäische Alpenveilchen an die Zimmerluft und an die veränderten Bedingungen der Temperatur und des Bodens zu gewöhnen; hat es sich jedoch erst den neuen Verhältnissen angepaßt, so erfreut es durch einen üppigen Reichtum an schön gezeichneten Blättern sowie durch eine fast ununterbrochene Fülle wohlriechender, rosen-rother oder weißer Blumen. Die Alpenveilchen lieben einen kalkhaltigen Boden; ihre Knollen liegen meist ziemlich tief in der Erde, jedoch sie sogar oft einen stammartigen, schuppigen Ansatz treiben, aus dem sich erst Blätter und Blumen entwickeln. Derartige Exemplare sind schwer zu behandeln und eignen sich wenig für Topfcultur. Man pflanzt sie am besten in den Garten an einen halbschattigen Platz, wo die Knollen 2 bis 4 Cent. hoch mit Erde bedeckt werden. Der Boden muß nahrhaft sein und ist mit einigen zerhackten Kalkstücken zu untermischen. Im Winter werden die Knollen mit Laub, Moos oder Nadelstreu bedeckt, um das plötzliche Aufthauen und Gefrieren zu verhindern. Beim Entfernen der Erde im Frühjahr läßt man eine kleine Lage zurück, um den Waldboden so viel wie möglich zu ersetzen. Nur bei anhaltender Trockenheit braucht gegossen zu werden, dann muß es aber kräftig geschehen. Zwar werden auch bei solcher Behandlung manche Exemplare zu Grunde gehen, andere aber gedeihen und schon im Späthommer einige Blüthen treiben. Stehen sie erst mehrere Jahre im Garten, so beginnt ihre Blüthezeit bereits im April und wiederholt sich im Herbst. — Will man das europäische Alpenveilchen in Töpfen ziehen, so suche man dazu recht schöne, mittelgroße Knollen aus. Die Töpfe müssen mehr breit als hoch sein, eine Unterlage von Kalksteinchen und eine Mischung von Heide- und Lauberde, die mit Sand, Kalkstaub und zerhackten Blättern vermischt ist, erhalten. Man pflanzt die Knollen derartig, daß sie einen Finger breit mit Erde bedeckt sind; nur wenn sie ganz glatt und ohne Stammbildung sind, kann man sie höher einlegen, jedoch der obere Theil frei liegt. Während der Anpflanzung und Blüthezeit muß man reichlich, und zwar in die Unterlage gießen. Das Verberben der Knospen, namentlich das Welken des oberen Theiles von Blüthenstiel hat meist in mangelnder Bewässerung seinen Grund. Am besten ist es, wenn man die Töpfe auf mit Sand gefüllte Untersätze stellt und diese stets feucht hält. Die Alpenveilchen dürfen nur selten verpflanzt werden.

Abonnentin in Westphalen.

### Rathschläge.

**Obstplücker.** — Schon jetzt reifen manche Sorten von Äpfeln und Birnen, wenn auch die Haupternte für das Douerobst in die erste Hälfte des Octobers fällt. Da ist es wohl an der Zeit, über das Plücken des Obstes einige Rathschläge zu geben, die in der obigen Antwort noch keine Erwähnung gefunden haben. Beim Plücken des Obstes muß mit der größten Achtsamkeit verfahren werden, damit weder der Baum durch unvorsichtiges Abreißen der Tragknospen Schaden leide, noch die Früchte verletzt werden. Man faßt dieselben am Stiel, bricht sie behutsam ab und legt sie vorsichtig in einen Korb, den man mit Papier oder



weichem Hen ausfüllt, sodas das Obst sich nicht an den Wänden drückt. Auch der kleinste Anstoß und die leichteste Verletzung macht sich später durch Flecke oder Faulwerden bemerkbar. Diejenigen Früchte, welche sich nicht mit der Hand erreichen lassen,

sind mit dem Obstplücker zu brechen. Die Abbildungen zeigen zwei Formen, die sich beide practisch bewähren haben.



## Briefmappe.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

### Fragen.

**Farbengeruch bunter Kattun-Gardinen.** — Wer kann mir ein Mittel angeben, um bunten Kattun-Gardinen den Farbengeruch zu nehmen? E. S.

**Ribiger.** — Woher stammt die Bezeichnung „Ribiger“ für einen Zuschauer beim Kartenspiel? A. W.

### Antworten.

(Auf die betreffenden Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

**Kauf- oder Eichenholzfarben zu beizen (104).** — Da man Kauf- und Eichenholz genau so beizt, wie alle anderen Holzarten, glaube ich die Frage dahin verstehen zu müssen, wie man jeder beliebigen Holzart die Farbe von Kauf- oder Eichenholz geben kann. Dazu bedient man sich der gewöhnlichen braunen Beize, die mit breitem Pinsel naß und gleichmäßig aufgetragen wird. Eine hellere Farbe kann man durch einen Zusatz von Lauge oder Wasser erzielen. Nach dem Trocknen wird das Holz gewaschen. Man bereitet zu diesem Zweck eine Mischung von Terpentinspiritus und Wachs und rechnet auf eine kleine Overtasse Terpentin ein Stück Wachs von der Größe einer Wallnusz. Da sich der Terpentin leicht entzündet, bringt man ihn nicht selbst auf's Feuer, sondern setzt die Tasse vorsichtshalber in ein Gefäß mit kochendem Wasser, schmilzt das Wachs, gießt es hinein und rührt so lange mit dem Pinsel, bis sich beide Theile innig vermischt haben. Nun trägt man mit breitem Borstenpinsel diese Masse sehr dünn auf das Holz und bearbeitet den Anschnitt tüchtig mit harter Bürste, bis die Holzfläche sich nicht mehr klebrig anföhrt und einen matten Glanz erhalten hat. Die erwähnte braune Beize kann man in jedem Droguen-Geschäft bekommen, jedoch auch ohne Schwierigkeit selbst anfertigen. Eine sehr gute Beize erhält man durch eine Lösung von 2 Theilen Kaffeebohnenbrunn, 4 Theilen Salmiakgeist und 3 Theilen destillirtem Wasser. Diese Lösung wird filtrirt und ergiebt je nach der Verdünnung jede braune Nuance. M. S.

**Milchflecke zu entfernen (128).** — Ein vorzügliches Mittel zur Entfernung aller Flecke ist gelatinirtes Benzol, welches auch die zartesten Farben nicht angreift. Man kann sich dasselbe leicht selbst bereiten und lange vorräthig halten, da es im Gegensatz zu Benzol sogar in einer offenen Flasche schwer verdunstet. Vier Theile guter weißer Seife werden mit heißem Wasser in einer Literflasche aufgelöst; dann fügt man einen Theil Salmiakgeist hinzu und erforderlichen Falls noch soviel Wasser, daß die Flasche etwa 2/3 Liter Flüssigkeit enthält. Der noch fehlende Theil wird durch Hinzugießen von 1/2 Liter Benzol ersetzt, worauf die vollständig gefüllte Flasche stark geschüttelt wird. Von dieser Lösung nimmt man nur einen Theelöffel voll und mischt ihn in einer Viertel-Liter-Flasche mit etwas Benzol, worauf man unter beständigem Schütteln die Flasche allmählich ganz mit Benzol füllt. Bei Entfernung der Flecke darf man nicht zu wenig Benzol anwenden, da sonst durch die Lösung des Fleckes ein breiter Rand zurückbleibt. Man lege deshalb die betreffende Stelle auf eine weiche, dicke Unterlage von mehrfach zusammengelegtem alten Wollstoff und befeuchte dann die Flecke mit einem Schwamm oder zusammenge-rollten Stücken Wollzeug hinreichend stark mit Benzol. Sobald derselbe beim Reiben von der Unterlage aufsteigt, trinkt man den Schwamm abermals mit Benzol und reibt so lange, bis jede Spur des Fleckes verschwunden ist. Immerhin gehört Uebung und Erfahrung dazu, um aus farbigen Stoffen Flecke zu entfernen; deshalb ist es stets gerathen, erst auf einer Probe des betreffenden Zeugens einen Versuch zu machen. B. A.

**Römischer Funck (136).** — 300 Gramm Zucker werden geläutert und mit einem halben Liter Wasser und dem ausgepreßten klaren Saft von 6 Citronen gemischt. Dann fügt man nach Belieben und Geschmack hinreichend viel guten Rum hinzu und bringt die Flüssigkeit in die Gefrierbüchse. Inzwischen läßt man nochmals 300 Gramm Zucker kochen, nimmt ihn, sobald er zu perlen beginnt, vom Feuer und giebt unter beständigem Schlagen den Schnee von 6 Eiweiß hinzu. Das Schlagen wird so lange fortgesetzt, bis die Masse erlaltet ist, die nun nebst einem halben Liter guten Wein dem Gefrorenen hinzugefügt wird. Nachdem Alles gut durchgerührt ist, muß die Masse nochmals gefrieren. Man darf aber auf das Eis im Eimer nicht viel Salz schütten, denn der römische Funck soll nicht ganz fest, sondern zum größten Theil nur dickflüssig sein. A. G.

**Besorgte Mutter.** — Kindererziehungsschulen giebt es in mehreren europäischen Ländern. In Berlin unterhält der Archibereit eine solche Anstalt. Die Mädchen werden in diesen Schulen zur Pflege jüngerer Kinder und zur wirtschaftlichen Ausbildung in der Familie vorbereitet. Das Gehalt, welches sie neben ihrer Thätigkeit in bekommen dürfen, beträgt 150—180 Mark jährlich. Aufgenommen werden Mädchen, die wenigstens 15 Jahre alt sind und Gemeindefürsorge bedürfen. Der neue Kursus beginnt Anfang October.

A. G. — Wir können von Ihrem freundlichen Anerbieten leider keinen Gebrauch machen.

**Zeugquellen:** Gehäufte Hut-Garnituren, Seite 158; H. Beeremann, W. Friedländer, 1914. — Metallbögel zu Taschen, Seite 158; G. Zerner, W. Weisgerber, 29. — Stickerei mit Metallstickereien, Seite 159; C. Kravze, W. Weisgerber, 129. — Obstplücker, Seite 160; E. Augustin, verm. P. Schmeß, W. Potsdammerstr. 11.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt und ein Modenbild.

Die Illustrirte Frauen-Zeitung erscheint jeden Sonntag in 1 bis 2 Doppelbögen; jährlich 24 Ruben-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen, 28 Unterhaltungs-Nummern, 28 Beiblätter, 12 große farbige Modenbilder, 8 farbige Stickmuster-Vorlagen und 8 Extra-Blätter, also außer den Schnittmuster-Beilagen und Beiblättern jährlich 28 besondere Beilagen, eine zu jeder Unterhaltungs-Nummer. Vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf. Die Heft-Ausgabe mit demselben Inhalt erscheint alle vierzehn Tage; das Heft (24 jährlich) kostet 50 Pf. Die große Ausgabe mit allen Kupfern bringt außerdem jährlich noch 40 große farbige Modenbilder, also jährlich 68 besondere Beilagen, und kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Heft-Ausgabe auch alle Postanstalten.



# Illustrirte Frauen-Zeitung.

Nr. 39.

Wöchentlich eine Nummer.  
Vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin, 23. September 1888.

Große Ausgabe mit  
allen Kupfern: 4 1/4 M.

XV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

## Der Schwesternborn.

Eine Nigi-Sage von F. von Stengel.

### 1. Der Schwur.

**O**rt, wo der Nigi sich in den grünen Wellen spiegelt, auf der felsigen, waldbewachsenen Landspitze zwischen Wynau und Gersau, die weit hinausragt in den See der Waldstätte und im Volksmunde „die Nase“ heißt, stand einst ein großes, schmuckes Gehöft; das langgestreckte Wohnhaus mit dem steinbeschwertem Schindeldach, daneben die geräumigen Stallungen, aus mächtigen Stämmen gezimmert, zeugten von dem Wohlstande des Besitzers, des über die Grenzen des Gaues hinaus wohlbelannten und geachteten Vater Born, der in wilder, sturmbelegter Zeit treu zu den Eidgenossen hielt, in Rath und That einer der Ersten und Vackersten.

Doch still lag heute das Haus, wie es einer Trauerstätte ziemt, wo schublose Mädchen walten, zumal in Tagen des Schreckens und allgemeiner Noth, da Jeder über eigenes oder Freundesleid zu klagen Ursache hatte. Vater Born war todt, gefallen als Opfer der fremden Gewaltthaber, die ihn weggeschleppten von Haus und Kindern und in enger Kerkerhaft elend sterben ließen. Doch lebte er fort im Gedächtniß der Eidgenossen, beweint von Hunderten, die auf ihn vertraut hatten als treuen Berather und Helfer in manch schwerer Stunde; denn das neue Jahrhundert, das vierzehnte, hatte begonnen, wie das alte geschlossen, mit Mord und Blut, Feuer und Schwert. War auch der gefürchtete Kaiser todt, schlimmer noch hausten seine Knechte, und schwerer als zuvor lastete der Druck auf den Schweizer Gaue.

Im Hause am See schaltete die kluge Detrud, Born's älteste Tochter; umsichtig und verständig hielt sie Ordnung über das Gehöft unten und die Sennerei auf der Nigi-Waid, gebietend wie einst der Vater, gefürchtet und verehrt, wie er. Ihr zur Seite stand die sanfte Mechtild, die doppeltes Leid trug: um den Vater und um den Verlobten, der durch die Hand des Oesterreichers gefallen war, als er den Vater der Braut damals vertheidigte. Ihre Sorge vereinten die Weiden um Elsbeth, die Schwester, die nie die Mutter gekannt hatte, und nun, im sechzehnten Lenze stehend, heranblühte zu seltener Schönheit und Amuth, des Hauses Stolz und Zier.

Abend war es im Hochsommer. Das Ave-Läuten klang von der Kapelle unten am See-Ufer herauf. Detrud Born stand vor der Hausthür. Sie war eine große, kräftige Gestalt mit etwas herben, männlichen Zügen und entschlossener Haltung, eine echte Tochter der Berge und des Sees; schön mochte sie wohl nie gewesen sein, auch hatte sie bereits die Dreißig erreicht, aber klug sah sie aus, muthig und unbegreifbar, dennoch entbehrte ihr Blick nicht der Güte und Milde.

Doch jetzt schien sie ernst und sorgenvoll, dabei streng, und dieser Ausdruck wich auch nicht von ihr, als die Hofthür aufgestoßen ward und Elsbeth hereintrat. Gar lieblich sah das Mädchen aus in der kleidamen Tracht, die heute noch die Leute des Luzer-

ner Cantons tragen, im Schmuck ihrer blonden Zöpfe, die weit über das Nieder auf den dunkeln Rock herabfielen. Die feine, zarte Gestalt erinnerte in nichts an die Schwester, und das rosige Gesichtchen mit den Bergheimnichts-Augen konnte wohl nur lächeln im Jugendfrohsinn.

Detrud rief: „Elsbeth!“  
Gebietend klang der Ton, Elsbeth kannte ihn wohl, trotzdem er nur selten ihr galt, er bedeutete nichts Gutes; sie gehorchte, eilends den Hof durchfliegend, und folgte der vorangehenden Schwester in die Stube, wo Mechtild am Spinnrocken saß.



Sonntagsjäger. Von B. Genzmer. — Siehe Seite 166.



Ortrud durchschritt, immer noch schweigend, die Stube und ließ sich auf dem steifen Sessel am großen Kachelofen nieder, — des Vaters Platz war es einst, — winkte Elisabeth zu sich auf den Schemel zur Seite, wo diese meist zu sitzen pflegte.

„Woher kommst Du?“ fragte sie ernst.

„Vom See,“ antwortete Elisabeth schüchtern.

„Was hast Du dort zu thun?“ forschte Ortrud.

„Muscheln wollte ich sammeln, drunten in den Höhlen am Felsen unter der Nase.“

„Wo sind die Muscheln? zeig' sie mir, ich seh' sie gar gern.“ Durch die Aufforderung Ortruds klang leiser Spott.

Berlegen suchte Elisabeth in den Taschen ihrer Schürze.

„Du hast wohl keine gefunden?“ spottete Ortrud.

„Ich glaub' es schon. Hatte keine Zeit dazu. Sag' mir lieber: wen hast Du gefunden am See?“

Glühend stieg das Roth in Elisabeths Gesicht auf, und verlegen barg sie es in beiden Händen.

„Wer Recht thut, braucht das Licht nicht zu scheuen,“ sagte Ortrud streng. „War's nicht der Vogtsohn, der Junter Konrad?“

Elisabeth schwieg.

„Antworte! War er's?“

„Ja,“ flüsterte Elisabeth.

Einen Augenblick herrschte tiefes Schweigen in der Stube, nur ein leises Stöhnen, das aus Mechthilds Brust hervorbrach, war vernehmbar. Dann sprach Ortrud: „Kind, wie kommst Du zu dem Desterreicher, Du, Vater Born's Tochter? Hab' ich Dich dazu großgezogen, Dein junges Leben zur Schande?“

„Schwester, verzeih!“ flehte Elisabeth.

„Erst muß ich wissen, was ich verzeihen soll,“ war die harte Antwort. „Wie kommst Du zu Dem, er zu Dir?“

Elisabeth zögerte und warf einen stehenden Blick auf Mechthild, die sich erhoben hatte und jetzt neben sie trat.

„Laß mich erzählen, Ortrud, Du schreckst das Kind,“ sagte sie mild. „Ich trage die Schuld, ich allein.“

Erstaunt sah sie die Andere an; wohl war sie gewöhnt, daß Mechthild stets einschritt, wenn sie selbst zum Strafen bereit war, aber hier begriff sie nicht.

„So rede! Warum hast Du's nicht früher gethan, muß der Knecht mich erst warnen, wenn Unheil dem Hause droht?“ schalt sie streng.

„Unheil! Das verhüte Gott!“ beschwichtigte Mechthild. „Aber höre. Beim Engelberger Fest, — Du weißt, Elisabeth und ich, wir waren ja dort bei der Ruhme, da wird es wohl gewesen sein, wo Der das Kind zuerst sah. Unter dem vielen Volk, das zur Wallfahrt zusammengeströmt, war auch er mit anderen Fremden. Beim Hochamt muß er Elisabeth bemerkt haben, denn nachher bei den Krambuden, wo wir um einen Rosenkranz handelten, drängte er sich zu ihr und flüsterte ihr in's Ohr. Sie ward roth bis unter's Haar und zog mich ängstlich fort, und lachend rief er: „Ich finde Dich schon wieder, schönes Maidl!“ Mir lockte es im Herzen vor Scham, alle Leute schauten auf uns. Das ist Alles. Warum hätte ich Dir's erzählen sollen, Du hast Anderes genug im Kopfe.“

„Es ist nicht Alles, Elisabeth, sprich,“ forschte Ortrud rasch.

„Nein, nicht Alles,“ sagte Elisabeth leise. „Ich kann nicht lügen. Gott helfe mir! Abends führte mich die Ruhme zum Tanzplatz, dem Reigen zuzusehen, nicht mitthun wollte ich ja, nur sehen. Mechthild blieb bei den Kindern im Haus, sie war so müde vom Morgen. Wir sahen eine Zeitlang zu; mich zog der Tanz nicht, bald wollten wir wieder gehen, da stand der Vogtsohn auf einmal neben mir, ich weiß nicht, woher er kam, aber er faßte mich an der Hand und zog mich fort in die Reihe zum Tanze. Ich kann nicht sagen, wie mir geschah, ganz ohne Willen war ich, ich hörte nur, wie die Ruhme mir zuflüsterte: mein Weigern bringe sie und uns um Haus und Hof. Was sollte ich thun, es blieb keine Zeit zum Wählen. Er wahrte auch nicht lange, der Reigen, und die Mädchen schwangen sich ja Alle mit den Fremden. Wohl wußte ich, daß es nicht Recht war, und hätte es gewiß Schwester Mechthild erzählt, aber die Ruhme hieß mich schweigen.“

„Und das Stellbischein habt Ihr verabredet? Wie oft schon war er da, es ist lange seit dem Fest?“ fragte Ortrud mit bebender Stimme.

„Nein!“ rief Elisabeth. „Er hat mich gefunden, ich weiß nicht wie, heute zum ersten Male! O, Schwester, es ist kein Arg dabei, er ist gut.“

„Schweig!“ herrschte Ortrud. „Gut! So sind sie Alle, bis sie Schande über Dich gebracht! Mechthild, warum hast Du mir verborgen, was Du gesehen? Schon das war genug! Born's Tochter und der Desterreicher, der Vogtsohn, der Luzerner! Weißt Du nicht, daß die Eidgenossen allerwärts davon reden? Elisabeth, Kind, was hast Du über uns gebracht!“

In der Erregung war sie aufgestanden und ging nun mit großen Schritten in der Stube auf und nieder,

während Elisabeth sich weinend an Mechthilds Brust gelehrt.

Endlich trat Ortrud wieder zu den Beiden, und Elisabeths Hand ergreifend, sagte sie: „Du hast ihn abgewiesen, wie sich's ziemt? Ja?“

Elisabeth schwieg.

„Nicht? Den Desterreicher!“

„Er hat mir nichts zu Leid gethan.“

„Er ist der Feind!“

„Ich kann ihm nicht gram sein!“

„Bist ihm am Ende gar gut,“ sagte Ortrud schneidend herb.

„Ich kann nicht anders; o Ortrud!“ flehte Elisabeth.

Mechthilds Arm löste sich von dem Mädchen, bleich vor Entsetzen wich sie zurück. Aber Ortrud faßte das Kind mit beiden Händen und zog es mit sich in die Ecke des Zimmers, wo ein großes, holzgeschnitztes Kreuz hing, vor dem die Hausgenossen des Morgens und Abends ihr gemeinschaftliches Gebet sprachen. Es war gar alt und wurde in der Familie hoch heilig gehalten.

„Bist Du ihm gut? Sag' es hier!“ befahl Ortrud.

„Ist's wahr?“

„Ja, ich kann nicht anders!“ schluchzte das Mädchen.

„Gott helfe Dir und uns!“ stöhnte Mechthild.

Aber Ortrud sprach, — ernst und feierlich klang jedes Wort: „Knie nieder, Elisabeth, und höre, was ich Dir sage: der Feind Deines Volkes, der Mordgeselle derer, die Deinen Vater tödteten, hat sich eingeschlichen in Dein argloses Herz. Du siehst die Gefahr nicht, weil Du sie nicht kennst. Du glaubst seinen gleichnerischen Worten, die wären sie auch laudere Wahrheit, Dir nur Schande bringen könnten, denn nimmer gestattet die stolze Sippe der Desterreicher ein ehrlich Bündniß mit der Bauerndirne, der Eidgenossen-Tochter, sollte die auch vergessen, wer ihr den Vater gemordet. Darum reiß aus Deinem Herzen die giftige Saat, noch ist es Zeit, Gott hilft Dir, sprichst Du nur den Schwur, den ich Dir vorsehe. Thust Du's nicht, so hörst Du auf, der Born Tochter zu sein, und keiner der Unsrigen wird Dich mehr kennen. So sprich denn nach jegliches Wort. Ich will es.“

Zitternd lag Elisabeth auf den Knien; der Arm der Schwester hielt sie fest, sonst wäre sie umgeknien, ihre Kraft war dahin. Mit bebender Stimme sprach sie die Worte nach, den graufigen Schwur:

„Vor dem Bilde des Erlösers, bei dem Blute, das der österreichische Frevel vergossen, bei dem Leide, das er über die Heimath gebracht, bei der Seele meines gemordeten Vaters, bei der Nacht, die gen Himmel schreit, bei meiner Seele, die in Ewigkeit keine Ruhe finden soll, wenn ich den Schwur breche, schwöre ich mich los von dem Vogtsohne; keinen Theil will ich haben an ihm, weder in Gedanken, noch in Wort, noch in That, es sei denn im Hass. Ihn zu meiden auf all' meinen Wegen, gelob' ich, lieber zu sterben, als daß seine Hand mich berühre, sein Auge dem meinen begegne! Ich schwöre es, so wahr mir Gott gnädig!“

Langsam sprach Ortrud jedes Wort, wartend bis Elisabeth ein jedes nachgesprochen. „Amen!“

„Amen!“ wiederholte jetzt auch Mechthild, eingedenk ihres eigenen schweren Leides.

Dann hoben sie die Schwester auf, die bewußtlos umgeknien war, und trugen sie hinweg in die Kammer.

## 2. Die That.

Spätsommer war es geworden. Frühmorgens hatte Ortrud das Haus verlassen, dem kranken Senneweib den Heiltraut zu bringen, den sie mit kundiger Hand zu bereiten wußte nach der alten Weise der Urhane, die sich fortgeerbt bei den Frauen des Hauses. Mechthild und Elisabeth saßen unterdessen bei der Nährarbeit in der Laube, wo die Luft erfrischend vom See her wehte und kühler Schatten erquickte.

Elisabeths Wangen waren bleich geworden, zarter die Gestalt und schmäler das liebliche Gesichtchen; die blauen Augen blickten traurig, und aller Frohsinn war von ihr gewichen. Sie schien müde, und oft feierte ihre Hand; sie schaute über die See in die Ferne, als suche sie dort nach ihrem verlorenen Glück. Ein Kahn fuhr jetzt über den See und näherte sich der Bucht bei der Nase. Zwei Fährleute ruderten; des einen hohe Gestalt, die aufrecht im Vort stand, kannte Elisabeth nur zu gut, er kam gar oft über den See und schaute aus nach der Muschelsammlerin von jenem Abend. Ist er denn tren? Der Feind! der Desterreicher! Hat Ortrud sich geirrt? Ist er allein nicht falsch? Elisabeth hat das längst gewußt: er ist kein Verführer, kein Schurke, mögen's Alle sein, er nicht. Nicht einmal den Kuß nahm er ja mit Gewalt, den sie ihm damals verweigert; wäre er so schlecht, er hätte ihn doch genommen! Warum hat sie es ihm doch gewehrt, es war ja so kurz, das Glück; kaum wußte sie, daß es Glück war, erst Ortrud hatte es ihr entdeckt mit ihrem furchtbaren Schwure, der auf ihr lag wie eine Vergeslast.

Jetzt sah sie den Kahn nicht mehr, er mußte ganz

nahe dem Ufer sein. Tief seufzte sie auf; o daß sie hinunter eilen dürfte, nur einmal noch!

„Laß mich hinaus, Mechthild, es ist so schwül hier,“ bat sie, „ich will nach Ortrud sehen.“

Mechthild sah auf; das bleiche Kind that ihr so leid, sie nickte. „Geh, aber bleibe nahe beim Hofe,“ mahnte sie.

Schon war Elisabeth draußen. Sie wußte selbst nicht, weshalb sie ging, nicht, um nach Ortrud zu sehen, gewiß, aber auch nicht hinab zur Bucht wollte sie, das verhüte Gott, und der schreckliche Schwur!

Langsam entfernte sie sich vom Haus, Mechthilds Mahnung vergessend, zwar in der Richtung, woher Ortrud kommen mußte, aber statt des oberen Pfades, nach den Wiesenmatten, schlug sie den anderen ein, der längs des mit Gestrüpp bewachsenen Abhanges sich hinzieht, über die Nase gegen Gersau. Schmal war der Weg und steinig, stellenweise kaum breit genug, um einem Begegnenden auszuweichen. Ein paar Hundert Schritte vom Gehöft, entfernte zweigte er sich nochmals ab, hinunter an den See; Stufen, in die Felswand gehauen, ermöglichten den Abstieg zu jenen Höhlen, welche das Wasser in tausendjähriger Arbeit ausgewaschen hatte.

Hier blieb Elisabeth stehen. Einen Augenblick schien sie zu zögern; ein innerer Drang trieb sie hinunter, doch sie folgte nicht. Sie ließ sich an der Bergseite des Pfades auf dem grasigen Rech nieder, als erwarte sie die Schwester, die von oben kommen mußte, aber sie dachte nicht an Ortrud, sondern an den Kahn und dessen Lenker.

Da schlug ein Rascheln an ihr Ohr, ein Knistern des Gesträuches. Erschreckt sah sie auf. Vom Abhange herauf bewegte sich etwas; eine weiße Feder ward sichtbar, ein grüner Hut, dann eine jugendliche Männergestalt. Der Vogtsohn, Junter Konrad! Er war es. — Angst, Entsetzen, noch etwas Anderes, das sie nicht begriff, lähmten Elisabeths Glieder für einen Augenblick. Dann aber sprang sie auf, dem Hause zusiehend. Doch wie Blei lag es auf ihr; sie kam nicht vorwärts, und der Andere war an ihrer Seite, ehe sie zwanzig Schritte gelaufen. Sie fühlte ihn, wie sie seinen Kuß hörte. Ihr schwindelte, ihr Fuß strauchelte, und sie wäre gefallen, hätte nicht ein starker Arm sie gehalten. Wehrlos, halb bewußtlos lag sie an seiner Brust, aber doch wie geborgen in selbigem Glück.

„Elisabeth, mein Lieb, sprich, was hab' ich Dir gethan, daß Du mich fliehst? — Glaubst Du mir nicht? Siehst Du denn nicht, daß ich Dir treu bin? Meinst Du, Lieb' und Treu seien nur in Deinen Bergen zu Haus? — Elisabeth, ich hab' es geschworen, bei meiner Ehre, bei meinem Namen, Du sollst mein sein, meiner und Deiner Sippe zu Trope, und müßt' ich Dich mit meinem Herzblut erkaufen, — wenn Du mir nur gut bist. Und Du bist's, sag' es selbst, ich seh's an Deinem Blick.“

Wortlos lag sie in seinem Arm, gebannt von einem wunderbaren Zauber. Leise flüsterte er Liebesworte, um das eine stehend, das beseligende Ja. Aber sie blieb stumm.

Nathlos schaute er um sich: hier auf dem offenen Pfad konnten sie nicht bleiben; da unten am Ufer waren sie geborgen, dahin mußte sie ihm folgen.

„Komm, Elisabeth, komm!“

Sie widerstrebte, da umschlang er sie fester und hob sie auf mit starkem Arme. Das brachte sie zum vollen Bewußtsein. Laut schrie sie auf, daß es an den Bergen widerhallte, und der Schrei weckte einen zweiten, wie ein doppeltes Echo.

Ortrud war es, die von dem Berge herabstürzte in gewaltigen Sähen, den derben Alpenstoch schwingend; ein Wunder war es, daß sie heil den Pfad traf und nicht weit drüber hinaus sprang, über den Abhang in den See.

„Halt!“ rief sie. „Mädchenräuber! Schmach über Dich!“ Schon ergriff sie ihn am Arm und hielt ihn fest mit eiserner Hand. „Laß sie los! Elisabeth, her zu mir!“

Er hatte das Mädchen niedergestellt, aber seine Linke umschlang sie fester, und Elisabeth machte keine Bewegung, um der Schwester zu gehorchen, deren plötzliches Erscheinen sie vernichtet hatte. Gleich der Verkörperung des unseligen Schwurs, den sie gebrochen, stand Ortrud vor ihr.

„Laß sie!“ rief der Vogtsohn, „sie ist mein, mein Weib soll sie sein, ich schwör's!“

„Schwör's tausend Mal, Verführer! Falsch seid Ihr Alle! Berruchte Feiglinge!“

Glühend stieg es auf in Konrads Antlitz. „Wärst Du kein Weib, das verlangte Blut!“ Dabei griff er unwillkürlich nach dem kurzen Schwert an seiner Seite. Elisabeth sah die Bewegung, und aus ihrer Starrheit aufschreckend, flehte sie: „Konrad, Konrad! sie ist meine Schwester! — Ortrud, ich bin ja Dein!“

„Mein bist Du, Elisabeth, jag' auch das!“ rief er.

„O Gott! es darf ja nicht sein!“ stöhnte sie. „Laß mich!“



„Nein, mein bist Du!“ wiederholte er mit steigender Leidenschaft.

„Schweig, Bethörer!“ herrschte Ortrud, „Elsbeth, her zu mir! oder, bei Gott —“

Zwischen die Beiden drängte sie, im vergeblichen Veruche, sie zu trennen; Konrads Rechte aber stieß sie heftig zurück, fast wäre sie wankend den Abhang hinabgestürzt, und nur dem kräftigen Anhalt suchend und mit daß sie wieder festen Fuß faßte.

Außer sich vor Empörung über seinen Widerstand, über ihre Ohnmacht und Elsbeths Schwäche, schwang sie jetzt zornig über den Stod über seinem Haupte, — wenn er fiel, traf er tödtlich.

Konrad kam ihm zuvor: wie ein Blitz fuhr das Schwert aus der Scheide, sein Strahl zuckte in der Luft, — doch das Holz zersplitterte er nicht, es sank harmlos zu Boden, abgewendet durch Elsbeths Hand, welche, der Schwester Leben bedroht sehend, sich Konrads Arm entriß, zwischen Beide warf und den Streich mit ihrem Arm aufhielt, — zu spät, denn er traf sie selbst. Mit lautem Beheruf sank sie gegen das Reich.

„Mörder!“ schrie Ortrud auf, und zu Elsbeth stürzend, stieß sie ihn, der sich über die Blutüberströmte gebeugt, mit fast übermenschlicher Gewalt zur Seite, so daß er rücklings strauchelte, am jähen Abhange ausglitt, in unaufhaltbarem Sturze hinabschleuderte, vergebens an Busch und Gestrüpp einen Anhalt suchend und mit gelbem Schrei in den hochaufliegenden Wellen des Sees verschwand.

Zwiefach gab das Felsen-Echo den Todesschrei zurück. Ortrud stand vernichtet, starren Auges schaute sie in den See, — das hatte sie nicht gewollt!

Aber Elsbeth richtete sich auf. „Konrad, Konrad! Ortrud! Du hast ihn getödtet!“ Vorwärts warf sie sich, ihm nach, und hätte Ortrud sie nicht gewaltsam gehalten, sie wäre ihm nachgestürzt in die Tiefe, von wo kein Hülfesruf mehr, nur noch der mächtigere Wellenschlag herauf tönte.

Gegen Ortruds Kraft vermochte sie nichts; gebrochen, wie schwaches Rohr sank sie zusammen, und unaufhaltbar entströmte das Blut der Schulterwunde.

In Ortrud erwachte die Heilkundige: rasch loderte sie das Nieder und riß das Hemd auf. Eine breite Wunde ward sichtbar, grauenhaft anzusehen in dem zarten Fleische des Kindes, aber der sichere Blick und die sanft tastende Hand Ortruds fand bald, daß sie nicht gefährlich war. Sie stillte das Blut, machte einen nothdürftigen Verband aus dem Limentuche, mit dem sie sich gegen die Sonne geschützt, und dann schickte sie sich an, die jetzt Willenlose heimzutragen. Da fiel ihr Blick auf das im Sonnenlicht funkelnende Schwert, das Konrads Hand entfallen war. Schauernd stieß sie es mit dem Fuße von sich, dann aber, sich besinnend, hob sie es auf und schleuderte es mit kühnem Schwunge weit hinaus in den See. Nun erst nahm sie Elsbeth auf und trug sie heimwärts. —

Unter der Hoftür stand Mechthild. Abwehrend gebot Ortrud der Erschrockenen Schweigen. „Ruf' den Knecht,“ sagte sie, „geh' rasch, ich Sorge für das Kind. Komm in's Haus mit dem Alten.“

Ihr reger Geist hatte bereits Alles bedacht; keine Folge der unseligen That blieb ihr verborgen, und ihr künftiges Handeln stand klar vor ihrem Auge, aber dennoch bedurfte sie der Zustimmung der Schwester und des treuen Knechtes. Als daher Elsbeth besorgt und sanft gebettet in der Kammer lag, trat sie in die Stube, wo die Beiden ihrer harrten, und mit wenigen Worten, aber klar und anschaulich, ohne zu beschönigen oder zu verschlimmern, berichtete sie Alles.

„Das that Gottes Hand,“ sagte Mechthild, „die Deine war nur das Werkzeug,“ und der Alte stimmte bei.

„War der Vogtssohn vielleicht einer der Besseren unter den Oesterreichern, wenn's je solche giebt, kaum kann ich's glauben,“ meinte er, „so hüßte er die Schuld der Andern und das, was sie an Euch vergangen. — Doch Eures Bleibens ist nicht hier. Flieht, noch heute. Er kam nicht allein, ich hab' seinen Rahn gesehen, drunten lag er in der Bucht, sein Bube wartet auf ihn, und der weiß, welch' Wild sein Herr zu jagen kam. — Wehe Euch, wenn man die Spur findet!“

Ortrud wußte das wohl. „Doch Eins noch,“ sagte sie, „vielleicht gelang es ihm, sich zu retten. Geh', kundschafter es aus.“

„Glaubt es nicht,“ entgegnete der erfahrene Mann, „ich kenn' den See. Und so oder so, nur in der Flucht ist Euer Heil.“

Er hatte Recht. An der Stelle, wo jener hinabgestürzt, wo das getnickte Gestrüpp und die Blutspuren auf dem Rasen zu Verräthern worden, traf er den Buben, der jammernd nach seinem Herrn suchte, dessen Hut ihm der See zugetragen, da er im Rahn saß. Wehklagend rief er die Rache des Himmels herab, drohend mit der blutigen des Vogtes, fluchend den Mördern, den Schwestern Vorn, „denn nur sie haben die That verübt oder bestellt!“ —

### 3. Die Sühne.

Dunkle Nacht deckte den See und das Gestade, schwarz lag der Berg, aus zerrissenen Gewitterwolken brach nur dann und wann ein heller Mondstrahl, während grelles Wetterleuchten über den Engelberger Höhen zuckte. Zur Flucht bereit, verließen Vorn's Töchter das Vaterhaus. Elsbeth saß auf dem sicheren Maulthier, sorglich durch weiche Kissen gestützt, Ortrud und Mechthild gingen ihr zur Seite, der treue Knecht leitete das Thier. Nur wenig vermochten sie mit sich zu nehmen aus dem Hause, dessen Untergang sie im Geiste sahen; unter dem Wenigen aber befand sich das alte Familienheiligthum, das Kreuz, vor dem Ortrud die Schwester den Schwur hatte sprechen lassen.

Schweigend stiegen sie aufwärts in die menschenleere Einöde der Rigi-Wald. Zuerst über reiche Matten, dann über Geröll und Gestein; im Bette des Wildbuchs jetzt, nun in dunkler Schlucht, dann wieder hoch oben über dem Abgrunde auf schwindelndem Felsenkamme, immer die begangenen Pfade meidend. Hätte nicht ein frischer Ort das Gewölk zerstreut, nie hätten sie ihr Ziel erreicht im wilden Geklüfte des Berges.

Hoch oben lag es, fast dem Kulme nahe, dort, wo der Berg hinausschaut über das Luzerner Gebiet, in's offene Land, wo der laue Südwind über die Halden freist und der Rigi-Nothstod den Ort auffängt, wo der Tannenwald im Felsengrunde wurzelt, die Granitblöcke sich zur Schlucht zusammen schließen, und der kalte Quell aus dem Gesteine bricht, dem durstenden Sennen zur Labung. Da rasteten sie.

Bald war die Ruhestätte bereitet, und das Feuer loderte auf unter dem Felsenschutze. Elsbeth lag daneben auf weichem Moose, Mechthild und der Knecht saßen schweigend dabei. Nur Ortrud suchte keine Ruhe.

Sie durchschritt sinnend den Tannenwald, kaum achtend, wohin sie ging. Das Unheil, das sie über die Schwestern gebracht, drückte sie schwer, nur sich klagte sie an als die Ursache; Elsbeths Schuld, die ihr so groß geschienen, nannte sie jetzt keine mehr, nur sie hatte gefehlt, nur sie allein, und die Andern litten durch sie, das nagte an ihr mit scharfem Zahne.

Jetzt stand sie, aus dem Tannendunkel tretend, auf einer freien, überhängenden Kuppe; weit reichte ihr Blick hinab in's offene Land.

Abend war es, Nebel stiegen aus der Tiefe auf, zogen an den Bergen hin, jenseits des Sees, hoch oben verdunstend im roßigen Glühen der Sonne, wunderbare Gestalten und Bilder hervorzaubernd vor dem Auge Ortruds; tiefes Schweigen herrschte überall, nur der Wind rauschte in den tausendjährigen Tannen.

Lange stand Ortrud, erfüllt von einem ehrfurchtsvollen Schauer; der Friede der umentweichten Einsamkeit beruhigte ihr stürmisch bewegtes Herz. Allmählig klärte es sich auf in ihrem Innern, auch da zerfloßen die Abendnebel in rosigem Glühen. Sie sah, was sie gethan, mit andern Augen, und wie sie es sah, so rief es nach Sühne. Aber nicht der Stoß, den nur ihre Hand vollführt, war es, der nach Genugthuung verlangte, wohl aber der Schwur, jenes vermessene, grausige Wort, das die Seele des Kindes für Zeit und Ewigkeit belastete, des Kindes, das zu lieben wie ihr Leben sie einst der sterbenden Mutter gelobt.

Aber sie sah auch die Sühne. Sie stand vor ihr als thätiges, wohlthuetendes Wirken fern ab von der Welt, in der hehren Einsamkeit der Berge. Die arme Hütte schaute sie, wo sie dem Sennen das Glied heilt, das er bei allzukühnem Sprunge gebrochen, das Weib, dessen fiebernde Stirn ihr Trank kühlte, und das Kind, das ihre pflegende Hand der Mutter erhält. — Und im feierlichen Gelöbniße versprach sie laut, zu thun, wie die Stimme ihres Innern sie mahnte, und der Nachwind trug die Worte mit sich über die Rigi-Höhen, und die Tannen wiederholten sie in ihrem Rauschen. —

Haus und Hof Vater Vorn's ging auf in Rauch und Flammen; schrecklich haufte der Vogt an Hab' und Gut der Schwestern, nach denen er vergebens sahndete, denn Niemand verrieth deren Zufluchtsort, trotzdem er bald keinem Sennen mehr fremd war. Unmöglich war die Heimkehr, an die Ortrud für die Schwestern stets dachte, denn fern lag ihr, diese in die Einöde zu fesseln, gar Elsbeth, die täglich bleicher und zarter wurde und dahin schwand wie ein Schatten. Mit Bangen sahen es Ortrud und Mechthild, — da half kein lindernder Trank, kein kräftiges Bergwasser; wie der Eishauch die Blume tödtet, so tödtete das Leid Elsbeth. —

Am Felsen, beim kühlen Quell, beteten sie sie in die tiefe Erde, und auf den Hügel stieften sie das Kreuz, vor dem das frohe Kind den Schwur gesprochen.

Aber Mechthild blieb treu bei Ortrud, auch für sie gab es kein Sehnen mehr nach der Heimath.

Jahr um Jahr, gar lange Zeit wirkten sie vereint auf dem Berge, und weithin drang die Kunde von den Schwestern Vorn am kalten Quell auf der Rigi-Wald, dessen Wasser Heilkräft erlangt hatte durch den Segen der Beiden, — so erzählte der gläubige Sinn der Sennen.

Von allerwärts wallten sie herauf, bald erhob sich ein Kirchlein neben der Hütte der Schwestern, bei Elsbeths Grab, wo sie ihr Dankgebet verrichteten. Der fromme Brauch erbt sich fort von Geschlecht zu Geschlecht, und als der Bischof später die Kapelle geweiht, wuchs die Zahl der Waller von Jahr zu Jahr.

Die Jahrhunderte verrannen. Noch steht die Kapelle am sprudelnden Quell in der Felsenschlucht beim Tannenwalde auf Rigi-Kaltbad. Tausende ziehen dahin und suchen Heilung auf dem Berge für mancherlei Gebrechen, — aber der Schwestern gedenkt kaum Einer, trotzdem ihr Name fortlebt im doppelsinnigen des „Schwesternborns“.

Doch, wenn der Abendwind in den Tannen rauscht und im Felsgesteine die Klageklänge des Echo weckt, dann wird's lebendig im dämmernden Wald, und an das Ohr des achtsamen Lauscher's tönt die Sage von den Schwestern Vorn.

Nachdruck verboten.

### Der erste Modenbericht.

Von Gustav Karpeles.



ah die Mode so alt wie die Welt ist, wissen alle meine geneigten Leserinnen, aber es ist dies eine Wahrheit, die den Verächtern der Mode gegenüber nicht oft genug hervorgehoben und geschichtlich bewiesen werden kann. Als die erste Frau, — die biblische Eva, — zuerst zur Erkenntniß ihrer selbst kam, so sagt Heinrich Heine sehr treffend, war ihr erster Wunsch, ein neues Kleid zu besitzen. Das ist nun seither typisch geworden für alle Eva'stöchter auf diesem Erdenrund. Die Mode ist das Ewigwechsellnde und doch auch wiederum das Ewigbleibende hienieden; ihre Formen ändern sich mit jedem Tage, sie aber bleibt: dem einen Theile des Menschengeschlechtes zum Ergötzen, dem anderen aber zum Schreden. Wenn ich nun heute an dieser Stelle den ersten Modenbericht vorkühne, so wird man die Wahrheit dieser ersten Sätze bald erkennen, und der andere Theil der Menschheit wird schließlich doch die Nutzlosigkeit des Kampfes gegen die Mode einsehen. Es ist eine Art von Jubiläumsvorstellung, die ich hier veranstalte. Gemeinhin glaubte man, daß die ältesten Modenberichte aus dem vorigen Jahrhundert datiren, wo charakteristischer Weise 1758 der „Courrier de la nouveauté“ in Paris und die „Mode- und Galanterie-Zeitung“ in Erfurt in einem Jahre erschienen, aber das ist ein Irrthum. Wie die Geschichte der Mode einen wesentlichen Theil der allgemeinen Cultur- und Sittengeschichte bildet, so erfahren wir aus dieser zugleich, wie die Sitten und Trachten und Lebens-Gewohnheiten der Völker in früheren Zeiten gewesen sind. Kein Kapitel der Sittengeschichte aber ist interessanter und lehrreicher als das, welches uns den ersten Modenbericht giebt. In unserer Zeit pflegt man schon fünf- und zwanzigjährige und fünfzigjährige Jubiläen mit großem Aufwande zu feiern; ein hundertjähriger Geburtstag wird ein großes Fest. Unser erster Modenbericht aber feiert nun nach der genauesten chronologischen Berechnung sein 2500jähriges Jubiläum!

Denn so alt ist das grandiose Straftapitel im Buche des hebräischen Propheten Jesaias, in welchem uns der älteste Modenbericht gegeben wird. Der Prophet Jesaias ist etwa im Jahre 750 vor Christo zum ersten Male aufgetreten. Er war der größte und genialste aller hebräischen Propheten und ein Dichter ersten Ranges in der Weltliteratur. In ihm vereinigte sich die Milde und die Liebe, der Ernst und die Strenge, die hohe Weltanschauung und die tiefe Herzensfröhllichkeit, die Kühnheit und Bilderpracht, die Farbengluth und Geistesfreiheit aller anderen Propheten zu einer wahren klassischen Harmonie. Das Bild, das uns seine Strafrede von dem Zustande Israels unter den Königen Ahas und Hiskia entrollt, ist ein wahrhaft grauenvolles; überall Berrath und Abfall, Göddienst und Nuchlosigkeit, Schwelgerei und Prachtaufwand, indeß der Feind schon vor den Thoren steht. Unermüßlich ruft der Prophet von seiner einsamen Warte aus sein Volk zur Erhebung auf; er warnt es vor dem nahenden Verderben und vor allen Bündnissen mit den Völkern ringsumher. Und einmal ergeht sein prophetisches Strafergeißel auch über die Frauen seiner Zeit. Es geschieht dies im dritten Kapitel seines großen Buches, welches zugleich als das wahrhaft charakteristische Muster einer prophetischen Strafpredigt gelten kann. Also beginnt der Prophet:

Und es sprach der Herr: Darum, weil übermüthig sind Die Töchter Zion's und einhergehen mit hohem, geradem Halbe, Blingelnd mit den Augen und trippelnden Schritten Und mit ihren Füßen ein Spangengeflirr machen: So wird kahl machen der Herr die Scheitel der Töchter Zion's, Und der Herr wird ihr Geschmeide wegnehmen.

Und nun folgt eine Schilderung, welche uns klarer und anschaulicher als die beste Moden-Zeitung, Putz und Schmud der Hebräerinnen jener Tage veranschaulicht. Nach dieser Schilderung waren ihre Rationaltrachten längst aus dem Stadium der Einfachheit und Natürlichkeit herausgetreten, ein üppiger Luxus hatte sich entfaltet: alle Stoffe der Welt, Metalle, Edelsteine, Gewürze und Farben waren auf dem Ritzische der Hebräerinnen zu erblicken. Die Verbindung mit Phönizien und mit Babylon gestattete auch dem eigensinnigsten Wunsche schöner Frauen zur Pracht ihrer Bekleidung, zur Verbilligung ihres Genusses und zu den Genüssen einer verfeinerten Culturwelt, ihre Berechtigung und Erfüllung. Hören wir nun, wie der Prophet uns erzählt, daß an jenem großen Tage des Gerichtes, das er verheißt, der Herr allen Schmud und Putz der Frauen vernichten wird, und zwar zunächst von aller Pracht: „die Fußspangen und Stirnbänder und Halbmondschen.“

Die Fußspangen oder Schenkelbänder bildeten den eigentlichen Fußschmud der Hebräerinnen, deren regelmäßig abwechselnde, so zu sagen wackelnde Bewegung der Prophet so lebhaft tadelt. Da aber die weitbauschige, herabfließende Gewandung der Asiatinnen eine rasche Bewegung ohnehin nicht gestattet, da ferner der Modegeschmack bis auf unsere Tage einen derartigen Gang hin und wieder für schön erklärt hat, so werden wir in den Horn des Propheten über diesen Gang nicht einstimmen können. Diese Fußspangen bestanden theils in einem



oder zwei, ja vier Finger breiten Bändern und Ringen, die oberhalb der Knöchel den Fuß einzwängten, theils in Kirschen- und kirschrothen Ketten und Schellen, die in einer Nadel oder Spange, welche jenem metallenen Keifen künstlich eingefügt war, leicht beweglich herabhängen. Natürlich war hier dem Reichtum und der Laune freies Spiel gelassen. Diese Fußbänder konnten ebenso gut mit Edelsteinen verziert sein, als mit eisernen und kupfernen Steinen. Wo aber das Vermögen nicht gestattete, goldene oder silberne Fesseln dem Fußschmuck anzufügen, begnügte sich die Verschönerungssucht jener Zeit, entweder in dem ausgehöhlten Umfange der großen Ringe, kleine Steine, Muscheln oder klappernden Klingklang zu werfen, oder metallene Scheibchen, kleine kupferne Ringe und ähnlichen Hingende der äußeren Rande an der passendsten Stelle anzuhängen. Von den Fußspangen geht der Prophet zu den Stirnbändern über, die gewöhnlich mit dem Schleier in Verbindung standen und meistens aus einer Perlen- oder Korallenkette bestanden. Noch finden wir auf ägyptischen Denkmälern derartige Stirnbänder, welche meist an den Schläfen befestigt wurden oder auch tief in das Gesicht herabhängen. Was waren denn nun aber die Halbmondchen, von denen der Prophet spricht? Hier verläßt uns unsere Wissenschaft, und selbst der gelehrte Forscher, dem wir bei dieser Schilderung folgen, Anton Theodor Hartmann, weiß in seinem Gelehrtenwerke: „Die Hebräerin am Papyrus und als Braut“, welches zu Amsterdam 1810 erschienen ist, uns nichts von diesen Halbmondchen zu sagen. Ich vermute, daß es ein Halschmuck gewesen, der in wohlberechneter, für das Auge gefälliger Auswahl in das Haar zu stecken verwendet worden sein mochte.

Hören wir nun die Schilderungen des Propheten weiter: „Die Ohrgehänge, die Armbänder, die Schleier, die Kopfbunde, die Schrittketten und Gürtel, die Nischlächchen und Amuletten, die Fingerringe und Nasenringe.“ Da haben wir nun das Schmuckstückchen der alten Hebräerin in ziemlicher Vollständigkeit beisammen. Ohringe trugen die Frauen in alter Zeit überall, anfänglich aus Horn und schlechtem Metall, später aus Silber und Gold. Ja, wir lesen sogar in der Bibel, daß die Männer diesen Fuß der Frauen nachahmten, und der Talmud erzählt, daß schon in zartem Alter die Ohren der Kinder zur Aufnahme der Ringe vorbereitet wurden, indem man mit Nadeln oder Holzstäbchen die eingestochenen Orlöcher offen hielt. Auch Perlen oder ziemlich große Kugeln trug man als Ohrschmuck in jener Zeit. Der Schmuck der Armbänder wird sich wohl, nach dem, was wir in Museen aus alter Zeit kennen, nicht wesentlich von den modernen Armbändern unterscheiden haben. Oberhalb der Handwurzel legte die Hebräerin um ihre beiden Arme jenen ringförmigen Schmuck aus Gold- oder Silberdraht. Nicht selten trug sie mehrere solcher Armbänder bis zum Ellenbogen. — An der eingefügten Spange schwebten bald klirrende Ketten nieder, bald runde Perlen mit den schönfarbigsten, glänzendsten Edelsteinen auf Schnüren gereiht, bald bildete ein funkelndes Geschnitten oder eine köstliche Perlenkette, in einfacher und mehrfacher Zahl, den Armschmuck, bald wechselten schwere goldene Ringe mit schöngeordneten Ketten und prächtig blinkenden Schnüren in der buntesten Mannigfaltigkeit mit einander ab, ja zuweilen schmiegte sich noch, vorzüglich um den rechten Oberarm, ein breiter Ring von Gold oder Silber, oder eine prachtvolle Schnur — mit einem Worte: tout comme chez nous. Daß der Prophet den Frauen seines Volkes das Tragen der Schleier vorhält, ist seltsam; konnte und können doch die Frauen im Orient noch heute nicht ohne solche Schleier ausgehen. Freilich mag auch hier der Luxus viel übertrieben haben. Der Schleier war eine Verhüllung aus feinerem oder gröberem Stoff, den die Frau über den Kopf warf und auf die Schultern zurückschlug, wenn sie unvernünftig überrascht ward, oder ein bedenkliches Geräusch die Nähe von Männern verrieth und deshalb die äußerste Vorsicht empfahl. In diesem florartigen Schleier, von dem ein Theil längs den Schläfen niederrollte, während der andere über dem Scheitel zurückgeschlagen war und deren beide Zipfel mittelst Spangen oder Ringen verbunden waren, gingen die vornehmen Frauen auf die Straße, eilte die schmachthende Sulamith des Hohenliedes dem Geliebten ihres Herzens entgegen.

Was nun die Kopfbunde betrifft, so nennt uns der oben genannte Anton Theodor Hartmann drei Arten von Kopfbunden aus jener Zeit. Entweder barg man die kreisförmig verschlungenen oder gestochenen oder auch zierlich gekräuselten und gebannten Haare in eine Haube aus feiner Wolle oder aus zarter Baumwolle, die mit purpurfarbigen Blumen durchwirkt sein mochte, oder man legte auf den Kopf eine Mütze in Gestalt einer weiten, runden Halbkugel, wie wir deren noch jetzt auf altägyptischen Denkmälern finden, rund um den Kopf gelegt und hinten mit einer Binde befestigt. Besonders vornehme Frauen aber legten einen sogenannten Kopfbund oder Tüllband, etwa in Gestalt eines aufgebühten Blumenkelches, an, und gegen diese künstliche Pracht, die vielfach übertrieben wurde, richtet sich wohl hauptsächlich der Zorn des Propheten.

Vom Kopf geht es wieder zu den Füßen, denn die Schrittketten, von denen wir nichts Näheres wissen, werden auch nichts weiter gewesen sein, als feinere Fußbänder.

Besser sind wir über die Gürtel unterrichtet, welche über das Gewand in den vielfachen Schlingungen gewunden wurden, und durch welche das Kleid erst seinen rechten Glanz erhielt. Ein solcher Gürtel bestand aus einer 3—4 Zoll breiten Binde aus dem feinsten und kostbarsten Stoff, oder aus der zartesten Baumwolle gewebt; in der Verzierung des Gürtels entfalteten die Frauen damals vor den erstarrten Blicken der Männer den höchsten Grad von verschwenderischer Pracht.

Daß eine solche elegante Hebräerin ihre „Nischlächchen“ auf dem Toilettenische stehen hatte, ist begreiflich, aber, — und das ist auch wieder ganz modern geworden, — sie trugen ihre Nischlächchen auch an dem Halsketten, tief in den Busen hinein, oder bis an den Gürtel hinab. Diese Nischlächchen waren aus Silber oder Gold gearbeitet und oft mit den kostbarsten Edelsteinen eingefaßt, hier und da mochte auch ein glänzend weißes Duschlächchen dessen Stelle vertreten. Welche Parfüms in diesen Fläschchen enthalten waren, darüber wissen wir nichts, da uns der Prophet darüber im Unklaren läßt. Die gelehrten Alterthumsforscher wissen aber von den Wohlgerüchen, welche Nardöl, Myrrhenbalsam oder Rosenwasser verbreiteten, vielerlei zu erzählen.

Und auch „Amuletten“ trugen sie, die schönen Frauen von Jerusalem, denn sie waren abergläubisch, wie alle Orientalinnen. Wie die Halbmonde so stammten die Amuletten, meist in Form goldener Schlangen, aus der dunklen Quelle dieses Aberglaubens, welche die Kinder der Wüste als Schutzmittel gegen Dämonen und böse Geister, gegen Gefahren und Krankheiten noch heute tragen.

Die Fingerringe, eine Hauptzierde der Frauen, heute wie damals, funkelten meist am mittleren und kleinen Finger der rechten Hand; sie bestanden aus Chrysolith, Rubinen oder Smaragden, und häufig waren Figuren, Charaktere oder Denksprüche darin eingegraben. Bis hierher ist der Schmuck der Frauen jener Tage nur wenig von dem unsrigen unterschieden, nur die anmuthige Gewohnheit der Rosenringe hat die moderne Zeit noch nicht geerbt, eine ziemlich geschmacklose Gewohnheit, die aber im Alterthume sehr verbreitet war, und die von allen denen, welche uns den Papyrus der Asiatinnen schildern, namentlich aufgeführt wird. Der äußere Knorpel am linken, zuweilen auch am rechten Nasenloch, der zu diesem Zwecke durchbohrt worden, war mit einem solchen Ringe verziert, der etwa den Umfang der Ohrringe hatte und zuweilen sich bis über den Mund erstreckte.

Nachdem uns der Prophet vom Schmuck der Frauen erzählt, schildert er uns die Kleidung derselben, nämlich die „Kestleider“ und die „Obergewänder“, die Mäntel, die Tüschchen, die Florgewänder und die Prachtgewänder, die Turbane und die Hauptschleier. Das war also die Kleidung der alten Hebräerin. Die Obergewänder waren von weitem Umfang, sodaß sie nicht nur den Körper gänzlich verhüllten, sondern auch zu anderen Zwecken, als Decken, Teppiche, ja selbst als Betttücher benutzt werden konnten; in weiten Falten verhüllten sie den Körper. Sie bestanden bei den vornehmen Frauen aus den feinsten wollenen Zeugen, meist in schneeweißer Farbe schillernd, und nur in den Tagen der Trauer wurden sie mit schwarzen Gewändern vertauscht. Ueber dem Oberkleide lag in malerischen Falten ein Prunkkleid bis auf die Fußspitze herab, das wie gewebter Bind die ganze Gestalt umspielte und in durchsichtiger Klarheit von reinem Silberglanze strahlte, meist aus kostbarer ägyptischer Leinwand oder aus feingepunnter phönizischer Baumwolle oder aus bemaltem indischen Kattun, bei besonders vornehmen Frauen aus gemebten Purpursäden. Um diese Gewänder trugen die Hebräerinnen wie auch die Griechinnen einen Halbmantel von zarter Baumwolle, der über den beiden Schultern mit einer goldenen Spange befestigt war und im malerischen Faltenwurf die Reize der Gestalt mehr zeigte als verhüllte. Am Gürtel mögen die Frauen auch wohl die kleinen Tüschchen, welche, dem damaligen Stand des Kunstgewerbes entsprechend, wohl auch recht zierlich und fein gewesen, getragen haben. Ob sie in diesen Tüschchen ihr Portemonnaie oder ihren Schlüsselbund verwahrten oder vielleicht ihre Liebesbriefe, — ich vermag es nicht zu sagen. Die Florgewänder und die Prachtgewänder und die Hauptschleier bedürfen ebenfalls keiner Schilderung, und auch der Turban ist uns ja von den modernen Türkinnen hinlänglich bekannt.

Dabei nun an der Hand eines großen Dichters einen Einblick in ein Toilettenzimmer des Alterthums gehen, so werden wir, wenn wir noch einmal an den ausgeführten Fuß und Schmuck vor unseren Augen vorüberziehen lassen, sicher zu der Erkenntniß gelangen, von der wir ausgegangen sind, daß die Mode nicht nur das Ewigwechsellude, sondern auch das Ewigbleibende in der Sittengeschichte der Völker ist. Der Geist jeder Zeit krystallisiert sich in der Form der Mode, und die fulminante Strafrede des Propheten richtet sich nur deshalb gegen die Mode seiner Zeitgenossen, weil diese ihre Sitten verweichlicht, sie von ihrem Gotte abgewendet und ihrem Frauenberuf entfremdet hat. Mit Schreden mögen die Frauen, die um den Propheten erstanden, da er auf freier Straße zu Jerusalem seine Rede hielt, die Schauer jenes Strafgerichtes vernommen haben, wo „statt des Wohlgeruchs Modor, statt des Gürtels ein Strid, statt des künstlichen Haargekränzels eine Glasse, statt eines prächtigen Mantels ein Sackittel und statt der Schönheit ein Brandmal“ ihrer harrte. Aber das Entsetzlichste, den rhetorischen Haupteffekt, spart sich der Prophet für den Schluß seines Bildes auf, denn all das Unglück soll erst dann eintreten, „wenn die Männer durch das Schwert, und die Jünglinge durch den Krieg gefallen“ sein würden.

Da werden dann weinen und trauern ihre Thore, Und verödet wird sie am Boden sitzen.

Jenes Tages ergreifen sieben Weiber einen Mann, indem sie sprechen: „Unser Brod wollen wir essen und unser Gewand wollen wir tragen, Nur deinen Namen laß uns führen und unsere Schmach nimm hinweg!“

Aber wie alle Reden des Propheten, so endet auch diese nicht mit der Schilderung des Strafgerichtes, sondern mit einem trostreichen Ausblick in eine bessere Zeit, in der alle Trübungen und Wirrnisse vergessen, in der die ideale Zukunft, die messianische Herrlichkeit geschildert wird. Denn:

An jenem Tage wird des Herrn Sproß zu Schmutz und Glanz Und die Frucht des Landes zu Stolz und Pracht werden Für den Rest des Volkes.“

So schließt der erste klassische Modenbericht aus dem Alterthume.

Nachdruck verboten.

Rosen und Dornen.

Vanderei von O. von Oberkamp.



Jugend, sonnige Jugend! Siehst du sie vorüberwandeln? Ihre Lippen lächeln, ihre Augen leuchten! Wie eine Königin schreitet sie dahin! — Eine Welt ist ihr Königreich, ein Kranz von Rosen ihre Krone, ein Himmel voll Sterne ihr Thronhimmel.

Alles lächelt ihr, Alles grüßt sie, Alles ist ihr unterthan. Die Sonne scheint nur für sie zu leuchten, und der Lenz scheint nur für sie seine bunten Blumen-Teppiche über die Erde zu breiten, auf daß ihre besüßelte Sohle sie berühre.

O du sonnige, o du wonnige Jugend im düstern Rosenkranze! —

Und ich und du, — weißt du's noch? Auch wir trugen ihn einmal, den Rosenkranz, — die Krone der Jugend!

Wo ist er geblieben?

Verweht im Winde, zerflattert im Zeitenströme, wie all' die Kränze und Kronen, die Menschen dereinst im Glückes-taumele, im Ruhmeswahne, im süchtigen Daseinsrausche getragen. Ja, im süchtigen Daseinsrausche! — Wenn ich die Weltgeschichte durchblättere, die Geschichte Roms und Athens, da weht es mir aus den Seiten entgegen wie Duft verwehtter Rosen! —

Julia, des Augustus Tochter, wandelte, eine bekränzte Mä-nade, dahin durch die Straßen Roms. Alibiades lag rosen-bekränzt beim Symposion zu den Füßen eines Sokrates.

Rosen durchdüsterten und durchglühten das alte Athen, das ewige Rom.

Leitete doch Anakreon den Ursprung der ersten Rose selbst von einem Schaumtropfen her, der in dem Augenblicke, als Venus Aphrodite den Meereswellen entstieg, zur Erde gefallen sei. Oder war's vielleicht die Göttin selbst, die sich in eine Rose verwandelte, um auf Erden fortzublühen zu dürfen?

Um eine königliche Rose, die auf Aegyptiens Boden er-blüht, ließ Marc Antonius seine siegreich errungenen Lorbeer-kränze. — Rosen! Immer nur Rosen!

Sie konnten nicht leben ohne Rosen, die lebensfrohen Griechen und Römer.

Antiochus schloß auf Rosen selbst im Winter, und Helio-gabalus ließ ganze Teiche füllen mit Rosenwasser.

Die Rose war das Liebes-Drakel der alten Griechen, und die Rose wiederum war's, aus der die thessalischen Zauberinnen ihre Liebestränke bereiteten.

O du rosenbegränztes, Eoos' jauchzendes Heidenthum, hast du denn wirklich nur die Pracht, nur den Duft der Rose kennen gelernt und nicht auch ihre Dornen?

Doch! — Da kommt der Sturm, und er braust hin über die alte Welt, und im Sturme verflingt das jubelnde Eoos, und im Sturme entblättert sinken die Rosen! — Es wird Nacht über jenem großen Rom, das mehr und mehr in seinen Lüste-n und Katern versinkt; aber durch die Nacht glimmt ein Licht-schein, und der geht von Palästina aus und wirft seine Strah-len über die ganze Welt, und aus den Strahlen heraus, vom Kreuze auf Golgatha hernieder, leuchtet ein Haupt. Auch dieses Haupt trägt, um eine bleiche Götterstirne gewunden, einen Kranz, — den ersten Dornenkranz! —

Und durch die alte Welt, die nichts gewußt von Kränzen, die Wunden schlugen und von Kränzen, unter denen man ver-blüht, geht ein Zittern und Schauern.

Die Kunde vom Dornenkranze auf Golgatha tönt da und dort, in die Gelage eines Tiberius, eines Nero, eines Diocletian hinein. Anfänglich nur wie eine Sage klingt sie in das Jauchzen der Luft. Aber dann gewinnt die Sage Gewalt. Das Bild des bleichen Christus taucht auf neben den Göttern und den Göttinnen Roms.

Und die Imperatoren beginnen zu zittern vor dem bleichen Christus; — und vor der Dornenkrone verdunkeln müssen die goldenen Kronen, und verdorren müssen die Rosenkränze.

Und Furcht fast mehr noch als Grausamkeit vor dem Christus mit der Dornenkrone ist es, welche die Imperatoren dazu bestimmt, die Anhänger des Dorngekröntes zum blutigen Tode in die Arena zu schleppen.

Aber auch hier besiegt die Dornenkrone die Kaiserkrone. Legende und Wirklichkeit, Wahrheit und Dichtung entspringen dem blutgetränkten Boden der Arena.

„Wähle!“ rief Nero einer jungen, siegend-schönen Märtyrerin zu, indem er ihr zugleich mit dem Dornenkranze eine Königs-krone zuwarf. — „Wähle! Tod bedeutet die eine, — Leben die andere!“

Aber siehe da, die weiße Hand der Jungfrau griff nach dem Dornenkranze, — und als der Imperator sie fragte um ihren Entschluß, da gab sie zurüd: „Ich erwähle das Bessere, o Imperator. Wohl mögen vor dem Worte: Dies Haupt trägt eine Krone' sich Welten eröffnen; aber vor den Worten: Dies Haupt trägt einen Dornenkranz' erschließen sich die Pforten jenes himmlischen Reiches, in dem die Sonne nie-mals niedergeht.“

Und so besiegte und verdunkelte der Dornenkranz, von dem ein überirdisches, geheimnißvolles Leuchten ausging, alle Kro-nen der Welt. Indeß, auch düstige Blüthen ließ die Legende von Neuem der todtten Dornenkrone entspringen.

Als Diocletian dereinst beim Symposion lag, gebot er einem seiner Lieblingsknechte, ihm ein Märchen zu erzählen. Und der Knecht begann zu berichten, daß sie einer jungen Märtyrerin bei den letzten Circus-Spielen einen Dornenkranz auf die junge Stirn gedrückt, — ehe sie sie hinausgeschloßen zu Dual und Tod. Doch siehe da: als sie das Opfer zu bestatten kamen, da noch immer um das Haupt der Märtyrerin wand sich der Kranz; — doch aus der Dornenkrone war eine Krone von Rosen, von weißen, leuchtenden, überirdisch duftenden Rosen geworden.

Aber — wenn auch die Legende von Neuem Rosen er-blühen ließ in dem alten Rom — sie erblühten nur mehr um die Stirnen der Märtyrerinnen. Die Rosen in den Kränzen der Agrippinen und Messalinen waren zum Welken verdammt.

Und jene Frauen- und Männergestalten der Verfallzeit Roms, — sie gingen, — und nur ihre todtten Götter ließen sie zurüd.

Es geht im Leben der Völker, wie es im Leben der Ein-zelnen geht. Nach den Rosen die Dornen! Nach der Blüthezeit die Zeit des Verfalles! —

Siehst du sie vorüberwandeln, die Jugend!?

Einen Kranz von eben erblühten Rosen trägt sie auf der jungen Stirn. — Aber da tritt die Sonne hinter Wolken; der Sturm kommt, und aus dem Rosenkranze entfährt er das erste Rosenblatt. Es ist das erste, und noch merkst du keine Lücke in dem vollen Kranze. Indeß der Sturm kehrt wieder, und rasch, — ach, nur zu rasch entfährt er jetzt ein Blatt nach dem andern, und endlich sturmverweht sinkt die letzte Rose, und aus dem Rosenkranze ist ein Dornenkranz geworden.

Manche reißen den Dornenkranz vom Scheitel und jagen anderen Kränzen nach. Manche tragen die Krone der Dornen nur Stunden, nur Tage lang, und Andere wieder tragen sie ein Leben lang und lernen sie lieben.

Ja, lieben! Man träumt gar wunderbare Träume unter einem Dornenkranze. Nicht umsonst von Märtyrer-Stirnen aus geht ein Leuchten, ähnlich dem Leuchten weißer Rosen, und jene schöne Legende der Märtyrerin im Circus, deren Dornen-kranz sich in einen Kranz von Rosen verwandelt, ist — keine Lüge!

Zuweilen noch heute aus der Menge von Alltags-Physio-gnomien, geheimnißvoll lächelnd und leuchtend, grüßt dich ein Antlitz.

Was giebt diesem Antlitz seine Weiße? Was verleih ihm einen Glanz fast göttlicher Verklärung? Ich will dir's sagen:

Dies Haupt trägt einen Dornenkranz! — Einen Kranz, den sich keiner zum Schmuck erwählt, einen Kranz, den unter Taufenden nur einer taglos trägt, aber einen Kranz, der dem Träger oder der Trägerin jenes Reich erschließt, das jenseits der Erde liegt! —





Ein Besuch. Von A. Langhammer. — Siehe Seite 166.



Nachdruck verboten.

### Aus den Bädern.

Reichenhall, im September.

**A**ls ist Morgen, — ein Morgen im Gebirge. Wie der Himmel, weißlich-grau, ist das Dunstgewölke, welches die Bergeshäupter umhüllt und den Horizont verdeckt, daß kein Menschenauge mehr sieht, wo sich Himmel und Erde berühren. Die Nebel kriechen an den Bergwänden entlang, schaffen sich ihre eigenen Wege, kommen dann mit erstaunlicher Sicherheit tiefer und tiefer und lösen sich zuletzt auf wie ein Phantom, — wie die Hoffnung der Kurgäste, die meist noch schlafen und dabei sehnsuchtsvoll von einem schönen Sommertage träumen.

Das friedlich daliegende Villenviertel scheint sich wirklich noch in diesem Traume zu sonnen, während sich die grünen Kur-Anlagen hier und da durch einen einsamen Spaziergänger beleben, der wie ein Nordpolfahrer mit Havelock, Plaid, wollenen Halsstücken, Schirm und einer Flasche Cuzian ausgerüstet, die Erfrischung des Frühmorgens mit dem Verhagen entgegennimmt wie die Blume den Morgentau. Es liegt für Natur-Gourmands ungemein viel Poesie in diesem Regen. Wenn es um uns herum rieselt, rauscht und plätschert, und die Blätter der Bäume schwanen und jüttern und tropfen, und ein langsames, wohlklingendes Rispeln und Rascheln durch die Wipfel geht, glaubt man Flüsterstimmen zu hören, die uns eine Geschichte erzählen. Freilich hat uns der Regen in diesem Jahre schon eine ganze Bibliothek von Geschichten erzählt, daß wir von seinen wässerigen Stößen übersättigt sind.

Von dem Läuten der Kirchenglocken ist eine Reihe von Badegästen aus dem Schlummer geweckt worden. Dunkle Punkte, die sich nach und nach als aufgespannte schwarze Regenschirme zu erkennen geben, bewegen sich auf allen Straßen, begegnen sich und geben wieder aus einander. Da scheint sich der Himmel zu erbarmen, das Dunstgewölke, das schwer herniederhängt, zertheilt sich langsam, und siehe da, ein Stückchen Aetherbläue zeigt sich den Blicken. Strahlenden Auges spannen die Menschen unten im Thale, die nun in Wirklichkeit den Himmel offen sehen, ihre Schirme zu, lachen sich an und sind so dankbar vergnügt, als ob ihnen nach langem Hungern unerwartet Manna von oben gesendet würde. Die endlich gezähmte Widerspenstige, die Sonne, bricht, wenn auch mit Zögern, durch, streift mit leisem Lächeln den jetzt von bläulichem Duft umhauchten Hochtauffen, macht sich lustig über den weißen Täuschleier, den sich das Mäulnerhorn um den Hals geschlungen, wird wärmer beim Anblick des mit frischem Schnee bestreuten Lattengebirges und begrüßt zuletzt mit einem Gluthstrahl den in vornehmer Ruhe hartenden Untersberg, der sich mit Stolz bewußt ist, daß er den Schlaf eines großen Kaisers bewacht.

Frau Sonne hat schnell ihre irdischen Schwestern aus den Zimmern gelockt. Theils in reizender Morgen-Toilette, theils in fürsorgliche Gummi- oder Gloria-Mäntel gehüllt, kommen die Damen zum Vorschein, nach rechts und links grüßend, je nach ihren Reigungen oder Launen. Bald verwandelt sich das vorher so eintönige Bild. Gruppen bilden sich um diese oder jene Dame, Paare schlendern die Gänge des Kurparks auf und nieder, in ein mehr oder weniger interessantes Gespräch vertieft, — helles Lachen und graziofes Geplauder ertönt.

„Und nig thuats wie regna,  
S'geht alles ans'm Voam,  
I glaub' unser Herrgott  
Der is nit daboam!“

sagt eine kleine, feiche Wienerin, deren breites, lebenswürdiges Gesicht mit den weißen, blühenden Zähnen ganz reizend sein würde, wenn es nicht allzu viel mit Puder bestäubt wäre. Während eine schöne, impoante Dame, eine Berliner Künstlerin, von einer Schar von Verehrern umringt wird, die nach einem Blick ihrer großen Augen, nach einem Lächeln ihrer Lippen, nach einem Laut ihrer „göttlichen“ Stimme haften, geht ein tannenschlanker Badfisch vorbei, der bei dem freundlichen Gruß der Primadonna bis an die Haartwurzeln freudig erröthet. Dann sucht er sich ein stilles, entlegenes Plätzchen auf, nimmt das Buch hervor, das er bisher im Arm getragen und wie ein theures Kleinod an's Herz gedrückt hat, und liest mit verkürzten Zügen. Ist es ein verbotener französischer Roman? Ist es ein Poesie-Album mit den Autogrammen sämtlicher in Reichenhall badender Künstler und Künstlerinnen? Das Mädchen preßt ein Blatt an die Lippen, — vielleicht ein Vers von Kadelburg, von Lota Beeth, von der blonden Abich? — Den tannenschlanken Badfischen ist alles zuzutrauen!

Alle Herren mit pergamentnen Gesichtern und Kräftköden, zarte Damen mit ätherischem Teint wandeln an den Nadelholzwänden der Salinengänge entlang und athmen die salzige Luft. Wer nicht Soole badet, inhalirt Soole. Salz im Wasser, Salz in der Luft, Salz in den Speisen, — schade, daß sich nicht auch das „atmische Salz“ inhaliren läßt! Soeben steigt die stolze Fürstin K., eine bekannte Kester Beauty, die Stufen zum Leise-Salon hinauf, wird von mehreren Damen der österreichischen Aristokratie, — die den Frauengestalten Ossip Schubin's ähneln, — begrüßt, und läßt sich von ihrer Gesellschafterin ein Nodelblatt reichen. Die politischen Blätter sind ja meist in den Händen der Herren, von denen die älteren ihre weißen Härte hinter dem großen Zeitungsformate verdecken, während die jüngeren, ihre tägliche Beschäftigung als Pläneure nicht aufgebend, größtentheils nur die Spalten der Fremdenliste durchgehen. Bald werden die Blicke der eleganten Letzteren, nicht minder aber auch die Monocles der Herren von einer neuen, eigenartigen Erscheinung gefesselt. Eine gluthängige Schöne mit blauschwarzem Haar und üppiger Gestalt, dem Anscheine nach eine Südländerin, tritt in den Saal. Das blendende Weiß ihres Teints, die grellrothe, feingefaltete Seidenbläue, die sich um ihre herrlichen Formen legt, das schwere, schwarze Damastgewand, — es könnte den Reid der Götter erregen! Wer mag sie sein? Von wannen mag sie kommen...?

Am Grabstein steht eine Gruppe von jungen Mädchen, die noch von der „himmlischen“ Partie nach Berchtesgaden und dem schönen grünen, von schroffen Felsensänden eingeschlossenen Königsee schwärmen. Freilich ist ihr Enthusiasmus getheilt zwischen der romantischen Natur und den glänzenden österreichischen Offiziers-Uniformen. Sahen sie nicht dort jene beiden ritterlichen Gestalten wieder, die sie schon in Salzburg bei dem feierlichen Empfang Kaiser Franz Josephs bewunderten? Der eine war der kommandirende Generalmajor von Salzburg, der Andere sein Adjutant. Während sich ein Theil der jungen Damen für die dunkle, männliche Gesichtsfarbe des Ersteren erwärmt, dem das ungarische Feuer aus den Augen bligte, einigen sich die Anderen über den hübschen, blonden Ober-Lieutenant mit dem stolz klingenden böhmischen Namen, dem sie stark

opponirt hatten, als er behauptete, daß das Berchtesgadener Bergmanns-Kostüm ihnen gut stünde. Und sie beschloßen eine Petition an die Redaction der „Frauen-Zeitung“, um dieselbe zu bitten, außer dem blaugeränderten Käpchen eine kleidzamere Grubentracht für die Damen zu erfinden.

Das Stückchen Aetherbläue am Himmel hat die kühnsten Hoffnungen geweckt. Eine Anzahl von Badegästen, welche für Gletscher und Lavinen Passion besitz und sich bereits mit Nagelschuhen, Bergstod und Steigeisen zu einer großen Alpentour gerüstet hat, steht eben in Unterhandlung mit einem weitergebräunten Führer, der aber bedenklich das Haupt schüttelt und in einer ihm unbewußt poetischen Sprache die Bergsege warnt: „Schnee bläht am Firmament, meine Herrschaften!“ Auch ein hinter Maler hat sich mit Leinwand, Staffelei und Sonnenschirm an einem idyllischen Plätzchen niedergelassen, um den Sonnenblick des Himmels zu skizziren. Da kommt eine schneude, rothwangige Sennerin von der Höhe herab, guckt ihm über die Schulter, schaut sich das Bild an und lacht. Der Künstler, ein nicht gerade allzu schüchtern Mensch, benützt den günstigen Augenblick, legt seinen Arm um des Deandls Nieder und raubt ihm den Morgentau. Laut aufschreiend und erröthend macht sich das Mädchen los, flieht den Berg hinunter und läßt ihm das Gelbeißsträußchen zurück, das es von der Alm mitgebracht. In der Nähe des Klosters von St. Zeno steht ein Radonnenbild. Es ist kein unehönes, von irgend einem Dorf-Napheal gemaltes Heiligenbild; man erkennt die Hand eines echten Künstlers an dem milden, gnadenvollen Ausdruck der Muttergottes. Eine schlanke, junge Frau niert vor dem einfachen, hölzernen Gemälde, blickt mit den braunen, seelenvollen Augen zur Maria empor und betet inbrünstig. Dann geht sie langsam den Weg zu dem Orte zurück, grüßt mit anmuthiger Geberde die Vorübergehenden, die sich respectvoll vor ihr verneigen, und lächelt wehmüthig und unendlich liebevoll einem Manne entgegen, der, in einem Kollwagen sitzend, im Kurpark ihrer harret. Ueber das ernste, edle Gesicht des Kranken, dessen Bewegungen den Offizier verrathen, huscht ein Schimmer der Freude, als er sie wiedererkennt. Die breite, stattliche, mit Orden geschmückte Brust läßt einen kräftigen Mann erkennen, der noch nicht ganz die Hoffnung verlor, seine Dienste auch ferner dem theuern Vaterlande zu widmen. Möge die Madonna das Gebet der Gattin erhören!

Es läuten die Mittagsglocken. Die Badegesellschaft zerstreut sich. Dunkles, melancholisches Wolfengewölke verdeckt das Stückchen blauen Himmel wieder; die Sonne, die noch im Augenblick vorher mit Macht die Feuchtigkeit des Bodens aufgefängt hatte, verschwindet und ein wolkenbrudartiger Regen ergießt sich über das Thal. Viele Damen sind schon nach Hause geeilt, um eine neue Toilette anzulegen. Die Table d'hôte beginnt.

M. Kumbauer.

## Verschiedenes

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Sonntagsjäger.** Von B. Genzmer. Siehe das Bild, Seite 161. — Viel Pech an einem Tage. Erst haben sie die Vogel-scheuche für ein Stück Wild gehalten und mordlustig ihre Flinten darauf losgetraut, und als sie sich eben bei ihrem Jagdfrühstück von der Enttäuschung erholen, springt Meister Lampe neben ihnen aus seinem Lager, — so nahe neben ihnen, daß sie ihn möglicher Weise wirklich getroffen haben würden, wenn sie schußbereit gewesen wären. Natürlich ist ihnen eine alte Frau begegnet, als sie auf die Jagd zogen, sie hätten es sich vorher sagen können, daß sie Pech haben würden. An einer Entschuldigunng vor sich und Anderen fehlt es ihnen also nicht. Sie konnten sich freilich auch sagen: „Was Deines Amtes nicht ist, davon laß Deinen Fürwitz“, aber dann müßten sie ihre Flinten rosten lassen und ihre moderne Jagd-Ausrüstung den Rotten überliefern. Und dazu gehört mehr Selbstüberwindung, als man bei Sonntagsjägern voraussetzen darf.

**Ein Besuch.** Von A. Langhammer. Siehe das Bild, Seite 165. — In Großmutter's Jugendzeit kannte man noch keine Eisenbahnen; auch die Postkutschen liefen noch mancherlei zu wünschen übrig, und selbst, wenn man es haben konnte, bequem in eigener Kalesche zu sitzen, wurde das Vergnügen des Reisens doch wesentlich durch schlechte Wege beeinträchtigt. Aber um so liberaler war die Gastfreundschaft, die gefordert und geboten wurde. Man kam noch unangemeldet, man fürchtete noch nicht zu geniren, wenn man ungeeinladet erschien, und man war immer willkommen und wurde erst wieder fortgelassen, wenn alle Mittel, zum Bleiben zu nöthigen, erschöpft waren. Die Menschen waren andere und die Verhältnisse, unter denen sie lebten, erst recht, — behäbiger, ausgeglichener und — anpruchsvoller. Auch auf dem Bilde unseres Künstlers gewinnt man diesen Eindruck. Die Deutschen überrisen sich nicht, weder mit dem Kommen, noch mit dem Gehen, und ihre Anwesenheit stört gewiß nicht die Behaglichkeit des Hauses, das sie besuchen.

## Kunstgewerbliches

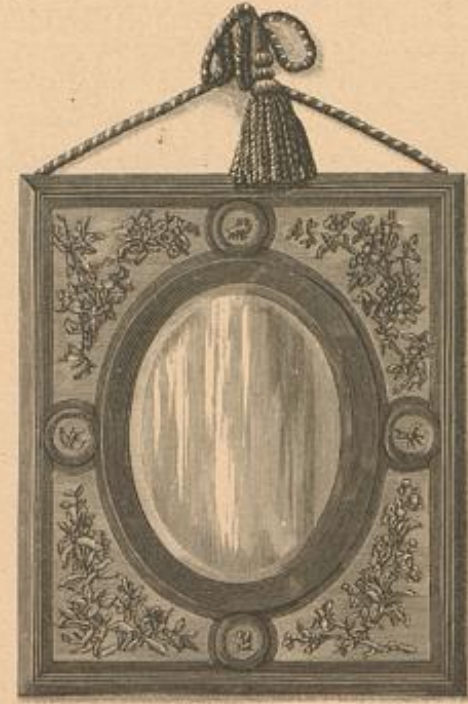
Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche gesetzlich geschützt sind.

Geätzte und farbig decorirte Metallplatten. — Wir haben in der Nummer vom 27. Mai d. J. eine Anleitung zur Behandlung von geätzten und farbig decorirten Metallplatten gegeben und wollen nunmehr noch folgende Ergänzungen hinzufügen. Die beliebteste Art der Färbung der Zinkplatte besteht aus drei Tönen: Messing, Kupfer, Nidel.

Ist die Platte durch Benzol vollkommen gesäubert, so muß sie zur Empfangnahme des ersten Metalls, Messing, in ein galvanisches Institut wandern. Binnen ein bis zwei Tagen kann sie abgeholt werden, sie ist jetzt gänzlich messingfarben geworden. Man schüße die Platte vor jeglichem Ried oder gar Fett und bedeck nun mit dem galvanischen Decklad sämtliche Blätter bis an die Contouren genau zu. Sollte aus Versehen Lack auf den Grund kommen, so entferne man ihn schleunigst durch Waite, welche mit Benzol angefeuchtet worden ist, und hierauf reibe man noch trocken nach. Nachdem die gedeckten Blätter ganz trocken sind, kommt die Arbeit in das Kupferbad. Hiernach sieht man bereits zwei Farben auf der Fläche. Es sei hier erwähnt, daß der Lack nach dem Bade im Institut stets entfernt wird.

Nun deckt man Alles, was von Messing und Kupfer erhalten bleiben soll, also wieder die Blätter und z. B. die kupfernen Blüthen und Knospen; als drittes und letztes Bad ist Nidel für diese Platte gewählt. Man schickt die Arbeit abermals in das Institut und erhält nunmehr am nächsten Tage die dreifarbene Platte zurück, denn der Grund und die Stiele haben den Nidelton angenommen. Diese Folge und Zusammensetzung der Metallfarben ist in der Technik am einfachsten und in der Wirkung höchst reizvoll.

Bei näherem Eingehen auf die Arbeit lassen sich noch mannigfache Abwechslungen in coloristischer Beziehung hervorbringen. Es seien davon einige bezeichnet, z. B. der Grund Messing, das Pflanzenwerk oder Ornament in Kupfer und Nidel. Dabei ist zu beachten, daß der Messinggrund vor dem Kupfer- und Nidelbad gänzlich gedeckt werden muß. Ferner Kupfergrund, dazu Nidel und Messing die Zeichnung. Hier genügt einmaliges Decken des Grundes.

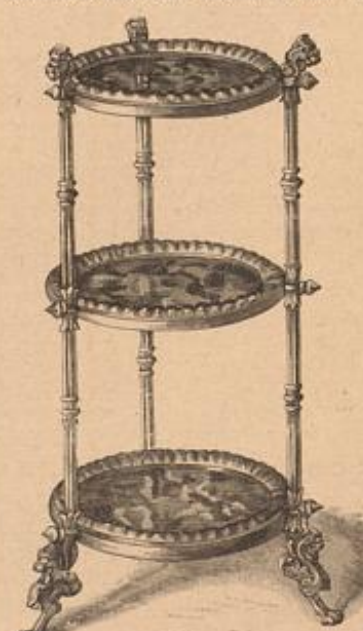


Zu den drei erwähnten Bädern tritt, wenn man vier Farben nehmen will, noch das Bronze-Bad, welches zwischen Kupfer und Nidel eingeschoben wird. Wenn es nicht auf den doppelten Preis der Bäder ankommt, der nehme auch noch Gold und Silber. Für Gold ist allein Bronze der beste Ersatz, und Silber ist in den meisten Fällen vom Nidel ganz verdrängt. Stahl ist sehr selten anzuwenden, es läuft leicht an und erhält dann blaue Schattirungen, die wie Flecke aussehen.

Um das Metall vor äußeren Einflüssen zu bewahren, muß es lackirt werden, und es erweist sich hier der Benzol-Lack als bestes Schutzmittel. Er ist wasserklar, trodnet bereits während des Ueberstreichens, daher gehört Geschicklichkeit dazu, wenn nicht nach dem Trodnen ungehörige Pinselstreifen wahrgenommen werden sollen; man halte den Metall-Gegenstand am besten schräg und gieße den Lack auf. Benzol löst ihn auf, sollte der Ueberzug nicht gerathen sein.

Eine außerordentliche Wichtigkeit hat bei diesen Arbeiten die Anwendung der Patina erlangt, welche nicht allein einzelnen Metallen einen eigenartigen Reiz verleiht, sondern auch Tiefen hervorbringt, helle Töne abstimmt und vermittelnde Nuancen herstellt. Die Patina ist nur dann zu gebrauchen, wenn die Arbeit keines Bades mehr bedarf. Patinieren nennt man das „Wirkenlassen“ bestimmter chemischer Reagentien auf nassem Wege; es wird dadurch eine Oxidation hervorgerufen, welche dem Metall eine dunklere Färbung giebt. Diese Manipulation läßt man gleichfalls in dem galvanischen Institut vornehmen, denn es gehören auch dazu die nöthigen Einrichtungen. Der oftmals üble Geruch der Chemikalien gehört nur in ein derartiges Laboratorium, nicht aber in Privaträume. Patina eignet sich vorzüglich zum Tiefersärfen des Kupfers, Nidels und der Bronze. Es müssen allerdings zu diesem Zweck alle die Theile der Zeichnung gedeckt werden (und zwar besonders stark), welche später hell hervortreten sollen. Der Lack muß außerordentlich trocken sein vor der Ablieferung der Platte im Institute. Die Zeichnung in Nidel, dazu Bronze-Patina-Grund, sieht eigenartig aus, ebenso umgekehrt.

Des Weiteren kann man auch ganze Flächen nach dem Achen patinieren lassen, entweder bildet Bronze-Kupfer oder Nidel den Untergrund. Man verleiht der im Ganzen einen düsteren Eindruck machenden Platte später dadurch Licht, daß man vermittelst des Stiftes die bereits tiefgeätzten Aern, resp. Theilungslinien der einzelnen Blätter und Blüthen noch einmal nachzieht, wodurch das ursprüngliche Metall (Zink) wieder lebhaft zum Vorschein kommt und den Gesammt-Eindruck hebt. Der Localton hat, beiläufig gesagt, die größte Aehnlichkeit mit dunkel gebeiztem Leder. Diese patinirten Platten erfordern ebenfalls einen Benzol-Lack-Ueberzug. Somit wäre die Anleitung speciell für die Herstellung geätzter und galvanisch gefärbter Metallflächen beendet, und es sei nur noch ein Wort über die Anwendung derselben gestattet.





Da die Platten zuvor in jeder Form und Größe geschnitten werden können, dienen sie vor Allem dem Kunstgewerbe in Verbindung mit Holz, Bambus, Tuch etc. Es mögen etliche geeignete Gegenstände namhaft gemacht werden, die sich immer besonderer Gunst erfreuen dürfen.

Da sind z. B. Tischplatten, rund (fünfundzig bis sechzig Cent. Durchmesser) oder sechseckig geschnitten, in Bambus, auch nach orientalischem Geschmack, in Holz gesägt, ferner Einlagen für Confolbretter, Hoch- und Langformat. Als Mittelstück zu einem Ofenschirm eignet sich Metall ganz vortrefflich und je harmonischer es im Colorit ist, desto feiner wird der Eindruck. Auch Truhen und Schrankthüren lassen sich mit diversen Platten schmücken, ebenso Schreibmappen, Albums, die in Tuch gebunden werden, Bilder- und Kalender-Rahmen, Adress-, Tage- und Ausgaben-Bücher, Bloks in jeglicher Größe, Schreib-Unterlagen mit dreieckig zugeschnittenen und goldthehen Ecken, kurzum, jede einigermassen sichtbare Fläche ist leicht mit einer galvanisirten Platte zu verzieren.



Tablets und Teller, die in Gebrauch genommen werden sollen, erhalten am besten nur ein Nidelbad ohne Patina, denn letztere würde durch häufiges Putzen leiden, während Nidel dauerhaft ist. Sollten sie zu Wand-Decorationen bestimmt sein, so muß vor dem Galvanisiren eine Dese hinten angelöthet werden. Jedenfalls ist wohl zu constatiren, daß die Phantasie desjenigen lebhaft angeregt wird, der sich in die beschriebene Technik vertieft und schaffend Neues zu bringen bemüht ist. Es würde sich für viele, allerdings nur kunstgeübte Hände, eine neue Erwerbsquelle öffnen, wenn kein Opfer gescheit wird. Dasselbe besteht darin, daß man häufig, um diese oder jene Arbeit schneller zu beenden oder um den Weg zu ersparen, in der Fabrik unter den Arbeitern und Arbeiterinnen sitzen, über und neben sich die laufenden Mäder, und dabei jegliche Perforirtheit zu Hause lassen muß. Die Metall-Industrie hat noch ein weites Feld zu bearbeiten, und Künstlerinnen sowie Künstler sollten sich immer mehr Mühe geben, speziell den galvanischen Arbeiten durch ihre Hülfe einen künstlerischen Aufschwung zu ermöglichen.

H. Lehnert.

# Aus der Straßewelt.

Berlin. — Der Tausch des jüngsten preussischen Prinzen ist alsbald ein anderes frohes Ereigniß am kaiserlichen Hofe gefolgt. Der offizielle Reichsanzeiger publicirte am 3. September die Verlobung Ihrer Kgl. Hoheit der Prinzessin Sophie Dorothea Alice von Preußen, Schwester Sr. Majestät des Kaisers und Königs, mit Sr. Kgl. Hoheit dem Kronprinzen Konstantin von Griechenland, Herzog von Sparta, Sohn Sr. Majestät des Königs der Hellenen und Ihrer Majestät der Königin der Hellenen, Olga Konstantinowna, Großfürstin von Rußland. — Die erlauchte Braut wurde am 14. Juni 1870 in Potsdam als das fünfte Kind weiland Kaisers Friedrich geboren; ihr hoher Verlobter erblickte am 21. Juli alten Stils (2. August unserer Zeitrechnung) 1868 zu Athen das Licht der Welt.

Wien. — Das seltene Fest der diamantenen Hochzeit feierten kürzlich der ehemalige preussische Ministerpräsident Rudolf Camphausen und seine Gemahlin, welche gegenwärtig ihre Villa in Rüngsdorf am Rhein zum Sommeraufenthalt benutzen.

Minden. — In Driburg ist vor Kurzem die Gräfin zur Lippe, Tochter des ehemaligen westfälischen Oberpräsidenten von Binde und Schwester des bekannten Parlamentariers Georg von Binde, gestorben.

Wien. — Für den Geburtstag der kleinen Tochter des Kronprinzen Rudolf, welche demnächst fünf Jahre alt wird, bereitet der erlauchte Thronfolger viele Geschenke vor. Darunter befinden sich auch sämmtliche prächtig gebundene Schulbücher, welcher eine Schülerin der ersten Volksschulklasse für ihre Studien bedarf. Ferner die nöthigen Hefte, Federhalter, Bleistifte, die Zeichenvorlagen u. s. w. Die Prinzessin wird nämlich schon in diesem Jahre anfangen, gerechrecht zu studiren, die erste Klasse durchmachen und, dem Wunsche des Kronprinzen huldigend, wie jedes andere privat lernende Kind alljährlich vor einer Landes-Schul-Commission Prüfung ablegen. Prinzessin Elisabeth, die bis jetzt nur vom Wissen naschen durfte, freut sich nicht wenig, daß sie jetzt schon ordnungsgemäß lernen darf und also den anderen gleichalterigen Kindern stets um eine Klasse voraus sein wird.

Lurin. — Die Kaiserin Eugenie, welche sich mit den Vorbereitungen zur Vermählung ihrer Nichte, der Prinzessin Vätitia mit dem Herzog von Kosta beschäftigt, hat öffentlich erklärt, daß sie am Hochzeitstage ihrer Nichte auch drei junge Bräute in reichlicher Weise ausstatten wolle. Die Mädchen müssen im gleichen Alter mit Prinzessin Vätitia stehen, eine soll eine Französin, die zweite eine Italienerin, die dritte eine Engländerin sein. Die betreffenden jungen Damen haben keine andere Aufgabe, wenn sie der Wohlthat theilhaftig geworden, als jedes Jahr an ihrem Hochzeitstage in die Kirche zu gehen und ein Gebet für den Herzog von Kosta und seine Gemahlin zu sprechen. Selbstverständlich sind die Bewerberinnen sehr zahlreich, umso mehr, als auch Prinzessin Vätitia erklärte, sie wolle den betreffenden Mädchen je ein Hochzeitgeschenk machen.

# Die Mode.

Nachdruck aus im Einzelnen verboten.

Wien. — Eine der glänzendsten Brautausstattungen, wobei ein immerer Luxus, gepaart mit feinstem Geschmack, entfaltet wurde, ist kürzlich aus den Ateliers eines großen Wiener Hauses (J. A. G. Spitzer)

hervorgegangen. Jedes einzelne Object dieses prachtvollen Trouffeau repräsentirte das Neueste und Eleganteste, was die Mode auf den Gebieten der Toilette und Wäsche erfunden. Die gegenwärtige Moderrichtung kann somit durch nichts genauer und deutlicher bezeichnet werden, als durch eine Schilderung der hervorragendsten, bei diesem seltenen Brauttrouffeau vertretenen Novitäten.

So wie bei modernen Damen-Kostümen Stoffe, Schnitte und allerlei kleine Toiletten-Zuthaten, — z. B. die vorn gekreuzten Fichus an den Taillen, — der Zeit Louis XVI. entnommen sind, darf bei den heutigen eleganten Wäsche-Ausstattungen die seidene Leibwäsche nicht fehlen, für welche ja bekanntlich Königin Marie Antoinette eine große Vorliebe gehegt hatte. Der in Frage stehende Trouffeau barg denn auch ebenso zahlreiche wie reizende Exemplare von mit Stickereien und kostbaren Valenciennes-Spizen reich geschmückten und mit leichten Schleifen und Colarden von schmalen Noirs-Band besetzten Hemden und Beinkleidern aus Foulard in theils blaß-rosa, theils blaß-himmelblauer oder Crème-Farbe. Die überaus feinen leinen Batisthemden hinwieder, sowie die denselben stets analogen Beinkleider zeigten große Abwechslung in ihrem durchweg höchst geschmackvollen Arrangement. Sie waren, erstere an Halsauschnitt und Achsel, letztere mit feiner, sogenannter Margueriten-Stickerei, — in welcher diese lieblichen Blüten dicht an einander gereiht erschienen, — oder mit einfachen, von farbigen Bändern durchzogenen Säumchen geschmückt. Andere dieser Hemden- und Beinkleid-Garnituren, die kunstvoll in Halbbrunde plissirt, von Entro-doux aus echten Valenciennes anmuthig unterbrochen, mit den gleichen, köstlichen Spizen garnirt und mit graziosen Band-schleifen in blaß-rosa, blau oder crème Noirs befeht waren, boten Gelegenheit, industrielle Schöpfungen zu bewundern, welche den höchsten Luxus veranschaulichten, der bei solchen intimen Bekleidungs-Objecten anzuwenden nur immer möglich ist. Ebenso kostbar wie die Tags-, waren die batistenen Nachthemden mit farbigen Noirs-Schleifen und Spizen-(Valenciennes-) Jabots. Allerdings, eine wahre Augenweide bietend, erschienen die zierlichen Röschchen und Frisirmäntel aus weißem Mull, besetzt mit blauen Pois und reichem blauen Bänderfchmuck. Auch die verschiedenen Planel-Garnituren, durchweg in sehr blaffen Farben gehalten, boten einen lieblichen Anblick; sie machten den wohlkligsten, behaglichsten Eindruck. Eine ganz außerordentliche Neuheit, freilich nur Wenigen zugänglich, sind jedoch die modernen Kostüm-Unterstände mit drei hohen Bolants, deren jeder mit breiten, echten Point d'Irlande kostbarster Art garnirt ist!

Die Toiletten, welche alle, auch nur in Kürze, zu schildern, leider der Raum gebricht, brachten eine Fülle von bisher nie gesehenem, Neuem. Höchst vornehm und dabei von relativer Einfachheit war die Anordnung der Brautrobe aus milchweißem Poul de Soie, das Debant von weißem Gazestoff mit dichter, kunstreicher weißer Stickerei bedekt, und die lange glatte Schleppe, rundum besetzt mit einer breiten, herrlich gewundenen Rhyten-Guirlande. Noch besser gefiel uns eine andere weiße, sogenannte „Thee-Toilette“ für die ihre Gäste empfangende junge Hausfrau. Diese Robe, aus schwerer weißer Seide, endigte in einer langen Schleppe, die rundum eine schön gezeichnete Bordüre schmückte, welche mit weißen orientalischen, prächtig und dennoch milde schimmernden Perlen gefickt erschien. Die vornehm geschnittene Taille trug analogen Schmuck. Den Gegensatz zu dieser weißen bot eine schwarze, nicht minder vornehme Thee-Toilette aus kostbarem Noirs-Stoff. Auch hier war die Schleppe mit einer Bordüre umsäumt, deren originelle Zeichnung eine Stickerei in schwarzen Jetperlen reizend wiedergab, während der Lüllrock, dicht mit Perlen besetzt, weithin glitzerte und strahlte. Eine dritte, für gleiche Gelegenheiten bestimmte Toilette voll lieblichster Wirkung zeigte auf dem blassen, moosgrünen oder blauen, — wie man es nehmen will, — Seidengrunde, aus welchem diese Robe (Prinzesskleid), ein wahres Rixen-Gewand, arrangirt war, gleichfalls um die Schleppe herum eine prächtvolle, sehr breite Stickerei in blühenden Silberfäden und ein ähnliches, piquantes Arrangement der fleischamen Taille sowie der Kermelchen. Besonders originell aber war eine wirkungsvolle Thee-Toilette aus Crêpe de Chine, in blasser corallen-rother Farbe, mit langer Schleppe, die vorn ein reiches, grazios angeordnetes Jabot mit Knoten aus Noirs geschmückt zeigte und darüber ein prächtvolles, überaus fleischames, vorn offenes Jacket aus kostbarem schwarzen Sammet.

Die Schilderung einer Reihe von Kostümen, Negligé- und Soirée- wie Diner-Toiletten, die sämmtlich diesem reichen Brauttrouffeau angehörten, behalten wir uns vor.

Paris. — Da die Mäntel in der weiblichen Toilette gegenwärtig einen bedeutenden Platz einnehmen, so sei hiermit auf ein ebenso reiches wie geschmackvolles Modell aufmerksam gemacht. Der Mantel, aus rauchgrauer schwerer Faile, hat die Form „Maria Theresia“ und bildet ringsum Tollfalten, die von Garniturstreifen aus Stahlspize über rosa Seide unterbrochen werden. Der Hut giebt ein genaues Bild der diesjährigen Winterhüte. Aus rauchgrauem Filz und mit Sammet gefüttert, ist er mit einer Federborte am Rande eingefast, über den lange Straußenfedern niden.

— Unsere jungen Damen, welche alle einen kleinen Anflug von Koletterie besitzen, suchen stets nach Toiletten, die sich von dem Alltäglichen unterscheiden. Kein Wunder, daß die großen Modistinnen ihnen hierin entgegenkommen. So können wir von einem sehr hübschen Anzug berichten, der den Beifall aller unserer jugendlichen Leserinnen erringen wird. Dieser Anzug besteht aus loutrebraunem Sammet, chamois Bengaline und beigefarbenen Tuchauflagen. Diese Zusammenstellung ist außerordentlich glücklich, besonders durch die Art, wie das Tuch verwendet worden. Dasselbe bildet den breiten Umlegebogen, die aufgelegten Streifen des Rockes und den kleinen Schoß, den ein Sammetgürtel mit Schlupfen befestigt. Die kurze, halbgeöffnete Taille verzieret ein Jabot aus langquerrtem Seiden-Ruffelin. Ein Sammetlah ergänzt beliebig den Aufschnitt; in diesem Falle fügt

man den Kermeln schmale Sammetstreifen an, die dann mit dem Laß zusammen scheinbar eine Untertaille bilden.

— Für die Herbstpromenade ist der schwarze Spizehut die Kopfbedeckung aller eleganten Damen. Abgesehen von seiner Feinheit hat er auch den Vortheil, sehr kleidam und stets am Plage zu sein. Dieses Jahr macht man die Spizehüte aus einer Chantilly-Imitation, die einige Lehnlichkeit mit der spanischen Spize hat; die Blumen treten mehr hervor, als an den echten Chantillys, wodurch sie reicher und schwerer erscheint. Die Garnitur besteht in einer schwarzen oder farbigen Schleife, die eine Blume mit Sammetblättern hält.



— Besondere Aufmerksamkeit verdient ein Kostüm, welches zugleich Kleid und Mantel bildet. Zum Herbst und Winter wird dasselbe große Erfolge feiern. Der Stoff ist bunt gestreifter, dunkelgrüner Wollen-Pellin; für den unteren Rock kann dieser beliebig glatt sein. Das Ueberkleid, dessen Rock der Taille angelegt ist, statten Aufschläge aus quer genommenem Stoffe aus. Unsichtbare Falten und Oesen befestigen das Mantelteil am Rücken, in der Taille und am Halsauschnitt, sodas man es im Zimmer ablegen kann. Die Verzierungen, welche die Haupttheile der Toilette hervorheben, bestehen entweder aus schrägem grünen Sammet oder aus einer grünen oder buntfarbigen Wollvorle.



— Bei der außerordentlichen Fülle und Mannigfaltigkeit der Taschentücher kann es kaum Wunder nehmen, daß es hierin keine eigentliche Neuheit zu verzeichnen giebt. Indessen ist zu bemerken, daß ausgezackte Ränder und gestickte Blätterborten noch immer den Vorzug erhalten,



da diese Art von Taschentüchern, beliebig mit oder ohne Buchstaben, zu jeder Toilette paßt. Die punktirten Tücher sind für den Hausanzug berechnet, sowie die mit gestickten Einfähen und doppelten Spizen-Bolants sehr elegante Seidenroben begleiten.

— Für Knaben von sechs bis acht Jahren ist es sehr schwer, etwas Neues zu erfinden, weshalb wir uns glücklich schätzen, unseren Leserinnen einen eben vollendeten allerliebsten Anzug für das genannte Alter vorführen zu können. Der Anzug besteht aus hellbraunem Tuche und zeigt an der Jacke fahrtrothe Aufschläge über einem Hemdchen von ceru-farbenem Crepon. Ist die Jacke auf den Seiten geschlickt, läßt das kurze Beinkleid eine schmale Crepon-Puffe am unteren Rande



sehen. Zu dem zierlichen Anzug gehört eine Mütze von gleichem Tuch mit rother Einfassung.

— Unsere Abbildung stellt eine Wand-Decoracion in einem Jagdschlosse des Waldes von Rambouillet dar. Von einem Grunde aus fahrtrothem Tuche hebt sich in einer Umrahmung alter Waffen ein statlicher Hirsch ab. Die im Renaissance-Stile gehaltene Jardiniere aus patinirter Bronze ist mit Heidekraut, Moos, Farn und anderen Waldgewächsen gefüllt. Möbel und Fensterordnungen des Pavillons sind hellgrün, letztere mit altrosa Seide gefüttert und mit kurzen Franzen aus rothen und grünen Pompons besetzt.



# Handarbeiten.

Nachdruck aus im Einzelnen verboten.

Orientalische Goldstickerei wird zur Zeit viel ohne Unterlagen auf Fries ausgeführt. Für diese bedeutend vereinfachte Arbeitsweise dient animalischer, dreifach genommener Goldfaden, den man nur ganz lose anzieht, wodurch die Stickerei sehr gefällig wirkt. Die Muster dieser zu Kissen, Lambrequins, Bordüren etc. geeigneten Arbeiten sind, dem kräftigen Grundstoff entsprechend, in großen Zügen und im Charakter der orientalischen Stickereien gezeichnet. Sehr hübsch wirken in den Grund eingefegte Felder von abwechselnder Farbe. Der Stoff wird unterwärts fortgeschritten, sodas das eingefegte Stück genau den auszufüllenden Raum einnimmt.



Zum besseren Halt der aneinanderstößenden Stoffränder, welche später durch die breiten Contouren der Stickerei gedeckt werden, fähert man solche Flächen durch eine rings etwa 1 Cent. breit über-



stehende Unterlage aus schwarzem Baumwollen-Kastig. Die für ein Rückentissen verwendbare Vorlage zeigt zu rothem Grundstoffe hufarenblaue Felder eingeseht. A. D.

Bei der zur Zeit herrschenden Vorliebe für Macramé-Arbeiten dürfte es unseren Leserinnen erwünscht sein, wenn wir sie an dieser Stelle auf einen kleinen, von Fräulein Helene Weidenmüller in Gassel erfundenen Apparat zur Herstellung von Macramé-Franzen, Borten u. aufmerksam machen. Derselbe ist gleich dem mit Abb. 46-47 in der Nummer vom 17. Juni dargestellten sehr geschickt konstruirt, jedoch bedeutend kleiner als jener, und daher für größere Arbeiten kaum ausreichend. Beide Apparate gleichen sich insofern, als man auf ihnen die Einlagefäden fest spannen und das fertige Stück aufrollen kann. Der ersterwähnte, mittelst einer eisernen Schraube zu befestigende Apparat besteht in



einem flach gepolsterten, auf schräg aufsteigendem Holzgestell ruhenden Kissen von 25 Cent. Länge zu 20 Cent. Höhe. Links neben dem Kissen befindet sich eine von Eisenstäben gehaltene Walze, der in ganzer Länge eine schmale Messingleiste mit dichter Löhcherreihe eingelassen ist. Letztere wiederholt sich am oberen Rande einer rechts vom Kissen befestigten Messingleiste, an welcher außerdem, wie längs der Vorderwand des Gestelles, kleine Messingfedern zur geordneten Befestigung der Knüpfäden angebracht sind. Beim Spannen der Einlagefäden werden diese zunächst je in einem der an der Rolle befindlichen Löhcher festgeklopft, durch das entsprechende Loch der gegenüber liegenden Leiste gezogen und schließlich in der Feder unterhalb desselben befestigt. Zum Widen von Picots, größeren Schlingen u. bedient man sich kleiner (1 1/2 Cent. langer), gabelförmiger Nadeln, die zu dem Apparate geliefert werden. Ist ein Stück in der Länge des Kissens fertig geklopft, so steckt man die etwa gebrauchten Nadeln ab, indem man die Arbeit emporschleibt, zieht die Spannfäden unter den Federn hervor und rollt den vollendeten Theil auf die Walze, um dann die Einlagefäden aufs Neue zu spannen. A. D.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Ein Jagd-Diner.

Erbsuppe mit Schweine-Ohr . . . . . Recept 1340.  
Caviar, Austern.

- Gannelons mit Wild-Purée . . . . . Recept 1341.
- Pastete von Rebhuhn . . . . . Recept 1342 u. 1343.
- Hammstrücken mit Teltower Rüben.
- Sauerfohl mit gebadenen Austern.
- Karpfen, blau gefocht, mit Caviar-Sauce.
- Zander au four.
- Rehrücken, Salat, Compot.
- Stangen-Spargel.
- Morcheln.
- Gefrorenes von Pistazien. Römischer Punsch.
- Baumkuchen, Dessert, Butter und Käse.

Es zeichnet sich ein Jagd-Diner fast immer durch ein großes Menu und die Consistenz seiner Speisen aus; die Erbsuppe fehlt nie, ebensowenig Sauerfohl, Pasteten von wildem Geflügel, Wildbraten und Baumkuchen.

Recepte.

1340. Erbsuppe mit Schweine-Ohr. Man macht zunächst ein gut gepökeltes Schweine-Ohr in Wasser gar und schneidet es in feine, etwa zolllange Streifen, kocht einen Liter Erbsen mit Wurzelwerk weich, gießt sie ab, streicht sie durch ein Sieb, füllt auf die angegebene Menge zwei Liter gute Rinder-Bouillon, läßt die Suppe tüchtig durchkochen und giebt ein wenig fein pulverisirten Majoran, das geschnittene Schweineohr und geröstete Semmel-Croutons hinein.

1341. Gannelons mit Wild-Purée. Von einem Hasen- oder einem Rehrücken löse man das Fleisch der Länge nach in einem Stück, schneide ein jedes der so erhaltenen Filets in schräge, etwa einen Finger dicke Scheiben und klopfe diese mit dem Messer flach. Von dem übrigen Wildfleisch bereite man eine Farce, der man, — die Hälfte von dem Gewicht des Fleisches, — an Luftspeck, den dritten Theil an geweißtem, gut ausgebrühtem Weißbrod, zwei Eigelb, ein ganzes Ei, Salz, Pfeffer, wenn möglich Trüffel, — fein gewiegt, — oder Trüffelshalen und eine Messerspitze pulverisirten Thymian zusetzt; das Ganze wird fein gehackt, gewiegt und gestochen durch ein Haarsieb gestrichen. Mit dieser Farce wird eine jede der Fleischscheiben fingerdicke bestrichen, zu einer kleinen Düte gedreht, die an einem Ende spitz, an dem anderen offen und mit dünnen Holzspindeln, — die man sich zuvor schnitt, — zusammen gesteckt ist. In eine Pfanne mit zerlassener Butter gelegt, läßt man diese Gannelons 1/2 Stunde dämpfen, und gießt, sollte der Saft zu kurz werden, ein wenig Brühe hinzu, um sie saftig zu erhalten. Beim Anrichten auf einer runden, mit einem Teigrand verzierten Schüssel, zieht man die Holzspindeln heraus, legt die kleinen Düten mit der spitzen Seite nach innen, der offenen nach außen und steckt in diese abwechselnd einen Krebschwanz oder eine Trüffelscheibe, schichtet sie pyramidenförmig auf, bestricht sie mit etwas zerlassener Glace und füllt rings herum eine Trüffel-Sauce. Die den Schüsselrand umgebende Rubel-Bordüre bereitet man von vier Eiern, die mit so viel Mehl gemengt werden, daß die Masse einen festen Teig ergibt, der, messerrückenbreit ausgerollt, in einen zollhohen Streifen geschnitten, mittelst eines feinen Ausstechers geschmaddvoll ausgestochen und zum Trocknen auf die mit ein wenig Eigelb bestrichene Schüssel gesetzt wird. Oft bedient man sich beim Serviren deraartiger feiner Entrees, Ragouts u. auch silberner Ränder oder eben solcher flacher Casserolen.

1342. Pastete von Rebhuhn. Das Brustfleisch von vier Rebhühnern löst man vom Knochen, zieht die Haut ab, und schneidet eine jede Hälfte, je nach der Größe, in zwei bis drei Scheiben, spickt diese und schneidet sie in einigen Minuten in zerlassener Butter steif. Das Fleisch der Keulen bratet man ebenfalls saftig gar, löst es vor den Knochen und Sehnen, stößt es mit 1/2 Kilo gut ausgefahitem Kalbfleisch im Mörser fein, vermischt es mit 1/2 so viel Panade, 1/2 so viel Butter als die Fleischmenge beträgt, giebt Pfeffer, Salz und fein gehackte Trüffelshalen dazu und streicht es durch ein Haarsieb. Weiter bereitet man einen Dressirtreis von 1/2 Kilo Mehl, 125 Gr. Butter, vier Eigelb, einem mittelgroßen Löffel Wasser und etwas Salz. Das Mehl wird auf ein Brett oder einen Backtisch gestreut, in die Mitte eine Vertiefung gemacht, in diese die Butter, zu kleinen Stücken zerflückt, Salz, Eier und Wasser gethan. Zudem man nun diese Bestandtheile nach und nach durch einander rührt, knetet man die Masse bis sie einen glatten Teig bildet, der, mit einem Tuche bedeckt, bis zu weiterer Verarbeitung mindestens 1/2 Stunde ruhen muß. Dann rollt man ihn etwa halbfingerdicke aus und schneidet daraus eine runde Platte von der Größe, welche man für die Pastete geeignet findet. Den übrigen Teig knetet man zusammen, rollt ihn abermals halb fingerdicke aus und schneidet ihn zu einem etwa 10 Cent. breiten und so langem Streifen, als der Umfang des bereits hergestellten Bodens beträgt. Dieser, auf ein Butterpapier gelegt, wird rings herum mit gequirtem Eigelb bestrichen, der für den Rand bestimmte Streifen vorsichtig darauf gestellt, mit den Fingern fest angebrückt, auch die beiden Enden sorgfältig über einander gelegt und zusammen gepreßt, damit sich weder der Schluß noch eine stärkere Stelle bemerkbar macht. Diesen so erhaltenen „Pasteten-Topf“ kann man nun beliebig mit dem knet-eisen bunt kniffen oder ihn mit, — vom Rest des Teiges, — ausgestochenen Blättern, Rosetten u., die ringsum außen aufgelegt

und mit Eigelb angebrückt werden, verzieren. Die ganze mit Eigelb bestrichene Form aber umgiebt man mit einigen gebutterten Papierstreifen und bindet diese mit Bindfaden fest. In den leeren Innenraum füllt man Erbsen, backt die Form blind im Ofen so lange, bis sie fest geworden ist, ohne sich zu färben. Ist dies geschehen, so nimmt man die Erbsen heraus, streicht auf den Boden die Farce 1 1/2 Finger dick, arrangirt darauf die Brustscheiben der Rebhühner, giebt geschnittene oder auch ganze, geschälte und in Rothwein gar gemachte Trüffel dazu, und fährt so abwechselnd fort, bis die Pastete einen Finger breit unter dem oberen Rand gefüllt ist. Mit Speckscheiben bedeckt, wird sie abermals in den Ofen gehoben, und in 1 Stunde zu schöner brauner Farbe gebacken. Beim Anrichten werden die Papierbänder gelöst, die Speckscheiben und das oben angelammelte Fett entfernt, etwas „Fumet-Sauce“ übergegossen, der übrige Theil derselben in einer Saucière apart präsentirt und die Pastete warm auf die Tafel gegeben.

1343. Fumet-Sauce. Man kocht zu dieser Sauce den Fleisch-Abfall und die Knochen der Rebhühner mit einem Glase Rothwein und ein wenig Bouillon kurz ein, sodas sich ein brauner Syrup an den Boden der Casserole zu sehen scheint, den man so vorsichtig sein muß, nicht anbrennen zu lassen. Ist der Fond ganz kurz geworden, so gießt man Fleischbrühe auf, thut eine Zwiebel, ein Lorbeerblatt, etwas Petersilie, Thymian oder Basilicum hinzu, läßt die Brühe 1 1/2-2 Stunden tüchtig kochen, gießt sie durch ein Tuch, entfettet sie und läßt sie auf die Hälfte einkochen. Mit einem Löffel Braunmehl feimig gemacht, bekommt sie zuletzt den Zusatz von einem Glase Madeira und wird beim Anrichten mit etwas Glace verrührt. G. R.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Ruhbaum-Möbel blank zu reiben. — Wie kann man „ausgeschlagene“ Ruhbaum-Möbel wieder blank reiben, ohne sie aufzupoliren? G. R.

Gras zwischen Pflastersteinen auszurotten. — Wie kann man das zwischen Pflastersteinen wuchernde Gras gänzlich ausrötten. Das Ausjäten ist erfolglos und sehr beschwerlich. J. v. G.

Antworten.

(Auf die betreffenden Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Lackleder (152). — Ein sehr gutes Mittel gegen das Brüchigwerden des Leders besteht in dem neuerdings aus Schafwolle hergestellten, gereinigten Lanolin, das mit einem Lappchen aufgetragen wird. Auch gelbes Vaseline, in derselben Weise angewendet, und Einreiben mit erwärmtem Ricinusöl sind zu empfehlen. Die genannten Fette ziehen schon nach einigen Minuten ein und brauchen nur ein- bis zweimal in der Woche aufgetragen zu werden, da sie das Schuhwerk mehrere Tage lang geschmeidig erhalten. Sehr oft wird Fischthran und Leinöl zur Einreibung benutzt; diese Mittel sind aber weniger anzurathen, weil das Leder nur kurze Zeit davon durchtränkt bleibt und dann wieder hart und brüchig wird. Von großem Nachtheil für das Lackleder ist die Einwirkung von Sonne und Wärme; der Lack springt ab und der Glanz verschwindet. Deshalb sollte das Schuhwerk immer im Dunkeln stehen, was auch auf die Haltbarkeit des Gummizuges einen günstigen Einfluß übt. Um seine Lederstühle glänzend und weich zu erhalten, möge man sie zuweilen mit Eiweiß bestrichen oder mit einer Speckschwarte abreiben. Mathilde K. in Bingen.

G. v. P. — „Madame Theresie Cabarrus“ war die Tochter des spanischen Ministers Grafen Cabarrus. Sie wurde am 31. Juli 1773 in Saragossa geboren und gegen ihren Willen mit dem Parlamentarier de Fontenay verheiratet, dem sie nach Paris folgte, wo sie sich als eifrige Anhängerin der Revolution bewies und 1793 von ihrem Gemahl scheiden ließ. In Verdranz lernte sie den Deputirten Tallien kennen, der sie aus dem Gefängnisse befreite, als sie zur Zeit der Schreckensherrschaft inhaftirt worden war. Sie heirathete Tallien, doch wurde die Ehe wieder getrennt, als der ehemalige Volkstribun sich auf die Seite des General Bonaparte schlug. Die schöne Theresie nahm nun ihren Mädchennamen wieder an, bis sie sich 1805 zum dritten Male — mit dem Fürsten Chimay — vermählte. Sie starb am 15. Januar 1835 in Brüssel.

A. B. — Wenden Sie sich an die Directionen der Theater ohne Angabe eines Namens auf der Adresse. — Was eine Zeichnerin, welche die Zeichnung des Letzte-Reinens in Berlin befehlt hat, in Deutschland verdienen kann, ist in dieser Allgemeinheit schwer zu beantworten. Es kommt Alles auf die Leistungen der betreffenden Dame, sowie auf das spezielle Fach an, in welchem sie sich ausgebildet hat. G. R. — Leider nicht verwendbar.

Bezugsquellen: Orientalische Goldstickereien: Seite 168, Stiebel und Schmidt, Berlin W., Friedr. 78. — Apparat zur Herstellung von Macramé-Franzen u. s. w., Seite 168; Helene Weidenmüller, Gassel, Oriolansstr. 13, und E. Heinze, Berlin W., Friedr. 180.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt, sowie für die Abonnenten der Großen Ausgabe ein Modenbild.

In nächsten Quartale der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ werden u. A. folgende werthvolle Beiträge zur Veröffentlichung gelangen: „Die Last des Goldes“, Novelle von Balduin Groller; „Römische Geschichten“ von Richard Vogt; „Ein Inseltag“, Novelle von E. Merk; „Weißes Haar“ von Helene Pichler; „Die Visite“ von Marie von Ebner-Eschenbach; „Unsterblichkeit“ von H. Villinger; „Die Rose“ von E. Biller; „Unter dem Niagara-Falle“ von Doris Freiin von Spaettgen; „Selbstherrlich“ von Alfred Friedmann; „Hoher Besuch“ von A. von Gersdorff; „Wie einst im Mai“ von J. Boy-Ed; „Vom Rheingau“ von A. Baron von Roberts; „Entdeckt“ von D. Duncker; „Die Rechte der Frauen“ von Marie Kirschner; „Die Mäusen im Hause Neu-Wied“ von Julius W. Braun; „Eine ästhetische Streitfrage“ von Gerhard von Amyntor; „Kindermoden“ von Eufemia Gräfin Ballestrem; „Training“ von Ottomar Beta und weitere Erzählungen, Skizzen und Feuilletons von F. Meister, Claus Soest, F. Ch. B. Avé-Callement, E. von Wald-Jedtwig, G. Böttcher, Hanns von Spielberg, Gabriele von Lieres, Ernst Otto Hopp, Julius Weil, Gustav Karpeles, Jenny Hirsch, Jakob von Falke, Max Haushofer, E. Vely, Elise Polko, Heinrich Seidel, Helene von Goehendorff-Grabowski, Emma Laddey, Clarissa Lohde, Wolfgang Kirchbach, F. von Jobeltig u. A.



Nachdruck verboten.

## Satyr und Nymphe.

Ein antikes Idyll von Richard Voß.

Es war in jenem goldenen Zeitalter, wo die Erde nicht allein von Menschen bewohnt ward, sondern wo jeder Baum seine Dryade, jeder Quell seine Nymphe besaß, Legionen von Fabelwesen die Wälder und Fluren, die Felsenöden und Gewässer bevölkerten, im Schilfrohr der junge Jann die Flöte blies, der bocksbeinige Satyr dem Hirten die Herde fortstahl, und der höchste der Götter die Lippen reizender Erdenfrauen lieber küßte, als den schönen, aber herben Mund seiner Juno.

In diesem Vollmond der Schöpfung wurde unter einem Hügel ein Quell-Nymphlein geboren. Es war ein zartes Ding, blaß wie ein Wasserstrahl, mit feinen, schwachen Gliedmaßen und einem Stimmchen, so leise, süß und silberhell, gleich dem Geplätscher einer Welle. Die gute Erdenmutter hatte ihre heilige Lust an dem lieblichen Wesen, reichte dem Kinde die Brust, machte ihm ein Kleidchen aus den Fasern der Blumenwurzeln, und wenn die Unterirdischen über das schwache Geschöpf bedenklich die klugen Häupter schüttelten, meinte die Weise:

„Laßt das Kind nur erst ein wenig stärker werden, daß es heraus an die Sonne kommt. Ich habe es ausgerechnet: wenn es die ersten Schritte thun kann, ist's auf der Welt gerade Frühling, dann werdet Ihr sehen, wie es sich auswächst.“

Die weisen Frauen riethen:

„Hüte es nur, daß es sich nicht zu früh verheirathet; denn es ist doch von sehr zarter Constitution.“

Aber Mutter Erde lachte herzlich über ihre Gevatterinnen, die für das Kind am liebsten gleich eine Versorgung gefunden hätten, ehe es überhaupt geboren war.

Wenn die Kleine weinte, legte die Mutter ihr Köpfchen an die Brust und begann zu küssen und zu raunen: von den holden Frühlingsblumen, Crocus und Veilchen, Primeln, Anemonen und Tazetten, und wie sich diese auf das Quell-Nymphlein freuten und gar nicht die Zeit erwarten konnten, bis sie aufblühen durften, um ihre duftigen Angesichter über dem Kinde zu wiegen und sich in seinen wellenklaren Augen zu spiegeln.

Und Mutter Erde erzählte ihrem Töchterchen Wunderdinge von Sonne, Mond und Sternen, von den Vögeln, welche die junge Quelle besuchen und ihr die schönsten Lieder vorsingen würden; von den Flur-Nymphen und Wald-Elfen, die es bereits unter einander ausgemacht hatten, an schönen Sommerabenden und hellen Mondschein-Nächten unter dem Hügel zum Reigen sich einzufinden. Frühzeitig wurde das Nymphlein auch auf den jungen braunen Satyr vorbereitet, der aus ihrer Quelle trinken würde; vor dem braunen Satyr sollte es sich in Acht nehmen: das wäre ein Böser!

Von den Menschen erzählte Mutter Erde nichts. Sie war auf diese Geschöpfe nicht gut zu sprechen, hielt sie für roh und gewaltthätig; denn sie verwundeten ihren heiligen Leib, zwangen sie, Saaten zu tragen und Früchte auf sich reifen zu lassen; nicht nach ihrem eigenen Wohlgefallen, sondern nach Wunsch und Willen der Menschen. Auch von den Göttern schwieg die Weise gänzlich. Was brauchte das Kind von Jupiter, von Venus

und Ceres zu wissen?! Voller Inbrunst lauschte das Nymphlein auf die mütterlichen Erzählungen. In dem dunklen Kämmerchen, in dem es unter dem Hügel eingeschlossen lebte, dachte es unablässig an den goldenen Tag, an die bunten Blumen und die singenden Vögel. Und es dachte an den bösen braunen Satyr. Vor diesem fürchtete sich das Nymphlein schon jetzt.

Dann kam der Tag, an dem es alt genug war, um von der Brust der Mutter fort den ersten Schritt in die Welt hinaus zu thun. Es geschah dies an einem

leuchtenden Märzorgen. Ueber dem Hügel, der sich in einer weiten Flur erhob, strahlte der Himmel, als wäre es am ersten Schöpfungstage, ein Lerchenchor jubelte in den Lüften, und rings war die Steppe ein einziges Blumengefilde, — da sprang aus dem Schoße der Erde, zugleich mit seiner silberhellen Woge, das Nymphlein hervor, stieß ein lautes, stauendes Ach! aus und fiel mit geschlossenen Augen, — denn es hatte in die aufgehende Sonne geblickt, — kopfüber den Hügel hinab in die Blumen hinein, die das liebliche



Die Neugierigen. Von D. Skatky. — Siehe Seite 174.



Kind mit weichen Armen auffingen und es mit ihren Wohlgerüchen schnell wieder zur Besinnung brachten.

Nun lauerte es in einer Senkung der anmuthigen Höhe, wie in einer Grotte, schaute aus großen, stamenden Augen auf die Wunder von Himmel und Erde, sah in dem Wasserstrahle die Sonne funkeln, lauschte auf den Gesang der Lerchen, auf das leise Wehen des Windes in den Blumen. Diese neigten ihre Blüthengefächter zu ihm herab, hießen es mit zärtlichem Flüstern auf der Erde willkommen und baten um die Erlaubniß, ihre Kelche in die junge Quelle zu tauchen. Da war ein junger feder Rothdorn, ein wunderhübscher, rosenwangiger Bursche, der wollte mit seinen stacheligen Armen durchaus das Nymphenlein umfassen, konnte indessen, wie er sich auch redete und streckte, so tief nicht herunterlangen. Die Blumen wollten sich ausschütten vor Lachen, aber dem Nymphenlein ward es bang, und es erkundigte sich heimlich bei einer Tazette:

„Ist das der Satyr?“

„Warum?“

„Weil er so led' ist.“

„Das ist nur der Rothdorn. Aber woher weißt du dem Du schon etwas vom Satyr?“

„Meine Mutter hat mir von ihm erzählt.“

„Ah so! Du, vor dem nimm Dich in Acht!“

„Wann kommt er?“

„Gegen Mittag. Er legt sich dann hin und schläft, denn er ist schrecklich faul. Der wird Augen machen, wenn er Dich sieht.“

„Weshalb?“

„Das ist so Einer! — Er hat immer geschimpft, weil früher keine Quelle hier war. Als ob es unsere Schuld gewesen wäre! Nun Du da bist, wird er gar nicht wieder fort wollen, der trägt Gefell, — und er hat doch für den großen Pan die Ziegen zu hüten.“

„Wer ist das — der große Pan?“

Die Tazette flüsterte:

„Das wissen wir nicht. Wenn der große Pan schläft, dürfen wir uns nicht regen. Er wird wohl eine Gottheit sein.“

„Eine Gottheit, — ist das auch eine Blume?“

Die Blumen wußten vor Erstaunen über die Unwissenheit des Nymphenleins nicht gleich zu antworten. Dann redeten Alle auf den Neuling ein, der kleinen Einfalt auseinandersetzend, was eine Gottheit sei und wie viele Gottheiten es gäbe, so viele, daß bei deren Aufzählung sogar die Tulpe außer Athem gerieth. Plötzlich rief eine weiße Narzisse:

„Seid still! Der große Pan ist am Einschlafen.“

Erschrocken schwiegen Alle; das Nymphenlein nur fragte ängstlich:

„Wo ist er?“

„Überall,“ war die geheimnißvolle Erwiderung.

Aber das verstand das Nymphenlein nicht.

Während noch die Blumen das schöne junge Erdenkind begrüßten, flogen schon von allen Seiten die Vögel herbei, die neue Quelle willkommen zu heißen. Es schwirrte und flatterte um des Nymphenleins Kopf; Umseln, Drosseln und Nachtigallen setzten sich dem holden Kinde auf die Schultern, fangen und stöteten. Auf ihrem Schoße, zu ihren Füßen wimmelte es von Stieglitzen, Finken und Meisen bunt durch einander; jeder wollte dem Nymphenlein eindringlich seine Freude über die Quelle sagen. Eine schlauke Bachstelze ging sogleich daran, sich am Rande zwischen den Gräsern ein Nest zu bauen; kaum sah das die Grasmücke, als sie es jener nachthat. Wunderschöne, schimmernde Libellen erschienen, Schwärme von Schmetterlingen und Käfern; und ein ganzes Völkchen von Lacerten schlüpfte behend durch die Blumen und führte anmuthige Spiele auf, daß es ausfah, als tummelten sich Sonnenstrahlen zwischen den Blüthen. Plötzlich begann die Kleine heftig zu zittern und wurde ganz blaß vor Schreck: ein großes braunes Ungethüm kam mit langen Sähen angesprungen, stellte sich dicht vor das Nymphenlein hin und schnitt die seltsamsten Grimassen.

Das Nymphenlein hauchte: „Das ist gewiß der Satyr!“ und es hätte etwas darum gegeben, wenn es wieder in dem dunklen Kämmerlein bei seiner Mutter Erde gewesen wäre. Doch die Blumen lüchelten, und der Rothdorn lachte, daß er sich schüttelte; es lachten sämmtliche Vögel, und Alle riefen:

„Das ist nicht der Satyr, das ist ja nur der Hase!“

Aber dieser entsetzte sich dermaßen über den Schreck, den er, — zum ersten Male in seinem Leben, — einem Geschöpfe eingejagt hatte, daß er schleunigst kehrt machte und die Flucht ergriff. Jetzt lachten Alle den furchtsamen Hasen aus; sogar das Nymphenlein verzog das Mündchen.

Wie von unüchtern Händen aufgehoben, stieg die Sonne empor. Sanfte Gluth durchströmte das blasse Mädchen. Es erschauerte in Daseinswonne und öffnete die bleichen Lippen, um in durstigen Zügen von den Blüthen des goldenen Himmelslichtes zu trinken. Immer wunderbarer wurde die Welt. Die Blumen hielten

ihre Kelche dem Glanze entgegen, die Knospen sprangen auf, die Blätter entfalteten sich wie Schwingen, dehnten sich, wuchsen. . . . Tausendfältiges Leben bewegte sich durch die erbebenden Halme und Gräser. Die Luft tönte von summenden Stimmen; es war wie ein Saitenspiel, leise, feierlich, als fänge die ganze Natur den großen Pan in Schlaf. Weißes, prächtiges Gewölk erschien am Himmel, glitt langsam darüber hin, löste sich auf, zer-rann. . . . Der erwärmten Erde entstieg ein Wohlgeruch gleich dem Dufte eines Brandopfers. —

Da hauchten die Blumen, die Käfer summten, die Vögel zwitscherten, aufstehend:

„Jetzt kommt er!“

Das Nymphenlein duckte sich ängstvoll unter, denn — jetzt kam er!

In diesem Augenblicke tauchte aus dem Blütenmeere der Steppe dicht beim Hügel, ein zottiges Haupt empor: schwarze struppige Haarbüschel, Ziegenohren, ein schmales, goldig-braunes häßliches Gesicht mit kleinen zwinkernden Neuglein, ein mächtiger Mund, breite lüsterne Lippen, zwischen denen die grünlichen Zähne hervor-schimmerten, ein langer hagerer Hals, ein langer hagerer Leib, lange hagere Arme, lange hagere Beine, die in zierliche Hocksüße endeten, am Rücken ein ledes Schwänzlein, und die Haut leuchtend im Sonnenscheine.

Dieser seltsame Kauz jagte wie ein junger Bock auf den Hügel zu, wobei er ein vergnügtes Grunzen hören ließ. Plötzlich blieb er stehen, machte eine Grimasse, schielte nach dem Nymphenlein hinüber, that einen hohen Satz, blieb wiederum stehen, grinste die Zitternde an und schlich näher.

„He, Du! Was bist denn Du für Eine?“

Da gewahrte er den silberhellen Wasserstrahl, stieß einen wilden Jubelschrei aus, war mit einem Sprunge zur Stelle, stellte sich auf die Hocksüße, redete sich und fing mit seinem häßlichen, gierigen Munde die kristallklare, kühlte, wonnigliche Seele des Nymphenleins auf.

Diesem war es zu Muth, als sollte es vergehen. Es schloß die Augen, erschauerte, zitterte und bebte und mußte es an sich geschehen lassen, daß der grobe Bengel sich voll trank, als ob es im Garten des Bacchus eine Rebe wäre.

Scheltend flatterten die Vögel dem jungen Satyr um sein Zottelhaupt, die Käfer umsummten ihn in hellem Zorne, sogar die Blumen wurden böse.

„Du bist doch ein plumper Gesell! Wie kannst Du Dich unterstehen, so mit unserem Nymphenlein umzugehen? Wart', wir werden es dem Faun sagen; der Faun soll Dich gute Sitte lehren.“

Nachdem Junker Satyr soviel getrunken hatte, als er nur irgend schlucken konnte, zog er den Mund von dem erschrockenen Strahle zurück, that einen tiefen Athemzug, wischte sich mit der Hand die triefenden Lippen, schmauchte vor Vergnügen, kraute sich die braunen, beweglichen Ohren, blinzelte das Nymphenlein, das sich gar nicht zu erholen vermochte, von der Seite an und meinte grob:

„Hör' Einer das Gelichter! Verschwagen will es mich beim Faun. — Laßt Euch das einfallen! Für Euch, Ihr Racker,“ — er drohte den Vögeln, — „giebt's, Jupiter sei's gedankt, noch Rebe und Falten, und dann gnade Euch der große Pan, wenn ich Euch in die Finger bekomme. Und Du, Gefindel,“ — das galt den Libellen und Schmetterlingen, — „Euch reise ich lebendigen Leibes die Flügel aus und verzehre Euch sammt und sonders zum Frühstück. Was Euch anbetrifft,“ — er warf den Blumen einen tüdlichen Blick zu, — „mit Euch unnützes Zeug rede ich gar nicht.“

Ohne sich weiter um die scheltenden Vögel, die brummenden Käfer, die klagenden Blumen zu kümmern, lauerte er sich dicht bei dem armen Nymphenlein nieder, umschlang seine Hocksüße mit den Armen, drückte sein struppiges Kinn gegen seine zusammengeschlossenen Kniee, starrte zuerst eine Weile schweigend die kleine, zarte und lichte Gestalt an, verzog darauf die Lippen zu einem Grinsen, daß sein Mund von einem Ohre zum anderen reichte und brach in ein mackerndes Gelächter aus:

„Also so Eine bist Du! Du kommst mir gerade recht. Eine Stunde weit hab' ich laufen müssen, wenn ich Durst hatte: bis zu den Cypressen dort hinten, und dann war's eine schlammige Pfütze. Du bist ein frisches, nettes Ding, Du kannst mir gefallen. . . . Aber wo kommst Du eigentlich her? Und wo hast Du Dich so lange herumgetrieben? He, — wie?“

Sie hatte nichts gesagt, nur leise geäußert. Auf das heimliche Zureden ihrer Freundin, der Tazette, faßte sie Muth und öffnete die Augen. Nun sah sie unter den blühenden Rothdorn geschmiegt wie ein Vögelchen, das von dem Blicke der Schlange gebannt wird.

Der Braune, sie fortwährend angaffend und angrinsend, rief:

„Ich glaube gar, Du fürchtest Dich vor mir? Sei nicht albern! Ich thue keinem Nymphenlein etwas zu Leide. Wir wollen uns die Zeit mit einander vertreiben. Es ist langweilig hier; denn die Dryaden, die

da drüben in den Cypressen wohnen, sind dumme Dinger, die vornehm gegen mich thun und mit dem Faune liebäugeln. Als ob der nicht auch Ziegenohren hätte?! Weißt Du, was der Faun thut? Kränze windet er sich und zieht sie über die Ohren. Solch' ein Dummkopf! Wegen der langweiligen, zimperlichen Rajaden Blumen und Kränze! Sollte mir einfallen! — He, Du! Hast Du noch immer nichts gesagt?“

Noch immer kein Sterbenswörtchen!

Der Braune starrte die Blasse eine Weile tiefinnig an, streckte zu seiner Unterhaltung dem Rothdorne die Zunge heraus und versuchte alsdann von Neuem, das Nymphenlein zutraulich zu machen.

„Sei Du nicht auch zimperlich. Das ist langweilig, weißt Du. Wenn wir beide erit gut Freund geworden, wollen wir ein lustiges Leben führen.“

Und seine Stimme zu einem geheimnißvollen Flüstern dämpfend: „Ich weiß Rester, sage ich Dir, so viele! Welche mit Eiern und welche mit Zungen. Und ich weiß, wo Hase und Fuchs ihren Bau haben, und wo es Honig giebt. Der ist süß! Und ich weiß, wo wir Schlangen fangen können, solche lange! Einen Platz kenne ich bei den Cypressen und Steineichen, dorthin mußt Du fliehen, dort muß Deine Quelle zum See werden. Dann kommen die Schwäne und schwimmen auf Deinen Wellen, und Mond und Sterne spiegeln sich in Deiner Fluth; und wenn das Schilf hoch ist, schneide ich ein Rohr, mache eine Pfeife daraus und spiele Dir darauf vor. Dann tanzen wir zusammen, dann ärgern sich die dummen Dryaden und dann, — aber jetzt sei still, denn jetzt bin ich müde.“

Damit warf er sich der Länge nach auf den Rücken und war sogleich fest eingeschlafen. Aber selbst während er schlief, fürchtete sich das Nymphenlein vor ihm, denn, — o Juno! — wie er schnarchte! —

Aber allmählig gewöhnte sich das Nymphenlein an den braunen plumpen Gesellen, der sich noch dazu gerade in den Flegeljahren befand; ja, schließlich wurden die Beiden ganz gute Freunde, ein Ereigniß, das auf der Steppe unter den Blumen, Vögeln und dem andern fleuchenden und kreichenden Gethier lange Zeit das Tagesgespräch bildete.

„Habt Ihr gehört? das Nymphenlein und der Satyr sind intim zusammen.“

„Intim, — die Beiden? Nein, so was!“

Mittag für Mittag kam der wilde ungeschlachte Bursche in großen Sprüngen zum Hügel gelaufen, in unbändigem Jubel schon von Weitem seine beiden langen Arme über den Kopf werfend. Sein Erstes war natürlich, daß er sich an der Quelle den Bauch voll trank; darauf hockte er neben dem Nymphenlein nieder, blinzelte es vergnüglich an und begann zu schwätzen: von den Ziegen des großen Pan, von seinen jungen Böcklein, vom Nest des Falken auf der Cypresse mit vier flüggen Jungen und von seinem letzten Abenteuer mit dem Hirtenknaben Lucagus. Einmal brachte er seiner Freundin die Neuigkeit mit:

„Denke Dir: der Faun Drakus ist in die Dryade Nyphäa verliebt, in die magere, glockhängige, alberne Nyphäa!“

Schüchtern erkundigte sich das Nymphenlein:

„Was ist das? verliebt?“

Der Braune kratzte sich hinter den Ohren, krenzte bedächtig die Hocksüße, legte den Finger an seine breite Nase, schielte das Nymphenlein an, machte eine tiefinnige Miene, stieß endlich einen langgezogenen, gurgelnden Ton aus, wobei er mit den Lippen schmauchte, daß es schallte.

„Verliebt, — was das sein soll? Eben das —!“

Und er schmauchte und schmauchte, gurgelte und gluckte, daß er dem Nymphenlein wieder einmal einen gewaltigen Schrecken einjagte und dieses der Meinung wurde: verliebt sein müsse etwas Furchterliches bedeuten. Plötzlich sprang der Braune auf, that einen hohen Satz und galoppirte wie rasend um den Hügel, wobei er unaufhörlich wilde Schreie ausstieß. Diesen Anflug trieb er so lange, bis er erschöpft hinsank.

Die Steppe aber gerieth in große Bewegung. Alle Blumen begannen zu flüstern und zu raunen, die Libellen und Falter ließen sich zu Nymphenleins Füßen nieder, bewegten ihre glänzenden Schwingen und redeten eindringlich auf das schöne Geschöpf ein. Und gar die Vögel! Die hoben einen Gesang an, daß es war, als ob die Lüfte selbst, die mit sanftem Hauche über die Flur hinwegten, Ton und Schall wären. Seit jener Stunde dachte das Nymphenlein oft an den Faun Drakus, der in die junge Dryade Nyphäa verliebt war.

Eines Abends war das Nymphenlein überaus wehmüthig gestimmt. Die sinkende Sonne hatte die Wiese mit leuchtendem Purpur bedeckt, goldige Wölklein schwammen auf dem hellgrünen Himmelsmeere daher und dahin, die Cypressen stiegen wie Flammenfäulen empor, und der Steineichen-Hain lag gleich einem feurigen Ungethüme auf der Flur. Da erschien am Rande des Hügel ein



wunder schöner Jüngling, der sein Antlitz zur Quelle hinabneigte und still hineinschaute. Das Nymphenlein erschauerte vor Entzücken, in seiner Fluth ein Bild wieder spiegeln zu können, welches ihm viel herrlicher erschien, als das göttliche Antlitz von Sonne und Mond. Es hielt den Athem an und wagte nicht, sich zu regen. Die Narzisse flüsterte:

„Fürchte Dich nicht, der sieht nur Dein Wasser; Dich selbst erblickt er nicht.“

„Warum sieht er mich nicht?“

„Weil er ein Mensch ist.“

„Ein Mensch —“

„Lucagus, ein junger Hirte, derselbe, dem der Satyr kürzlich ein Schaf gestohlen hat.“

Das Nymphenlein dachte voll dumpfen Staunens:

Das also ist ein Mensch, und er sieht mich nicht . . .

Und plötzlich fühlte es einen brennenden Schmerz im Herzen, die Thränen schossen ihm in die Augen, und es mußte sich bezwingen, nicht in lautes Schluchzen auszubrechen. Da hörte es den schönen Jüngling aus tiefster Brust aufseufzen. Es fragte die Narzisse:

„Warum seufzt der Mensch?“

„Er wird wohl verliebt sein.“

„Verliebt —“

„Dann ist man nämlich immer wehmüthig und seufzt.“

„In wen soll der Mensch verliebt sein, wenn er uns doch nicht sieht? Keine Nymphe, keine Dryade und —“

Die Narzisse lächelte.

„Er ist in ein Menschlein verliebt.“

„Die Menschlein sieht er also?“

„Ei freilich; sie ist ja von seiner Art.“

„Wenn der Mensch uns sehen könnte, würde er sich dann in Eine von uns verlieben?“

„Schwerlich, weil wir eben nicht von seiner Art sind.“

Schmerzlich wiederholte das Nymphenlein:

„Weil wir eben nicht von seiner Art sind.“

Es ward todtraurig.

Am nächsten Abend kam der Mensch wieder zur Quelle, trank daraus, warf sich dicht neben dem Nymphenlein in's Gras und begann von Neuem zu seufzen. Und die Aelce dachte:

Ah, er ist noch immer in die Menschlein verliebt! Wenn er mich doch sehen könnte, nur ein einziges Mal. Wie schön war es, als er sich zu mir herabneigte und aus meiner Quelle trank. Das muß der Kuß gewesen sein, von dem gestern Abend die Nachtigall sang. Aber da er mich nicht sehen kann, weiß er ja gar nicht, daß er mich geküßt hat. Und das Nymphenlein seufzte wieder aus tiefstem Herzen . . .

Dieses Mal ging der schöne Jüngling nicht so bald fort. Er blickte häufig auf, schaute spähend um sich, sprang sogar in die Höhe, erkletterte den Hügel, sah von dort in die Steppe hinaus, kam herab, warf sich wieder hin, seufzte wieder. Das Nymphenlein wünschte sich: Wenn ich ihn nur trösten könnte!

Die Sonne ging unter. Am Horizonte zog sich ein breiter, blutrother Streifen hin, darüber eisenschwarzes Gewölk sich aufstürzte, aus dessen zerissenem Rande goldige Flammen hervorbrachen. Hoch schlugen sie auf. Allmählig erblühten die Gluthen, der Purpur des Abendroths färbte sich dunkel und dunkler, bis über der ganzen Weite mit ihren schwarzen Schleiern die Nacht lag. Die Blumen schlossen ihre Kelche, die Vögel duckten sich unter die leise bewegten Palme, die Sterne glänzten auf. Es ward still und feierlich. Nur die Quelle rauschte laut und die Nachtigall sang.

„Marica!“

Der Jüngling lief der Erwarteten entgegen, faßte sie zärtlich bei der Hand und kehrte langsam mit der Geliebten zur Quelle zurück.

„Sieh nur die herrliche Quelle! Wenn die doch bei unseren Eichen flöße, wo wir uns die Hütte bauen wollen. Jeden Morgen und jeden Abend hierher um Wasser zu gehen, ist zu weit.“

Das Mädchen meinte:

„Wollen wir uns heirathen, wird es wohl nichts helfen. Uebrigens, wenn Du mich nur immer begleitest und ich manchmal ausruhen kann!“

„Und ich Dich unterwegs recht oft küssen darf —“

Das Nymphenlein vernahm ein eigenthümliches Geräusch; darauf ein leises, lustiges Aufschachen. Lucagus mahnte: „Jetzt mußt Du aber trinken.“

Das Nymphenlein erbebte; denn jetzt sollte sie die Menschlein sehen, die der Mensch liebte. Sie mußte wunderbar sein.

Aber das Nymphenlein war bitter enttäuscht. Das Antlitz, welches sich zu ihrer klaren Fluth herabneigte, vermochte selbst das Nymphenlein nicht lieblich zu nennen: ein dunkles Gesicht, von schwarzen Haaren umwirrt, ein Paar dunkle, lustige Augen, einen rothen, lustigen Mund mit blinkenden Zähnen. Auch gewahrte das Nymphenlein deutlich, daß die Geliebte des Hirten ein — Stumpfnäschen besaß. Der Arme! Und darum hatte er so viel geäußert.

Marica lobte die Quelle: sie sei kühl und frisch, mehr könne man vom Wasser nicht verlangen. Darauf wiederum jenes eigenthümliche Geräusch, wobei die Beiden Gesicht an Gesicht drückten. Dann schwayten sie; nicht etwa von ihrer Liebe, sondern von ihren Lämmern, ihren Schafen und Ziegen.

Das Nymphenlein dachte:

Das also ist seine Menschlein, — wenn er mich nur sehen könnte! . . .

In dieser Nacht schloß das Nymphenlein kein Auge, denn es mußte fortwährend an die häßliche Menschlein mit der Stumpfnase denken, an den armen, bethörrten schönen Jüngling, an das eigenthümliche Geräusch, das entstand, wenn sie ihre Gesichter gegen einander drückten, und an den weiten Weg von den Steineichen bis zum Hügel.

Und auf dem weiten Wege würde er sie jeden Morgen und Abend begleiten; auf dem weiten Wege würden sie sehr oft ausruhen, würde er sie sehr oft küssen, — da wurde das Nymphenlein bitterböse.

Am nächsten Morgen gerieth die ganze Steppe in Aufruhr. Die Vögel schwirrten wild durch einander, die Käfer, Libellen und Schmetterlinge kamen herbei, brummen und summteten; die Blumen steckten ängstlich die Köpfe zusammen:

Das Nymphenlein hatte sich über Nacht mir nichts, dir nichts mütterseelenallein auf den Weg gemacht und war ohne Gruß und Abschied davon gewandert.

Wohin?

Den Weg, den das Nymphenlein durch die Steppe genommen hatte, bezeichnete ein silberheller, im Morgensonnenchein glänzender Wasserstreifen. Das Bächlein lief munter durch die nidenden Blumen weiter und weiter, bis es in den Schatten des Steineichen-Hains verschwand.

Als am Mittag der Satyr angefeht kam, ward er von allen Seiten mit lauten Klagen über das undankbare, treulose Nymphenlein empfangen. Zuerst riß der Braune seine Augen so weit auf, wie er nur konnte; als er jedoch wahrnahm, wohin sich das Nymphenlein begeben, stieß er einen Jubelschrei aus, that einen Freudenprung und lief pfeilschnell nach dem Haine, denn der Tropf bildete sich ein, das Nymphenlein habe den weiten Weg ihm zu liebe gemacht.

Sobald an dem neuen Teiche das Schilf gewachsen war, schnitt er sich ein Rohr, machte sich daraus eine Pfeife und begann, — ganz wie der Faun der Dryade, dem Nymphenlein darauf vorzublasen, das indessen fortfuhr, sich spröde gegen den Braunen zu erweisen. Es wohnte unter einem Rosenstrauche, der dicht neben der Hütte des jungen Paares wuchs, die armen Schilfwände mit blühenden Schleiern umwebend, und es gewöhnte sich sogar nach und nach an die Stumpfnase Frau Maricas, deren gute Freundin es zuletzt wurde. Es beschützte die vielen kleinen Maricas und die vielen kleinen Lucagus, die im Laufe der Jahre vor der Hütte spielten, spendete unangeseht das kühlste, köstlichste Wasser und hörte sich von dem schönen Gatten der guten Marica jeden Tag segnen und preisen: denn wenn Lucagus nur seine Quelle loben durfte! —

Radbruch verboten.

### Eine ästhetische Streitfrage vor dem Forum der Weiblichkeit.

Von Gerhard von Amynor.

**A**ch, sieh nur, Martha, das ist ja überraschend natürlich! Dieser hübsche Junge in seiner dürftigen landesüblichen Kleidung mit seinem vierhändigen Freunde und Entbehrungsgeossen, dem Affen!

Sie rief es errent und hielt die ältere Cousine, die schon weiter wandeln wollte, am Arme fest.

Beide Damen verharren nun schweigend und in Anschauen verloren vor der bunt bemalten Figur eines Pifferaro, die ihr Bildner, Herr von Uchtritz-Steinrich, im Erdgeschosse der Berliner National-Gallerie schon seit längerer Zeit ausgestellt hat. Es ist ein italienischer Hirtenknabe, der sich mit Affe und Sackpfeife auf seiner Bettelstange befindet. Er hat den Hut auf dem lodigen Kopfe; melancholisch blicken seine dunkel getönten Augen; die blaugraue Zade, die rothe Weste, die buntestreifte Leibbinde, die braunen, hülpennählichen Wadenschienen, die das kreuzweis verschürzte, ärmliche Schuhwerk krönen, der Affe, den er unter dem rechten Arme hält: Alles ist mit fatten Farben bis zur Erreichung einer fast vollkommenen Naturwirklichkeit bemalt, und da das farbenpröde Material des Bildwerkes nicht überall diese Bemalung willig und fägsam angenommen zu haben scheint, so liegt auf den fatten Tönen hier und da ein gewisser schmutziger Duff, der aber der Naturwirklichkeit keinen Abbruch thut, sondern sie vielmehr reizert.

„Ich weiß wirklich nicht,“ begann nach einer Weile die Aeltere der beiden Damen, und sie richtete dabei einen halb schüchternen Blick auf mich, der ich den Vorzug hatte, dem Poare als Schutzherr und Führer durch die ihnen ziemlich fremde Hauptstadt zu dienen, — „ob mir dieses Bildwerk gefällt und ob es mir unbenannt nicht lieber wäre.“

„Aber Martha!“ plappte die leidenschaftliche Jüngere unwillig heraus, „wie kannst Du nur so feyerlich reden? Was soll unter Begleiter von uns denken, wenn wir solchen veralteten

Ansichtungen Ausdruck geben? Ich schwärme gerade für diese Erneuerung der . . . Chromo-Plastik . . . heißt es nicht so? . . . der bunten Sculpturen; so brauche doch nur Deine gesunden Augen! Du mußt doch zugeben, daß gerade in diesem Bildwerk der höchste Grad von Naturwahrheit erreicht ist . . . Wenn ich im Zwiellichte hereinkäme, und ich sähe diesen Prachsbengel in so täuschender Lebenswirklichkeit hier stehen, ich glaube, ich könnte beinahe erschrecken.“

„Was meinen Sie denn dazu?“ fragte mich unerschrocken die Aeltere, „um Ihre Rundwinkel just es so verhalten, als ob Sie sich innerlich über uns lustig machten, . . . bitte, bitte, sprechen Sie! Gewiß können Sie mit einem einzigen Worte meine Zweifel zerstreuen.“

„Ja, wenn das so mit einem einzigen Worte nur zu bewirken wäre! Ich kannte die Schen der Damen vor langatmigen, eine schärfere Aufmerksamkeit erfordern und daher für das ungeübte Denken leicht ermüdenden Auseinandersetzungen. Ich bot Fräulein Martha den Arm und forderte ihre Cousine auf, uns zu folgen; dann wandte ich mich und führte die Damen vor die in der Nähe befindliche Gruppe „Hagar und Ismael“ von Wittig.“

„Bitte, betrachten Sie dies!“ sagte ich leise, indem ich den Arm meiner Nachbarin wieder frei gab.

Erst schienen beide Damen etwas befangen; offenbar dachten sie darüber nach, warum ich sie gerade hierher geführt hatte, — (ich hatte die Wahl aufs Gerathewohl getroffen), — doch bald wurden sie von dem Adel des Bildwerkes derart ergriffen, daß sie jede ablenkende Gedanken-Thätigkeit aufgaben und nur noch in reinem Anschauen schwelgten. Die bekannte Gruppe ist aus steifem carmarischen Marmor hergestellt; keine Spur von Bemalung unterbricht den weißen, leuchtenden Fluß ihrer Linien, und selbst aus den dunkleren, beschatteten Theilen schimmert es noch wie eine Erinnerung an die feuchte Farblosigkeit des Marmors hervor. Der herbe Schmerz der Mutter; die Todesangst um den vermachenden Sohn, mit dem sie, verstoßen, die bange Wästenfahrt angetreten hat, und der nun wegen Wassermangels erschöpft zusammenbricht und an dem linken Knie der Mutter den letzten Halt findet; die ganze Hüßlosigkeit und Erschlaffung dieses jugendlichen Körpers, und der gramversteinte, starre und doch noch in seiner Starrheit halb lebende, halb anklagende Ausdruck Hagar's zu den himmlischen Gewalten, die das Jugundergehen eines so lieblichen Knaben doch nicht zulassen werden, — dies Alles ist so erschütternd und packend, nicht durch Farbenbemalung, sondern einzig und allein durch das schöne Geheimniß der Form zur Darstellung gelangt, daß man in der That ein gefühlarmes Wesen sein müßte, wenn man ohne tiefe Rührung und ohne wahre, innere Befreiung, die jede echte Kunst wirkt, vor dieser herrlichen Gruppe weilen könnte.

„Das ist wunderbar schön!“ brach Fräulein Martha endlich das Schweigen, „mir ist zu Muth, als wohnt ich einem ergreifenden Gottesdienste bei.“

„Ja, es ist einzig!“ bestätigte der Badfisch, dem ein reizender Zug innigen Mitgeföhls um die übermüthigen Lippen spielte, „man konnte stundenlang zu diesem Madonnen-Angesicht der Hagar emporklicken!“

„Möchten Sie diese Gruppe von Mutter und Sohn lieber bemalt sehen?“ fragte ich, scheinbar uninteressirt.

„Nicht um die Welt!“ kam es lebhaft und ohne Besinnen von Fräulein Marthas Lippen.

„Und Sie? was meinen Sie dazu?“ fragte ich den Badfisch, der hartnäckig schwieg.

„Ich weiß es nicht; es müßte eine bemalte Copie neben dem Original stehen, damit ich prüfen und mich entscheiden könnte, welchem von beiden Exemplaren der Vorzug gebühre.“

„Verzeihung, mein gnädiges Fräulein,“ bemerkte ich, heimlich belustigt über diesen echt weiblichen Instinkt, der um den Kern der Frage herumzugehen strebte, — „davon ist nicht die Rede; haben Sie nur die Güte, mir offen zu erklären, ob Ihnen beim Anblick dieser Gruppe das Gefühl kommt, daß irgend etwas an ihr fehle, daß sie etwa durch Bemalung noch mächtiger auf Sie wirken würde?“

„Nein, das will ich nicht behaupten,“ gestand die in die Enge Getriebene, „dies Bildwerk läßt keinen Gedanken an irgend etwas Fehlendes in mir aufkommen.“

„Und erfüllt also vollkommen seine Aufgabe,“ ergänzte ich, „nur durch die Form, durch die Wahrheit und Schönheit der Form, den Beschauer der Wirklichkeit zu entziehen und in die wünsch- und begierdelosen Sphären des schönen Scheines, der Kunst, zu erheben.“

Beide Damen nickten.

„Das Schöne liegt immer im Schein,“ fuhr ich, mich an Beide wendend, fort; „schön“ und „scheinend“ sind unzweifelhaft verwandte Worte, zwei Triebe aus einer und derselben Sprachwurzel; das Schöne ist als Schein etwas rein Ideales, und seine Realität ist nach dem Aussprüche Eduard von Hartmanns, eines unserer glücklichsten Aesthetiker, nur die ideale Realität eines wirklich perzipirten Bewußtseins-Inhalts.“

„Oh, ich sehe, Sie rümpfen die Näschen; erschrecken Sie nicht, meine Damen! Ich will Sie nicht mit den Fremdwörtern eines philosophischen Lehrgebäudes quälen, ich will mich bemühen, reines Deutsch zu sprechen; und sollte es hier oder da einmal nicht ohne jedes Fremdwort abgehen, dann, bitte, unterbrechen Sie mich ohne Scheu und fragen Sie nur dreist nach der Bedeutung des fremdartigen Lautes, — ich werde ihn, so gut ich dies vermag, zu erklären suchen.“

„Gut, das nehmen wir an,“ sagte Fräulein Martha mit einem Beistimmung heischenden Nicken nach der jüngeren Cousine, „und nun fahren Sie fort, Sie unermüdeten Führer, und belehren Sie uns über die Kunstbarkeit der plastischen Kunst.“

„So gestatten Sie mir vorerst,“ hob ich wieder an, „daß ich Sie mit einigen Ausdrücken der Aesthetik bekannt mache, die der deutschen Sprache entlehnt sind und sich daher für unsern Zweck vortreflich eignen. Unter den verschiedenen Arten des ästhetischen Scheines nennt Eduard von Hartmann das Poesieschöne den Phantasieschein, — Phantasie ist freilich ein Fremdwort, aber Sie wissen, daß es „Einbildungskraft“ bedeutet, — das malerisch Schöne den Augenschein, das musikalisch Schöne den Ohrenschein, und das für unsern Zweck ausschließlich in Betracht kommende plastisch Schöne den Formenschein; der Bildhauer will also durch den Formenschein seines Kunstwerkes die Offenbarung der Schönheit bewirken, durch nichts Anderes. Die Form ist der Inhalt, der Gegenstand seines Schaffens, aber auch zugleich die Grenze seiner Kunst. Kann er seine Idee allein durch die Form voll und unverkürzt aussprechen, dann hat er seiner Aufgabe und sich selbst genügt; muß er bei einer anderen Kunst eine Anleihe machen und also etwas von Augenschein oder Ohrenschein seiner Form beimegen, dann gesteht er selbst zu, daß ihm die Fähigkeit, sich auf seinem eignen Gebiete und mit dem ihm zur Verfügung



stehenden Mitteln erschöpfend auszusprechen, abging, und daß er also noch nicht den höchsten Grad der in seiner Kunst möglichen Leistung erreicht hat. Hat er ihn aber erreicht und thut nun dennoch dem Formenschein durch naturwahre Bemalung seines Kunstwerkes ein vermeintliches Plus von Augenchein hinzu, so mindert er den Werth seines Kunstwerkes, indem er nicht ahnt, daß dieses Plus in der That zu einem Minus, zu einer Beeinträchtigung des Werthes wird.

Sie erinnern sich vielleicht, daß ein Maler seine Bilder einst unter Harmonium-Begleitung einem hohen Adel und verehrungswürdigen Publicum anstellte. Manchem mag dieser Versuch als eine glückliche Steigerung der Stimmung erschienen sein; Sie werden nun selbst zu beurtheilen vermögen, ob solches Vorgehen noch künstlerisch zu nennen ist, oder ob es aus dem Gebiete der Kunst herausschritt und nicht ein gewisses Mißtrauen gegen den Künstler wachrufen muß.

„Aber die Oper?“ wandte der kleine schlafgertige Bäckisch ein, „macht die Oper denn nicht eine Anleihe bei der Dichtkunst, indem sie ihren Melodien Worte des Dichters zu Grunde legt?“ „Ganz gewiß, mein gnädiges Fräulein,“ gab ich erfreut zu, denn dieser Einwand bewies mir die Aufmerksamkeit meines weiblichen Auditoriums, „die Oper borgt nicht nur bei der Dichtkunst, sondern auch bei der Musik, bei der Tanzkunst, ja, soweit die scenische Ausstattung in Betracht kommt, auch bei der Malerei und Architektur. Sie ist eben eine zusammengelegte Kunst, in der allerdings der Ehrenschein den Löwenantheil für sich vorweg nimmt, und der die Schwesterkünste freiwillig gewissermaßen Magdendienste leisten. Die Plastik hingegen ist das entschiedenste Gegentheil einer zusammengelegten Kunst; sie ist eine selbständige, freie Kunst. Unter allen Arten des ästhetischen Scheins ist der Formenschein der abstracteste; er abstrahirt von allen anderen Mitteln zur Erzeugung des Scheins, so auch von den Mitteln der Farbe.

gewöhnlichen Verhältnissen ein lebender Mensch nicht gerade auf ein Postament klettert und dort zu plastischer Unbeweglichkeit erstarrt wird; aber er könnte es doch zum besondern Zwecke der Täuschung thun und dann dem Beschauer die Entscheidung, ob er vor einem Gebilde der Natur oder der Kunst stehe, thatsächlich eine Zeitlang erschweren. Mir will es daher scheinen, als ob gerade in der Farblosigkeit des Bildwerkes das zunächst liegende negative Moment der Plastik gegeben sei, wenn es sich nicht anders schon durch die der Natur-Wirklichkeit widersprechende Größe des Bildwerkes ausdrückt. Einen Koloss von der Höhe eines Kirchturmes wird kein Vernünftiger für ein lebendes Wesen halten, und ebensowenig wird das bunte Tanagra-Figürchen, das vielleicht eine der Damen auf ihrem Schreibtische stehen hat, als belebt erscheinen. Jener lebensgroße Pifferaro aber könnte sehr wohl für lebendig gelten, wenn man voraussetzen will, daß er sich aus irgend einem schalkhaften Grunde auf das Fußgestell hingestellt und seine starre Unbeweglichkeit angenommen hat.“

(Schluß folgt).

Nachdruck verboten.

Aus meiner Kinderstube.

Von Ernst Otto Hopp.

Es giebt wohl Weniges, was interessanter wäre, als die Beobachtung der allmähigen Entwicklung eines Kindes. Das erste Lächeln, der erste Laut, der kein Schreien bedeutet, die ersten bewußten Bewegungen. — Alles das ist für die Eltern eine Quelle reinsten Genusses. Dann kommt der erste Gehversuch, die ersten wirklich artikulirten Worte folgen, auf

gewisses liebevolles Verständniß der Kindesseele. Wer ganz kleine Kinder nicht sorgfältig beobachtet hat, weiß gar nicht, wie verschieden ihre Gewohnheiten und Anlagen sein können.

Man sagt immer, daß die Schule indirect, das heißt durch den Umgang mit den Collegen und Genossinnen, den Kindern leicht schaden kann; denn so ein Kinderherz steht immer auf dem Scheidewege und ist für Gutes, wie für Böses, gleich empfänglich. Aber das beginnt auch schon früher; mein kleiner dreijähriger Knabe kam eines Tages vom Spaziergange nach Hause und wandte ein sehr unpassendes Wort an, mit dem er die Köchin belegte, die ihm etwas abgeschlagen hatte. Das Wort verstand er durchaus nicht, aber es war ihm neu erschienen, es war drastisch und kräftig, er hatte es wahrscheinlich von einem vorübergehenden Straßen-Arbeiter gehört und gebraucht es nun so bald als möglich. Mein achtjähriges Mädchen ist das enfant terrible der Familie. Bei einer Erkältung meiner Frau sagte sie kürzlich zu dem Arzte, der erschienen war: „Ja, heute roth, morgen todt!“ Sie hat ein Talent, besonders den Besuchern Unangenehmes zu sagen. Einer Dame, die sich durch ungewöhnliche Körperlänge auszeichnete, bemerkte sie sofort: „Aber, Tante, Du bist ja zu groß!“ Einen würdigen Herrn, der eine Gläse hatte, neckte sie ganz unbefangenen mit seiner Haarlosigkeit, und einer verwandten Dame mißte sie die Warze auf der Wange auf. Kinder sehen scharf und viel; als dieselbe Dame das anderthalbjährige Bübchen auf den Arm nahm, pfeifte es sofort auf die leidige Warze mit dem Finger los und suchte sie abzukratzen. Es sammelt die kleinsten Krümchen vom Teppich und bringt sie triumphirend herbei, und mit einer Stahlfederhachtel kann es sehr lange spielen, da es den Inhalt wohl fünfmal aus- und einpackt. Als meine Nichte ihr Alter noch nicht erreicht hatte, und ich ihr eines Tages die abnehmende dünne Mondfichel am Himmel zeigte, bemerkte sie es sofort, daß der Mond ein anderes Gesicht hatte



Kronprinz Konstantin von Griechenland und seine Braut, Prinzessin Sophie von Preußen.

Wer durch farbige Bemalung ein Bildwerk naturwahr machen will, der vergißt, daß alle Kunst auf den freien, d. h. von aller Realität abgelösten ästhetischen Schein geht und damit dem Streben nach der Wirklichkeit durchaus zuwider läuft. Gestatten Sie mir, daß ich Sie noch mit einem anderen ästhetischen Grundsatz kurz bekannt machen darf. Jede nachahmende, — der Aesthetiker von Fach sagt „imitirende“, — Kunst muß eine doppelte Wahrheit enthalten: eine positive, daß nämlich ihr Gegenstand so wahr als möglich, aber immer nur mit den Mitteln der besonderen Kunst, wiedergegeben sei, und eine negative, daß nämlich das Kunstwerk nichts anderes sein will, als ein Bild, als ein Nachgeahmtes. Man nennt das Ausdrucksmittel dieser negativen Wahrheit eines Kunstwerkes das negative Moment desselben. Sie werden nun verstehen, was es bedeuten soll, wenn man sagt: der Rahmen eines Gemäldes sei das negative Moment dieses Kunstwerkes, d. h. mit anderen Worten: das Bild, z. B. eine Landschaft, will in dem Beschauer nicht etwa die Täuschung erwecken, daß er wirklich in einem Wald oder eine weitgedehnte Fläche mit Höhenzügen im Hintergrunde hineinblickt; es will allerdings den Wald oder die Ebene mit den weiten Hügeln so naturwahr als möglich wieder spiegeln, durch den Rahmen aber, den es freiwillig um seine Erscheinung legt, sagt es gleichzeitig dem Beschauer: ich bin nur ein Bild, — ich beabsichtige keine Täuschung, — du sollst keinen Augenblick dazu verlockt werden, in mir die wirkliche Natur zu sehen. Dieses negative Moment muß in allen Erzeugnissen der nachahmenden Kunst vorhanden sein und selbst bei der Oper, die Sie, mein gnädiges Fräulein, — hier wandte ich mich an den Bäckisch, — vorhin erwähnten, ist es vorhanden, nämlich im Vorhange der Bühne; der aufgehende und wieder fallende Vorhang sagt Ihnen: hier wird kein wirkliches Stück Leben, sondern nur ein Bild des Lebens vor Deinen Augen abgepielt. Auch in der Plastik muß ein negatives Moment enthalten sein; die Anhänger oder Vertheidiger der Bemalung finden es im Postamente oder der Aufstellung des Bildwerkes in einer Nische, in der Niöpe oder im Siefelfelde. Nun läßt sich ja nicht leugnen, daß unter

dem Bilde erkennt das Kleine den Hund und die Kage und sucht die Thierstimmen nachzuahmen, es weiß das Pferd zu finden und die Kuh zu bezeichnen und ist bald im Stande, seine eigenen Wünsche, zwar noch in der unvollkommenen Kindersprache, aber doch für die Eltern verständlich, auszudrücken. Zugleich kommt die erste Unart, und nun ist die Zeit da, wo die elterliche Erziehung beginnen soll. Von meinen Kindern ist Nummer eins ganz eigenartig für sich, Nummer zwei und vier sind in Charakter-Anlage, Bau und Farbe ungemein ähnlich, ebenso Nummer drei und fünf. Die letzteren beiden, ein Mädchen und ein Bübchen, sind ganz besonders gleich. So war es auch bei mir und meinen Geschwistern; es gab unter ihnen zwei ganz genau getrennte Abtheilungen, und das ist auch später so geblieben, als Alle erwachsen waren. Bei meinen Kleinen sind Nummer zwei und vier ungemein ehrlich und löstlich naïv; sie fassen etwas langsam auf und entwickeln sich nicht so schnell, wie die Andern, haben aber ein vorzügliches Gedächtniß, auch Fleiß, und sind merkwürdigerweise zu plötzlichen Wuthausbrüchen und Hornes-Außerungen geneigt. Nummer drei und fünf sind durch Schläge gar nicht zu kuriren, die sich bei Nummer zwei und vier sehr wirksam zeigen. Nummer fünf ist jetzt anderthalb Jahre alt, spricht nicht, aber versteht Alles; verbiete ich ihm irgend etwas, zum Beispiel das Anfassen einer Schere oder eines Messers, so sieht es mich an und versucht es trotzdem noch einmal. Darauf erhält es einen leichten Schlag auf das Händchen, weint und versucht das Verbotene doch noch zu erfassen. Es erhält wieder einen Klaps, weint stärker, versucht es aber noch einmal. Erhält es die dritte Mahnung, so zuckt es wenigstens noch einmal mit der Hand. Ganz ähnlich ist Nummer drei, bei der Schläge überhaupt nicht angebracht sind. Als sie einmal unartig war und eine derbe Lektion erhalten hatte, erklärte sie rundweg und energisch, sie würde das Befohlene doch nicht thun. Ich hatte durchaus keine Lust, das Kind zu mißhandeln oder seine Originalität zu zerstören. Seit der Zeit wende ich andere Mittel an und erreiche auf Umwegen und durch Güte Alles; freilich erfordert es Geduld und ein

und sagte: „Mond feigebochen!“ (entzweigebochen). Als sie zum ersten Male an die Eisenbahn kam, von der sie schon Manches gehört hatte, machte sie einen Anzick und sagte: „Guten Tag, liebe Eisenbahn, hier bin ich!“ Wenn man den Kindern irgend etwas anmerken kann, so ist es vor Allem die Liebe zur Natur, nach der so ein Stadtkind, schon des Wechfels halber, gewöhnlich ein stilles Sehnen im Herzen fählt. Meine Kinder sind glücklicherweise noch nicht in die Jahre der Sammelwuth gerathen; sie begnügen sich mit Pflanzen und Blumen, die sie allerdings in Massen abbrechen, verschonen aber auf meinen Rath die Schmetterlinge, Käfer und Insekten, da sie dieselben doch nur unnöthig zerstören würden. Im Winter begnügen wir uns natürlich mit naturgeschichtlichen Büchern und mit Sommer-Erinnerungen, mit den Steinen und Klüffeln, die wir aus den Bergen herangeschleppt oder am Meeresstrande aufgelesen haben; sobald es aber lenzt, ziehen wir in die Felder. Die Kinder sind gar nicht so wählerlich; sie halten zum Beispiel die Gegend zwischen Tempelhof und Friedenau bei Berlin, die wir durch Fußmärsche erreichen können, für ein wahres Paradies, freuen sich über das kleinste blaue Blümchen und machen die glücklichsten Gesichter von der Welt, wenn sie dort am Sonntag Morgen ihr Butterbrod im Freien verzehren können, und dazu die Lerchen jubelnd aus dem Roggenfeld aufsteigen. Es ist mein Hauptbestreben, daß sie Freude an der Natur und ihren Erscheinungen haben, mit Interesse Allem nachforschen, was auf dieselbe Bezug hat, und selbst das Kleine und Unscheinbare nicht vernachlässigen. Denn im späteren Leben erquidt nichts so sehr, wie der Genuß an dem Weben, dem Leben und Treiben der Thier- und Pflanzenwelt, sintemal es ohne Enttäuschungen, ohne innerliche Qual fast für keinen Menschen abgeht. Die Natur hat so viele Töne, die das Herz trösten und erheben! Das wiegenliedheimliche Klingen der Wellen am Gestade, das Brausen der Kluth und des Windes zur Herbstzeit, der Ruf des Kranichs, der zur bessern Sonnenheimath zieht, die Stimme des Regens, der über der einsamen Gräta-





Ein ungebetener Gast. Von Theodor Kleehaas. — Siehe Seite 174.



Heide weint, — ah, das sind Klänge, bei denen man wieder jung zu werden vermeint und ein ganzes Päckchen Leid vergißt. Aber der Sinn für die Miniaturschönheit des kleinsten Mooses, der Farnen und Flechten, des murrenden Baches will gewacht sein. Manchmal, wenn wir mitten im großen grünen Walde waren, ließ ich die Kinder das Ohr auf das grüne Gras legen und fragte sie, ob sie nicht das feierliche Mäuschen des Forstes vernahmen könnten, das Lied des alten Pan, ein leises Schwellen und Wogen; dann mußte ich ihnen die alte Robinson-Geschichte oder ein Waldmärchen erzählen, und wie gespannt hingen die leuchtenden Kinderaugen an meinen Lippen! Und o, des Glückes, wenn sie ein glänzend rothes Veerchen oder eine besonders hübsche Blume entdeckten!

Es ist ein großer Fehler, den manche Eltern damit begen, daß sie ihren Kindern zu reichliche Spielsachen-Genüsse bieten und sie zu kostbar beschenken. Eine meiner Töchterchen war unlängst bei ihrer Freundin Helene zum Besuch. „Mutter,“ sagte sie, als sie zurückgekehrt war, „denke Dir nur, Helene hat nächsten Sonnabend Geburtstag; ich fragte sie, was sie sich wünsche, und da sagte sie: Ach, ich weiß nicht recht, ich habe schon Alles! Das ist doch gar nicht nett, nun hat die arme Helene keine Freude mehr an ihrem Geburtstage.“ Dies ist in der That das rechte Mittel, um blasierte Kinder aufzuerziehen, die nachher als unglückliche und unzufriedene Wesen in der Welt dastehen und dem Mode-Pessimismus verfallen, der im Roman sehr interessant sein mag, aber die grüne Ähre des Lebens verkümmert und die Blüten verdorren läßt. Ein anderes kleines Mädchen, eine Schulgenossin meiner Kleinen, erhielt zum Geburtstage — Schmuckfaden. Die werden von der Mutter in's Kästchen gelegt und alle Monate von der glücklichen Inhaberin beäugt, — wehe ihr aber, wenn sie das Leben später darüber belehrt, daß ein anderer Schmuck viel köstlicher ist:

„Nicht an die Güter hänge Dein Herz,  
Die das Leben vergänglich zieren.“

Häufig habe ich beobachtet, daß die Kinder mit Steinchen, Holzstäbchen, alten Schächtelchen und ähnlichem Gerümpel sehr gern spielen; das Fehlkunde erregt ihre Phantasie. Sobald die Weihnachtspuppe zerbrochen ist, holen sie den Schemel vor; den nennen sie dann „unseren Otto“, ziehen ihm eine Jacke an, geben ihm irgend eine Kopfbedeckung und verbringen mit ihm Stunden in eifriger Unterhaltung. Unter den Bilderbüchern ist das selbstgezeichnete nicht zu verachten, das aus Buchhändler-Anzeigen, Probennummern, illustrierten Journalen und Preislisten hergestellt wird. So ein Scrap-book ist für sie werthvoller, als manche Jugendgeschichte, die von unkindlichen Anschauungen wimmelt und, man weiß nicht recht, für wen geschrieben erscheint.

Unter die Glasglocke kann man die Kinder nicht setzen, es wäre vielleicht auch nicht gut, sie ganz den Einflüssen der Außenwelt zu entziehen; aber in der Kinderstube sollen sie darauf vorbereitet werden mit schonender, sorgsammer Hand, daß sie in allem Sturm und Drang des Lebens das Eine hochhalten und bewahren: das Gefühl für das Gute und Schöne, das dem kleinen Kinde bereits unmerklich eingeimpft werden kann! Das Fernhalten aller Korbheit, alles Unfriedens, alles Häßlichen und Gemeinen muß auf den Charakter des Kindes einwirken: die Atmosphäre des elterlichen Hauses soll eine solche sein, die das Gemüth pflegt, ohne eine Verzärtelung herbeizuführen. Eine echte Kindesseele in ihrem schönen Vertrauen, in ihrer Raivität und fleckenlosen Reinheit ist wohl ein kostbarer Schatz.

„Rein gehalten das Gewand,  
Rein gehalten Herz und Hand!“

Nachdruck verboten.

**Aus den Bädern.**

Montreux, Ende September.

Es war mir zu kalt, zu regnerisch und zu unfreundlich am Vierwaldstätter-See geworden, wo ich den letzten Rest des Herbstes zu verleben gedachte, und so faßte ich denn eines nebelbehangenen Morgens einen kurzen Entschluß, packte meine Siebenfaden zusammen und dampfte davon — nach Montreux, das mir aus früheren Besuchen her in froher Erinnerung stand. Und ich habe den Wechsel des Aufenthaltes nicht bereut. Seit vierzehn Tagen weile ich in diesem lieblichen, von starr aufragenden Fels-Giganten umschlossenen Thale, und noch nicht einmal hat ein häßlicher Regen und eine graue Wolkenwand mir die heitere Lanne zu stören versucht. Gleichmäßig golden blinkt die Sonne über den Genfer See und umweht mit schimmernden Reflexen das steinerne Haupt des Dent du Midi. Von meinem Balkon im Hotel Beau-Rivage kann ich den ganzen See überschauen, bis hinüber zu den Alpenketten Savoyens. Das ist ein herrlicher Blick, und besonders am Abend, wenn der zur Küste gehende Tag mit den ersten Nachtschatten kämpft, weile ich gern auf diesem Plage. Dann glänzen die Wasser im letzten Purpurglanze der Sonne, und um die Bergreihen hängt sich ein lichtblauer Nebelmantel. Leise und mäßig fährt auch der See sich dunkler und dunkler, bis plötzlich tief in seinem Spiegel ein Licht aufflammt, — das ist der Widerschein des ersten Sternes, der hoch oben am Himmel sich zeigt. Es ist etwas Eigenes um solch eine stille Abendstunde am See-Ufer; der irrende Gedankenflug wird ruhiger, — der Frieden in der Natur regt zu innerer Sammlung an, man hält gewissermaßen Einkehr in das eigene Herz.

Das ist sonst nicht leicht in dem lebhaften Gesellschaftsverkehr der Villen-Kolonien am Genfer See. Glarens, Beven, Montreux und Territet grenzen dicht an einander und besitzen ein gemeinsames Auhaus, in dessen freundlichen Räumen sich die Gäste der vier Dörfer nachmittäglich zur Concertstunde zusammenfinden. Dort begrüßt man die Freunde und knüpft neue Bekanntschaften an, während uns hübsche Kellnerinnen im waadtländischen Nationalkostüm den Kaffee serviren. Das hübsche Sommerwetter hat diesjährig die drei besuchtesten Orte am Genfer See frühzeitig gefüllt. Die Hotelbesitzer können nicht klagen, — die Gäste im Uebrigen auch nicht, denn es giebt hier in der That kaum ein Haus, in dem man zu verhältnismäßig wohlfeilen Preisen nicht gut aufgehoben wäre. Die Kränkler ziehen sich gern in das stillere Glarens zurück, dessen einsam gelegener, poetisch stiller Friedhof von der Berggäuglichkeit predigt, während diejenigen, welche sich mit der nervenstärkenden Luft oder, wie ich, mit einer Traubenkur begnügen, den Aufenthalt im lebhafteren Montreux vorziehen. Im großen Ganzen ist die hier verkehrende Gesellschaft eine gute, wenn auch keine tadellose. Verdächtige Elemente mischen sich überall in das Mosaikbild einer Bade-Gesellschaft

So hatte als Unkraut im Weizen sich in einem der ersten Hotels von Montreux kürzlich ein junger Spanier einzuschmuggeln verstanden, den sein elegantes und formenreiches Auftreten schnell beliebt machte — bis er eines Tages durch die Polizei abgeholt wurde. Und nun erfährt man mit Schaudern und Grauen, daß der elegante Spanier der durchgegangene Kaffir einer großen Korkfabrik in Barcelona war. Und wie volltönend hatte sein Name mit dem usurpirten Grafentitel davor geklungen, wie fest hatte er mit seinen schönen schwarzen Augen vor all' den jungen Witwen und unberorgten Töchtern paradiert! Vier Tage lang herrschte große Bestürzung an den Wassern des Genfer Sees, — dann wurde der Kaffir aus Barcelona faust in das Meer der Vergessenheit gesenkt.

An Spaziergängen in näherer Umgebung ist Montreux nicht allzu reich. So fährt man denn, wenn man nicht in Chillon auf Byron's Spuren wandeln will, mit der Bahn hinein in das Rhonethal und erfreut sich dort an den Wundern der Grotte des Fies oder der Gorge de Trian, — oder man läßt sich vom Dampf über den See tragen an das Gestade von Dugny, wo es schlechten Kaffee und ganze Hecken wundervoller wilder Rosen giebt.

**Verschiedenes.**

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Die Neugierigen.** Von J. Skutezky. Siehe das Bild, Seite 169. — Kann man sich ein schöneres Atelier wünschen, als den Hof eines Palazzo in Rom, und ein schöneres Modell, als eine jener Römerinnen, deren stolz getragener Kopf mit den Zügen einer Kamee ihre Abkammung sicher verbürgt, als Hundert vergilbte Documente? Könnte man um sie her das alte Rom neu erstehen lassen, sie würde, in ein antikes Gewand gekleidet, sich weder durch Haltung, Bewegung, noch durch die Linien ihres Gesichtes von den Frauen der Republik und des Kaiserreiches unterscheiden. Auch die Neugierde ist keine moderne Untugend; die Frauen des alten Rom ließen sie ebenso, wie die des heutigen, und sie ist auch nicht einmal eine spezielle Untugend der Römerinnen und der Frauen überhaupt. Wer sich frei davon fühlt, der lasse sich portraituren und werfe nicht eher einen Blick auf das Gemälde, als bis der Künstler sagt: „Ich habe vollendet.“ Das ist die Feyerprobe, die noch kein Sterblicher bestand. Den Pappino freilich interessirt mehr das Handwerkzeug als das Kunstwerk. Vielleicht steckt etwas von dem italienischen Künstlerblut in ihm, und er vollgirt einmal später aus der Fortierloge seines Vaters in das Studio eines Malers, in das Atelier eines Bildhauers oder auf die Bühne eines Theaters. Vorläufig freilich liegt ihm wohl noch aller künstlerische Ehrgeiz fern, und höchstens wird er Farben und Pinsel des Künstlers dazu benutzen, seinem Mittel einige lebhaftere Töne aufzutragen, als das schmutzige Grau des Werfeltags-Anzuges. Hoffentlich frühstückt der Maler nicht mehr allzu lange; Pappino dürfte sonst der Versuchung unterliegen und eine Verwüstung unter dem Inhalte des Malkastens anrichten,

die ihm den schönsten Kagenkopf eintragen kann, wenn er sich nicht durch schnelle Flucht der gerechten Strafe zu entziehen weiß.

**Ein ungebeteuer Gast.** Von Th. Kleehaas. Siehe das Bild, Seite 173. — Des Einen Schmerzen sind des Andern Freuden, — das ist immer so auf der Welt gewesen und wird zu allen Zeiten so sein. Leider sind Freuden und Schmerzen in der großen Welt nur nicht immer so vertheilt, wie in der kleinen auf unserm Bilde, auf dem nur einer weint und fünf, — den besüßigsten Hausgenossen mitgerechnet, — ihr Vergnügen haben. In der großen Welt ist es häufig umgekehrt; der Eine lacht sich in's Häuschen, und die Uebrigen haben den Karger und die Schmerzen. Auch ist nicht alles Lachen so harmlos, wie das der glücklichen Familie, und nicht alle Thränen sind so leicht getrocknet, wie die des jüngsten Sproßlings derselben. Im Augenblicke freilich meint er, ihm sei das größte Unglück geschehen, und so weit er nur kann, reißt er den Mund auf, um den Raben des Diebstahls anzulagen. Aber ein Wort der Mutter wird ihn bald genug trösten, und er wird in dem ledigen Diebe wieder seinen getreuesten Freund und Spielgefährten sehen. Und wenn der kleine Schreihals ein großer Mann geworden ist, wird er auch einsehen, daß es gar nichts nützen kann, den Mund aufzureißen, wenn ihm Unrecht geschieht. Das führt nur dazu, daß man ausgelacht wird. Aber die Zähne zusammenbeißen und seine Revanche nehmen, — dann hat man die Vachr auf seiner Seite.



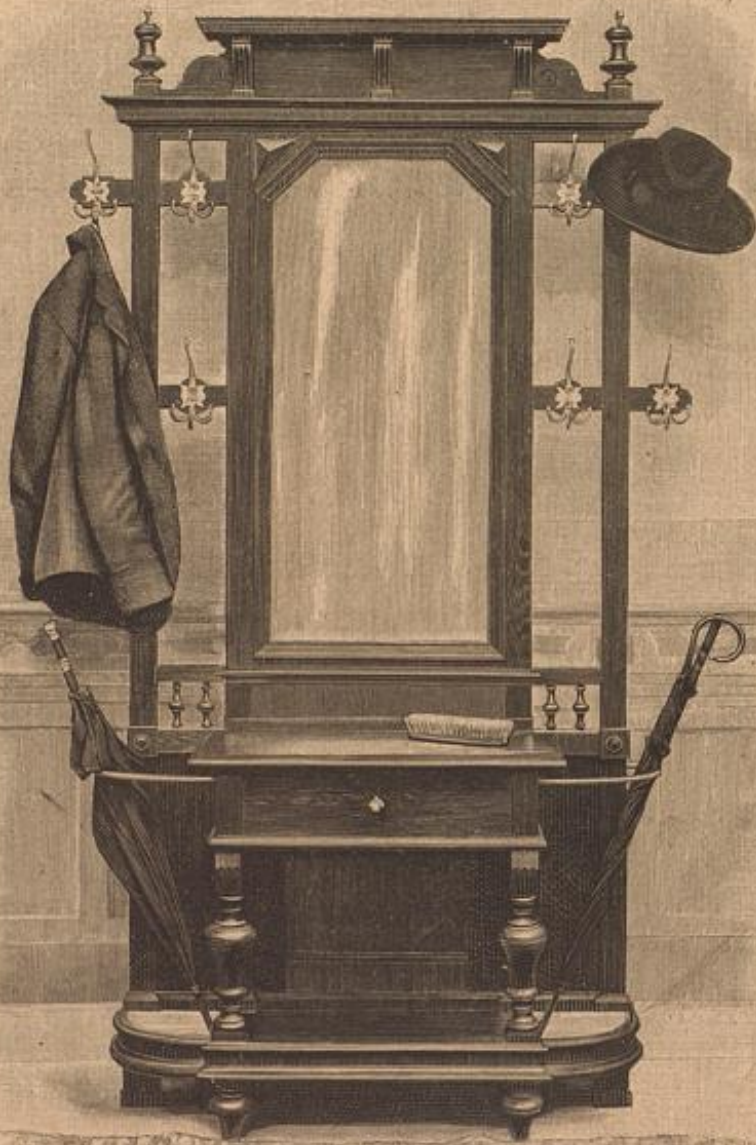
Lampe in Bronze-Fassung. Entworfen und ausgeführt von Paul Stroh. Kunstgewerbliche Werkstatt in Stuttgart. Der Lampenkörper aus japanischer Nishiki, in Flach-Relief modellirt. Ganze Höhe 85 Cent.

**Kunstgewerbliches.**

Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche geistlich geschützt sind.

**Die Aufgaben der Handstickerei.** — Handstickerei, — vor Kurzem noch hatte man nicht nöthig, so zu sagen, denn jede Stickerei war ja Handarbeit. Heute ist das anders. Die Sticdmaschine, außerordentlich vervollkommnet, hat sich ein breites Feld der Stickerei erobert und droht, noch mehr zu gewinnen. Es ist erstaunlich, was sie bereits in bunfarbiger und durchbrochener Arbeit leistet und mit welcher Raschheit sie, einmal eingerichtet, ihre Aufgabe vollendet! Complicirte Muster mit Blumen, Blättern und Ranken, mit schrägen, wie mit geraden Linien bewältigt sie ohne Mühe, wie alle diejenigen stillvollen Muster, welche die moderne Stickerei sich aus den italienischen und deutschen Vorbildern der Renaissance, sowie aus den Arbeiten der nationalen Haus-Industrie angeeignet hat. Da nun die Sticdmaschine in der gleichen Zeit dasselbe vielfach leistet, was die geübteste Hand zu schaffen vermag, da sie den Preis der Arbeit in demselben Maßstabe verringert, ist da die Handstickerei überhaupt noch der Mühe und Arbeit werth? Ist es nicht besser, sie als nutzlos gänzlich aufzugeben und eine andere Beschäftigung zu suchen?

Es ist wohl richtig; die Handstickerei, als Geschäft betrachtet, wird einen großen Theil ihres Gebietes an die Maschine abgeben müssen, und sie hat es bereits gethan. Sie hat aber eine gewisse Sicherheit und Bürgschaft ihrer Dauer, wenn nicht als Geschäft, doch als Beschäftigung. Es giebt immer mühsame Frauenhände, die nicht in den Schoß gelegt sein



Kleider- und Schirmständer mit Spiegel und Tischchen. In Eichenholz ausgeführt von Otto Fröhner, Kunstgewerbliches Institut in München.



wollen, die arbeiten auch ohne Lohn, um der Arbeit willen, weil ihnen diese Vergütungen macht und als Beschäftigung notwendig ist. Diese Hände werden immer zu der reinlichen Arbeit der Stickerie greifen, die so hübsche Sachen zu schaffen versteht, die sich zur wahren Kunst erheben läßt und dabei sonstiger Unterhaltung, dem Gedanken-spinnen und der Conversation freien Lauf gewährt. Das ist die sammtliche Seite dieser Beschäftigung, neben welcher in Hinblick auf manche Bedürfnisse des Hauses sich doch auch eine nützliche Seite der Handstickerei abgewinnen läßt.

Aber das ist doch immer nur Dilettantismus, der wohl in gewisser Weise die Kunst sichert, aber nicht den Lohn. Es fragt sich daher, ob nicht der Handstickerei ein Gebiet übrig bleibt, das ihr die Maschine nicht nehmen kann, auf dem sie allein Herrin ist und auch geschäftlich ihren Lohn findet.

Was die Stickmaschine schafft, das sind durchweg Reihenwiederholungen desselben Musters, so complicirt und vielfarbig dieses auch sein mag. Ihre Arbeit eignet sich also für Bordüren, für Besatz-Stickerie, für die Reihen-Verzierung von Kleidern, Shawls, Tüchern und anderen dergleichen Gegenständen der Toilette, natürlich auch für die Leinwand des Hauses, für Tischtücher, Servietten, Handtücher, Lauftücher, Behang und Besatz. Wo sie aber mit ihrer Leistung nicht hinreicht, das ist überall da, wo die Stickerie zur freien Kunst wird, wo sie in Art und Effect der Malerei als Nadel-Malerei zur Seite tritt. Frei angeordnete Compositionen, sei es in Blumen, Ranken, Früchten, sei es mit Thier- und Menschen-



Lampe

in Kunst-Bezüge. Nach eigenem Entwurf ausgeführt von J. Hornemann, Kunst- und Bronzewaaren-Fabrik in Berlin. Höhe 58 1/2 Cent.

Figuren, dergleichen mit der Nadel auf weichem Stoff auszuführen, vermag die Handstickerei, nicht aber die Maschine.

Dieses Genre der Stickerie war allerdings bis auf die letzten Jahre vollständig in Verfall gekommen. Was vor wenigen Jahren noch, — und es ist heute ja noch erschreckend viel davon übrig, — die Stickerie mit Hilfe des Kreuzstichs oder des Perlstichs in Wolle wie in Seide an figürlichen Darstellungen ausführte, — diese Kissen und Decken mit Genre-Bildern, romantischen Liebes-Szenen, mit Löwen und Tigern, Katzen und Hunden, mit Landschaften und Stillleben, das waren allerdings Schrecksbilder des Geschmades. Heute haben sich aber die Dinge gewendet oder sind wenigstens in einer großen Wendung begriffen. Man hat gelernt, daß mit jener herkömmlichen Technik solche Aufgaben überhaupt nicht zu lösen sind, daß es aber andere Weisen giebt, mit denen sie doch ausgeführt werden können, und zwar so, daß mitunter selbst ein Wettstreit mit der Malerei möglich erscheint. Wir wollen, was modernste Arbeit betrifft, nur an ein großes, geistiges Bild mit dem Kreuzstich und vielen anderen heiligen Gestalten erinnern, das vor einigen Jahren für den König Ludwig II. von Baiern aus der Anstalt des Fräulein Jörres in München hervorgegangen ist.

Mit der Einsicht, daß die traditionelle Technik absolut unzulänglich sei, hat man sich um andere Manieren bemüht, und lehrt und übt sie jetzt in den Schulen und Anstalten. Man hat die Stickerie des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, der burgundischen und italienischen Schulen, zum Muster genommen, auf denen Figuren wie freie Ornamente sehr vollkommen ausgeführt sind, theils in Plattstich, theils in Webestich auf goldenem Grunde; man hat in jüngerer Zeit erst die japanischen und ganz besonders die chinesischen Stickerie näher kennen gelernt, wahre Kunstwerke, in denen sich Blumen, Früchte, Schmetterlinge, buntschillernde Vögel mit außerordentlicher Meisterschaft im freiesten Plattstich dargestellt finden.

Denn darin liegt das Wesen dieser Technik, in der Freiheit, welche sie der Hand gewährt, und diese Freiheit ist zugleich eine Nothwendigkeit. Die Maschine muß ihre Linien oder Fäden, ob sie dieselben nun schräg oder rechtwinklig legt, doch immer in regelmäßiger Wiederkehr symmetrisch wiederholen; sie kann die Fäden nicht nach Belieben legen und mit der Freiheit führen, wie der Maler den Pinsel. Das kann aber die stichende Hand, vorausgesetzt, daß sie hinlänglich geübt ist. Hier ist also ein großes und weites Gebiet, das der Handstickerei allein gehört, auf welches die Maschine ihr nicht folgen kann. Es ist damit noch nicht gesagt, daß die Handstickerei geistige Bilder schaffen soll, Bilder, welche eingerahmt werden und als Wandgemälde oder gar den Kupferstich ersetzen sollen. Diese Concurrenz wäre wiederum verfehlt. Aber es stehen der Nadel-Malerei noch andere Gebiete offen, wo sie nicht bloß willkommen, sondern selbst nothwendig ist, und das ist der gesamte Bedarf der Kirche, der ehemals die höchsten Anforderungen stellte und sie heute wiederum stellen muß. Die Kirche kann der stichenden Hand nicht entbehren und muß sie vor der Maschine bevorzugen, selbst in den Gegenständen, welche die Maschine leisten könnte. Und neben der Nadel-Malerei ist es hier noch ein besonderes Gebiet, welches der Handstickerei wohl noch lange gesichert bleiben wird, nämlich die Goldstickerei, wenigstens in ihren wesentlichen und vorzüglichen Aufgaben.

Ist die Kirche, wenn sie ihre Bedeutung in dieser Beziehung richtig erfährt, die eigentliche Schutzpatronin der Kunststickerei, so ist doch das Haus und sein profaner Bedarf nicht

ausgeschlossen; im Protestantismus muß es ja auch die Kirche in vielen Kunstfragen ersehen. Die Wohnung, die sich heute mehr und mehr wieder schmückt und die Leerheit und Nüchternheit aufgibt, kann gar vielfach Werke der höheren Handstickerei verwenden, wie es ja in früheren und besseren Kunst-Epochen auch der Fall gewesen ist. Ich erinnere beispielsweise an hohe oder niedere spanische Wände, deren Flächen die schönste Gelegenheit zu schmückender Stickerie darbieten, an Dienstmädchen und sonstige schützende Gestelle, an Decken und Behänge von Betten, Tischen, an Portieren, Kissen u. s. w. Gegenwärtig sind es besonders die japanischen und chinesischen Stickerieen in Plattstich oder in der Nadel-Malerei, welche unseren eigenen Arbeiten die größte Concurrenz bereiten. Wir können viel von ihnen lernen.

Aber wollen wir die Handstickerei als eine Kunst auf dieses höhere Gebiet hinführen, — es soll damit nicht als das einzige bezeichnet werden, — so ist vor Allem Eines nöthig: die Stickerin, will sie mit Nadel und Faden malen, muß überhaupt malen können. Sie muß selber eine Künstlerin sein, wenn sie es auch nur bis zum Stande des Copisten bringt. Es ist also nöthig, daß sie ordentlich zeichnen und aquarelliren lernt, und die Stickerie-Schulen müssen, in denen es noch nicht geschieht, in den Stand gesetzt werden, solchen Unterricht in genügender Weise zu gewähren. Nur so bleibt der Kunststickerei Leben und Gedeihen gesichert, indem sie zugleich auf eine höhere Stufe gehoben wird.

Jakob von Falke.

## Aus der Frauenwelt.

**Berlin.** — Die Vermählung der Prinzessin Sophie mit dem Kronprinzen von Griechenland soll, wie der „Messager d'Athènes“ meldet, schon im Monat December d. J. gefeiert werden. Zugleich weiß das Blatt darüber folgende Einzelheiten mitzutheilen: König Georg wünscht persönlich diese Verschleimigung. Die Trauung soll im Berliner Dom stattfinden, und zwar im Beisein aller Mitglieder des deutschen Kaiserhauses, des griechischen und dänischen Königspaares, der Czarewina, der Prinzessin von Wales und möglichen Falls auch der Herzogin von Cumberland, welche bekanntlich die Tante des griechischen Kronprinzen ist. Ein anderes griechisches Blatt verzeichnet endlich das Gerücht, daß die Straße in Athen, welche das königliche Palais mit der dortigen Kathedrale verbindet und die jetzt „Hodos Helios“ heißt, der hohen Braut zu Ehren „Hodos Sophia Dorothea“ genannt werden soll. Die derzeitige Königin von Griechenland wird übrigens bei ihrem Einzuge in Athen gleich vom Bahnhofe aus jene Straße passieren. Der König Georg beabsichtigt, ein in der unmittelbaren Nähe des königlichen Schlosses gelegenes palastartiges Gebäude für den Kronprinzen anzulassen. Die Portraits des hohen Brautpaares finden unsere Leserinnen auf Seite 172 dieser Nummer.

**München.** — Das seltene Fest der diamantenen Hochzeit feierten am 9. September der Herzog Max in Baiern mit seiner Gemahlin, der Prinzessin Ludovica. Von einer geräuschvollen Feier wurde mit Rücksicht auf das hohe Alter des Herzogs, der in München residirt, Abstand genommen; auch blieb die greise Herzogin in Tegernsee, wo sie kürzlich erst ihren achtzigsten Geburtstag gefeiert hatte.



Berliner Herbst-Toiletten. — Siehe Seite 176.





Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Ein Jagd-Frühstück.

Das Gabel-Frühstück, welches vor dem Aufbruch zur Jagd, unmittelbar nach dem Eintreffen der verschiedenen Teilnehmer, meist Morgens 1/9-2 Uhr servirt wird, gleicht in seinem Aussehen und seiner Zusammenfassung jedem gut besetzten Büffet, doch spielen eine Hauptrolle die Schüsseln mit diversen Würsten, die bei großen Jagdgesellschaften in reicher Auswahl vertreten sind und meist lebhaften Zuspruch finden. Obgleich in der Regel ein jedes Haus für die Bereitung der Speisen seine eigenen Recepte besitzt, an denen es festhält und die durch diesen oder jenen kleinen Zusatz das eigene Fabrikat kennzeichnen, so geben wir in nachstehendem einige empfehlenswerthe Recepte. Bemerkte sei noch, daß fast ausnahmslos zuerst Bouillon in Tassen präsentiert wird, zu der man oft kleine Pasteten giebt und daß das Büffet in der Mehrzahl der Fälle nur aus kalten Speisen besteht; Gemüse und süße Speisen fehlen stets. Das Büffet dürfte sich also etwa in folgender Weise zusammenstellen:

- Kalter Rehbraten, - kaltes Filet.
Gesen- und Japanen-Pastete.
Gelatine von Gans.
Italienischer Salat.
Schüsseln mit Blut-, Leber-, Grün- und Zwiebelwürsten.
Wiener und Bratwürste.
Diverse Käse, Butter, Brod.

Die Getränke bestehen aus schweren Weinen, Portwein, Madeira, altem Roth- und Rheinwein; ebenso dürfen starke Liqueure, - unter ihnen Allasch, ein russischer Rummel, und Cognac, - nicht fehlen. Besteht eine große Jagd aus mehreren Treiben und finden diese in erreichbarer Ferne statt, so schickt man oft vom Hause aus in einer Pause Punsch auf's Feld, der immer dankbar angenommen wird; auch pflegen die Herren vom Frühstücksstisch einen kleinen Jambig in ihren Jagdtaschen mitzunehmen.

Frühe Leberwürst. - Während man eine Schweinelunge mit Wasser, Salz, Zwiebeln und Gewürz gar kocht, schabt man die Leber aus Haut und Sehnen, streicht sie durch ein Sieb, haßt die weich gekochte Lunge fein und vermischt beides. Ferner schneide man einige Zwiebeln in Schweinefett, weiche Milchbrod ein, bräule es gut aus und gebe Zwiebeln und Brod ebenfalls durch ein Sieb. Man rechnet dabei auf 1/2 Kilo Leber ebenso viel Fett und 100 Gr. Weißbrod. Nachdem die genannten Bestandtheile gut durch einander gerührt worden sind, fügt man Salz, Pfeffer und die Wurstkräuter hinzu, die meist für den Geschmack maßgebend sind und aus getrocknetem, fein pulverisirtem Thymian, Majoran und Basilikum bestehen; auch muß die zu trockene Masse mit etwas Bouillon verdünnt werden und wird dann mittelst eines Trichters in nicht zu starke, gut gereinigte Schweine Därme gefüllt, die man in beliebiger Länge abtheilt; die Enden werden mit kleinen Holzspießen befestigt. Mit einer feinen Spindeln durchsticht man nun die Würste und läßt sie dann in der Brühe, welche die Schweinelunge ergeben hat, langsam gar kochen. Zu bemerken ist, daß die Würste, um ein Zerplatzen zu vermeiden, nicht zu fest gefüllt sein dürfen und daß man in einzelnen Gegenden gut gewaschene und gebräute Korinthn in die frühe Leberwürst thut, die einen süßlichen Geschmack ergeben.

Gelatine von Gans. - Eine junge zarte Gans rupft, senkt und wäscht man, häutet Hals, Flügel und Füße ab, legt sie mit der Brust nach unten auf einen Tisch, macht längs des Rückens, vom Steiß bis zum Halse, mit einem scharfen Messer einen Schnitt, nimmt vorsichtig den Kopf heraus und löst mit der Spitze des Messers Fleisch und Haut in einem Stück von dem Gerippe, bricht die oberen Knochen der Beingelenke aus, läßt indessen die unteren sitzen, um die Form der Keulen zu erhalten. Nun bereitet man eine gute Farce von 1 Kilo Kalbfleisch, 1/2 Kilo frischem Schweinefett oder Lutsiped, 125 Gr. Panade (die genannte Menge Semmel eingeweicht, ausgebrüht und mit einem Stück Butter auf dem Feuer glatt gerührt, mit 2 Eigelb vermischt), einem Ei, Pfeffer, Salz und ein wenig geriebener Zwiebel. Diese Farce vermischt man mit kleingeschnittenen, recht grünen Pfeffergurken, gepökelter Rinderzunge, Trüffeln und Pistazienkernen und füllt sie in die Gans, die, zugenäht, möglichst ihre natürliche Form wiedererlangen muß. Fest in ein Tuch gewickelt und mit Bindfaden umschürt, wird die Gelatine nun in dem Fond des zuvor ausgekochten Gänsegerippes langsam weich gedünstet, wozu etwa 2 Stunden erforderlich sind. Aus der Brühe genommen, legt man sie zwischen zwei Bretter, beschwert das Obere mit Gewichten und läßt sie erkalten. Dann entfernt man den Bindfaden und das Tuch, schneidet die Gans in feine Querscheiben, legt diese dicht an einander auf eine Bratenpfanne, bestreicht sie mit zerlassener Tafel-Bouillon und garnirt sie mit Aspik und gerösteten Semmel-Kroutons oder auch mit Brantenreife. E. K.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Berliner Herbst-Toiletten.

Von allen Seiten strömen die neuen Schöpfungen der Mode für Herbst- und Winter-Saison herbei. Es ist uns daher eine wahre Freude, aus der Fülle des Schönen das Originellste unseren Leserinnen im Bilde vorzuführen, während wir Mänteln, Besätzen und Hüten eine kurze Besprechung widmen.

Neben den verschiedenen Cheviots und kräftigen Tuchen der Regen- und Herbstmäntel dient glatter Double zu den langen Wintermänteln und kurzen Paletots. Großblumige gemusterte Woll-Brokat ergeben vielfach den Bezug der Pelzmäntel, während seidene Damaste, mit Plüsch gefüttert, als hoch elegante Wagenmäntel und sorties de bal erscheinen.

Das Gebiet der Besätze hat die Passenterie fast für sich allein erobert. Schmale, breite, runde oder flache Schnüre und Lizen, je allein oder gleichzeitig angewendet und durch Metallfäden belebt, bedecken Mäntel und Kleider. An Stelle der glühenden Perlen treten Grelots-Gehänge. Franzen in Seide oder Chenille begleiten die Schnur-Stickerei, die sich in kräftiger Ausführung, besonders in Gestalt geflochtener Galons, auch neben dem Pelzwerk geltend machen wird. Auch die neuesten, reich wirkenden Tuch-Applicationen zeigen von der Maschine ausgeführte, schnurartige Verzierungen. Einfarbige und bunte Seiden-Stickereien gehören besonders der eleganten Toilette an. Für diese scheint das Genre Directoire nach und nach Eingang zu finden, dagegen wollen die Haus- und Promenaden-Kostüme nur einzelne Theile jener Tracht, besonders die breiten Revers, annehmen. Zu dem geringeren Umfange der meist glatten, vorn leicht drapirten Röcke paßt das Leberfleid vorzüglich, das oft mit dem Rücken der Prinzessine jedenförmige Vordertheile vereinigt oder bis fast zum Taillenschluß hinauf geschlitt, pattenartig ausfällt.

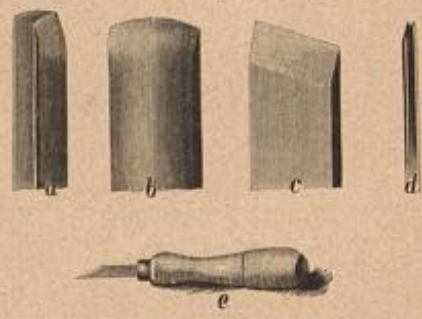
An den Hüten ist der Kopf zwar niedriger geworden, die Garnitur zeigt aber meist die gleiche Höhe wie im Sommer. Glatter, häufig zweifarbiger Filz herrscht bei den runden, festen Formen, Tuch und Sammet dagegen bei den ausschließlich der Jugend zukommenden, weichen Toques und Wagner-Baretts vor, während zu den zierlichen Capote-Hüten, deren Bindebänder vielfach Spigenbarben erzeugen, alle diese Stoffe sowie schwere Seide dienen. Charakteristisch sind schmale Straußfedern als Einfassung der breiten Krempen runder Hüte, deren Rücken Kopf nur eine Bandschleife schmückt. Kurze Luffs aus Strauß- oder Hahnensfedern, Reiher, Spigen, Wand, Blätter und Kränze aus Sammet bilden die vielförmigen Garnituren, zu denen sich als ein neuer Schmuck die Pelzboa gesellt. Diese, ein Liebling der Mode, wird um den Hutkopf gelegt, dann um den Hals genommen und vorn eingefügt. Der im Theater oft gesehenen Spigenboa dürfen äußerst kleidame Kivalinnen in den entzückenden Fichus und Shawls erwachsen, für welche sich eine sehr wirkungsvolle Imitation der Chantilly-Spige bietet, deren Contouren ein kräftigerer Seidenfaden markirt, wodurch das Muster reicher hervortritt. E. F.



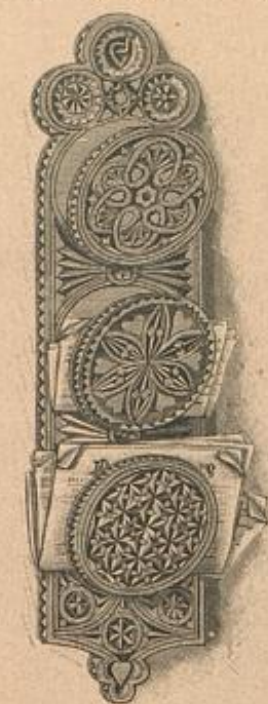
Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Musterblätter für künstlerische Handarbeiten. Nr. 9. Rosjul-Stickerei. - Das vorliegende Blatt bietet in naturgetreuer Wiedergabe die Vorderseite einer hochinteressanten, unserer Sammlung alter kunstvoller Handarbeiten angehörender Decke, welche wir in der Nummer vom 1. Oct. d. J. mit Abb. 46 veranschaulichten. Der die Darstellung begleitende Text erklärt Ausführung, Material etc. A. D.

Extra-Blätter der Illustrirten Frauen-Zeitung. Nr. 22. Kerbschnitt-Arbeiten. - Diese anregende und unterhaltende Arbeit findet mit Recht mehr und mehr Freunde. Einfache, leicht zu erlernende Technik, vielseitige Verwendbarkeit und ein wohlfeiles, überall leicht zu beschaffendes Material vereinigen sich mit dem besonderen Vorzug, selbst



ohne künstlerische Vorbildung nicht allein gegebene Muster leicht nachahmen und in jede wünschenswerthe Größe übertragen, sondern auch bald selbständig immer neue Formen schaffen zu können. Sämmtliche Muster sind auf die Kreis- und Dreiecksform zurückzuführen, lassen sich daher als rein geometrische Figuren mit Hilfe von Lineal, Winkelmaß und Zirkel herstellen und es ist nur eine geschickte Handhabung dieser Werkzeuge erforderlich, um die vielgestaltigste Musterung zu beherrschen. - Wie man vermittelt Zirkel etc. zum Beispiel in einen Kreis jede Figur von beliebig vielen Ecken hineinbringen kann (siehe Abb. 2), so läßt sich wiederum jedes Quadrat, Rechteck, Sechseck etc. (siehe Abb. 5) in eine Anzahl von Dreiecken und Kreisen zerlegen. Diese Figuren können nun entweder den ganzen Grund bedecken oder auf letzterem gruppenweise vertheilt werden, sodas der Grund in ausgeparten Flächen als Muster mitwirkt. Die Technik des Kerbschnittes lehrt unsere Zeitung wiederholt (siehe die Nr. v. 14. März 81, 30. Oct. 82, 1. Dec. 86). Die zum Schneiden erforderlichen Werkzeuge: der Gaisfuß (a), das Flach-Eisen (b), das Ball-Eisen (c), der Zierbohrer (d) und das spize Messer (e), bringen wir durch kleine Darstellungen hier nochmals in Erinnerung (siehe Bezugsquellen). Der Zeitungs-halter, den wir als Anregung für die Verwendgung zu Gegenständen



beifügen, zeigt eine hübsche Verwerthung der Vorlage, Abb. 3 des Extra-Blattes; die drei großen Kreise sind für sich bestehend auf runden Holzplatten, welche Ghariten an der Rückwand des Halters befestigen, ausgeführt; letztere selbst schmückt die übrige Musterung derselben Vorlage. A. D.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Anf. für Mädchen aus höheren Ständen. - Siebt es ein Anf. für verwaiste, unbemittelte Mädchen aus höheren Ständen? Altes Zinngeschirr zu puhen. - Wie puht man altes Zinngeschirr? A. B.

Antworten.

(Auf die betreffenden Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.) Abgelegte Glacé-Handschuhe (152). - Sind die Handschuhe noch ansehnlich und nur an den Spigen schadhast geworden, so schneide ich die Finger ab, stecke den Rand auf der Maschine mit Seide in gleicher Farbe um und trage die Halbhandschuhe auf Spaziergängen oder bei Garten-Arbeiten. Die Leberfinger werden aufbewahrt, und thun bei kleinen Schnittwunden gute Dienste. Von sehr langen Handschuhen fertige ich aus dem unteren, gut erhaltenen Theile, für Uhren, Schlüssel, Scheren, Radirmesser kleine Taschen, die mit einigen Zierlichen aus farbiger Seide geschmückt, nett aussehen und sich namentlich auf Reisen practisch bewahren. Aus anderen Theilen mache ich Ballen mit einer Füllung von Watte oder Koffhaaren und benutze dieselben beim Übertragen von Schablone-Mustern, oder auch bei Herstellung der reizenden Pflanzen-Abdrücke. Im Rothfalle diene mir sogar beim Malen ein weiches, jauberes Stück vom Handschuh-Leder zur Entfernung der Kohlenstriche bei Entwürfen. Frau Martha in Holstein.

Emyrna-Zeppische. - Es ist in neuerer Zeit vielfach und mit bestem Erfolge verübt worden, Emyrna-Muster durch eigene Handarbeit herzustellen, immerhin aber ist die Arbeit eine große und der Verbrauch an Material ein sehr bedeutender, sodas der Ankauf eines Brüsseler Zeppisch sich wesentlich billiger stellen dürfte. Gezeichnete Emyrna-Muster brauchen wir übrigens in genügender Anzahl, und für den Kauf der Wolle möchte sich jedes Engros-Geschäft empfehlen. Abonnenten in Ober-Oesterreich. - Eine Anleitung zum Serviren und Tafeldecken finden Sie in jedem guten Kochbuche.

Bezugsquellen: Toiletten, Seite 175; S. Rosenthal, W. Metzger, Markt 9-10 (Fig. 1); S. A. Heide, W. Leipzigerstr. 87 (Fig. 2, 3, 5). - Mäntel, Seite 175; A. Hall Jan., W. Bürgerstr. 27a. - Hüte: S. Hering, W. Rebrnstr. 15. - Kerbschnitt-Arbeiten und Werkzeuge, Seite 176; Frau Clara Roth, SW, Büchelstr. 139; Frä. C. Patschowski, N. Brunnenstr. 82b.

Zu dieser Nummer gehören zwei Beiblätter, ein Modenbild, ein Extra-Blatt und ein Musterblatt für künstlerische Handarbeiten.

In dem, mit der vorliegenden Nummer beginnenden Quartale der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ werden u. A. folgende werthvolle Beiträge zur Veröffentlichung gelangen: „Die Last des Goldes“, Novelle von Balduin Groller; „Römische Geschichten“ von Richard Voß; „Ein Insekttag“, Novelle von E. Merk; „Weißes Haar“ von Helene Pichler; „Die Visite“ von Marie von Ebner-Eschenbach; „Unsterblichkeit“ von H. Villinger; „Die Rose“ von E. Biller; „Unter dem Niagara-Salle“ von Doris Freiin von Spaettgen; „Selbstherrlich“ von Alfred Friedmann; „Hoher Besuch“ von A. von Gersdorff; „Wie einst im Mai“ von J. Boy-Ed; „Vom Rheingau“ von A. Baron von Roberts; „Entdeckt“ von D. Duncker; „Die Rechte der Frauen“ von Marie Kirschner; „Die Musen im Hause Neu-Wied“ von Julius W. Braun; „Die wandernde Psyche“ von Paul von Szczepanski; „Kindermoden“ von Eufemia Gräfin Ballestrem; „Training“ von Ottomar Beta und weitere Erzählungen, Skizzen und Feuilletons von F. Meister, Claus Soest, F. Ch. B. Avé-Callement, E. von Wald-Jedtwig, G. Böttcher, Hanns von Spielberg, Gabriele von Lieres, Ernst Otto Hopp, Julius Weil, Gustav Karpeles, Jenny Hirsch, Jakob von Falke, May Haushofer, E. Vely, Elise Polko, Heinrich Seidel, Helene von Goezendorff-Grabowski, Emma Laddey, Clarissa Kohde, Wolfgang Kirchbach, F. von Jobeltz u. A.



Illustrirte  
Frauen-Zeitung.

Nr. 42.

Wöchentlich eine Nummer.  
Vierteljährlich 2½ M.

Berlin, 14. October 1888.

Große Ausgabe mit  
allen Kupfern: 4¼ M.

XV. Jahrg.



Auguste Victoria,  
Deutsche Kaiserin und Königin von Preußen.



Nachdruck verboten.

## Die Last des Goldes.

Novelle von Balduin Groller.

1.

**I**n prachtvoller Frühlingsstimmung hatte eine ungeheure Menschenmenge nach der Freudenau, dem Wiener Wettrenn-Platz, hinausgelockt. Der grüne Rasen, auf dem breit und goldig die Sonne lag; die schlanke Architektur der gedeckten Tribünen; die mit rothem Sammet ausgegeschlagene und reich mit Gold und mächtigen Blattpflanzen decorirte Hofloge; die fast unabhäufbare, schwarz wimmelnde Menschenmenge auf den billigen Plätzen; dazu die in der Sonne doppelt grell leuchtenden bunten Seidenjacken und Klappen der Jockeys, ihre weißen Hosen und glänzenden schwarzen, abzapflosen Stiefel; die schimmernden Frühlings-Toiletten im Actionär-Raume; die in ihrer Kühnheit oft unwahrscheinlichen Damenhüte, die farbigen Sonnenschirme, die aus dem allgemeinen Farben-Concert mit der Kraft von Fanfarenstößen herausstachen; die ganze goldene, silberne und blecherne männliche Jugend Wiens, mit Blumensträußchen im Knopfloche, mit den sichtbar getragenen Plaques, den Feldstecher-Riemen über den Schultern, und last, aber hier ganz gewiß nicht least, die vierfüßigen Korymben des Rennplatzes, im glänzenden Haar, in allseitiger fitness und Eleganz, — das Alles zusammen bot ein abwechslungsreiches, anregendes, wahrhaft großstädtisches Bild.

Die Spiellust war, wie immer, eine äußerst lebhaft. Es wurden Wetten gelegt, bei welchen ein Vermögen daran hing, ob es dem einen Pferde gelingen werde, die Nase um eine Fünftel- oder Zehntel-Secunde früher durch's Ziel zu stecken, als einem anderen. Wem es die Mittel nicht erlaubten, mit dem Buchmacher ein Engagement abzuschließen, der drängte sich zu den Kassen des Totalisateurs, um dort mit fünf oder zehn Gulden sein Glück zu versuchen, und wo die Vaarjonds auch dazu nicht langten, da wurden Wett-Kompagnien gebildet und die sauer, langsam und schwer verdienten Kreuzer und Gulden rasch und leicht verspielt.

Alle localen Berühmtheiten Wiens scheinen sich im Actionär-Raume ein Stelldichein gegeben zu haben. Die nicht berühmten Ehemänner, die heute ihre Gattinnen mit herausgebracht haben, müssen die Augen gut offen halten, um auf alle neugierigen Fragen mit befriedigender Antwort dienen zu können. Alle Augenblicke wird durch einen leichten Druck auf den Arm gefragt: Wer war das? Und das? Auf Alles wird Antwort ertheilt, und wo die eigene Personal-Kenntnis nicht langt, wird die Freundlichkeit eines kundigen Local-Reporters in Anspruch genommen. Alle Comtesseln müssen namentlich angeführt werden; die Frage, in welchen Salons sie arbeiten lassen, wird mit stillem Aerger überhört. Das Interesse wird immer rege gehalten; bald ist es ein populärer Hinderniß-Reiter, an dem man vorbeigeht, bald ein berühmter Flachbahn-Jockey, bald eine schöne Aristokratin, auf welcher man nicht eben mit besonderer Discretion die Blicke haften läßt, bald die sensationelle Diva einer Vorstadt-Bühne oder eine etwas vorlaut angezogene Chansonetten-Sängerin, bald ist es ein parlamentarischer Tagesheld, bald ein verwegener Börsenspieler, der gerade von sich reden macht. Dort wandelt in schlecht gehuchelter Heiterkeit ein Dramatiker, dessen letztes Stück erst vor wenigen Tagen durchgefallen ist; nicht weit von ihm taucht der Kopf eines gefürchteten Feuilletonisten aus der Menge empor, der eben diesen Dichter und sein Werk aus diesem Anlasse in schöne Fetzen zerrissen hat. Jede Secunde und jeder Schritt bringen neue Bilder und neue Eindrücke.

Zu den Erscheinungen, die hier besondere Beachtung fanden, und bei deren Auftauchen sich harmlose Besucher des Turfes ein leichtes Zeichen gaben, damit sie nicht übersehen werden, zählte auch die eines jungen Mannes von etwa dreißig Jahren in einem kurzen, rethledersfarbigen Ueberzieher. Das von einem ziemlich langen, braunen Vollbarte umrahmte Gesicht nahm durch einen sympathischen Zug von gutmüthiger Freundlichkeit sofort für sich ein. Wo er vorbeiging, wandten sich die Köpfe nach ihm, und insbesondere war es leicht zu beobachten, daß ihm namentlich von weiblicher Seite viel Beachtung geschenkt wurde.

Wenn man sich nach ihm erkundigte, so erhielt man zunächst die Auskunft, es sei der junge Brant.

„Was kann er denn?“

„Er kann sehr viel Geld ausgeben.“

„Das könnte ich auch.“ „Ich auch!“ „Ich auch!“

„Ich auch!“ Ein Jeder behauptete, daß er das auch könnte.

„Wahrscheinlich noch ledig, weil er von den Müttern so beliebigt wird?“

„Ganz ledig.“

„Und ist er wirklich so reich?“

„Das ist Auffassungssache. Er soll von seinen Eltern ein monatliches Taschengeld von zehntausend Gulden beziehen.“

„Monatliches?“

„Ja wohl.“

„Alle Achtung! Ein lediger junger Mensch kann damit zur Noth allerdings auskommen. Ist er sonst noch etwas?“

„Was soll er denn sonst noch sein?“

„Ich meine, ob er außerdem, daß er der Sohn seines Vaters ist, noch etwas vorstellt?“

„Das weiß ich nicht. Ich glaube, er hat Juristerei studirt und ist Doctor; er macht aber keinen Gebrauch davon.“

Der junge Brant, oder, um ihm gleich seinen vollen Namen und Titel zu geben, Dr. Carl von Brant, schien die besondere Aufmerksamkeit, die ihm von allen Seiten geschenkt wurde, gar nicht zu bemerken, offenbar war er schon daran gewöhnt.

Er schlenderte nach dem Sattelraume und saßte dort nach längerem Suchen einen jungen Mann unter den Arm, mit dem er sich in ein eifriges Gespräch über die Chancen der großen Steeple-Chase, der letzten Programm-Nummer des heutigen Tages, einließ. Beide hatten für diese Nummer auch ein ganz besonderes Interesse. Brant's Rennstall hatte für diese Concurrenz einen fünfjährigen Steepler, „Lyriker“, herausgebracht, auf den die Turf-Geliebten nicht geringe Stücke hielten. Gesteuert sollte „Lyriker“ von dem bekannten Herrenreiter, Lieutenant von Berlewitz, werden, von demselben, mit dem Brant nun die letzten Verathungen pflog.

Lieutenant von Berlewitz war von mittelgroßer, auffallend hagerer Gestalt, aber seine Schmächtigkeit machte nicht den Eindruck von Schwäche. Man sah es, daß da durch gewissenhaftes Training jedes Loth überflüssigen Fettes weggebracht war; nur Sehnen und Muskeln waren übrig geblieben, und diese waren von einer Beschaffenheit, als seien sie aus dem feinsten Stahle geschmiedet worden. Berlewitz war in Civil-Kleidung erschienen, auf welche er, wie leicht wahrzunehmen war, ganz besondere Sorgfalt verwendet hatte. Nichtsdestoweniger konnte ein scharfer Beobachter den Offizier auch in der Civil-Kleidung leicht erkennen, ja, wenn man ganz genau hinsah, mußte man aus gewissen Einzelheiten, so aus der Beschuhung oder aus der Art, wie die Achsel-Partien des Rockes behandelt waren, erkennen, daß man hier nicht einen österreichischen, sondern einen norddeutschen Offizier vor sich hatte.

Berlewitz hatte einen kleinen strohgelben Schnurrbart, kurzes, struppiges, in's Röhliche spielendes Haar, das Gesicht voll Sommersprossen und glanzlose, wasserblaue Augen. Mit Brant war er bekannt geworden, als dieser zwei Semester an der Berliner Universität zubrachte. Seither waren sie Freunde geblieben, und nun war Berlewitz gekommen, um wenn möglich Brant's Farben siegreich durch's Ziel zu tragen.

„Du kennst jetzt die Liste der stehengebliebenen Pferde,“ begann Brant, „und weißt, was Du für Gesellschaft neben Dir hast. Hast Du Deinen Kriegsplan schon fertig?“

„Vollkommen, ich werde die ganze Bande zu Schanden reiten.“

„Das ist eine hochedelgeborene Bande, lieber Freund; die läßt sich nicht so zu Schanden reiten, wie Du glaubst.“

„Das werden wir ja sehen!“

„Ich möchte Dir doch empfehlen, mit Kopf zu reiten.“

„Du meinst, ich soll auf Warten reiten? Keine Idee. Ich verlege den Endkampf auf den Anfang, und dieser Endkampf muß nach den ersten fünfhundert Metern entschieden sein.“

„Um Gottes Willen! Die Reize geht über fünftausend sechshundert Meter!“

„Desto besser. Eure Hindernisse da sind ja Kinderreien; Hindernisse für Kühe, aber nicht für Vollblut. Da sind wir in Deutschland, Gott sei Dank, an ganz andere Hindernisse gewöhnt. Das ist hier ja das reine Flachrennen. Eure einzige anständige Hinderniß-Bahn ist die von Pardubitz.“

„Aber das Pferd ist hier trainirt worden.“

„Und ich dafür in Deutschland! Der Reiter muß das Rennen gewinnen, nicht das Pferd!“

Brant zuckte mit der Schulter; gegen das umer-schütterliche Selbstvertrauen seines Freundes war nicht aufzukommen.

„Wie steht denn „Lyriker“ im Cours beim Buchmacher?“ fragte Berlewitz.

„Er legt zehnfaches Geld gegen ihn.“

„Der Esel! Und gegen „Quartals-Säufer“?“

„Siebenfaches. Favorit ist „Nachtschwärmer“, dann kommt gleich „Nauifkaa“, die al pari zu haben ist.“

„Unförmig; der Mann versteht sein Geschäft nicht. Sei so gut und setze für mich auf „Lyriker“ tausend Mark, — Gulden wollt' ich sagen, tausend Gulden.“

Ihr könntet auch einmal mit Eurer Gulden-Wirtheft aufhören und die Mark-Währung einführen, — wäre viel vernünftiger.“

Während er so sprach, nahm er aus seiner Brief-tasche den genannten Betrag und händigte ihn Brant ein. Dieser eilte zum Buchmacher, um sich seines Auftrages zu entledigen, während Berlewitz sich im Ankleide-Raume in den dress, Weiß mit schwarzen Tupfen, warf.

Wenige Minuten darauf ertönte das Glocken-Signal, und acht hochedle Rasse-Pferde, wahre Musterbilder hippischer Schönheit und Kraft, betraten die Bahn, um zunächst den Probe-Galopp und den Probe-Sprung zu absolviren. Mit gespanntester Aufmerksamkeit wurde namentlich der Probe-Sprung vom Publicum beobachtet, denn aus diesem wurden Schlüsse für die vorzunehmenden Wetten gezogen. Die Art, wie „Lyriker“ unter Berlewitz das Hinderniß nahm, fiel allgemein auf; das war ein schneidiger, raumgreifender Sprung, bei dem Terrain gewonnen wurde, während bei den anderen Reitern der Sprung einen Verlust bedeutete. Die Wirkung auf das Publicum blieb auch nicht aus, und während die Concurrenten im Schritt zum Start ritten, meldeten sich so viele Liebhaber für „Lyriker“, daß der Buchmacher schließlich nur noch fünfzig Gulden gegen ihn legte. Das war immerhin ein schönes Resultat, zumal, wenn man berücksichtigte, daß der Ausgang des Rennens als todte Gewißheit für den alten „Woodmann“ galt, und daß, falls dieser hochberühmte Steepler zu Falle kommen sollte, noch immer „Cast off“ in der Gesellschaft war, dem das Rennen dann wohl nicht zu entwinden sein sollte.

Der Starter senkt die rothe Fahne, das Feld ist entlassen. Rufe des Erstaunens werden im Publicum laut. „Lyriker“ legt eine mörderische Pace vor, er führt von Haus aus, anfänglich mit zehn Längen, aber mit jeder Secunde verlängert sich die Distanz zwischen ihm und dem Rudl. „Lyriker“ geht durch! heißt es auf der Tribüne. Da nimmt er das erste Hinderniß mit bravouroscher Schneidigkeit, — nein, so springt ein Durchgeher nicht! Was treibt dann aber der verteuerte Reiter? Er führt schon mit fünfzig Längen und läßt doch noch nicht nach. Das Pferd steht die Distanz nicht! „Lyriker“ wird sie stehen! Er nimmt den Steinwall und Wassergraben, als setze er über einen Fuß-schemel, — jetzt führt er schon mit hundert Längen. Das Feld streckt sich immer mehr. Nun reiten sie quer herein, auf die Tribünen zu; das ist die Schleife, um die große Bahn noch einmal zu umkreisen. „Lyriker“ nimmt auch die post and rails brillant, und wie er an den Tribünen vorbeisprengt, hat er klare zweihundert Längen für sich.

Die Spannung bei den Zuschauern wird immer größer. Jetzt passiert „Lyriker“ den Weilenstart, sech-zehnhundert Meter hat er noch vor sich bis zum Ziele, und bisher hat er seinen Vorsprung sicher gehalten. Nun nehmen aber auch „Woodmann“ und „Cast off“ das Rennen ernstlich auf, und machen sich energisch an die Verfolgung des Führenden. Die übrige Gesellschaft ist da schon ausichtslos geschlagen und außer Gesicht gesetzt. Aber auch an „Lyriker“ sind bereits Zeichen der Ermüdung zu erkennen, während seine Verfolger noch mit sichtlich frischer hinter ihm her galoppiren. Beim Einlauf in die Gerade hat er noch immer einen Vorsprung von fünfundsiebenzig Längen, aber „Woodmann“ kommt von außen im Nuß, und er sieht aus wie der sichere Sieger. Ein Glockenzeichen ertönt wieder, doch es wird nur schwach gegeben, damit es nur das athemlos gespannte Publicum höre, und die nun auf's Aeußerste getriebenen Pferde nicht erschreckt werden. Es verkündet den Beginn des verzweifelten Endkampfes. Lieutenant von Berlewitz nimmt mit einer letzten gewaltigen Anstrengung Alles heraus aus seinem Pferde, aber ob auch seine Schenkel sich wie eiserne Klammern schließen, ob auch das Blut unter dem Drucke der Sporen zu träufeln beginnt, „Lyriker“ hat doch nichts mehr in sich, um den letzten Angriff seines Rivalen noch abschlagen zu können. Auch der alte „Woodmann“ muß geritten werden, aber er geht treu unter der Peitsche. Mit mächtigen Sähen kommt er an den Führenden heran, in der nächsten Secunde ist er herausgeritten und hat den Kopf frei vor dem sich verzweifelt wehrenden „Lyriker“, und nach wenigen weiteren Galopp-Sprüngen passiert „Woodmann“ als Sieger das Ziel mit einer halben Länge vor dem gänzlich ausgepumpten „Lyriker“.

Die Spannung ist gelöst. Ein Summen und Brausen verräth, daß wieder Leben in die Massen gekommen ist. Brant suchte Berlewitz auf, als dieser aus dem Ankleide-Zimmer wieder herauskam.

„Du hast Deine Sache brav gemacht,“ redete er ihn an, „ich bin auch über den zweiten Platz sehr glücklich.“

Berlewitz war ärgerlich.

„Beim Distanzposten war der Gaul fertig und konnte nichts mehr hergeben. Wenn die Strecke nur um fünfzig Meter kürzer gewesen wäre, so hätte er



seine Nase doch noch als Sieger durch's Ziel stecken müssen. Hätte nicht gedacht, daß ich das Rennen verliere!"

"Verloren haben wir nichts. Ich habe Deine Instructionen nicht genau befolgt und habe nicht auf den Sieg, sondern auf den Platz gewettet; — das trägt auch vier bis fünfziges Geld."

"Das war eine herrliche Idee," rief Berlewitz begeistert. "Ich werde immer mit Dir zusammen wetten, da gewinne ich regelmäßig; dagegen verliere ich immer, wenn ich allein spiele."

Brant, der thatsächlich gewettet hatte, wie ihm von Berlewitz aufgetragen worden war, der aber nicht wünschte, daß sein Freund mit ihm und durch ihn einen Verlust erleiden sollte, zumal er, obgleich ansehnlich begütert, doch nicht über solche Summen zu verfügen hatte, wie Brant selber, — fühlte sich durch diese Anerkennung einigermaßen in Verlegenheit gesetzt, und er war froh, daß weitere Erörterungen dieses Themas durch eine Ansprache abgebrochen wurden, die nun seine Freundin, die verwitwete Baronin Thella Kogler, an ihn richtete.

"Wollen Sie mich zu meinem Wagen führen, lieber Freund?"

In der Begleitung der Baronin befand sich eine junge Dame. Brant stellte den Damen seinen Freund, von Berlewitz, vor, die Baronin ihrerseits beide Herren dem Fräulein Geraldine von Feldern. Da Brant sich der Baronin, einer gutmüthigen middle aged lady von angenehmer Mundlichkeit, zu widmen und ihr sofort eine ganze Menge von Auskünften über seinen Stall zu geben hatte, so kam es, daß von Berlewitz in der halben Stunde, die noch verging, ehe die Damen den Wagen bestiegen, Geraldine den Ritter zu machen hatte.

Als die Damen endlich abfuhren, sagte von Berlewitz mit strahlendem Gesichte zu Brant:

"Ein pyramidales Geschöpf, diese Kleine! Glaube, Eindruck auf sie gemacht zu haben."

## 2

Von Berlewitz hatte es sich im Stillen angelegen sein lassen, der interessanten jungen Dame, die er am Remplaz kennen gelernt hatte, wieder zu begegnen. Sie hatte es ihm angethan, und er zweifelte nicht, daß er auch seinerseits bei ihr eine Eroberung gemacht habe. Er ließ sich keine Gelegenheit entgehen, mit dabei zu sein, wo er die vornehme Gesellschaft Wiens vereinigt finden zu können glaubte, um dort scharf auszublicken nach der schlanken, goldhaarigen Schönheit, die sein Herz so rasch zur Kapitulation gezwungen hatte. Aber seine Bemühungen blieben erfolglos. Geraldine war für ihn nicht zu finden. Er machte alle Prater-Fahrten mit; er besuchte alle aristokratischen Vorstellungen, die damals eben wieder einmal zu Gunsten der Ueberschwemmten in Ungarn veranstaltet wurden, er erschien jeden Abend in der Oper, um während eines Altes mit den Augen das ganze Publicum abzuschauen, — aber Alles ohne Erfolg. Die Sache verdroß ihn sehr, denn er hätte es gern vermieden, sich von Brant Auskünften zu erbitten. Er fühlte sich so im Innersten getroffen, daß er sich nicht die nöthige Unbefangenheit zutraute, seine Fragen unauffällig und harmlos genug zu stellen.

Schließlich mußte er, da ihm kein anderer Ausweg blieb, sich doch dazu bequemen, aber er beschloß, möglichst vorsichtig und diplomatisch zu Werke zu gehen.

Er suchte Brant in seiner glänzend eingerichteten Wohnung am Kolowrat-Ring auf und war nicht wenig erstaunt, ihn mit seinem Secretär arbeitend zu finden.

"Du arbeitest auch?" rief er bei seinem Eintritte überrascht aus. "Jetzt erkläre mir, was Du zu arbeiten hast?"

Brant lächelte; er fühlte sich beinahe verlegen, daß er thatsächlich gar keine Beschäftigung als ernste Lebensaufgabe anzuführen vermochte.

"Meine Beschäftigung verdient kaum den Ehren-Namen der Arbeit," erwiderte er. "Was ich da täglich zu thun habe, ist eigentlich nur eine kleine Unterbrechung des gewohnten Müßigganges. Ich erledige nur einige Briefe."

Und damit wies er seinem Freunde einen mächtigen Stoß von Briefen vor, die alle schon durch den Secretär geöffnet waren.

"Um Gottes Willen! Du correspondirst ja mit der ganzen Welt!" rief von Berlewitz, die Hände über dem Kopfe zusammenschlagend.

"Wenn es auf mich ankäme," entgegnete Brant, "so würde ich mit Niemandem correspondiren. Ich bin unschuldig daran, wenn mir jeder Tag ausnahmslos einen solchen Haufen von Briefen in's Haus bringt. Die Leute schreiben mir, ohne daß ich es wünsche."

"Was haben sie Dir denn zu schreiben?"

"Das kannst Du sofort sehen; sieh' unserer Arbeit zu; — 's ist jeden Tag genau dieselbe Geschichte. Lassen Sie uns weiter gehen, lieber Herr Moser."

Der Secretär entfaltete nun einen Brief nach dem

anderen; Brant nahm die Zuschriften entgegen und erläuterte sie dann kurz seinem Freunde.

"Da werden mir zwei russische Traber offerirt, — in den Papierkorb, Moser. Das ist von einem Weinagenten, — Papierkorb. Eine arme Witwe, fünf Kinder u. s. w., — bei Seite legen, Moser, recherchiren, Bericht erstatten. Hamburger Lose, zurück damit. Einladung zu einer Bilder-Auction, — lassen Sie den Katalog sehen, — Achenbach, Alt, Baißch, Canon, Defregger, — erinnern Sie mich, Moser, rechtzeitig, werde hingehen. — Da ein Gedicht; was will er denn? Wohlthäter der Menschheit, huldreich und groß, — schon gut, wir kennen das, unten genaue Adresse, — nichts, — Papierkorb. Eine traurige Welt: die Dichter betteln, und die Bettler dichten. Dieser Mann dichtet aber unorthographisch, warten wir, bis er in Prosa bettelt. So lange er noch auf Versfüßen jammert, wird's nicht so arg sein. — Papierkorb. Noch einmal Hamburger Lose, — die werden mir schon langweilig mit ihren Losen, — zurück damit. Weiter; ich soll einen Baugrund kaufen, — glänzende Speculation, — dankend ablehnen, ich mache keine Geschäfte. Ein Familienvater, ohne Stelle, grenzenlose Noth, bekannter edler Menschenfreund, — da haben Sie den Brief, lieber Moser, erkundigen Sie sich. — Was ist denn das? Parfümirt, Goldrand. Heute Nachmittag —"

Brant lachte und reichte den Brief seinem Freunde.

Von Berlewitz las und lachte auch.

"Wirst Du hingehen?"

"Unsinn!"

"Aber es könnte doch —"

Brant schüttelte den Kopf.

"Darüber sind wir hinaus. Gehen wir weiter. Ich soll mich an einem Fabrikunternehmen betheiligen, — ablehnen. Ein Reitpferd, nichts. Eine kostbare alte Rüstung, auch nichts für mich. Jahresbericht der Kinderfreunde, Mitgliedsliste für den Verein für Hausarme, Verein für entlassene Sträflinge, — erledigen Sie das Alles in gewohnter Weise, Moser. Es bleibt bei den bisherigen Beiträgen; den Beitrag für den Verein 'Kindererziehung' können Sie verdoppeln. Diese Schrift kenne ich ja, was will denn die Baronin Kogler von mir? Lieber Freund! Sie waren schon seit einem Decennium von mindestens drei Wochen nicht bei mir. Heute wollte ich Sie nur bitten, einmal in den Kunstverein zu gehen, sich die zwei Landschaften von G. Feldmann anzusehen und zu kaufen, wenn sie Ihnen gefallen. Sie würden damit ein gutes Werk thun. Leben Sie wohl, Sie Ausreißer! Sie bald wieder anschauen lassen, bei Todesstrafe, bei Ihrer Th. G. — Gehen Sie in den Kunstverein, lieber Moser, und kaufen Sie die beiden Bilder, aber erkundigen Sie sich gleich nach dem Vertrauenspreis, daß wir nicht gar zu sehr reinfallen. Und nun lassen wir's für heute genug sein; guten Tag, lieber Moser."

Der Secretär nahm die Briefe und seine Notizen auf und zog sich mit einer stummen Verbeugung zurück.

"Damit wäre meine Arbeit für den heutigen Tag erledigt," sagte Brant nun zu Berlewitz, indem er ihm ein Cigarrenlätzchen hinschob. "Du bist doch Soldat und weißt, warum Du auf der Welt bist, während ich letzteres von mir eigentlich nicht behaupten könnte."

"Deshalb möchte ich doch noch immer mit Dir tauschen."

"Ich weiß aber nicht, ob Du dabei ein gutes Geschäft machen würdest."

"Ich vermute. Es muß doch eine schöne Sache sein, so aus dem Vollen schöpfen zu können, ohne immer in schäbiger Angst rechnen zu müssen. 'Kaufen Sie gefälligst zwei Delgemälde.' Bitte sehr, die Bilder sind gekauft! Das muß doch sehr hübsch sein!"

"Interessirst Du Dich für Bilder, Berlewitz? Willst Du meine Galerie ansehen?"

"Nein, ich verstehe ja doch nichts davon. Ich meine nur so im Allgemeinen, daß es fabelhaft nett sein muß, so gar nichts zu thun und das Geld hinauswerfen zu können."

"Glaube mir, es ist wenig Vergnügen dabei. Es ist wahr, ich brauche mir nichts zu verjagen, aber ich habe dabei auch von Allem, was ich mir verschaffen kann, keine sonderliche Befriedigung. Ich meine, die rechte Freude kann nur der haben, der gearbeitet und sich geplagt hat."

"Kenne das," erwiderte von Berlewitz trocken, "Wasser predigen und Champagner trinken."

"Du hast Recht, aber auch ich habe ganz gewiß nicht Unrecht. Ich komme mir vor, wie einer der alten Juden, die den salomonischen Tempel gebaut haben. Mit einer Hand bauten sie, in der anderen hielten sie das Schwert, um die Feinde abzuwehren. Ich gebe mit der einen Hand das Geld aus, mit der anderen vertheidige ich mein Vermögen, das, wie Du heute gesehen hast, von vielen Seiten angegriffen wird."

Berlewitz war eigentlich nicht gekommen, um mit Brant über die Vergänglichkeit und Nichtigkeit aller irdischen Güter im Allgemeinen und über den Werth

und die sittlichende Kraft der Arbeit im Besonderen zu philosophiren, und er bemühte sich nun, das Gespräch auf ein Gebiet zu bringen, das vorläufig ein näheres Interesse für ihn hatte. Er kam auf den Brief der Baronin Kogler zurück, um, an diesen anknüpfend, von der Baronin selbst und dann vielleicht von Geraldine sprechen zu können. Mit dem Resultate, das er dabei erzielte, war er jedoch sehr unzufrieden. Brant sprach über die Baronin, so viel man nur wollte. Was aber die junge Dame betraf, der sie nach dem Rennen vorgestellt worden seien, so vermochte er sich ihrer kaum mehr zu entsinnen, jedenfalls wußte er nicht einmal mehr, wie sie heiße.

"Das ist ein starkes Stück!" sagte beinahe entrüstet Berlewitz.

"Warum denn? Das ist nur natürlich, ich habe überhaupt noch nie bei einer Vorstellung einen Namen richtig verstanden."

"Aber in diesem Falle! Uebrigens, es thut nichts. Kannst Du mich bei der Baronin Kogler einführen?"

"Mit dem größten Vergnügen! Sie hat morgen ihren Jour. Ich schreibe ihr heute eine Zeile, — sei überzeugt, daß sie über unseren Besuch ganz glücklich sein wird. Die Herren pflegen bei den Jours sehr rar zu sein, sie stehen daher hoch im Cours. Vielleicht finden wir da auch Deine schöne Geraldine, aber auf gar zu viel Unterhaltung darfst Du Dich nicht gefaßt machen."

"Warum nicht?"

"Du wirst ja sehen."

(Fortsetzung in nächster Nummer.)

Radbruch verboten.

## Dom Rheingau.

Von Alexander Baron von Roberts.

Wenn man die berühmteste Stromstrecke der Welt im Thal von Bonn nach Bingen durchmessen und bei Rüdesheim die „ahnungsvolle Schlucht des Bingerlochs" verlassen hat, scheint der Rhein seinen Charakter gänzlich umzuwandeln. Aus freitragenden Felsengen, durch die sich der schmal eingedämmte Strom in lähnen Windungen zwängt, zuweilen über gefährliche Klippen wild dahinrauschend, gelangen wir zu

— gestreckten Hügeln,  
hochgelegenen Gebirgen,  
Auen, die den Fluß bespiegeln,  
Weingeshmühten Landesweiten."

Treffender konnte das Bild der sonnenbegnadeten Hügel-Landschaft, Rheingau genannt, nicht gefaßt werden, als in diesen Versen, mit denen Goethe seine Rheinfahrt einleitet.

Hier thronen keine trophigen Burgen auf düster bewaldeten Gängen, hier hallt das Echo der Felsen nicht wieder von dem Wassergelirer ritterlicher Romantik, kein „Rimmeknecht" reitet hier den waghalsigen Ritt bergan auf dem schmalen Grate, um eines schnittspieß-spröden Burgfräuleins willen; kein Knappe schaut hier, sich in Sehnsucht verzehrend, zu Thal auf das Nonnenkloster, das die Geliebte birgt; auch fehlt es gänzlich an einer „Lei" (steiler Fels), die einer Lore von fraglich sagenhafter Existenz-Berechtigung zum Siege diene, ihr Lied zu singen und das goldene Haar mit goldenem Kamm zu strählen. Flach erstreckt sich das Uferland an dem breitspiegelnden und in majestätischer Ruhe dahingleitenden Strome, landwärts nur mäßig ansteigend bis zu dem gewellten Kamm des Taunus-Gebirges. Die Rheingauer sind zwar fröhliche, aber sehr ordentliche Menschen, und sie betrachten die „blaue Blume der Romantik", die sich etwa in ihren Weinbergen ansiedeln will, als Unkraut und jäten sie aus. Der Boden ist sehr kostbar und das einzige Gewächs, das hier volle Berechtigung hat, ist die Rebe.

Es ist ein seltsam erhebendes Gefühl, durch Gemerkungen hinzuwandern, welche Namen tragen wie Steinberg und Marco-brunn, Naenthal und Rüdesheim, Geisenheim und Johannisberg, Gräfenberg und Ahmannshausen. Der Rheinwein birgt begeisternde Kraft, und so mag man auch eine Spur dieser Wirkung herausklingen hören, wenn man den Spruch der Sachverständigen-Jury auf der Londoner Weltausstellung von 1862 vernimmt, welche die Rheingauer Weine als die ersten der Welt erklärte. Kein Wein wird mehr bezeugen, und keiner löst so die Jungen und Herzen zum fröhlichen Gesange; beim alten Portwein, wie bei dem markigen Bordeaux, läßt sich nicht recht ein Lied anstimmen, und der Champagner, endlich ein Kunstwein, thut wohl des Guten zu viel im Jungenslösen. So ist der Rheinwein der poetischste, wie er der deutsche ist, da er die deutsche Art nachahmt, ihre Kraft, ihr mildes Feuer, ihren „taumellosten Geist", ihren Duft. Er erfreut und stärkt die Sinne zugleich; köstlich funktelt sein dunkles Gold im Römer, sein, lieblich und stark zugleich aleitet er über Zunge und Gaumen; unvergleichlich ist sein süß duftendes Bouquet, das selbst der geringeren Sorte entströmt. Der französische Revid nennt ihn daher auch „vin de toilette". Rheinwein kräftigt und verlängert das Alter, während er selbst sich seines eigenen Alters freut, denn wie die ehrwürdigen Häßer berühmter Cabinetsteller ausweisen, vermag er Jahrhunderte zu überleben, ohne krank zu werden oder sich zu zerlegen. Auch sei zur Vervollständigung dieser Reihe von Tugenden ganz im Geheimen die nicht unwichtige mitgeteilt, daß er „einen guten Rausch macht".

Nur wer zur Sommerzeit die Sonne nicht scheut, mag den Rheingau durchwandern, denn Straßen und Pfade bieten keinen Schatten, und die eigenartige, muschelförmig gehöhlte Form der ganzen Landschaft, die im Osten und Westen von Höhen und Hügeln, im Norden von einem ansehnlichen Gebirge umragt wird, während die volle Sonnengluth den ganzen Tag auf ihr ruht, läßt sie wie eine Art offenes Treibhaus erscheinen, dem die einmal gewärmte Luft kaum entweichen kann. Zudem vermehrt der Schiefergehalt des Bodens, der die Wärme am Tage aufsaugt, um sie in der Nacht auszuhauchen, sowie der rückstrahlende Schein des hier sehr breiten Wasserpiegels, die





Holländische Strandwache. Von Heinrich Schmitt. — Seite Seite 180.



Sonnengüte. Am Sonne und wieder Sonne bittet und betet der Winger; vermögen doch ein paar trübe und kalte Tage ihm die Arbeit und die Hoffnung eines ganzen Jahres zu vernichten. Sonne für die Weinblüthe, damit sie richtig nach Johanni beendigt ist; heiße Dinstags-Gluth für das Schwellen der Beeren; milde, wohlige Herbstsonne, damit der Wein in den Beeren zu „kochen“ vermag, — freundlich ausbreitenden Segensgruß bis in den November hinein, wo die Lese stattfindet.

„Weinwetter“ sagt man hier zu Lande für „schön Wetter“, und der Winger späht mißtrauisch nach jedem verdächtigen Wölkchen, das die Klänge des Himmels stört. Andernwärts giebt es Regen-Prozessionen, und es muß Wunder nehmen, daß die Rheingauer in kalten, regnerischen Sommern nicht um der Sonnenquade willen wallfahrten gehen. Einen besonderen Schutzheligen hat der Weinbau nicht, wenn man nicht den heiligen Theonastus als solchen gelten lassen will. Der Sage nach soll dieser Heilige nach seinem Märtyrertode zu Mainz in eine Weinfurche eingefahrt und im Rheine ausgeföhrt worden sein; die Ause trieb mit ihm stromab, und die Wunderkraft der Reliquie soll den Orten und Ufern, die sie passirte, den Wein segnet haben. Bei Raab landete die Ause, und hier ist ja auch die westliche Grenze des Rheinganges, während seine östliche bei Schierstein, unweit Mainz, beginnt. Das Theonast an den rebenumkränzten Dionysos der Alten erinnert, wie die Etnyologen gefunden haben wollen, am der Sage noch mehr Kraft verleihen.

Freilich, wie sehr fahrt der Himmel mit echtem Weinwetter! Eine moderne Fee, von der so manches Wunder erhofft wird, die Statistik, gewährt dem rheinischen Winger nur in jedem Jahrzehnt einen vollen Herbst, und mit jedem dritten Jahre muß er einen Mißwachs erdulden. Wenige Jahrgänge zählen zu den ausgezeichneten, — in pflichtschuldiger Ehrfurcht seien sie hier aufgezählt: 1811, 1822, 1834, 1846, 1857, 1866, 1868, 1874, 1884. Bekanntlich schreibt der Volksglaube dem Erscheinen eines Kometen weinbringende Kraft zu, und zweimal hat dieser Glaube nicht betrogen: 1811 und 1874. Ersteres Jahr bildet in den Wein-Kalendern des Jahrhunderts den Glanzpunkt. Im November desselben fand man blühenden Hollunder, Weinstöcke trugen zum zweiten Male Frucht, und die Trauben waren von biblischer Größe und Schwere. Niemand Geringeres als Goethe hat auch das herrliche und süße Traubengold des „Eifers“ im Liede verherrlicht.

„Rheingauer Lust macht frei!“ ein altes Sprichwort, das sich in dem unwiderstehlichen, durch keine Mißernte zu verderbenden Humor des rheinischen Wingers kund giebt. Die hier am meisten gebaute Rebe, der kleinbeerige Riesling, giebt zwar in guten Jahren den edelsten und süßesten Saft, in schlechten aber einen un so saueren „Kutscher“, der dem berühmten Grüneberger „Dreimäuerwein“ nicht den Vorrang gestattet. Aber man läßt die Enttäuschung darüber höchstens in Spottworten aus, wie „Kambach“ oder „Garibaldi“, und trinkt die saure Gottesgabe dennoch in bester Laune. Gab es doch auch Zeiten, wo man ihn trinken mußte, da die abligen Gewaltigen von ihren Burghöfen herab das hörige Volk zum Verrichten ihres eignen schlechten Wachsthums zu zwingen vermochten. Auch war ein Käufer eines faulen Weines gehalten, die gleiche Quantität „Rachenpulver“ in den Kauf zu nehmen.

Ich begegnete an einem Herbstnachmittage einem mir bekannten Winger, der mit Weib und Kindern in den Weinberg stieg. Alle festlich gekleidet. „Wir gehen Lef halten!“ rief er mir lachend zu. „Ich hab' im Ganzen fünf Trauben hängen, die wollen wir lesen!“

Immer fröhlich, — schon das nächste Jahr kann „die große Roth“ bringen, d. i. wenn es überall an Fässern mangelt, um die überfließende Fülle des köstlichen Mostes zu bergen und die leere Schale des Fasses geru mit dem Inhalt eines andern bezahlt wird. „Fröhlich und fleißig —“ das ist Winger-Devise. Hier in dem nördlichsten Weinlande der Erde muß mit harter, ununterbrochener Arbeit dem Boden abgerungen werden, was in südlichen Gebieten das Klima in verschwenderischem Segen fast verschleht. Man betrachte nur den Rudesheimer Berg, — eine Terrasse baut sich über die andere, von Mauern gestützt, der ganze Hüden scheint künstlich aufgerichtet; für ein Fleckchen von zehn Neben schien es sich der Mühe zu lohnen, einen gemauerten Bau zu schaffen, dessen Fläche sich in günstiger Neigung von 20—25 Grad nach der Sonne lehrt. Dabei werden die weniger fruchtbaren Stellen mit besserem Erdbreich überfahren, zuzugende Bodenarten mit dem vorhandenen Grunde gemischt und der Zutritt der Feuchtigkeit auf das richtige Maß gebracht. Der berühmte Kautenthaler Berg wurde i. J. an arme Leute verschleht, da er für jede Bebanung unbrauchbar schien. Die armen Leute wußten nach unglücklicher Mühe den Wein dort anzubeden, und heute gehört das Dorf zu den reichsten des Rheinganges. Der nicht minder berühmte Steinberg sollte nach Anfang dieses Jahrhunderts in eine Fichtenpflanzung verwandelt werden, da er nichts mehr tragen wollte; heute gedeiht dort die edelste Cressenz.

Nirgends auch wird neben der Nebencultur selbst die Lese, Kelterung und spätere Keller-Behandlung so sorgfältig betrieben wie hier. Das mit Reben bebante Areal ist nur klein, und so strebt der Ehrgeiz des Rheingauer Wingers dahin, statt der Masse lieber eine edle Qualität zu erzielen. Alle Weinkarten verkünden den Ruhm der Rheingauer „Auslesen“ und „Ausbrüche“, leider auch deren theuren Preis, der freilich in dem Umstande seine Begründung findet, daß die Trauben, ja bei Ausbrüchen sogar die Beeren, nach sorgfältig überwachter Reife (Cessenz) einzeln ausgelesen werden. Mit Recht gilt der Rheingau als die Hochschule der Weincultur.

Wohl ziemt es sich, hier derer zu gedenken, die den Ruhm dieser Hochschule gegründet haben, der Cisterzienser-Mönche von Kloster Eberbach. Die vornehmen, der Beschaulichkeit gewidmeten geistlichen Orden haben es stets geliebt, neben der Pflege des Geisteslebens den Spiritus seiner Kräftelein zu destilliren, so die Benedictiner und Kartäuser. Den Eberbachern verdanken wir einen Steinberger, Gräfenberger, Marcobrunner, Rudesheimer. Die fleißigen Mönchlein waren es, welche überall im Rheingau mit Hade und Spaten und kundiger Belehrung die Cultur des Weines vorbereiteten und in die Höhe brachten.

Längst ist der Ordenssitz, welcher der Sage nach seine Gründung dem heiligen Bernhart von Clairvaux verdankt, seiner geistlichen Bestimmung entzogen. Doch bildet die alte Kirche des hochromantischen in einem waldbeschatteten Thale am Fuße des Taunusgebirges gelegenen Klosters heute immer noch ein vielbesuchtes Wallfahrtsziel. Freilich im weltlichen Sinne, denn die Kirchenräume sind in eine großartige Kellerröhle verwandelt; es ist wohl der schäblichste Weinkeller der Welt, denn hier lagert unter der Obhut der königlichen Dominal-Verwaltung

ein Hochheimer von 1779, 1806, 1834; ein Keroberger von 16; ein Gräfenberger und Hartenheimer von selbem Adel; hier duftet die Marcobrunner Blume von 22; hier glühet das Feuer von Steinberg und Rudesheim in ihren ausgezeichnetesten Jahrgängen. Mit einer Art Weibegeduld betritt man die Halle, wo diese gewaltigen und ehrwürdigen Fässer thronen, und das unwiderstehliche Bouquet der Rheinwein-Geister die Sinne umkränzelt.

Noch ein zweites Kloster im Rheingau stand dieserart im Dienste des Heiligengottes Bachus. Auf seinem freiliegenden Hügel, den die gartenartig gehaltenen Rebhänge bedecken, thront über der sonnigen Landschaft der Johannisberg; sein weithin sich bares Profil bildet gleichsam das Wahrzeichen des Rheinganges. Hier waren es die Jünger des heiligen Benedict, die den Weltlauf des Rheinweines gründen und fördern halfen. Doch wird ihnen als Trieb für diese Cultur-Arbeit das Gelüste der eignen weinfrohen Junge nachgefolgt. Das Kloster war eine Zeit lang seiner üppigen Schwelgerei wegen im Verfall. Wenn der Fürst von Jüba, unter dem es stand, hier zur Inspection erschien, so pflanzte er die Mönche zu einer „Unter- oder Besperzech“ einzuladen. Als sie einmal Alle beisammen waren, fragte der Abt, ob sie auch ihre Brevierer mitgebracht hätten, denn man müsse alle Dinge mit Gott beginnen. Aber Niemand hatte an sein Brevierer gedacht. So läßt uns diesmal gleich zur Sache schreiten, sagte der Abt, indem er zur Rechten griff. Ist nicht ein Pflanzstängel bei der Hand? Da führen alle Hände in die Taschen, und kaum eine lam ohne den gewöhnlichen Tröster wieder heraus, sodas fast noch einmal so viel Pflanzstängel vorhanden waren, als Brevierer fehlten. So berichtet die von einem Schalle dictirte Chronik.

Ein wichtiges Geheimniß verdankt die rheinische Weincultur den Johannisberger Mönchen, das Princip der sogenannten Cessenz. Während früher der St. Gallustag (16. October) als äußerster Termin der Weinesele galt, wird jetzt meist im November erst damit begonnen. Die Trauben sollen an den Stöcken einen gewissen Grad von Fäulniß erreichen, hier am Johannisberge fast bis zum rosmenartigen Eintrunzeln, wodurch das Feuer in der Säugigkeit der Cressenz bedeutend gesteigert wird.

Heute prangt statt des fürstlichen Wappens von Jüba die Metternichsche Fürstkrone über dem Schloßportale. Daß der Johannisberger der König der Weine ist, dürfte ein Gemeinplatz sein. Sein hoher Preis macht ihn auch königlich exklusiv, und den Abfah findet seine der Quantität nach nur geringe Cressenz hauptsächlich an die Cabinets-Keller fürstlicher Höfe. Für profane Neugier bleibt der geräumige Keller nur der Terrasse selbstverständlich geschlossen. Wir grollen dessen nicht, — bietet uns doch die herrliche Sicht, die man von der Höhe dieser Terrasse aus genießt, des köstlichen Rausches genug für Auge und Herz.

Vor uns liegt das ganze Paradies des Rheinganges im Sonnengolde gebreitet, der majestätische Strompiegel mit seinen grünbläulichen Inseln, von Dampfem, Schiffen und Klößen belebt; fernhin im Dufte die zahlreichen Thürme des „goldenen Mainz“, der ehemaligen erzbischöflichen Herrscherin des Gauces; an den Johannisberg anschließend die Rebhänge von Schloß Bollrath und Winkler-Galenprung; Marcobrunner und Hartenheimer jähmen mit ihren Weinbergen das Ufer, während der vornehme Steinberg, von einer Mauer umschlossen, sich an den Fuß des dunklen Waldgebirges lehnt; Niedrich-Gräfenberg schmiegt sich, vor jedem rauhen Klütchen geschützt, in eine Thalmulde; unter uns auf rothem Thonschiefer gedeiht der Heisenheimer-Rothberg, und als gleichsam beschützende Flanken der geeigneten Landschaft ragen dort die Kautenthaler Berge, hier der gemauerte Hüden von Rudesheim, auf dem hoch oben im Buchengrün die hehre, eberne Jungfrau die „Wacht am Rhein“ hütet. Ein lachendes, köstlich erquickendes Bild, dessen Erinnerung uns stets von Neuem aufglänzen wird, so oft wir den Römer voll des edlen Rheinweingoldes an die Lippen setzen werden.

### Eine ästhetische Streitfrage vor dem Forum der Weiblichkeit.

Von Gerhard von Amynor.

(Schluß.)

**S**o geben Sie also für überlebensgroße oder unterlebenskleine Sculpturen doch die Bemalung zu?“ fragte mich Fräulein Martha mit dem unmerklichen Ausdruck der Unsicherheit.

„Wenigstens eher, als für die lebensgroßen,“ bestätigte ich. „Warum soll man zum Principien-Reiter in einer Sache werden, in der sich die Parteien schon ohne Grund weidlich erhitzen und zur beklagenswerthen Einseitigkeit verhärtet haben.“

„Mit diesem Jugeständnisse werden Sie ja aber Ihren eignen, vorhin entwickelten Grundfäßen ungetreu!“ triumphirte der hartnäckige Nachsich.

„Nicht so ganz, als Ihnen dies scheinen mag,“ erwiderte ich, unbeeit durch diesen erwarteten Vorwurf. „Gestatten Sie mir, daß ich mein Jugeständniß ein wenig beschränke. Nicht eine naturwahre, farbenvolle Uebersetzung des kolossalen oder minimal kleinen Bildwerkes habe ich im Auge, sondern nur eine einfache oder meinerwegen auch mehrfache Lösung desselben in bläueren, vielleicht nur gehauchten Farben, und dies nur zum Zweck, daß dadurch die Auffassung der Form dem Beschauer erleichtert werde. Ein winzig kleines Marmor-Figürchen erleichtert wegen der Weiße und des Glanzes des Marmors allerdings die schnelle Auffassung der Form, besonders wegen des geringen Maßes der Vertiefungen und der dadurch bedingten schwächeren Schatten. Hier kann eine ein- oder mehrfarbige zarte Bemalung der Wirkung der reinen Form gute Dienste leisten; bei dem lebensgroßen Bildwerke aber würde der Augenschein, d. h. das malerisch Kunstschöne, gerade dem Formenschein wesentlich Eintrag thun.“

„Aber,“ begann Fräulein Martha nach einer Weile, „meine Cousine will doch wissen, daß die klassischen Bildwerke der Griechen theilweise bemalt gewesen sind.“

„Nicht nur theilweise, mein gnädiges Fräulein,“ ergänzte ich, „sondern wahrscheinlich alle ohne Ausnahme. Wir verdanken die Kenntniß dieser Thatfache den mehrfachen Funden der neueren Zeit und dem unerwählichen Spürsinn unserer Archäologen, d. h. unserer Alterthums-Forscher.“

„Aun also?“ rief der jüngere Niplosy, „was brauchen wir noch mehr? Wenn die Griechen, die uns ja immer als unerreichtes Muster in Sachen der Kunst vorgeführt werden, ihre

Statuen lebenswahr bemalt haben, dann ist doch die Farblosigkeit unserer gegenwärtigen Plastik zugleich eine Geschmacklosigkeit!“

Ich senkte, denn mich beschlich das unheimliche Gefühl, daß ich eine schon durchgesprochene Sache am Ende noch ein zweites Mal würde durchsprechen müssen. Aber bald schöpften ich frischen Muth; zwei so aufmerksamen und intelligenten Zuhörerinnen gegenüber würde es wohl nicht nötig werden, sich in Wiederholungen zu ergen.

„Haben Sie vielleicht Mr's „Grenzen der Kunst“ gelesen?“ fragte ich die jüngere Dame.

„Nein, diesen Autor kenne ich gar nicht. Wie kommen Sie auf ihn?“

„Weil er an einer Stelle seiner außerordentlich interessanten und mit vieler Gelehrtheit verfaßten Schrift behauptet, daß Farbe der Ausdruck des Lebens, und daß das Weiß daher von einer gesunden Kunst bis zu einem gewissen Grade ausgeschlossen sei.“ In einer anderen Stelle erklärt er, daß für uns sicherlich gut genug sei, was den Griechen in ihrer Blüthezeit genügt habe. Eduard von Hartmann hingegen meint, daß es erst der geschmacklosen Kunst-Gelehrsamkeit und principlosten Neuerungsstucht unserer Tage vorbehalten gewesen sei, die Plastik in die kindlichen Anfänge einer längst überwundenen Periode zurückzuführen zu wollen. Die Herren Archäologen stehen eben vielfach mit den Uebersetzungen der ersten Künstler und gebildeten Laien der Gegenwart im Widerspruch. Ich würde Ihnen die Lesung archäologischer Schriften empfehlen, damit Sie sich selbst ein Urtheil bilden könnten; ich fürchte nur, die Schreibart dieser Herren wird Ihnen nicht immer gefallen und verständlich sein. Da wird von Christelephantinen, von atrolithen und pololithen Statuen geredet. . . .“

„Am Gottes willen, hören Sie auf!“ riefen beide Damen wie aus einem Munde, „was ist denn mit diesen barbarischen Worten gemeint?“

„Christelephantinen sind die Erzeugnisse der griechischen Goldschmied-Techmit, atrolithen und pololithen Statuen sind aus Marmor und Holz oder aus verschiedenen Steinarten zusammengefügte Bildwerke. Oh, ich sage Ihnen, Sie würden staunen über die Detail-Kenntnisse dieser archäologischen Fundeplätze! Die Herren wissen ihren Vitruv und Plinius am Schürchen heranzuziehen und beweisen Ihnen unwiderleglich, daß die Metopon von Selinunt um's Jahr 600 v. Chr., und die Siebel-Figuren des Athene-Tempels von Regina um 500 v. Chr. farbige Nachahmungen der Natur waren. Ich will Sie mit solch' gelehrtem Kraxe nicht aufhalten; ich gebe ohne Weiteres zu, daß sogar die Erzstatuen wahrscheinlich alle bemalt oder wenigstens bunt geätzt waren, was beweist dies aber für uns? Doch nichts anderes, als daß der Grieche der klassischen Kunstperiode in seinem Schaffen noch durch die aus Asien überkommenen Uebersetzungen des Götter-Cultus streng gebunden war, nicht aber, daß wir, die Kinder einer neuen Zeit und die Vertreter einer von allen Cultus-Nüchtern befreiten Kunst, uns aus blindem Autoritäts-Glauben, aus kritischer Vorliebe für alles Alte, die Fesseln eines abgestreiften Zwanges auf's Neue auflegen sollen. Ich stimme hier ganz mit Eduard von Hartmann überein, welcher sagt, daß wir, die wir eine so lange Strecke des kunsthistorischen Entwicklungs-Ganges übersehen, auch die Pflicht haben, selbständig zu urtheilen und uns nicht blind vor der Autorität der am Anfang des Weges Stehenden zu beugen. Wenn wir durchaus jene kindlich-naive Statuen-Bemalung eines archaischen Götterbild-Cultus für die Aufgabe der Plastik halten, weil sie allein im Stande sein soll, eine Naturwirklichkeit zu erzielen, nun, dann könnten wir ja jenem Pifferaro eine wirkliche blaugraue Tuchjacke anziehen, eine seidene Schürze um die Hüfte wunden und einen edsten Filz auf seine durch eine Perrüde dargestellten Voden stülpen; wir gäben ihm dann einen wirklichen, ausgestopften Affen unter den Arm, und es ließe sich gewiß nicht leugnen, daß die Figur so noch unendlich an täuschender Naturwirklichkeit gewinnen würde. Was hätten wir aber erreicht? Hätten wir in der That ein Kunstwerk des ästhetischen Formenscheins oder nicht vielmehr eine Art Wachfigur geschaffen, die in eine Jahrmarkts-Bude gehört?“

Ich weiß nicht, meine Damen, ob ich mich genügend deutlich gemacht habe; ich fasse mich dahin zusammen, daß die Bemalung der Götterstatuen bei den Griechen ein Pops war, der ihnen von den, noch im Banne des asiatischen Ungeheimes stehenden Urbätern überkommen war. Als ein zum Gebiete des Cultus gehöriger Brauch hat sich diese Bemalung länger erhalten, als es den zur vollen Selbstbestimmung gekommenen Künstlern der klassischen Periode immer lieb gewesen sein mag, und so mußte sich selbst noch zur Zeit des Praxiteles der Marmor eine bunte Behandlung gefallen lassen, die an den Heiligen-schein gemahnt, den der Maler des Cinqcento seinen Madonnen um's Haupt zu malen gezwungen war.“

„Hören Sie auf!“ unterbrach mich die jüngere Dame, „mir fängt schon an der Kopf zu schmerzen. Daß Ihr Herrchen doch niemals eine Sache mit drei Worten zu sagen wißt.“

Fräulein Martha lachte. „Meine Cousine ist köstlich; sie verlangt einfach das Unmögliche. Ich meinerseits sage Ihnen jedenfalls meinen besten Dank.“

„Kommen Sie, meine Damen,“ bat ich nach einer pflichtschuldigen Verbengung. „wir wollen, ehe wir diesen Ort verlassen, noch den Blick auf ein anderes Werk der farblosen Plastik werfen.“

Nach wenigen Schritten standen wir vor Eduard Müller's Promethens-Gruppe.

Dies farblose, aber außerordentlich wirkungsvolle Bildwerk des genialen Meisters ist allbekannt; wer es noch nicht im Originale sah, hat es doch wohl schon in irgend einer photographischen Reproduktion gesehen. Wir standen schweigend vor dem aus einem einzigen weißen Marmorblode gehauenen Kolossalwerke und gaben uns ganz dem gewaltigen Eindrucke dieses gefesselten und seinen Schmerzen trockenden Gottes, so wie dem reizvollen Formen-Rhythmus der beiden unverhüllten, schönen Knechten hin. Ich schaute empor zu den Augen des Gottes und fragte mich im Stillen, ob ich diese Augen bemalt wünschte, indem ich mich der Behauptung Mr's erinnerte, daß das der Pupille erlangende leere Auge allein genüge, um die nicht „polychrome“ Sculptur practisch ad absurdum zu führen. Beim besten Willen konnte ich diesem scharfsinnigen aller Bertheidiger der Quantität nicht bestimmen. Wo wir uns ausschließlich dem Zauber der Form hingeben, vermessen wir eben nicht die Farbe des Auges. Zudem bleibt das Auge, auch das bemalte, immer der heiligste Theil des plastischen Bildwerkes, da die Ausgestaltung der Wimpern, die doch auch zur vollen Naturwirklichkeit gehören würden, in einem Stoffe, wie der Marmor, ganz unausführbar ist. Ich hätte mich aber, diesem Gedankengange Ausdruck zu geben, und störte die Andacht meiner beiden Damen durch keinen Laut.



Erst als wir uns zum Gehen wandten, fragte ich die Jüngere, sie war die vielseitig gebildete und hochbegabte Tochter eines amerikanischen Staatsmannes und hatte fast alle Künste der Welt kennen gelernt, ob sie auch für diese Prometheus-Gruppe auf einer Bemalung bestände.

Sie hob den Blick ihres klugen, blaugrauen Auges voll zu mir empor, und ein ehrliches „Nein“ kam über ihre rothen Lippen; dann huschte sie an die Seite ihrer älteren Cousine und zischelte dieser etwas in's Ohr, das für mich unverständlich bleiben sollte.

Als ich am Abende dieses Tages mit Fräulein Martha allein war, forschte ich nach der mir vorenthaltenen Bemerkung der Amerikanerin.

„Ich will Ihnen sagen,“ ward mir zur Antwort, „was Alice mir anvertraut hat. Sie ist jetzt ganz Ihrer Ansicht; sie stand mir, ihre Unbefangenheit der unverhüllten Schönheit der Neanditen gegenüber würde gestört worden sein, wenn diese bemalt gewesen wären.“

Ich überlasse es dem weiblichen Geschmade und Feingefühl, ob sich auch unter diesem Gesichtspunkte ein Bedenken gegen die Buntfarbigkeit der Plastik rechtfertigen läßt.

*Nachdruck verboten.*

**Ein Wort über Bazare.**

Wem von uns ist nicht irgend einer von den vielen Wohlthätigkeits-Märkten gegenwärtig, der in vornehmen Räumen die hübschesten und elegantesten Erscheinungen der Hauptstadt an gepuppte Tische stellt, an denen allerlei Brauchbares und Unbrauchbares die Kauflust der Vorübergehenden zu wecken bestimmt ist? Wer in der Gesellschaft verkehren will, kann sich den Anforderungen, welche derartige Wohlthätigkeits-Veranstaltungen an ihn stellen, nicht ganz entziehen. Der Bazar hat vor allen anderen Unterstützungs-Methoden den Vortheil voraus, daß man seine Freunde zweimal brandtschlagen kann, was anderweitig nicht leicht ginge: erst müssen sie schenken, dann müssen sie kaufen.

Es handelt sich hierbei nicht darum, geschenkte Gegenstände möglichst wohlfeil an den Mann zu bringen, sondern umgekehrt darum, unsehbare Geldwerthe zu schaffen aus ungreifbaren Dingen, wie Grazie, Phantasie, Geschicklichkeit, Geist und Liebenswürdigkeit. Diese ungreifbaren Dinge sind überaus wichtige Factoren für den Erfolg eines Bazars, Grazie, Liebenswürdigkeit und Geist werden den Verkäuferinnen bei sämtlichen Tischen stets gute Dienste leisten. Wenn sie sich bei den Vorbereitungen für den Bazar nicht anstrengen wollen, so ist den Damen das Herstellen eines Blumen- oder Theetisches zu empfehlen.

Bei jedem Bazar ist immer der hübscheste Stand der Blumen-tisch. Diesen zu decoriren ist nicht schwer; die Verkaufsartikel an und für sich sind schon Decoration genug; wenn einige schöne, große Pflanzen als Hintergrund hinzukommen, so ist alles Nöthige gethan, und es bleibt den Verkäuferinnen nur übrig, selbst möglichst frisch und reizend neben ihren duftenden Waaren zu erscheinen. Da die meisten Männer, welche durch ihre sociale Stellung gezwungen sind, einen Bazar zu besuchen, sich am liebsten mit einem kleinen Bouquet „loslaufen“, so sind die Einnahmen an diesem Tisch meist die bedeutendsten.

Ein besonderes Talent gehört zum Arrangement eines gemüthlichen Theetisches, der schon an und für sich einen verlockenden Anblick bietet muß. Die Damen, deren Obhorte er anvertraut ist, müssen so viel als möglich die Rolle liebenswürdiger Hausfrauen spielen. Je mehr es gelingt, die in dem Getriebe Ermüdeten an dem Tisch heimisch zu machen, die Abgepannten durch ein freundliches Wort, irgend eine liebenswürdige Wendung zu erfrischen, je gemüthlicher es selbst dem Fremdesten in der Nähe des „singenden Kessels“ wird, desto vergnügter wird er seine Tasse wieder und wieder erbiten und fröhlich überzahlen.



Was die übrigen Tische anbelangt, so ist der Spielraum für die Vorbereitungen ein viel größerer. Hier treten Phantasie, Witz und Geschicklichkeit in ihre besonderen Rechte. Vor Allem will stets etwas Neues erfunden und in anmuthiger Form gebracht werden; dann sollen aber auch durch die Geschicklichkeit der eigenen Hände werthlose Gegenstände einen Werth erhalten, — und dies gelingt bei wirklichem Bemühen leichter als man denkt.

Günstige Abgabegegenstände sind Puppen, und welche

Garderobe ist nicht mit glänzenden Kleider- und Band- reifen, mit Spitzenabschnitten und dergleichen beschwert, für die sich keine wünschenswerthere Verwendung denken läßt, als das Bekleiden einer Armee von Puppen; man kann mit verhältnißmäßig geringen Mitteln eine so ansehnliche Reihe aufmarschiren lassen, daß das Entzücken das ganze kleine, auf den Bazar verschlagene Volk an die Stelle bann, wo diese Wunder zur Schau gestellt werden. Gelingt es durch die Bekleidung der Puppen, die Einbildungskraft der Kleinen noch in irgend einer speziellen Weise anzuregen, indem man zum Beispiel Erinnerungen aus der Märchenwelt, — Rothhäppchen und Schneewittchen, Hansel und Gretel, Aschenbrödel, — zu Markte bringt, so ist der Jubel natürlich um so größer.

Unzählbare Hülfsmittel in geschickten Händen sind Pinsel und Brennstift. Wie reizend haben die gebrannten und leicht in Aquarell getönten Holzmodelle, die Stühchen und Tischchen (siehe Abb. 52—53 der Nr. vom 4. December 1887), die kleinen Bänke und Stageren sowie die Küchengeräthe (siehe Abb. 20—27 der Nr. v. 16. December 1886) gewirkt, mit denen einzelne der letzten Bazare geschmückt waren. Sehr schön präsentiren sich ferner die im Hintergrunde eines Tisches an einer spanischen Wand befestigten Papierkörbe in Form einer großen Hüte aus grauer, leicht und decorativ bemalter Pappe, zu deren Anfertigung wir feinerzeit eine Anleitung gegeben haben (siehe Abb. 81 der Nr. vom 6. Nov. 1887). Sehr dankbar sind mit Delfarbe bemalte irdene Krüge, gebrannte Spankörbe (siehe Abb. 12 der Nr. vom 4. Dec. 1887), die mit bunter Seide ausgefüllt werden können, oder gemalte Pompadours, zu denen man sehr derbes Weinen nehmen kann (siehe Abb. 50 der Nr. vom 1. April 1888).

Es ist aber noch ein Weg, auf welchem Damen, die sich persönlich keine Mühe geben können oder wollen, für den guten Zweck thätig zu sein vermögen.

Jast Jedermann reißt, und wer offene Augen mitnimmt, findet tausenderlei Kleinigkeiten, die durch ihr fremdes Gesicht etwas Bestechendes haben, besonders wenn man sie aus ihrer Umgebung in die übercivilisirte Großstadt verpflanzt. Meistentheils sind es Dinge von sehr geringem Geldwerth, die nicht bequem zu transportiren sind. Darum ist der Vortheil, den der Wiederverkauf derselben bietet, für die Kaufleute zu gering, die Sachen kommen daher nicht in den Handel, ziehen durch ihr fremdländisches Aussehen, durch ihre Eigenartigkeit an und haben Monopol-Preis. So können ganz ordinäre Bayern-Töpferwaaren aus Thüringen oder Italien mit ihren malerischen Formen und harmonischen Farben einen herrlichen Bazar Tisch bilden. Ebenso findet man populäres Spielzeug in Oesterreich, Korbwaaren in Thüringen, gewisse Vorhänge in der Schweiz, Glaswaaren, Schnitzwaaren, Lederwaaren, — immer handelt es sich jedoch darum, Fremdartiges, Ueberraschendes aufzutreiben.

Hat man selbst das Arrangement eines Tisches übernommen, so muß man vor Allem für mehrere Gruppen von neuen, eigenartigen Gegenständen sorgen, die man als Kerntuppen in geschlossenen Reihen aufmarschiren lassen kann.

Ein Tisch sollte nie ganz vereinzelt, ohne Hintergrund und ohne Uebergang zu demselben dastehen. Kann man die Wände mit hübschen, malerischen Stoffen drapiren und ein paar spanische Wände zu Trägern von verkäuflichen Waaren machen, so bekommt der in Frage stehende Stand sofort ein isolirtes Aussehen und wirkt in seiner Abgeschlossenheit vornehm und meist auch malerisch zugleich.



Die Waaren, bei denen man zwischen den oben erwähnten eigenen Kerntuppen und dem fremden, fliegenden Hülfscorps unterscheiden muß, müssen des bequemen Verkaufens wegen tagirt werden und sollen, mit deutlich bezeichneten Preis-Etiketten versehen, eine möglichst günstige Aufstellung erfahren. Daß man dabei, so viel als irgend thunlich, den Geschmack, den ein eleganter Salon ausbildet, mit der practischen Einrichtung eines Verkaufstisches in Einklang zu bringen hat, versteht sich von selbst.

Haben wohlwollende Freunde mitunter allzu geschmackloses geschenkt, so trachtet man diese Gaben entweder an einen anderen Tisch, dem es mehr auf Menge als auf Qualität ankommt, weiter zu befördern; ist dies nicht thunlich, so versteckt man die verunzierenden Dinge, so weit sich dies erzielen läßt, und bringt sie nur zum Vorschein, wenn irgend ein Käufer besonders veranlaßt scheint, gerade für derartige Objecte die richtige Kauflust zu besitzen.

Hat der Verkauf Lücken in die Waaren gerissen, so ist ein beständiges Umordnen und ein Zusammenziehen des Uebrigbleibenden auf einen immer kleineren Raum sehr zu empfehlen; ein unordentlicher, halb abgeräumter Bazartisch, den nicht eine sorgfältige Hand immer wieder putzt und ordnet, sieht fast so häßlich aus, als ein Speisetisch nach dem Essen.

Was die Toilette der Verkäuferinnen anlangt, so ist bei den meisten Berliner Bazaren elegante Bistten-Toilette oder sogenannte „kleine Diner-Toilette“ üblich. Hohe Seidenkleider, lange Handschuhe, je nach Belieben geschlossene Hüte oder bloße Köpfe, — das ist die gewöhnliche Ausrüstung für das Bazar-Turnier.

Die untrüglichsten Waffen aber sind ein liebenswürdiges Wesen, ein immer freundliches Gesicht und eine anziehende Stimme.

**Bazar-Arbeiten.**

Nicht minder empfehlenswerth als die in obiger Bauderei erwähnten Arbeiten sind diejenigen, welche die eingestreuften Abbildungen veranschaulichen und deren Herstellung wir noch einige Worte widmen möchten. Blumen aus Gummi-Knetmasse,



die man bronzirt oder buntfarbig bemalt, verzieren in gefälligem Arrangement die Schilderei, sowie das gleichfalls zum Decorationsstück bestimmte Trinthorn. Zur Herstellung der ersteren dient ein Stück Weißblech, das an den Enden zierlich umgebogen und in der Mitte mit einem Bildchen verziert wird. Letzteres kann sowohl eine Delmalerei oder farbige Photographie, als auch ein sauber übertragenes Abziehbild sein. Zum Trinthorn ist eine der in jedem Spielzeugladen vorrätigen Horntrumpeten verwendet. Das abzuschraubende Mundstück erhebt man durch eine zierliche, aus Gummi-Knetmasse geformte Spitze, welche, wie das Innere des Hornes, kupferfarben bronzirt ist; dazu farbige Bänder. — Das auch als Schmuck- oder Stednadel-Behälter verwendbare Caviarfäßchen erhält zunächst in einer leichten Lösung von Kurzbeize und Pikrinsäure eine feine, grünlichbraune Färbung, auf welcher die mit Ruschelgold ausgefaltete Brandmalerei sehr hübsch wirkt. — Böhmische bunte Glassteine, Goldschnürchen, Cantille, sowie Goldlahn und Goldperlen, Spitzen u. s. w. dienen zur Anfertigung der nach alten spanischen Einbanddecken hergestellten Visitenkarten- oder Notizzettelchen. Der aus Carton geschnittene Deckel wird auf der Außenseite mit irgend einem netzen Damast bezogen und dann mit dem obengenannten Material beliebig verziert. Die Steine, deren Glanz und Farbe Staniot-Unterlagen erhöhen, werden augenäht, ohne Einfassung aufgeklebt. Ueberwundliche Stiche verbinden die Innenbekleidung mit dem Oberstoff; Schnürchen oder Goldspitze um den Außenrand.

Sehr hübsch sind aus Seidenpapier in zwei Tönen Rosa, Roth, Chamöis u. s. w. hergestellte lange Malven-Zweige. Weidenruthen bilden den mit grasfarbem Seidenpapier umwickelten Stengel. Die geschlossenen Knospen erfordern eine Papierwindung von 10 Cent. Durchmesser, welche über ein kirchgroßes Baumwollen-Bällchen dicht zusammengefaßt und mit grün besponnenem Draht fest abgebunden wird. Den Draht muß man für Knospen und Blüten stets so lang nehmen, daß er zum Anbinden an den Stengel ausreicht. Andere, ein wenig geöffnete Knospen zeigen das Bällchen mit farbigem Papier überdeckt; an diesen ist die vorstehende Krause abgeschnitten und statt ihrer eine grüne Hülle aus einer 5—6 Cent. großen Rundung angebracht. Größere Knospen bestehen aus ein- oder zweifarbigem, im Durchmesser 6 Cent. großen und einer etwa 1 Cent. größeren grünen Rundung; jede derselben wird in ihrer Mitte zwischen Daumen und Zeigefinger der linken Hand spit zusammengefaßt und durch die Finger der rechten Hand krausgezogen. Durch die in einander geschobenen Blätter fährt man dann von außen mittelst einer starken Stopfnadel einen besponnenen Draht, dessen Enden unter der Knospe zusammen gedreht werden. In gleicher Weise sind die offenen Blüten herzustellen, nur variiert bei diesen die Zahl der abgestuften Blattrundungen; diese messen für das Innere der Blüten 7 Cent., die untergeschobenen 8, 9 und 10 Cent. im Durchmesser. Die grüne Blattrundung ist etwa 2 Cent. kleiner, als der Umfang des äußersten farbigen Blattes und leicht ausgeboigt. Zwischen den Blüten zeigt der Stengel Blättchen aus grünem Seidenpapier, 14 Cent. lang, 6 Cent. breit und in der Mitte zusammengefaßt. Große Stoffblätter bilden den Abschluß jedes Malvenstieles.

*Nachdruck verboten.*

**Aus der Berliner Gesellschaft.**

Berlin, Anfang October.

Dem böse verregneten Sommer sind sonnendurchstrahlte Herbsttage gefolgt. Fröhlich und in unbehaglicher Stimmung, dem Jupiter pluvius grolend, hatte man im Juli und August die Erholungszeit am Strande und in den Bergen abgelaßt und war zu den traulichen Penaten zurückgekehrt. Nun aber leistete der launische Wettergott sich unerwartet einen seiner fatalsten Scherze; die Koffer waren kaum ausgepackt und die noch feuchten Regenschirme soeben erst in die Ecke gestellt worden, da löstete sich das Gewölk am Himmel, und azurblau lachte und leuchtete das Firmament auf die erstaunte Menschheit hernieder. Trau' Einer diesjährig den lockenden Versprechungen des Himmels! Die reisemüden Badegäste hatten genug an den Regenschauern, die ihnen die lang bemessene Ferienzeit so bitter verdorben, — sie blieben fein weißlich zu Hause, und so kam es denn, daß unsere Residenz schon im Frühherbste das ganze glänzende Mosaikbild einer vollen Winterfaison aufzuweisen hatte. Noch ein anderes Moment, als die Ungunst des Wetters, trat hinzu, die Gesellschaft heuer früher als sonst in den Mauern der Hauptstadt zu vereinigen. Zwei neue große Theater sollten in den ersten Tagen des Septembers eröffnet werden, — das war ein Ereigniß, mit dem man rechnen mußte.



Die Physiognomie einer Berliner Theater-Premiere trug bisher stets denselben, nicht gerade besonders vornehmen Charakter. Von den „oberen Zehntausend“ pflegte nur ein kleinerer Bruchtheil die Logen zu besetzen, der fast allein der besseren Finanzwelt angehörte. Das scheint seit kurzem anders geworden zu sein, und wir freuen uns herzlich über diesen Umschwung der Dinge. Es war an der Zeit, daß unsere aristokratischen Kreise ihre Zurückhaltung in Sachen der Rufen aufgaben und das Protectorat über die schönen Künste lediglich der Pöbelkrone überließen. So trugen denn auch die ersten Vorstellungen in dem neu eröffneten Lessing-Theater des Dr. Oscar Blumenthal und dem Berliner Theater Ludwig Barnau's äußerlich ein ganz anderes Gepräge als sonst. An beiden Stellen hatte sich ein glänzendes Auditorium eingefunden, das in seiner Gesamtheit die ganze elegante Welt Berlins repräsentierte. Die Herren waren, französischer Sitte folgend, an diesen Abenden gleichfalls in großer Gala erschienen, die sich bei den Helben der Schöpfung, Dank einer thörichtigen Modelaune, freilich nur auf das häßliche, Frad genannte schwarze Spitzkleid beschränkt. Die Feierlichkeit der Physiognomie wurde durch diese Neuheiten indessen erhöht, und damit war der Zweck der Sache erreicht. Leider bin ich kein kompetenter Toiletten-Berichter, sonst würde ich Wunderdinge von all' den zahllosen reichen und geschmackvollen Kostümen erzählen, die man in den Logen und im ersten Rang bewundern konnte. Göttin Mode feierte jedenfalls einen ihrer schönsten Triumphe, — sie konnte zufrieden sein. An besonders auffallenden Blüten in diesem schimmernden Blumentriebe mangelte es freilich auch nicht. So fand beispielsweise die seltsam excentrische, mehr einem Demi-Habille oder einem Strand-Kostüm als einer Soirée-Toilette gleichende Gewandung einer berühmten englischen Tragödin, die von der Fremdenloge aus der ersten Aufführung des „Demetrius“ im Berliner Theater bewohnte, wohl nur deshalb so große Beachtung, weil sie — ganz englisch war. In ihrer Nähe hatte eine andere Tragödin berühmten Namens, das gefeiertste Mitglied einer unserer größten deutschen Bühnen, Platz genommen, eine Dame in dunkler Seide, deren Brust so reich mit Orden und Medaillen geschmückt war, daß ein Oberlieutenant sie darob hätte beneiden können. Natürlich fehlten auch die üblichen Premieren-Typen nicht, jene Besucher, denen man vor jedem emporräumenden Bühnen-Vorhange immer und immer wieder begegnet und denen man es zumeist oder häufig ansieht, daß weniger die Liebe zur Kunst, als die Sucht, sich zu zeigen und gesehen zu werden, sie hierher geführt hat.

So ist denn die neue Saison glanzvoll genug eröffnet worden. Die Versprechungen, die uns an den ersten Theater-Abenden gegeben wurden, klangen verheißungsvoll, und noch liegt kein Grund vor, ihnen zu misstrauen. Auch das Volk wird jubeln, wenn die beiden Bühnen, die an Stelle der alten Wallhalla und des ehemaligen Ostend-Theaters der Pflege volkstümlicher Poesie errichtet worden sind, den hehren Beruf erfüllen, den sie sich vorgezeichnet haben, — denn gerade jene Kreise unserer Gesellschaft, die wir gemeinhin in unrichtiger Bedeutung des Wortes mit „Volk“ zu bezeichnen pflegen, besaßen bisher noch keine Kunststätte in Berlin, wo sie sich für billige Eintrittspreise an den Schöpfungen der großen Geister unserer Nation erfreuen konnten. Trotz der ersten Herbstwinde, die durch die Straßen stürmen, und trotz der fallenden Blätter von Baum und Strauch ist somit neues, erfrischendes Leben in unserer Residenz erwacht. Winter und Frühling haben uns Anlaß und Trauer gebracht, die alles künstlerische und gesellschaftliche Leben brach legten, — die neue Phase, in die wir getreten sind, wird hoffentlich um so herrlicher alle Knospen zur Blüthe und zur Entfaltung bringen, ob auch die Natur abermals dem Winterschlaf entgegen strebt und der erste Nordwind uns die ersten Eis-Kristalle in's Antlitz treibt...

Klaus von Rh.

# Aus der Frauenwelt

**Berlin.** — Der Staatssecretär Dr. von Stephan und seine Gemahlin haben am 25. September in aller Stille und ländlicher Zurückgezogenheit in Kreise ihrer Familie die Feier der silbernen Hochzeit begangen.

**London.** — Die Prinzessin von Wales entging kurz vor ihrer Abreise aus Gmunden einer großen Lebensgefahr. Die hohe Frau war mit ihren Töchtern auf einer Spazierfahrt begriffen und kam an eine Eisenbahn-Barriere. Dieselbe war noch offen, doch von Weitem erschallte ein Signal. Die Prinzessin fuhr ahnungslos an der Barriere vorbei in dem Moment, als sich beide Stangen, die von der Station aus dirigirt werden, senkten. Die eine Stange streifte noch leicht den Hut der Prinzessin Luise, während die andere Stange den Weg nach vorne versperrte. Der Wagen stand auf den Schienen, und von Weitem brauste ein Zug heran. In diesem kritischen Momente kam der im zweiten Wagen folgende Adjutant Oberst Clark mit großer Geistesgegenwart zu Hülf, hob die erlauchten Damen aus dem bedrohten Gefährte und wandte letzteres noch zur rechten Zeit um, wodurch auch Pferd und Wagen gerettet wurden.

Der Duke of Norfolk, das Haupt der katholischen Partei in England, dessen Gattin vor einigen Jahren gestorben ist, wird sich, wie englische Blätter melden, mit einer jungen Amerikanerin, Miss Virginia Mac Tavish, verheirathen. Der Herzog, der sich eines ungeheuren Reichthums erfreut, hat seine Braut auf der Insel Wight kennen gelernt. Die künftige Herzogin ist eine schlanke hochgewachsene blondhaarige Dame von fünfundsiebenzig Jahren. Ihre Heimath ist Baltimore.

**Stockholm.** — Die Königin von Schweden unterzieht sich gegenwärtig zur Beseitigung ihrer Nervosität einer besonderen Behandlung. Nach Verordnung der Aerzte steht sie früh auf, bringt selbst ihr Bett in Ordnung, legt ihr Zimmer aus und räumt dasselbe auf. Darauf macht sie vor dem Frühstück einen Spaziergang, arbeitet dann bei den Blumen und beschäftigt sich den ganzen Tag außerhalb des Zimmers. Die Königin soll die Vorzüge dieser Hausmädchen-Cur bereits erkannt haben.

**Petersburg.** — Der Großfürst-Thronfolger von Rußland hat sich, wie von mehreren Seiten übereinstimmend gemeldet wird, mit der Prinzessin Raud von Wales verlobt.

# Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Berlin.** — Die Boas, die im vergangenen Jahre nur schüchternen Erfolge zu verzeichnen hatten, sind heute auf der ganzen Linie Sieger. Boas in allen langhaarigen Pelzarten, besonders in Stunks, weissem Angora oder goldgelb gefärbtem Nerz, vervollständigen, von passenden Muffs und nicht selten auch von Barettis begleitet, die Promenaden-Toiletten; sie werden jedoch noch überholt durch Garnituren aus Marabout- und anderen kostbaren Feder-Arten. Im Ball- und Concert-Saal, wie im Theater haben sich zum Schutze gegen Zugluft die Boas aus Schwanenpelz sowie aus Spizen in allen Farben eingebürgert.

Schon im vorigen Jahre fanden die als Schlupf-Agraffen für Paletots u. und zur Garnitur von Barettis, Muffs u. verwendeten Pelzthiere viele Liebhaberinnen, namentlich in der jüngsten Generation. Waren es damals kleine Häschen und Füchse oder Rahenbispfen, welche das Entzücken der Kinderwelt erregten, so liebt sie es in diesem Winter, sich mit zierlichen weißen Mäuschen und dunkelfarbenen Robben zu schmücken. Erstere sind aus weichem Rahenfell, die Robben aus Sealskin hergestellt. Parthaare aus Schweinsborsten, Glasaugen und Eisenbrin-Bähne geben dem Köpchen der Robbe einen naturgetreuen Ausdruck.

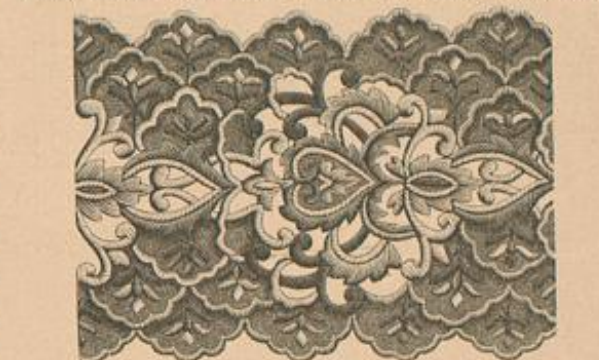
Eine aus England zu uns herüber gekommene Modelaune, die zuerst nur für sportliebende Damen von Interesse zu sein schien, jedoch bald auch in weiteren Kreisen die Aufmerksamkeit zu fesseln wußte, ist ein Armband aus Leder mit einem Behälter für die Uhr. Diese wird von der Rückseite in die halbkugelförmige Höhlung des Armbandes geschoben und durch eine mit Riemen zu schließende Klappe gesichert; eine Schnalle vermittelt den Schluß. Wirkliche Dienste verspricht das Uhr-Armband nur im Winter beim Eislauf und auf der Reise zu leisten. Die gewöhnlichen Uhr-Armbänder sind aus hell naturfarbenen Kalbleder hergestellt, jedoch hat man auch solche in eleganterer Ausstattung aus Krotobilen- oder grünlich schillernder Schlangenhaut. Diese sind nach der Form des Armes gebogen.



Die glitzernden Perlen haben sich von der Promenade fast vollständig in den Ballsaal und den Salon zurückgezogen. Auf



Stoffgrund oder durchbrochen, mit weißen oder gleichfarbigen Schmelz- oder Wachsperlen ausgeführte Bordüren um Kopf und Ueber-schleppe, vervollständigt durch Einfalttheile für Rock und Taille, bilden einen feenhaften Schmuck, der dem Glanz der Gold- und Metall-Stickerien fast gleichkommt. Letztere liegt in wahrhaft orientalischer Pracht vor uns. Bei ihrem Anblick klingt es uns wie ein Märchen aus frühesten Kindheit im Ohr: „Und der Prinz schenkte der schönen Prinzessin ein Hochzeitkleid, das war über und über mit Sternen besät“. Nicht mit Sternen, wohl aber mit den dunkel leuchtenden, grün schillernden Fingerringen eines brasilianischen Käfers. Andere Stickerien zeigen auf farbigem Tuchgrunde farbige Seide, viele auch noch Metallfäden verschiedenster



Järgung. Das zarte, poetische Genre vertreten eine für Brautschleppen bestimmte, weiß gestickte, mit Wachsperlen, Gold-Flittern sowie Gantille in Silber und Gold belebte Bordüre.



**Wien.** — Eine Neuheit, die nicht verfehlen wird, Sensation zu erregen, sind die hocheleganten „umschleierten“ Toiletten. Es ist nicht möglich, den vornehmen und dabei so poetischen Eindruck zu überbieten, den eine solche Schlepp-Robe aus schwerem schwarzen Seidenstoff hervorbringt, die, vom Halse bis zum äußersten Ende der sehr langen Schleppe, vollständig von duftigem, klein gestupftem schwarzen Tüll umhüllt erscheint.

Als Typus einer Pracht-Toilette für glänzende Soirées darf folgende Schlepp-Robe gelten: Taille, wie lange, glatte Schleppe sind aus schwerem, kostbarem, goldgelben Poul de soie gebildet. Die letztere umrandet eine breite, überaus reich in Gold gestickte Bordüre von schöner, effectvoller Zeichnung, während das reizend angeordnete Devant aus goldgelbem Gazestoff sowie das aus demselben transparenten Gewebe hergestellte, anmuthig gekreuzte Fichu und die gepufften Aermelchen, mit dichter Goldstickerei in kleinem Pleinmuster bedeckt sind. Die gleiche Toilette kann, je nach individuellem Geschmack, in Rosa mit Silberstickerei, Lilgrün mit Gold, Blau mit Silberstickerei, Grau mit Stahlflitter-Stickerien u. ausgeführt werden.

**Paris.** — Noch niedriger als die Herbsthüte stellen sich die Winterhüte dar. Die großen Hutfabriken verfertigen die reizendsten Modelle aus fast ganz weichem Filz mit seitwärts gepaltener Krempe und Sommerfalter, unter dem ein seidener Rand hervorsteht. Eine besondere Kunst besteht in dem Arrangement der Federn, die fast bis auf die Schulter herabfallen. Dasselbe Modell wird man in allen Farben und sowohl in Sammet wie in Filz ausführen.



Nachdem das Genre Directoire und Empire bei allen Modedamen Eingang gefunden, hat jüngst eine Versammlung von Schneiderinnen die Einführung des Kostüms Ludwig XIII. beschlossen. Befindet sich unter den bisher geschaffenen Modellen auch noch kein besonders glücklicher Wurf, so sind die heutigen schweren Seiden- und Blüschstoffe jener Tracht doch im Ganzen günstig. Auch lassen sich ihre Formen sehr leicht variiren. So kann man die Robe anstatt vorn, an der Seite über einem helleren Seiden-Einfalt öffnen, von dem dann das Atmosenfächchen sich zierlich abhebt und eine schofartige Verlängerung der Taille bildet. Halskrause und Manschetten aus alten Spizen geben dem Anzug einen noch eleganteren Anstrich.

# Verschiedenes

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Auguste Victoria, Deutsche Kaiserin und Königin von Preußen.** Siehe das Bild, Seite 177. — Am 22. October vollendet Kaiserin Auguste Victoria ihr dreißigstes Lebensjahr, und aus Millionen deutscher Herzen werden an diesem Tage, an welchem die hohe Frau zum ersten Male ihr Geburtsfest im Schmucke der Kaiserkrone begeht, heisse Segenswünsche für sie zum Himmel emporsteigen. Wohl niemals war es einer fürstlichen Frau beschieden, sich die Herzen ihres Volkes so im Fluge zu erobern, wie ihr. In der Zurückgezogenheit von Dolzig und Prinzenau, den Schlössern ihres Vaters, des Herzogs Friedrich zu Schleswig-Holstein, aufgewachsen, trat sie zum ersten Male in den Glanz eines großen Hofes, als sie als Braut des Prinzen Wilhelm ihren Einzug in die Kaiserstadt Berlin hielt. Weiße Tauben, mit Myrthenkränzen zierlich geschmückt, flatterten ihr auf dem Pariser Platz entgegen, und allgemein wurde es als ein günstiges Omen aufgefaßt, daß eines der Thierchen sich furchtlos auf dem Galawagen niederließ, in dem die fürstliche Braut ihren Einzug hielt. Mehr als sieben Jahre sind seit dem Tage verlossen, an dem Prinzessin Auguste Victoria zu Schleswig-Holstein an der Seite des Prinzen Wilhelm von Preußen an den Altar trat, sieben Jahre des reinsten ehelichen Glückes, in denen sie ihren Gemahl mit fünf blühenden Söhnen beschenkte, sieben Jahre, in denen sie den Schmerz um den herbsten Verlust mit ihrem kaiserlichen Gemahle getheilt hat, sieben Jahre endlich, in denen sie die erste Frau Deutschlands wurde, — die erste Frau nicht nur ihrer Stellung nach, sondern auch als ein Muster weiblicher Milde, weiblicher Zurückhaltung, weiblicher Fürsorge für die Armen und Elenden, echter Frömmigkeit und wahrhafter Frauenwürde.

**Holländische Strandwache.** Von Heinrich Schmitt. Siehe das Bild, Seite 180. — Glatz wie ein Spiegel ist die See, und die Sonne glüht hell auf das Wasser hernieder. Das ist kein Wetter und keine Zeit für Schmugglerschiffe; die warten lieber die dunkle Nacht ab, und je toller der Sturm wüthet, um so besser ist es für sie, denn sie kennen das Fahrwasser an der Küste auf das Genaueste und fürchten ein Unwetter weniger, als die scharfen Augen und wohlgezielten Kugeln der Strandwache. Da kann die letztere es sich bequem machen; im Schatten des Schanzkorbes sitzt es sich gut, so gut, daß sogar die mit ihrer Genever-Flasche von Wache zu Wache eilende hübsche Marketenberin den ihr dort angebotenen Platz nicht auschlagen mag und eine halbe Stunde mit den Strandwächtern verplaudert.



— Tant der diesjährigen schweren Stoffe, namentlich der häufigen Zusammenstellung von gemustertem Plüsch und glattem Sammet, sind die Winter-Toiletten von außerordentlicher Einfachheit. Ein bunt-carrierter Plüschrock und ein Ueberkleid aus glattem Sammet bedürfen keiner weiteren Garnitur, als mäßig breiter Seidenstreifen, auf welchen feine Seidenschür in Schlangenlinien aufgesetzt ist. Diese Schürstückerien sind sehr modern und bilden die unerlässliche Ausstattung jener einfachen Art von Kostümen, die den ganzen Winter Bestand haben wird.



— Damenbrettartige Seiden-Jerseys in allen Farbenverbindungen sind eine Winter-Neuheit, welche der Jersey-Bazar auf den Markt gebracht hat.

# Wirtschaftliches.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

## Krankenkost.

Jeder, der sich schon einmal im Leben um die Küche bekümmert, wird wissen, welche Aufmerksamkeit, Sorgfalt und Sauberkeit erforderlich ist, um Speisen, — seien es auch die einfachsten, — gut und schmackhaft zu bereiten. In sehr viel höherem Maße sind die erwünschten Eigenschaften erforderlich, sobald es sich um eine Krankenkost handelt; denn nicht allein sind die Organe des Kranken meist gereizt und die Geschmacks- und Geruchsnerven wesentlich schärfer als in gesunden Tagen, sobald Säuren, Gewürze u. s. w. fast ganz vermieden werden müssen, — sondern der in der Regel mangelnde Appetit, ja ein Widerwillen gegen Speisen überhaupt erschwert es oft dem Pflegenden, das Nützliche zu treffen und die von dem Arzt bestimmte Kost so zu bereiten, daß sie willig genossen, dem Leidenden förderlich und nutzbringend wird. Doch die Methode der Kranken-Ernährung hat in den letzten Jahren eine große Wandlung erfahren; man nimmt heute zunächst darauf Bedacht, daß sie rationell sei, vermeidet größere Portionen, concentriert dagegen die größtmögliche Kraft in kleinen Dosen; wo früher ein Teller Bouillon gegeben wurde, genügt jetzt oft ein Eßlöffel voll. Für Schwerverkrankte verordnen die Aerzte fast ausnahmslos den in verschiedener Weise bereiteten

**Beef tea, Thee von Rindfleisch.** — Man schneidet 1/2 Kilo fettiges Rindfleisch in Würfel, thut diese in eine kleine Casserole, die am besten neu sein, mindestens aber eine unversehrt gebliebene haben muß, gießt einen Tallentopf Wasser auf und stellt sie verdeckt in ein größeres, mit Wasser gefülltes Gefäß, in welchem das Fleisch zwei Stunden kochen muß. Durch ein Sieb gegossen, muß die Brühe erkalten, wird entfettet, ein wenig gefalzen, und dem Kranken, — wiederum erwärmt, — gegeben. Nach anderer Art giebt man das geschnittene Fleisch in eine starke Flasche (Champagner-Flasche), füllt diese leicht zu und läßt sie 5—6 Stunden im Wasserbade kochen. Es fehlt also bei dieser Bereitung auch der geringe Wasserzusaß.

Eine angenehme Abwechslung, die namentlich auch erfrischend und erquickend wirkt, ist:

**Fleisch-Gelée.** — In diesem nimmt man meist Kalbsbische, deren Knochen eine leimartige Substanz absondern, und kocht sie neben einem Stücke zerhackten Fleisch ohne Wurzelwerk auf schwachem Feuer 4—5 Stunden. Abgegossen, läßt man die Brühe erkalten, entfettet sie und setzt sie in einem sauberen Topfe abermals auf's Feuer, den Saft einer Citrone, ein Glas Weißwein, und für den Fall, daß die Masse eine genügende Consistenz nicht gehabt hätte, einige Blätter besser Gelatine hinzuzugeben. Sobald sie zu kochen beginnt, rührt man 1—2 zu Schmelz gelagerte, ein wenig gefaltene Etwische darunter, schlägt sie mit dem Quirl tüchtig durch, zieht sie vom Feuer, und bedeckt den Topf mit einem Deckel, auf den man glühende Holzstohlen legt, ihn an warmer Stelle stehen lassend. Sobald sich das Etwisch zu einer dichten Decke zusammengezogen hat und eine Klärung erfolgt ist, gießt man die Brühe durch eine, über die Füße eines umgekehrten Stuhles gespannte Serviette, das zuerst noch trübe Durchlaufende zurücklassend, und gießt das so gewonnene Gelée, welches von durchsichtiger Farbe sein muß und, je nach ärztlicher Erlaubniß, mehr oder weniger piquant abgeschmeckt werden kann, dem Kranken theelöffelweise.

**Hühnerfleisch.** — Ein junges Huhn wird mit 1 Liter Wasser und Salz weich gekocht, das Brustfleisch vom Knochen gelöst, fein geschnitten und im Mörser gestoßen. Dann gießt man die inzwischen gefällte Bonillon, kurz eingedickt, über das in eine Casserole gegebene Fleisch, und zwar soviel, daß es einem dicken Brei gleicht, der, — auf Verordnung, — mit einem Eigelb und etwas süßer Sahne aufgezogen werden darf. — Wenn auch der für den Kranken maßgebende Geschmack bei Bereitung der hier angegebenen Rezepte nicht befrichtigt werden würde und die Speisen immer nüchtern und fade erscheinen werden, so vermeide man dennoch Wurzelwerk, Zwiebel und Gewürze, die vielleicht nur einzelnen Reconvallescenten gestattet sind.

**Wein-Suppe mit Salep.** — Eine Flasche Rothwein kocht man mit Zucker, etwas Zimmt auf, und läßt 65 Gramm in etwas Wein kargerührten Salep kurze Zeit darin kochen. Ebenso kocht man 100 Gramm recht gut gereinigten rothen Kartoffel-Sago in Wein gar und bindet die Suppe mit ein wenig klar gerührtem Kartoffelmehl. Vorzüglich ist auch Tapioca anstatt Sago.

**Tisane** sind ebenfalls erquickende Getränke; man bereitet sie von verschiedenen Substanzen: 1. von grobem Brod, das in Scheiben geschnitten, gut geröstet, mit Wasser übergossen, nach dem Erkalten durch ein Sieb gegeben und, — nach Anordnung, — mit Citronensaft, Zucker und Wein abgeschmeckt wird; 2. von Gerste, die gut verlesen, 150 Gramm mit 1 Liter Wasser, eine Stunde gekocht, durchgeseiht und erkalte mit Zucker gesüßt wird; 3. von Keffeln, die geschnitten und entfernt 1/2 Stunde kochen müssen. Es ist das durch ein Sieb gegossene, mit Zucker abgeschmeckte Wasser, namentlich bei Husten, — warm getrunken, — angenehm. Ein kühlendes Getränk ist ferner das vorerwähnte Gerstenwasser, das über ein Stück geröstetes Brod gegossen, einige Stunden mit diesem stehen bleibt, dann durchgeseiht, mit Himbeer- oder Johannisbeer-Saft, auch Weißwein verlehrt wird.

Hier werden meist nur weich gekocht, oder roh in Verbindung mit Wein oder Milch gegeben. Für Vitarine wird oft ein mit Zucker geschlagenes frisches Eigelb verordnet, dem man einen Theelöffel Cognac und etwas Milch beifügt. Ebenso kann man statt der Milch und des Cognacs das recht schaumig bereitete Eigelb in einem Weinglase mit Portwein geben.

**Eier-Milch,** vorsichtig bereitet, wird ebenfalls gern genommen. Zwei frische Eier, — von dem einen läßt man das Weiße zurück, — werden in einem Topf mit 1/2 Liter Milch tüchtig gerührt, gesüßt, wenn erlaubt, mit ein wenig Vanille gewürzt. Dann stellt man den Topf in eine größere Casserole mit Wasser und rührt so lange, bis die Eier-Milch sich verdickend, zu kochen beginnt.

**Von Gemüsen** sind Kranken meist nur in Salzwasser gekochter Spargel, ein wenig Spinat und Kartoffel-Purée erlaubt; das gebratene Fleisch, — ein Schmoren wird meist vorgezogen, — darf nicht fett oder häßlich sein. Man nehme stets die allerbesten Qualitäten, ganz gute Butter, vermeide auch gebranntes Mehl u. s. w. und hole lieber die Anweisung des Arztes ein, ehe man vielleicht ein Versehen begeht, das schädigen kann.

# Briefmappe.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

## Fragen.

**Wäsche-Ausstattung.** — Welche Ansprüche werden heut zu Tage an die Ausstattung eines Mädchens, welches kein bedeutendes Vermögen hat, in Bezug auf Leib-, Tisch- und Bettwäsche gestellt?

**Erblindete Spiegel zu klären.** — Auf welche Weise kann man zertrachte oder durch äußere Einflüsse erblindete Spiegel wieder klären?

## Antworten.

(Auf die betreffenden Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

**Chlorfleck (144).** — Wenn die Verhältnisse es einer Hausfrau nicht gestatten, selbst die Wäsche zu überwachen, so kann es leicht vorkommen, daß die Wäscherinnen sich die Arbeit durch Anwendung von Chloralkali erleichtern wollen. Oft verrieth dies schon der Geruch der Wäsche, besonders wenn sie nicht gut gespült ist. In diesem Falle zeigen sich nachher auch im Leinen kleine Flecke, die sich als feste Stellen bemerkbar machen, wenn man die Wäsche gegen das Licht hält. Bei fortgesetztem Gebrauch von Chloralkali wird die Gewebefaser brüchig und es entstehen vor der Zeit kleine Löcher. — Vielleicht interessiert es, zu erfahren, daß man in neuerer Zeit bei der Schnellbleiche der Leinwand, die besonders durch Chlor erzielt wird, die nachtheiligen Wirkungen durch Antichlor aufzuheben sucht. Man behandelt die gebleichte Leinwand vor dem letzten Spülen mit einer sehr verdünnten Lösung des Antichlors, wodurch jede etwa noch vorhandene Spur des Chlors im Gewebe unschädlich gemacht werden soll.

**Silberzeug zu reinigen (152).** — Silberne Löffel, die täglich im Gebrauch sind, werden blank erhalten, wenn man sie in dem Wasser reinigt, in welchem geschälte Kartoffeln gekocht worden sind. — Ein sehr gutes Putzmittel ist ferner fein gepulvertes Wiener Kreide; man trägt sie auf einen wollenen Lappen auf, putzt damit die Silbergegenstände und reibt mit einem weichen Leder nach. Angelaufene und schmutzige Gegenstände erhalten bald wieder ihren früheren Glanz durch Putzen mit Silberseife, die auf eine angefeuchtete Bürste gestrichen wird. Glatter Silbergeschmuck läßt sich mittelst eines in Salmiatgeist getauchten Lappchens sehr gut reinigen; für verzierte oder matte Sachen benutzt man lieber eine feine, weiche Silberbürste; diese kann ohne Nachtheil auch für die zartesten Blumen in Filigran-Arbeit in Anwendung kommen. Noch wirkungsvoller erweist sich bei veralteten Flecken ein dünnflüssiger Brei aus Wiener Kreide und Salmiatgeist, mit welchem die Gegenstände abgerieben werden. Nach der Reinigung spült man die Silbergegenstände in klarem Wasser ab und trocknet sie am besten dadurch, daß man sie längere Zeit in warmen Sägespänen, womöglich von hartem Holze, liegen läßt.

**Alpenrosen zu trocknen (144).** — Viele Blumen verlieren durch das Trocknen ihre Farbe; namentlich verblasen die meisten blauen, rothen und violetten Blüten. Auch die Alpenrose oder Rhododendron gehört zu den Pflanzen, die oft die Schönheit ihrer Farbe einbüßen, besonders wenn ihnen beim Pressen die Einwirkung der Luft entzogen wird. Deshalb verdient die neuere Methode des Verzugs, die Pflanzen statt in den allgemein bekannten Blumenpressen zwischen zwei Holzrahmen mit leichtem Verbindungsstreifen oder mit Draht durchlöcheren an einem warmen und luftigen Ort zu trocknen. Das zur Verwendung kommende Löschpapier muß womöglich erwärmt sein und oft erneuert werden. Ein anderes Verfahren, womit man ebenfalls sehr günstige Erfolge erzielt, besteht darin, die Blumen zwischen Löschpapier oder weichen Flanell zu legen, sofort mit einem heißen aber nicht sengenden Plättchen mehrere Male zu überstreichen und dann noch kurze Zeit unter einer Presse zu bringen. Hierdurch wird das Trocknen sehr schnell erreicht und die Farbenschönheit meist in voller Frische erhalten. — Wer die Pflanzen nicht nach gedrückt, sondern mit Beibehaltung ihrer Farbe und Form bewahren möchte, kann sie in Sand trocknen. Derselbe muß sehr feinkörnig und rein sein und in einem Kessel erhitzt werden; hierbei fügt man unter beständigem Rühren eine Kleinigkeit Stearin (etwa 25 Gramm auf 5 Kilo Sand) hinzu. Von diesem mit Stearin durchtränkten Sand bildet man in einer Kiste eine Unterlage von einigen Centimetern, steckt die Blumen mit dem Stiel senkrecht hinein, ohne daß sie sich gegenseitig berühren und beschüttet sie vorsichtig durch einen Trichter oder ein Sieb mit dem heißen Sand, bis er alle Blumenblätter umhüllt und zuletzt die Pflanze vollständig überdeckt. Läßt man die so gefüllte Kiste einige Zeit an einem trocknen, warmen Orte stehen und entfernt dann äußerst behutsam den Sand, so werden sich die Blumen beim Herausnehmen in großer Schönheit und unveränderter Farbe zeigen und lange erhalten, besonders wenn sie vor dem Einfluß des Sonnenlichtes möglichst geschützt werden.

**Ausbildung von Krankenpflegerinnen (40).** — Die Bedingungen, unter denen junge Mädchen und Witwen, namentlich aus demittelten Ständen, in dem westfälischen Diakonissenhause Sarepta zur Krankenpflege ausgebildet werden können, ohne Diakonissen zu werden, sind folgende: Entweder treten dieselben als Lehrpflegerinnen des Johanner-Ordens ein, wobei die

Meldung bei dem Commandator des Johanner-Ordens der betreffenden Provinz zu erfolgen hat, welche dann auch die Kosten der Ausbildung übernimmt, — oder sie werden freie Hülfsschwester unseres hiesigen Hauses. Im ersteren Falle haben sie in Rothfäulen dem Johanner-Orden auf seinen Ruf zu folgen und treten auch in Kriegszeiten in seinen Dienst. Im zweiten Falle helfen sie dem hiesigen Mutterhause nach ihrer Ausbildung in Rothfäulen und auch in Kriegszeiten aus. Eine bindende Verpflichtung zu solchen Hülfseinstellungen wird indessen keineswegs eingegangen, sondern nur die Hoffnung ausgesprochen, daß solche Hülfseinstellungen nicht verjagt werden, wenn die Verhältnisse es gestatten. Die Verpflichtung einer Entschädigung an das Diakonissenhaus liegt bei den freien Hülfsschwestern unseres Hauses nicht vor; Bemittelte können ganz nach ihrem Verlieben der Anstalt ein freies Geschenk machen, wenn sie das wünschen, doch wird dies nicht erwartet. Dagegen wird gewünscht, daß die Pflegerinnen beider Klassen ganz in Reize und Gütigkeit mit unseren Diakonissen in die vorliegende Arbeit an unseren Kranken eintreten, wenn auch die schwereren Stationen, namentlich diejenigen bei den epietischen Kranken, ihnen nicht zugemutet werden. Sie müssen sich bereit finden lassen, auch auf auswärtige Stationen hinausgeschickt zu werden, falls im hiesigen Mutterhause eine genügende Arbeit nicht vorhanden ist. Zu dem Ende ist es erforderlich, daß sich sämtliche Lehrpflegerinnen beider Klassen auf ihre eigene Kosten einfache Arbeitskleider nach einer vom Mutterhause vorgeschriebenen Ordnung, sowie weiße Mützen anschaffen. Bei der Meldung der freien Hülfsschwester unseres Hauses fordern wir ganz wie der Johanner-Orden für seine Schwestern die Vorbringung folgender Schriftstücke: 1) Einen kurzen Lebenslauf, 2) falls es nicht unserem Hause bereits bekannte Persönlichkeiten sind, ein Zeugniß des Seelsorgers, 3) das Gesundheits-Zeugniß des Arztes. Die Ausbildung dauert der Regel nach ein halbes Jahr, doch kann dieselbe auch mehrfach unterbrochen werden.

**Der Vorstand des westf. Diakonissenhauses Sarepta.**  
**Färben von Strümpfen (88).** — Ein genaueres Verfahren, als das bereits veröffentlichte, läßt sich zum Färben von Strümpfen nicht angeben; hier heißt es selber probiren! Für ein Paar Strümpfe genügen einige Gramme, sowohl des Veiz- als des Farbe-Zusatzes; auch ist das Färben in der Lösung ganz davon abhängig, wie rasch oder langsam das Material die Farbe annimmt.

**Altes Zinn-Geschirr zu putzen (152).** — Alte Zinn-Geschirre putzt man, indem man auf ein mit Weinwasser benetztes Leder Zinn-Feilspäne streicht, diese trocken läßt und das Zinn damit abreibt. Ebenso kann man die Gefäße mit feinem weichen Sand und einem wollenen Lappen putzen, sie schnell spülen, nachtrocknen und mit feiner Puhkreide blank reiben. Schwarze Koffklee schwinben, wenn sie mit verdünnter Schwefelsäure gepulvert werden; auch wird, — namentlich beim Militär, — oft Schachtelhalm angewendet, den man in Süd-Deutschland Zinnkraut nennt. S. W.

**Gras zwischen Pflastersteinen auszuwetten (168).** — Das sicherste Mittel, zwischen Steinen wachsendes Gras auszuwetten, bleibt das Jäten, nur muß es mit einem festen Messer, und so geschehen, daß sämtliche Wurzeln mit entfernt werden; darum darf der Boden nicht zu trocken und zu hart sein. Kspalt ist nur zu scheuern und rein zu halten, Limoleum dagegen kann glänzend erhalten werden, einmal, indem man es, nach sorgfältigem Aufreiben mit einem mit Baseline befeuchteten Luche tüchtig abreibt, zweitens, indem man es mit einer Auflösung von einem Theile gelbem Wachs und drei Theilen Terpentinöl bestricht. Man läßt zu diesem Zwecke das Wachs in einer kleinen Casserole auf bedecktem Feuer zergehen, zieht dann dieselbe zurück und thut das Öl hinzu, das aber, da es leicht entzündlich ist, vom Feuer fern gehalten werden muß. In einer glatten Salbe verrieth, stellt man die Masse, da sie warm aufgetragen werden muß, am besten in ein größeres Gefäß mit kochendem Wasser, streicht sie recht gleichmäßig mit einem Woll-Lappen auf das Limoleum und frottirt es, wenn getrocknet, mit einer Bürste. A. K.

**Bettfedern zu reinigen (144).** — Das Reinigen der Bettfedern geschieht auf dem Lande meist derart, daß man die Federn aus dem Inlett behutsam in einen Kessel schüttet und diesem ein Scheuerleinen überbindet, in dessen Mitte man ein kleines Loch für den Stiel einer großen Kelle schneidet. Unter großer Aufmerksamkeit und stetem Rühren muß man die Federn bei mäßigem Feuer allmählich heiß werden lassen, wodurch dieselben locker werden und aller Staub als Bodensatz im Kessel niederfällt. Noch gründlicher werden die Bettfedern durch eine wirkliche Wäsche gereinigt. In feine Säße gefüllt, müssen sie eine Stunde lang in Seifenwasser kochen, das am zweckmäßigsten aus Carbolseife bereitet wird. Dierauf ausgeben die Federn gehörig gespült, auf einem luftigen Boden ausgebreitet und getrocknet. Dabei darf man nicht unterlassen, sie täglich aufzuschütten und zu lockern. Nachdem die Federn in die Bettdecken gebracht sind, müssen sie noch fleißig gesonnt und geklopft werden.

**Alte Hausfrau vom Lande.**  
**Fahboden-Anstrich (144).** — Einen weichen, älteren Fahboden überstreicht man zunächst zweimal mit weißer Leimfarbe, der man einen kleinen Oker-Zusatz gab, dann, — sobald dieser getrocknet ist, — mit kaltem Leinöl und nach 4—5 Stunden mit Schellack-Firnif, den man herstellt, indem man 1/2 Kilo Schellack in 1 Liter Weingeist schüttet und ihn sich an einer warmen Stelle, in einer gut verschlossenen Flasche, vollkommen auflösen läßt. Nach Verlauf einer Stunde ist das Bestreichen mit Leinöl und Firnif noch zweimal zu wiederholen. Wünscht man dem Anstrich die bestmögliche Festigkeit zu geben, so überziehe man ihn zum Schluß mit einem Fahboden-Glanzlack, bestehend aus 1 Theil Schellack, aufgelöst in 6 Theilen 90% Spirit und einer geringen Beimischung von Campher. G. L.

**Besondere Quellen:** Wand-Decoration und Flecht, Seite 182; W. Beckmann, W. Regentstr. 11. — Feilzähnen, Seite 183; H. Frub, C. Fernhaldenstr. 26. — Uhr-Armbänder, Seite 183; C. Sauerwald, W. Feilzgr. 29. — Gestirte Bordüren, Seite 183; M. Klein, C. Handwerker-Platz 1.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt und für die Abonnenten der Großen Ausgabe ein Modenbild.

Die Illustrirte Frauen-Zeitung erscheint jeden Sonntag in 1 bis 2 Doppelbogen: jährlich 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen, 28 Unterhaltungs-Nummern, 28 Beiblätter, 12 große farbige Modenbilder, 8 farbige Stickmuster-Vorlagen und 8 Extra-Blätter, also außer den Schnittmuster-Beilagen und Beiblättern jährlich 28 besondere Beilagen, eine zu jeder Unterhaltungs-Nummer. Vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf. Die Heft-Ausgabe mit demselben Inhalt erscheint alle vierzehn Tage; das Heft (24 jährlich) kostet 50 Pf.

Die große Ausgabe mit allen Kupfern bringt außerdem jährlich noch 40 große farbige Modenbilder, also jährlich 68 besondere Beilagen, und kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Heft-Ausgabe auch alle Postanstalten.





## Die Last des Goldes.

Novelle von Balduin Groller.

(Fortsetzung.)

3.

Brant hatte Recht gehabt; gar zu unterhaltend war der Jour der Baronin in der That nicht. Heute gewann er jedoch durch die Thatsache, daß ein so interessanter Lebemann, wie der reiche, junge Doctor, und noch dazu in Begleitung eines Cavaliers, wie von Berkewitz, erschien, plötzlich ein sensationelles Lustre. Das war doch ein Erfolg, um den die Baronin Rogler beneidet werden konnte und thatsächlich auch beneidet wurde. Anwesend waren die Gattin eines kaiserlichen Rathes, eine Regierungsräthin, eine Hofrätthin, eine Frau Professorin, eine Frau Rittmeisterin und eine Frau Oberstin, und Alle mit ihren Töchtern, mit Töchtern in beklagenswerther Menge!

Brant und von Berkewitz bildeten sofort den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses. In manchem mütterlichen Herzen regte sich sogleich eine stille Hoffnung, und in jedem ein Bedauern, die Tochter heute nicht besser und verführerischer angezogen zu haben.

Brant war zerstreut. Er war zu sehr an allerlei Huldigungen gewöhnt, als daß es ihm besonderes Vergnügen bereitet hätte, sich auch jetzt wieder so umworben zu sehen. Er war ein klarer Kopf und wußte, daß all diese Auszeichnungen nicht seiner Person galten, sondern dem ungeheuren Reichtume, den sein Vater durch unzählige Fabriken und großartige Unternehmungen noch immer zu vermehren so freundlich war. Es war für ihn also nicht schwer, das Geld und die heimliche Macht desselben nach Gebühr zu verachten, und dabei war diese seine Verachtung auch nicht frei von jenem Zuge der Grausamkeit, mit welcher die Reichen die Geldgier der Armen zu betrachten pflegen. Wie niedrig, sich so vor dem Golde im Staube zu winden! Vor dem Golde, mit dem man ja doch so elend sein kann! Die Reichen wissen es sehr

wohl, wie elend man trotz aller Schätze sein kann, aber die Verachtung, mit der sie die tiefe Sehnsucht der Armen nach Besitz hinnehmen, hat ihren Ursprung doch in einem logischen Irrthum. Geld ist noch nicht Glück, ganz gewiß nicht; aber es bedeutet immerhin die Verminderung einer Last, und wenn man schon von Glück nicht sprechen will, so ist es doch nicht gleichgültig, welche Last man durch das Leben zu schleppen hat.

Viel wohler befand sich von Berkewitz, als er sich von so unerwarteter Aufmerksamkeit umgeben sah; dabei verlor er indessen den Zweck seines Besuches nicht aus dem Auge. Er bezauberte die Damen durch seine etwas selbstbewußte Lieblichkeit, forschte aber immer nach der Einen, um derenwillen er ja eigentlich doch nur erschienen war. Geraldine war nicht anwesend, aber

von Berkewitz war eine zähe Natur. Er wollte die geheimen Zeichen Brant's, der zum Ausbruche mahnte, nicht verstehen und fuhr fort, liebenswürdig zu sein, weil er Zeit gewinnen wollte und immer hoffte, Geraldine werde doch und doch noch eintreten.

Die Baronin war eine kluge Frau. Nachdem von Berkewitz sich einige Male eindringlich nach dem Verbleib Geraldines erkundigt hatte, war ihr sofort die Situation klar geworden, und da sie ihre junge Freundin in's Herz geschlossen hatte und ihr von Berkewitz in der That eine glänzende Partie schien, so beschloß sie, hier Vorsehung zu spielen.

Da Geraldine für diesen Tag nicht mehr zu erwarten war, so log die Baronin freischweg, daß sie mit ihr verabredet habe, den morgigen Abend bei ihr zuzubringen, und sie würde sich recht sehr freuen, wenn die beiden Herren an diesem Abend ebenfalls eine Tasse Thee bei ihr nehmen wollten. Von Berkewitz sagte so freudig zu, daß Brant kaum noch Ausflüchte machen konnte.

Die Baronin fühlte sich nun mit einem Male sehr wichtig, weil sie sich selbst mit einer wichtigen diplomatischen Mission betraut hatte. Zunächst mußte sie sich der Anwesenheit ihrer jungen Freundin versichern. Sie fuhr zu ihr und lud Geraldine und deren Mutter so dringlich ein, daß eine Absage gar nicht denkbar war. Nachdem die Hauptsache geregelt, traf sie ihre Vorkehrungen, damit ihren Gästen ein würdiges Mahl vorgelegt werde. Sie hatte lange genug Haus geführt, um zu wissen, wie wichtig für die heitere Stimmung der Gäste ein gutes Menu und gute Getränke seien.

So war denn Alles wohl vorbereitet, als sich am nächsten Abend die kleine Gesellschaft bei der Baronin wieder zusammensand. Brant hatte Geraldine auf dem Rennplatze keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt, aber hier fand er, daß sein Freund in der That keinen schlechten Geschmack besaß. Ihr goldiges, in's Rötliche schimmernde Haar war von seltener Schönheit, ihre schlanke Gestalt hoch und majestätisch, und ihre großen schwarzen Augen liehen dem frischen, jugendlichen Antlitze einen eignen ersten und träumerischen Ausdruck.



Die Geschwister. Von H. Dehmichen. — Siehe Seite 100.



Lieutenant Ademar von Berlewitz strahlte vor Freude, als er Geraldine, die lange Gesuchte, endlich wieder vor sich sah, und da er auch der Damenwelt gegenüber nicht der Mann der bleichen Furcht war, so ging er sofort mit voller Schneidigkeit in's Zeug, sich der Dame seines Herzens angenehm zu machen. Er cernirte und blockirte sie nach allen Regeln der Kriegskunst und machte sich dann allen Ernstes an die Belagerung.

Brant hatte sich den beiden anderen Damen zu widmen. Geraldines Mutter, die verwitwete Majorin von Feldern, war eine Frau in den besten Jahren, die ganz in ihren wirthschaftlichen Sorgen lebend und in ihnen aufgehend, wenig gesellschaftliche Ansprüche machte. Die Hausfrau dagegen, die keine Kinder hatte und der ihr Mann, der Director einer Versicherungsgesellschaft gewesen war, bei seinem etwa vor einem Jahrzehnt erfolgten Hinscheiden ein ansehnliches Vermögen hinterlassen hatte, war vom Scheitel bis zu den capriciösen Absätzen ihrer französischen Schuhe ganz Gesellschaftsdame. Sie amtierte in den Ausschüssen aller erdenklichen Wohlthätigkeits-Vereine, und da sie sehr regsam war und einen zähen, ausdauernden Willen hatte, wenn sie etwas durchsetzen wollte, so geschah es nicht mit Unrecht, daß ihr allenthalben viel Einfluß zugeschrieben wurde.

Bei Tische drehte sich die Unterhaltung um den gestrigen Jour, beziehungsweise um die Gesellschaft bei demselben. Brant gab seiner kritisirenden Neigung die Zügel frei und ließ die Damen, die er gestern bei der Baronin gesehen, Revue passiren. Die Baronin störte ihn bei diesem grausamen Vergnügen nicht, ja, sie schien ihn durch ihren Beifall in seinen ironischen Ausfällen nur noch zu ermutigen. Sie fühlte es zwar dunkel, daß es als Hausfrau ihre Pflicht gewesen wäre, die in Schutz zu nehmen, die ihre Gäste gewesen und die es bei nächster Gelegenheit wieder sein würden, aber sie empfand andererseits doch auch wieder eine stille Befriedigung, daß man ihre geehrten Mitgeschwestern in so lebenswürdiger Weise mißhandelte.

„Es ist doch merkwürdig,“ sagte Brant, „wie sie alle über einen Kamm geschoren sind, diese Frauen und Mädchen. Die reine Dupend- und Fabrikwaare. Man fühlt sich ordentlich versucht, nach dem Fabrik-Stempel zu forschen. Woher dieser gemeinsame Zug nur kommen mag?“

„Was für ein gemeinsamer Zug?“ fragte von Berlewitz.

„Der Zug der schäbigen Noblesse,“ fuhr Brant fort. „Mir gilt es gleich, ob Einer arm ist oder reich, aber es verdriest und verstimmt mich, wenn Einer, der nur kümmerlich seine Noth zu verdecken vermag, noch darauf ausgeht, sich mit einem gewissen Nimbus der Bornehmtheit zu umgeben. Die Armseligkeit guckt an allen Ecken und Enden hervor, das ist doch ganz gewiß kein Verbrechen, aber es ist abgeschmackt, sich unter solchen Umständen ein Air zu geben. Uebrigens, ich hab's jezt, was den gemeinsamen Zug bedingt: es sind ärarische Damen!“

„Was für Damen?“ fragte von Berlewitz.

„Ärarische! Es sind die Gattinnen und Töchter Jener, die des Kaisers Rock tragen oder d-s Kaisers Brod essen. Es wundert mich, daß noch kein Romanschreiber auf die Idee verfallen ist, die ärarischen Damen zu behandeln.“

„Vielleicht sind sie dazu nicht romantisch genug?“

„Das sind sie gerade zur Genüge. Dabei ließen sich gesellschaftliche Schichten schildern, die einem Thaderay unerhöflichen Stoff bieten würden.“

„Halten Sie so viel von Thaderay?“ warf Geraldine ein, um dem Gespräche eine andere Richtung zu geben.

„Ich halte ihn für den größten englischen Dichter.“

„Er hat dasselbe Genie wie Dickens, aber nicht dasselbe warme, liebevolle Herz,“ entgegnete Geraldine, „und darum wäre der von Ihnen erwähnte Stoff in seinen Händen nicht gut aufgehoben gewesen.“

„Gerade in seinen Händen!“ rief Brant mit Eifer.

„Die gesellschaftliche Verlogenheit der ärarischen Damen müßte mit harter und grausamer Satire gegeißelt werden. Welche Summe von Dunkel und Abgeschmacktheit ist da aufgehäuft!“

„Sagen Sie lieber von Entsaugung, stillem Leid und ewig unbeeidigtem Hoffen und Sehnen!“ fiel Geraldine ernst ein.

„Es wird ein übertriebener, lächerlicher Cultus mit der Ehre des Standes getrieben. Man nimmt für sich den Schein in Anspruch, setzt den Schein über Alles und verlangt auch von der ganzen übrigen Welt, daß sie in Demuth erkerbe vor dem Scheine. Das ist doch komisch!“

„Nein, komisch ist es nicht, es ist sehr, sehr traurig, wenn der leere Schein, wie Sie es nennen, das heißt das Gefühl der Standeswürde, den einzigen und wichtigsten Besitz bildet.“

Geraldine hatte so eindringlich gesprochen, daß von Berlewitz sich veranlaßt sah, ihr zuzurufen:

„Gnädiges Fräulein nehmen sich aber der ärarischen Damen, — komischer Ausdruck, nicht wahr? — sehr tapfer an!“

„Ich gehöre zu ihnen,“ erwiderte Geraldine einfach.

Brant fuhr bei dieser Antwort erschrocken zusammen, und auch die Baronin ward es plötzlich inne, daß sie einen schweren Fehler begangen habe, die Unterhaltung sich auf dieses Gebiet verirren zu lassen. Beide versuchten es nun, wieder einzulenken und alles Vorgebrachte nur auf einen Scherz hinauszuspielen. Von Berlewitz war wüthend und überlegte bei sich, ob es nicht nothwendig geworden sei, daß er seinen Freund fordere.

Geraldine gewann ihre volle Heiterkeit wieder, als sie die allgemeine Bestürzung sah, die sie hervorgerufen hatte. Sie kam Brant gutmüthig zu Hülfe.

„Im Ganzen und Großen haben Sie ja doch Recht,“ sagte sie lächelnd, „nur die Art, in welcher Sie Ihr Urtheil vorbrachten, war etwas hart und lieblos.“

Brant schwieg tief verstimmt. Er hatte gerade den Blick auf Geraldine gerichtet, als sie ruhig bekannte, zu Jenen zu gehören, über welche er sich eben so absprechend geäußert hatte, und er fühlte sich seltsam betroffen von ihrer Schönheit und der edlen Einfachheit ihres Benehmens. Es that ihm weh, sie gekränkt zu haben, und er sah keinen Ausweg, das wieder gut zu machen.

4.

Die Majorin von Feldern war eine zu sorgsame Mutter und hatte einen zu practischen Blick, um nicht die Benehmungen des Lieutenants von Berlewitz sofort zu bemerken und einer eingehenden Ueberlegung zu unterziehen. Die Erkundigungen, die sie vorsichtig einzuziehen wußte, lauteten sehr befriedigend, und wenn sie auch nur ungern den Gedanken aufkommen ließ, sich dereinst von ihrer Tochter zu trennen und sie in's Ausland ziehen zu lassen, so war doch ihre Lage eine solche, daß ihr eine Verbindung ihrer Tochter mit einem Ritterguts-Besitzer als eine sehr wünschenswerthe erscheinen mußte.

Sie hatte von ihrer Pension unter mancherlei Kümernissen die Kosten der Erziehung ihrer beiden Kinder bestritten, und obgleich nun Beide herangewachsen waren, vielleicht auch gerade deshalb, waren die Sorgen nicht geringer geworden. Geraldine hatte nämlich noch einen Bruder, der schon seit einem Jahre eine Advocatur-Kanzlei eröffnet hatte und der noch immer vergeblich auf die Prozesse wartete, deren Führung ihm anvertraut werden sollte.

Von Berlewitz ließ nicht ab von seinen Bemühungen, sich Geraldine zu nähern, und es war nur naturgemäß, daß er dabei die Hülfe Brant's und der Baronin in Anspruch nahm. Die Baronin ließ sich natürlich nicht lange bitten, dagegen war Brant nicht so leicht zu neuerlichen Zusammenkünften mit Geraldine zu bewegen. Er hatte sich ihr gegenüber in eine schiefe Stellung gebracht, und nun mußte er auch noch Ermahnungen des verliebten Berlewitz über sich ergehen lassen, daß er sich doch ja nicht wieder in so beleidigender Art vergessen möge. Berlewitz hätte schließlich auch ganz gern darauf verzichtet, Brant ebenfalls in der Gesellschaft zu sehen, den er zum Mindesten für überflüssig, in keinem Betracht für nützlich und sogar nach mancher Richtung hin für gefährlich hielt. Auf der einen Seite war nämlich sein schroffes, verlegendes Wesen zu fürchten, auf der anderen, — man konnte nicht wissen, Brant war reich, jung, und wenn er schließlich auch kein preussischer Lieutenant war, die jungen Mädchen haben manchmal doch ganz absonderliche Geschmackrichtungen, — kurz, es konnte in ihm ein recht unbequemer Nebenbuhler entstehen. Brant durfte aber, vorläufig wenigstens, aus gesellschaftlichen Rücksichten nicht umgangen werden; war er doch gewissermaßen das Bindeglied zwischen Berlewitz und der übrigen Gesellschaft.

So kam denn die kleine Gesellschaft schon nach wenigen Tagen bei der Baronin Kogler wieder zusammen, und dieses Mal hatten bereits drei der Mitglieder, also die Mehrheit, sich einen bestimmten Actionspan vorgezeichnet, nach welchem sie vorzugehen gedachten, und da alle Drei auf dasselbe Ziel lossteuerten, so war in der That der endliche Erfolg ziemlich wahrscheinlich geworden. Die Baronin gefiel sich darin, für ihre junge Freundin die Vorsehung zu spielen, und der Gedanke, daß das Glück Geraldines in ihrem Hause und durch sie begründet werden sollte, war ihr erfreulich. Die Majorin hatte, nach reiflicher Erwägung aller Umstände, sich für Berlewitz, als für eine durchaus wünschenswerthe Partie, entschieden und in diesem Sinne auch schon vorsichtig auf ihre Tochter einzuwirken versucht, wobei es im Interesse der Förderung des gezeichneten Planes nicht ohne einige wohlberrechnete Seitenhiebe gegen Brant abging. Er wäre zwar auch keine zu verachtende Acquisition, allein gegen ihn spräche doch sein Naturell. Es wäre hundert gegen eins zu wetten, daß, wenn er sich mit einer jungen Dame, insbesondere mit einer mittellosen, einließe, es nur geschähe, um mit ihr

in wenig gewissenhafter Weise zu spielen, — an Ernst sei bei ihm nicht zu denken. Geraldine hatte den mütterlichen Ermahnungen ein geduldiges Ohr geliehen, ohne ihnen jedoch irgendwelche Beachtung zu schenken. Das war ja immer und zu aller Zeit so: die liebe Weltklugheit und die Traumwelt junger Herzen bestehen seit Aeonen neben einander, ohne sich jemals zu verstehen.

Als Dritter im Bunde gefellte sich zu der Majorin und der Baronin als wichtigste Person Berlewitz selbst, der sich immer mehr in seine Begeisterung und Neigung für Geraldine hineinlebte. Er hatte von jeher eine besondere Vorliebe für die Wienerinnen gehegt, und nun hatte er eine gefunden, die ihm die Blume aller schien. Er war stolz und glücklich bei dem Gedanken, welchen Effect er mit seiner Wahl daheim erzielen würde. Noch etwas kam dazu, was ihn reizte. Er hatte nur noch kurze Zeit vor sich, bis sein Urlaub abließ. Bis dahin wollte er die Sache mit soldatischer Schneidigkeit siegreich für sich entschieden haben.

Als die Gesellschaft nach eingenommenem Mahle plaudernd beisammen saß, — die Damen hatten Brant eine Cigarre erlaubt, Berlewitz war kein Raucher, — ward das Gespräch auf die Frauenschönheit gebracht. Es war Berlewitz' Schuld, daß jedes Thema, das auch berührt werden mochte, schließlich eine stille Beziehung auf Geraldine gewann. Er war lyrisch geworden und so recht in der Stimmung, dem Schwunge seiner Gefühle nachzugeben.

„Frauenschönheit!“ rief er begeistert, und seine Worte klangen wie eine Huldigung für Geraldine. „Und wenn das Weltmeer ein ungeheures, bis zum Rande gefülltes Tintenfaß wäre, und wenn der Sand am Meere lebendig würde und aus jedem Sandkorn ein Schreiber erstände, und wenn alle Schreiber dann ihre Federn eintauchten in das große Tintenfaß und sie Alle schrieben vom Morgen bis zum Abend, so fort an die hundert Jahre, — sie schrieben es doch nicht aus, das große Geheimniß von der Schönheit des Weibes!“

Die Baronin und die Majorin waren entzückt von Berlewitz. Brant lächelte spöttisch und sagte:

„Ich möchte diesen Niesenaufschwung doch nicht ohne Weiteres mitmachen. Es kommt ja Alles auf den Standpunkt an, den man einnimmt. Nehmen Sie nur die göttlichste der Künste, die Musik. Dem Einen ist sie ein Geräusch, das erzeugt wird, indem eine Reihe von Männern im Schweiße ihres Angesichts Gedärme der Schafe mit Kofshaar bearbeiten, in hölzerne oder blecherne Röhren mit unterschiedlichen Löchern und Klappen hineinblasen, wobei sich ihre Backen blähen, daß die Augen aus ihren Höhlen treten, ein Geräusch, zu dem auch die Haut der Kälber nothwendig ist, wohl auch das Monstrum eines Schlagkastens, auf welchen losgedroschen wird, als gälte es, Bursch zu haben.“

„Scheußlich!“ rief Berlewitz empört.

„Allerdings scheußlich,“ gab Brant lächelnd zu, „aber es ist so. So denkt der Eine, — und so Einer, — nehmen wir an, ich wäre es!“

„Der Andere aber,“ fiel Berlewitz, warm werdend, ein, „der Andere vergißt ob dieses Geräusches die ganze Welt und sich selbst dazu, fühlte sich in höhere, reinere Regionen emporgehoben, beglückt und geläutert, ohne sich selbst den tiefsten Grund dieses beseligenden Zaubers klar machen zu können.“

„Und so ein Anderer ist mein Freund Berlewitz!“

„Meinetwegen, ich schäme mich dessen nicht. Was soll aber der ganze Vergleich mit den Schafhäuten und Kofshaaren?“

„Dasselbe, was das Weltmeer und der Sand am Meere sollte. Ein Bild! Genau so wie mit der Musik verhält es sich auch mit der Frauenschönheit. Philosophisch betrachtet, ergiebt sich diese Schönheit als ein durch keine schöne Monstrosität, noch auch nur durch eine interessante Abnormität gestörtes Verhältnis von Knochen und Knorpeln zu Muskeln, Sehnen, Fettlagen und Haut, während das entzückte, schönheitsdurstige und dann selig von Schönheit berauschte Gemüth meines Freundes Berlewitz von allen Wundern des Paradieses träumt, nur nicht vom Natürlichsten!“

„Da hört doch Alles auf!“ rief Berlewitz aufspringend. „Was sagen Sie, gnädiges Fräulein, dazu?“

Geraldine erröthete bei diesem directen Appell an ihr Urtheil, aber sie antwortete ruhig:

„Wir sind beide Auffassungen interessant.“

„Ich glaube nur,“ fiel die Majorin ein, die hier ein bedeutungsvolles Botum abgeben zu sollen glaubte, „daß Herrn von Brant's Ansichten denn doch etwas zu materialistische sind.“

„Ganz im Gegentheil, gnädige Frau,“ fiel Brant rasch ein, „ich nehme in dieser Frage für mich den größeren Idealismus in Anspruch.“

„Was denn nicht noch?“

„Ruhig, Berlewitz, austreden lassen. Ich sage nämlich, die Schönheit an sich ist ein leerer Begriff und hat nichts zu bedeuten. Sie ist wie eine schöne Ampel; ein begnadetes Menschenantlitz wird dann erst schön



sein, wenn es von innen heraus beleuchtet wird, wenn aus ihm eine schöne Seele strahlt oder eine tiefe Leidenschaft glüht."

"Leidenschaften sind in der Regel nicht edel," bemerkte die Majorin.

Brant begann sich über die Sentenzen der Majorin zu ärgern.

"Es giebt nichts Edleres, Gnädigste," sagte er trocken und fuhr dann in seiner Erörterung fort. "Diese innere, oft nur für einen Menschen auf der Welt herausleuchtende Schönheit macht es uns erklärlich, wenn wir einen Mann in tiefster Seele beglückt sehen von einem Weibe, in dessen äußerem Reize wir dafür keinen genügenden Erklärungsgrund zu finden vermöchten. Die Außenwelt urtheilt da leicht und oft ungerecht, weil ihr freilich das Auge niemals so flammt, wie dem Einen, dem geliebten Manne. In diesem Sinne will mir das oft wiederkehrende biblische Wort von dem Manne, der sein Weib erkannt, als eine der tiefstinnigsten Wendungen —"

"Aber Herr von Brant!" unterbrach die Majorin mit einem Seitenblicke auf ihre Tochter.

"Ich wollte nur andeuten, daß nach einem geheimen, aber weisen Plane der Natur die Schönheit nicht als etwas allgemein Gültiges hingestellt ist, nicht als objectiv Gegebenes, sondern als etwas immer auf's Neue erst subjectiv zu findendes."

"Schön ist, was gefällt," gab die Majorin zum Besten.

"Gewiß, aber nicht nur das ist schön, was Allen oder Vielen gefällt. Das Weib, das von einem Manne geliebt wird, und neidete ihm auch kein Zweites auf der Welt sein Glück, ist schön; und es ist gut, daß es so ist."

"Mit Brant ist nicht zu reden," fiel Berlewitz ein, "eine solche Definition der Schönheit habe ich noch nicht gehört. Sie ist sehr trostreich für die Häßlichen, eine schöne Dame wird ihm gewiß nicht bestimmen. Was sagen Sie dazu, gnädigstes Fräulein?"

"Auf die Gefahr hin, für häßlich gehalten zu werden," erwiderte Geraldine, über den vielstehenden Augen-ausschlag Berlewitz' erröthend, "mir gefällt die Theorie Herrn von Brant's ganz ausnehmend gut."

"Weil Sie ein großmüthiges Herz haben," sagte Berlewitz mit einer huldigenden Verbeugung.

"Weil ich sie für richtig halten muß," gab sie zurück.

"Ich kann Herrn von Brant nur zum Theil zustimmen," nahm nun die Baronin das Wort. "Das ist ja richtig, daß die Schönheit besetzt sein muß, sonst bleibt sie ein Bild ohne Gnade. Ebenso richtig ist es, daß sie dann erst voll aufleuchten mag, wenn sich das richtige Element gefunden, sie an's Licht zu locken. Darin gleicht sie den chemischen Elementen, ich weiß nicht, wie sie heißen, welche mit einander verbunden Electricität, Licht, Wärme, Bewegung, und Gott weiß, was noch, geben. Sie liegen todt da, wenn sie mit ungeeigneten Elementen in Verbindung gebracht werden. Das hat Alles seine Richtigkeit, nur die Geschichte von der Ampel möchte ich nicht unterschreiben; ich möchte die Frauenschönheit statt mit einer Ampel mit Glasmalereien vergleichen."

"Wie wir sie an den Kirchenfenstern sehen," fiel Berlewitz rasch ein und fügte, wieder mit einem bedeutungsvollen Blicke auf Geraldine, hinzu: "weil unsere Damen Heiligthümer und Tempel sind."

"Nicht deshalb," erwiderte lachend die Baronin, "sondern weil wir von außen beleuchtet werden müssen, und die Beleuchtung müssen unsere Schneiderinnen besorgen."

Obgleich die Baronin ihre Ansicht lachend vorbrachte, war es ihr doch sehr Ernst mit derselben. Sie führte mit großer Energie den Kampf gegen die Einflüsse der Zeit, und sie wußte sehr wohl, welche Hülfsmittel ihr in diesem Kampfe die Toilette an die Hand bot.

Brant griff ihren Ideengang auf, und seiner sprunghaften Natur gefiel es, ihn weiter zu verfolgen und zu vertreten.

"Das wirft zwar," rief er, "Alles über den Haufen, was ich gesagt habe, aber ich muß es als richtig anerkennen. Lassen Sie eine Venus von Milo von einer schlechten Schneiderin anziehen, und sie wird aussehen, wie eine Köchin. Auf das Geschäft kommt es an, das unsere Damen kleidet, und die Schönheit ist nur eine Geldfrage, denn billige Schneiderinnen sind schlecht. Es ist traurig, aber es ist so. Die Damen, welche die besten Schneiderinnen haben, sind am meisten umworben, weil sie durch diese zu den Schönsten gemacht worden sind, und nun sind sie in der That die Schönsten. Die armen Frauen und Mädchen können da nicht concurriren. Sie sind auf billige Schneiderinnen oder auf sich selbst angewiesen, und in einer schlecht sitzenden Taille kann man nicht schön sein."

"Das hat sehr viel für sich," sagte die Baronin, gedankenlos zustimmend.

Berlewitz machte sich wieder zum Bannerträger der

idealen Anschauung, polemisirte scharf gegen Brant und rief schließlich Geraldine zum Beistand auf, indem er die Frage an sie richtete:

"Was meinen denn Sie, gnädigstes Fräulein, zu so extremen Ansichten?"

Geraldine stockte erst, dann aber sagte sie mit ruhiger, klarer Stimme:

"Ich kann da nicht wohl mitreden. Ich bin nicht umworben und gehöre zu jenen, die sich ihre Kleider selbst machen müssen."

"So arg ist's doch nicht!" fiel die Majorin, erzwungen lächelnd, ein.

Die Baronin suchte durch einen mächtigen Wortschwall ihre Verlegenheit zu maskiren. Sie hatte, wie sie sich gestand, wieder eine Dummheit gemacht, indem sie als Hausfrau die Sache habe so weit kommen lassen, aber alle Bemühungen fruchteten nichts; die unerquickliche Stimmung, die sich der Gesellschaft bemächtigt hatte, wollte nicht weichen, und als man endlich aufbrach, hatte man allerseits die Empfindung, daß der Abend muthwillig verdorben worden sei.

Auf dem Heimwege machte die Majorin ihrer Tochter Vorwürfe über ihre unnöthige und unzeitgemäße Offenheit, aber Geraldine wollte nicht zugeben, daß sie Unrecht gehabt habe.

"Ich hätte auch ganz gut schweigen können, aber ich wollte nicht. Ich lasse mir von Niemandem etwas gefallen, und von ihm am allerwenigsten."

Bei diesen Worten trat ein tieferes Roth auf ihre blühenden Wangen, und ihre sonst so sanften Augen blickten tapfer und trotzig drein. Der Majorin war im Uebrigen diese kriegerische Stimmung ihrer Tochter ganz willkommen, und sie ließ es sich angelegen sein, sie in derselben zu bestärken, indem sie sehr abfällige Urtheile über Brant äußerte und dafür Berlewitz um so wohlwollender behandelte.

Berlewitz verabshiedete sich bald von Brant in kurzer, fast schroffer Weise. Er ging in sein Hotel, und da er das Bedürfnis hatte, allein zu sein, setzte er sich im Speisesaale an einen entlegenen Tisch, befohl dem Kellner, alle Stühle vom Tische zu entfernen, damit Niemand sich zu ihm setzen möge, und bestellte dann eine Flasche Sekt.

Er war im Grunde seines Herzens bekümmert, daß Geraldine nun wieder in unzarter Weise verletzt worden sei, aber diesmal brachte er es doch nicht über sich, sich über die streitlustige Art seines Freundes zu erheben. Wenn nur Geraldine nicht hätte leiden müssen, dann wäre ihm der ganze Zwischenfall gar nicht unangenehm gewesen. Denn, obgleich er sich wohl vertraute, mit Brant einer jungen Dame gegenüber in die Schranken zu treten, war es ihm doch nicht unerwünscht, wenn dieser sich selbst unmöglich machte.

Nachdem er das erste Glas Sekt getrunken hatte, nahm er sich vor, Geraldine in einem Gedichte zu besingen. Er hatte zwar seit den verunglückten dichterischen Versuchen seiner Flegeljahre, — einmal in seinem Leben dichtet jeder Deutsche, — kein Gedicht wieder gemacht, aber er hatte sich auch nie vorher in einer so gehobenen und weichen Stimmung gefühlt. Er trank noch zwei Gläser des guten Schaumweines, und dann nahm er die Speisefarte vor, um der Rückseite derselben das Ergebnis seiner weisevollen Ergriessenheit anzuvertrauen. Nachdem er aber mit dem Bleistifte einige, nicht eben ornamental gedachte, kindliche Grotteskformen hingezichnet hatte, mußte er sich gestehen, daß er die Schwierigkeit des Dichtens eigentlich doch unterschätzt hatte. Es wollte gar nicht gehen.

Er begann sich sehr, sehr unglücklich zu fühlen, und als er, um sich zu trösten, noch ein Glas trank, fand er, daß der Champagner jetzt erst die richtige Temperatur gewonnen hatte. Er gab Befehl, noch eine Flasche einzuführen, und zwar gleich, damit er sich nicht wieder erst bis zu dem richtigen Kältegrade durchzutrinken habe. Das sei ja Blödsinn! Sein sehnüchtes Herz entlud sich zunächst in einem Donnerwetter über das Haupt des unschuldigen Kellners.

Von Berlewitz nahm sich vor, sich volle Klarheit über seine Gemüths-Verfassung zu verschaffen, und auf Grund seiner strengen Selbstprüfung kam er zu dem Resultate, daß er noch nie in seinem Leben so unglücklich gewesen sei, wie jetzt. Geraldinens Bild tauchte vor ihm auf. Er sah das edle, kindliche Angesicht vor sich, dem das wundervolle Goldhaar als Rahmen und als Krone zugleich diente. Er sah im Geiste wieder, wie sie erröthete, wie das zarte Roth sich über die Wangen breitete bis hinab zum Halse. Dieser Hals! Und er träumte, und er träumte fort, bis er zu der Erkenntniß gelangte, daß er so ungefähr doch der glücklichste Mensch auf der schönen Gotteserde sein müsse.

Und wieder nahm er den Bleistift in die Hand, und wieder begann er zu kritzeln. Und wieder kam nichts Gesehildertes dabei heraus.

Er stach die zweite Flasche an. Er hielt das volle, breite Kelchglas gegen das Licht und sah dem Spiele

der tanzenden Schaumperlen zu. "Die Blume der Blume!" sagte er still vor sich hin, und dann trank er aus mit wahrer, inniger Andacht.

Jetzt wuchs ihm auch der Muth. An Berse dachte er nicht mehr, er wollte einen Brief schreiben. Berse bedeuten eine Huldigung, wie Blumen, erheischen aber keine Antwort. Ein Brief! Das ist das Richtige. Er legte sich die Speisefarte zurecht und begann: "Mein Fräulein!" — da setzte er aber den Bleistift wieder ab. Wäre es nicht besser, zu schreiben "verehrtes" oder "hochverehrtes"? Wenn ihm nur Jemand rathen könnte! Als er seine Bataillons-Rapporte schrieb, da war er immer so klug mit der Feder, und jetzt fühlte er sich so unbeholfen. Es regte sich in ihm eine stille, schamhafte Sehnsucht nach einem "Briefsteller", aber er hätte es nicht über sich gebracht, den Kellner zu fragen, ob im Hotel ein solcher zu haben sei. Er hätte auch bis zum nächsten Tage warten und sich ein solches nützliches Buch kaufen können, aber er wäre weder im Stande gewesen, bis zum nächsten Tage zu warten, noch auch mit seinem Anliegen in eine Buchhandlung zu treten.

Er packte daher seine Speisefarte zusammen und begab sich mit derselben auf sein Zimmer, mit dem festen Vorsatze, nicht schlafen zu wollen, bis er den inhaltsschweren Brief fertig gebracht hätte. Und er blieb seinem Vorsatze treu. Im Anfange ging's ihm allerdings hart mit dem Schreiben. Er begann freischweg mit den Worten: "Ich bin Soldat, und kann nicht viele schöne Worte machen." Dann gefiel ihm dieser Eingang doch nicht, denn er hatte einmal gehört, daß man einen Brief nicht mit "Ich" anfangen dürfe. Er corrigirte also den Satz und schrieb: "Soldat bin ich", aber auch das gefiel ihm nicht. So kann man eine Opern-Arie anfangen, sagte er sich, aber nicht einen Brief, wie ich ihn vorhabe. Das "Ich" wurde also wieder an die Spitze gestellt, und dann fand sich auch das Weitere und besser noch, als er es sich vorgestellt hatte.

Treuherzig und ohne allzu großen romantischen Schwung schilderte er die Gefühle, die ihn erfüllten, und bat Geraldine, ihm zu gestatten, auch ihre Mutter von seinen Absichten und Wünschen in Kenntniß zu setzen. Er wage es nicht, jetzt schon auf einen bestimmten, günstigen Bescheid zu hoffen, allein er lebe der Zuversicht, daß es ihm gelingen würde, in der Zeit des ihm noch gegönnten Urlaubes, Geraldine von der Treue seiner Empfindungen und der Redlichkeit seiner Absichten zu überzeugen. Das höchste und schönste Glück seines Lebens würde er erreicht haben, wenn sie sich entschließen würde, ihm die Hand zu reichen zum Bunde für's ganze Leben.

(Fortsetzung in nächster Nummer.)

Nachdruck verboten.

## Der Letzte.

Von Helene Fickler.

"Gillst' nich noch 'n Tröppchen, Vadder? Er is wirklich gut."

Zu den weichen Händen der alten Frau schwante die braune Kaffeelanne, aber sie fiel nicht zu Boden.

"Ne, ich danke, Rutting, es schmeckt mich doch nich so recht, obzwart de Kaffee gut is."

Der alte Seemann lehrte seine Tasse um, faltete die Hände im Schoße und machte Miene, still für sich in seinen Gräbeln zu verharren.

Aber Rutting ließ es nicht dazu kommen. Sie trippelte nach dem Eschranke, öffnete die Thür mit großem Geräusche, — dabei konnte sie heimlich mit dem Schürzenzipfel über die alten, halbblinden, feuchten Augen fahren, — und kehrte mit einer Flasche und einem Spitzgläschen zurück.

"Ne, Vadder, was ich doch for 'ne olle, dämliche Lise bin; Du hast ja heut noch nich dat kleinste Tröppchen zu Dich genommen, da konnte Dich freilich auch der Kaffee nich gut schmecken. Weißt' wohl, Vadder, 'u 'n Schluß Lebenswasser is for olle Leute die beste Aufmunterung —"

"Laß man, Rutting," wehrte der Alte ab; aber Rutting ließ sich nicht irre machen. Sie schenkte das Spitzgläschen voll, wuschte mit der Schürzenecke sauber ihre Lippen ab und that, als ob sie an dem Lebenswasser nippie.

"Frost, Vadder!"

Der Alte nickte und ließ den Kopf sinken, ohne das Dar- gebotene zu berühren. Rutting schien das indessen nicht zu bemerken, denn sie fuhr fort:

"Sieh man, wie die Sün so warm und hell scheint. Wir kriegen 'n zeitig Frühjahr, de Goldlad vor 'n Fenster will schonst aufbrechen. Ich muß man 'n bisschen de Fenster aufmachen, daß die liebe Sün und de Duft von 'n Goldlad zu uns 'rein können, un denn, — ach herrje, Vadder, Du mußt mich wirklich mal 'n bisschen purren", nu siht Du da den lieben langen Tag mit kaltem Kunde, un de Annkathrin hat doch gestern den schönen Tobad gebracht, un wenn se un wiederkommt, un ihr Tobad is noch nich mal angebrochen, dann zankt se mir rechtichaffen aus. Na, wart man, de Piep is gleich p'rat."

Mit eifriger Geschäftigkeit lief Rutting im Stübchen auf und nieder. Nun stand sie vor der Kommode und stopfte aus einem geschützten Kasten das braune Kraut in die kurze Pfeife. Mit der Pfeife in der einen und dem brennenden

\*) Purren = waden, aufmuntern.



Händhölzchen in der anderen Hand, lehnte sie zu dem Alten zurück.

„Grad wie vor dreißig Jahren. Weißt, Badder, Du warst doch 'n fixer Kerl, der braune Bart stand Dir farnost zu Gesicht. Wenn Dein Schiff de Reif antrat, dann guckte manches Mädchengesicht trübe drein, un manche Thräne fiel in de Schürze. Nu is woll der schöne braune Bart weiß geworden, un 'n bißchen wacklig sind de strammen Beine; aberst ich bin mit Dich alt geworden, un de Piep schmekt Dir heute noch am besten, wenn ich se gestoppt habe.“

Badder hatte unterdessen schon einige Züge gethan; bei den letzten Worten seiner alten Lebensgefährtin ließ er die Pfeife sinken und sagte still vor sich hin:

„Ja, ja, Do büs allwegen mir leiv füt Deern wäsi.“

Zu Nuttings Gesicht zuckten heimliches Weh und Herzensfreude durch einander; Badder sprach sein altes liebes Schifferplatt, und das geschah nur, wenn er in tiefer Seelenregung sich befand. Sie fuhr in ihrem Geplauder fort:

„Sind wir nicht glückliche Menschen, Badder? Du brauchst nich mehr Seefahren, wir haben unser hübsches Häuschen, un de Annkathrin haben wir auch.“

Da aber fiel plötzlich des Alten Hand so heftig auf den Tisch nieder, daß das Kaffeegeschirr klirrend an einander schlug und Nutting beinahe in die Arnie sank.

„Nu aberst stopp\*)! Weinst, ich seh nich, wie dat of in Di wänhlt un brennt un nich Rau find't im us Legten?“

Nutting startete ihren Alten an, als müßte sie seinen Jörn erst verstehen lernen; dann aber konnte auch sie sich nicht mehr halten, mit ihrer gehauchelten Fröhlichkeit war es vorbei. Sie sank auf einen Stuhl, die wackelnden Hände legten sie über ihr Gesicht, und durch die Finger drangen unaufhaltsam heiße Thränen hervor. Es war heute gerade ein Jahr verfloßen, seit Annkathrin mit der Nachricht hereinstürzte: die „Meeresbraut“ ist auf den Bänken von New-Foundland mit Mann und Maus untergegangen!

Unter der Rannschiff der Meeresbraut hatte sich der „Legte“ von den drei Söhnen des alten Paars, Annkathrins Bräutigam, befunden.

Es blieb einige Minuten ganz still im Stübchen. Durch das offene Fenster strich der Frühlingswind herein und brachte einen gelben Schmetterling mit, der für einen Augenblick mit unhörbarem Flügelkluge sich auf das dünne weiße Haar der alten Frau setzte. Ganz dumpf aus weiter Ferne drang das Brausen der Meeresbrandung zu den beiden einsamen Alten.

Mühsam erhob sich Badder aus seinem Lehnstuhl, — das Seefahren hatte ihm die Gicht in die Beine gebracht, — humpelte zu Nutting, und während über seine eigenen Wangen die heißen Tropfen niederglitten, sagte er mit bebender Stimme:

„Nu lat man sin, Nutting, it bün so bi Di.“

Und da dieser Trost keine Wirkung übte, fuhr er fort:

„Ja, ja, dat was to scharp, uns of us Legten to nehmen. Aberst sah, Nutting, it bün all' ganz 'tröst'li. Dat moit ja woll dat Best' sin for uns un for den Jungen. Un nu deut doch mal dat Glüd, wir haben doch de Annkathrin, die gut brav Deern. Nu, mein Fuß ihut mich doch bannig\*\* weh, Nutting. Du mußt mich wieder in meinen Stuhl helfen.“

So suchte nun Badder wieder sein Nutting aufzurichten. Und das gelang ihm auch. Nutting faßte den Stranchelnden fest unter die Arme und half ihm wieder zu seinem bequemen Sitze. Sie wischte die Thränen ab und versuchte zu lächeln. Das brachte sie wirklich zustande. Nun holte sie den langen Strickstrumpf und ihre Hornbrille und setzte sich Baddern gegenüber an den Tisch.

Die Nadeln klapperten, und Badders Pfeife dampfte, aber hüben wie drüben glitt zuweilen noch ein verstohlener Tropfen über die wackelnden Wangen hinab. Durch das offene Fenster drangen einzelne Laute aus dem Leben des nicht fern liegenden Hafens, das einödnige Singen der Matrosen und das Fauchen der Dampfschiffe.

„Du hast doch allids glücklich gefahren, Badder,“ nahm Nutting mit einiger Anstrengung das Gespräch wieder auf. Als der Alte schwieg, fuhr sie fort: „Ni dücht, dat is von Dage\*\*\* wäsen, as Do mit de nege Raß un de blanke Anöpp dran, um 'en Hals dat rothe Dank mit de langen Schlippen†, to mi kauft und seggt: nu adüß, lüt Gesche, it bün nu all grot un gab to See. Ach Badder, wait wärst 'n sänten Venget mit die grote blanke Egen!“

„Ja, ja, das waren glückliche Zeiten,“ nickte Badder mit einem schwachen Versuche, zu lächeln.

„Se kamen aberst immer noch schöner,“ eiferte Nutting weiter, um ja nicht den Faden der freundlichen Lebens-Erinnerungen, die über einen schweren Tag hinweghelfen sollten, reißen zu lassen; „denk an die Stund, wo Du mir fraggt: lüt Gesche, it bün Di good, wüllt do mi? Un denn dat erste glückselge Jahr, as wir, — Du up dat Schipp, un ich in unsern Häuschen, — auf unsern Ersten hoffen thäten! Was war's aberst auch 'n strammer Jung, as er nu in der Wieg' liegen thät, — der reine Badder!“

„Un der Badder hat auch mit ansehen müssen, wie der stramme Junge von 'ner überbrechenden See über Bord gerissen wurde, — kauft Do denn die ollen Geschichten nich ruhen lassen?“

Der alte Seemann hatte die letzten Worte in erneuter Heftigkeit ausgerufen. Es litt ihm nicht mehr in seinem Lehnstuhl. Er holte tief Athem, erhob sich mühsam und schlürfte, an den Möbeln sich festhaltend, bis zu dem Eschranke. Nutting wollte ihm zu Hülfe kommen, er wehrte aber ab. „Weißt'st, hast selber Hülfe nötig bei die alten träben Augen, Dir is ja ebenso das Augenlicht genommen, wie mir das Mark aus den Knochen. Der Erste über Bord geschlagen, un der Jweite im Sturme geblieben, da hat 's Meer Appetit getriegt, un es hat sich auch unsern Legten geholt.“

„Badder! Badder! ihu kein Sünd nich in Din olle Dag; wi wüllt Gortes Wort to Hand nehmen!“ sagte Nutting unter Schluchzen.

„Ah was,“ rief der alte Schiffer, und seine gekrümmte Gestalt redete sich schmerzhaft in die Höhe, „allids hab ich auf meine eigene Kraft mich verlassen müssen, un will up de Legt nich weidmüdig werden.“

„Badder, wir haben doch die gute Annkathrin,“ schluchzte die Alte.

Er war zwischen dem Schränkchen und dem Fenster auf einen Stuhl gesunken und starrte hinaus nach dem Deiche, hinter dem das Meer sich dehnte; die Dämmerung lag mit breiten Fittigen über der entschlummernden Natur.

\*) Stoppen = anhalten, stillstehen.

\*\*\*) Bannig = außerordentlich.

†) Von Dage = heute.

†) Schlippen = Zipseln.

„Wein' nich mehr, Nutting, das schadet Deine Augen, 's giebt immer noch 'ne Hülff for so 'n paar Olle, die auf Strand siten,“ meinte der greise Schiffer; seine hellen Augen hingen an einem dunklen Streifen, der in die klare Abendluft hineinragte, die Schleiße, hinter welcher der Deich in feutrechtter Mauer direct in's Meer abstürzte.

Nach einer Weile sagte Nutting leise: „Wo nur die Annkathrin bleiben mag? 's is der erste Dag, wo se uns vergißt.“

Und der Alte antwortete: „'s is ja 'n jung frisch Ding, das wird sich nich zeitlebens an 'n Brack festankern wollen. 's is gut, wenn wir auch die bei Zeiten verlieren lernen; beim Verlieben sind wir Olle unbequem.“

„Nee, Badder, da büst auf falschem Curs, die verläßt uns nich, die kann unsern lieben Jungen ebenso wenig vergessen, wie wir,“ meinte Nutting.

„Wolln's abwarten,“ sagte Badder kurz.

Tiefer sank der Abend hernieder, Ichn stieg der Mond über den Deich empor. Noch immer saßen die beiden Alten stumm im dunklen Zimmer.

Da wurde plötzlich die Thür aufgerissen, eine Stimme fragte hastig: „Noch im Dunkeln? Na, das ist kein Fehler, wir können auch so schwäzen.“ Das war die Annkathrin.

Nutting hatte nicht bemerkt, daß die Stimme vor unterdrückter Aufregung zitterte, aber dem scharfen Ohre des alten Seemannes war es nicht entgangen. Nutting suchte im Dunkeln die Hand Annkathrins und flüsterte: „Hast denn ganz vergessen, was for 'n Dag heut is? Un da kommst erst so spät?“

Man hörte Annkathrins räseln, kräftigen Athem; sie lachte eigenhändig und erwiderte: „Ja ja, wie das so kommt! ich hatt' keine Zeit.“

Badder rief vom Fenster her: „Mach' erst Licht! So? keine Zeit? Was is denn in Deinen Curs gekommen, daß De zitterst, wie 'n Fahrzeug in widrigen Wind?“

Das Mädchen antwortete nicht gleich; sie suchte nach der Lampe und den Streichhölzern, und als sie endlich fand, daß Beides schon auf dem Tische stand, dauerte es eine Weile, bis sie ein Hölzchen in Brand brachte. Endlich war es hell im Zimmer; Annkathrin stand mit hochglühenden Wangen und klopfenden Puffen am Tische.

„Na, nu 'raus mit der Geschieht!“ rief ungeduldig der Alte. Annkathrin lachte verlegen.

„Ja ja, Badder, das is nich so leicht! Es is wohl was Gutes, aberst schwer is 's doch. Na, wart mal! So geht's! Ja ja, Badder, — ich möcht' heirathen. So nu is 's 'raus! Mit glänzenden Augen blickte das Mädchen auf die beiden Alten. Die aber saßen wie zu Stein erstarrt, ohne sich zu rühren.

„Herrgott, nu hab' ich's wohl doch verkehrt angefangen?“ rief Annkathrin, „Badder, so red' doch!“

Der Alte brachte sich mühsam auf die Füße und sagte dabei gebrochenen Tones: „Hast 's — ganz — recht gemacht; so 'n hübsches Fahrzeug muß bei — Zeiten — für — guten Ankerplatz sorgen. A legu' Di für dit Jahr.“

Annkathrin kämpfte in gewaltiger Aufregung zwischen Lachen und Weinen. Der Alte war unterdessen bis an den Stuhl gekommen, wo Nutting saß. Er legte seinen Arm um die Schultern seiner Lebensgefährtin und flüsterte: „Nutting, it weit 'n Plaz, dor is Rau und Freedon, un dor find't wi us Kinner; wüllt Do mit?“

Nutting nickte und legte ihren weißen Kopf einen Augenblick an seine Brust.

Hand in Hand verließen die Vereinsamen das Zimmer. „Badder! Nutting!“ rief Annkathrin hinter ihnen her, „bleibt doch hier, draußen steht er ja!“

„Badder! Nutting!“ rief nun auch eine lebende Mannesstimme, und zwei starke Arme umfaßten Vater und Mutter zugleich.

Ein Doppelschrei durchzitterte die Luft.

„Herrgott, er lebt, unser Legter! unser Einziger!“

„Ja, er lebt, er ist der Einzige, der aus dem Schiffsbruche der Meeresbraut davontam! Auf 'ner Spiere ist er fünf Tage 'rumgetrieben, dann hat 'n ein amerikanisches Schiff aufgespürt, das nach Australien segelte! Und von da kommt er nu zurück und bleibt bei uns, heut' un morgen, un alle Dag.“

Es war Annkathrin, die unter Lachen und Schluchzen so redete. Niemand hörte auf sie, denn in stummer Umarmung hielten die beiden Einsamen ihren „Legten“ umschlungen.

In Mondesglanz lag das Meer und darüber der Himmel.

Rachdruck verboten.

### Conserven.

Plauderei von Hanns von Spielberg.

Was sollen wir morgen kochen, gnädige Frau?“ Ich möchte die Hausfrau sehen, welche durch diese Frage der Küchenfee nicht schon an den Rand der Verzweiflung gebracht zu sein meint. Heilige Davidis, und Du, gütige Scheidler, warum hab' Ihr noch kein allezeit und für alle Fälle zutreffendes Universal-Rezept für die Beantwortung der einen einzigen Haupt- und Gewissensfrage ge- und erfunden? Alles, was Ihr gebt, ist doch nur Rothbeißel, und selbst der herrlichste Wandlader mit dem doppelten Küchenzettel für alle Tage des Jahres hilft unseren armen, vielgeplagten Hausfrauen nicht über das schredliche: „Was kochen wir morgen, gnädige Frau?“ hinweg.

Ja, unsere Hausfrauen haben es sehr schwer, schwerer, als wir schlechteren Hälfen des Menschengeschlechts einsehen wollen und — können! Aber, mit Verlaub zu sagen, unsere Mütter hatten es doch noch möglich schwerer. Ich schene mich freilich fast, es auszusprechen; wir bösen Männer, als die Schöpfer und Träger der modernen Industrie, haben unsere heutigen Hausfrauen denn doch von einem guten Theile der Sorgen von ehedem entlastet. Darf ich an die Näh- und Stidmaschine, an die großen Waschanstalten in den Städten, — darf ich daran erinnern, daß ehedem jede ehrsame deutsche Hausfrau allwöchentlich ihren Bedarf an Brot selbst gebacken hat? Nun gar der Speisezettel! Wie viel leichter und abwechslungsreicher läßt er sich heute construiren, als noch vor einem halben Jahrhundert? Welche Unsumme von Mühe mußte früher jede Haushaltung auf die Bereitstellung ihres Bedarfs für den Winter aufwenden, als Mütterchen, auch in der Stadt, noch den Kohl selbst einlegte, das Fleisch selbst einpökelte, im Keller „Grünes“ couverte, selbst Wurst machte und Bohnen einzalzte. Und wie häufig verunglückte trotz aller Vorsicht und Einsicht das ganze Fabrikat!

Wir sind heute eigentlich sehr, sehr verwöhnte Leute und thun Unrecht, den seligen Herren Lucull und Conforten den Vorwurf der Schlemmerei zu machen. Die armeneligen Schluder vom römischen Forum waren trotz ihres vielgerühmten Raffinements und trotz der Nickenkosten, welche sie auf ihre Diners und Supers verwendet haben mögen, recht bedauernswerthe Leute uns gegenüber. Wenn sich da vor etwa zwei Jahrtausenden einmal irgend ein Minister erlaubte, seinen Herren Parlamentariern aus dem Senat einen Fisch aus dem Nil, Honig und frischen Varenschinken aus Germanien und Muscheln aus Britannien vorzusetzen, dann glaubte er Wunder was gethan zu haben, und die Chronisten schrieben es flugs auf einem ellenlangen Papyros nieder, aus denen wir es heute mit dem schuldigen Respekt vor der Antike, in der bekanntlich der wahre Werth liegt, herauslesen. Heute schreibt über ein derartiges Menu auch der geringste Winkel-Reporter nicht eine Zeile. Wozu auch? Wenn wir in der kleinste Colonialwaaren-Handlung des kleinste Städtchens anfragen, finden wir hundert Dinge, die den größten römischen Schlemmereien hundertmal „über“ sind. Ich will gar nicht davon reden, daß wir unseren Kaffee von Westindien oder Sumatra, unseren Thee aus China und unsere Gewürze etwa von den Molukken beziehen, — welche Fälle von Genuß- und Nahrungsmitteln aber, deren Transport nicht allein den alten Römern, sondern noch unseren Großeltern unmöglich dünkte, weil alle diese schönen Dinge dem Verderben zu sehr ausgekehrt waren, liefern uns heute die modernen Conservirungs-Methoden aus allen Welttheilen und zu allen Jahreszeiten! Ich glaube denn doch, unsere Hausfrauen könnten das mit ein klein wenig Dankbarkeit anerkennen.

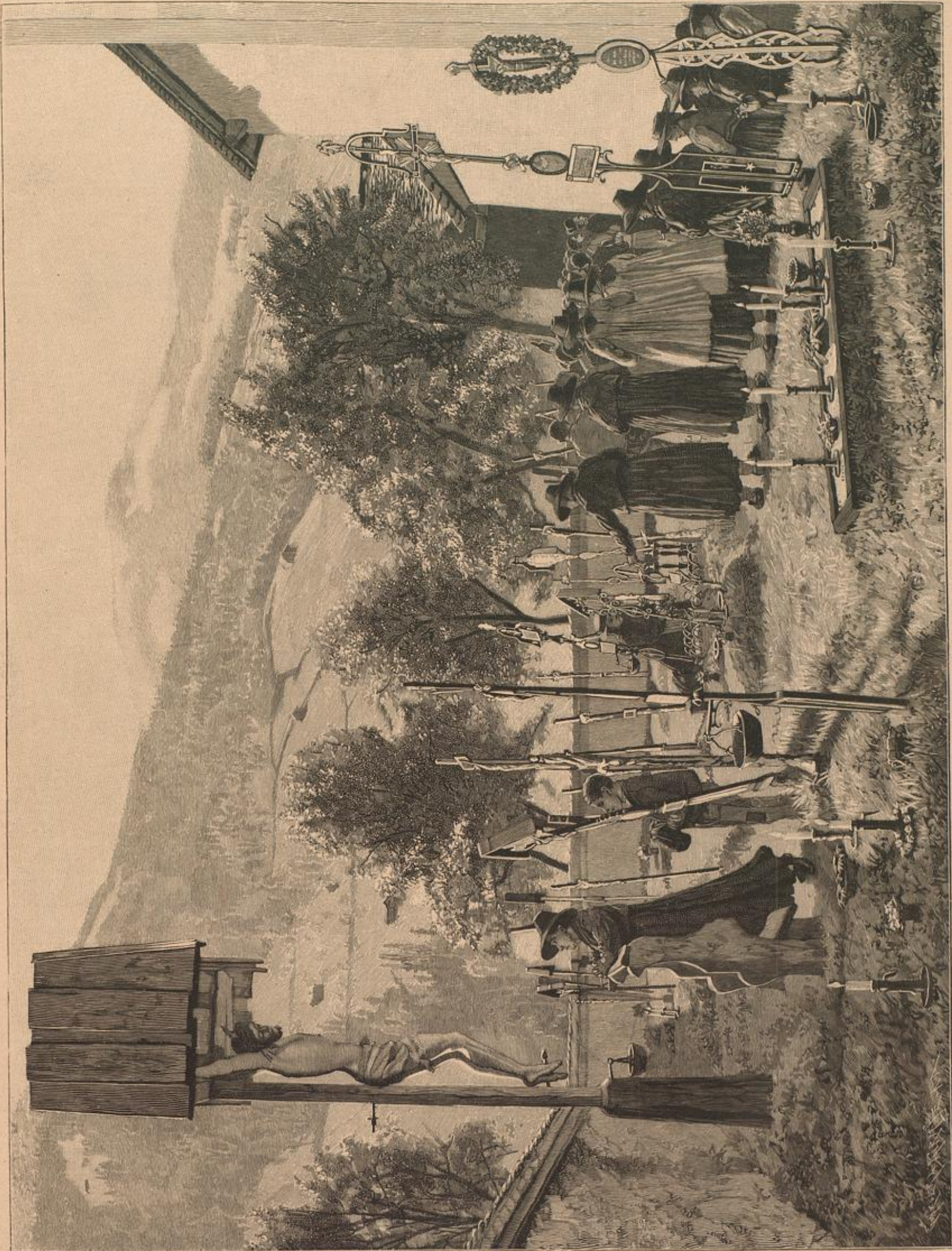
Es ist natürlich nicht möglich, in dem engen Rahmen einer Plauderei alle die verschiedenen Arten von Conserven, welche uns, man kann fast sagen, für den täglichen Gebrauch unentbehrlich geworden sind, auch nur zu erwähnen. Die roth etikettirten Büchsen mit Fleisch, mit Jungen, mit Hummern, Austern und Lachs, die Nordamerika uns sendet, der australische und der Fleisch-Extract aus den Pampas bis zum Cibus und zum Kemmerich, die Blechbüchsen und Terrinen mit Straßburger Gänseleber-Pastete und die glänzenden Büchsen mit Spargel und Schoten aus Braunschweig oder Lübeck, die eingetrockneten indischen Vogelnester, die Sardinen und Sardellen, die Schweizer Milch, die Heringe und nicht zuletzt unsere gute, brave Erbsenwurst, — sie und tausend andere poetische und profaische Dinge fallen ja Alle mit Zug und Recht unter den Begriff der Conserven. Ich ziehe es daher vor, mich ein wenig zu beschränken und mit der Freiheit des Plaudertones auf's Geradewohl einige Einzelheiten aus dem überreichen Gebiet herauszugreifen.

Wenn wir vom altherwährten Räuchern und Pökeln absehen, so ist die Conserven-Fabrikation recht eigentlich ein kind unferer Zeit. Man hat z. B. die englischen Patent-Listen durchstöbert und gefunden, daß im ganzen 18. Jahrhundert nur drei Verfahren zur Lebensmittel-Conservirung nachgesucht wurden, während schon die ersten anderthalb Decennien des 19. Jahrhunderts uns allein mit 117 derartigen Patenten beglückten. Heute lohnt das Zählen überhaupt nicht mehr.

Der Bahnbrecher der ganzen Industrie war ein Koch am Hofe des Herzogs Christian IV. von Zweibrücken, Herr Francois Appert mit Namen, der sich zu Anfang unseres Jahrhunderts in Paris als Conditor niederließ und hier auf die glorreiche Idee kam, fertig zubereitete Speisen in Weißblechbüchsen zu füllen, diese luftdicht zu verschließen und dann je nach der Größe 1/4 bis 4 Stunden lang in kochendem Salzwasser zu erhitzen. Die Erfindung machte ein ungeheures Aufsehen, die französische Regierung ertheilte dem glücklichen Conditor, der sich bald darauf auf ein Gut nach Massy zurückziehen konnte, eine Prämie von 12,000 Franken unter der Bedingung, daß er seine Methode veröffentliche. Dieser sehr weissen Maßregel verdanken wir das 1810 zuerst erschienene klassische Buch: „L'art de conserver toutes les substances animales et vegetales“, und in dankbarer Erinnerung an den Erfinder spricht man heute noch von der Appert'schen Methode. Monsieur Francois Appert muß in der That ein genialer Kopf gewesen sein, denn er ist mit seiner Erfindung den theoretischen Entdeckungen aller unserer Batterien-Jäger und Vaccillen-Forscher weit vorausgeeilt. Lange nach seinem Tode erkannte man nämlich erst, daß seine Methode hauptsächlich auf der vollständigen Vernichtung aller Fäulnis- und Gährungs-erregere durch starke Erhitzung beruht, nicht auf einer etwas mythischen „Umwandlung des Sauerstoffes der mit eingeschlossenen Luft in Kohlenäure“, wie man ehedem glaubte. Die ganze Methode ist auch dem geistreichen Kopfe des Pariser Conservenfabrikanten fast ebenso fertig entsprungen, wie etwas früher die bekannte Minerva dem sorgenvollen Haupte des Götterpapas; es haben zwar viele tüchtige Chemiker und zahlreiche practische Fabrikanten an ihr herumgemodelt und auch manche Einzelheit verbessert, im Wesentlichen arbeiten unsere Conserven-Fabriken immer noch nach jener Art de conserver par Monsieur Appert, und auch unsere Hausfrauen bedienen sich beim Spargel- und Schoten-Einmachen seiner Methode. Wir wissen auch, daß sie im Allgemeinen durchaus zuverlässig ist; die Büchsen müssen nur ganz voll sein, wirklich hermetisch verlöthet werden, das Wasser, in dem sie gekocht werden, muß wirklich stark siedend, und die Zeit, während welcher sie kochen, darf nicht zu knapp bemessen werden. Uebrigens kann man sich leicht davon überzeugen, ob in den Büchsen alle Gährungs-Fermente, alle Vorbereitungen für das Entstehen der Fäulnis befeitigt sind. Wahrhaft man nämlich eine Büchse an einem etwa 30 Grad warmen Orte auf, und der Prozeß ist nicht völlig gelungen, so bauscht der Deckel sich nach außen auf, — die sich im Innern entwickelnden Gase dehnen sich aus; im entgegengesetzten Falle sinkt dagegen der Deckel unter dem Druck der Luft nach innen ein. Dank Herrn Appert und der technisch geradezu vollendeten Fabrikation in unseren großen Etablissements kann man heute ein complicities, nach allen Richtungen hin fast tadellofes Diner ausschließlich aus Conserven herstellen. Dank ihm sind unsere braven Seeleute nicht mehr allein auf Pöfelfleisch und Schiffszwieback angewiesen, die Verpflegung unserer Feldsoldaten hat sich wesentlich verbessert und ist abwechslungsreicher geworden, unsere Angehörigen in den tropischen Kolonien können sich des Genußes heimathlicher Gerichte erfreuen.

In neuester Zeit ist indessen der Appert'schen Methode, wenigstens, was das Conserviren von Gemüsen anbetrifft, ein gefährlicher Concurrent erwachsen. Vor ungefähr zehn Jahren kamen aus Amerika zuerst die sogenannten Alden-Aepfel zu uns und begannen, zumal in den städtischen Haushaltungen, schnell unser altes Backobst zu verdrängen. Zu der That mußte den sauberen, weissen amerikanischen Aepfelschnitten der Vorzug vor den braunen, meist zähen, mit einem lederartigen Ueberzug versehenen heimathlichen Backäpfeln sofort zuerkannt werden, und nachdem unsere Hausfrauen erst gelernt hatten,





Altarfeiern in Alpbach, Tirol. Von Adolf Schlabitz. — Siehe Seite 180.



das ausgezeichnete Fabrikat richtig zu behandeln, das heißt, es vor Allem vor dem Kochen genügend lange in Wasser zu legen, wollten sie sich trotz alles Patriotismus nicht mehr von dem ausländischen Fabrikate, das gut zubereitet völlig dem Geschmade des frischen Obstes entspricht, trennen.

Der überraschend schnelle Erfolg der Alben-Äpfel, dessen Herstellung durch Dörren in verbesserten, eigenartig konstruirten Defen geschieht, veranlaßt die Industrie, die neue Methode auch auf die Conservirung, oder wie die Fabrikanten im Gegensatz zu den bisherigen Verfahren mit Vorliebe sagen: auf die Präservirung von anderen Obstsorten, von Gemüsen und Suppenkräutern anzuwenden. Auch hier erzielte man sehr bald ganz ausgezeichnete Resultate, — im Besonderen, seitdem die gedörrten Fabrikate unter hydraulischem Drucke sehr stark comprimirt wurden. In wenigen Jahren hat sich die Alben-Industrie, man kann es ohne Uebertreibung sagen, den Weltmarkt erobert, glücklicherweise unter hervorragender Theilnehmung deutscher Fabrikanten, welche sich die Erfahrungen der practischen Amerikaner nicht nur zu Kopie machten, sondern sie mit ungemeiner Energie und Sachkenntniß auch weiter ausbauten. Die deutschen Dörr-Präservirer stehen heute hinter den amerikanischen nicht allein keineswegs zurück, sie sind ihnen sogar zum guten Theil wesentlich durch die Sorgsamkeit der Zubereitung überlegen. Avis au lecteur: ich wünsche wohl, unsere vortrefflichen Hausfrauen und deren Mägdchen fordern bei ihren Einkäufen stets deutsches Dörrobst und deutsche Präservirer, sie würden sich schnell von ihrer Vortrefflichkeit überzeugen, und ihr Einfluß wäre für die heimische Industrie segensreicher als aller Zollschuß. Vielleicht darf es als eine kleine Empfehlung gelten, daß z. B. die Marine-Verwaltung schon seit Jahren ihren umfangreichen Bedarf aus einer deutschen Fabrik entnimmt.

Die Mehrzahl der Kochkünstlerinnen wird allerdings zunächst, ich bin dessen ganz sicher, über ein Gericht gedörrter Schneidbohnen oder Wirtungstobis äußerst spöttisch lächeln. Es präferirt sich dasselbe nämlich als ein kleines, zierliches Packerchen, das bequem in jeder Kinderhand Platz hat und auch wie für eine Kinder-Portion berechnet erscheint. Trotzdem reicht es aber für den guten Appetit von mindestens sechs ausgewachsenen Magen. Sobald man nämlich die stark zusammengepreßte Präservirte, von welcher ein Pfund etwa 20 bis 30 Pfunden rohen Gemüses entspricht, in Wasser legt, beginnt sie förmlich aufzuleben und nimmt nach kurzer Zeit völlig den Umfang einer Mittags-Portion ein. Zweckmäßig zubereitet, wozu vor Allem genügendes Aufquellenlassen, die Verwendung weichen Wassers und ziemlich langes Kochen gehört, erhält selbst die strupfbeste Köchin eine Schüssel, die weder im Geschmack noch im Aussehen von frischem Gemüse zu unterscheiden und dabei wesentlich billiger als Büchsengemüse ist. Geradezu köstlich aber sind z. B. die Pfirsichschnitten, überhaupt jegliches nach der Alben-Methode präparirte Obst. Es kann nur eine Frage der Zeit sein, daß sich, vielleicht durch Vermittelung der landwirtschaftlichen Vereine, Genossenschaften zur Verwerthung des Obstes und des Gemüses mittels des neuen Dörr-Processes bilden, — meines Erachtens liegt darin eine sehr bedeutungsvolle Hülfe für unsere so hart bedrängte Landwirthschaft.

Eine wirklich rationelle Verwerthung der Conservirungs-Methoden ist für den landwirthschaftlichen Betrieb von der größten Bedeutung. Ich kenne z. B. Gutsbesitzer-Frauen, welche sich für ihr vorzügliches „Eingemachtes“ einen weiten Abfahrtskreis erobert haben, — es giebt kaum lohnendere Anlagen, als Erdbeer- oder Himbeer-Plantagen, von Spargelbeeten, wenn sie mit Fleiß gepflegt werden, ganz zu schweigen.

Deute ich damit vielleicht schon wieder auf neue Lasten für unsere armen Hausfrauen hin? Wird vielleicht ein eifriger Gatte schleunigst die Anlage von allen möglichen Gemüse-Gärten und Spargelbeeten, oder das Anpflanzen eines Heftars Johannisbeer-Sträucher anordnen? Ich glaube kaum, — und wenn es wäre, welche deutsche Frau wäre je vor neuen Aufgaben zurückgeschreckt? Es gilt auch für sie Alle: „Je mehr Arbeit, um so mehr Ehre!“

Rachdruck verboten.

### Aus der Pariser Gesellschaft.

Paris, im October.

Die Zeiten liegen fern, wo nur das reiche oder sogar nur das vornehme Paris, das nicht immer reich ist, im Sommer auf die Landgüter überfiedelte, Mäcene und Parasiten von Stand, welche letztere ihre geschwächten Finanz-Kräfte auf Kosten der ersteren Kategorie für die Winter-Campagne härteten.

Heute haben die wie Pilze aufstehenden Bade-Orte, in denen man meist nicht badet, sondern nur die Landluft genießt, in den Pariser Sitten eine große Revolution und Evolution vollendet.

Die Latifundien haben sich stark verringert, der alte Adel ist in seinen Besitz-Verhältnissen zurückgegangen. Aber selbst er zieht es vor, — ich spreche natürlich von dem, welcher im Faubourg St. Germain oder sonst irgendwo in Paris sein Hotel besitzt, — die dem Landleben gewidmete Zeit zwischen einem Aufenthalte auf den Gütern und dem in einem Modebade, wie Trouville, zu theilen.

Die hohe Finanz, welche in dem Maße reicher geworden, als der Adel verarmt ist, kauft selten Güter an. Sie begnügt sich mit einer stolzen Villa am Meeresstrande, welcher, — das erklärt sich aus der geographischen Lage Frankreichs, — besonders in Ehren steht.

Der Mittelstand, der sich sonst mit einem Sonntags-Ausfluge in die anmuthige Umgebung von Paris begnügte, überfluthet jetzt die kleineren Sommerfrischen, und die villenartigen Mietshäuser mehren sich dort viel schneller, als die von Paris, wo, nach einer neuesten Statistik, an zwanzig Tausend leer stehen sollen.

Aber auch die Verhältnisse in der Umgebung von Paris, in St. Cloud, Ville d'Aray, Sèvres, Montmorency, Nogent sur Marne u. haben sich wesentlich verändert. Zahllose Geschäftsleute bringen ihre Familien dort in einer für vierhundert bis tausend Francs gemietheten Wohnung unter, nehmen ein Abonnements-Billet und fahren tagtäglich nach Schluß der Bureau-Stunden nach der betreffenden Sommerfrische hinüber, um zu diniren, etwas zu schnappen, die Nacht zuzubringen und den anderen Morgen in's Pariser Joch zurückzufahren.

In Ville d'Aray, wo einst Gambetta sein Tusculum hatte, habe ich dies Treiben aus eigener Anschauung studiren können. Dort wohnen freilich nur die wohlhabenderen Geschäfts-

leute. Punkt sieben Uhr trifft der „train des maris“ ein, wie ihn der Volksmund getauft hat. Die liebenden Frauen mit ihrer kleinen Kinder-Familie lehnen sich an das bescheidene Holzgitter der Eisenbahn, um den Chef der Familie, der eine hohe Eisenbahnbrücke zu überschreiten hat, zu bewillkommen. Die Kleinen in ihren rosafarbenen und Matrosen-Kostümen begrüßen den geliebten Vater schon von Ferne mit tausend Kuchhändchen, — ein wahrhaft idyllischer Anblick!

Zahllose Equipagen halten vor dem im Schweizer-Stil aufgeführten Bahn-Gebäude, Equipagen aller Gattungen, bis zur Efel-Karosse hinab. Etlche Damen spielen höchst eigen- und zartbändig die Rolle des Koffelenters, und dann giebt's vor der endlichen Abfahrt zu dem lauschig im Grün versteckten kleinen Landhäuschen so viel Küsse auf Stirn und Wangen, — der Kuß auf den Mund ist in Frankreich wenig üblich, — daß Einem das Herz lacht.

Die Franzosen haben ja viele Fehler, leider nur zu viele, — aber nach jener Richtung hin sind sie müttergiltig. Ihr Familienleben, das in den hohen Klassen und auch bei der Arbeiter-Bevölkerung viel, um nicht zu sagen, Alles vermissen läßt, — ist im Mittelstande stark entwickelt. Der Gatte arbeitet den ganzen Tag im Staube und im nervösen Treiben der Weltstadt, im ungeheuren Brodem der Bureaux und den engen Pariser Straßen, ohne für sich selbst an eine Erholung zu denken, nur um seiner Familie die Segnungen des Land-Aufenthaltes zu Theil werden zu lassen.

Der Vortheil, den er selbst aus diesem Land-Aufenthalte zieht, beschränkt sich in der That auf ein Minimum, da man von der ihm knapp zugemessenen Zeit noch die für die Eisenbahnfahrten in Abzug zu bringen hat. Dazu muß er in einem schlechten Restaurant schlecht frühstücken, denn selten reicht das Gehalt zu culinarischen Extravaganzen aus. Der angestrengt Arbeitende muß außerdem zur Erziehung seiner Kinder, zur Mitgift für die Tochter, — man heirathet in Frankreich nicht ohne Mitgift! — Geld zurückerlegen.

Die reicheren Klassen verschwenden allerdings ungeheure Summen. Im Gegentheile zum Engländer, der reist, um zu sparen, oder zum französischen Adligen, der zu denselben Zwecken auf seine Güter geht, verwenden sie den größeren Theil ihres Einnahme-Budgets zur Verschönerung ihres Sommer-Aufenthaltes. Reiche Banquiers des Boulevard Malesherbes geizen bei ihren offiziellen Dinern in der Stadt, um ihre Villa mit Kunstschätzen zu erfüllen, deren Wahl freilich nicht immer von künstlerischem Verständniß zeugt.

Die Wohnhäuser haben meist etwas Anspruchsvolles; ungeschickte Nachahmungen von Feudal-Schlössern mit einem Ueberflusse an Thürmen, an zwittrhaften Gebilden und Combinationen der modernen und mittelalterlichen Zeit. Im Inneren sieht es, vom künstlerischen Standpunkte aus betrachtet, kaum besser aus. Es herrscht da eine Stilllosigkeit, die nur selten beabsichtigt ist. Rehmlich wie bei den Gärten, wo der englische Stil in seiner freien Nachahmung der Natur mit dem steifen französischen Jops-Stile aus den Zeiten des vierzehnten Ludwig regellos und, was noch schlimmer ist, geschmacklos wechselt und keine harmonische Einheit ermöglicht, — verhält es sich auch mit der inneren Ausstattung der Villen.

An die Motive für die ornamentale Ausstattung der Kammine und Decken-Verzierungen, die Renaissance für die Möbel, japanische Muster für die Wand-Bekleidung, und zum Ueberflusse ein wildes Durcheinander der sogenannten Bibelots, japanische Vasen, Fächer, ausgelegte Arbeiten aus den verschiedensten Ländern und Zeiten, und das Alles übergrünt und überblüht von einer allzu großen Fülle von Blumen und Blatt-Pflanzen, deren Anordnung an die gewisser Maler-Ateliers erinnert, in denen die Regellosigkeit als ein höchstes Kunst-Princip gefeiert wird.

Das gefellige Leben zeigt einen anderen und natürlicheren Charakter, als in der Stadt, weil es eben den natürlichen Bedürfnissen des Land- und Bade-Lebens mehr entspricht. Nichts von jenem steifen, ceremoniellen Leben, das in Paris die männliche Jugend abschreckt und zum Clubleben mit seinen nahe liegenden Verführungen zwingt. Ist es möglich, fragt man sich unwillkürlich, daß eben die Personen, welche das Glück dieses freien, gefelligen Lebens einmal kennen gelernt haben, sich in der Pariser Winter-Saison freiwillig wieder unter das von ihnen aus freien Stücken weiter ausgebildete Joch der Ueberlieferung zurück begeben können! Und doch ist es so! Die Mode ist in diesen Gesellschaftskreisen eben mächtiger, als jede individuelle Neigung. Die Form will es, und die Form über Alles!

Letztere hat freilich selbst auf dem Lande in der Toiletten-Frage schon manches Unheil gestiftet. Man verläßt Paris mit der ausgesprochenen Absicht, sich von dem Toiletten-Zwang bis zu dem im geschlossenen Tanzsaal betäubend wirkenden Mode-Parfums frei zu machen, — aber der Geist ist willig, das Fleisch ist schwach. Die ganze Farben- und Duft-Scala Floras stehen Einem zwar auf dem Landstige überreich zur Verfügung, aber das Genie dem überreizten Geschmade nicht mehr.

Man wollte die Toilette möglichst bequem und lustig gestalten und höchstens täglich einmal wechseln, aber der Gesellschafts-Teufel läßt auch am rauschenden Meere mit seiner erquickenden Brise, auch in der herrlichen Wabluft des französischen Edelfisches seine Opfer nicht frei. Die Regel will es freilich, daß man nur ein Morgen- und ein Diner-Kostüm trägt, aber es giebt so viel Ausnahmen, so viel, daß sie fast die Regel bilden. Man hat dem Nachbar einen Besuch abzustatten, man ist zum Diner eingeladen. Es schließt sich daran oft ein harmloser Ball. Ist es möglich, daß eine vornehme Dame bei dieser Gelegenheit auf Spitzen und Volants verzichtet, die sich freilich für den feuchten Strand oder das Gestrüpp des Waldes wenig eignen? Doch was hilft's! Man macht gute Miene zum bösen Spiel, — und meist sogar mehr als eine gute Miene! Man ist innerlich hoch befriedigt, auch auf dem Lande, wo die Bevölkerung mit geheimem Neide und offen beihätiger Bewunderung staunt und den Mund weit öffnet, Zeugniß von seinem Pariser savoir vivre ablegen zu können.

Ferner hat man die moralische Verpflichtung, etwas für das Casino seines Bade-Ortes zu thun. Noblesse oblige, gleichviel, ob den angeborenen, oder in der Börse erworbenen Adel! Eine neue, funkelmagelne Toilette ist dazu erforderlich. Und nun gar, wenn es sich um ein Kennen oder um eine Regatta handelt. Und solches Sportfest ist jetzt fast keinem Bade-Orte erspart.

Für diese Kennen und Regatten, bei denen Niemand auf die Nachts und Canotiers achtet und alle Welt die Toiletten mustert, sind natürlich die höchsten Kunstleistungen des Pariser Schneiders erforderlich. Die Renn-Tribüne von Deauville ist gleichsam die Fortsetzung der Toiletten-Ausstellungen, die zur Lenzeszeit im Salon begonnen haben und beim Grand Prix von Longchamps erprobt wurden. Auf der

Renn-Tribüne von Deauville handelt es sich nicht mehr darum, der dünnen Landbevölkerung zu imponiren, es handelt sich um eine Lebensfrage, um einen Todeskampf, wie vor den Mauern der heiligen Jlios. Nur, daß man nicht Körper an Körper kämpft, sondern Toilette an Toilette. Das Endergebniß wird durch die Reporter der Pariser Presse in alle Winde verkündet werden, und wehe der Besiegten, wehe der Besiegtenen! Das Meer wirft mahnend seine langen Wellen an den sandigen, gelblich schimmernden Strand. „Ihr Töchter der Erde,“ scheint es auszurufen, „laßt ab vom unsraucht-baren Streit, trauickt euch in meinen Armen, dann werdet ihr leichter und ohne Gemüthsaufregung jenen Preis erringen können, den der schöne Paris in Gestalt eines rothwangigen Apfels, — des Cris-Äpfels, sagt man, — einst zu vertheilen hatte!“ Aber man hört nicht auf den greisen Neptun. Der alte Herr mit dem Dreizad ist ein Nyctus, der Pariser Schneider hat ihn vollends tod gemacht. Freilich nur scheinbar, denn er hat noch alle eiteln Pariser Schönheiten überlebt, und wenn er, nach alter mythologischer Sitte lebend und umgesehen in der kommenden Winter-Saison den Ballfreunden des Faubourg St. Germain oder der Chaussee d'Antin anwohnen wird, so könnte er mancher seiner ungetreuen Clientinnen spottend zurufen: „Thoria! wenn du meinen Rathschlägen dein Ohr mehr geöffnet hättest, so würdest du jetzt von jener schaumgeborenen Venus nicht — besiegt werden. Dir geschieht nur, was du verdienst!“

Eugen von Jagow.



Rachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Die Geschwister.** Von M. Dehmichen. Siehe das Bild, Seite 185. — Nicht immer verknüpfen die Bande des Blutes Geschwister für das ganze Leben; aber es ist eine Seltenheit, daß eine ältere Schwester nicht an dem jüngeren Bruder mit einer Liebe hängt, die an Opferfähigkeit nur mit der Mutterliebe verglichen werden kann. Besonders unverheirathet gebliebene ältere Mädchen gutartigen Charakters, die sehr viel häufiger sind, als der landläufige, zur Caricatur verzerrte Begriff der alten Jungfer glauben läßt, finden häufig geradezu eine Befriedigung darin, den Schatz ihrer Liebe den jüngeren und meist nicht einmal sehr dankbar gearteten Brüdern in den Schoß zu werfen. Schon in dem Puppenspiele des kleinen Mädchens tritt die edelste Blüthe der Frauenliebe, das Mütterliche, recht deutlich zu Tage; wie ganz anders noch, wenn ein kleines Mädchen ein noch sehr viel kleineres Brüderchen im Arme halten und es verhätscheln darf. Der Künstler giebt ein anziehendes Bild dieser Geschwisterliebe, die mit den Jahren nicht ab-, sondern zunehmen pflegt. Die Rahe darf auf diesem echt deutschen Familienbilde natürlich nicht fehlen, denn ohne Hund oder Rahe läßt sich ein behagliches deutsches Familienbild nicht denken.

**Allerleientag in Alpbach, Tirol.** Von Adolf Schlabich. Siehe das Bild, Seite 189. — Das Totenfest in evangelischen, der 2. November, der Allerleientag, in katholischen Ländern, — sie sind die beiden Tage des Kirchenjahres, die am meisten an die Vergänglichkeit des Irdischen mahnen. Tage der Trauer und des stillen Gedankens an Diejenigen, die unserm Herzen theuer sind und die der Tod von unserer Seite gerissen. Aber sie predigen auch laut von der Unvergänglichkeit der Liebe, der Liebe über das Grab hinaus. In katholischen Ländern ist es eine schöne Sitte, die auch jeder Nicht-Katholik als solche empfinden muß, am Allerleientage die Gräber der verstorbenen Lieben zu schmücken, daß sie unter der Farbenpracht der Blüten verschwinden und der ernste Friedhof, trotz der Unwirthlichkeit des Herbsttages, den Eindruck eines Gartens macht, der in dem duftenden Blütenflor des Sommers prangt. Die brennenden Kerzen, die auf den Gräbern stehen, geben dem Bilde etwas ergreifend Feiertliches und rühren auch an die Seele dessen, der für die Regungen des Gemüthes sonst wenig empfänglich ist. In dem tiroler Gebirgsdorfe, dessen Allerleientag dem Künstler die Anregung zu seinem Bilde gegeben, sind die Blüten schon spärlich im November; aber dennoch hat jedes Grab seine Blumen und seine Kerzen, und der kleine Friedhof, auf den die Berge in stiller Majestät herniedersehen, ist auch hier ein Zeuge der göttlichen Verheißung: „Die Liebe höret nimmer auf.“ Die Dorfbewohner strömen in die Kirche, um die Messe zu hören; vor dem Bilde des gekreuzigten Christus kniet betend ein alter Mann und steht, ehrfurchtsvoll das Haupt erblüht, ein halbwüchziger Knabe. Vielleicht beten sie für dieselbe arme Seele; jedenfalls ist es derselbe Schmerz, der sie zu dem Gekreuzigten ausblicken läßt, — der Schmerz, den auch wir Alle schon empfunden haben, denn wen giebt es, dessen Gebanten nicht am Allerleientage bei einem stillen Hügel weilt, der noch keinen Verlust eines Theuren zu beweinen gehabt?



**Berlin.** — Das Diakonissenhaus Bethanien beging kürzlich die Feier seines einundvierzigjährigen Bestehens. Aus dem Jahresberichte der trefflichen Anstalt ist zu entnehmen, daß sich im letzten Jahre die Zahl ihrer Hülfsträfte um 246 Schwwestern vermehrt hat. Während des gedachten Zeitraumes sind über 3000 Kranke von den Schwestern gepflegt worden. Bei der letzten Zusammenkunft in Kaiserswerth wurde festgestellt, daß sich die Zahl der Diakonissen in Deutschland überhaupt um 1500 vermehrt hat, jedoch jetzt mehr als 7000 Diakonissen in unserem Vaterlande ihrem schweren, aber segensreichen Berufe nachgehen.

**Weimar.** — Durch den „Deutschen Frauenverein Reform“ wurde den Cultus-Ministerien von Preußen, Baiern und Württemberg eine Petition unterbreitet, in der um Zulassung des weiblichen Geschlechts zu den Universitäts-Studien und zur Ausübung einiger der auf wissenschaftlicher Basis beruhenden Berufe gebeten wurde. Der genannte Verein, welchem Frauen aus Deutschland, Oesterreich und der Schweiz sowie Deutsche in England und Rußland beigetreten sind, wurde im März d. J. durch Frau Kettler in Weimar in Verbindung mit einigen Freundinnen der Sache in's Leben gerufen; er geht von der Ueberzeugung aus, daß es im Hinblick auf die zunehmende Ehelosigkeit in manchen Kreisen und auf die geänderten wirthschaftlichen Verhältnisse unserer Zeit nothwendig geworden sei, die Zukunft der Töchter durch die Ermöglichung einer ihnen zusagenden Erwerbsthätigkeit zu sichern.



beziehungsweise den engen Kreis der bis heute in Deutschland dem weiblichen Geschlechte zugänglichen Berufe zu vergrößern. Dem entsprechend erstrebt der Verein, einige der wissenschaftlichen Berufe für die Frauenwelt aufzuschließen, um die dafür nöthige Vorbildung zu schaffen, und sucht die Gründung eines Mädchen-Gymnasiums anzubahnen. Sitz des Vereins ist vorläufig Weimar.

**Wien.** — Kaiserin Elisabeth beabsichtigt diesen Winter wieder England zu besuchen. Zu Weihnachten wird die erlauchte Frau einige Zeit in Bournemouth zubringen, welches bei dem früheren Aufenthalt daselbst ihrer Gesundheit sehr zuträglich war.

**Karlsbad.** — Die Prinzessin Maria Theresia von Bourbon, Tochter der Prinzessin Mathilde Ludovica, geborenen Herzogin in Baiern, und des verstorbenen Grafen von Trani, Prinzen beider Sicilien, hat sich in Karlsbad, wo sie mit ihrer Mutter seit Mitte des vorigen Monats zur Kur weilte, mit dem Erbprinzen Wilhelm von Hohenzollern verlobt. Die Verlobung wurde im engsten Familienkreise gefeiert. Die hohe Braut, eine Nichte der Kaiserin von Oesterreich, ist am 15. Januar 1867, der fürstliche Bräutigam am 7. März 1864 geboren.

**Paris.** — Die Fürstin Jurjewskaja-Dolgorukowa, welche mit dem Kaiser Alexander II. von Rußlandmorganatisch vermählt war, hält sich gegenwärtig in Paris auf. Ueberall, wo sie sich zeigt, tritt sie als rechtmäßige Gemahlin des verstorbenen Monarchen auf und verlangt als solche eine besonders auszeichnende Behandlung, die ihr auch in ihrer Umgebung und von ihrem Bekanntenkreise zu Theil wird. Sie vermeidet nicht nur nicht eine Unterhaltung über den verstorbenen Kaiser, sondern bringt, fast wie absichtlich, öfter das Gespräch auf ihn, wobei sie ihn stets als „meinen Mann“ bezeichnet. Ihre Kinder betrachten sich als rechtmäßige Kinder des heimgegangenen Kaisers Alexander II., wozu sie infolge eines von dem Letzteren erlassenen Ukas allerdings völlig berechtigt sind. Der älteste Sohn der Fürstin, Georg, jetzt 18 Jahre alt, ist ein schöner, sehr kluger junger Mann und seinem Vater wie aus dem Gesicht geschnitten ähnlich. Er will nächstens in eines der vornehmen Petersburger Garde-Regimenter eintreten, wobei er sich nicht verhehlt, daß sich seine Stellung dort, namentlich sein Verhältnis zur kaiserlichen Familie, schwierig gestalten wird. Die älteste, jetzt zwölfjährige Tochter der Fürstin ist von einer ganz seltenen Schönheit, aber nicht besonders klug und von sehr hochmüthigem, wenig angenehmem Charakter; endlich ist noch eine etwa achtjährige, meistens kränkliche Tochter vorhanden; eine dritte Tochter war noch zu Lebzeiten des Kaisers Alexander II. gestorben. Uebrigens ist das Verhältnis der Fürstin und ihrer Kinder zum jetzigen Kaiser durchaus nicht so schlecht, wie man annimmt. Der Kaiser nennt die Fürstin „Du“ und „Mary“ und sie ihn: „Sascha“ (Kosenamen für Alexander). Auch der Sohn nennt seinen Bruder, den Czaren, „Du“ und „Sascha“, während der Czar ihn „Gogo“ (Kosenamen für Georg) nennt.

Nachdruck verboten.

### Kinder-Arbeit und Kinder-Vergnügen.

**S**ie wollen etwas über meine kleine Malkstunde hören? Nun gut, so will ich gern davon erzählen.

Meine eigenen Kinder anleitend, genoß ich die Freude, alljährlich bei einigen Altersgenossen derselben Lust und Fähigkeit für Kunstbestrebungen zu wecken und zu fördern. Es ist so leicht und genüßreich, schon in den frühesten Jahren, wo die ersten Triebe des Schaffens sich regen, Knaben sowohl als Mädchen den jugendlichen Sinn mit schönen Formen zu fassen! Die alte Methode des Abzeichnens von gewöhnlichen Dingen, als Büchse, Häuser, Geräthschaften und dergleichen ist schwierig, kleinere Kinder müßlos ermüdend und kommt höchstens der Tadel zu Gute, nicht aber dem Geschmack, der immer zuerst berücksichtigt werden sollte und dessen Veredelung für alle Stände von gleichem Nutzen ist. Das Zeichnen schöner Formen sollte jedem Kinde vom fünften Jahre an ein liebes Spiel, eine Erholung werden, zugleich erfreuen und nützen. Dies zu erreichen hat schon Professor Adolph Schroedter folgende Art des Nachbildens schöner ornamentaler Formen für die Kinderwelt als am leichtesten zum Ziele führend bezeichnet:

Es wird der kleinen Hand nur zugemuthet, auf Pauspapier die Linien des Vorbildes genau nachzumachen, diese Umrisse auf Zeichenpapier zu beschriften, ein dünnes Graphit-Papier dazwischen zu schieben und die Linien mittelst Knochen- oder Metallstift nachzuziehen. Der nun auf dem Papier entstandene Umriß wird von der überwachenden Lehrerin oder Mutter einer genauen Berichtigung unterworfen; dann muß das Kind vermittelst einer Feder, in welche Farbe gestrichen wurde, diese Linien wieder nachziehen und die Grundflächen mit dem Pinsel und der entsprechenden Farbe ausfüllen. Jedes Kind lernt



gar bald das ganze Verfahren. Bisher hielt ich es derart, daß, nachdem meine kleinen Schüler das Jahr über in zwei wöchentlichen Doppelstunden sich in allerlei nur auf das Papier übertragenen Mustern geübt hatten, ihnen das letzte Vierteljahr gestattet wurde, Holz- und Carton-Gegegenstände zu bemalen, welche zum Theil mit dem löstlichsten Eifer angefertigt werden und den Kindern die große Freude ermöglichen, Angehörige und

Freunde zum Weihnachtsfeste mit kleinen Kunstgegenständen beschenken zu dürfen.

Ornamente in verschiedenen Farben angeführt, zum Theil mit Bronzen umzogen, leichtere heraldische Thiere und Monogramme fanden öftere Anwendung, und letztere wurden von einigen Kindern sogar mit besonderer Vorliebe gemalt. Die beigegebenen Abbildungen zeigen einige der von den Kindern angefertigten Arbeiten. So manche Sonntagsstunde, manchen trüben Ferientag war diese Art der Beschäftigung eine reime, bildende Freudenquelle für meine Kinder, und ich selbst fühlte, je mehr ich mich in die mir gestellte Aufgabe hineinbelebte, wie sehr sich mein Verstand immer mehr den Anforderungen eines edlen, stillvollen Geschmacks aufschloß, wie ich sicherer wurde in der Beurtheilung von gut und schlecht, wie ich lehrreich — lernte.

Durch die zum Theil raschen Fortschritte der kleinen eifrigen Künstler kam bald die Aufforderung zu neuen Aufgaben; mir wuchs der Muth, mit ihnen voran zu gehen, und ohne daß ich es im Anfang hätte hoffen dürfen, war ich der Sache gewachsen.

Wie manche Mutter oder Erziehlerin brauchte nur zu versuchen, den angedeuteten Weg einmal einzuschlagen; sie würde wohl bald, wie ich, die Freude haben, schlummernde Talente nicht nur in den Kindern, nein, auch in sich selbst zu entdecken. **H. M.**



Nachdruck aus im Einzelnen verboten.

**Berlin.** — Anscheinend hat die Unbill des kalten Sommers die Furcht vor einem frühen Winter erweckt, denn der Pelzmantel bringt schon jetzt eine auffallend reiche Auswahl wärmender Umhüllungen. Unter ihnen werden Capoten aus Sealskin und Siber frostigen Seelen besonders annehmbar erscheinen. **F. J.**

— Zu den vielen, von uns bereits veröffentlichten neuen Hüten und Hutformen bringen wir heute noch einige besonders



interessante. Sie sind aus Filz, bisweilen zweifarbig und nicht

selten so reich ausgestattet, daß der Garnitur nur wenig zu thun übrig bleibt. Die Formen mit einem absteigenden Kopfe aus fattigem Tuch verlangen eigentlich nur eine schöne Bandschleife; ebenso die Capoten mit Chenille-Stickerei auf Boden und Krempe. Die breiten geraden Käpfer werden besonders gern mit genau in der Breite übereinstimmenden Federkränzen gedeckt; andere hochgebogene Krämpen erhalten ein

Futter aus zweifarbigem, dicht neben einander liegenden Chenille-Schlingen, aus Krümmer, Wespel u. s. w. **F. J.**

— Die letzte Neuheit der Hutmoden bilden die Toques, kofett mit Schleife und Flügelstutz für die erste Jugend, erster und gediegener im Schmuck reicher Sammetpuffen und schöner Federn für diejenigen Damen, welche sich noch nicht dauernd für den geschlossenen Hut entscheiden wollen. Letztere wählen die bei allerzierlichkeit doch umfangreiche en Formen mit raudem oder weichem Kopf und schmaler, vorn leicht aufgebogener Krempe, nicht selten auch eine Capote als Grundlage, deren Contouren unter geschickt gebauschten Stofffallen ganz verschwinden. Der Jugend dagegen verbleiben alle die hohen zuderhut- und blechmützenartigen Formen, ebenso die echten Polennmützen mit viereckigen Boden und Pelz- oder Krümmerrand. **F. J.**

— Neben so manchem Schönen und Nachahmenswerthen erschafft die Mode mitunter Dinge, deren Form und Ausschmückung in großem Widerspruch zu ihrer Bestimmung stehen. Eine der absonderlichsten Launen hat jedenfalls die neuesten Taschentücher erzeugt, die, aus feiner weicher Seide gefertigt und mit abwechselnder Languetter- und Kettenstick-Stickerei



verzerrt, sich in Gestalt flach ausgebreiteter Blumen, über einander liegender Blätter oder gar in der eines Schmetterlings den erlauchten Blicken darbieten. An den Blättern fehlt selbst nicht ein lose hängender Stiel!

**Wien.** — An allen Arten von Toiletten bildet in der diesjährigen Herbst-Saison reiche Stickerei den bevorzugten Aufputz. Die neuesten Soirée- und Diner-Roben zeigen beinahe durchweg, nebst gestickten Debants, auch die Schleppe mit einer Stickerei verzerrt, und zwar in Form einer dem Stile der Toilette angepaßten breiten Bordüre, welche der langen Schleppe als Umrandung dient.

— War schon in der vorjährigen Herbst- und Winter-Saison den Tuchgewebe eine hervorragende Stellung im Reiche der Robe eingeräumt worden, so behauptet heuer das glatte feine Dametuch unbedingt den ersten Rang unter den wollenen Robestoffen, trotzdem dieselben gerade diesmal besonders prächtig sind und deshalb als gefährliche Concurrenten auftreten. Alle diese verschiedenartigen Gewebe präsentiren sich in reicher, durchweg schön getönter Farben-Skala; die als Herrscher erkorenen Farben aber heißen: Grün und Grau! Beide sind, wenn unter ihren mannigfaltigen Nuancen die richtige Wahl getroffen wird, überaus lieblich. Man darf der Mode wirklich dankbar sein für den neuen Reiz, den sie unseren Herbst- und Winter-Promenaden verleiht. Wird es doch kein geringes Vergnügen gewähren, die anmuthigen Köpfe schöner und eleganter Damen hier gleichsam aus grauen Nebelwolken, dort wie liebliche, frische Blumen aus freundlichem Grün hervortreten zu sehen! — Die feinen Kammgarn-Stoffe haben auch heuer von ihrer Beliebtheit nichts eingebüßt, und die feinen Streifen des neuesten dieser schönen Gewebe üben eine reizende Wirkung aus. Für elegante Straßen-Toiletten werden mit Vorliebe englische Cheviots gewählt, — als diesjährige Neuheit solche von dunkler Farbe und nur in sich gestreift. Eines der geschmackvollsten und originellsten Kostüme im englischen Geschmack, das wir sahen, bestand aus olivgrünem Cheviot; Corsette und Kermel waren mit fingerbreiten, schwarzen Wollborten verzerrt, die, gleichmäßige Streifen bildend, am Taillenschlusse in graziose Schlingen ausgingen, während den glatten Rock am unteren Rande in gleicher Weise Borten säumten. — Nebenbei wird noch immer grauer Voden getragen, und Kostüme, deren glatte Röcke aus sehr grob carricem, die Taillen hingegen, im Ton harmonisirend, aus einfarbigem Stoffe bestehen, gelten für junge Damen als höchst distinguiert. **H. M.**

— Als besonders dauerhaft und angenehm beim Tragen zeichnet sich ein neues Strickmaterial für Winterstrümpfe aus. Der fest dreierle und doch weiche Faden ist aus Schafwolle und Seide gemischt und sowohl einfach als auch in den verschiedensten Zusammenstellungen, wie Goldgelb, Silbergrau, Roth und Schwarz vorrätzig. Die Strümpfe aus diesem Material bewähren sich vorzüglich in der Wäsche und besitzen dabei den Vorzug eines mäßigen Preises, welcher sich je nach der Fußlänge auf 75 Krz. bis 1 Gld. 50 Krz. stellt. **H. M.**

**Paris.** — Als ein Meisterstück an Geschmack und Anmuth darf wohl eine Toilette bezeichnet werden, welche auf einem der größeren Empfänge im Elysee zu glänzen bestimmt ist. Ganz aus läsergrüner Bengaline mit eingestickten Jet-Bouquets hergestellt, zeigt die Robe keinerlei Drapirung. Einfach und edel fließen die Falten des leicht gestraukten Rodes über vier Einsätze aus grünem Sammet, die eine kräftige grüne Seidenleiste in mehreren Reihen schmückt. Mit diesen Einsätzen harmonirt der Vah der



weit geöffneten glatten Taille, während die Kermel vermöge ihres besonderen Arrangements wie doppelt erscheinen.



— Schon naht der Winter mit seinen dankten Tagen, seinem Festglanz und seinen gesellschaftlichen Verpflichtungen. Man kündigt bereits Ausstellungs- und Wohlthätigkeits-Voyage an, und die Pariserinnen rüsten sich, ihre Schönheit durch geschickt gewählte Toiletten zur vollsten Geltung zu bringen. Neben der Form spielen Stoff und Farbe eine wichtige Rolle. Zunächst hat man sich für das Prinzesskleid aus farbigem Sammet, Seide oder Matelasse entschieden und trägt dazu einen reich mit Seide, Gold oder Perlen gestickten Rock aus hellem eröpe de Chine. Das Ueberkleid ist an den Nähten geschlicht und löst ein absteigendes, nicht selten weißes Seidenfutter sehen. Die unentbehrliche Boa oder ein Fichu, wie man es am Anfang unseres Jahrhunderts trug, vervollständigt den distinguirten Anzug. **H. de G.**



# Handarbeiten

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Musterblätter für künstlerische Handarbeiten. Nr. 10. Italienisches Muster für Filzstopfen, Kreuzstich oder Durchbruch-Arbeit. — Das Original, dessen wunderbaren Farbenreiz unsere Vorlage in möglichster Treue wiedergibt, ist eine Filz-Stopfarbeit aus dem 16. Jahrhundert, welche der Sammlung des Herrn J. Krauth in Frankfurt a. M. angehört. Auf weißem Filzgrund erscheint das stilvolle Muster mit farbiger Nähseide, feinem Gold- und Silberfaden durchstopft, in dem gewöhnlichen Stopf-



stich, wie es die nebenstehende Darstellung veranschaulicht. Diese reiche Filz-Arbeit empfiehlt sich zu eleganten Sophaschönern, Salon-Tischläufern u. Das Muster eignet sich jedoch nicht minder zur Ausführung in einem der italienischen Durchbruch-Stiche: punto tirato (siehe Abb. 13 der Nr. v. 1. Juli 1881) oder punto tagliato (siehe Abb. 4-8 der Nr. v. 1. Januar 1883)

für Servir-Tischdecken, Parade-Handtücher, Störze u. dgl. Endlich bleiben noch der gewöhnliche Kreuzstich und dessen verwandte Stichtarten, Gobelin, Sternstich u. auf gewöhnlichem Ganevas mit Füllung oder auf irgend einem der farbigen Ganevas-Gewebe, um nach unserer Vorlage eine farbenreiche Bordüre zur Ausstatung von Stühlen, Chaiselongue- oder Fensterdecken, Portieren u. herzustellen. N. D.

Eine neue Verwendung der bekannten Abziehbilder lehrten wir mit der farbig verzierten Kerze (Abb. 21) in der Nr. vom 1. October d. J. Nicht minder interessant ist ein ähnliches Verfahren zur Ausschmückung von Kacheln, die, in metallene oder hölzerne Rahmen gefaßt, als Unterlag für heiße Schüsseln u. s. w. dienen. Auch kann man die weißen Rufen auf diese Weise verzieren, doch würden die Kosten solcher Verzierungen diejenigen der Schablonen-Malerei bedeutend übersteigen. Bemerkenswert sei, daß nur die besten Abziehbilder für obigen Zweck geeignet sind und daß die Arbeit trotz ihrer Einfachheit etwas Geduld erfordert. Um ein Abziehbild auf eine Kachel zu übertragen, bestreicht man dessen obere Seite mit Glimmer, legt sie auf die betreffende Fläche und drückt mit einem Papierballen das Bild fest an, wobei das hervortretende Glimmer zu entfernen ist. Hierauf wird die Rückseite des Bildes stark angefeuchtet. Nach Verlauf einiger Minuten rührt man mit der linken Hand das Papier an einer Ecke und hebt es allmählich von seiner Unterlage ab. Dies muß sehr vorsichtig und langsam geschehen, während die rechte Hand fest auf dem Papiere ruht und dasselbe mit dem immer wieder angefeuchteten Zeigefinger niederdrückt. Nach Entfernung des Papiers muß das auf der Kachel zurückgebliebene bunte Bild unberührt trocknen. E. J.



Die für ein Kissenkissen oder ein elegantes Deckchen sich eignende Vorlage ist auf unabherrlichem Filz-Ganevas gearbeitet und zeigt auf einem mit moosgrüner, offener Seide in Renaissance-Stiderei mit gelber Seide gefülltem Grunde theils durchbrochene, theils mit verschiedenen leichten Füllstichen ausgeführte Musterfiguren, die mit gelber, von einem feinen Goldschmürchen begleiteter Seidenschur contourirt sind. Wie aus dem naturgroß dargestellten Theil der Stiderei hervorgeht, wird für Adern und Ranken sowie zur Begrenzung der Medaillen etwas stärkere Seidenschur angewendet. Man arbeitet zunächst die Füllung



der Muster-Figuren, dann den Grund und zuletzt erst die Schur-Contouren. Diese wirkungsvolle Verbindung von Renaissance-Stiderei mit Durchbruch- und Füllstichen läßt sich zu vielen in den technischen Nummern unserer Zeitung enthaltenen Stiderei-Vorlagen anwenden. — siehe z. B. die Decken, Abb. 4 und 5 der Nummer v. 7. Febr. d. J., die schöne Bordüre, Abb. 78



der Nummer v. 6. Nov. 87 u. a., — besonders aber zur Ausführung jedes für Aufsatz-Arbeit entworfenen Musters. N. D.

# Wirtschaftliches

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

## Reinmachen.

Wie bei jeder Arbeit, so ist auch bei dem viel geschmähten und gefürchteten „Groß-Reinmachen“ die Mahnung: „Erst bedacht — dann vollbracht“ am Platze. Eine tüchtige Hausfrau wird sorgen, daß vor dem Beginne die zum Reinmachen erforderlichen Utensilien: Rehr- und Putzzeug, Schwämme, Lederlappen, Pinsel, Bürsten, Seife, weiche leinene und alte seidene Tücher vorhanden sind und eine Eintheilung für Beginn und Fortgang der Arbeit gemacht wird. Wo Gardinen nicht in ausreichender Menge bereit sind, um die abgenommenen schmutzigen Shawls sofort mit reinen vertauschen zu können, muß eine Gardinen-Wäsche vorhergehen, damit ein jedes Zimmer hinter einander fertig gestellt werden kann und die Arbeit nicht halb beendet liegen bleibt. Es ist nicht möglich, ein für alle Verhältnisse passendes Schema aufzustellen, denn jede Frau wird sich den persönlichen Ansprüchen ihrer Familie, namentlich denen des Mannes, die möglichst zu respectiren sind, anbequemen müssen. Wichtig wird es immer sein, an einem Endpunkte der Wohnung, je nach den vorhandenen Arbeitskräften, mit einem, höchstens zwei Zimmern gleichzeitig zu beginnen und die Reinigung derselben im Laufe des Tages, möglichst bis zur Tischzeit, zu beenden. Die Nachmittags- und Abendstunden können sehr wohl zu Vorbereitungen der morgenden Arbeit benutzt werden. Wenn die Klage, daß es überhaupt ein „Reinmachen“ geben müsse, nicht berücksichtigt werden kann, so verdient hingegen der Vorwurf Beachtung: „Wir hatten großes Reinmachen, da ist natürlich wieder dies und jenes verdorben, zerbrochen worden!“ Man sollte seine kostbare Kunst- und Rippes-Gegenstände nie den Händen eines ungeschickten, unerfahrenen Mädchens anvertrauen; diese zu reinigen, muß Sache der Frau bleiben, die ihren Werth kennt. Ferner sollte man in der Anwendung der dem Zweck entsprechenden Säuberungsmittel, in der Art des Verfahrens selbst sehr sorgsam sein. Mögen die nachstehenden Angaben zur Anleitung dienen.

**Wände und Decken** der Zimmer feht man mit einem langstieligen, „Rauchkopf“ genannten Haarbesein, den man mit einem weichen Tuche überbunden hat. Die Flächen müssen strichweise gefeiert und ein zu festes Ausdrücken vermieden werden, da letzteres, namentlich bei Decken, die fast immer ein wenig rauchgeschwärzt sind, leicht Streifen erzeugt.

**Cellider** sind mit einem seidenen Tuche abzuwischen; zeigen sich Fliegen- oder sonstige Flecke, so kann man dieselben mit einem weichen, in lauwarmem Wasser angefeuchteten Schwamm abwischen, muß sie aber sorgfältig nachtrocknen. Ist etwa im Laufe der Zeit der Firnis nachgedunkelt, stumpf und undurchsichtig geworden, zeigen sich Sprünge in der Malerei, so wird man gut thun, das Gemälde rechtzeitig einem geschickten Restaurateur zu übergeben, der es mittelst des Fettenlöser sehen „Regenerations“-Verfahrens vollkommen wieder herstellen kann. Eigene Versuche sind stets zu unterlassen.

**Kupferstiche, Lithographien, Photographien** putzt man mit einem gut ausgedrückten, feuchten Schwamm und reibt sie mit einem weichen Leder und eben solchem Tuche trocken. Jede zwischen Glas und Rahmen eindringende Rasse erzeugt Stockflecke und verdirbt das Blatt.

**Die Rahmen**, namentlich wenn sie echt vergoldet sind, dürfen nur abgestäubt, ausgepinselt und in den schlecht zugängigen durchbrochenen Stellen mit einem kleinen Glasball ausgeblasen werden. Jede Feuchtigkeit verdirbt die Vergoldung, dagegen können polirte Holzrahmen feucht gelebert werden.

**Spiegelgläser** reinigt man mit einem in Wasser getauchten, gut ausgedrückten Schwamm, befeuchtet dann einen zweiten mit etwas Weingeist und fährt mit diesem schnell über die Fläche, welche man weiter leicht mit einem Musselin-Beutel, in dem pulverisirtes Neublau befindlich, bestäubt, und sie zuletzt mit einem weichen Leder oder seidenen Tuche trocknet. Dasselbe Verfahren ist für Spiegelstiche zu empfehlen.

**Die Prismen** der Kronen halt man vorsichtig aus, legt sie in eine Holzwanne, übergießt sie mit ausreichend vielem warmen Wasser, in dem ein Stück Soda aufgelöst wurde, und läßt sie in diesem einige Stunden stehen. Sobald sie ausgewaschen sind, thut man sie in ein zweites Gefäß, füllt sie mit Wasser, dem ein kleiner Spiritus-Zusatz gegeben wurde, legt sie dann auf trockene Tücher zum Abtaufen, putzt sie mit einem Leder klar und trocknet sie sorgfältig ab. — Ganz aus Glas bestehende Kronen müssen voll-

ständig aus einander genommen und mittelst feiner Kreide gereinigt werden; doch thut man in diesem Falle besser, sich an ein Geschäft zu wenden.

**Lichte, dunkle und Goldbronzon** werden nur mit Tüchern und trockenem, sehr weichem Leder gerieben; ebenso cuivre poli.

**Porzellane, Figuren u.** werden mit Seifenwasser gewaschen und die Verzierungen mit weichen Bürsten gereinigt.

**Möbel zu poliren.** Das Einfachste bleibt ein Abreiben mit einem feuchten Leder und ein Nachtrocknen mit weichem Tuche. Es werden allerdings oft Versuche zu einem gründlicheren Poliren gemacht, wozu alle möglichen Mittel empfohlen werden, die indessen meist nur mit Vorsicht zu versuchen sind und leicht schädigen können. Ausgezeichnet ist das tüchtige Abreiben blanker Flächen mit einem wollenen Lappen, der in eine Mischung von 2 Theilen Rothwein und 1 Theil Provençeröl getaucht wurde; auch hier muß mit einem weichen Tuche tüchtig nachgerieben werden. Bei Polirer-Flügeln, auf deren Deckeln sich leicht fettige, ausgeblagene Stellen zeigen, mag ein Poliren mit einem von Petroleum durchzogenen, — nicht nassen, — seidenen Tuche versucht werden. Es muß dasselbe kräftig aufgedrückt und fortwährend im Kreise bewegt werden; dann werden sich die Flecke auflösen. Geschlitzte antike Eichenmöbel werden mit eigens dazu gehörenden Pinseln ausgepinselt und, falls sie ganz stumpf sind, mit einer mit Wachs getrichenen Bürste gebürstet.

**Bezüge der Möbel** klopf man, wenn sie von Seidenstoff sind, mit einem Klopfer von Pferdehaar oder Fuchsschwanz, wenn von Wolle oder Blüsch, mit einem aus Rohr geflochtenen; man büstelt erstere mit weichen Haarbürsten, letztere mit solchen aus Wurzeln.

**Beihackirte Fenster und Thüren** feht man nur im Nothfall, wenn ein Ablebern nicht genügt, mit weicher Seife; auch thut man in das Spülwasser einige Tropfen Ammoniak.

**In Wachsfarben getrichene** und gemalte Thüren dürfen nur trocken abgerieben werden; etwaige Flecken an den Schlaglanten, Abdrücke von Fingern u. entfernt man durch rasches Reiben mit einem in Benzin getränkten Lappen.

**Fußboden-Parquet** reibt man mit einem nassen Schwamm und einer Bürste auf; sind Fettflecke vorhanden, so reibt man diese mit einem in Benzin getauchten weichen Lappen so lange, bis sie verschwinden. Getrichene Fußböden feht man, — am besten auf den Knien, — mit einem Woll-Lappen strichweise, spült die reine Stelle sofort mit klarem Wasser nach und reibt sie trocken. Gebohnte Fußböden wäscht man nach einem großen Reinmachen mit einem feuchten Tuche auf, um den Staub zu entfernen, und bohnt sie auf's Neue.

**Leppiche** werden in bekannter Weise geklopft, können dann mit trocken ausgedrücktem Sauersehl oder mit feuchten Theesblättern abgefeiert werden. Vortrefflich ist es, dieselben etwa in metergroßen Stücken mit einem reinen Tuche abzureiben, das in Wasser angefeuchtet wurde, welchem man einen kleinen Essigzusatz gab; die so gereinigten Stellen müssen mit einem trockenen Tuche nachgeputzt werden.

**Stahl-Einfassungen** der Raminie reibt man mit Del und Schmirgel-Papier ab; sind Rostflecke vorhanden, so muß die Masse etwa 24 Stunden auf demselben stehen bleiben, um die Flecke zu erweichen. E. A.

# Briefmappe

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

## Fragen.

**Kleidung der Graveure im Mittelalter** und deren Devise. — Wie kleideten sich die Graveure im Mittelalter und welche Devise führten dieselben? H. R. in Heidelberg.

**Zander in Rheinwein gedämpft.** — Wie wird das Gericht „Zander in Rheinwein gedämpft“ zubereitet? E. S. in F.

## Antworten.

(Auf die betreffenden Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

**Wäsche-Ausstattung (184).** — Die Frage, welche Ansprüche heut zu Tage an die Ausstattung eines jungen Mädchens in Bezug auf Leib-, Tisch- und Bettwäsche gestellt werden, veranlaßt uns zu nachfolgenden Angaben, wobei bemerkt sei, daß man im Allgemeinen von der Beschaffung großer Vorräthe, wie sie früher üblich waren, zurückgekommen ist, weil Schnitt und Geschmack schneller wechseln, das lange Liegen dem Weingeuge auch nicht vortheilhaft ist. Je nach persönlichen Verhältnissen und Bedürfnis entscheidet sich die Wahl hier für ein Mehr, dort für ein Weniger, auch richtet sich „die Güte“ einer Ausstattung nicht sowohl nach der Quantität, als nach der Qualität; dieselbe Stüchzahl kann im Werthe sehr verschieden sein und eine reiche, mittlere oder einfache Mitgift repräsentiren. Verständig wird es immer sein, das Hauptaugenmerk nicht auf bestliche, complisirte Arrangements der Leibwäsche, auf Spitzen, pliffirte und getollte Stidereien u. zu legen, die oft bald ihre Schönheit einbüßen, bei der Wäsche große Mühe und Zeit-Aufwand erfordern und sich im Gebrauche meist als unpractisch erweisen. Für eine mittlere Ausstattung genügend erscheinen uns: 3 Dhd. Hemden, 18 Nachthemden, 6-12 Nachtschaden, 12 Nachthauben oder -Rehe, 3 Dhd. Strümpfe, der heutigen Mode entsprechend von farbigem Zwirn, Baumwolle, Wolle und Seide, 4 Dhd. Taschentücher von Leinen und Batist, 2 Dhd. Feinleider von Shirting und Barchend, 6 Anstandsrocke, 3 Planell-, 6 weiße Röcke, 3 Frisir-Kämmler, 1-1<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Dhd. Bezüge, je nach der Einrichtung mit Leberzügen oder Couverts, 6 Mädchen-Bezüge und 12 Gedekte, à 18, 12, 8, 6 Personen, in Damast, Jaquard und Drell, möglichst zwei der kleineren Tischtücher von gleichem Muster, 4 Dhd. Kaffee-Servietten und 2 Dhd. kleinere Servietten. E. A.

Franz A. R. in Bonn. — Wie haben Ihre interessanten Ausführungen dem Verfasser übermittelt.

**Zeugausleihen: Hutformen**, Seite 191; E. Kirchhoff, W. Jägerstr. 23. — **Federkränze, seidene Taschentücher**, Seite 191; M. Levin, C. Hansvoigtstr. 1. — **Strickmaterial für Winterkümpe**, Seite 191; Arnold in Wittlich bei Prüm (Eifel). — **Stoffe für Frauenmoden-Zeitleiten**, Seite 191; B. Jansmann und Kette, Wien, Stadt, Albrechts-Platz 5. — **Abziehbilder**, Seite 192; A. H. W. Friedrichstr. 191. — **Kissenkissen**, Seite 192; E. Kraye, W. Fährstr. 129.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt, ein Musterblatt für künstlerische Handarbeiten, sowie für die Abonnenten der Großen Ausgabe ein Modenbild.



# Illustrirte Frauen-Zeitung.

Ar. 46.

Wöchentlich eine Nummer.  
Vierteljährlich 2½ M.

— Berlin, 11. November 1888. —

Große Ausgabe mit  
allen Kupfern: 4½ M.

XV. Jahrg.

## Die Last des Goldes.

Novelle von Balduin Groller.

(Fortsetzung.)

5.

**E**s war sehr spät in der Nacht, als Verlewig seinen Brief aufgefeszt und nach vielen Correcturen in's Reine geschrieben hatte. Nichtsdestoweniger stand er zeitig am Morgen auf und übergab seinen Brief einem ihm bekannten, verlässlichen Dienstmanne zur Beforgung.

Nach einer Stunde schon hatte er die Antwort in der Hand. Sie regte ihn mächtig auf, denn sie weckte

stürmische Hoffnungen in seiner Brust. Mit flüchtiger Schrift hatte Geraldine eine Zeile geschrieben: „Ich erwarte Sie um zehn Uhr im Künstlerhause“. Auf diesen in sichtlich Erregung hingeworfenen Zügen ließ er seine Augen unverweilt ruhen, bis die Buchstaben in wirrem Wirbel vor ihm zu tanzen schienen.

Das war ja ein ganz unerwarteter Erfolg, — ein regelrechtes Stelldichein! Und doch, wenn er Alles wieder überdachte, wagte er es nicht, des Erfolges froh zu sein. Das Nächstelegene wäre gewesen, ihn zu einem Besuche einzuladen, ihn zu ermuntern, daß er der Mutter Geraldinens beichte, und nun statt dessen eine heimliche Zusammenkunft! Jetzt schien ihm die Antwort wieder deusam und unklar wie ein delphischer

Orakel-Spruch. Geraldine, die besonnene, die gute, stille Geraldine nimmt ihre Zuflucht zu einem so kühnen Auswege, — er konnte sich das nicht erklären.

Er gab aber das Nachdenken bald auf, als er sah, daß nichts dabei herauskam, und begab sich schnurstracks zum Künstlerhause, wo er wartete, bis die Ausstellungs-Räume geöffnet wurden. Er war der erste Besucher im Hause, und selbst, als Geraldine pünktlich um zehn Uhr eintrat, waren nur wenige vereinzelt Gäste in den Sälen zerstreut.

Verlewig ging ihr entgegen, und sie reichte ihm die Hand. Sie war verschleiert, aber er sah, daß sie bleich war, und daß ängstliche Erregung sich fieberisch in ihren Augen spiegelte. Eine tiefe Innigkeit überkam ihn, als



In Erwartung. Von A. Gonadam. — Siehe Seite 199.



er sie so vor sich sah, und als er fühlte, wie ihre Hand in der seinen zitterte. Durch ihren Handschuh fühlte er das Leben in dieser bebenden Rechten, und ihm war, als müßte er sie in seinen eigenen Händen pressen, bis daß sie aufschreien sollte.

„Seien Sie nicht böse,“ begann Geraldine leise, aber immer mehr Sicherheit gewinnend, „daß ich Sie so verstohlen hierher beschieden habe.“

„Ich Ihnen böse sein! Ich Ihnen? Wo Sie mir solche Gunst erweisen!“

„Nicht so, Herr von Berlewitz. Wenn ich Ihnen wirklich eine Gunst erweisen dürfte, dann hätte es öffentlich geschehen können. Ich kann nicht, ich darf nicht.“

Sie standen jetzt vor einem großen Seesturme eines Düsseldorfer Meisters, und Berlewitz dachte sich, wie wohl es jenen armen Schiffbrüchigen im schwankenden Rahne zu Muthe sein müsse im Vergleiche zu ihm.

„Sie sollen nicht böse sein,“ fuhr Geraldine fort, indem sie in Theilnahme und Güte zu ihm aufblickte. „Sie sollen nicht böse sein, denn ich bin Ihnen gut.“

Berlewitz schüttelte traurig den Kopf. In einem Augenblicke war ihm die ganze Hoffnungslosigkeit seiner heißen Wünsche aufgegangen. Mit dem Feingefühl der Liebe hatte er es herausgefunden, ohne daß noch ein entscheidendes Wort gefallen wäre, und er wußte, daß auch tausend Worte ihm nicht mehr Klarheit bringen könnten.

„Ich bin Ihnen wirklich gut,“ wiederholte Geraldine. Berlewitz neigte das Haupt, wie um zu danken für die Gnade.

„Sie glauben mir nicht?“

„Ich glaube Ihnen, gnädigstes Fräulein. Sie wissen, was ich für Sie empfinde. Sie halten mich auch für einen reblichen Menschen, dem man vielleicht gut Freund sein kann, und dem man wohl Vertrauen schenken darf.“

Geraldine sah ihn lächelnd an; ihr Antlitz hatte wieder die gewohnte blühende Farbe gewonnen.

„So ist es. Warum machen Sie so ein düsteres Gesicht? Wollen Sie nicht mein Freund sein?“

Berlewitz starrte auf den Seesturm; er hätte jetzt um keinen Preis ein Wort hervorgebracht.

„Ich habe Sie hierher gebeten,“ nahm Geraldine wieder das Wort, „um Ihnen zu danken, daß Sie vertrauensvoll erst mir geschrieben haben, bevor Sie meine Mutter in Unruhe versetzten, und dann, um Sie zu bitten, darauf bedacht zu sein, daß meine gute Mutter überhaupt nichts von dem ganzen Zwischenfalle erfahre.“

„Zwischenfall!“ murmelte Berlewitz bitter vor sich hin.

„Legen Sie das Wort nicht auf die Goldwage; auch mir ist's mehr, als ein Zwischenfall. Ich werde mein Leben lang eine dankbare Erinnerung dafür bewahren, daß Sie so lieb und gut mit mir waren.“

„Sie wollen nicht die Meine werden?“

„Ich kann es nicht.“

„Ich soll alle Hoffnung aufgeben?“

„Herr von Berlewitz, wie elend müßte ich sein, und wie müßten Sie mich verachten, wenn ich sagen wollte: kommen Sie über's Jahr wieder, und fragen Sie noch einmal an, dann wollen wir sehen! Nein, ich will Sie weder kalt stellen, noch warm halten. Ich weiß, ich könnte vielleicht nichts Besseres und Vernünftigeres thun, als Ja zu sagen, und Jeder, der es wohl mit mir meint, müßte mir zureden, und darum will ich auch nicht, daß meine Mutter und die Baronin erfahren, wie unvernünftig ich handle. Ich würde sie erzürnen und ihnen Kummer bereiten. Ich weiß das Alles und kann doch nicht anders handeln.“

„Und warum nicht?“

„Ich kann nicht!“ Die Thränen traten Geraldine in die Augen, als sie weiter sprach: „Ich bin ein armes Mädchen, das von Rechts wegen Gott danken sollte, wenn ein Mann, wie Sie, ihm die ganze zukünftige Lebensbahn ebnen will, — und es wird mein Unglück sein, ich werde allein und einsam bleiben, — und ich kann doch nicht. Warum sind Sie so niedergeschlagen? Was verlieren Sie an mir?“

„O, Geraldine, was wissen Sie davon!“

„Ich weiß genug von der Welt. Sie finden leicht eine andere, eine bessere und schönere Frau, und eine, die nicht so arm ist, wie ich. Sie haben keinen Grund zu trauern.“

„Ich würde Sie so lieb haben, Geraldine!“ Berlewitz sah den Seesturm nur noch wie durch einen Schleier. Er fürchtete, seine Haltung nicht länger bewahren zu können, und schickte sich zum Ausbruch an.

Er streckte Geraldine die Hand entgegen und sagte: „Leben Sie wohl, gnädigstes Fräulein. Wenn — wenn Sie ja . . .“ Er konnte nicht weiter sprechen.

Geraldine blickte mit thränenumflortem Auge zu ihm auf, und in ihrem Blicke lag etwas wie eine Bitte, daß er sich doch das nicht so nahe gehen lassen möchte. Ihr selbst war es zu Muthe, als müßte sie ihm um den Hals fallen und ihm es weinend abbitten, daß ihr dummes, thörichtes Herz nichts wissen wollte von der großen, einzigen, echten Liebe für sie.

Berlewitz drückte ihr die Hand.

„Leben Sie wohl, Geraldine, und mögen Sie glücklicher sein, als ich es sein werde.“

Geraldine schüttelte traurig den Kopf.

„Ich werde nicht glücklich sein!“

Berlewitz eilte davon, und Geraldine sank auf die rothsammetne Bank vor dem Seesturme und drückte das Taschentuch vor die Augen. —

Der Lieutenant begab sich in sein Hotel und ordnete an, Alles für seine Abreise herzurichten, dann ging er zu Brant, um sich von diesem zu verabschieden.

Brant, der eben wieder mit seinem Secretär „arbeitete“, war nicht wenig erstaunt über die Plötzlichkeit dieses Entschlusses. Er entließ seinen Secretär und forderte Berlewitz auf, zu beichten.

„Starke Spiel-Verluste?“ inquirirte er. „Du weißt doch, daß Du auf mich zählen kannst!“

„Es ist ernster,“ sagte Berlewitz traurig.

„Doch kein Unglück, um Gottes Willen?“

„Die kleine Feldern hat mir einen Korb gegeben, aber ich bitte Dich, sage Niemandem etwas davon, am allerwenigsten ihrer Mutter oder der Baronin.“

Brant versank in tiefes Sinnen, während Berlewitz schlicht und treu die Geschichte seines kurzen Liebes-traumes erzählte. Als er mit seiner Erzählung zu Ende war, konnte er es nicht hindern, daß ihm die hellen Thränen über die sonnengebräunten, mit Sommerprossen überfüeten Wangen liefen.

„Sei so gut,“ sagte er dann, „und erzähle auch Niemandem, daß Du mich so jammern gesehen hast. Ich kann nichts dafür; die Thränen fließen von selber.“

Brant umarmte seinen Freund und sagte ihm lächelnd:

„Mach' Dir nichts d'raus, mein Junge. Diese Thränen entehren Dich nicht. Ich beneide Dich fast, trotz der Thränen oder richtiger, um dieser Thränen willen. Wenn ich so weinen könnte!“

„Dann könntest Du 'was Recht's!“ erwiderte Berlewitz, sich die Augen trockenend und vor dem Spiegel forschend, ob keine verrätherischen Spuren auf dem Gesichte zurückgeblieben seien.

„Ich möchte nicht freveln,“ fuhr Brant fort, „aber ich gab' was d'rum. Ich wüßte nicht, was auf der Welt mich so bewegen könnte. Mich beherrscht nachgerade die kolossalste Gleichgiltigkeit für Alles und Jedes, und dieses Gefühl der „höchsten Würstigkeit“ ist das elendeste, das ich kenne. Ich begreife den Spleen der reichen Engländer; ja, ich begreife ihn nicht nur, ich fürchte, er hat mich schon. Ich kenne nichts Schenlicheres, als die Blasirtheit. Hohlen Kopf und hohles Herz! Freund, mir grant! Ich möchte mit Dir tauschen!“

Berlewitz war durchaus nicht in der Stimmung, sich jetzt auf abstracte Discussionen einzulassen. Er zuckte die Achsel zu Brant's Erörterungen und machte darauf aufmerksam, daß der Zug in einer Stunde abgehe. Brant ließ einspannen, und dann fuhren sie noch einmal in's Hotel und von dort nach dem Bahnhofe. Sie waren knapp zum Abgange des Zuges gekommen, — eine rasche und herzliche Umarmung, und die Trennung war vollzogen.

Brant sah dem davonbrausenden Zuge traurig nach. Sein armer Freund, der da mit wüdem Herzen davonfuhr, that ihm in der Seele leid, und doch, er konnte sich nicht helfen, er mußte Jenen trotz seiner Schmerzen für den Glücklicheren halten. —

## 6.

In der nächsten Zeit beschäftigte sich Brant im Geiste viel mit dem Liebesummer seines Freundes. Er bedauerte Berlewitz, aber ihm wollte der Gedanke nicht durch den Kopf, daß er trotz alledem Grund habe, ihn zu beneiden. Berlewitz hatte doch Etwas, woran sein Herz hing, und das war es, was ihm fehlte. Eine öde Gleichgiltigkeit für Alles auf der Welt hatte sich seiner bemächtigt, und er fühlte, daß er auf die Dauer nicht im Stande sein würde, diesen entsetzlichen Seelenzustand zu ertragen. Die Langeweile ist der grimmigste Feind der Menschheit, und ihm war die Langeweile in ihrer furchtbarsten Gestalt erschienen. Wie der entmannende Hauch eines heißen Wüstenwindes legte sie sich auf sein ganzes Dasein, jede Blüthe verdorrte, jedes frische Grün ertödtend, — sein ganzes Leben lag in trostloser Verödung vor ihm.

Was die überwiegende Mehrheit der Menschheit, leidend unter der schweren Frohn-Arbeit des Lebens, in ewig ungestillter Sehnsucht brünstig erstrebt, Glanz, Reichthum, Ueberfluß, das lag Alles offen vor ihm; er brauchte nur die Hand auszustrecken, um das zu greifen, was Millionen von verlangenden, ringenden, kämpfenden Menschen ewig unerreichbar bleibt; alle Freuden und Genüsse des Lebens waren ihm zugänglich, und in ihm regte sich kein Verlangen, nichts, nichts, als ein unglücklicher, das Leben vergiftender Efel.

Ein Hungeriger sieht mit Gier auf die reich besetzte

Tafel des Lebens, aber er war satt, er war überfüetigt, und er hatte nur noch eine Sehnsucht: den Hunger.

Im Hunger liegt das Glück! Das war für ihn der Schluß aller Weisheit. Der ganze Kreislauf des Menschen-Schicksals erschien ihm im Bilde der Schlange, die sich in den Schwanz beißt. Das größte Elend der gequälten Creatur auf Erden ist der Hunger, und auf den glänzenden Höhen der Menschheit gelangt man zu dem tragischen Schlusse der Lebens-Weisheit: im Hunger liegt das Glück. —

Da er aus eigener Erfahrung die Erkenntniß gezogen hatte, wie gering die wahrhaft beglückende Kraft des Goldes sei, erfüllte ihn eine tiefe Verachtung der Menschen, die um ihn herum in wilder Hast dem Golde nachjagten.

Es kam ihm nicht zum Bewußtsein, daß seine ganze Philosophie eine brüchige war. Er war im Reichthum aufgewachsen, er kannte nur diesen als sein Lebens-Element, und hatte den rechten Maßstab verloren oder ihn überhaupt nie besessen. So mag in einem verborgenen Erdemwinkel ein Mensch Betrachtungen anstellen über die reglose, tiefe Stille in der Natur, derweisen, ihm unbewußt, die donnernde Musik der Sphären das All durchdröhnt. Er hört die elementaren Klänge nicht, weil sie von Aeonen zu Aeonen fortdönen, ohne jemals zu verstummen. Sie tönten, als er das Licht erblickte und sie tönten, da er das Auge schließt für ewig, — und weil sie ewig und abwechselungslos da sind, sind sie nicht da für ihn.

Brant war in der Atmosphäre des Reichthums erzogen worden, und darum hatte er gut, den Reichthum verachten, — er kannte die Armut nicht. Er bedachte nicht, daß das hungrige Volk dem Golde doch nicht bloß um des Goldes willen nachjagt, sondern daß das Gold, das ihm in seinen jetzigen Stimmungen nur eine Last bedeutete, für andere Sterbliche auch eine Entlastung sein konnte, und daß die ganze wilde Jagd menschlich entschuldbarer wird durch die begreifliche Sehnsucht, sich die Lebensbürde zu erleichtern.

Wenige Tage nach seinem Abschiede von Berlewitz sah Brant in der Oper von seinem Sitze aus die Baronin Rogler mit Geraldine in einer Loge. Der Anblick Geraldinens regte ihn eigenthümlich an. Wie sie in ihrer prangenden, jugendfrischen Schönheit dahinschlitt von ihr ein warmer Strahl in sein Herz, und es war ein Strahl der Freude.

Er dachte an Berlewitz, der in hoffnungsloser Niedergeschlagenheit das Feld geräumt hatte, und eine seltsame Gedankenfolge entwickelte sich in seinem Kopfe. Er gestand sich, daß sich im tiefsten Winkel seines Herzens etwas wie ein Gefühl der Freude geregt, als ihm Berlewitz von seinem Unglücke erzählt hatte. Ihm hatte immer der treffende, aber der Menschheit nicht eben zur Ehre gereichende Satz eines französischen Autors vorgeschwebt: „Selbst in dem größten Unglück unserer Freunde werden wir immer etwas finden, was uns zur Befriedigung gereicht.“

Die Thatsache war richtig, aber sie hatte hier doch ihre besondere Begründung. Ganz unabhängig von dem Glücke oder Unglücke eines Anderen, fühlte er, daß ihm unbewußt ein dunkles Gefühl im Herzen gelegen hatte, welches ihn zu jener lichten Schönheit da oben hinzog.

Zweimal schon hatte er ihr, ohne es zu wollen, und nur, weil er dem rückwärtslofen Zuge seines Naturells sich ohne Ueberlegung überlassen, wehe gethan, und beide Male hatte er, — wie niedrig! — sie in demüthigender Art empfinden lassen, daß sie arm sei.

Er begab sich in die Loge hinauf, von dem Drange besetzt, Geraldinen ein freundliches Wort zu sagen, und, wenn das Geschick ihm günstig sein sollte, ein solches von ihr zu hören.

Die Baronin bestürmte ihn gleich bei seinem Eintreten mit Fragen nach Berlewitz. Ob es denn wirklich wahr sei, daß er abgereist, und warum, warum so plötzlich und ohne Abschied? Sie habe ihm das sehr übel genommen. Sie war in der That über diese fluchtartige Abreise aufgebracht, weil ihr klug ausgeführter diplomatischer Plan dadurch zerstört ward. Brant gab einige oberflächliche Aufklärungen und beobachtete dabei Geraldine, die ernst dasaß und scheinbar ihre volle Aufmerksamkeit den Vorgängen auf der Bühne zuwandte.

Als kurz darauf der Vorhang fiel, mußte sie sich nothgedrungen an dem Gespräche betheiligen, aber sie that es mit einer gewissen Zurückhaltung und ohne ihre sonstige Lebhaftigkeit. Brant begann, sich lustig zu machen über die dunkle, nie ganz aufgeklärte Handlung des „Troubadour“, der gerade an diesem Abend aufgeführt wurde. Geraldine hörte ihm aufmerksam zu, doch es gelang ihm nicht, sie durch diese Unterhaltung aus der von ihr beobachteten Zurückhaltung heraustrreten zu lassen. Das verstimmte nun auch ihn wieder, und er nahm sich vor, sein Glück bei einer anderen Gelegenheit wieder versuchen zu wollen.

Schon hatte er seinen Hut in der Hand, um sich



zu empfehlen, als er sich noch rasch, wie Einer, dem nun plötzlich etwas einfällt, was er schon längst immer sagen wollte und bisher nur vergessen hatte, an die Baronin wandte:

„A propos, Baronin! Die beiden Bilder von dem, — wie heißt er nur! — von dem Feldmann habe ich gekauft, aber nur, weil Sie's so sehr gewünscht hatten, und weil Sie andeuteten, daß es ein armer Teufel sei, dem man damit eine Wohlthat erweist. Werth sind die Bilder aber nichts, und in meine Sammlung kann ich sie nicht aufnehmen, — ich habe sie nun in's Dienerzimmer gehängt.“

Mit Erstaunen sah Brant, welche Wirkung seine Worte hervorbrachten. Die Baronin war ganz bleich geworden und suchte vergeblich ihre Fassung zu behaupten; Geraldine wurde purpurroth, sah Brant wie entsetzt mit großen Augen an und barg endlich ihr Angesicht in den Händen, indem sie sich weit in die Loge zurückbog.

Brant stellte, auf das Höchste erschreckt, einige Fragen, auf welche ihm keine Antwort wurde. Geraldine hielt ihr Antlitz verhüllt, und die Baronin winkte ihm mit der Hand die schweigende Bitte zu, er möchte sich unverzüglich entfernen. Noch einen fragenden Blick ließ er von Geraldinen auf die Baronin gleiten; diese nickte ihm Bejahung zu, und nun wußte er, daß der Maler G. Feldmann niemand Anderes sei, als Geraldine von Felbern, und sie die Urheberin der beiden von ihm so hart verurtheilten Bilder.

Er hätte in seinem Ingrimme auflachen mögen über sein verzweifeltes Mißgeschick, aber ein Blick auf die tiefe, schamerfüllte Bestürzung Geraldinen's benahm ihm die Lust, zu lachen. Er machte keinen Versuch, Entschuldigungen zu stammeln; er fühlte, daß er allen Be-theiligten jetzt keinen größeren Gefallen erweisen könne, als sich schleunigst zurückzuziehen, und das that er denn auch nach einem kurzen, kaum beachteten Gruße. Die Baronin, selbst trostlos darüber, daß sie mit ihren Protectionen so wenig Glück hatte, gab sich Mühe, Geraldine zu beruhigen. Diese gewann ihre Fassung auch bald wieder, und das Einzige, was sie drückte, war der Gedanke, Brant werde glauben, sie habe darum gewußt, als seine Gönnerschaft für ihre Bilder angerufen wurde.

Brant ging wie unter dem Apdruke eines wüthen Traumes in seinen Club. Wie war ihm das verdödete Herz bei dem Anblick Geraldinen's aufgegangen, und wie hatte er gehofft, durch ein Wort, durch einen Blick von ihr aus seiner dumpfen Apathie freudig aufgerüttelt zu werden, und nun fand er sich in einer viel tieferen psychischen Depression, als je zuvor.

Im Club wurde er zu einer Spielpartie aufgefordert, und er nahm an. Jede Zerstreuung war ihm willkommen, aber er fand sie nicht. Es freute ihn nicht, wenn er gewann, und es verdroß ihn nicht, wenn er verlor. Es war ihm nicht möglich, sich auch nur für kurze Zeit ganz in den Rauber des Glücksspiels zu verlieren und in diesem aufzugehen, weil Gewinn und Verlust für ihn nichts zu bedeuten hatten. Die magische Anziehungskraft des Spiels liegt in der Aufregung, die es bietet, für ihn aber gab es auch diese Aufregung nicht. Er spielte den Anderen zu Liebe, fast ohne irgend welche persönliche Antheilnahme an den wechselnden Chancen. Und doch war er ein gesuchter Partner, weil er reich war. Es war verlockend, sich mit ihm einzulassen, weil sich viel bei ihm holen ließ. Diese verlockenden Aussichten wurden allerdings nur selten erfüllt. Denn der blinde Zufall kümmert sich auch um die heißesten Wünsche nicht, und wenn Einer sich niedersetzt, um durch das Spiel, und noch dazu durch ein solches mit einem reichen Partner, es zu einem glänzenden Resultate zu bringen, so täuscht er sich gewöhnlich recht bitter.

So war es auch in dieser Nacht. Brant spielte mit drei Offizieren, und als sie am grauen Morgen aufhörten, hatte der Jüngste derselben, Oberlieutenant Ritter, der immer am ungünstigsten zu recht hohen Einsätzen gedrängt hatte, für seine Verhältnisse ein Vermögen an Brant verloren. Er hatte nun bei diesem Baus in der Höhe von mehr als zwanzigtausend Gulden stehen.

Als Brant nach Hause fuhr, hatte er das Bewußtsein, eine Existenz vernichtet zu haben. Er wußte, daß Ritter den Betrag in der für Ehrenschulden eingeräumten üblichen Frist nicht werde bezahlen können, und daß er daher zur Pistole werde greifen müssen, wenn er es nicht vorziehen sollte, sich insam cassiren zu lassen.

„Das sind meine Unterhaltungen!“ sagte er sich, und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre er dabei in ein lautes Gelächter ausgebrochen.

Es war heller Tag, als er sich durch seinen ersten Bedienten, Andreas, auskleiden ließ, um sich zur Ruhe zu legen, und es währte noch Stunden, ehe er in den erhofften Schlaf versank. „Auch der Schlaf ist ein Glück,“ sagte er sich, als er sich mit den Versuchen, einzuschlafen, abquälte, „aber ein Glück, das sich nicht durch Geld erkaufen läßt. Ich wollte, ich schließe ein und erwachte nicht mehr.“

Als er um zwei Uhr Nachmittags seinem Diener klingelte, der ihm beim Anziehen behülflich sein sollte, überreichte ihm dieser auf einer silbernen Tasse eine Karte.

„Der Herr wartet bereits seit einer Stunde,“ sagte Andreas.

Brant sah die Karte an, es war die des Oberlieutenants Ritter. Er befohl, den Besuch hereinzuführen. Andreas erfüllte den Befehl und zog sich dann auf einen Winkel seines Herrn wieder zurück.

„Guten Morgen, lieber Freund,“ begann Brant, „oder guten Tag, oder guten Abend, — wie Sie wollen. Setzen Sie sich zu mir her und seien Sie nicht böse, daß ich Sie im Bette empfangen. Hoffentlich haben Sie sich Ihr Malheur von heut' Nacht nicht zu nahe gehen lassen.“

Ritter zuckte mit der Achsel, ohne etwas zu erwidern; er war sehr bleich, und tiefe, blaue Ringe lagen um seine Augen.

„Mein erster Weg wäre heute zu Ihnen gewesen,“ nahm Brant wieder das Wort.

„Waren Sie so besorgt?“ entgegnete der Offizier bitter. „Hoffentlich haben Sie ruhig geschlafen?“

„Nicht diesen Ton, Herr Oberlieutenant! Ich wollte Ihnen zuvorkommen, um Ihnen zu sagen, daß es mit dem Gelde keine Eile habe.“

„Ich kenne in Ehrensachen keinen Aufschub; es war eine Ehrenschuld. Hier ist das Geld. Wollen Sie nachzahlen und mir meine Baus ausfolgen.“

Der junge Offizier gab sich viele Mühe, seine Haltung zu bewahren, aber seine Hand zitterte doch, als er Brant das Päckchen mit den Banknoten hinreichte. Brant langte nach seiner Brieftasche auf dem Nachtkästchen, entnahm derselben die Baus und legte sie vor sich hin auf die Decke.

„Eine Ehrenschuld!“ murmelte er vor sich hin, dann wandte er sich lebhaft zu Ritter: „Sagen Sie einmal, lieber Freund, wie ist denn das eigentlich mit einer Ehrenschuld? Ich bin nie recht klug daraus geworden. Sie sind eine Autorität in Sachen der Ehre, vielleicht kann ich von Ihnen etwas lernen.“

Ritter verbeugte sich stumm.

„Wenn ich einem armen Teufel von einem Schneider oder einer armen Wäscherin etwas schuldig bin, so ist das doch keine Ehrenschuld?“

„Herr von Brant, — ich bin wirklich nicht in der Stimmung —“

„Sie sollen mir aber Stand halten! Ich darf also eine arme Wäscherin auf ihr sauer verdientes Geld warten lassen, so lange ich will, ohne meiner Ehre etwas zu vergeben. Sie kann sammt ihren Kindern verhungern, bevor ich sie bezahle, und ich bleibe doch ein vollkommen correcter Ehrenmann. Ein gesellschaftlicher Zwang, eine solche Pflicht innerhalb einer bestimmten Zeit zu erfüllen, besteht nicht, — wenn aber in einem niederträchtigen, obendrein noch durch das Gesetz verbotenen Hazardspiel in wenigen Stunden ein Vermögen an einen nichtsnutzigen Tagedieb verloren wird, der das Geld nicht einmal braucht, weil er mit Vernunft kaum so viel ausgeben kann, als er hat, — da haben wir es gleich mit einer Ehrenschuld zu thun. Die muß sofort und pünktlich bezahlt werden, da sonst die Ehre gebietet, sich eine Kugel vor den Kopf zu schießen. Ich möchte nun gern von Ihnen erfahren, wie die Ehre zu der Ehre kommt, mit solchen Dingen und Verhältnissen verquitt zu werden. Ich würde es für viel vernünftiger halten, wenn das Ehrgefühl uns zwingen wollte, arme Handwerker prompt zu bezahlen, und das Allervernünftigste wäre es gewesen, wenn Sie sich in unserem Falle gesagt hätten: der Brant hat ein unverjährtes und unverdientes Glück; aber schließlich handelt es sich hier doch nur um eine dumme Spielschuld, und hoffentlich lebt er nicht vom Spiele, — der Lump soll also warten, bis ich ihn leicht bezahlen kann, oder bis ich ihm den ganzen Krempel gelegentlich wieder im Spiele abnehme. Wäre das nicht wirklich das Vernünftigste?“

Ritter lächelte trübe zu den Worten Brant's. Für ihn kamen jetzt alle Lehren der Weisheit doch zu spät.

„Es mag ja sein,“ sagte er, „daß unsere Anschauungen über die Ehre in unlogischen Vorurtheilen wurzeln, aber wir sind doch durch eiserne Klammern an diese Vorurtheile geschmiedet.“

Nach diesen Worten nahm er die von ihm ausgestellten Baus von der Decke, sah sie flüchtig durch und erhob sich, um sich zu verabschieden.

„Gehen Sie noch nicht,“ bat Brant. „Ich möchte noch Einiges mit Ihnen besprechen. Erlauben Sie, daß ich mich in Ihrer Gegenwart anleide.“

Ritter setzte sich wieder. Brant stieg aus dem Bette und verschwand sodann in dem an sein Schlafgemach anstoßenden Badezimmer. Ein lustiges Plätschern und Brausen der auf ihn aus der Douche herniederstrahlenden Wassermengen wurde alsbald vernehmbar.

Nach wenigen Minuten trat Brant halb angekleidet aus dem Badezimmer und zog sich nun in Gegenwart Ritter's völlig an. Hierauf führte er seinen Gast in

sein Arbeitszimmer, wo bereits ein kaltes Frühstück servirt stand.

„Sie trinken doch ein Glas mit, lieber Freund,“ begann er dann wieder. „Was darf ich einschenken, Malaga oder Sherry? Sherry, — bitte. Ihr Wohl! Machen Sie nicht so ein trübseliges Gesicht. Lassen Sie uns Eins plaudern, in aller Freundschaft. Sie sind nicht reich? So bleiben Sie doch sitzen mit Ihrer vermaledeiten Empfindlichkeit! Will ich Sie denn beleidigen? Antworten Sie mir, wie einem guten Kameraden. Sind Sie reich?“

„Nein.“

„Na, hören Sie, dann gehört aber ein fabelhafter Leichtsinns dazu, sich in solche Geschichten einzulassen. Es ist Ihnen schwer gefallen, das Geld aufzutreiben?“

Der Offizier schwieg.

„Sie haben sich den Betrag geliehen, vielleicht von einem Wucherer? Ich habe nicht das Recht, zu fragen, und es ist vielleicht unzart, daß ich es thue; ich will's aber wissen. Wie gebenten Sie die Summe zurückzahlen?“

„Ich habe sie nicht geliehen.“

„Nicht? Also woher? Da Sie nicht reich sind, haben Sie Ihr kleines Vermögen angegriffen oder vielleicht gleich ganz geopfert für unsere blödsinnige Unterhaltung.“

„Ich hatte kein Vermögen mehr!“ sagte Ritter mit bebenden Lippen.

„Haben Sie Verwandte?“

„Eine einzige Schwester.“

„Und die hat ausgeheiratet? Ist sie verheirathet?“

„Sie ist ein junges Mädchen.“

„Und hat sie so die Mittel, alle Ihre kostspieligen Bedürfnisse zu befriedigen?“

„Fragen Sie nicht weiter, Herr von Brant. Das sind ja Torturen für mich! Nehmen Sie das Geld und machen wir einen großen Strich darunter.“

„Nicht so hitzig. Ich stehe da vor einem Räthsel. Es ist das Erbtheil Ihrer Schwester, das für sie bestimmte Heirathsgut?“

„Das war's!“ sagte Ritter leise, indem er das Haupt senkte.

„Und Sie, Herr Oberlieutenant, konnten das Ihrer Schwester nehmen, um es einem Nichtsthuer und Faulenzer, wie mir, in den Nachen zu werfen? Natürlich, — die Ehre gebietet es!“

„Ich schwöre zu Gott, ich hätte mich lieber todgeschossen, aber ich kenne meine Schwester. Ich hätte sie dadurch viel unglücklicher gemacht, als sie es nun durch den Verlust ihres Vermögens geworden ist. So giebt es doch noch eine Hoffnung. Ich bin Chemiker; ich werde quittiren, vielleicht kann ich ihr das Verlorene wieder schaffen.“

„Oder im Spiel zurückgewinnen?“

„Sie haben das Recht, so zu fragen, aber ich werde nicht mehr spielen. Ich bin hart genug bestraft worden.“

„Herr Oberlieutenant, Sie spielen leidenschaftlich gern, — ich proponire Ihnen ein Geschäft. Ich laue Ihnen das Versprechen, nie mehr eine Karte zu berühren, um den Betrag ab, den Sie gestern an mich verloren haben.“

„Sie wollen mir etwas schenken?“

„Nennen Sie's meinetwegen schenken! Das ist's aber nicht. Sie haben eine ausreichende Gegenleistung dafür zu bieten; Sie müssen ein für alle Mal und für alle Zukunft die verlockende Aussicht aufgeben, jemals durch das Spiel zu einem mühelosen und angenehmen Gewinn zu gelangen.“

„Ich kann mir nichts schenken lassen. Meine Stellung —“

„Herr, ich habe auch eine Stellung und ich weiß, daß ich ein ehrloser Schuft sein müßte, wenn ich das Geld von Ihnen nehmen wollte. Auf der einen Seite vernichtete Existenzen, auf der anderen einige Banknoten-Regen, die mir vollkommen gleichgiltig sind, und mit welchen ich absolut nichts anzufangen weiß. Sie können ein Bündel Holz nehmen und sie vor meinen Augen verbrennen, das wird mich vollkommen kalt lassen.“

(Fortsetzung in nächster Nummer.)

Rothhaar verboten.

## Rothhaar — Goldköpfchen.

Von M. Busemann.

Wenn auf der Bühne des alten Athen eine Maske mit weißer oder grauer Perücke auftrat, so wußte jeder Zuschauer, daß der Schauspieler einen Greis darzustellen habe; eine dunkle Perücke bezeichnete einen von den Göttern Verfolgten, eine helle den Glücklichen. Rote Haare endlich ließen den verschlagenen, dumm-pfiffigen Diener erkennen, dessen Ehrlichkeit in der Börse seines Herrn steck, oder den Schmarozer und Wucherer. Auch bei den Verkleidungen in unserer Zeit, sei es auf der Bühne oder im Ballsaale, haben die Teufel mit ihrer Gefolgschaft häufig rothe Perücken auf. Im deutschen Märchen wird der Teufel fast immer rothhaarig geschildert. Da sagt einmal ein selbstfüchtiger Vater:





Die Krönung Kaiser Wilhelms von seinem Besuche im Vatikan in Rom. Von G. Kämpfer. — Siehe Seite 198.



„Wer meine Tochter will haben, muß mir aus der Hölle drei rothe Haare von des Teufels Haupte holen.“ Ebenso ist es in den Schauer-Romanen zu dem Bilde des Räuber-Hauptmanns unumgänglich notwendig, daß sein Gesicht umrahmt ist von rothem, struppigen Haare und einem wilden rothen Bart. Selbst im Sprichwort hat man das rothe Haar nicht „angekehrt“ gelassen. Schon im Mittelalter heißt es:

„Im was der bart un daz här  
beidiu röt, virurvar;  
von denselben hoere ich sagen,  
daz si valschiu herze tragen.“

Zu Münsterlande sagte man: „Ellerholt un fossig har sind un queden grunde rar,“ oder wie man heute wohl hört: „Roths Haar und Erlenholt wachsen auf keinem guten Boden.“ Peter Deibel muß dieses Sprichwort wohl nicht gekannt haben, sonst hätte er es noch vor dem „Einmal ist einmal“ das erlogene aller Sprichwörter nennen müssen. Auch zeigt ein anderer bekannter Spruch: „Roths Haar ist entweder gar fromm oder gar böse“, daß man bestrebt war, die Ungerechtigkeiten, welche in den oben angeführten Volks-Urtheilen liegt, abzuschwächen. In Wirklichkeit wird auch Niemand behaupten wollen, daß rothe Haare das Kennzeichen eines schlechten Menschen sind; aber woher stammt denn dieser schlechte Ruf? Die Griechen entlehnten vielleicht die rothe Perrücke von dem Fuchs, oder es blieb ihnen, nachdem sie den am häufigsten auftretenden Personen, alten, fröhlichen und traurigen, die gewöhnlichsten und zugleich passendsten Farben, weiß, blond und schwarz zuertheilt hatten, für den erst später häufiger vorkommenden Schurken keine andere übrig. In Deutschland mag das rothe Fell des verflügelteten Reints de Voh gleichfalls Anlaß gegeben haben zu boshaften Vergleichen, aber die tiefere Ursache ist noch im Heidenthume zu suchen. Unsere Vorfahren dachten sich den Gott Donar, den Donnerer, mit feurigem Antlitz und rothem Kopf- und Barthaar, aus dem die Blitze niederzuckten. In der eigenthümlichen Vermischung des Heidenthums mit dem Christenthume gestaltete man aus Donar den Teufel. So wurde auch der Teufel rothhaarig gedacht, und weiterhin mag dann der Aberglaube im Verein mit eigenster Selbstvergötterung die Ansicht aufgebracht haben, daß alle Rothköpfe vom Teufel gezeichnet seien. Um so heiliger und reiner mochte sich dann die große Mehrzahl den armen Teufelskindern gegenüber fühlen. Heutzutage erschreckt zwar ein solcher Teufel keinen Menschen mehr, aber er spukt immer noch in Redereien und in rohen Scherzen, die das rothe Haar über sich ergehen lassen muß. Kinder können es selten unterlassen, einen Spielfameraden durch allerlei schmeichelehafte Beiwörter an sein rothes Haar zu erinnern, wenn er auch kein Spielverderber ist. Rothhaarige Studenten werden während ihres ersten Studienjahres, der Fuchs-Semester, trotz unglücklicher Bierjungen den Namen „Doppelfuchs“ nicht abschütteln, und auf der Mensur heißt es bei ihnen sicherlich, daß mindestens fünf „Blutige“ zu wenig constatirt seien infolge der schwierigen Unternehmung wegen der „blutigen“ Haarfarbe. Eigenthümlich ist es auch, daß Erwachsene in Gegenwart eines Goldkopfes niemals sagen werden: „Der oder die hat rothes Haar“, sondern da heißt es stets euphemistisch: „Sie ist hochblond“ oder „Er ist ein echter Germane“. Gerade als ob es eine Schande wäre, rothes Haar zu haben!

Doch wozu sich darüber ärgern, meine verehrten Couleure-Brüder und -Schwestern: es liebt nun einmal die neidische Welt das Strahlende zu schwärzen, und was strahlt wohl schöner und stolzer, als ein goldrothes, seidenweiches, volles Haar! Das haben auch zu allen Zeiten bei den abendländischen Völkern die Priester des Schönen, die Künstler, gefascht und in Dichtungen und Gemälden zum Ausdruck gebracht. Das Haar des Lichtgottes Apollo gleich den goldenen Sonnenstrahlen. Bacchos wurde als Gott der goldenen Reben, und Demeter, der getreidespendende, ebenfalls mit gelben Haaren dargestellt. Der Rindschäfer des höchsten Gottes, Ganymed, hatte seine Erhebung in den Olymp lediglich seiner Schönheit, und zwar insbesondere seinem goldenen Haare zu verdanken. Den edelsten und tapfersten der griechischen Helden, Achilles, konnte sich Homer nur mit gelbem Haare denken; ebenso den König Menelaus, den Gemahl des schönsten aller Weiber, der Helena. Kurzum, bei den Griechen sowohl, wie später bei den Römern, wurde den meisten Helden, welche in besonderem Maße als schön, edel, herrlich dargestellt werden sollten, „goldenes“, „feuerfarbenes“, selbst „honigfarbenes“ und „purpurglänzendes“ Haar zugeschrieben.

Die vornehmen Römerinnen der Kaiserzeit hatten eine große Vorliebe für rothes Haar. Als nach der Geburt Christi immer häufiger Germanen, Männer und Frauen, nach Rom kamen, sei es als Kriegsgefangene oder freiwillig, bewunderten die Römer an den markigen, stolzen Erscheinungen besonders den langwallenden, goldblonden Hauptschmuck und die tren blickenden blauen Augen, aus denen zugleich Trost und Milde, Hoheit und Biederkeit leuchteten. Bald zeigte sich bei den vornehmen Damen Roms das Verlangen, eben solche Kopfzierde zu besitzen, und man verfuhr zuerst, das eigene Haar künstlich zu bleichen. Gar sauer ließen sie es sich werden, die stolzen Dominae! Sie fuhren zu diesem Zwecke nach einem ihrer Landgüter und setzten sich hier tagelang in die heißesten Sonnenstrahlen, den Kopf bedeckt mit einem Strohhute ohne Deckel. Durch die Desingung war das Haar gezogen und über den sehr weiten Rand ausgebreitet. Von Zeit zu Zeit wurde das Haar, welches vorher mit Laugenwasser getränkt war, mit gewissen kosmetischen Salben bestrichen, und dadurch, daß ununterbrochen die Sonne darauf braunte, wurde eine zwar nicht rothe, doch hellblonde Färbung hervorgebracht. Auch später, bis in die Renzeit hinein, sollen die Italienerinnen das Geheimniß beissen haben, die goldenen Sonnenstrahlen zur Färbung der Haare zu verwenden. Erfürlich scheint uns diese Methode, wenn wir bei einem flachköpfigen Bauernjungen, der sich tagtäglich vom Morgen bis zum Abend in der Sonne tummelt, das Haar an den von der Mütze nicht bedeckten Stellen weit heller gefärbt finden, als unter der Kopfbedeckung.

Doch trotz der größten Mühe und Ausdauer war der Erfolg kein befriedigender, besonders, seit ein richtiges Rothgelb immer mehr unerlässliche Bedingung einer vollendeten Schönheit wurde. Auch die zahlreichen Mittel zum Gelbfärben der Haare, deren immer neue angepriesen wurden, konnten nicht die hohen Anforderungen der Mode und ihrer vornehmen Dienerinnen erfüllen, und so entlehnte man von der Bühne die Perrücke. In großer Zahl zogen römische Händler nach Deutschland, um hier durch Gewalt oder List den deutschen Frauen ihren goldigen Schmuck zu nehmen. Es entstand ein eigener Galanteriehandel mit rothen Böpfen, Flechten und ganzen Perrücken, welche außerordentlich theuer bezahlt wurden. Das eigene Haar mußte fallen; doch was schadete das, wo fast Alles falsch war an der stolzen Römerin! Ein Epigramm jener Zeit spottet darüber:

Galla, dich sticht dein Fuchstisch aus hundert Bügen zusammen.  
Während in Rom du lebst, röthest dein Haar sich am Rhein.  
Wie dein seidenes Kleid, so legst du am Abend den Fuch ab,  
Und zwei Drittel von dir liegen in Schachteln verpackt.  
Wangen und Augenbrauen, womit du Erhöhung uns zuwinst,  
Malte des Mädchens Kunst, die dich am Abend geschmückt.  
Darum kann kein Mann zu dir: „Ich liebe Dich!“ sagen,  
Was er liebt, bist nicht du; was du bist, liebet kein Mann.

Als dann später die Verwilderung auf das Höchste gestiegen war, puderte man die Haare mit Goldstaub, und wie der Kaiser Caracalla seiner deutschen Leibwache zu Gefallen eine gelbe Perrücke trug, so streuten sich andere Kaiser Goldstimmer in's Haar, sodaß sie nun wirklich „goldenes Haar“ besaßen. Diese Goldstimmer im Haare finden wir im Jahre 1477 wieder, wo der lothringische Herzog Renatus gelegentlich der Todtenfeier Karls des Kühnen davon Gebrauch machte. Merkwürdiger Weise wird uns auch schon aus der Zeit des prachtliebenden Königs Salomo derartige berichtet. Josephus erzählt, daß die auserlesene Keiterei Salomos aus schönen Jünglingen mit langem Haar zusammengestellt war, welche täglich ihr Haar mit Goldstaub bestreuten, wodurch bei Sonnenschein ein ganz außerordentlicher Glanz hervorgewirkt wurde. Salomo, die mittlere Kaiserzeit Roms und die Epoche Karls des Kühnen liegen rund je zwölftausend Jahre aus einander; um 2000 wird sich vielleicht wieder Jeder, der es kann und liebt, Goldstaub in's Haar streuen.

Die alten Germanen hatten diesen Schmuck von der Natur erhalten, aber auch sie waren nicht frei von Eitelkeit auf ihr rothes Haar. Sie besaßen eine Salbe oder Seife, aus Ziegenfell oder aus Buchenasche bereitet, welche ein zeitgenössischer römischer Schriftsteller „batavischen Schamm“ nennt, „der das teutonische Haar in Flammen setzt“. Auch eine Lauge von Kalk, selbst gerommene Milch wird unter den alten Haarfärbemitteln unserer Urabnen genannt. Aus demselben Bestreben hervorgegangen ist die Gewohnheit blondlodiger ostreischer Bauerntöchter, ihr Haar feurig mit Sodawasser zu waschen. Durch vielfache Vermischung mit dunkelhaarigen Völkern, besonders seit Beginn der Völkerwanderung, begann das rothe Haar seltener zu werden, aber desto höher wurde die Schönheit derjenigen geachtet, welche sich damit schmücken konnten. Die holde Königstochter in Worms, die herrliche Krimhild, sowie ihr jugendlicher Gemahl, Held Siegfried, erscheinen uns in goldgelbem Haare, wohingegen der finstere Neuchelmörder Hagen schwarzhaarig ist. Am Hofe Karls des Großen war roth die Hoffarbe. In der Schilderung eines Jagdausfluges erzählt der Chronist Angilbert von der Königin Liutgard:

„Während leuchtet der Aaden, im Streit mit der Farbe der Rosen,  
Und das unwundene Haar weicht nicht dem Glanze des Purpurs.“

Die Prinzessin Rhodendis hat „leuchtendes Haar“. Bei der Prinzessin Bertha „durchschlingen goldene Schüre die blonden, die schimmernden Haare“; und bei der herrlichen Theodrade endlich „muß Gold vor dem Glanze des Haares zurückstehen“.

Später sind die Minnesänger in ihren Liedern von Lenz und Liebe vielfach Lobredner des hochblonden, goldenen, goldfarbenen, goldglänzenden, aus Gold geipomenen Haares. Da heißt es zum Beispiel:

„Aus Gold geiponnen war ihr Haar,  
Gedodet wie die Träubel\*  
Und schimmert wie die Länbel\*\*),  
Die reich vor Golde zittern.“

Das Haar der züchtigen Holde, welche von ihrer Mutter „wie die Sonne vor das Morgenroth“ zum König geführt wird, war so goldig, daß man von demselben den schmalen, umschlingenden Goldreif nicht hätte unterscheiden können, wenn er nicht mit Edelsteinen besetzt gewesen wäre. — In Schwaben und Franken wünschten die Bauernmädchelein einander ehemals zum neuen Jahre einen „jungen, hübschen Gesellen mit gelben Haaren“.

Später suchte man, wie früher die Römerinnen, künstlich das schöne Gelb hervorzubringen; allerdings mußten die „gelbsüchtigen“ Damen manch scharfes Wort dafür hören. So droht Vater Berthold von der Kanzel: „Hui, ihr Härberinnen und Silberinnen\*\*\*), ihr seid fremde Gäste zu dem Himmelreich, denn ihr habt Gottes Verleugnet!“ Und noch später, als um die Zeit, da Luther geboren ward, selbst auf dem Waschtische der Männer Delo, Pomaden, Balsam, Rosenwasser, Färbemittel, Brenneisen u. s. w. nicht fehlen durften, spottet Sebastian Brant über die Stutzer: „Sie schmieren sich mit Affenschmalz, sie büßen das Haar mit Schwefel und Harz und steifen es in feste Formen durch eingeshlagenes Eiweiß, sie strecken den Kopf zum Fenster hinaus, um es an der Sonne zu bleichen.“ Wieder einige Jahrzehnte später erscheint dann die Perrücke aus rothem Haare abermals auf der Bildfläche, — ganz ähnlich wie in Rom; wir besitzen aus dem Jahre 1518 die Bestellung einer solchen durch Herzog Johann von Sachsen, welcher seinem „Schöpfer“, d. i. Steuer- oder Einkommen-Verwalter, sehr ausführlich schreibt: „Unser Begehrt ist, du wollest uns ein hübsch gemacht Haar auf das beste zu Nürnberg bestellen und doch in Geheim, daß es nicht gemerket werde, daß es uns solle, und je dermaßen, daß es kraus und geel sei und also zugericht, daß man solches unvermerkt auf ein Haupt möge setzen.“

In weiteren hundert Jahren dichtete Opiz:

„Der weiße Hals, das goldgemengte Haar,  
Der rothen Lippen Zier, —  
So muß man inne werden,  
Daß nichts sich ihnen gleicht.“

Um dieselbe Zeit begegnen wir der eisten Königin Elisabeth von England mit hoher Frisur aus rothblonden Haaren, die jedenfalls nicht echt waren. Shakespeare beklagt die „golden tress“, welche dem Scheermesser zum Opfer fallen müssen, und Milton vermag in seiner Dichtung „Das verlorene Paradies“ (1650) Eva nicht schöner darzustellen, als wenn er sagt:

„Ihr floß goldenes Haar, gleich einem goldenen Schleier,  
Frei zu den Hüften herab, in ungekünstelte Locken  
Und viel spielende Ringe gekräußt, gleich den Gabeln des  
Weinstocks.“

In Italien preist Petrarka an Laura die goldfarbenen Haare, welche auf die Schultern bis tief auf den Rücken niederwallen und von den Händen des Liebesgottes selbst gewebt zu sein scheinen: „L'aurò ch'Amor di sua man s'la o tesso.“ —

\*) Kleine Traube.  
\*\*) Lanbartiger Schmuck aus Silber- oder Goldblättchen am weiblichen Kopfpoh.  
\*\*\*) gelben — gelb färben.

Kurz, wohin wir blicken, überall sind rothe Haare, — selbstverständlich bei sonst angenehmen Formen. — Attribute höchster Schönheit. Darum war und ist diese Farbe so beliebt bei Malern, insbesondere bei Titian, wie auch bei Dürer und Rubens. Und wer unsere Gemälde-Galerien durchschreitet, wird die meisten Engel, Marien, Cosas, Märtyrer u. s. w. mit goldblonden Haaren dargestellt finden, weil man solche eben einfach für — himmlisch hielt.

Schönes rothes Haar ist, wie rothes Gold, anziehend und verführerisch, deshalb haben auch die Rigen und Elfen häufig rothes Haar. Die schönste der Jungfrauen, die Lorelei, lämmt „ihr goldenes Haar“, und auch von der Saal-Nixe heißt es:

„Gulda saß auf grünen Matten,  
Unter hoher Ulmen Schatten,  
Strahlte sich das goldne Haar.“

Venus kann nur durch ihr goldenes Haar den Tamhäuser so lange fesseln, und die leuchtenden, goldenen Haare der Fortuna sind es, welche die Augen des Reiters blendet, sodaß er blindlings in den tiefen, todbergenden Abgrund stürzt.

Also Respekt vor dem rothen Haare. Ihr Grauen, Brannen und Schwarzen! —

Abdruck verboten.

### Frauen der Tropen.

Eine Skizze aus dem gesellschaftlichen Leben Süd-Amerikas.

Von Friedrich J. Pajeken.

„Schret die Frauen, sie reichten und weben  
Diamantische Ketten in's irdische Leben.“

ander, der die Kreolinnen oberflächlich kennen lernte oder sich von ihnen berichten ließ, wird vielleicht lächeln, daß ich meine Skizze mit den schönen Versen unseres Schiller beginne, und dieselben ebenfalls auf diese heißblütigen Kinder des Südens in Anwendung bringen möchte, welche man sich als Wesen darstellt, die in südem Nichtsthum, in der Hängematte ausgestreckt, Cigaretten rauchend, faul und egoistisch ihr Leben verdammen.

So lautet im Allgemeinen die Beschreibung, welche man beinahe stets über die Kreolin hört. Einer spricht sie dem Andern nach, ohne zu bedenken, daß dieselbe von der Wahrheit weit entfernt ist.

Stellt man einen Vergleich zwischen den deutschen Frauen und denen der Tropen an, dann finden wir allerdings einen himmelweiten Unterschied, und dieser giebt hauptsächlich die Veranlassung zu der irrigen Vorstellung, welche man sich von den Kreolinnen macht. Während die deutsche Frau wirkt und schafft, auch wenn die Verhältnisse sie nicht dazu zwingen, ist die weiße Kreolin bequem, so lange sie nicht unbedingt nötig hat, irgend etwas zu thun. Aber dafür dürfte doch wohl das Klima mit einer durchschnittlichen Wärme von achtundzwanzig Grad Reaumur eine genügende Entschuldigung sein.

Jede deutsche Hausfrau wird mich verzeihen, wenn ich sie beispielsweise an ihre Küchenpflichten im Hochsommer bei etwa zwanzig Grad Wärme erinnere. In den Tropen aber kommen mindestens noch zehn Grad Wärme hinzu. Dort wird meistens am offenen Feuer gekocht, da ein eiserner Herd die Hitze noch unerträglich machen würde. In dieser Weise sind Rauch und Qualm eine empfindliche Zugabe. Die Zubereitung der Mahlzeiten und die Beaufsichtigung derselben, würde auch dort keine deutsche Frau übernehmen, wenn sie nicht die Verhältnisse dazu zwingen würden.

Erst gegen fünf Uhr Nachmittags vermindert sich die Hitze, und mit ihrem Verschwinden erwacht die Kreolin zu neuem Leben. Das leichte Musselin-Gewand wird mit der Gesellschafts-Toilette vertauscht. Die Frau des Hauses durchwandert musternd ihre Räume und giebt ihre Anordnungen für den nächsten Tag. Die Töchter holen ihre Handarbeiten hervor oder beschäftigen sich in anderer Weise. Der Gatte kommt von seiner Thätigkeit heim, und unter heiterem Gepolter, Lachen und Scherzen wird die Hauptmahlzeit eingenommen.

Dann verfügt man sich in die Sala, dem größten, luftigsten Räume des Hauses. Dort erwartet man die Gäste, welche abendliche freundliche Aufnahme finden.

Offenes Haus wird einem Jeden geboten, und besonders sind es die Ausländer, denen von Seiten der Kreolinnen eine Zuvoorkommenheit erwiesen wird, die jene leider meistens dadurch mit Undank belohnen, daß sie, nach ihrem Vaterlande zurückgekehrt, ein Vergnügen darin zu finden scheinen, die irrigen Vorstellungen zu bestätigen, welche man sich von den Frauen der Tropen bildete. Was kennzeichnet wohl besser die Bildung eines Menschen, als wenn er den Fremden freundlich und keusch entgegen kommt? Ein steifes Wesen und den strengen Kastengeist, welcher den Fremden den Eintritt in deutsche Familien nur zu oft erschwert, findet man in den Tropen nicht. Und wie ungezwungen und natürlich ist der Verkehr zwischen Herren und Damen! Da wird gelacht, geschertzt und geplaudert, wie es Einem gerade um das Herz ist. Frei darf man seine Gedanken äußern, ohne fortwährend bedacht sein zu müssen, daß übertriebene Brüderie eine falsche Auffassung möglich machen könnte. Dennoch wird stets die strengste Etikette beobachtet und eine sehr genaue Grenze für Sitte und Anstand gezogen.

Die Kreolin besitzt in ihrem Umgang ein überaus natürliches Wesen, welches ihrem stets heiteren, sorgelosen Temperamente entspringt. Sie giebt sich ganz, wie sie ist, ohne Verstellung und Heuchelei, sobald sie sich verstanden glaubt. Das ist nun wohl nicht immer der Fall, denn nur zu gern wird ihr der Vorwurf, — hier in Deutschland, — eines allzu freien Benehmens gemacht. Ihr ist es unbegreiflich, daß man im Verkehr mit anderen Menschen, die mit ihr auf gleicher gesellschaftlicher Stufe stehen, reden soll, um zu verschweigen, was man denkt, wie es leider bei dem durch tausend Rücksichten beschränkten Verkehr unserer Gesellschaftskreise rätlich ist.

Die Kreolin zeigt einen offenen Verstand und angeborenen Mutterwitz. Beides fehlt sie über den etwaigen Mangel an Kenntnissen hinweg. Eines aber hat die Natur diesen Kindern der Tropen in vollem Maße verliehen. Es ist, als habe bei allem Herrlichen, was sie in der Vegetation mit ihrer Blütenpracht und Mannigfaltigkeit der Blätter, Baum- und Busch-Gestaltungen, bei der Vogelwelt an Farbenreichtum des Gefieders hervorbrachte, auch ihre vollkommenste Schöpfung nicht fehlen dürfen: die Schönheit des Weibes.

Das von dunklen, äppigen Seidenhaaren umrahnte Gesicht der Kreolin ist schmal. Ihm geben große mandelförmige,



Rachdruck verboten.

### Aus Rom's jüngsten Kaisertagen.

Rom, im October.

**S**chon seit Jahrhunderten plätschern die Wasser auf der kleinen Piazza Via. Aus den Löwenmäulern strömt es in die Marmorbeden, welche die Nischen der beiden grauen Paläste einnehmen, die der Engelsburg seitlich gegenüber stehen. Schwarzlockige Frauen und Mädchen stehen mit ihren rothen, kupfernen Wasserfäbeln im Halbkreise um die Beden herum, schwagen und lachen, bis sie endlich wieder in den engen Gassen verschwinden, die strahlenförmig zwischen den Nischenbrunnen zu dem mächtigen Petersdomme führen. Unter ihnen sind der Borgo Vecchio und der Borgo Nuovo mit ihren hohen Häusern, den alten, angeschwärzten Palast-Façaden, den kleinen Läden zu ebener Erde, in welchen man den gekauften Beiland, Rosenketten aus Olivenholz, Heiligen-Statuetten und Bilder des Papstes verkauft, am charakteristischsten. Es ist Alles dunkel, düster, grau vom Staube der Jahrhunderte. Hier liegt das Rom des Vatican, das Rom des Mittelalters! Was für ein Gegensatz zwischen diesem niedrig gelegenen, engen, von Tiberluft durchwehrem Stadttheile, der noch ganz das Gepräge vergangener Zeiten trägt, und jenem weiten, sauberen, hochgelegenen Rom, dem Rom des Quirinals, dem Rom der Gegenwart! Und wie wunderbar seltsam hebt sich das Trümmersfeld der antiken Roma, des Roms des Kapitols, von der mittelalterlichen, wie von der modernen Stadt ab! Drei große, dem Anscheine nach unüberbrückbare Gegensätze!

Aber ist es nicht dasselbe Volk, dieselbe Rasse, die vor Jahrtausenden dem kriegerischen Cäsar zujauchzte, die in einer anderen, der Kunst gewidmeten Epoche den weisen Papst als weltliches Oberhaupt verehrt, und die heute mit demselben heißen Blute, mit dem gleichen warmführenden Herzen dem Könige von Italien huldigt? Der Patriotismus, das edelste Gut der lateinischen Rasse, hat die Brücke gebaut, welche die Gegensätze vereint! Und daß eine solche Brücke kein lustiger, in den Wolken schwebender Bau ist, beweisen die Ereignisse der jüngst vergangenen Tage. Auf ihr kam ein junger Held, ein Kaiser Germaniens, im Rittergewande und blühenden Helme dabergerpönt, nicht als Feind, sondern als Freund, zwei Nationen verbindend, und die Brücke wankte nicht!

Wie verändert war die kleine Piazza Via, der enge Borgo Nuovo, die Engelsbrücke! Wo waren die Erinnerungen an das Mittelalter geblieben? Der ganze vaticanische Stadttheil, die Citta di Leone, schien ein neues Kleid angelegt zu haben, ein leichtes, farbiges, modernes, das durchaus nicht dem grauen, düsteren jener Geschichts-Periode ähnelte, welcher er entstammt. Der Patriotismus hatte den Gegensatz der Zeiten versöhnt. Das Wälchen, das hier in den dunklen Gassen haust, — mit Ausnahme einiger Fürsten meist bescheidene Bürger, — wollte diesmal augenscheinlich seine Königsstrenge beweisen, indem es den anderen Stadttheilen Roms nicht nachstand, mit äußeren Zeichen den hohen Gast des Quirinals zu ehren. Von allen Balcons herab, aus allen Fenstern hingen Teppiche, Gobelins, Rosen-Guirlanden, italienische und deutsche Fahnen. Was den heiteren Eindruck noch erhöhte, waren die hellen Toiletten der Damen, die sich nicht nur auf den Terrassen und Balcons, sondern auch im Gewühle des Menschenstromes unterscheiden ließen. Der warme römische Herbsttag, oder vielmehr das legendäre „Kaiserwetter“, gab zur Entfaltung der leichtesten Gewänder Anlaß. Hellblau, rosa, wie das von der brünetten Südländerin mit den großen dunklen Augen so bevorzugte Creme wechselten in Farben-Harmonien ab. Neben den zierlichen Hütdchen mit den verschiedenfarbigsten Schleiern spielten die eleganten bunten Atlas-Sonnenhirme, die sich phantastisch durch einander bewegten, seine geringe Rolle, so daß man jenen Tag der Fahrt des Kaisers nach dem Vatican in lebenswüthiger Satire das „Fest der Sonnenhirme“ nannte. Auf der Loggia über der Säulenhalle der Peterskirche und auf den Seiten-Terrassen der päpstlichen Wohnung standen viele Damen der römischen Aristokratie, — unter ihnen auch die Erbprinzeßin von Sachsen-Meinungen, — welche viel unter den Strahlen der brennenden October-Sonne zu leiden hatten.

Hinter den Spalier bildenden, schmutzen Soldaten mit den grünen Federstutzen wogte von der Engelsbrücke bis zur Piazza di San Pietro ein Meer von Köpfen auf und nieder. Auf der langen, grauen Mauer, welche die Citadelle San Angelo einschließt, hat sich das Volk in den gewagtesten Stellungen posirt, sitzend, hockend, hängend oder sich an die Laternenpfähle flammend, — unter dem blauen Himmel, von der Gluth der Sonne beleuchtet, ein echt italienisches Bild! Neben der Sprache Dante's ertönt die Sprache Goethe's. Das sanfte, schüchternste Gesicht der Deutschen mit dem rothigen Teint taucht an der Seite des prononcirt, wie eine Camee geschnittenen Profils der dunklen Italienerin auf. Man lacht, man plaudert, man kokettirt mit dem Fächer und vertreibt sich die Zeit in der Erwartung, den blonden Kaiser zu sehen. Er gefält dem schönen Geschlechte, die Damen schwärmen bereits für ihn. Sein Bild darf in den duftigen Boudoirs der römischen Frauen nicht mehr fehlen. Italiener mit blühenden Augen und kleinen schwarzen Schnurrbärten wie auf den Bildern Paul Veronese's, Deutsche mit breitkrempigen Künstlerhüten und Barbarossa-Bärten, hagere Engländer, behäbige Holländer, Spanier, sie stehen alle ohne Unterschied der Nationalität dicht an einander gedrängt. Deutsche und italienische Journalisten, mit Notizbuch und Bleistift in der Hand, suchen sich Platz zu verschaffen.

Da, horch, die deutsche National-Hymne ertönt! „Wie melancholisch sie ist!“ rufen die Damen und vergleichen die feierlich-ernste Weise mit dem heiteren Tempo der italienischen Hymne. „Eccolo! Eccolo!“ geht es jubelnd durch die Reihen. Alles stellt sich auf die Fußspitzen, um — den Federbusch des General-Adjutanten zu sehen. Die Wagen der Suite des Kaisers sind die ersten, die nach dem Vatican rollen. Auch der Staatsminister Graf Herbert Bismarck, eine bei den Römern sehr beliebt gewordene Persönlichkeit, der sich besonders durch seinen freundschaftlichen Verkehr mit dem Minister-Präsidenten Crispien viel Sympathien erworben, fährt der kaiserlichen Equipage voraus. Seine mächtige Gestalt, mit dem runden, vollen Gesicht, dem dichten Schnurrbart und dem Vence-nez auf der Nase, wird mit großer Neugierde betrachtet, währenddessen er ebenfalls, nach rechts und links schauend, Betrachtungen über die Menge anzustellen scheint. Pflötzlich summt und braust es wie von Tausenden von Stimmen. „Evviva!“ stuhet es durch die Massen und setzt sich fort bis zum Vatican.

„L'Imperatore!“ Der Ruf zündet wie ein Funke und entfacht die Lohne echt italienischer Begeisterung. Mit unbeschreiblichem Jubel wird die Karosse des Kaisers von

dunkle, meistens schwarze Augen, eine zierliche, etwas gebogene Nase, ein kleiner Mund mit rothigen, schwellenden Lippen, hinter denen herrliche Zähne blühen, einen ungemeinen Reiz. Besonders aber ist es der schlank gewachsene Körper mit seinen ebenmäßigen, äppigen, tadellosen Formen, welcher zur Bewunderung hinreißt, wie ebenso die der Kreolin angeborene Grazie, mit der sie jede Bewegung ausführt. Klein und schön geformt sind Hände und Füße. Der Teint der Kreolinnen unterliegt einer Veränderung je nach der Tageszeit. Morgens ist derselbe weiß mit einem Anfluge von Gelb, hauptsächlich umgiebt die Augen ein gelblicher Schein. Die Farbe ist natürlich dunkler, wenn die Abstammung nicht vollkommen rein ist. Mittags hat das Gelb an Durchsichtigkeit gewonnen. Am reinsten, dem Alabastr gleich, ist der Teint des Abends. Doppelt wirkungsvoll erscheinen dann die großen, von langen, seidnen Wimpern beschatteten Augen. Sie sind die Verräther der Gefühle ihrer Besizerin. Veinade möchte ich sagen: jeder Gedanke derselben prägt sich darin aus. In ihrem feuchten Glanze liest man die hingebende, aufopfernde Liebe, und aufstimmend sprüht einem lodernden Feuer, zudenden Blitzen gleich, Zorn, Haß und wilde Leidenschaft daraus hervor.

Damit soll nun nicht behauptet werden, daß alle Kreolinnen schön und vollkommene Meisterwerke der Natur sind. Gewiß giebt es auch solche, welche des Niveau des gewöhnlichen Aussehens nicht überschreiten, ja, — häßlich genannt werden können. Aber die Schönheit unter ihnen im Allgemeinen ist überwiegend. Ein Prozentsatz von achtzig zu hundert ist wohl nicht zu hoch gegriffen.

Schon oft mit zwölf Jahren ist die Kreolin vollständig entwickelt. Mit fünfzehn Jahren bewegt sie sich bereits als vollkommene Weltkame. Bleibt sie unverheirathet, so verblüht sie sehr früh. Frauen neigen, wenn der Himmel sie reich mit Kindern segnet, leicht zur Korporanz.

Mit der gleichen Hingebung, mit welcher die Kreolin die Bequemlichkeit genießt, unterwirft sie sich bei einem Wechsel ihrer Verhältnisse auch der Arbeit, wenn diese Anforderung an sie gestellt wird. Dann ist sie plötzlich wie umgewandelt. Ihre Blicke läßt sie Hitze und Entbehrungen vergehen. Das ist es, was doppelt an ihr geachtet und geschätzt werden muß, und bei den Beschreibungen ihrer Charakter-Eigenschaften meistens vergessen wird. Die verwöhnteste, nie an eine regelmäßige Beschäftigung gewöhnte Kreolin zaudert keinen Augenblick, ihre Hände zu rühren und sogar, wenn es sein muß, durch die schwerste Arbeit ihren Unterhalt und den ihrer Familie zu erwerben, sollte ihr der Ernährer derselben entzogen oder durch Krankheit verhindert werden, seine Thätigkeit fortzusetzen. Ich kenne Fälle, wo die Frau sich der härtesten Arbeit ohne Murren unterwarf, weil der Mann, in revolutionäre Umtriebe verwickelt, sich dem Trunke ergeben hatte und seine Beschäftigung vernachlässigte. Sie sorgte nicht allein für sich und ihre Kinder, sondern auch noch für ihn und war weit entfernt, ihm zu großen. Im Gegentheil fand sie stets Entschuldigungen für seinen unverantwortlichen Lebenswandel. „Er hat mich Jahre lang geliebt und für mich gearbeitet, jetzt will ich es ihm lohnen, indem ich für ihn schaue und wirke,“ sagte sie mir, und dieser Gedanke erleichterte ihr jegliche Mähen.

Meisterinnen sind die Kreolinnen in der Krankenpflege. Mit bewunderungswürdiger Aufopferung üben sie dieselbe nicht allein bei ihren Angehörigen, sondern auch bei Fremden aus, die ihnen durch Freundschaft oder Bekanntschaft nähergerückt sind. Und wenn der Kranke unter ihren sorgenden Händen Genesung findet, suchen sie darin ihre Freude und Entschädigung für manche durchwachte Stunde der Nacht, für alle entbehrten, sonst so bequemen Stunden des Tages.

Fehlerlos sind die Kreolinnen nicht, aber die Fehler, welche sie besitzen, findet man nicht allein bei ihnen unter den Tropen.

Die Frauen des niederen Volks bestehen aus Mischlingen der verschiedensten Rassen, und so weist auch ihre Hautfarbe die größte Mannigfaltigkeit auf. Man sieht sehr hübsche Gestalten darunter, besonders bei den Abstammungen der Indianer, deren Gesichtsbildung oft auf Schönheit Anspruch machen kann. Bei den meisten, schon früh gereisten Mädchen und Frauen dieser Volksklasse steht die Moral auf einer sehr niedrigen Stufe. Während der Mann sich im Schweife seines Angesichts sein Brod verdient, arbeiten die Frauen mittlerweile in ihrem kleinen Hause. Durch Nähen, Plätten, Waschen und dergleichen Beschäftigungen verschaffen sie sich einen Nebenverdienst, den sie dann gern zum Theil für ihren Puz verwenden. Ihr Geschmack reizt uns zum Lachen. Sie finden denselben jedoch sehr schön und sind stolz darauf, wie ich oft bemerkt habe. Mit welcher Grandezza schreitet ein Regierweib am Sonntagmorgen in ihrem reingewaschenen, stark gesteiften, gelben Kattunkleide mit hellgrünem Besatz und langer, staubaufwirbelnder Schleppe einher. Mit zuversichtlicher Miene bewegt sie von Zeit zu Zeit den Kopf, um die an dessen Seiten baumelnden, mächtigen goldenen, silbernen oder Talmi-Ohrringe genügend zur Geltung zu bringen. Das wollige Haar bedeckt turbanartig ein brandrothes Tuch, ein solches von blauer Farbe ist locker um den schwarzen Hals gelegt. Dabei geht die Frau barfuß, oder ihre großen Füße stecken in nicht sehr reinlichen Sandalen. Vereinzelt sind dieselben auch mit glänzenden Lack-Zugstiefeln besetzt. Dann wird der faltenreiche Rock merklich gelüftet, damit auch ein Feder von diesem Luxus die nöthige Reiz nehmen kann.

Was den farbigen Damen in Bezug auf den Geschmack mangelt, besitzen die weißen Kreolinnen im höchsten Grade. Wie Alles an ihnen Chic hat, fehlt auch dieser in ihrer Garderobe nicht. Leichte, lustige Stoffe sind natürlich vorherrschend, und von diesen die hellen Farben am beliebtesten. Wahrgeliebt ist auch in den Tropen die Pariser Mode. Die Balltoilette wird von den Damen mit einer ganz besonderen Liebhaberei ausgewählt; ist doch der Tanz für die Kreolin der Jubelgriech der denkbar größten Lustbarkeit. Schon das Wort „Ball“ elektrisirt sie, und für ein derartiges Fest bemühen sie sich, ihre ganze Schönheit zu entfalten.

In dem schwarzen Haare glänzen schillernde Steine, Glühfäferchen, oder duftige Rosen sind darin befestigt. Geschmackvoll arrangirt sind Blumen und Blüthen auf dem weit ausgeschlittenen Krepp-, Mull-, Tüll- oder Seiden-Kleide, welches lustig den herrlich gebauten Körper umgiebt. Leichte Handschuhe reichen bis zur unteren Hälfte des schön geformten Armes. Die zierlichen Füße sind in winzige, goldglanzlederne oder farbige Atlas-Schuhe gekleidet, aus denen die ebenfalls farbigen, seidnen, durchbrochenen Strümpfe hervorschauen, auf die man einen großen Luxus verwendet. Diamanten, Rubinen, Gold- und Korallen schmuck vollendet die Eleganz der Toilette.

Und von Bewunderung hingerissen, steht der Mann diesen reizenden Geschöpfen gegenüber, welche ein leichter, sorgloser,

fröhlicher Sinn lächelnd alles Schöne genießen läßt, was das Leben ihnen bietet. Stellt es keine Anforderungen an sie, fehlt auch in ihnen nicht der gute Kern, in vollem Maße zu erfüllen, was einer Frau ihren Werth verleiht und ihr die größte Achtung erwirbt.

Wer dann der Kreolin Wirken und Schaffen sieht, wird sie ebenfalls schätzen und ehren, wie unsere Frauen und Mädchen daheim im Deutschen Vaterland; denn auch jene

Rechten und weben  
Himmliche Rosen in's irdische Leben.

Rachdruck verboten.

### Todtenfeier.

Von Margarete Henke.

**I**n die düsterste Zeit des Jahres hat die Kirche die Feier zum Gedächtniß ihrer Todten gelegt. Die Natur trauert. Das Heulen des Sturmes, das Rauschen des November-Regens, der stundenlang an die Scheiben schlägt und prasselnd auf das Straßenpflaster stürzt, klingen wie leidenschaftliche Klage, wie ein schaurig wildes Lied und harmoniren grell mit dem in grauen Farbetönen gehaltenen Gemälde, das die noch vor wenigen Wochen bunt schimmernde Natur uns zeigt. Und wenn die Stimmen von Regen und Wind verstummen, ist's nur wie langes Athemholen, wie Ausruhen zu neuem Angriff; dann spricht das Bild der Natur zu uns wie verhaltene Klageklänge, die in jedem Augenblicke hervorbrechen können mit Schmerzengewalt.

Der Schelm Herbst, der chameleonartig wechselt in seinem Aussehen, sucht uns bisweilen über seine Ankunft hinwegzuläuschen und beleuchtet mit fast sommerlich warmem Sonnenschein das farbenprunkende Laub, die strahlenden Herbstblumen und hier und da eine vergessene Rose des Sommers. Aber auch im günstigsten Falle währt sein Tändeln und Schäkern nur einige Wochen. Dann kann der launische Gefelle in wenigen Sekunden die letzte Rose entblättern, in einer einzigen Nacht die prangenden Herbstblumen kniden, das rothe und goldene Laub abreißen mit rauher Hand, und ein paar mal vierundzwanzig Stunden genügen, um jede Erinnerung an sommerliche Schönheit zu vertilgen. Dann zeigt sich der Muthold in einträumigem Grau, und die sterbende Natur singt bang und schaurig ihr eigenes Todtenlied.

Diese Zeit ist's, in welche das Todtenfest fällt, und keine Zeit des Jahres wäre so geeignet, Gedanken an theure Verstorbene, an Scheiden und Meiden, Verblühen und Dahinsiechen dem ersten Gemüthe nahe zu führen. Wohl wird, wer einen großen, tief in sein Seelenleben eingreifenden Verlust erlitten, keines eigentlichen Gedentages bedürfen, sondern, ach! vielleicht stündlich ein Todtenfest in seinem Herzen begehen; aber das Gemeinsame, das jede Feier erst zur Feier macht, die Trauer des ganzen Landes um geliebte Todte haben ihre volle Berechtigung und berühren das wunde Herz fast wie Trost, wie liebevolles Mitempfinden.

In großen Städten wird man des Todtenfestes nicht merklich gewahr. Hier und dort sieht man wohl einige, in dunkle Gewänder gekleidete Frauen mit Kränzen oder Blumenkränzen; in den Schaufenstern der Gärtner treten die kostbaren Sträuße und Blumenkränze für Primadonnen und fürstliche oder Millionärs-Bräute ein wenig zurück, um ersten Todtenkränzen Platz zu machen; die Kirchen sind gefüllter als sonst. Das ist Alles. Für den, der vom Todtenfeste nichts weiß, ist es wenig. Im kleinen Orte ist das anders. Die Vielen, die an diesem Tage den Weg zum Friedhofe wandeln, künden dem Glücklichen, der noch kein geliebtes Antlitz im Tode erstarrt gesehen, oder dem Leichtsinnigen, der schnell zu vergessen vermoht, die Feier für die Berewigten. Kaum ein Grab ist kränzelos, und wo ein unge schmücktes uns entgegenblickt, da handelt es sich wohl um die Erfüllung des Wunsches eines theuren Verbliebenen. Sparbarkeit oder andere Gründe kommen hier nicht in Betracht, denn gerade das Volk, das in kindlich naivem Glauben die Beerdigungsstätte von dem Geiste des Entschwundenen umschwebt wähnt, liebt es, dieselbe zu zieren, wie die Verhältnisse es irgend gestatten.

Ach! wie manche Gestalt wird heraufbeschworen aus dem Schattenreiche an solch einem Todtenfeste! Wie manche Mutter schlief in Dämmerlichte solch eines Novembertages die thranenmüden Augen und sieht im Geiste ihr vor Jahren begrabenes Kind wieder auf ihrem Schoße, meint, das holde Schelmchenmüden plaudern zu hören, das volle, warme Gesichtchen an dem ihren zu fühlen! Dann, — ein Seufzer der Rückkehr in die Gegenwart, und das liebliche Bild ist entflohen, — die Todten kehren nicht wieder!

Was ist die Trauer um theure Verbliebene, die sich nur in leidenschaftlichen Schmerz-Ausbrüchen kund thut, in Trauergewändern, in geschmückten Grabstätten! Wohl manch' Eimer wird betrauert, ohne daß Gewänder und andere äußere Zeichen von dem Schmerze des Ueberlebenden sprechen, ohne daß die Welt Zeuge wird thranenreicher Stunden, maßloser Hingabe an den Schmerz! Aber im stillen Kämmerlein ruht in bangen Nächten manch' eine Thräne, die selbst eiserne Selbstbeherrschung nicht zurück zu drängen vermochte, und in dem einsamen Herzen wird eine Grabstätte aufgerichtet, die allen Verheerungen der Zeit trost, eine Grabstätte, zu welcher der Trauernde zurückkehrt aus dem Getriebe der Welt mit dem immer neuen und nie verletzten Gelübde der Treue gegen den Todten! An dieser Grabstätte wird Rechen schaft abgelegt von den Gedanken und Thaten des Ueberlebenden, wird das eigene Handeln mit dem des theuren Dahingegangenen verglichen, wird mit Eifer und reiner Liebe nachgestrebt dem Beispiele des edlen Todten!

Wer solche Trauer kennt, dem wird der Schmerz ein heiliger, der geht geläutert aus demselben hervor, dem sind seine Todten nicht todt, — sie leben ihm, so lange noch ein Athemzug seine Brust hebt, sie sind unsterblich!

Bei der Todtenfeier dieses Jahres mischt sich in die Trauer eines jeden Einzelnen noch die Trauer des Landes um die beiden ruhmreichsten Verbliebenen, um zwei Kaiser, die uns in schneller Folge der Zeit entziffen worden. Mögen sie sanft ruhen, die beiden großen Todten! Und möge Friede einkehren in das Herz eines jeden Trauernden, Friede und die echte, wahre Trauer, welche erhebt und erlöst!



Deutschland empfangen. „Viva Guglielmo! Viva Germania! Es lebe der Verbündete Umberto!“ — Auch die römischen Damen werden von dem Enthusiasmus fortgerissen: laufende von weißen Tüchern flattern in der Luft. „Ein Lobengruß!“ hört man entzückt rufen. Die weiße Kürassier-Uniform, der blinkende Helm mit dem Adler, der im Sonnenlichte strahlend, an den Schwan der deutschen Sagenwelt erinnert, der leichte Wagen mit den vier schwarzbraunen, prächtigen Rossen, die Vortreiber im Sammetkostüm, — all das entzündet die südliche Phantasia und erhöht die Begeisterung des Volkes. Die Equipage, die den Kaiser und den preussischen Gesandten beim Vatican, Herrn von Schlozer, trägt, biegt in die Via delle Fontane ein und wird in dem inneren Hofe des Vaticanus, in dem Cortile di San Damaso, von der vaticanischen Ehren-Palastwache mit Trommelwirbel empfangen. Außer diesen hundert Palastrwachen mit dem päpstlichen Banner, ist noch eine Schar von Gendarmen am Fuße der großen Treppe aufgestellt, wo auch Fürst Ruspoli, Meister des Sacro Desizio, Ceremonienmeister Monsignore Sinistri, Kammerer Graf Raschi und das Gefolge des deutschen Kaisers den Herrscher erwarten. Während die Soldaten die Waffen präsentieren, bietet Fürst Ruspoli dem Monarchen den Arm beim Aussteigen aus dem Wagen. Der Kaiser giebt dem Fürsten, wie dem Grafen Raschi die Hand, nimmt den Helm vom Haupte und steigt die große Treppe des Vaticanus hinauf, um wieder von anderen päpstlichen Würdenträgern empfangen und in die inneren Gemächer des Palastes geführt zu werden. . . .

Ein neuer Sturm der Begeisterung brach beim Erscheinen des Prinzen Heinrich los. Nicht enden wollte der Jubel bei der Rückkehr der kaiserlichen Karosse, welche wiederum ihren Weg durch die Leostraße nahm und in rasender Geschwindigkeit über die Engelsbrücke und den Corso Vittorio Emanuele dem Quirinal zueilte. . . Die Nischen-Springbrunnen auf der kleinen Piazza Pia mit den plätschernden Wassern, um welche heute wieder die schwappenden Mädchen mit den kupfernen Kugeln stehen, haben zwar schon Jahrhunderte vorüberaussehen sehen, aber noch nie einen ähnlichen Moment wie an dem Tage der Vatican-Fahrt Kaiser Wilhelm II.

M. Rumbauer.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**In Erwartung.** Von A. Conadam. Siehe das Bild, Seite 193. — In Deutschland wird gewiß sehr viel gelesen, aber ebenso häufig ist das Buch doch nur ein Vorwand. Wir haben ein Buch vor uns liegen, wenn wir am Fenster sitzen und das Straßenleben beobachten, wir nehmen es mit, wenn wir uns zu einem einsamen Spaziergange auf den Weg machen, aber selbst, wenn wir es aufgeschlagen vor uns haben, denken wir noch lange nicht daran, wirklich zu lesen. Auch die junge Dame auf des Künstlers reizendem Herbsbild betrachtet das Buch, das sie mitgenommen, nur als decoratives Beiwerk. Sie hat ihre eigenen Gedanken, die ihre Seele bewegen, sie hat nicht nöthig, sich in diejenigen eines Fremden zu versetzen. Wird er kommen? Selbstverständlich, denn man läßt ein so hübsches, junges Mädchen mit so energischen Zügen nicht vergebens warten. Aber warum zögert er? Was hält ihn auf? Und wenn er da ist, wie wird sich die Scene entwickeln? Das Alles sind Fragen, welche die junge Dame jetzt selbst noch nicht beantworten kann. Und gerade diese Ungewißheit erhöht ihre Spannung und Unerwartung. Die Spitze des Sonnenhutes zeichnet Kreis um Kreis in den Sand, — ein unvorsichtiges Spiel, denn wenn er kommt, wird er an der Zahl der Ringe sehen, wie lange sie schon vor ihm zur Stelle war.



Nachdruck verboten.

Rückblick auf die Ausstellung zu Kopenhagen. — Die Kopenhagener Ausstellung dieses Jahres, welche zum ersten Male die Leistungen der drei nordischen Reiche Schweden, Dänemark und Norwegen vereint vorführte, hat an dieser Stelle bereits Gelegenheit gegeben, auf einzelne wichtige Zweige der daselbst vertretenen Handarbeiten hinzuweisen und besonders die eigenthümliche, in Stockholm geübte Technik eingehend darzulegen.

Nachdem die Ausstellung geschlossen, darf uns wohl die weitergehende Frage beschäftigen, wie sich das Verhältniß der im Norden gepflegten weiblichen Arbeit zu den Arbeiten der übrigen Völker stellt. Für eine solche Betrachtung bot sich in Kopenhagen zum ersten Male ein hinreichend vollständiges und übersichtliches Material; auf früheren Weltausstellungen konnte man nie mit Sicherheit erfahren, was wirklich im Lande eingebracht, oder was nur als Parabestück in die ferne Weltstadt geschickt war.

Die enge Verbindung, welche unser Culturleben zwischen allen Staaten Europas geschlossen hat, macht es selbstverständlich, daß der größte Theil der Stickerien, Malereien und ähnlicher häuslicher Kunstarbeiten auf allen europäischen Ausstellungen ungefähr das gleiche Gepräge trägt. Was auf der diesjährigen Ausstellung die großen Ateliers von Kopenhagen ausgestellt haben, zeigt deutlich den Charakter der ganz Europa beherrschenden Mode. Die außerordentliche Verbreitung der Frauen- und Musterzeitschriften wirkt sehr wesentlich in der Richtung einer allgemeinen Verähnlichung. Man arbeitet hier, wie überall, nach den Mustern der Renaissance, die man dem modernen Bedürfniß zu Liebe soweit umgestaltet, daß in vielen Fällen nur das künzliche Auge noch den Ursprung erkennt. Man sieht den Einfluß von Japan, man sieht das veränderte Bestreben, über das Herstellen kleinlicher Stücke hinaus zur wirklichen Verzierung großer Möbelstücke und Wandflächen zu gelangen. — Alles wie bei uns und unseren Nachbarstaaten.

Eine kleine Gruppe von Künstlern, Männern sowohl als Frauen, hat sich allerdings zusammengefunden, welche über das gewohnheitsmäßige Material hinaus zu höheren Kunstformen zu gelangen sich bestrebt. Die Danskø decorations forening (dänischer Verein für decorative Kunst) hat sich einen abgetheilten Ehrenplatz auf der Ausstellung hergerichtet, in welchem der Verein seine Arbeiten zeigt. Hier werden vor Allem die

Stickerien bewundert, welche Frau Hansen (Gattin des bekannten dänischen Abgeordneten) mit erstaunlicher künstlerischer und technischer Leistungsfähigkeit ausgeführt hat. Die Arbeiten sind durchweg Blumenstudien, direct nach der Natur mit buntsfarbiger Seide auf dunklem Grunde gestickt, wenig oder gar nicht arrangirt, hauptsächlich einzelne Pflanzen, am meisten in der Art, wie Dürer Pflanzenstudien zu zeichnen liebte, und in mancher Beziehung an japanische Werke erinnernd. Aber die japanischen Arbeiten erscheinen diesen Werken gegenüber eher noch stilisirt.

Hier ordnet sich die Stickerin so gut, wie sie irgend vermag, dem natürlichen Vorbilde unter, das sie aber so geschickt zu wählen weiß, daß es in seinen Hauptlinien doch im Wesentlichen den gegebenen Raum füllt. Vor Allem sind es die hochwachsenden Malven, die Stockrosen, die ihr zum Vorbild dienen, und deren feidiger Farbenschimmer mit erstaunlicher Sicherheit durch die Seidenfäden wiedergegeben wird. In der Wahl der Stiche herrscht natürlich vollkommenste Freiheit; zumeist ist eine halboffene Seide in Knotenstichen verwendet, doch ist natürlich jedes Material recht, welches die gewünschte Wirkung hervorbringt. Die Beobachtung und Geschicklichkeit in den Arbeiten ist groß genug, um die etwas gewaltsame Tendenz einer solchen Nadel-Imitation zu mildern. Jedemfalls liegt in diesem selbstständigen Vorgange ein bemerkenswerther Hinweis, wie sich die künstlerische Handarbeit unserer Damen durch ein energisches Studium der wirklichen Natur sehr erheblich bereichern und individualisiren läßt. Die sonstigen Stickerien in diesem Kunstverein haben mehr antiquarische Richtung; es sind ganze oder halbe Nachbildungen älterer Muster.

Aber auch bei den Holzarbeiten und Töpferarbeiten des Vereins finden wir dänische Frauen vielfach theilhaftig. Für die Holzmalerei bietet die im Norden sehr ausgebildete Tischlerarbeit bäuerlich mittelalterlichen Stils eine bequeme Grundlage; auf derartigen Flächen glatten Tannenholzes hat die erfindende Phantasia einen viel freieren Spielraum, als auf den eng abgegrenzten einzelnen Flächen eines im Renaissance-Stil durchgearbeiteten Möbels. Die einfache und billige Grundform derartiger Stücke fordert zum Schmuck durch Malerei geradezu heraus.

Weniger glücklich, als in diesen zum Theil sehr reizvollen Arbeiten, hat sich der Versuch erwiesen, für die Kunst-Töpferei die mehr oder minder dilettantische Kunstfähigkeit von Malern und Bildhauern beiderlei Geschlechts heranzuziehen. Es bestehen in Dänemark Reste einer bäuerlichen Töpferei, die auf einem Scherben von gewöhnlichem, leicht bildbarem Thon mit gemeinen Weiglasuren arbeitet. Welchen Reiz derartige leichtflüssige, tiefliegende Glasuren von Braun, Grün und Gelb für das malerisch gebildete Auge haben, das wissen Alle, die sehenden Auges über einen bäuerlichen Topfmarkt gegangen sind und lieber die einfach decorirten Stücke zum Schmuck ihrer Ateliers mit nach Hause genommen haben, als manches kostbare Gerath anpruchsvoller Fabriken. Der Gedanke erscheint sehr glücklich, ein derartiges Material einer künstlerisch gebildeten Hand zu überantworten, damit diese die Formen veredelt oder auch künstlerischen Einfällen freien Lauf läßt. Wir sehen hier das letztere Princip. Mit einer gewissen Absichtlichkeit beläßt man die bäuerlichen Grundformen des Geräthes und bemüht sich, irgend etwas recht Absonderliches in Zeichnung und Farbe darauf anzubringen. Es ist erstaunlich, in wie seltenen Fällen hierbei etwas Erfreuliches herausspringt. Etwas Leidliches wird fast immer nur erreicht, wenn sich der Zeichner damit begnügt, einige einfache Plattformen von breiter Zeichnung über das Gefäß zu legen. Sobald die Zeichnung eleganter wird, erweilen sich die Glasuren als zu plump, und läßt der Künstler gar erst an, zu modelliren. — so erscheint das, was im stumpfen Thon vielleicht wie eine geistreiche Skizze gewirkt haben mag, unter der Glazur, die alles fertig erscheinen läßt, plump und ungeschickt, wie aus Pfefferkuchen-Teig geknetet. Je höher die künstlerischen Ansprüche sind, um so schärmer das Ergebnis. Und die Ansprüche gehen sehr hoch, bis in historische und religiöse Compositionen hinein.

Was Dänemark in der Ausbildung spezifisch nationaler bäuerlicher Kunststickerien leistet, ist aus gleichem Geiste entsprossen wie die verwandten Arbeiten in Schweden und Norwegen, steht aber in der Ausdehnung hinter diesen Ländern sehr zurück. Dänemark erscheint in dieser Beziehung als der moderne europäische Staat; im Gegentheile hierzu hat die schwedische und besonders die norwegische Abtheilung durch die Ausbildung des nationalen Stils ein ganz eigenartiges Gepräge bekommen. In Schweden sowohl wie in Norwegen ist man während der letzten zwanzig Jahre auf die eigenartigen Handarbeiten aufmerksam geworden, welche sich in den weitab von aller Cultur belegenen nordischen Gebieten seit Jahrhunderten fast unberührt erhalten haben. Neben den einfachen Stickerien auf Leinwand findet sich hier noch eine Hausweberei auf uralten Geräten, welche entweder ein richtiges grobes Wollgewebe oder auch gobelinartige Wirkereien herstellt. Alle diese bäuerlichen Arbeiten sind technisch unadelhaft. Auf dem groben Leinwandgewebe, das aus selbstgeponnenen Fäden auf dem Handwebstuhl im eigenen Hause hergestellt ist, legen sich die Muster in blauen und rothen, wachste gefärbten Fäden in scharf begrenzten Formen ab; in den Geweben giebt die Verbindung einer leinenen Kette mit wollenen Schußfäden den Mustern ein besonders kräftiges Korn. Die gobelinartige Wirkerei hat dieselbe feste Gliederung, welche wir bei den Arbeiten der asiatischen Komadenvölker bewundern. Der Einfachheit der Technik entsprechen die Muster; sie gehen so gut wie niemals über das quadratische Gefüge hinaus, welches jeder Weberei und Stickerie zu Grunde liegt; sie folgen der Kreuzung des Fadens und beleben die Flächen mit einem anmuthigen Wechsel von Streifen, Punkten, Sternen, Kreuzen, Kanten und ähnlichen einfachen Grundformen. Die Möglichkeit des Wechsels ist in diesen Mustern eine unendliche. Ohne ernstliche Vorzeichnung läßt der Weber oder Sticker solche Streifen und Sterne nach Ueberlieferung und nach Gutdünken auf einander folgen. Je nach dem Vorrath der vorhandenen Wollkäuel wechselt er in Breite und Farbenstellung und erzielt unter allen Umständen etwas Harmonisches und dem Zwecke des Gewebes vollkommen Entsprechendes. Sobald aber die Arbeiterin, — es sind fast ausnahmslos Frauen, welche derartige Stücke herstellen, — über diese engen Grenzen hinauswill, wird es schwierig oder gar bedenklich. Einige ganz einfache Pflanzenformen lassen sich noch allenfalls in diese groben, edigen Linien hineinstilisiren, man kann eine Art von offener und geschlossener Blüthe, eine Art von Knospe oder eine geschickte Ranke herausbringen; aber nun ist es auch mit dem künstlerisch Wirkamen zu Ende. Der bäuerliche Weber geht in seiner Harmlosigkeit allerdings noch einen Schritt weiter und giebt Thier- und Menschenfiguren in gehakten Linien, so gut er es vermag; aber derartige Figuren wirken doch nur als Schaurree. Dies ist das Material, dessen sich der Handarbeiters-Vennor

(Handarbeitsverein) in Stockholm bemächtigt hat. Gleich diesem entwickelt auch der Verein für Hausfleiß eine sehr segensreiche Thätigkeit. Ueberall auf den Dörfern und in den zerstreuten Gemeinden bilden sich Schulen, in welchen die Knaben wiederum das Schürmessen führen lernen, den Kerbschnitt nach alten Mustern betreiben oder einfache Papp- und Drechslerarbeiten zu Stande bringen, und in welchen die Mädchen zu nutzbringenden Handarbeiten hinführt werden. Das Zusammenlegen geometrischer Muster aus kleinen Stücken bunten Zeuges, die man bei uns im vorigen Jahrhundert als Freundschaftsläppchen bezeichnete, wird aller Orten betrieben. Wichtiger aber sind die erwähnten einfachen Stickerien und Webereien. Zu diesen kommt dann noch die Knüpfarbeit, welche nach orientalischer Art Kissen-Bezüge, kleine Teppiche und dergleichen herstellt, eine Technik, die auch bereits in früheren Jahrhunderten ausgeübt wurde, bis die moderne Maschinentechnik sie verdrängte. Die vorhandenen Reste haben aber doch ausgereicht, um sie unter der Führung dieses sorgsamsten Vereins wieder neu erlernen zu lassen. Daß sich auch hier die Muster in einfachsten geometrischen Grenzen bewegen, versteht sich bei der Natur des verwendeten Rohmaterials ziemlich von selbst.

Zu den Abtheilungen der übrigen Länder, die in Kopenhagen ausgestellt oder eigentlich nur in den kunstgewerblichen Abtheilungen eine Art von Gastrolle gegeben haben, ist aus dem Gebiete der Frauenarbeit nichts Besonderes zu melden. Zu erwähnen wären höchstens die bäuerlich-russischen Arbeiten, welche in ihrem Charakter viel Verwandtes mit den nordischen Arbeiten haben, wie ja überhaupt aus einfachstem Material und einfachster Technik heraus zu allen Zeiten und zu allen Orten dieselben uralten Muster entstanden sind.

Julius Leising.



**Berlin.** — Der hiesige Hülfsschwester-Verein, dessen Oberin die Gräfin Rittberg ist, veröffentlichte kürzlich seinen Jahresbericht. Der Verein weist einen Kasseebestand von 252.22 M. auf und hat im abgelaufenen Rechnungsjahre eine Einnahme von 41.170.34 M. und eine Ausgabe von 40.918.12 M. gehabt. An Geschenken sind dem Verein, außer Geldbeiträgen, auch Möbel, Lebensmittel und dergleichen zugegangen. Der Jahresbericht, insbesondere die Tabelle „Pflegegelder“, liefert einen Beweis für die unverdrossene Opferwilligkeit, mit welcher die Schwwestern auch in dem letzten Vereinsjahre ihrem schweren Berufe oblagen.

**Lauban.** — Die Gemahlin des Lustspieldichters Gustav von Moser ist vor Kurzem hier selbst gestorben. Die Heimgegangene war die Besizerin des Rittergutes Hochkirch, auf dem Gustav von Moser eine Reihe von Jahren namentlich Schriftsteller vielfach als Gäste empfangen hat; sie war, wenigstens in früheren Jahren, seine fleißige Mitarbeiterin.

**Wien.** — Marie Freifrau von Kolitansky, die Witwe des großen Anatomen, welcher als Begründer des Ruhmes der Wiener medicinischen Schule verehrt wird, ist zu Wien im dreißigsten Lebensjahre verstorben. Baronin Kolitansky, eine Tochter des bekannten Regierungskommissars Cyrill Weiß, der sich während der französischen Invasion in Wien durch seine Energie und Geschicklichkeit, womit er die Interessen des Staates gegenüber den Anforderungen der französischen Generale wahrnahm, rühmlichst hervorgethan, war eine durch ihre vielseitige geistige Begabung und Bildung hervorragende Dame. Eine herrliche Stimme, hohe musikalische Anlage und Schulte stellten ihr eine glänzende Laufbahn als Sängerin in Aussicht. Sie war eine Schülerin Ciennara's, in dessen Unterricht sie sich mit den berühmten Sängern Sontag und Unger-Sabatier theilte, und wirkte mit Lablache, mit Tamburini und Donicelli in den von dem Koryphäen Fürsten Metternich veranstalteten Concerten in hervorragender Weise mit. Die jugendliche Künstlerin, die schon damals eines bedeutenden Rufes sich erfreute, verzichtete jedoch auf die Vorbereitungen, die ihr die Kunst verhieß, und vermählte sich im April 1834 im Alter von achtzehn Jahren mit dem eben zum Professor der anatomischen Pathologie an der Wiener Universität ernannten Dr. Karl Kolitansky. Die Ehe mit dem um zwölf Jahre älteren Gatten war eine überaus glückliche. Marie Kolitansky, die auch bedeutende Sprachkenntnisse besaß, war nicht bloß die treue Gefährtin ihres gelehrten Mannes, dem sie sogar die Correctur der Druckbogen seiner denkwürdigen „Pathologie“ besorgte, sie war auch eine ausgezeichnete Mutter, die mit Liebe und Klugheit die Erziehung ihrer Kinder sorgfältig leitete. Sie hat ihre beiden älteren Söhne, den t. Hofopern- und Kammerfänger Hanns Kolitansky und den Professor Victor Kolitansky, selbst im Gesange ausgebildet, und auch die beiden jüngeren Söhne, die Universitäts-Professoren Karl und Profop Kolitansky, mit großem Geschick während ihrer Jünglingsjahre bei ihren Studien geleitet.

**London.** — Die bedeutendsten Geschenke, welche die Königin Victoria zu ihrem Regierungsjubiläum erhalten hat und die sich gegenwärtig auf der Glasgower Ausstellung befinden, werden demnächst nach Schloß Windsor gebracht werden, wo sie im Vestibül in Glasfassen aufgestellt werden sollen. Die übrigen Geschenke werden in Osborne und in Balmoral eine Stätte finden. Das große Oelgemälde, welches die gesammte königliche Familie im grünen Saale des Schloßes Windsor darstellt, wird im Corridor dieses Palastes aufgehängt werden.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Wien.** — Von äußerster Schönheit sind die neuesten, für Diner- und Soirée-Toiletten bestimmten Seidenstoffe, schwere Brocade im Noco oder Empire-Stil mit eingewirkten Gold- und Silberblumen. Sehr häufig erscheinen diese modernen Prachtgewebe mit breiten Streifen, deren einer reich mit Gold durchweben ist, während der andere reizvolle Blumenarabesken in buntem Chino aufweist, die sich bisweilen von einem sogenannten Fond perlé auf das Wirkungsvollste abheben. Als herrschende Farben gelten hier: Empire-Rosa und Empire-Grün, die jede für sich schön, vereint jedoch wahrhaft bezaubernd wirken!

Eine derartige, in einem der ersten Wiener Ateliers (B. Jungmann und Neffe) angefertigte Toilette trug beispielsweise die Herzogin



Ruise von Coburg bei dem zu Ehren des Kaisers Wilhelm veranstalteten Hof-Concert. Diese herrliche, streng im Empire-Stil componirte Robe, in Empire-Rosa aus Satin-Duchesse mit langer, glatter Schleppe war auf das geschmackvollste mit rosa Größe nebst gleichfarbigen Streifen prächtiger à jour Stickerei garnirt und außerdem mit breiten, echten Spitzen besetzt. Die Taille, mit kurzen Aermelchen und thalwartiger Drapirung von rosa Größe mit rosa Einfähen, wurde durch einen breiten Empire-Gürtel aus grauem, schwerem Moiré auf das reizendste abgeschlossen.

Eine andere, für dieselbe hohe Dame bestimmte, äußerst große Toilette im Rococo-Stil bestand aus edstem Brocat „Marie-Antoinette“ (Apfelgrün und weiß, breitgestreift; mit Rosenknochen-Quirlen in den weißen Streifen). Tablier und Panier waren aus weißem Größe geordnet und mit köstlichen, breiten Spitzen garnirt. Die Taille, mit halblangen, durch einen breiten Spitzen-Rolant abgeschlossenen Aermeln, schmückte ein kunstvoll angeordnetes Plastron aus weißem Größe, das überaus anmuthig mit schwarzen, sich nach unten verjüngenden Sammetstreifen abgebunden war.

Paris. — Nicht das Theater Français, wie man glauben sollte, sondern die Bühnen des Gymnase- und des Vaudeville-Theaters in Paris sind die eigentlichen Stätten, welche im Reiche der Mode den Ton angeben. Ein Blick auf die Toiletten einer ersten Vorstellung dieser Theater dürfte daher nicht ohne Interesse für unsere Leserinnen sein. Wir führen ihnen einige Kostüme aus „Les femmes nerveuses“, einer Premiere des Gymnase-Theaters, vor. Die Haus-

Toilette, getragen von Fräulein Juliette Depoi, einer der elegantesten Darstellerinnen dieser Bühne, besteht aus wassergrüner, in demselben Tone brochirter Seide; dazu Schleifen, Gürtel und Schärpe aus etwas dunklerem Sammet. Der Aermel, bis zum Ellenbogen weit und graziose gewunden, schließt von hier bis zum Handgelenk fest an. Von außerordentlich gediegener Pracht ist die Promenaden-Toilette aus eisengrauem Sammet, über einem schinillatfarbenen, plissirten Jaille-Rock, mit welchem der kostbare Ghinchilla-Besatz wunderbar harmonirt. Schöne Passenterie-Knöpfe schmücken das reiche Kostüm. Leicht

und grazioser ist die zweite Toilette dieser Art, deren Mantel aus granatroth und altgold schillerndem Taffet farbige Perl-Passenterie um den Hals und an der linken Seite des Rockes garnirt. Der Hut aber ist einzig in seiner Art und lockt ganz Paris in's Theater. Er besteht aus einem tiefgefalteten rothen Filzdeckel, auf welchem sich als Garnitur ein reizendes graues Kästchen mit rothem Halsband hingelagert hat.



Sind es Federn, ist es Pelz? fragt man beim Anblick eines Besahes, der zu den weichen Schmiegamen Wollstoffen dieses Winters und den mit ihnen meist zusammengestellten, in Kaschmir oder Sammet gestreiften Geweben so köstlich paßt. Weber Federn noch Pelz, lautet die Antwort, sondern volle Küfchen aus starkgerippter, ausgefaserter Seide, die, genau mit der Farbe der Toilette übereinstimmend, deren Eleganz bedeutend erhöhen.

Nichts schwerer, als für die jungen Mädchen den passenden Straßenzug zu finden. Sie sind keine Kinder mehr und sollen doch auch noch nicht die Erwachsenen spielen; da gilt es vor Allem, die strengste Einfachheit festzuhalten, um die jungen Mädchen nicht frühzeitig zu kleinen Koletten anzubilden. Deshalb begünstigt man besonders die Tuche und Wollstoffe, welche in zweifarbiger Zusammenstellung ganz reizend wirken können, so z. B. als Blüsch-Rock aus fahlblauem Foulé mit braunem Tuch-Heberfeld. Lechteres erhält unsichtbaren Seitenschluß und bleibt darunter vom Taillenschlag abwärts offen. Kleine Achseltheile, braun abgeschatteter Marabout-Besatz und Passenterie-Schmüre geben ihm ein paletotartiges Aussehen, das den Mantel entbehrlich macht. Es ist dies ein Anzug, der besonders für die kleinen Pensionairinnen bestimmt ist, welche zum Weibmachtsfeste und anderen Ferienzeiten ihre Uniformen hinter den engen Schulmauern zurücklassen.



Für Knaben von 6—8 Jahren empfehlen wir den sorgsam gearbeiteten das nebenstehende, ganz besonders hübsche Paletot-Kleid aus schwarzem Sammet mit rosa Seidenfütter und Jabelbesatz. Lehterer ist nur bescheiden angebracht, als Abschluß der schrägen, unten in eine Art Falte auslaufenden Schlußvorrichtung und zur Aermel-Garnitur. Die weiße Stickerei-Verzierung kann beliebig ganz fehlen. Eine ähnlich hübsche Zusammenstellung bildet saphirblauer Sammet und Ghinchilla. Die mit einem Reiterstich geschmückte Toque muß mit dem Paletot-Kleidchen übereinstimmen.



Sehr praktisch für Schulknaben, und den unbequemen Aermel-Manteln vorzuziehen, ist das aus drei Kragen und einem Capuchon zusammengelegte Kleidungsstück. Man fertigt dasselbe aus grobem wasserdichten Tuch oder aus dem Stoffe des Anzugs, in welchem Falle für den größten Kragenteil ein Pianell-Futter notwendig ist. Fügt man noch derb gestrickte Samaschen hinzu, so ist der Knabe vollkommen warm und gesundheitsgemäß eingehüllt.

### Handarbeiten

Ein neues, für Häfelarbeit besonders geeignetes Material bietet sich in einer viertheiligen offenen Seide, deren einzelne Fäden entweder mehrere Töne einer Farbe oder verschiedene Farben zeigen, sodas sie zusammen in fortwährend wechselnder Bunttheit schillern. Nach dieser Wirkung trägt das Fabrikat den Namen „Changeant-Seide“. Kopfstücker oder Shawls, darin mit losen Maschen ausgeführt, sind von höchster Eleganz; auch empfiehlt sich die Seide, mit Zephyrwolle gemischt, zur Herstellung von Tüchchen, Pantoffeln, Taschentüchern. Effectvolle Farbenschnungen dieser Seide sind Hellbordeaux mit Altblau, Oliv mit Zimmetbraun, Helloliv mit Rosa und Hellblau z. Die Seide ist auf Karten gewickelt; eine 10 Gramm Seide enthaltende Karte kostet 1 Mark. (Siehe Bezugsquellen.)



### Wirtschaftliches

Neben der großen Menge trefflichen Wildes, neben Hasen, Rehen, Frischlingen zc. ist jetzt auf den Märkten auch jenes keine Geflügel zu finden, das als ausserordentlich Delicatsesse gesucht wird. Unter demselben nehmen Krammetsvögel, Schnepfen, Reb- und Hahelhuhn, Birk- und Auerhahn die ersten Stellen ein, und es sollen nachstehende Recepte verschiedene Bereitungsarten derselben angeben. Als Braten vorzüglich, werden namentlich die erfigenannten Vögel zu Pasteten, Salmis, Gratin's mit Vorliebe verwendet, und obgleich sich diese Schüsseln durch die erforderlichen Ingredienzien, zumeist durch die nur ungern entbehrten Trüffel, ziemlich theuer stellen, wird man sie im eigenen Haus wesentlich billiger bereiten können, als sie beim Koch oder Delicatseshändler zu haben sind. Was für das Wild im Allgemeinen gilt, ist auch für das wilde Geflügel zutreffend; es soll dasselbe nie sofort verwendet werden, sondern einige Tage in kühler Zugluft hängen, um die erforderliche Zartheit und jenen eigenthümlichen Geschmack zu erlangen, den die Franzosen haut goût nennen, ein Geschmack, bei dem allerdings der persönlichen Liebhaberei Rechnung getragen werden muß, und der nie in's Extreme gehen darf.

**Gratin von Schnepfen.** — Gewöhnlich nimmt man zu dieser Schüssel die kleinste Schnepfenart, die Becassine, die man rußt, sengt und vorsichtig aus den Knochen löst, indem man längs des Rückens einen Schnitt durch's Fleisch macht, es in einem Stück von dem Gerippe löstrennt und dabei die Flügel und Beinnochen ausfährt. Ist dies geschehen, so bereitet man eine Farce von 1 Kilo Kalbsleber, die man wärlig geschnitten, mit einer Zwiebel, etwas Salz und einem Stück guter Butter auf dem Feuer steif werden läßt. Erkalte, wird die Leber mit den Eingeweiden der Schnepfen fein gewiegt, in einen Napf gethan, mit zwei Einge-weichten, gut ausgedrückten Milchbroden, 250 Gramm Butter, Salz, Pfeffer und 2 Eigelben tüchtig durchgerührt und durch ein Haarsieb gestrichen; auch giebt man, — wenn Trüffeln zur Verjüngung stehen, — die geriebenen Schalen derselben in die Farce. Nachdem nun die innere Seite der ausgefösten Fleischstücke mit dieser Farce bestrichen wurde, fñgt man sie wieder zusammen, sodas sie die Form der Schnepfe annehmen, und umgiebt sie mit einem Streifen mit Butter bestrichenen Papiers, dessen Enden mit ein wenig Kleister über einander gefleht werden. Auf diese Weise werden sie vor dem Auseinanderfallen bewahrt; dann läßt man sie reich in Butter auf dem Feuer steif werden. Inzwischen bereitet man von 1/2 Kilo Mehl, 1/2 Kilo Butter, 2 Eiern, Salz, 1/2 Tassenpfopf Wasser einen mürben Teig, rollt von diesem einen Boden in der Größe der für den Gebrauch bestimmten Schüssel aus, setzt einen, einen halben Finger dicken, 2 Zoll hohen Rand herum, knifft ihn mit dem Aneipfen bunt, bindet ihn mit einem festen Papierstreifen, fñllt ihn mit Gerben und läßt ihn im Ofen zu goldgelber Farbe baden. Ist dies geschehen, so werden die Gerben entfernt; an ihre Stelle wird die Farce hinein gestrichen und auf diese werden im Kranz die Vögel gelegt, sodas dieselben nach innen ein wenig eingebückt sind, nach außen aber über den Teig fort sehen. Mit Speckbarden und Papier bedekt, wird der Gratin in einer Viertel-

stunde gar gebacken und schließlich mit einer Sauce gefüllt, die von Schwichmel, mit Bouillon der ausgefösten Schnepfenknochen, Rothwein und Trüffeln bereitet wurde. Die ebenfalls in Bouillon geföchten Köpfe steckt man mit der Schnabelspitze festrecht in die Vögel und giebt den Gratin heiß auf die Tafel.

Eine ganz vorzügliche Pastete von Krammetsvögeln wird in derselben Weise bereitet; die Vögel werden auf die gleiche Art aus den Knochen gelöst, mit der nämlichen Leberfarce gefüllt und schichtweise mit lehterer und mit ganzen Trüffeln (die in etwas Wein zuvor weich gedünstet wurden) in einen mit Speckscheiben ausgelegten Pastetentopf gebackt. Nachdem die Vögel 1 1/2 Stunden lang im Wasserbade im Ofen gebacken worden, giebt man die Pastete, erkalte, mit zerlassenen Schweinefett aus, verfleht den Topf und bewahrt ihn an kühlem Orte zu beliebigem Gebrauche. Es ist diese Verwendung der Krammetsvögel namentlich da zu empfehlen, wo dieselben im Herbst oft in so großen Mengen gefangen werden, das man keine angeblidlich genügende Verwendung für sie findet. Ebenso eignen sie sich für Conserven. Gerupft und unangegenommen läßt man sie zu diesem Zwecke etwa fünf Minuten in Butter anbraten, packt sie dann in Büchsen von Blech, übergießt sie mit so viel zerlassener Butter, das dieselbe die Vögel bedekt, verfährt die Büchsen und kocht sie eine Stunde im Wasserbade. Zum Gebrauche geöffnet, bratet man die Krammetsvögel mit einigen Wachholderbeeren in feischer Buttee braun und giebt sie als Beilage zu Sauerhohl, Teltower Röhren zc. Auch ist die Butter, in der sie aufbewahrt werden, sehr wohl zum Verlocken geeignet; nur wird man gut thun, sie zuvor noch einmal auszulassen und zu klären.

**Rebhühner-Käse.** — Es können hierzu auch ältere Vögel verwendet werden, die zum Braten nicht mehr recht geeignet sind; man schneidet das Brustfleisch derselben mit dem gleichen Gewichte von Luftspeck fein, wiegt beides und streicht es durch ein Haarsieb. Ebenso werden die Knochen und Keulen im Mörser fein gelohen, worauf man sie mit einem Stück Butter, mit ein paar Zwiebeln, Chalotten, einer Scheibe mageren Schinken, Champignons und Trüffelstücken langsam ansöchen läßt. Nun giebt man einen reichlichen Löffel Schwichmel, ein Glas Rheinwein und einen Theelöffel Fleisch-Extract hinzu, läßt das Ganze zu einer dicken Sauce verdicken, streicht sie durch ein Sieb und mischt die rohe Farce darunter. Mit einem Zulage von Parmesankäse, dem nöthigen Salz, einigen Eigelben und Pfeffer verrührt, fñllt man die Käse, — mit Trüffeln untermischt, — in eine mit Speckscheiben ausgelegte Form, bedekt sie oben ebenfalls mit Speck und läßt sie im Ofen eine Stunde im Wasserbade kochen. Erkalte, stürzt man den Käse, entfernt den Speck und schneidet feine Scheiben, die, mit Kapic garnirt, auf die Tafel gegeben werden.

**Salmi von Hahelhuhn.** — Sander vorbereitet, werden die Hühner, mit Speck umwickelt, saftig gebraten; dann löst man die Brüste in Hälften aus, entfernt die Haut und kocht die Knochen und Fleischabfälle, nachdem sie gelohen, mit Bouillon, dem los gelöchten Bratenfatz, einer Zwiebel, zwei Kellen und etwas Rothwein etwa eine Stunde, giebt die Brühe durch ein Sieb, entfettet sie und läßt sie zur Hälfte einkochen. Nun giebt man die genügende Menge Schwichmel, das mit Zuckerfarbe gebräunt wurde, zu der Sauce, schmeckt sie mit Madeira ab, preßt sie, wenn sie feimig genug ist, durch ein Tuch und legt die gebratenen Bruststücke der Hahelhühner hinein, die indessen nur heiß werden, aber nicht kochen dürfen. Kranzförmig auf der Schüssel arrangirt und mit gebratenen Semmel-Croutons oder Fleurons von Blätterteig verziert, giebt man die Sauce, die durch Trüffeln noch gewinnet, in die Mitte; auch können außer den angegebenen Bruststücken die oberen Theile der Keulen zu dem Salmi genommen werden, nur müssen sie weich und saftig sein, was bei Hahelhühnern nicht immer der Fall ist. Uebrigens sind auch Krammetsvögel zu der gleichen Zubereitung geeignet.

### Briefmappe

**Fragen.**  
**Rüße aufzubewahren.** — Wie werden Wall- und Haselnüße, nachdem sie geerntet worden, behandelt, damit sie trocken und ihr Aroma dauernd behalten?  
**Marmorbüsten zu reinigen.** — Auf welche Weise werden Marmorbüsten am besten gereinigt?  
**Marinirte Forellen zu conserviren bezw. zu verlesen.** — Wie kann man marinirte Forellen längere Zeit conserviren, und auf welche Art werden solche zur Verwendung in frischem Zustande verpackt?  
 Jeanette d'A. in R. (Bosnien).

**Antworten.**  
 (Auf die betreffenden Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)  
**Hül für Mädchen aus höheren Ständen (176).** — Ein Adel für unbemittelte Beamten-Töchter ist das Noth-Stift zu Berlin, woselbst Damen unentgeltlich oder nach Zahlung einer vereinbarten Summe Aufnahme finden; doch herricht allerdings eine starke Nachfrage. Ebenso giebt die Kaiser-Wilhelm-Stiftung jährliche, einmalige oder wiederkehrende Unterstühungen. Für Töchter corporirter Kaufleute bietet das Friedrich-Wilhelm-Victoria-Stift, das anlässlich der Silber-Hochzeit des Kaisers Friedrich und seiner Gemahlin gegründet wurde, ein in jeder Beziehung ausgezeichnetes Heim.  
**Gras zwischen Pflastersteinen auszurotten (168).** — Folgendes Recept ist von mir wiederholt erprobt worden: Man löse 5 Kilo gebrannten Kalk in 60 Liter Wasser auf, setze dem Gemisch 1 Kilo Schwefelblüthe hinzu und begieße das Gras mit der Mischung.  
 G. M. J. in Stralsund.

**Alte Abonnentin in Baden.** — Ihr Interesse an der altdeutschen Vereinszeitung gericht und zu ganz besonderer Genugthuung. Da die unsere Publicationen so aufmerksam verfolgen, so können Sie auch die Hülle von desactigen Mäthern, welche die Jähr. Frauen-Zeitung den Lesern fort und fort darbietet. Die erschienenen Hefen sind dann später von der Reaction der Redaction in „Notizen für Vereinsmitglieder“ I—IV gesammelt worden. Neue Hefen bringt das Extra-Blatt Nr. 25, welches der Nr. vom 25. November beigegeben wird.  
**H. S. in Stettin.** — Sollte nicht die Italienische Stijfvergehung Ihren Sweden dienen können? Wir lebten dieselbe in der Nr. v. 13. Mai d. J. Die Werkenalsten, welche vorstrefrei verpackt werden, enthalten sehr auch das Wolkmesser und das Rifen. (Siehe Bezugsquellen.)

**Bezugsquellen:** Stoffe für Gesellschafts-Toiletten, Seite 159; B. Jungs-mann u. Neffe, Wien, Stadt, Albrechts-Platz 5. — Changeant-Seide für Häfelarbeiten, Seite 200; J. C. Müller, Frankfurt a/Main, Rotherstraße 8. — Wertgegenstände zur Italienischen Stijfvergehung (Preis 6 M. 50 Pf.); Josef Meyer, Kaufm., Gantzen Bern, Schweiz. — Weithe und sardis decorirte Metallplatten, Seite 166 (Nr. vom 23. Sept. d. J.); Metall-Gelen: H. Meißner, Berlin 8, Prinzenstr. 101; — Kestler: F. Kestler, 59, Neanderstr. 56; — Kouturen der Platten: G. Blumhumbert, W. Nagelburgerstr. 25; — Benzinlad: F. V. Darnisch, W. Potsdamerstr. 22.

Zu dieser Nummer gehören zwei Beiblätter und ein Modenbild.



# Illustrirte Frauen-Zeitung.

Nr. 48.

Wöchentlich eine Nummer.  
Vierteljährlich 2 1/2 M.

— Berlin, 25. November 1888. —

Größe Ausgabe mit  
allen Kupfern: 4 1/2 M.

XV. Jahrg.

## Die Last des Goldes.

Novelle von Balduin Groller.

(Fortsetzung.)

**R**itter hatte den Kopf in die Hand gestützt, und als er aufblickte, standen Thränen in seinen Augen. Er erfaßte Brant's Hände und wollte etwas sagen, aber er brachte kein Wort heraus.

„Machen Sie nicht so viel Wesens aus der Sache,“ sagte Brant gutmüthig. „Es ist wirklich nichts dabei. Wenn Sie einige Male im Spiele glücklich doublirt hätten, ständen wir jetzt genau vor demselben Resultate. Um Eins möchte ich Sie noch bitten: um unverbrüchliches Schweigen!“

„Wie soll ich Ihnen jemals danken,“ sagte Ritter bewegt.

„Sie sollen mir gar nicht danken. Auch die letztere Bitte habe ich nicht Ihret, sondern meinethwegen gestellt. Wenn das ruckbar würde! Es sind nicht Alle so zart-fühlend wie Sie.“

Ritter athmete frei auf. Er wußte nun, daß Brant schweigen werde, und daß dieser nur einen Umweg gewählt habe, um ihn in discreter Weise darüber zu beruhigen.

Brant beendigte sein verspätetes Frühstück und reichte dann Ritter die Cigarrenliste. Dieser nahm sich eine Cigarre, wartete aber, bis Brant von der feinen die Spitze abgeschritten hatte, um ihm ein brennendes Streichholz diensteifrig hinzuhalten.

„Wollen Sie jetzt mit mir ausfahren?“ fragte Brant, indem er seine Cigarre an der Flamme entzündete.

„Sonn' fahre ich mit Ihnen bis an's Ende der Welt, wenn Sie wollen. Jetzt muß ich aber vor allen Dingen zu meiner armen Schwester!“

„Dann bringe ich Sie zu Ihrer Schwester.“

„Sie wohnt aber schon auf dem Lande, — in Dornbach.“

„Desto besser. Ich wollte ohnedies in die frische Luft hinaus. Wir fahren zusammen.“

Brant ließ anspannen, dann stieg er zuerst auf den leichten Phaeton, nahm die Zügel in die Hand und wies Ritter den Platz neben sich an. Der Reiter saß in seiner vornehmen, dunklen Livree in gravitätischer Steifheit hinten. Auf einen leichten Wink mit der Peitsche zogen die edlen Kappen an, und nun ging es in gemessenem Trab über die Ringstraße.

So mancher Spaziergänger wandte den Kopf, um dem Gespann nachzusehen und den schönen Gang der Pferde zu bewundern. Auch Ritter betrachtete die Thiere mit dem Auge des Kenners und lobte sie.

„Jedenfalls ist es das schnellste Gespann in Wien,“ gab Brant zu. „Es sind russische Traber, und vor drei Wochen erst haben sie auf der Traberbahn den besten bisherigen Record im Zweispännigfahren auf der Wiener Bahn gebrochen und einen neuen geschaffen, der wohl nicht so bald wieder überholt werden dürfte. Lassen Sie uns erst aus der Stadt hinaus kommen, dann werde ich Ihnen einen kleinen Trab vorführen, der es mit jedem Schnellzuge aufnehmen soll.“

Dornbach war in einer halben Stunde erreicht, und Ritter bezeichnete von Weitem das Häuschen, wo er absteigen wollte.

„Vor dem Hause steht ein Möbelwagen?“ fragte Brant.

„Das ist schon das richtige,“ bestätigte Ritter. „Meine Schwester hat mit einer Dienerin bereits gestern ihre kleine Wohnung bezogen, und heute kommen die Damen nach, unter deren Schutz sie den Sommer hier verbringen wird. Es ist eine Majorin mit ihrer Tochter.“

„Eine Majorin?“

„Ja, Majorin von Feldern.“

„Ah, ich erinnere mich; bin den Damen einige Male begegnet. Haben die eine Landwohnung?“

„Heuer zum ersten Male. Es geht ihnen ein bißchen knapp, wie ich glaube, aber die Tochter, die sehr hübsch malen soll, hat einen großen Erfolg in der Kunstausstellung gehabt.“

„Das ist ja sehr interessant!“

„Ja, sie hat gleich ihre beiden ersten Landschaften, die sie ausgestellt hat, für sechshundert Gulden verkauft, und nun konnten sie allerdings eine Landwohnung nehmen. Sie muß eine ganz bedeutende Künstlerin sein. Sechshundert Gulden, das ist ja schon ein schönes Stück Geld!“

„Woher wissen Sie denn alle diese Dinge so genau?“ forschte Brant.

„Mir hat sie die Majorin selbst erzählt.“

Damit waren sie am Ziele angelangt. Ritter sprang vom Wagen und verabschiedete sich mit einem herzlichen Händedrucke von Brant.

„Ich werde nie vergessen, was ich Ihnen zu danken habe,“ sagte er noch zum Abschiede. „Wenn Sie je-

mals Einen brauchen sollten, der sich mit Vergnügen für Sie todtschlagen läßt, so denken Sie an mich!“

Brant wehrte den Dank stumm ab, warf noch einen Blick nach dem Häuschen und fuhr dann langsam wieder stadtwärts. Er hatte sich in der Gesellschaft Ritter's so wohl und befreit gefühlt, und nun legten sich plötzlich wieder die düsteren Schatten der Melancholie auf sein Gemüth.

Ganz unvermuthet war er abermals an Geraldine erinnert worden. Wie klein und drückend waren doch die Verhältnisse, in welchen sie leben mußte! Er hatte die Gemälde für sechshundert Gulden gekauft, und es stimmte ihm ganz zu dem Bilde, das er sich von der Majorin entworfen hatte, daß sie für die Welt aus sechshundert sechshundert gemacht hatte.

Er stellte sich vor, wie Geraldine sich hätte freuen können über den unerwarteten Erfolg, und wie nun er, gerade er, ihr alle Freude habe vergällen müssen, selbst die Freude am Schaffen. Wie mußte es sie doch befriedigt haben, in redlicher Emsigkeit die kümmerlichen Verhältnisse, in welchen sie mit ihrer Mutter lebte,



Mädchen von Capri. Aquarell-Studie von F. Gesellschaft. — Siehe Seite 207.



wenigstens etwas freundlicher zu gestalten, und nun war er da wieder von der Höhe seines gewichtigen Reichthums dazwischen gefahren! —

Und wieder fühlte er, wie ein Gefühl des Efels heiß in ihm emporstieg.

7.

Das Häuschen in Dornbach, in welchem die Majorin den Sommer zuzubringen gedachte, bot Raum für zwei kleine Wohnungen von je zwei Zimmern. Die eine derselben bewohnte die Majorin mit Geraldine, die andere hatte Stephanie Ritter, eine Jugendfreundin Geraldinens, gemiethet. In beiden Wohnungen war je ein Zimmer zum Schlafgemach eingerichtet worden, während das zweite als Salon und Speisezimmer diente. Doch war in beiden Salons noch für je eine Schlafstätte gesorgt, sofern die beiden Brüder der jungen Damen, der Oberlieutenant und der Advokat, ab und zu dort zu übernachten geneigt sein sollten. Beide Parteien behielten sich mit einer gemeinschaftlichen Küche, und bei dem intimen Verhältnisse, in welchem sie zu einander standen, hatten sie auch nicht, wie es sonst zu geschehen pflegt, wenn mehrere Parteien sich in den Genuß der frischen Luft in ein und demselben Garten zu theilen haben, das Terrain streng abgegrenzt, dessen unrechtmäßiges Betreten so oft den Anlaß zu einem erbitterten, alle Annehmlichkeiten des Landlebens vernichtenden Kriege zwischen den Sommerfrischlern zu bieten pflegt.

Von der Straße war das Häuschen durch ein kleines Vorgärtchen geschieden. Das Heckenrosen-Gitter und die Kugel-Plazien dieses Gärtchens boten ziemlich ausreichenden Schutz gegen das Eindringen des Straßenstaubes in die Wohnung. Viel freundlicher, als von der Straße aus präsentirte sich das Häuschen mit seiner offenen Veranda von dem Garten aus gesehen, der sich an die Rückseite des Gebäudes angeschlossen. Die Veranda öffnete sich auf ein hübsches Blumenparterre, und an dieses grenzten freundliche, mit Obstbäumen bepflanzte Rasenplätze.

Daß Stephanie Ritter in so enger Gemeinschaft mit der Majorin und deren Tochter lebte, hatte übrigens seinen Grund nicht nur in der vertrauten Freundschaft der beiden Mädchen. Albert von Feldern, Geraldinens Bruder, hatte, bevor er noch sein Doctor-Examen absolvirt hatte, sein Herz an Stephanie verloren, und seine Mutter, die Majorin, hatte nach genauer Erwägung aller Umstände gegen die Neigung ihres Sohnes keine ernstlichen Einwendungen erhoben, wenn sie auch natürlich einer reicheren Partie mit mehr Begeisterung zugestimmt hätte. Ihre einzige Sorge war nur darauf gerichtet, daß aus der Sache kein „chassez croisé“ werde, und daß nun nicht etwa auch der Bruder Stephanies sich in Geraldine verliebe. Denn Stephanie hatte doch ein kleines Vermögen, dessen Zinsen bei einem Haushalte schon ganz beträchtlich in's Gewicht fallen konnten, und außerdem mußte ja auch Albert früher oder später als Advokat dahin gelangen, sich seine Existenz jezt zu begründen, wenn er auch vor der Hand nicht daran denken konnte, eine Frau heimzuführen.

Dagegen hatte der Oberlieutenant größere Bedürfnisse, als Albert, und sein Beruf bot ihm geringere finanzielle Aussichten. Die mütterlichen Besorgnisse wären demnach vollkommen berechtigt gewesen, wenn sich irgendein Anzeichen ergeben hätte, daß der Oberlieutenant Geraldine irgendwie gefährlich werden könnte, — das war aber nicht der Fall. So oft sie auch beisammen sein mochten, sie kamen nie über den Ton conventioneller Freundschaftlichkeit hinaus. Zu alledem kam noch, daß Ritter sich fortwährend durch die Sorgen, die ihm eine Lebensführung über seine Mittel hinaus verursachte, so bedrückt fühlte, daß er für lyrische Empfindungen niemals recht zugänglich war, und daß er, wenn er schon an Liebe und Heirath dachte, diese Ideen doch immer mit der Vorstellung, wie er sich wohl am ausgiebigsten rangiren könnte, in Verbindung brachte.

Geraldine hatte im Dornbacher Häuschen anfänglich keinen leichten Stand mit ihrer Mutter. Der Majorin war der künstlerische Erfolg ihrer Tochter stark zu Kopfe gestiegen, und sie war nun sehr böse, daß Geraldine nicht rasch wieder Bilder malen, ausstellen und verkaufen wollte. Sie lebte der Zuversicht, daß alle Kunstfreunde es jezt gar nicht erwarten könnten, neue Bilder von G. Feldmann zu sehen und zu kaufen. Sie selbst hatte im Secretariate der Ausstellung das Geld für die Bilder behoben; dort hatte man ihr auch mitgetheilt, der Käufer wünsche nicht, daß sein Name bekannt gegeben werde. Daraufhin hatte sie beschlossen, vor der Welt den Ankaufspreis der Bilder nicht nur viel höher anzugeben, sondern auch discret durchschimmern zu lassen, daß ein Mitglied des kaiserlichen Hauses die Gemälde angekauft habe.

Geraldine hatte aber alle Lust zur Malerei verloren, und deshalb hatte sie bittere Vorwürfe von der Majorin zu erdulden. In ihre Hand sei es gegeben, die ganze Familie glücklich zu machen; alle drei Wochen könne sie mindestens eine solche Landschaft fertig malen

und verkaufen; man habe große Opfer für ihre Ausbildung gebracht, und nun sei das der Dank, daß sie nicht einmal einen Finger rühren wolle, um die Familie mit einem Schlage von Sorge und Noth zu befreien und sich selbst eine glänzende Zukunft zu sichern.

In Wahrheit hatte die Ausbildung Geraldinens nur wenige Opfer erfordert. Sie war von Haus aus eine künstlerische Natur, und wie im Zeichnen und Malen, reichten ihre Leistungen auch auf musikalischem Gebiete über das gewöhnliche Mittelmaß hinaus. Was sie aber auch konnte, das hatte sie sich zumeist selbst zu verdanken. So ehrenwerth dies für sie war, ihren Leistungen kam es nicht zu statten, und Vieles hätte besser werden müssen und können durch einen einsichtigen Wink eines kundigen Meisters.

Das Urtheil Brant's hatte sie tief entmuthigt. Wozu sollte sie noch malen? Die Bilder waren schlecht, und sie wußte doch nicht, wie sie's besser zu machen hätte. Brant hatte sie aus Varnherzigkeit oder um der Baronin einen Gefallen zu erweisen, gekauft. Wenn er nicht die Laune gehabt hätte, sie für sein Dienerszimmer zu kaufen, kein Mensch hätte sie je zu erwerben gewünscht. Wozu sollte sie hoffnungslos weiter arbeiten? Und dann, — wenn sie jezt wieder ausstellte, — würde das nicht einem neuerlichen, unedlen Apell an Brant's Geldbörse gleichen? Er hatte sie beleidigt, allerdings ohne Absicht; er würde ihre nächsten Bilder vielleicht auch kaufen, um ihr die Beleidigung zu bezahlen. „Ah, diese Bilder sind gut!“ würde er lügen, darum habe er sie ohne Auftrag gekauft. Das Geld spielte bei ihm keine Rolle, und damit hätte er sich das kleine Unbehagen, das er jezt vielleicht empfinden mochte, von der Seele heruntergelauft. Das war noch der günstigere Fall; wie aber, wenn er annahm, daß man durch eine neuerliche Ausstellung noch einmal direct auf seine Großmuth speculirte? —

Nein, Geraldine wollte vom Malen nichts mehr wissen, und da sie ihrer Mutter von dem Schicksale ihrer Erstlingsbilder und der herben Aritit, die sie erfahren, nichts erzählen mochte, so fühlte sich diese nur allzu berechtigt zu ihren herben Vorwürfen.

So saß Geraldine manche Stunde gedankenvoll und in Sorge versunken da, zum großen Leidwesen Stephanies, deren temperamentvolle Lustigkeit nun gar nicht dazu kam, in die Erscheinung zu treten. Viel brauchte ja Stephanie nicht, um heiter zu sein. Wenn Geraldine mit ihren klaren, sanften Augen zu ihr auf sah und ihr mit ihrer stillvergnügten Miene zuhörte, so war sie schon zufrieden. Die Kosten der Unterhaltung bestritt sie schon allein, aber ihr Auditorium mußte wenigstens bei der Sache sein. Sie war deshalb mit Geraldine sehr unzufrieden; da aber die beiden jungen Mädchen treue Freundschaft hielten und sich gegenseitig ihre kleinen und großen Geheimnisse und ihre kleinen und großen Freuden und Leiden anvertrauten, so erhielt Stephanie sehr bald Kenntniß von den Sorgen Geraldinens. Darauf hielten beide Kriegsrath, was denn nun eigentlich zu beginnen sei. Etwas mußte geschehen, um Geld in's Haus zu schaffen, denn in der letzten Zeit war es ganz besonders knapp zusammengegangen. Albert's Kanzlei brachte noch immer fast gar nichts ein und erforderte daher ziemlich reichliche Zuschüsse; man konnte ihn doch nicht jezt, wo er so nahe am Ziele war, im Stiche lassen.

Wer so die beiden Mädchen bei ihren Berathungen in der blühenden Gaisblattlaube hätte beobachten können, würde unstreitig seine Freude gehabt haben an dem hübschen, eigenartigen Contraste, den sie darboten. Sie dienten sich gegenseitig als Polie; Geraldine in der lichten Morie ihres Goldhaares und Stephanie mit ihrem schwarzen Kraushaar, — die Zigeunerin, wie sie sich selbst nannte.

Eines Tages kam Geraldine ganz aufgeregert und mit gerötheten Wangen in die Laube. Endlich war ihr eine Idee gekommen. Sie hatte in der Zeitung eine Anzeige gelesen, daß demnächst zwei illustrierte Prachtwerke, „Steiermark“ und „Tirol“, erscheinen sollten. Nun wollte sie zu dem Verleger dieser Werke gehen und ihm nahe legen, noch ein ähnliches Unternehmen in's Werk zu setzen: „das Salzkammergut“. Ihr verstorbener Vater hatte sie einmal auf eine Reise durch das Salzkammergut mitgenommen, ihre Mappen waren voll von Skizzen und Studien von dieser Reise, der einzigen, die sie in ihrem Leben überhaupt gemacht hatte. Vielleicht ließ sich der Verleger dazu bewegen, die künstlerische Ausschmückung eines solchen Prachtwerkes ihr anzuvertrauen.

Stephanie war ganz entzückt von dem Plane und konnte die geschäftliche Klugheit, mit der Geraldine auf eine solche Idee verfallen war, gar nicht genug rühmen. Darauf suchte Geraldine ihre effectvollsten Zeichnungen heraus, legte zu denselben die Photographien nach den mehrfach erwähnten zwei Delbildern, die ebenfalls Motive aus dem Salzburgerischen behandelten, und fuhr so ausgerüstet, ohne ihrer Mutter etwas von dem kühnen Plane zu verrathen, nach der Stadt.

Der Verleger, Herr Jähnike, ein Sachse, wie so viele Buchhändler in Wien, eine wahre Reckenfigur mit der Stimme eines Kindes, hörte sie freundlich an und lächelte zu ihren Worten, und sein Lächeln besagte, daß er schon längst so klug gewesen sei, wie die junge Dame vor ihm.

„Natürlich lag es in meinem Plane, auch das schöne Salzkammergut zu berücksichtigen,“ sagte er wohlwollend, „und ich habe auch schon mit den Vorarbeiten zu demselben begonnen.“

Geraldine blickte betrübt daren.

„Sie kommen zu spät, mein gnädiges Fräulein,“ fuhr Herr Jähnike fort. „Ich habe die Arbeit bereits Herrn Dr. Heinrich Kahl übertragen.“

„Aber das ist ja ein berühmter Schriftsteller!“

„Eben darum, ich arbeite nur mit den vorzüglichsten Kräften.“

„Aber ich bin ja keine Schriftstellerin,“ sagte Geraldine, aufathmend und von Neuem Hoffnung schöpfend. „Ich wollte nur wegen der Illustrationen anfragen.“

Jezt wurde Herr Jähnike aufmerksam. Wenn diese junge Dame etwas konnte, dann kam sie ihm sehr gelegen. Der Landschaftszeichner, den er bisher beschäftigt hatte, war plötzlich krank geworden, und er war thatsächlich in Verlegenheit, an wen er sich nun wenden sollte.

Er prüfte mit großer Aufmerksamkeit die Zeichnungen; sie fanden Gnade vor seinen Augen, und er erklärte sich bereit, die Arbeit Geraldine zu übertragen. Sie hörte ihm mit strahlenden Augen zu, als er ihr darauf belehrende Winke gab, welches technische Verfahren sie zu beobachten habe, um die Reproduction nicht zu erschweren, und sie stimmte freudig zu, als er ihr das Honorar für die ganze Arbeit mit zwölfhundert Gulden berechnete.

Herr Jähnike, der nicht der Mann war, etwas auf die lange Bank zu schieben, setzte sich auch sofort hin, um den Vertragsbrief zu verfassen. Der Brief war ganz geschäftsmännlich gehalten, umschrieb genau die beiderseitigen Verpflichtungen und setzte schwere Neugelder fest für den Fall der Unpünktlichkeit bei der Ablieferung. Herr Jähnike las den Brief Geraldinen vor, und da sie nichts gegen denselben einzumenden hatte, setzte sie in freudiger Erregung und ohne Zaudern ihren Namen neben den des Herrn Jähnikes.

„Wir brauchen den Brief nicht abschreiben zu lassen,“ sagte der Verleger. „Ich lasse ihn in mein Copirbuch eintragen und sie können ihn dann mitnehmen.“

Geraldine war ganz stolz darauf, daß sie nun einen regelrechten Vertrag erhalten sollte, und noch dazu von einem so bekannten Verleger.

Während der Diener den Brief unter die Copirpresse gab, äußerte Herr Jähnike noch einige Wünsche. Er hatte bemerkt, daß Geraldine sich den Künstlernamen G. Feldmann beigelegt habe. Davon wollte er nichts wissen. Auf dem Titelblatte mußte es heißen: „Illustriert von Geraldine von Feldern“. Der Name Feldern stand in der Aristokratie, bei Hofe und in der Armee in Ansehen und hatte einen guten Klang; dieser Vortheil mußte zu Gunsten des Absatzes benutzt werden.

Geraldine willigte ein, aber Herr Jähnike hatte noch Wünsche. Er hatte sich auch um die Photographien nach den beiden Gemälden erkundigt, und so erfahren, daß Herr von Brant der Besitzer dieser Bilder sei. Geraldine erbot sich, von denselben Motiven andere Ansichten zu liefern, aber darauf ging der Verleger nicht ein. Ihm gefielen diese Auffassungen ganz besonders, bemerkte er, obgleich ihm auch jede andere Auffassung ebenso genehm gewesen wäre. Worauf es ihm ankam, das war, daß er unter die Illustrationen drucken wollte: „Nach den in der Brant'schen Galerie befindlichen Originalen mit Bewilligung des Eigenthümers reproducirt.“

Herr Jähnike calculirte ganz geschäftsmäßig, daß es nur von Nutzen sein könne, wenn auch gesellschaftliche Kreise, wie die Brant's, für das Unternehmen interessiert würden. Geraldine mußte sich also auch noch verbindlich machen, die formelle Bewilligung Brant's zu erwirken und beizubringen. Herr Jähnike konnte nicht wissen, wie drückend ihr diese Bedingung war, aber Geraldine mußte nach einigen Einwänden, die einem Geschäftsmanne allerdings nicht einleuchtend erscheinen konnten, endlich auch diese Zusage machen. Sie ahnte nicht, daß nun Herr Jähnike der Vertrag fast ebenso wichtig geworden war, wie ihr selbst. Für sie bildete dieser Vertrag aber einen solchen Glücksfall, daß sie ängstlich darauf bedacht war, ihn nicht noch zum Schluß durch irgend eine Schwierigkeit rückgängig werden zu lassen.

Nun war endlich Alles in Ordnung. Herr Jähnike überreichte ihr den Vertrag und richtete die Anfrage an sie, ob sie nicht eine Anzahlung wünsche. Geraldine verneinte die Frage, aber nun bestand Herr Jähnike darauf. Es wurde eine Bestätigung ausgefertigt, worauf Geraldine den Vertrag und zwei Hundertgulden-Noten sorgfältig in ihr Täschchen barg.



Hochklopfenden Herzens verlieh sie das Comptoir des Verlegers und fuhr dann in einem Omnibus nach Dornbach. Während der ganzen Fahrt hatte sie ihre Hand fest auf das Täschchen gedrückt, das ihre kostbaren Besitzthümer enthielt. Sie dünkte sich reich und glücklich.

Sie träumte von einer schönen, künstlerischen und ehrenvollen Thätigkeit, und was sie insbesondere mit einer wahren Befriedigung erfüllte, war die Aussicht, daß nunmehr auch ihre Mutter sich zufrieden geben und nicht länger mehr in sie dringen werde, wieder die Kunstausstellung mit Delgemälden zu beschicken.

Die Majorin war in der That sehr glücklich, als ihr Geraldine häufig und voll Freude das Vorgefallene schilderte und als Bekräftigung des Gesagten das Geld und den Vertrag übergab.

„Du bist mein braves Kind!“ sagte die Majorin gerührt und küßte sie auf die Stirne.

Stephanie sprang und tanzte im Zimmer herum, wie ein ausgelassenes Kind. —

8.

Erweise Jemandem Wohlthaten, er wird dich bald vergessen. Thue Jemandem Unrecht, er wird es vielleicht über kurz und lang auch vergessen, du selbst aber wirst ganz gewiß lange daran denken.

Brant dachte oft an Geraldine, und er wunderte sich dann wohl, daß seine Gedanken so oft zu ihr zurückkehrten. Er versuchte es, sich darüber Rechenschaft zu geben, und kam doch nie recht in's Klare mit sich. Ob sie ihn wohl auch so beschäftigen würde, wenn er sie nicht wiederholt gekränkt haben würde, fragte er sich. Schön war sie ja, sehr schön; aber wie für so vieles Andere, war er auch für die weibliche Schönheit abgestumpft. Auch Schönheit ist mit Gold zu kaufen, — aber die Ehrbarkeit nicht. Diese Ehrbarkeit! Für ihn war auch die zu haben, allerdings auf einem Umwege beim Frau-Altar vorbei, aber für ihn war sie doch zu haben. Er wußte, daß er unter den schönsten und ehrbarsten Töchtern des Reiches wählen könne, und daß die Wahrscheinlichkeit einer Abweisung eine sehr geringe sei. Die leichte Erreichbarkeit nimmt den Dingen ihren Werth. Wie sollte der mächtige Feuerbrand der Liebe dieses Herz erfüllen, wie die unendliche, beglückende Sehnsucht, wo aller menschlichen Voraussicht nach der etwaige Gegenstand einer solchen leimenden Sehnsucht, mit größter Beschleunigung, um es nur ja nicht zu veräumen, Ja und Amen sagen würde?

Und doch ward er von der Welt beneidet, und doch wurde sein Glück von Allen gepriesen. Sein Glück? Er fragte sich oft, ob er nicht irrsinnig sei, oder im Begriffe, es zu werden, da er sich so im Gegensatz zu der allgemeinen Meinung aller Vernünftigen sah. Vielleicht war er ja wirklich glücklich, und es hinderte ihn nur ein düsterer Wahn, es auch einzusehen, daß er es sei? Für ihn war es einerlei, ob er das Opfer einer grundlosen Wahnvorstellung war oder nicht. Und wenn es auch thatsächlich nur eine Wahnvorstellung war, — das reale Ergebnis blieb dasselbe, — sie genügte, ihn wirklich unglücklich zu machen.

Er begann zu grübeln, und da er keinerlei Interessen hatte, die ihn ganz hätten erfüllen können, spann er sich immer tiefer in seine Grübeleien ein. Er wollte dem Räthsel auf den Grund kommen, warum er so oft an Geraldine dachte. War es Liebe, die thörichte, ewigweife, beseligende Ueberschwänglichkeit der Liebe? — Er traute sie seinem verödeten Herzen längst nicht mehr zu.

Er hatte an ihr etwas gut zu machen, und er wußte nicht, wie? Wie sie ihn angesehen, als er sie das letzte Mal so grausam verwundet hatte! Der Blick würde ihm ewig unvergesslich bleiben. Er mußte an seine erste Jagd und an das erste Reh denken, das zu erlegen ihm gelang. Das flüchtige Geschöpf stürzte im Feuer; er sprang hinzu, da hob es noch einmal den edlen Kopf und richtete die Augen auf ihn mit einem Blicke, — einem Blicke, den er auch nie vergessen konnte.

Er wußte nichts mehr mit sich zu beginnen. Die Zeit schlich ihm träge dahin, als hätte sie Bleigewichte an den Sohlen. Es freute ihn nichts; verdrossen blickte er in die Welt, verdrossen auf sein ganzes Dasein, das ihm ziel- und zwecklos erschien. All' sein Sinnen war darauf gerichtet, sich die Zeit zu vertreiben, und er konnte sich gar nicht vorstellen, wie das den anderen Leuten gelingen konnte. Mit einem Gefühle des Neides blickte er auf Alle, so da mühselig sind und beladen. Sie wußten doch, warum sie lebten. Die Mühsal läßt die Langeweile nicht aufkommen, und die Mühsal ist doch noch besser, als die öde, trostlose Langeweile. Auf die Mühsal folgen doch Augenblicke des Aufathmens, Stunden der Erholung, der Freude. Es mag süß sein, nach harter Arbeit ein tiefes Ruhebedürfnis befriedigen zu können, — er aber war müde, ohne gearbeitet zu haben; er befand sich in der Ruhe und konnte doch nicht ausruhen. Oft ergriff ihn ein stürmischer Thatendrang, und dann wußte er wieder nicht, wie er seine Kräfte bethätigen sollte.

Er beschloß, sich gewaltsam aufzuraffen, um der Stidluft des Spleens, die ihn umgab, zu entfliehen. Andreas erhielt Befehl, zu packen und mit ihm unverzüglich nach Berlin zu reisen. Er gedachte, seinen Freund Berkewitz zu besuchen und sich womöglich durch ihn aufzurichten und innerlich erfrischen zu lassen.

Berkewitz, der sich von seinem schweren Liebeskummer schon leidlich erholt hatte, war sehr erfreut, ihn zu sehen, aber er konnte sich ihm nur wenig widmen. Er hatte ernsthaft Dienst zu thun, und dann war er Nachmittags so abgelenkt, daß er bis zum Abend schlief. Tief in die Nacht hinein konnte er Brant auch nicht Gesellschaft leisten, weil immer schon der früheste Morgen zum Dienste rief.

So war Brant den größten Theil des Tages auf sich selbst angewiesen, und dabei verbesserte sich sein Gemüthszustand nicht. Im Gegentheil, er verschlechterte sich bis zur Unertaglichkeit. Eine innere Unruhe und Unzufriedenheit machte ihn ganz unfähig, sich geistig zu beschäftigen. Er brachte die Sammlung nicht auf, um sich einem ernsthaften Kunstgenusse hingeben zu können, und er war außer Stande, sich anhaltend in ein Buch zu vertiefen.

Das geräuschvolle Treiben in der Riesenstadt verwirrte und betäubte ihn, ohne ihn kräftig anzuregen. Seine Verstimmlung ward hier nur noch größer und tiefer, als sie es in Wien schon gewesen. Denn hier sah er noch in erhöhter Deutlichkeit, wie sich Alles und Jedes um ihn ernsthafter und intensiver Arbeit widmete.

(Fortsetzung in nächster Nummer.)

Radrennen verboten

### Haus-Gymnastik für Frauen und Mädchen.

Ein Wort zur Beherzigung.

In unseren Tagen geistiger Ueberbürdung und rastloser Geschäftsthatigkeit ist es mehr denn je nötig, als richtiges Gegengewicht gegen die zerstörenden Wirkungen einer einseitigen Cultur dem Körper durch eine angemessene Übung seiner Kräfte eine erhöhte Pflege zu Theil werden zu lassen. Dem Knaben und Jüngling bietet die Schule einen geregelten Turnunterricht, und der Mann kann durch mannigfache sportmäßig betriebene Leibesübungen vortheilhaft auf seinen Körper einwirken. Anders ist es beim weiblichen Geschlecht. Schon den jüngeren Mädchen ist es, zumal in den besseren Ständen, aus sogenannten Anstandsrücksichten unterlagt, in fröhlichem Spiele zu jauschen, zu laufen, zu springen, lebendig sich zu drehen und zu schwenken. Und auch das Schulturnen, welches als Ersatz für solche Einschränkungen gerade den Mädchen in ausgedehnter Maße geboten werden sollte, ist viel weniger allgemein eingeführt und benutzt als bei den Knaben. Jungfrauen und Frauen aber haben fast gar keine Gelegenheit, den Körper angemessen zu üben. Ihre Spaziergänge sind kurz bemessen, die Bewegungen durch Sitte und Kleidung eingeeengt, und nur im Tanze ist frohe Lebhaftigkeit gestattet. Aber auch hier wird der Nutzen, den die Bewegung bewirken könnte, zum großen Theil aufgehoben durch ungewöhnliche Kleidung, durch Staub, Hitze und schlechte Luft des Ballsaales und oft auch durch ein Uebermaß der Bewegung. Gelegenheit zum Schwimmen und Turnen bietet sich Jungfrauen und Frauen leider selten dar, und selbst diese seltenen Gelegenheiten werden aus Vorurtheil spärlich benutzt.



Arm-Heben und -Senken.

stand veröffentlicht hat, von höchster Bedeutung sein. In diesem heißt es u. A.:

Es ist eine allgemein festgestellte Erfahrung, daß unsere weibliche Jugend, zumal die städtische, überaus häufig, und namentlich unverhältnißmäßig häufiger als die männliche Jugend, Gesundheitsstörungen erleidet, welche um so beklagenswerther sind, als sie nicht nur das Leben und das Wohlbefinden der davon betroffenen Individuen in betrübendster Weise verkümmern, sondern auch dazu beitragen, der solchen Vorden entsprechenden Generation den Stempel der Gebrechlichkeit aufzuprägen. Allgemeine Muskel- und Nervenschwäche, nervöse Leiden aller Art, Bleichsucht, mangelhaftes Wachstum, Schmal- und Engbrüstigkeit und Rückgrats-Verkrümmungen sind notorisch sehr häufige Krankheitszustände der Mädchen, wohl zehnmal so oft bei diesen beobachtet als bei Knaben. Der Grund dieser häufigeren Erkrankung des weiblichen Geschlechts liegt nicht sowohl in der schwächeren Organisation desselben, als in einer Vernachlässigung eines wesentlichen Elementes ihrer phy-

sischen Erziehung gerade in den die körperliche Entwicklung so wesentlich bestimmenden Jahren von 6—15. Während der Knabe sich freier bewegen, laufen, klettern, springen u. s. w. und seinen Körper instinktiv durch naturgemäße Spiele kräftigen darf, in diesem Streben auch durch methodische Unterweisung im Turnen gefördert wird, entbehrt das Mädchen aus Unkenntnis oder aus abelverstandenen conventionellen Rücksichten fast allgemein dieser wohlthätigen Kräftigungsmittel. Die Hälfte des Tages verbringt es in der Regel in meistens überfüllten und hygienisch ungewöhnlichen Schullocalen, in welchen der Mangel an Raum auf den Sitzbänken eine andauernde nachtheilige Körperhaltung bedingt; dann folgt stundenlange häusliche Beschäftigung mit Schul- und Handarbeiten, mit Sprachen, Zeichnen und Musik, und es fehlt an dem nöthigen Gegengewicht gegen diese die Gesundheit gefährdenden Einflüsse, es fehlt an einer entsprechenden Ausgleichung der geistigen Anstrengung durch körperliche Übungen. Wir Aerzte können nicht laut genug unsere Stimmen erheben, daß diesem Mangel abgeholfen werde. Wir erkennen neben anderen körperlichen Übungen (Schwimmen, Schlittschuhlaufen, Spielen im Freien u. s. w.) in dem methodischen Mädchenturnen das wesentlichste Mittel zur Abhilfe. Das Turnen stärkt das Muskelssystem, verbessert die Haltung des Körpers, hebt die Brust zu freiem Athmen, giebt den Bewegungen Festigkeit und Anmuth und fördert die normale, kräftige und harmonische Entwicklung der



Übungen mit dem Stabe.

Glieder und des gesammten Organismus. Mit der wachsenden Kraft der Bewegungsnerven wird dem Empfindungs-Nervensystem ein festes Gegengewicht gegeben. Es wächst die moralische Kraft und mit ihr die Widerstandsfähigkeit gegen materielle und moralische Einflüsse, die sich im späteren Leben des Weibes nur zu leicht in nachtheiliger Weise geltend machen.

Freilich wirkt nun das Turnen am anregendsten und günstigsten, wenn es in fröhlicher Gemeinschaft mit anderen Personen geübt wird. Deshalb ist für Kinder, welche die Schule besuchen, der Turnunterricht der Schule, wenn er sonst zweckmäßig betrieben wird, die beste Leibesübung. Aber nicht in allen Mädchenschulen wird geturnt; in den meisten wird nur ein beschränkter, dem Bedürfnis vieler Kinder nicht genügender Turnunterricht erteilt; die der Schule entwachsenen Mädchen und das reifere weibliche Geschlecht finden vollends keine oder äußerst seltene Gelegenheit, in fröhlicher Gesellschaft zu turnen. Unter solchen Umständen bietet eine im eigenen Hause mit zweckmäßiger Wahl und Anordnung der Übungen betriebene Gymnastik jüngeren und älteren Mädchen und Frauen einen werthvollen Ersatz, der vollständig geeignet ist, die Uebelstände, welche aus der Vernachlässigung des körperlichen Lebens hervorgehen, auszugleichen und aufzuheben.

In dieser Beziehung möchten wir ein in kurzem erscheinendes Buch von Ankerstein und Keller: „Die Haus-Gymnastik der Frauen und Mädchen“ (Verlag von Th. Chr. Fr. Enslin [Richard Schoep] in Berlin), das uns die Anregung zu den nachfolgenden Bemerkungen gegeben hat, allen unseren Leserinnen bestens empfehlen.

Die Haus-Gymnastik hat nicht den Zweck, zur Heilung ernstlicher Krankheitszustände, namentlich nicht ohne Hinzuziehung eines Arztes, verwandt zu werden. Sie ist deshalb keine Heil-Gymnastik im engeren Sinne, vielmehr soll sie diätetisch, d. h. zur Erhaltung der Gesundheit und zur allgemeinen Kräftigung dienen.

Die Übungen der Haus-Gymnastik sind, wenn sie entschiedenen Nutzen haben sollen, mit absoluter Regelmäßigkeit zu treiben. Sie müssen täglich vorgenommen werden. Die tägliche Übungszeit wird bei jüngeren Kindern und schwächeren Personen etwa eine halbe Stunde betragen, bei kräftigeren und geübteren sich bis zu einer Stunde ausdehnen dürfen. Schwächliche Personen, welche eine möglichst starke Wirkung der Haus-Gymnastik zu erzielen wünschen, können auch wohl täglich zweimal je eine halbe Stunde üben. In manchen Fällen, z. B. bei sehr reizbaren Naturen, auch wohl bei anhaltend bestehender Beschäftigung empfiehlt es sich, die ganze tägliche Übungsaufgabe nicht auf einmal, sondern in mehreren Portionen, über den Tag vertheilt, abzuarbeiten.

Der Betrieb der Hausgymnastik muß lange Zeit hindurch mit gleichmäßiger Ausdauer fortgesetzt, er muß gewissermaßen zu einer Lebensgewohnheit werden. Erst dann entfaltet die Übungsthatigkeit ihre vollen und tiefgehenden Wirkungen. Die Übungen können in angemessener Auswahl, die in dem oben angeführten Buche vorgeschrieben sind, von weiblichen Personen jedes Alters vorgenommen werden. Nach Beendigung aller zu derselben Übungsform gehörenden Einzelbewegungen wird eine kurze Erholungsperiode gemacht, in welcher der Lebende ruhig und tief athmen soll.

Ein solches Tiefathmen (d. h. ein gleichmäßiges, volles und kräftiges Ein- und Ausathmen bis an die äußerste mögliche Grenze) wird auch außer den Übungszeiten, besonders auf Spaziergängen, für die Gesundheit sehr nützlich sein und die Wirkung der Haus-Gymnastik unterstützen. Eine durch die Übungsthatigkeit herbeigeführte Beschleunigung des Herzschlages und der Athmung muß man erst vorübergehen lassen, ehe man die folgende Übung vornimmt. Die Gesamtwirkung einer täglichen Übung soll eine angenehme empfundene Ermüdung, niemals eine Ermattung oder völlige Erschöpfung



Übungen mit dem Armstärker.





Eine Verhaftung zur Zeit des großen Kurfürsten.

Nach einer gezeichneten Zeichnung von Herrn Jochims. — Erste Seite 204.  
Nach der Zeichnung von Herrn Jochims.





sein. Jede Übungszeit ist mit mäßig anstrengenden Übungen zu beginnen; dann erst kommen die kräftiger wirkenden Bewegungen, und mit ruhigen und beruhigenden wird die Thätigkeit geschlossen. Nur nach und nach sind die Übungen zu schwierigeren zu steigern; namentlich ist dies von schwächeren Personen zu beachten. Für das höhere Alter eignen sich im Allgemeinen mehr ruhige Bewegungen; bei jüngeren Kindern sind die Übungen in weicheren, abgerundeteren Formen, mit weniger Energie und Straffheit auszuführen als im kräftigen Jungfrauen- und Frauenalter.

Es ist zweckmäßig, daß vor Ausführung der Übungen die Verdauungsorgane möglichst leer seien. Die Tagesstunden, in welchen die gymnastische Thätigkeit stattfinden soll, sind deshalb passend so zu wählen, daß sie vor einer Mahlzeit liegen. Am angemessensten sind die Morgenstunden vor dem Frühstück, demnächst die Vormittagsstunden vor dem Mittagessen; aber auch die Zeit vor dem Abendessen ist brauchbar. Doch muß in jedem Falle zwischen der Übung und der darauf folgenden Mahlzeit eine Pause sich befinden, damit inzwischen die durch die Bewegung entstandene Aufregung verschwinden und der ganze Organismus zur Ruhe gekommen ist. Unter Umständen kann auch der spätere Abend zu den Übungen verwandt werden.



Übungen an den Schaufelringen.

Die Kleidung der Übenden muß bequem sein und alle Bewegungen des Körpers ungehindert zulassen. Jede Bewegung, besonders des Halses, der Brust und des Unterleibes, durch ungewöhnliche Kleidung wirkt bei der Übung durchaus schädlich. Namentlich sind Schürkleider und über den Hüften festgebundene Röcke, ebenso enge, nicht elastische Strumpfbänder verwerflich.

Begonnen wird die häusliche Gymnastik am besten mit sogenannten Frei-Übungen. Die Kopfbewegungen, — Kopfdrehen, Kopfschwenken vor-, rück- und seitwärts und Kopfstreifen, — wirken günstig bei Lähmungen und Schwäche-Zuständen der Hals- und Nackenmuskeln. Die Bewegungen der Arme, — die Übungen des Schulterhebens, des Vor- und Rückbewegens der Schultern, des Armhebens, Armschwingens, Armausbreitens, des Trichterkreuzens und der sogenannten Mühle bewirken sämtlich eine Erweiterung der Brusthöhle und dadurch eine Verbesserung der Athmungs-Thätigkeit.

Die Beinübungen kräftigen die Muskeln der unteren Gliedmaßen und machen die Beine leichter frei. In dieser Beziehung wirken die Bewegungen des Spreizens, Beinschwingens und Beinkreuzens in hohem Grade auf das Hüftgelenk, Anheben, Anheben und Unterheben auf das Kniegelenk und endlich Fußbeugen, Fußdrehen und Fußstreifen auf das Fußgelenk. Nehmliche Wirkungen erzielen die Übungen des Gehens, Laufens und Hüpfens.

Viele dieser Frei-Übungen können auch unter Benutzung leichter Eisenhalteln oder eines Stabes vorgenommen werden. Besonders die Stabübungen kräftigen die den Brustkasten umgebenden Muskeln, erweitern die Brusthöhle und befördern in hohem Grade die Athmungs-Thätigkeit. In dieser Beziehung hat sich auch der vom Schulinspector Dr. Vargiader in Basel erfundene „Arm- und Bruststärker“ als sehr zweckdienlich erwiesen.

Außer diesen Frei-Übungen sind auch die Übungen am Red und an den Schaufelringen sehr zu empfehlen. Beide Gerätschaften sind nach den Angaben des Angerstein-Eller'schen Buches bequem im Zimmer anzubringen. Zum Einlegen der Redstange werden an die Seitenfüllungen einer Thür fünfzehn Centimeter breite, fünf bis sechs Centimeter dicke Bohlenstücke aus gutem, festem Holz sicher angeschraubt, nachdem dieselben abwechselnd mit runden Löchern und winkligen Ausschnitten versehen sind, die in ihrem Durchmesser den Enden der Stange entsprechen. Diese Löcher bzw. Ausschnitte beginnen etwa in Hüfthöhe und müssen in Abständen von je fünfzehn Centimeter bis so weit nach oben angebracht werden, daß die Übende an der Stange mit völlig gestreckten Armen hängen kann. Durch ein Holzklöbchen, welches in den wagerechten Theil des Ausschnittes bis über das Stangenende geschoben wird, ist die Stange vor dem Herausfallen zu sichern. Die Schaufelringe sind in jeder größeren Spielwaren-Handlung vorrätig.

Unter den reinen Bewegungsspielen gehört das Ballspiel in seinen verschiedenen Formen zu den vorzüglichsten. Beim Werfen und Fangen des gewöhnlichen Balles sowie beim Schlagen des Federballens ist der ganze Körper in Thätigkeit; da wechseln kleine, genau beherrschte Bewegungen mit lebhaften

und ausgedehnten Drehungen und Wendungen, ja selbst Lauf und Sprung müssen plötzlich ausgeführt und ebenso schnell gehemmt werden. Diese Übungen sind auch in diätetischer Beziehung von sehr hohem Werthe. Das wußten bereits die Griechen und Römer des Alterthums, welche von den ersten Zeiten ihrer Entwicklung bis in die späten Jahrhunderte ihres Niederganges mit immer gleicher Vorliebe und immer gleichem Eifer Ballspiele betrieben. Die alten Aerzte, wie Galenus, Anyllus u. a., schätzten das Ballspiel sehr hoch und empfahlen es zu erziehbild-gymnastischen und heilgymnastischen Zwecken.

Rachendruck verboten.

Die Rose.

Novellette von Clara Biller.

„Sie sitzt mit dem neuesten Romane in der Sopha-Ecke, versunken in ein spannendes Kapitel. Da wird die Thür aufgerissen, und herein stürzt ihre Freundin Mimi. Mimi ist wieder einmal aus Rand und Band. Ihre Augen blitzen, alle Grübchen des reizenden Gesichts zucken. Sie wirft sich Elfe gegenüber in einen Lehnstuhl.“

„Du, Elfi... denk' Dir...“

Hier lacht sie an zu lachen, aber zu lachen, daß das ganze Gesichtchen strahlt.

Natürlich wird Elfe angepöbelt.

„Ja, was ist denn eigentlich los?“ fragt sie, sobald sie zu Athem kommt.

„Ach, Elfi... denk' Dir...“

Aber immer, wenn Mimi sich wieder zu diesem Anfange sammelt, erstickt Lachen von Neuem die Worte. Die hellen Thränen laufen ihr über die Backen; sie wiegt sich in den Hüften, hält sich die Seiten, schlägt die Absätze ihrer Stiefelchen zusammen und biegt sich nach vorn über, als wollte sie auf die Nase fallen.

Elfe schüttelt den Kopf. „Run — aber!“

„Vor Allem, daß Du's leiner... Seele... sagst...“

Aber Mimi kommt noch nicht weiter. Noch einmal springt sie auf, reißt ihren Hut ab, schlenkert ihr Mäntelchen in die Ecke, läuft in der Stube hin und her, — immer lachend, — und kniet endlich athemlos vor der verwunderten Elfe nieder.

„Wenn Du... schwören willst, ... es Niemand...“

„Wo denkst Du hin!“

„Das ist nicht genug.“

„Also: wahrhaftig nicht!“

„Dein Ehrenwort?“

„Mein Ehrenwort.“

„Ich habe... Fanni's Süßholz-Fixer angeführt!“

„Du gottlose Derge! Aber wie denn?“

„Du weißt, ich beobachte ihn genau... Ach, Elfi, die Männer sind doch furchtbar komisch, wenn sie verliebt sind!“

„Na, nicht Jeder!“

Elfe fühlt sich beleidigt in der Seele von Einem, der verliebt und gar nicht komisch ist.

„Täglich läuft er jetzt ein Dupend Mal bei uns vorüber, und wenn das Fenster offen steht, hör' ich ihn seufzen.“

„Osezt, Fanni hätte ihn gern?“

„Wie kann sie! Liebe soll doch etwas Poetisches sein! Nun denk' an den Fixer! Wie kann sie denn ein Milchkafee-Gesicht lieben, das täglich schmaler wird, und Cholosaladen-Augen, die täglich größer werden! Dabei alt, wie Methusalem...“

„Run, nun! Noch nicht vierzig! Aber die Geschichte!“

Und Mimi, ihre abgerissenen Reden durch lebhafteste Gesten unterstützend, erzählt:

„Fanni sitzt am Fenster... es hat bei uns geraucht, das Fenster ist offen... ich steh' neben Fanni. Sie ist vom gestrigen Ball noch ein bisschen müde und nicht über dem Sprechen ein... da seh' ich ihren Fixer die Straße heraufkommen... mich durchsucht ein Gedanke! Gestern hat er Fanni um eine Blume aus ihrem Bouquet gebeten. Fanni — keine Idee! Aber sie konnte sich ja über Nacht besinnen haben. Konnte sie nicht? Wie ich das denke, schwänzelt mein Fixer näher und näher... Ich schnell hinter die Gardine. Vor dem Fenster natürlich Hemmstuhls angelegt... Augen rechts, nach oben... Er grüßt herauf... er ist ja bischen kurzichtig, sieht nicht, daß sie eingenickt. Da bewege ich meine Hand nach der Rose, die Fanni vorgesteckt hat... werfe die Rose herab...“

„Du Lustig!“

„Aber denke nur, wie komisch!... Denk' nur! Es war schon schamhaft... unsere kleine Straße leer... Herr Fixer bückt sich... hebt die Rose auf... und schnell damit in den Paletot... linke Seite!... Ich mußte immer denken, wie ich es Dir erzählen würde... Dir allein, natürlich!... und hielt an, nicht loszulassen! Also er... einen Augenblick bleibt er stehen... grüßt mit Rachendruck und Schwächten noch einmal herauf, geht dann langsam weiter. Denk' Dir das nur, eben ist's geschehen!“

„O Gott, was hast Du angerichtet!“

„Jetzt stell' Dir vor, wie er sich gebenden wird, wenn er Fanni wiederseh'!... Er wird sich ja geliebt glauben! Seine sieben Haare werden ja zittern vor Bewegung... er wird ja noch viel mehr stottern und sich die Hände reiben, als gewöhnlich! Denk' Dir das nur!“

Und in Aussicht dieser Scene häßt Mimi bald auf dem linken, bald auf dem rechten Beine in der Stube herum und klatscht in die Hände.

„Aber die unglückliche Fanni! Die zurückhaltende, bescheidene, gute Fanni!“

„Das ist ja eben das furchtbar Komische! Sie hat ja keine Ahnung; sie wird ja gar nicht wissen, was er mit dem Liebeszeichen meint... Sie werden sich ja unbegriffen anstottern!... Elfi, willst Du einen ersten Platz bei diesem Wiedersehen? Ich geb' Dir ein Zeichen vom Fenster, wenn er kommt.“

„Du, hör' mal, Du bist ein solcher ausgelassener, gefährlicher, kleiner Antrips, daß mir die Haare zu Berge stehen, wenn ich daran denke, was Du mir einmal anrichten könntest!“

„Küss' mich, Elfi! Gleich küß' mich, — und mach' nicht so heilige Augen!“

Und da Elfe ihr nicht entgegenkommt, stürzt Mimi auf diese zu und umarmt sie stürmisch. Dann wirft der ausgelassene Patschisch rasch sein Mäntelchen wieder um und fliegt ebenso schnell zur Thür hinaus, als er gekommen ist.

Die Wirthin hat dem Amtsrichter Fixer soeben das Frühstück auf den Tisch gestellt. Vor ihm duftet lieblich der heiße Kaffee; neben ihm liegen die interessanten Nachrichten, so frisch,

so frisch! Aber Fixer entfaltet die Nachrichten nicht, und statt den Kaffee zu trinken, rührt er nur nachlässig mit dem Löffel in der Tasse herum. Sehr unthätige Bewegung, — er hat vergessen, Zucker in die Tasse zu thun.

Sein Blick ist auf eine Rose gerichtet, die in einem Rheinwein-Glase den Ehrenplatz auf seinem Frühstückstisch behauptet. Eine etwas chiffonirte Rose schon! Luise Peters würde sie kaum malen; jede anständige Biene, die sich auf Rosen versteht, würde an ihr vorbeifliegen. Höchstens könnte ein kurz-sichtiger Schmetterling sich einen Augenblick über ihren Verth täuschen und sie umgankeln.

Fixer, der kein Blumenmaler, kein Honigsammler und, — obwohl etwas kurzichtig, — auch keinem Schmetterlinge zu vergleichen ist, scheint sich am Anblick dieser Rose heute zu füttern.

„Die gute Fanni, — die liebe, gute Fanni!“ murmelt er von Zeit zu Zeit vor sich hin. Darauf schiebt er die unberührte Tasse von sich, säubert das Tisch Tuch von imaginären Arumen und entfaltet ein beschriebenes Blatt, um aus zum zehnten Male zu überlesen. Er hätte sich die Mühe sparsam sparen können. Der Inhalt war ihm so geläufig, wie die Haupt-Paragraphe des preussischen Landrechts. Das Schreiben lautet:

„Theures, hochverehrtes Fräulein Fanni!“

Ich darf wohl voraussetzen, daß Sie längst errathen haben, wie mein Herz, seit ich Sie kennen lernte, nur für Sie geschlagen, — nur von Ihnen erfüllt ist! Grausame Zweifel hielteln mich bis jetzt in Fängen und Vängen, wie unser unsterblicher Dichter es so meisterhaft ausgedrückt hat. So verschob ich das offene Geständniß meiner Gefühle von Woche zu Woche. Der gestrige Tag aber hat mich über Ihre Gesinnung belehrt, — er ist dadurch zum glücklichsten Tage geworden, den mein einlames Leben bis jetzt verzeichnete. Ja, — da steht sie vor mir, diese reizende Rose, — der Engelsgruß aus Ihrer Hand! Sie sind keiner Täuschung fähig, — und so wird die harte Blume mir zum festesten Grunde, auf den ich meine Hoffnung baue, wenn ich jetzt frage: Theures, hochverehrtes Fräulein Fanni, — wollen Sie die Meine werden? Wollen Sie durch Ihr liebes, anspruchloses Wollen meinem ferneren Dasein Glück und Glanz verleihen? Mit Sehnsucht und zugleich mit freudiger Gewißheit sehe ich Ihrer Antwort entgegen.

Berathen Sie mit Ihren hochgeschätzten Verwandten, denen meine amtliche Stellung bekannt ist, und machen Sie dann so bald als möglich den treuesten und wärmsten Ihrer Verehrer zum Glücklichen der Sterblichen.

Ewig Ihr ergebener

Julianus Fixer.

Nachdem er abermals bei seiner Unterschrift angekommen, legte er den Brief sorgfältig wieder in die schon gebrochenen Falten und schloß dann (mit fernerer Verführung zum Ueberlesen auszuweichen) mit energischer Bewegung das Couvert. Da schlug's neun Uhr vom Rathsturm. Rasch sprang Fixer auf. Denn der gewissenhafte Mann läßt auch das höchste der Gefühle nicht zum Herrscher über seine Amtspflicht werden. Er trat in's Nebenzimmer, vertauschte den türkischen Schlafrock mit dem gezeigten Schwarz der bürgerlichen Kleidung und eilte dann im Antischritte dem Gerichtsgebäude zu, nachdem er das bewehrte Document dem nächsten Post-Bureau zur Beförderung übergeben.

(Schluß in nächster Nummer.)

Rachendruck verboten.

Aus der Londoner Gesellschaft.

London, im November.

Die hinter uns liegende Season hat uns in diesem Jahre ebenso wie das liebliche Sommerwetter mit seinem Juli-Schnee an der Nase herumgeführt. Sowohl die Abspannung nach den großartigen Jubiläums-Feierlichkeiten des vorigen Jahres, als ganz besonders die allgemeine Trauer um die nahverwandten beiden deutschen Kaiser ließen die rechte Lust am Vergnügen nicht aufkommen. Zwar wurde der Derby-Tag, der mit seinem weltberühmten Wettrennen die Season einleitet, in alter Pracht begangen, als aber die Gesellschaft sich eben rüstete, die Stadt aufzusuchen, läuteten die Glocken ihr Trauerlied vom Scheiden, und all' die aufsprühenden Frühlings-Hoffnungen und Frühlings-Freuden wurden mit ihrem Gelächte ebenfalls zu Grabe getragen.

Die Königin kam nur für eine sehr kurze Zeit nach London, und es boten die abgehaltenen „drawing rooms“ naturgemäß durch die vorherrschenden Trauerfarben nicht das lebensvolle Bild, das sich sonst bei diesen Hof-Couren entwickelt. Bereits im Juli begab sich die Königin nach Osborne und später nach ihrem schottischen Schlosse Balmoral, wo die heftigsten Verschäften zu einem mehrwöchentlichen Aufenthalte eintrafen. Noch in diesem Monate wird Kaiserin Friedrich in Windsor erwartet, dem Orte, wo sie einst mit dem geliebten Gatten den Bund für's Leben schloß.

Trotz der Abwesenheit des Hofes und des hohen Adels war uns jedoch immer noch genügend Stoff für Abwechslung und Zerstreuung geboten. Wie alljährlich, haben wir auch diesmal wieder Sarah Veinhard an Themsestrand gesehen. Durch ihr Gastspiel wurden die Aufführungen des Irving-Goethe'schen Faust, der unserm rein Goethe'schen so wenig ähnlich sieht und die uns zwei Jahre lang gepeiniget haben, beendet. Das nächste Ereigniß war Charles Bondham's Rückkehr von seiner Continent-Reise; der Künstler fühlte ein dringendes Bedürfniß, seinen David Garrick, den er in Deutschland deutsch, in Rußland russisch gespielt hatte, auch einmal wieder ein Jahr lang englisch zu spielen.

Wie stets im Herbst, hatte man auch in diesem Jahre das Covent-Garden-Theater zu einem großen Wintergarten umgestaltet, wo die völlig in Mode gekommenen Promenaden-Concerte abgehalten werden. Es ist eine Eigenthümlichkeit des Briten, der durch die eigenartige Bau-Art seines Hauses in hundert Fällen neunundneunzigmal einen Garten hinter demselben besitzt, denselben doch nie zu benutzen, sondern ihn nur als einen Ausstattungs-Gegenstand zu betrachten. So sind es denn die Gärten der alljährlichen Ausstellungen, ganz besonders aber die Jmitation im Covent-Garden, die dem Engländer endlich einmal willkommene Gelegenheiten bieten, sich der Welt „im Freien“ zu zeigen. Ich spreche hierbei nur von Bürgerstände, denn die weltberühmten Parks der englischen Granden würden meine Behauptung zu nichte machen.

Zwei Bilder sind es, die auch dieses Jahr zu den an-



Heimzug an den Schaufelringen.



mühtigsten des Londoner Lebens gehören: das eine der Korjo im Hyde-Park, und das andere ein Sonntag-Nachmittag auf der Themse in der Gegend von Richmond. Der fashionable Tag für den Hyde-Park ist der Freitag-Nachmittag, an welchem sich Alles, was London an Berühmtheiten aufzuweisen hat, dort ein Rendezvous giebt. Auch der Hof ist dabei meist durch den Prinzen von Wales mit seiner schönen Gattin vertreten. Das erwähnte Bild des Flusslebens ist nun aber, wenn auch nicht ganz so fashionable, dennoch ungleich anziehender. Man muß diese jugendfrischen Töchter Albions, von denen eine immer hübscher als die andere ist, in ihrem leichten boating costume sehen, um zu wissen, was Lebensfreude heißt. Das Lacht und schwaht und lirtet, daß es uns nicht Wunder nehmen kann, wenn unser guter deutscher Michel nur zu oft sein Herz auf dem Flusse verliert, und man möchte Simrod's Worte vom Rheine und seiner Lorelei umdichten, nur schade, daß die Themse für deutsche Verse gar keinen rechten Klang hat.

Dies Bild leitet mich nothwendig zu einer im Londoner Leben Mode gewordenen Frage über, nämlich: „Is marriage a failure?“ (Ist die Ehe ein Mißgriff?). Die Frage ist durch die endlosen Artikel des „Daily Telegraph“ zum fliegenden Wort geworden. Es ist spezifisch englisch, daß ein Blatt von höchster politischer Bedeutung eine Frage, die absolut nicht in seinen Rahmen paßt, zur offenen Discussion seiner Leser stellt. Aber die englische Frau liebt es, im Gegensatz zu ihren holden deutschen Schwestern, ihre Stellung zu socialen Fragen zu nehmen, und, — Hand auf's Herz, — etwas Citelkeit ist wohl auch dabei, ihre eigene Meinung in tausenden von Exemplaren über die ganze Welt gedruckt zu finden. Auch die deutsche Ehe wurde mit in die Discussion gezogen, freilich hat man hier in England eigenthümliche Begriffe über dieselbe. Man stellt sich die deutsche Hausfrau meist als die unterthänige Skavin ihres sich nur in der „Kneipe“ wohlführenden Despoten vor. Um so mehr freute es mich, als die Herausgeberin des „Lady's Pictorial“ in ihrem Blatte jüngst erklärte, daß sie im Gegensatz zu verschiedenen, ihr mitgetheilten Ansichten darin mit den Anschauungen der deutschen Hausfrau übereinstimme, daß eines Weibes Glück in der dienenden Liebe ihrem Gatten gegenüber bestände.

Ein entschiedener Erfolg der diesjährigen Saison ist die italienische Ausstellung. Es ist wohl das erste Mal, daß der sonst so kunstunverständige John Bull ein Werk von hohem Kunstwerthe in seiner Hauptstadt sieht. Die Ausstellung wurde unter italienischem Protectorate eröffnet und umfaßt neben den Werken der italienischen Industrie eine Gallerie moderner Delgemälde und Sculpturen. Die erstere, durchaus nicht unbedeutend, wird durch die Sculpturen noch bei Weitem übertroffen. Mit dieser Ausstellung hat Italien bewiesen, daß Frankreich nicht mehr unbestritten die Krone gebührt in der Darstellung der mit künstlerischem Idealismus gepaarten Wahrheit der Form.

Inzwischen rückt der Winter mit Macht heran. Schon haben wir ihn wieder gesehen, den unheimlichen gelben Gesellen, der Morgens mit uns aufwacht, und den wir den ganzen Tag nicht los werden können. Zu unsere Lungen dringt er und zwingt uns zu ewigem Husten, auf die Augen wirft er sich, nur in der Absicht, uns Schmerzen zu bereiten, und mischen sich erst einmal die Dünste und Rauchwolken, die den Legionen von Schloten Londons entsteigen, mit ihm, dann wird es schwarz um uns. Er zieht seine magischen, brauenden Kreise um die Laternenlichter, die trübe flackernd kaum Licht verbreiten. So unverkämmt ist der Geselle, daß er unausgefordert selbst in die Häuser dringt und auch dort sein unheimliches Spiel treibt. Da hört man tagüber nur das Knallen der Signale auf den Eisenbahnen, denn auf die Lichtersprache kann man sich nicht mehr verlassen; sonst ist die Welt grauig still um uns, und jeder Schall trifft nur gedämpft und wie aus weiter Ferne unser Ohr. Das ist der Nebel, der böse englische Nebel, den man unserem Lande als nie fehlendes Attribut giebt. . .

Walter Frausnik.

## Verschiedenes

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Mädchen von Capri.** Von F. Gesellschaft. Siehe das Bild, Seite 201. — Im zweiten Beilatte der letzten Unterhaltungsnummer machten wir auf ein neues großes Prachtwerk aufmerksam, das Julius Vohmeier im Verlage von C. L. Wiskott in Breslau unter dem Titel „Aus Studien-Mappen deutscher Künstler“ herausgiebt. Im Interesse dieses außerordentlich schönen und echt künstlerischen Unternehmens, dem wir eine weite Verbreitung wünschen, bringen wir heute eine auf zwei Dritttheile verkleinerte Probe-Abbildung aus der demnächst erscheinenden Gesellschaft-Mappe. Der bekannte Historienmaler hat in dieser reizenden Studie einen höchst anziehenden und anmuthenden Vorwurf gewählt. Das liebliche Gesicht des jungen Mädchens trägt ganz den eigenartigen, aus römischen und griechischen Schönheitslinien sich mischenden Typus des weiblichen Elementes von Capri. Die Auffassung ist vortrefflich, — vorzüglich gelungen namentlich der sinnig-lebende Ausdruck des Gesichts und der Blick des Auges. Das Mädchen ist körperlich noch wenig entwickelt, — die Capresinnen sind übrigens alle schlant, — aber der reizende Ausdruck im Antlitz deutet darauf hin, daß die zarte Ansoße sich schnell zu üppiger Sommerblüthe entfalten kann.

**Eine Verhaftung zur Zeit des großen Kurfürsten.** Nach einer getuschten Federzeichnung von Harry Jochmus. Aus der Preis-Concurrenz der Illustrierten Frauen-Zeitung. Siehe das Bild, Seite 204 und 205. — Als der große Kurfürst nach dem Ableben seines Vaters die Regierung übernahm, ein Fürst in so jungem Alter, wie vor und nach ihm kein Hohenzoller den Thron bestiegen hat, fand er sein Land mitten in den Schrecknissen des dreißigjährigen Krieges als einen Spielball zwischen Schweden und Kaiserlichen, ohne die Macht, sich Beider zu erwehren. Aus dieser Ohnmacht führte er Brandenburg empor zu der Höhe des leuchtenden Staates in Norddeutschland; seiner Energie, die Kräfte zu sammeln, seinen außerordentlichen Feldherrn-Gaben, seinem großen Organisations-talent für die Werke des Friedens wie die des Krieges ist es zu danken, daß Friedrich I. die Königskrone als ein der Bedeutung des Staates entsprechendes Attribut fordern konnte. Ein hohes Bewußtsein von dem Rechte und den Pflichten seiner fürstlichen Würde war die Wurzel seiner Kraft, und auch der brandenburgische Adel und die Städte, deren Selbstbewußtsein wieder um so heller aufblühte, je ohnmächtiger er die Mark beim Antritt der Regierung des jugendlichen Herrschers sah, mußte es erfahren, daß

dieser wohl treue Unterthanen und Mitarbeiter an seinem großen Werke, aber seine Herren neben sich duldete. Er zeigte sich unerbittlich und unbeugsam, wo er Gegenströmungen gegen seinen Willen sah. Angenehm überrascht werden die Bewohner nicht gewesen sein, wenn die kurfürstlichen Reiter in nächstiger Stunde an die Thür eines Hauses pochten und den Herrn desselben zur Verantwortung forderten. Aber diese Strenge war nothwendig, um das Staatsbewußtsein in den Unterthanen zu wecken und den letzten Rest mittelalterlicher Selbstherrlichkeit zu brechen.

## Kunstgewerbliches

Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche gesetzlich geschützt sind.

**Aufnah-Arbeit.** — Wanderschlingungen haben stets ein beliebtes Motiv für ornamentale Bildungen abgegeben, und es hat die weibliche Handarbeit naturgemäß des öfteren zu solchen Mustern und Techniken gegriffen, bei denen in einander geschlungene Linienzüge (z. B. Aufnah-Arbeiten in Soutache) oder sich überkreuzende breitere und schmälere Bänder (wie bei der sogenannten Band-Technik) gewissermaßen das Leitmotiv bilden, das dann durch mehr oder weniger reiches Blumen- und Rankenwerk seine Verbindung erhält. Auch die Barockzeit, und sie insbesondere, bildet ihr Ornament ähnlich aus, und Ornament-Werke aus jener Zeit, — wir verweisen nur auf das Werk von Jean Beraun (1636—1711), — bieten eine Fülle reizvoller, verwendbarer Motive. Bei der verhältnißmäßig einfachen Technik, mit welcher solche Muster dann in die weibliche Handarbeit überetzt sind, erzielte man durch das Aufnähen feinerer und anderer Bänder auf einfarbigen, meist kräftig getönten Grundstoff, sowie durch Ausführung der Blumen theils in Application, theils in Kallistichen eine einfach klare und vor Allem decorative Wirkung.



Die mit vorstehender Abbildung veranschaulichte Bettdecke, welche der Lette-Berein für die diesjährige Kunstgewerbe-Ausstellung in München anfertigte, greift diese Technik wieder auf und sucht dieselbe selbständig für den gegebenen Zweck zu verwerthen. Auf einem Grunde von mattblauem Satin de Chine, mittelsterner Tönung sehen wir cremefarbenes mit schmalerem weissen Seidenstoff abwechselnd sich verschlingen. Die aus Seidenstoff applicirten Blumen wurden, im Gegensatz zu den meisten alten Arbeiten, nicht mit Watte unterlegt und zeigen, wie es sich bei reicheren Mustern ganz besonders empfehlen dürfte, eine von den aufgenähten Bändern etwas abweichende Tönung. Einzelne Blumen, resp. einzelne Theile der Blumen wurden in verschiedenartigen Kallistichen ausgeführt. Da die Decke für ein Doppelbett gedacht war, so mußte die der großen Breite wegen in der Mitte entstehende Naht des Grundstoffes gedeckt und beim Entwurf des Musters eine über die ganze Breite laufende Wanderschlingung angeordnet werden. Der Abschluß der an den Längsseiten des Bettes herabhängenden Decke ist als solcher durch lambréquinartige Form gekennzeichnet.

Diese Arbeit wird, so hoffen wir, der einen oder anderen unserer Leserinnen gewiß Anregung geben, diese dankbare Technik selbst an einer hübschen Arbeit zu versuchen und ihr vielleicht durch Verbindung mit anderen Techniken noch mehr Abwechslung und Reiz zu verleihen.\*

\* Die dargestellte, nach einem Entwurf des Architekten R. Polster angefertigte Decke ist im Lette-Berein veräußlich.

## Aus der Strassenwelt

**Wien.** — Erzherzog Leopold Salvator, ältester Sohn des Erzherzogs Karl Salvator, hat sich mit Donna Blanca, Prinzessin von Bourbon, verlobt. Donna Blanca ist die älteste Tochter des einstigen spanischen Thron-Prätendenten Don Carlos. Der Bräutigam, der am 25. October sein 25. Lebensjahr vollendete, bekleidet in der österreichischen Armee den Rang eines Hauptmannes

erster Klasse im 3. Artillerie-Regimente. Die Braut, eine vornehme, sympathische Erscheinung, erblickte am 7. September 1863 das Licht der Welt.

**Shanghai.** — Die Kaiserin-Mutter von China wird demnächst von der Leitung der Regierung zurücktreten und will dieselbe ihrem jugendlichen Sohne übergeben. Schon vor zwei Jahren hat die Kaiserin die Absicht bekannt gegeben, sich von der Regentenschaft zurückzuziehen, ließ sich aber durch die Bitten der Minister und der Prinzen zur Fortführung der Regierung bewegen. Nun ist sie auf ihren Wunsch zurückgekommen, und wie aus dem in dem amtlichen Organe der chinesischen Regierung, der „Peking Gazette“, veröffentlichten Decret ersichtlich, kündigt die Fürstin an, daß sie am dritten Tage des zweiten Monats des nächsten chinesischen Jahres, also am 4. März 1889 die Regierungsgeschäfte zurücklegen werde, die der Kaiser nun selbständig führen soll. Interessant sind die Vorgänge, die diesem Entschlusse der Kaiserin vorangingen, besonders die Art, wie sich die Prinzen bemühten, sie von demselben abzubringen. Unter denjenigen, die sich am eifrigsten bemühten, die Kaiserin zu bewegen, daß sie dem Sohne noch fernerein ihren Rath und Beistand schenken möge, befand sich in erster Reihe der Vater des jungen Kaisers, Prinz Chun. In ihrer Antwort erwiderte die Monarchin, daß die Regentenschaft seitens einer Kaiserin nur ein ausnahmsweises Ereigniß sei, und daß der junge Kaiser sich ihr gegenüber stets auf das Gewissenhafteste benommen habe, daß sie demnach, gerührt von den ihr zu Theil gewordenen Ehrfurchts-Bezeugungen, noch für einige Zeit Regentin bleiben wolle. Seither wurde für die Kaiserin ein besonderer Palast gebaut, in dem allerlei Unterhaltungen stattfanden, Neuerungen, die früher kaum möglich gewesen wären. Es macht sich eben jetzt ein Zug nach Heraustrreten aus der bisherigen Abgeschlossenheit und nach Einführung weständlicher Einrichtungen bemerkbar. Der Vorgänger des nun nach dem Rücktritte der Kaiserin zur Regierung gelangenden Kaisers ist bereits seit dreizehn Jahren todt. Kaiser Kung-Ghi starb am 12. Januar 1875 an einer Blatternkrankheit im Palaste zu Peking und hatte kaum das 19. Lebensjahr erreicht. Er war in der Regierung seinem Vater, dem unglücklichen Kaiser Hien-Teng, 1861 gefolgt. Nach dem Tode Kaiser Kung-Ghi trat eine Verzögerung in der Er-

nennung seines Nachfolgers ein. Mehrere Prinzen wurden als seine Nachfolger genannt, die Nacht befand sich aber in den Händen der zwei Kaiserinnen, nämlich der Kaiserin-Witwe nach Hien-Teng und der Kaiserin-Mutter Kung-Ghi's, welche thatsächlich das Reich unter dem Beistande des Prinzen Kung seit der Thronbesteigung Kung-Ghi's regiert hatten. Von den Hspartien war keine stark genug, den Kaiserinnen Opposition zu machen. So blieb die Herrschaft in den Händen der beiden Frauen. Als der jetzige Kaiser vor zwei Jahren in eigener Person zu regieren begann, hat seine nun von der Regentenschaft zurücktretende Mutter in liebevollster Art die Aufsicht über seine Regierungs-Handlungen geführt.

## Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Wien.** — Als großer Reueheit muß der Toiletten aus Damentuch mit breiten à jour Säumen, in herrlicher punto-tirato Mustern Erwähnung geschehen. Wir sahen ein solches Kostüm von vornehmstem Geschmack, bei welchem über einen weißseidenen, mit schmalen à jour Säumen geränderten Rock, ein weiteres aus silbergrauen, feinstem Damentuch fiel. Diefen umsäumte eine 16—18 Cent. breite Punto-tirato-Vorbüre, welche den weißen Seidenrock ungemein wirksam hindurchschimmern ließ. Das weißseidene Blusenhemd des Unterkleides mit weiten Bauerärmeln schaut unter einem äußerst graziosen, durchweg à jour gearbeiteten Tuchjäckchen hervor, das den Wuchs höchst vorthellhaft hervorhebt. Th. M.

**Berlin.** — Nach jahrelanger stiefmütterlicher Behandlung sieht sich der Schwanenpelz wieder in seine vollen Rechte eingesetzt und, wie früher, zur Ausstattung von Abend-Gapoten, Sorties, Balltragen u. s. w. verwendet. Seitdem es nun gar einem Leipziger Kürschner gelungen ist, den Federpelz in allen, selbst den zartesten Tönen, zu färben, wird ihm eine große Zukunft als Garniturmittel sowohl der lustigen Tüll- und Gaze-Kleider, als auch der hellen Seidenroben prophezeit. J. J.



Nichts Duftigeres und Zarteres, als ein erstes Ballkleiden, bestehend in einem mit Schleifen gezierten Bolant-Rock und einer halbhothen, krausen Gürtel-Taille. Der Glanz von Perlen, Brillanten und knisternder Seide erbleicht neben dieser Jugendlichkeit. Stickereien auf Batist und in allen matten Tönen



gefärbte Seidenen Spitzen in den zarten Mustern und Geweben der Valenciennes wetterfein um den Vorrang. Bektere wirkten am schönsten auf einem gleich-

farbigen Taffetrock. Bei weitem reichere Bolant-Garnituren bilden mit bunter Seide und Metallfäden auf weißem oder farbigem, ja sogar schwarzem Seidenkrepp ausgeführte Stickereien. S. 3.



Paris. — Neben den spanischen Spitzentüchern und den Chantilly-Shawls, die gleichsam über der Mode stehen, bevorzugte man neuerdings als leichte abendliche Kopfhülle die luftigen weißen Tüllwolken mit Durchzug-Arbeit. Ihnen entstand aber bereits eine Concurrenz in zierlichen Capote-Arrangements aus Tüll mit seidener Plattstich-Stickerei und übereinstimmendem Spitzen-Ansatz. Absteckender Schleifenschmuck belebt diese zarten Kopfhüllen, die man sowohl schwarz, als auch weiß oder farbig herstellt.

Der Glanz der Toiletten in den Ball- und Theaterzalen, wie sehr er ein für Farben- und Formen-Reichthum empfängliches Auge auch zu entzücken vermag, wird fast noch überstrahlt durch die prächtigen Doppelmäntel (sortio do bal), in welche die eleganten Pariserinnen sich für den Heimweg, wie die Feen in ihr Schwannkleid, hüllen. Der Vergleich liegt nahe; denn das kostbarste weiße Pelzwerk verbräunt den oberen, aus Sammet oder schwerer Faulle hergestellten Theil dieser Mäntel, während der untere, mit Plüsch gefütterte aus Seidenbamaft, nicht selten mit eingewirkten Gold- oder Silberblumen, besteht. Nur verheiratete Damen tragen jedoch diese reich ausgestatteten Mäntel; junge Mädchen begnügen sich mit einer



Jade oder einem Rad aus Wollstoff, ganz einfach mit einem Pelztragen oder einer ausgeschlagenen dicken Stoffrüsche garnirt.

Aus den Ateliers des berühmten Worth ging kürzlich eine reizende Toilette für eine junge Frau hervor. Ganz aus hellgrünem Atlas hergestellt, sind Rock und Taille mit einer durchbrochenen Poffementerie ausgestattet, in der ungeschliffene Granaten mit Korallen-Perlen wechseln. Strassfedern schmücken den grauen Filzhat, der mit korallenrothem Sammet gefüttert ist.



Ein Zimmer, dessen Wände nicht mit Gemälden und tausend Nichtigkeiten ohne wirklichen Zweck geschmückt ist, macht in Paris den Eindruck, als ob es unbewohnt sei. Demgemäß hängt man gegenwärtig unter Anderem ziemlich große stufenförmige Consolen von Bambus an die Wände. Auf die oberste Stufe stellt man eine mit Blumen gefüllte Vase, darunter, auf eine in mattfarbiger Seide gestickte Decke, eine Statue. Die anderen Abtheilungen dienen zu Büchern und anderen kleinen Gegenständen. S. de G.



### Handarbeiten

Extra-Blätter der Illustrirten Frauen-Zeitung. Nr. 23. Leinenstickerei. Altdeutsche, slavische, italienische und spanische Muster. — Neben einer großen Anzahl von Mustern in unserer

bewährten Darstellungsweise des Kreuz- und Strichstiches enthält das der heutigen Nummer beigegebene Extra-Blatt auch mehrere nach jenen Mustern in verschiedener Technik gestickte Vorlagen. Die vielseitige Verwendbarkeit solcher Stickarten, den Flechten-, Locken-, Ketten-, Knötchen-, Ueberfang-, Wirt-, Flach-, Gobelin-Stich etc., sondern auch für Durchbruch-, Stopf-, Häkel- und Strickarbeiten, — betonen wir wiederholt, sowohl in den Nummern und auf den Beilagen unseres Blattes, als auch in den verschiedenen Sammlungen für Leinenstickerei. (IV. [letzte] Sammlung mit vielen verschiedenen Ausführungen und Anwendungen, nebst 193 Mustern auf 30 Tafeln, sowie 20 Seiten Text mit 109 Abbildungen. Preis in Mappe 3 M.) Es bedarf somit nur des Hinweises hierauf, um den Leserinnen die außerordentliche Gestaltungsfähigkeit dieser Art von Mustern in Erinnerung zu bringen. Die erste Seite des Extra-Blattes bietet verschieden angeführte Bäumchen und Borten.



Zu der schönen Vorbüre in punto tirato, Abb. 5, giebt Abb. 16 das Muster nebst Gdbildung, während an der hier beigegebenen Darstellung die vorzügliche Wirkung des durchbrochenen Musters für einen Vorhang zur Anschauung kommt. Das aus Borten, Bäumchen und Klein-Figuren zusammengestellte, in Flechten- und Strichstich ausgeführte Arrangement, Abb. 22, ist einer Decke entnommen, die unsere Leserinnen mit Abb. 5 in der Nr. v. 2. Dec. d. J. finden. Soweit es der Raum gestattete, machen die Unterschriften zu den einzelnen Abbildungen Angaben über Herkunft, Ausführung etc. der Muster, welche in ihrer verschiedenen Nationalität manchen interessanten Vergleich bieten. S. 2.

Der als Grundstoff für Stickereien einst so unentbehrliche, dann aber längere Zeit ziemlich vernachlässigte Canevas beginnt die frühere Gunst wieder zurückzuerobern, ja sie in erhöhtem Grade sich zuzueignen, seitdem neben dem bekannten Gewebe, das schlecht und recht aus weißen Baumwollfäden besteht, vornehmere Canevas-arten aus Gold- und mit Gold gemischten naturfarbenen Leinenfäden (Picelle-Canevas) u. a. fabricirt werden. Auf einem derartig veredelten Grund reizt es die Nabel, ihre anmuthigen Gebilde von Neuem hinzustreuen, weshalb sich die Nachfrage nach Canevas-Stickereien neuerdings von Tag zu Tage steigert. Da aber nichts auf Erden in der ursprünglichen Form wiederkehrt, sondern nach dem Geschmacke der Zeit gemodelt wird, so erscheinen diese Stickereien auf mannigfaltige Weise aus Kreuz- und Gobelinstichen, petit point u. s. w. gemischt. Der hierdurch bewirkte Effect ist vorzüglich, besonders wenn der goldglänzende Grund einen Rahmen von dunklem Plüsch erhält. Nun aber zeigen sich sofort verschiedene Varianten der erneuerten Arbeitsweise. Im petit point auf feinsten weißen Canevas ausgeführte Borten und Bouquets

schneidet man aus und applicirt sie auf Plüsch, Atlas oder Gold-Canevas, oder dieser letztere selbst bildet den Grund der Applications-Figuren, während die Stickerei sich nur darauf beschränkt, durch einen farbig abschattirten Rand zugleich die Befestigung herzustellen. Stickereien auf gewöhnlichen weißen Canevas, den man mit ausdrucksvoll schattirter Musterzeichnung, auch bereits in den betreffenden Farben mit Wolle unterlegt, kaufen kann, erfordern natürlich eine Füllung, für die sich der Gobelinstich vortrefflich eignet. Was die Muster anbetrifft, so bieten sie die größte Mannigfaltigkeit. Stylisirte Blumen, Arabesken, Landschaften und Genrebilder mit Figuren in den malerischen Kostümen des Rocco und der Renaissance erscheinen allein oder in anmuthigen Verästelungen, hier ein Mittelstück, dort eine Borte oder einen überstrenten Fond bildend. Seide, Moos- und Orientwolle sind die vorwiegend hierzu verwendeten Materialien. Ihrer außerordentlich plastischen Wirkung wegen eignen sich diese Stickereien namentlich zu Wand-Decorationen, Ofenschirmen, Thür-Draperien etc.

### Wirthschaftliches

#### Weihnachts-Gebäck.

Von Alters her ist das Baden der Stolz und die Freude der wirthlichen Frau gewesen; in vielen Häusern ist ohne dasselbe kein Fest zu denken, namentlich kein Weihnachtsfest, an dem wir gewohnt sind, Kuchen verschiedenster Art und süßes Gebäck in reicher Fülle auf unseren Tischen zu finden. Wer entlänne sich aus seiner glückseligen Kinderzeit nicht jener besonders schönen, aufregenden Tage, an denen Berge von Zucker, Rosinen und Mandeln von

verführerischem Ansehen in der Küche gerieben, verlesen und gewiegt wurden? Allerdings war gerade dann die Küche meist ein verbotesnes Paradies für uns, und erst wenn der süße Duft des fertigen Gebäckes sich zu verbreiten begann, wenn Kapfluchen, Strizjel, Stollen wohlgelungen aus dem Ofen kamen, wurde ein bewundernder Anblick gestattet, oder es gab wohl gar einen Kuchenmann mit Rosinenaugen, der, sofortiger Vernichtung geweiht, begeisterte Anerkennung fand und die Hoffnung kommender, größerer Genüsse erweckte. Zur Anregung für's Baden bringen wir folgende Rezepte.

**Berliner Kapfluchen.** Hierzu gehören: 1 Kilo Mehl, 250 Gramm Butter, 125 Gramm Zucker, 65 Gramm Pflanzöl, 10 Liter Milch, 4 ganze, 4 gelbe Eier, 250 Gramm Sulfatrosinen, 125 Gramm Korinthen, 60 Gramm Citronat, 30 Gramm fein gewiegte, süße, mit einigen bitteren gemischte Mandeln und ein Zuder abgeriebene Schale einer Citrone. Nachdem das Mehl am Vortage gut gesiebt und über Nacht an einem warmen Ort gestellt worden, bereitet man vom vierten Theile desselben mit der in der lau erwärmten Milch aufgelösten Hefe ein weiches Hefenküch, das sich, — warm gestellt, — heben muß, um zum Gebrauch fertig zu sein. Die Butter wird inzwischen zu Sahne geschlagen, abweichend ein Löffel Mehl, ein Ei, etwas Zucker und, wenn diese verrührt sind, das Hefenküch hinzugehan; mit dem Röhren der Masse wird aber fortgefahren, bis sie Blasen schlägt, sich mit der Reule hochziehen läßt und zusammenhängend niedersinkt, wozu etwa 1/2—3/4 Stunden gehören. Zuletzt giebt man die Citronenschale, die gut verlesen, gewaschen und getrockneten Rosinen, Korinthen, die gewiegten Mandeln, fein geschnittenes Citronat und, nach Belieben, einen Schöffel Rum hinzu, fällt den Teig in die gut mit Butter ausgestrichene, mit Mandelschiffen ausgestreute Form, läßt ihn noch einmal etwas aufgehen und backt ihn in nicht zu heißem Ofen eine Stunde lang.

**Schlesischer Mohnstriezel.** Der Teig besteht aus 1/2 Kilo Mehl, 125 Gramm Butter, 16 Gramm fein gestohlenen Mandeln, 65 Gramm Zucker, 3 ganzen Eiern, 30 Gramm Hefe, 10 Liter Milch und 1/2 Kilo gebrühtem, schwarzem Rohrn, der mit etwas Milch fein gerieben, mit 2 ganzen, 4 gelben Eiern, 125 Gramm Zucker, 32 Gramm zerlassener Butter und ein wenig Sahne vermischt wird. Ist das Hefenküch auf die vorerwähnte Art bereitet, so knetet man Mehl, Eier, Zucker, Mandeln, abgeriebene Citronenschale und eine Prise Salz zu einem ziemlich festen Teig, giebt das Hefenküch hinzu, schlägt die Masse, — nach und nach die zerlassene Butter zugehend, — tüchtig durch, und zwar so lange, bis sie feinstbläsig wird. Dann stellt man sie, nachdem sie mit Mehl bestäubt und mit einem Tuch bedeckt worden, an eine warme Stelle, wo sie aufgehen muß. Nun wird der Teig noch einmal durchgeknetet und auf einem Backbrett zu einer länglich-viereckigen, dünnen Platte ausgerollt; diese bestreicht man gleichmäßig mit dem Mohn, legt sie zusammengewickelt auf ein Blech, oder noch besser, — wie Königstücken, — in einen eigens dazu gefertigten Blechkasten, bestreicht sie, sobald sie aufgegangen ist, mit Butter und backt sie in 3/4 Stunden in mäßig heißem Ofen.

**Bremer Wickeluchen.** 1 Kilo Mehl wird mit 250 Gramm Butter, 4 Löffeln heißer Milch und 125 Gramm Hefe, die in einem Tassenlopf voll lauwarmen Milch aufgelöst worden, zusammengerührt, gut durchgearbeitet und zum Aufgehen 1/2 Stunde lang auf dem warmen Herd gestellt. Auf dem Backtisch, — ähnlich wie der Mohnstriezel, — zu einer knapp fingerdicken Platte ausgerollt, wird diese zunächst mit 250 Gramm zerlassener Butter bestreicht, unter die man zwei Eier schlug, und dann mit einer Mischung bestreut, die aus 250 Gramm fein gewiegtem Citronat, 250 Gramm gestohlenen Mandeln, 375 Gramm gestohlenen Zucker, der abgeriebenen Schale von 2 Citronen und ein wenig feinem Canvel besteht. Vorsichtig zusammengewickelt, legt man den Kuchen auf ein Blech, läßt den Teig nochmals aufgehen, backt ihn in ziemlich heißem Ofen, bestreicht ihn, sobald er gar ist, mit Butter und bestreut ihn mit Zucker. E. A.

### Briefmappe

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Fragen.**  
**Angora-Kähen.** — Wo kann man ein junges weißes Angora-Kähen kaufen? Frau F. W. in P.  
**Gelbe Stiefelchen zu puken.** — Wie puht man die gelben feinen Stiefelchen am besten? Abonnentin in München.

### Antworten.

(Auf die betreffenden Fragen weisen die Zeilenzahlen hinter den Schlagworten hin.)  
**Chlorfalk (144).** — Chlorfalk als Fleckwasser, mit Vorsicht und richtig angewendet, ist für die Wäsche nicht schädlich und dem Auge nicht sichtbar, wird es indessen leichtsinnig von Diensthöfen gebraucht, so zeigen sich bald in der Wäsche kleine runde Löcher; auch verliert das Leinwandzeug seinen Glanz und bekommt ein stumpfes, baumwollenartiges Aussehen; nimmt man die Wäsche in die Hand, hat man eine staubige, kalte Empfindung, und überdies macht sich ein eigenthümlich scharfer Geruch bemerkbar.  
**Sauce béarnaise (144).** — Vier Chalotten werden in einem Stück guter Butter geschwitzt, mit Mehl und Bouillon zu einer dickflüssigen Sauce verrührt, der man einen Zusatz von süßer Sahne giebt und die man mit Salz abschmeckt. Durch ein Sieb gegossen, wird die Sauce mit einem Löffel Bordeaux-Essig und einigen Eigelben abgezogen und sofort auf die Tafel gegeben. S. A.  
**S. B. in Wien.** — Wir bringen Gebächte nur in Ausnahmefällen; besten Dank.  
**Better Hans.** — Leider nicht zu verwenden. Wir bitten um gefällige Angabe Ihrer Adresse.  
**J. Z.** — Fragen aus dem Gebiete der Kosmetik können wir nicht beantworten.

Zeitschriften: Bettdecke, Seite 207; Letto-Berlin, SW, Königgräber Str. 90. — Farbiges Schwannpelz, Seite 207; Ferdinand Steyer, Leipzig, Reichstraße 10. — Ballkleider, Seite 208; M. Levin, C, Hondevoitplatz 1. — Capote aus Spitzen, Seite 208; M. Busse, W, Leipziger Str. 42. — Canevas-Stickereien, Seite 208; C. A. Köhler, W, Jägerstr. 23; Zitel u. Schmidt, W, Friedrichstr. 78; C. Kruppe, W, Leipzigerstr. 129.

Zu dieser Nummer gehören zwei Beiblätter und ein Extra-Blatt, sowie für die Abonnenten der Großen Ausgabe ein Modenbild.





# Illustrirte Frauen-Zeitung.

Nr. 50.

Wöchentlich eine Nummer.  
Vierteljährlich 2½ M.

— Berlin, 9. December 1888. —

Große Ausgabe mit  
allen Kupfern: 4, M.

XV. Jahrg.

## Die Last des Goldes.

Novelle von Balduin Großer.

(Fortsetzung.)

**G**elangweilt und weltüberdrüssig fuhr Brant wieder nach Wien zurück, elender, als er es verlassen hatte, und er langte an, jetzt nicht nur mehr ein Glückloser, sondern fast ein Kranker. Er sah verfallen aus, der Schlaf floh ihn, und zum Essen mußte er sich immer förmlich erst zwingen.

Nach seiner Rückkehr fand er ganze Stöße von Briefschaften vor, da er ausdrücklichen Befehl erteilt hatte, ihm keinerlei Postsendungen nachzuschicken. Sein Secretär referirte ihm gewohnheitsgemäß über die Einläufe; er hörte theilnahmslos zu und überließ es dem Secretär, Vorschläge zur Erledigung zu machen, denen er dann ausnahmslos zustimmte.

Unter den Einläufen befand sich auch ein Brief Geraldinens, in welchem sie die Ertheilung des Reproductions-Rechtes der beiden Landschaften erbat. Brant griff hastig nach dem Briefe, und seine Augen gewannen wieder den Ausdruck der Lebhaftigkeit, als er ihn durchlas. Er steckte den Brief ein und blickte träumerisch zu den beiden Bildern über seinem Schreibtische empor. Es waren dieselben, von welchen in dem Briefe die Rede war. Er hatte ihnen noch in derselben Nacht, da er erfuhr, daß sie von Geraldine herrührten, diesen Platz angewiesen.

Moser wurde für heute entlassen, Brant wollte von weiteren Einläufen nichts mehr wissen. Er ließ anspannen und fuhr hinaus nach Dornbach; er wollte seine Einwilligung Geraldinen persönlich überbringen.

Er fand das Häuschen wie ausgestorben. Durch einzelne offengebliebene Thüren sah er in kühle, angenehm verdunkelte Zimmer mit einfacher, aber netter Ausstattung, — doch nirgends eine lebende Seele. Er betrat den Garten. Still lag der schimmernde Sonnenschein auf den reglosen Blättern und auf dem glänzenden Rasen; einige Kohlweihlinge führten ihren unruhigen Reigen in der Luft auf, — auch hier war kein Mensch zu sehen.

Schon wollte er wieder umkehren, als er aus der Weisblattlaube heraus eine Stimme vernahm.

„Wer ist da?“

Brant fühlte, wie ihm der Herzschlag einen Augenblick stockte, — er hatte die Stimme Geraldinens erkannt. Die momentane Erregung verursachte es, daß ihm das Blut aus dem Angesichte wich, und er war noch blässer als sonst, als er mit raschem Schritte der Laube zueilte. Geraldine hatte ihn durch das Blattwerk erkannt und sich soeben erhoben, als er die Laube betrat.

Einen Augenblick standen sich die Beiden stumm gegenüber, ehe sie sich begrüßten. Geraldine senkte den Blick, als sie ihn so bleich vor sich sah. Er machte den Eindruck eines Kranken, und sie konnte es nicht hindern, daß, als sie wieder zu ihm auf sah, sich in ihrem Blicke etwas wie Erstaunen über sein leidendes Aussehen und etwas wie Theilnahme ausdrückte. Brant

hatte den Blick aufgefangen und verstanden, aber er war jetzt wahrlich nicht in der Stimmung, sich selbst zu bemitleiden. Ein unendliches Glücksgefühl zog ihm mit einem Male durch die Seele.

Er hätte es schon für eine Erleichterung, für ein Glück empfunden, Geraldinen nur sehen und sprechen zu können selbst in einer ihn bedrückenden Umgebung, und nun stand sie vor ihm in der grünen, lauschigen Laube allein. Sie hatte gerade mit Tasche und Pinsel an ihren Zeichnungen hantiert, und war mit einer leichten, lichtfarbigen, sommerlichen Blouse bekleidet, deren nach Matrosenart geschnittener Kragen ihren wundervollen Halsansatz frei ließ. Sie erschien Brant schöner und begehrenswerther, als je zuvor.

„Ich komme,“ begann Brant, nachdem sie sich die Hände gereicht hatten, „Ihren Brief mündlich zu beantworten.“

„Hoffentlich, sagen Sie Ja,“ erwiderte Geraldine, sich sehend und ihm mit einer Handbewegung einen Platz neben ihr anweisend.

„Darüber ist natürlich kein Wort zu verlieren, die Sache ist erledigt.“

„Also: Ja?“

„Selbstverständlich! Sie hätten gar nicht fragen brauchen. Uebrigens danke ich es Ihnen doch, daß Sie gefragt haben, weil Sie mir dadurch Gelegenheit geboten haben, vor Ihnen zu erscheinen und —“

„Sie scheinen heute einen besonders liebenswürdigen Tag zu haben,“ unterbrach ihn Geraldine mit ihrem gutmüthigen Lächeln. „Nicht alle Tage sind bei Ihnen so.“

„— und womöglich Ihre Verzeihung zu erbitten,“ setzte Brant fort. „Sind Sie mir noch böse?“

„Nein!“

„Ehrlich?“

„Ehrlich: Nein! Es hat wehe gethan, aber Sie haben Recht gehabt, und es war heilsam.“

„Nicht so, mein Fräulein. Ich hatte wegwerfend gesprochen, ohne nähere Prüfung. Jetzt interessieren mich die Bilder, und sie sind mir werthvoll, sie haben den Ehrenplatz bei mir über meinem Schreibtische.“

„Ach, in Ihrer berühmten Sammlung, unter so vielen berühmten Meistern; da müssen sie sich sehr, sehr traurig ausnehmen!“

„Sie machen mir viele Freude.“



Prinz Adalbert von Preußen, dritter Sohn des deutschen Kaisers, geb. am 14. Juli 1884.  
Nach einer Photographie von Selle und Runke in Potsdam. — Siehe Seite 215.



„Sie werden müde und hungrig sein,“ sagte Geraldine, um das Gespräch von dem leidigen Thema abzulenken. „darf ich Ihnen eine Erfrischung anbieten?“

„Um Gotteswillen nicht!“

„Sie verwahren sich ja, als wenn ich Sie vergiften wollte!“

„Etwas Aehnliches wollen Sie auch. Sie müßten Jemanden herbeirufen, und ich bin dem Geschehe für jeden Augenblick dankbar, den ich mit Ihnen allein sein darf.“

Geraldine blinnte ihn erstaunt an, dann erwiderte sie lächelnd:

„Sie haben, wie gesagt, einen sehr guten Tag, ich bin nur neugierig, wie Sie wieder den Uebergang zu der gewohnten Tonart finden werden. Uebrigens werde ich Sie selbst bedienen, und kein Unberufener wird unser weisheitsvolles Alleinsein stören, denn es ist Niemand zu Hause. Ich bin ganz allein. Mama und meine Freundin sind in die Stadt gefahren, um im Consum-Berein einzukaufen, und die Dienstmädchen sind mit, um die großartigen Einkäufe an Butter, Eiern, Petroleum u. s. w. herauszuschleppen. Also wollen Sie sich von mir bedienen lassen?“

Brant dankte wiederholt, aber Geraldine gab nicht nach.

„Sie müssen etwas nehmen, man kommt nicht den weiten Weg zu uns auf's Land heraus, um ungegessen wieder fortzugehen. Sie wollen durchaus nichts genießen? Aber vielleicht ein Glas Wein, oder Milch, oder vielleicht ein Gläschen Chartreuse? Geben Sie mir doch nicht lauter Körbe! Mir zu Liebe, — etwas, eine ganz kleine Erfrischung!“

„Ich bitte um ein Gläschen Chartreuse.“

Geraldine ging in's Haus, und Brant blinnte ihr nach. Er fühlte sich so wohl und so von aller Last befreit, wie seit langer, langer Zeit nicht.

Als sie zurückkam und ihm das funkelnde Krystall-Gläschen kredenzte, da erhob er es, daß sein grüner Inhalt in der Sonne blitze, und trank ihr zu. Sie dankte mit einem freundlichen Kopfnicken.

„Ich hätte nicht gedacht,“ sagte sie lächelnd, „daß wir noch einmal so friedlich bei einander sitzen würden.“

„Sie müssen mich für ein Scheusal gehalten haben, und doch geschah es immer ohne Absicht, wenn ich Sie tränkte. Glauben Sie das?“

„Jetzt glaube ich's.“

„Wie ich sehe, störe ich Sie da in einer Arbeit. Wollen Sie nicht fortfahren, ich werde ganz stille sitzen und Ihnen zusehen.“

„Wenn Sie nicht böse sein wollen darüber, so werde ich weiter arbeiten, aber Sie brauchen nicht still zu sein, und ich selbst kann ganz gut bei der Arbeit plaudern. Es ist wie beim Strümpfstricken. Also darf ich weiter pinseln? Ich muß nämlich das Blatt morgen früh abliefern, sonst giebt es Contractbruch und Conventional-Strafe. Fürchterlich, nicht wahr?“

„Was ist denn das eigentlich, was Sie da treiben?“

Geraldine erzählte die Geschichte ihres Vertrages mit dem Verleger.

„Ist das nicht hübsch?“ fragte sie schließlich ganz stolz. „Denken Sie nur: zwölfhundert Gulden! Das ist ein ganzes Vermögen!“

„Ich finde es entsetzlich,“ erwiderte Brant, „daß ich ja eine wahre Sklavenarbeit, die Sie da auf sich genommen haben. Der Mann hat Ihre geschäftliche Unerfahrenheit benützt, um Sie auszubeuten.“

„Nein, Herr von Brant, das verstehen Sie nicht. Sie können sich nicht denken, daß ein solcher Vertrag auch schon viel Geld sein soll. Er ist es aber wirklich; es ist enorm viel!“

„Sie haben da erschrecklich zu arbeiten!“

„Ach, ja wohl,“ erwiderte Geraldine seufzend, „zu thun giebt's allerdings genug! Aber nein, es wäre Frevel, wenn ich mich beklagen wollte. Ich bin glücklich, wirklich glücklich, daß ich die Arbeit habe.“

„Sie sind dabei glücklich!“ sagte Brant nachdenklich vor sich hin, und dann versank er in stilles Sinnen. Er sah auf ihre Hände, wie sie geschickt und flink sich künstlerisch bethätigen.

„Erzählen Sie etwas von sich, Herr von Brant,“ nahm Geraldine das Wort wieder auf. „Was haben Sie Alles erlebt, seitdem wir uns nicht gesehen haben?“

„Ich war in der Welt draußen, — es war thöricht genug. Ich erinnere mich dabei an ein hübsches slavisches Märchen. Ein junger Mann zog aus, um das Glück zu suchen. Jahraus, jahrein durchstreifte er die Welt von einem Ende zum andern, und er fand das Glück nicht. Als müder Greis kam er endlich zu seiner Hütte zurück. Vor derselben saß ein wunderbar schönes, goldhaariges Mädchen und winkte ihn heran, als warte es schon lange auf ihn. „Wer bist Du, holdes Kind?“ fragte er. Sie aber sagte, ihm freundlich zunicke: „Ich bin ja das Glück!“

Brant hatte eine Wärme in seinen Ton gelegt, von der sich Geraldine selbst betroffen fühlte, aber sie empfand den Vann, der sich auf sie legte, wie eine

Verlegenheit, und sie raffte sich auf, um sich von dieser zu befreien.

„Das Märchen ist sehr hübsch,“ sagte sie mit etwas erzwungener Munterkeit, „aber Sie sollen mir kein Märchen erzählen, Herr von Brant, sondern von Ihren Reisen.“

„Ich habe nichts zu erzählen. Zu meiner Erholung ging ich fort und, — sehen Sie mich an, — und ich kam zurück — leidender, als ich es früher war.“

„Sie sind leidend?“

„Vielleicht nur gemüthsleidend. Nur!“

„Aber Sie haben doch, um Gotteswillen, keine Sorgen!“

Brant sah auf diese Worte wie hellseherisch vor sich hin. Gleich einer Vision stand plötzlich ein Gedanke vor ihm, der sich seiner sofort voll bemächtigte. Sein Reichthum hatte ihn krank gemacht. Die Last des Goldes hatte ihm den Nacken und den Frohsinn gebeugt; sein Reichthum stand auch zwischen ihm und dem goldhaarigen Glück, das an seiner Seite saß. Ah, man wandelt nicht ungestraft unter Palmen, und nicht ungestraft nimmt man eine Ausnahmstellung unter den Menschen ein! Die Noth und die Sorge ist unser Aller Erbtheil. Er hatte vermeint, nicht mittragen zu dürfen an der allgemeinen Last, und da fand es sich, daß er noch übler daran war, als die übrigen Alle. Sorge und Arbeit ist der Fluch der Menschheit und zugleich ihr Segen. Hier sah er es ja vor sich, wie zur Sorge und zur Arbeit sich die innere Befriedigung, das Glück gesellte. So sollte auch sein Loos sein. Plötzlich war ein Entschluß in ihm aufgedämmert, der ihn mit neuem Lebenmüthe erfüllte, aber geheim sollte dieser Entschluß bleiben, daß Niemand sich hemmend dazwischen stellen könne.

„Keine Sorgen?“ knüpfte er nach einer Weile an die letzten Worte Geraldines an. „Ein großer Besitz ist immer mit großen Sorgen verbunden, und nun erst, wenn man, wie jetzt ich, in der Gefahr ist, ihn ganz zu verlieren.“

Geraldine sah ihn mit großen Augen an, und Brant glaubte zu sehen, daß in ihnen ein heimlicher Strahl der Freude aufblitzte. Und die Freude zog ein auch in sein Herz. Denn das war nicht das Leuchten der Schadenfreude gewesen, das war wie ein kameradschaftlicher Gruß von Gleich zu Gleich, das war die Freude über eine fallende, scheidende Schranke.

Bei alledem hielt es aber Geraldine für geboten, sich erschreckt zu zeigen und theilnahmvolles Bedauern zu äußern. Brant wehrte ab.

„Man muß eben tragen, was Einem vom Schicksale beschieden wird,“ sagte er.

„Es würde Ihnen aber schwer fallen, sich Entbehrungen aufzuerlegen, gerade Ihnen; Sie sind es so gar nicht gewöhnt!“

„Darum werde ich mich eben daran gewöhnen müssen!“

„Sie sehen wirklich angegriffen aus. Allzunahel sollten Sie sich die Sache doch nicht gehen lassen. Denken Sie nur, es kann größeres Leid geben.“

„Ich werde viele Freunde verlieren.“

„Und dafür neue gewinnen, und vielleicht bessere und treuere. Hoffentlich steht es nicht so schlimm, wie Sie befürchten, aber selbst wenn Alles verloren sein sollte, so ist damit noch nicht allzuviel verloren. Ich habe zu Ihren Regionen oft hinaufgeblickt, neugierig, aber doch wunschlos, und immer habe ich mir gedacht: Hier unten läßt es sich auch leben, und hier unten ist es auch gut, wenn man nur ein fröhliches Herz hat!“

„Ein fröhliches Herz!“

„Machen Sie nur nicht so ein trübliches Gesicht! Es wird schon kommen; man muß nur nicht Alles auf einmal verlangen. Es wird ganz bestimmt kommen. Seien Sie nicht böse, wenn ich ganz aufrichtig mit Ihnen rede: Sehen Sie, schon heute, wo Sie sich vielleicht nicht mehr so unmeniglich reich vorkommen, scheinen Sie mir aufgeräumter und in befreiterer Stimmung zu sein, wie sonst.“

„Ich habe Sie noch kein einziges Mal beleidigt, in der That, eine äußerst verdienstliche Leistung!“

„So habe ich es nicht gemeint.“

„Das macht nichts. Ich werde mich bessern, ich werde mir Mühe geben mich zu bessern. Fräulein Geraldine —?“

„Herr von Brant?“

„Wissen Sie, daß ich Ihnen ungeheuer, ganz ungeheuer gewogen bin?“

„Ich wußte es nicht, aber es ist sehr huldvoll von Euer Lieben, mich über diesen Punkt zu beruhigen.“

„Lachen Sie mich nur aus, wie ich es verdiene. Es ist nicht nur sehr huldvoll, es ist sehr geistreich von mir, Ihnen, so lange ich ein großer Herr war, Grobheiten an den Kopf zu werfen, und Sie jetzt, wo ich nichts habe, plötzlich meiner allergnädigsten Reigung zu versichern.“

Geraldine erwiderte nichts, sie sah ihn nur von unten herauf lächelnd an.

„Warum antworten Sie mir nichts, Geraldine?“

„Weil Sie mich nichts gefragt haben. Worauf soll ich antworten?“

„Sie sollen mir bestätigen, daß ich ein Esel bin.“

„Ah, weil Sie mir Ihre allerhöchste Wohlwogenheit ausgedrückt haben? Sie verlangen zu viel von mir. Ist denn das wirklich eine so fürchterliche Geschmacks-Verirrung?“

„Geschmacks-Verirrung, du lieber Gott! Sie sollen mir sagen, warum Sie mich nicht hinauswerfen?“

„Erstlich einmal bin ich kein Hausknecht —“

„Sehr richtig!“

„— und dann, Sie haben ja nichts Böses gethan.“

„Aber auslachen sollen Sie mich wenigstens!“

„Aber wofür denn?“

„Daß ich die Abgeschmacktheit habe, —“

„Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich mich dagegen auflehne. Ich bin nicht eine solche Vogelscheuche, und es ist nicht artig von Ihnen, daß Sie selbst das für so entsetzlich unbegreiflich halten!“

„Aber Geraldine, verstehen Sie mich denn gar nicht? Sie sind das reizendste Menschenkind unter der Sonne, — Sie werden das Tuschnapfchen umstoßen, geben Sie Acht! — unter der Sonne, das ist ja eine ausgemachte Sache, aber daß ich, — ich Ihnen das sage, und jetzt sage, — das ist, — entschuldigen Sie, — doch eigentlich eine kolossale Dummheit!“

„Warum?“

„Weil ich Ihnen dies vor neun Wochen hätte sagen müssen, nicht jetzt. Wenn Sie nur einen Funken Verstand haben, müssen Sie mich auslachen und mir die Thür weisen!“

„Es giebt keine Thür im Garten, und bei mir, — bedauern Sie mich, — leider auch nicht viel Verstand!“

„Geraldine!“

„Ich finde, daß es jetzt besser und klarer zwischen uns geworden ist. Wenn Sie mich früher Ihrer huldvollen Gewogenheit versichert haben würden, so hätte ich dazu eben auch nur mehr oder minder gnädig gelächelt. Heute kann ich sagen, daß ich mich über diese Gewogenheit freue, und ebenso ruhig erwidere, daß auch ich Ihre wohlaffectionirte Freundin bin.“

„Geraldine, wenn ich sagte, daß ich Ihnen gewogen bin, so habe ich mich in meiner Herzensnoth und Bedrängniß steif und ungeschickt ausgedrückt. Das macht die Verlegenheit und, — lachen Sie mich abermals aus! — die Unerfahrenheit. Ich habe noch keinem Weibe aus ehrlichem Herzen heraus gesagt: „Ich liebe Dich.“ Und da ich es zum ersten Male wollte, da stochte mir das Wort in der Kehle.“

Geraldines Augen leuchteten in milder Güte, als sie lächelnd erwiderte:

„Es kommt ja vor, daß man sich nicht gerade glücklich ausdrückt, — auch bei mir, und bei mir erst recht. Und darum war es vielleicht auch nicht gerade der treffendste und natürlichste Ausdruck, als ich mich als Ihre wohlaffectionirte Freundin bezeichnete.“

„Aber Sie wollten nicht weniger sagen?“

„Ich wollte sagen, daß ich Ihnen gut bin,“ erwiderte Geraldine einfach, indem sie ihm die Hand hinreichte.

Jetzt fiel das Tuschnapfchen wirklich unter den Tisch, aber Geraldine war unschuldig daran. Das Unglück ereignete sich, als Brant plötzlich aufsprang und seine Arme ausbreitete, um Geraldine zu umschlingen. Sie zierte sich nicht und sperre sich nicht; sie schmiegte den jugendlichen, bebenden Leib an seine Brust und bot ihm die blühenden, frischen Lippen zum Kuß.

„Geraldine, ich liebe Dich!“

„Du bist gut.“ —

9.

Dr. Albert von Feldern saß in seiner Advokatur-Kanzlei und las sein Morgenblatt. Während des Lesens schweiften aber seine Gedanken immer ab auf die unglückseligen Klienten, die da ewig nicht kommen wollten. Es gab doch so viele Prozesse in der Welt, warum fielen denn nur gerade für ihn keine ab? Das war eine ganz miserable Weltordnung und eine schreiende Ungerechtigkeit! Ob denn nun auch dieser Tag, wie so viele seiner Vorgänger, zur Reize gehen würde, ohne einen ersehnten Klienten zu bringen. Er fürchtete es fast, und der Leitartikel, den er gerade las, war nicht geeignet, seine Besorgnisse zu zerstreuen. Wie er nun gerade so mit Lesen und Träumen beschäftigt war, gab plötzlich die Vorzimmerglocke ein schrilles Signal.

„Sehen Sie nach, Welser,“ sagte Feldern, von seiner Zeitung aufblickend, zu seinem Sollicitator, „wer bei uns Einlaß begehrt. Wenn es aber eine Butterfrau oder ein Bücher-Colporteur ist, wie ich vermute, so machen Sie den Leuten begreiflich, daß hier ein Bureau ist, in dem gearbeitet wird, und daß es für sie zwecklos ist, wenn sie uns bei der Arbeit stören.“

Der Sollicitator ging hinaus und kam gleich darauf mit einer Karte zurück. Es sei ein Herr draußen, der mit dem Herrn Doctor in einer geschäftlichen Angelegenheit conferiren möchte.



Die Jüge des jungen Advokaten hellten sich auf. Da hat sich also doch Einer in die Höhle des Löwen gewagt! Er sah die Karte an und sprang erregt auf.

„Dr. Carl von Brant! Den Namen habe ich doch schon, — das ist ja einer der reichsten Menschen von Wien. Na, dem gnade Gott! Welfer, führen Sie ihn augenblicklich herein! Nein! Lassen Sie ihn warten. Wir sind so beschäftigt, daß wir nicht Jedem gleich aufwarten können. Das geht bei uns nicht nur so! Ich lasse ihn bitten, einige Minuten Geduld zu haben, — eine äußerst wichtige Arbeit u. s. w. — Sie wissen ja. Er soll nur warten. Sie begeben sich derweilen in die kleine Dunkelkammer und behalten ihn von dort aus im Auge, daß er inzwischen nicht durchgeht. Sie hasten mir für ihn mit Ihrem Kopfe!“

Der Sollicitator that, wie ihm geheißen ward, während der junge Advokat es versuchte, in seiner Zeitung weiter zu lesen. Aber es ging nicht, und so machte er sich nun daran, ungeheure Stöße von Acten auf seinem Tische aufzuhäufen und sie möglichst interessant zu gruppieren. Der neue Client sollte einen hohen Begriff von seiner Arbeitslast erhalten, er sollte sehen, was ein juristisches Schlachtfeld zu bedeuten habe!

Inzwischen saß Brant ruhig in dem düsteren Vorzimmer und wartete geduldig, bis ihm Einlaß gewährt würde in das Heiligthum des vielbeschäftigten Juristen. Er hätte auch Stunden lang da sitzen und träumen können.

Wie hatte sich ihm doch über Nacht die ganze Welt verwandelt! Er hatte früher nie gewußt, daß das Leben so schön, so lebenswerth sein könne. Es ist eine Freude, zu leben! Mit dieser Empfindung hatte er sich zur Ruhe begeben, mit derselben Empfindung war er aufgewacht.

Wie viel hatte er doch schon im Leben genossen zu haben geglaubt, und wie werthlos und nichtig war doch Alles, Alles gegen den einen Augenblick, da er Geraldine im Arm gehalten! Dann hatte es ihn auch gleich fortgetrieben von ihr. Er hatte die Dazwischenkunft anderer Menschen gefürchtet, und die hätte er in diesen Momenten nicht ertragen können, und dann hatte ihn auch eine heiße innere Unruhe getrieben, einen Gedanken, der ihm in Gegenwart Geraldinens aufgeschossen war, zu verwirklichen.

Schon früher hatte er sich manchmal gefragt, ob nicht seine tiefe, trostlose Niedergeschlagenheit inmitten all seines Reichthums nicht ein Symptom für eine beginnende Gemüths- und Geisteskrankheit sei. Er war krank, elend, unglücklich, aber er war krank am Golde und elend und unglücklich im Glanze. Nun wollte er sich frei machen von der Last des Goldes, und wieder fragte er sich, ob das nicht erst die rechte Verrietheit sei. Er war keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß jeder vernünftige Mensch ohne genauere Kenntniß seines Seelenzustandes ihn für verrückt erklären würde, wenn er erfahren würde, daß er kein fehlerhafteres Verlangen trage, als all Das plötzlich von sich zu weisen, was sonst von allen Menschen so heiß erstrebt wird; aber diese Erwägung schreckte ihn nicht zurück, sie bestimmte ihn nur zu der größten Vorsicht, daß ihm nur ja Niemand in die Karten blicke. Denn war es Verrietheit, so war es eine solche, die ihn aufrichten und stählen sollte, und darum sicher der anderen vorzuziehen, an welcher er doch elend zu Grunde gehen würde. Er wollte sich plagen, wie die anderen Menschen, um wie sie glücklich sein zu können.

Wohl war ihm auch der Gedanke aufgetaucht, daß ja sein Glück in Geraldine beruhe, daß sie sein Leben ganz auszufüllen vermöchte, und daß es auch für ihn beglückend sein würde, wenn er sie mit funkelndem Glanze umgeben könnte, aber er hielt dennoch mit Zähigkeit fest an seinem Lieblingsgedanken. Er traute sich selbst nicht. Geraldine war ihm das einzige und das höchste Glück, aber er wollte ihrer auch würdig sein, und er wollte nicht das bessere Theil seiner Mannheit in dem Capua des Reichthums verkrüppeln lassen. Wie wenn über kurz oder lang in dieser capuanischen Atmosphäre wieder die tiefen Schatten der Melancholie sich ihm auf die Seele legten? Nein, lieber jede andere Verrietheit, als diese.

Brant wurde in seinen Gedanken durch ein Glockenzeichen unterbrochen, das Feldern seinem Sollicitator gab, und auf welches dieser Brant in die Kanzlei geleitete.

Feldern war sehr aufgeregt, aber er bemühte sich, den Ankömmling mit einer gleichgiltigen Miene zu begrüßen.

„Ich habe eine wichtige, für mich allerdings nicht erfreuliche Angelegenheit in Ihre Hände zu legen,“ begann Brant.

Feldern nickte mit Kopfe und wartete gespannt auf die weiteren Eröffnungen.

„Ich bedarf eines energischen und unflüchtigen Rechtsfreundes, und als solcher sind Sie mir empfohlen worden.“

Feldern verneigte sich.

„Um es kurz zu machen, — ich habe auf ziemlich großem Fuße gelebt —“

Feldern gab schweigend zu erkennen, daß ihm das bekannt gewesen sei.

„Und bin jetzt ruiniert. Ihre Aufgabe soll es nun sein, mich zu arrangiren.“

Feldern wäre am liebsten vom Sessel aufgesprungen, so sehr erregte ihn diese Trauernachricht. Er bezwang sich aber und erwiderte gelassen:

„Hm, hm! Das ist freilich schlimm. Wir werden sehen, was sich thun läßt. Jedenfalls haben Sie sich an die richtige Adresse gewendet. Ich habe gerade in der letzten Zeit mehrere derartige Affairen mit Erfolg durchgeführt und glaube, einige Praxis in solchen Dingen zu haben. Vor allen Dingen muß ich Sie bitten, mich mit dem ganzen Status bekannt zu machen und mir eine genaue Liste der Gläubiger und der einzelnen auf dieselben entfallenden Beträge anzufertigen. Ich muß dabei auf volle Offenheit dringen. Wenn derlei Transactionen mißlingen, so hat das meist seinen Grund darin, daß die Herren Schuldner eine nicht zu rechtfertigende Scheu haben, ein volles und treues Schuldenbekenntniß abzugeben. Man muß dann, wenn man schon fertig zu sein glaubt, gewöhnlich von vorne wieder anfangen.“

„Bei mir steht die Sache nicht so,“ entgegnete Brant. „Ich werde nicht Concurs ansagen und strebe auch keinen sogenannten Ausgleich an. Alle Gläubiger sollen voll befriedigt werden, doch behalte ich mir die endgiltige Befriedigung derselben persönlich vor. Es giebt da Ehrensolden und sonstige heikle Posten, und ich möchte nicht, daß die betreffenden Namen in irgend einer Weise in den Acten figuriren sollen. Ihnen, Herr Doctor, soll eine viel wichtigere Aufgabe zufallen, nämlich die Geldbeschaffung.“

„Wo werden wir nun aber Geld hernehmen?“

„Es wird schon einiges zusammenkommen. Zunächst habe ich Anspruch auf einen monatlichen Bezug von zehntausend Gulden.“

„Von wie viel? Monatlich zehntausend Gulden?“

„Ja. Doch das ist nebensächlich.“

„Nebensächlich!“

„Die Hauptfache muß die Liquidation meines Besitzthums geben. Mein kleines Palais in der Alleegeßte kann mit 200,000 Gulden eingestellst werden, meine Gemäldegallerie mindestens mit demselben Betrage; meine Waffensammlung dürfte 60,000, mein Rennstall 120,000 Gulden einbringen. Gelosiet hat all das natürlich mehr als das Doppelte. Die sonstigen Kleinigkeiten, mein Silber, die Juwelen, die Wohnungseinrichtung, die Bibliothek u. s. w. dürften auch noch an 30,000 bis 40,000 Gulden ergeben. — Ihre Aufgabe soll es nun sein, Alles auf rationelle Art zu Geld zu machen und die Eingänge so lange zu verwalten, bis ich daran gehen kann, Alles mit Zins und Zinseszinsen zurückzubehalten. Ich hoffe, es wird lang.“

Dem jungen Advokaten wirbelte es im Kopfe. Davon hatte er natürlich keine Ahnung, daß Brant vor allen Dingen auf eine möglichst harmlose Art Geld in die Feldern'sche Familie bringen wollte, und er war nun seit überzeugt, daß sein unschuldiger Client sich wirklich an die falsche Adresse gewendet und an der unredlichen Thür angelockt habe. Mit solchen Missionen betraut man doch um Gottes Willen angesehene, in Ehren und Reichthum ergraute Rechtsanwälte, nicht aber blutjunge Anfänger, die schon froh sind, wenn man ihnen einen Hundertguldenwechsel zum Einlagen anvertraut. Das gab für ihn eine monatelange Beschäftigung und einen Verdienst, dessen Größe er nicht einmal auszudenken wagte. Aber wenn sich Brant da auch in der Person geirrt haben sollte, so war das doch kein Grund, ihn darauf aufmerksam zu machen. Um so größer der Glücksfall. Bei den bevorstehenden Transactionen mußte er mit vielen Kreisen und Persönlichkeiten in Verbindung treten, die ihm sonst wohl für immer fern geblieben wären; schon das bot eine sichere Gewähr für das zukünftige geschäftliche Gedeihen. Und die Summen, die er bei diesem Arrangement verdienen mußte, selbst wenn er die bescheidensten Ansprüche stellte, wozu er übrigens sich gar nicht veranlaßt fühlte, — kein Zweifel, er war ein für allemal ein gemachter Mann. Vor ihm tauchten die Bilder Stephaniens, seiner Mutter, Geraldinens auf, — und er vergaß ganz, daß ihm der unbegreifliche Urheber seines Glückes noch immer gegenüber saß.

„Sind Sie also bereit, sich mit dieser Angelegenheit zu beschäftigen?“ unterbrach Brant die Träumereien Felderns.

„Gewiß!“ antwortete dieser, zusammenfahrend, „gewiß, sehr gern!“

„Also abgemacht! Wie werden wir es nun mit Ihrem Honorar halten? Wünschen Sie, einen Pauschalbetrag zu fixiren, oder ziehen Sie einen procentuellen Antheil vor, oder wollen Sie zum Schluß eine detaillirte Expensen-Nota machen?“

Dem jungen Advokaten schnürte die Erregung die Kehle zu.

„Wie Sie befehlen!“ brachte er mühsam hervor.

„Dann schlage ich den procentuellen Antheil vom Reinertrag vor. Sagen wir: fünfzehn vom Hundert. Sind Sie einverstanden?“

„Es — Ja! — Es ist zu viel! — Ich bin einverstanden.“

„Sie werden viele Mühe haben. Die Versteigerung der Bilder und der Pferde giebt sehr viel zu thun. Sie werden auch große Vorauslagen zu tragen haben, es wird Ihnen daher vielleicht ein Vorschuß genehm sein.“

„Das wird allerdings nöthig sein,“ gab Feldern treuherzig zu, der es nun schon längst aufgegeben hatte, hier noch den Großartigen spielen zu wollen. „Ich habe nicht die Baarmittel, um geschäftliche Unternehmungen von solcher Tragweite einleiten zu können.“

„Ich habe daran gedacht und habe den Vorschuß mitgebracht. Meine monatliche Sendung ist heute eingetroffen, hier habe ich sie noch beisammen.“

Brant zählte dem Advokaten zehn Stück Tausender auf den Tisch. Feldern schrieb eine Bestätigung darüber, dann ließ er sich eine Generalvollmacht unterschreiben; darauf reichten sich die beiden Herren die Hände und Brant empfahl sich.

Feldern steckte das Geld nicht in seine kleine feuerfeste Kasse, er nahm es zu sich. Er ließ sich einen Diener kommen und fuhr schnurstracks in rasendem Tempo nach Dornbach. Er mußte die große Neuigkeit brüthwarm seiner Braut und seiner Mutter erzählen, und zur Bekräftigung seiner Worte wollte er das ungeheure viele Geld auch gleich zeigen können. Und das war erst nur der Anfang, erst ein Vorschuß! Stephanie wird Augen machen, und erst die Mutter!

(Schluß in nächster Nummer.)

Nachdruck verboten.

## Kleine Diebe.

Von Robert Fald.

Es ist ein altes, allbekanntes Sprichwort, daß man die kleinen Diebe hängt und die großen laufen läßt. Aber das war früher, jetzt ist die Sache anders geworden. Jetzt hängen sich in diesem Augenblicke, wo ich eben die Feder ergreifen habe, zwei kleine Diebe selbst an meinen Hals und versuchen mit allerhand Liebsfungen und Hätscheleien mir meine kostbare Zeit zu stehlen. Zwei allerliebste Spitzbuben sind es, denen ich ihre losende Anhänglichkeit herzlich gern verzeihe, meine beiden Knaben von drei und fünf Jahren, die sich verstoßen hinter meinen Arbeitsstuhl in diebischen Absichten geschlichen haben und von hinten mich meuchlings überfallen, auf die Stuhllehne klopfend mir den Morgenluft rauben. Leider fällt ihr frevelhaftes Unternehmen nach § 243 Nr. 6 des Strafgesetzbuches unter den Begriff des schweren, mit Zuchthausstrafe bis zu zehn Jahren zu ahndenden Diebstahls, da sie sich als Bande zur fortgesetzten Begehung von Raub und Diebstahl verbunden haben. Wenn nun auch bei Begehung ihrer Frevelthaten mildernde Umstände genug vorhanden sein mögen, so bleibt doch ein Spitzbube immer ein Spitzbube. Und Erzspitzbuben sind sie alle Beide, ja sie waren es schon vor ihrer Geburt.

Raubten sie ihrer guten Mutter nicht die rosigen Frühen Farben ihres jugendlichen Kindergesichts und die fröhliche Mutterkeit, mit der sie alle Welt zu begaubern wußte? Und als sie nun da waren und mit gleichmüthiger Dinterlist in anscheinender Großmuth das gestohlene Gut zurückerstatteten, da jammern sie sofort auf neue Diebstähle, durch welche sie nicht bloß die Mutter, sondern auch den Vater zu schädigen treulos bedacht sind.

Den ganzen Tag sieht man sie hold lächelnd in den Armen der Wärterin, in ihren Kissen, in dem Baggelchen daliegen, daß man denken sollte, es könnte ihnen kein schlimmer Gedanke einkommen. In glücklicher Sorglosigkeit legen sich Papa und Mama schlafen, ziehen das Bettchen des „süßen Engelchens“ recht nahe an das ihrige heran und wissen kaum, wohin sie es zuerst küssen sollen: mit einem Male erhebt der „hohle Liebling“ ein Brüllen, so entseßlich, als ob man ihm alle Liebsfungen gestohlen hätte. Dem Vater bleibt nichts übrig, als in Schlafrock und Pantoffeln zu schlüpfen, den Schreibstisch auf den Arm zu nehmen und im Zimmer umherzutragen. Aber wird ihm sein Opfer gelohnt? Kaum glaubt er den kleinen Kläffer beschwichtigt zu haben und will sich wieder niederlegen, so geht das Brüllen von Neuem los. Nun legt sich die Mutter in's Mittel und nimmt den Schreibstisch an die Brust. Da giebt es auf einige Zeit Ruhe. Aber es ist eben nur eine Galgenfrist, denn leicht vorherzusehende Folgen der nächtlichen Maßlosigkeit geben Veranlassung zu erneuertem Gebrüll, und je mehr man bemüht ist, dem „goldenen Herzen“ zum Schlafe zu verhelfen, desto mehr vernehmlich man den eigenen. So wird Eucum durch den Spitzbuben die Nachtruhe gestohlen.

Aber — man gewöhnt sich an Alles, ja, man kommt schließlich dahin, sich bei allen diesen Diebstählen noch glücklich zu fühlen. Und dieses Glückseligkeitsgefühl steigert sich zu immer größerer Intensität in der nachfolgenden Periode, wo die Spitzbuben anfangen, zu laufen und sprechen zu lernen und nun ihr Diebeshandwerk mit um so größerem Raffinement betreiben. Schon in aller Frühe trippeln sie vor dem Bette des Vaters herum und rufen mit ihren possirlichen und bestrickenden Liebsfungen nicht eher, als bis er sie zu sich heraufholt und sie so ein Viertelständchen über sich fortvolltugiren läßt in ihrer graciösen Unbeholfenheit. Daß sie dem sich selig träumenden Vater den schönen Morgenluft stehlen, daraus denken sie auch nicht im entferntesten sich ein Gewissen zu machen. Lägen sich der Vater nun aber später in ihrer Diebeshöhle, will jagen im Kinderzimmer blicken, so kommt er für's Erste gewiß



nicht wieder hinaus. Hier muß er den Unterkiefer eines schwer-  
verletzten Aufstoppers wieder einrenken, hier den ausgerenteten  
Arm der Lieblingspuppe in Ordnung bringen, hier einem  
Dämon aus der Arche Noah ein ausgebrochenes Wein von  
neuem einfüllen, hier einem Schweizer Kuhhirten das umge-  
drehte Genick wieder in die richtige Lage bringen, hier einem  
zinnernen Tuchritter die verbogene Lanze gerade richten,  
hier einem Nalle die ausgetretenen Eingeweide zurechtstopfen,  
hier Rath ertheilen bei einem beabsichtigten Thurmbau,  
der immer wieder zusammenfällt, hier strategischen Rath  
ertheilen über die Feldschlacht-Ordnung der Jinnsoldaten,  
hier die geschmackvolle Mundung eines hohen vollendeten  
großen O bewundern, u. s. w. u. s. w. Die Thätigkeit eines  
Vaters in der Kinderstube ist eine so vielseitige und zeitraubende,  
daß er es kaum verantworten zu können glaubt, sich von der  
seinem Berufe gehörenden Zeit so viel ruhig stehen zu  
lassen. Endlich hat er sich losgemacht, eilt in sein Zimmer  
und setzt sich mit Ernst an seine Tagesarbeit. Aber was ist  
denn das? Kaum hat er sich an den Arbeitstisch gesetzt, als  
er vor der Zimmerthür einen erst leisen, dann immer lauter  
werdenden Gesang hört: „Kommt a Vogel gelogen“. Offinet  
er nicht alsobald, so wird der Gesang mit lautem Trommeln  
an der Zimmerthür begleitet: es bleibt dem Unglücklichen nichts  
übrig, als die Spitzhaken hineinzulassen, die ihm heute Mor-  
gen schon zwei kostbare Stunden gestohlen haben.

„Papas Arbeitsstube“ kommt gleich nach dem heimlichen  
„Großmutter-Stübchen“ droben im Giebel des Hauses, wo es  
„immer so hübsch lange dämmerig bleibt“. Dort giebt es so  
unendlich viel „Reizendes“, was sonst im Hause nicht zu finden  
ist. Vor Allem giebt es da so viel Papier, aus dem man  
Soldaten-Hüte und Schiffchen machen kann. Papa hat zwar streng und ausdrücklich un-  
terragt, von seinem Schreibtische Papiere fort-  
zunehmen, aber man nimmt ja auch gewissen-  
hafterweise nur „altes, beschriebenes“, das man  
mit der Schere zu Figuren, Hüten und Flotillen  
für die Straßengasse verarbeitet. In Pappas  
Zimmer giebt's aber auch Meisterei, mit  
denen man schöne Soldaten zeichnen kann,  
Oblaten, mit denen man Kästchen zusammen-  
zusetzen vermag, dann sind die großen Foli-  
anten da in der Bibliothek, aus denen man  
so solide und gemütliche Hämter baut, in  
denen man wirklich frohgemuth wohnen kann,  
dann ist Pappas Spazierstock da, aus dem sich's  
so schön reitet, den man aber auch als Ju-  
fanterie-Gewehr gebrauchen kann. Vor Allem  
aber ist ein Sopha da, aber was für ein  
Sopha! Nicht so eines, wie in Mamas  
Stube, auf das man sich nicht einmal setzen  
darf. Pappas Sopha ist ganz anders! Das  
hat ein Eckchen, ein Eckchen! dahinein kann  
man sich rekeln nach Herzenslust, da ist es so  
mollig und kuschlich wie nirgendwo sonst im  
Hause. Man holt sich eine von Pappas Pfeifen  
aus der Ecke des Zimmers, steckt sie sich in  
den Mund und dann in die Sopha-Ecke, „wie  
es Vaterchen immer macht“, wenn er so recht  
gemüthlich ist. Daß das Treiben der Ein-  
dringlinge kein geräuschloses ist, versteht sich  
von selbst. Und dabei soll Einer arbeiten!  
Es ist geradezu unmöglich bei dem interna-  
tionalen Lärm, der nur manchmal durch eine  
wissenschaftliche Frage an den Vater unter-  
brochen wird, die ihn zum Nachdenken anregt,  
wie z. B. durch die Frage: „Papa, was ist  
falscher wegen mir“ oder „wegen mich?“ —  
So geht der Morgen hin, der gute Papa  
kragt sich hinter den Ohren in dem Be-  
wußtsein, daß er die ihm gestohlenen  
Stunden durch nützliche Arbeit wieder ein-  
holen muß.

Alles und überall stehlen die süßen Ran-  
gen. Mit wahrhaft kroatistischem Diebesgelüste  
fallen sie über alle Gegenstände her, ohne  
Wahl, ohne Schätzung, wenn es nur etwas  
zu nehmen giebt. Keine Blume im Garten  
ist vor ihnen sicher, kein Stückchen Papier,  
auf jeden Faden wird Embargo gelegt, jedes  
Kleichen Zeug, jede Nadel ist ihnen gute Beise.  
Das Sprichwort sagt: „Zeit und Ort macht  
den Dieb“, aber bei ihnen macht jeder Ge-  
genstand den Dieb. Käse stehlen sie den  
ganzen Tag, wo sie nur dazu kommen können,  
und man läßt sich's ruhig gefallen, ohne nach  
einem Warum zu fragen. Nicht zufrieden mit all' dem  
Raube, stehlen sie Einem unversehens auch alle reistlich erwog-  
nen Grundsätze der Pädagogik und Diätetik aus dem Herzen  
und aus dem Gewissen.

Das Alles ist schlimm genug, ließe sich aber noch ertragen,  
wenn die Rangen sich nicht mit einer nichtsahnigen Hohlhand  
verbündet hätten, durch welche sie uns an unserem Geldbeutel  
arg bestehlen lassen. Die Herren Schuster und Schneider sind  
gewissenlos genug, zur Verübung solcher Eigenthumsverbrechen  
sich mit ihnen zu verbünden.

Aber nun das Aller schlimmste! Sie stehlen in gewissenloser  
Eigenschaft dem Manne die Frau, die Frau dem Manne. Die  
Mutter liebt ihren „süßen Jungen“, der Vater häßelt sein  
„herziges Töchterchen“. Tritt der Vater des Morgens in die  
Wohnstube, so sind seine ersten Küsse für die Kinder, die Mutter  
muß sich mit dem, was übrig bleibt, bescheiden. Die süßen  
Schmeichelworte: „Seele“, „Herz“, „Engelchen“, welche die  
junge Gattin früher so beglückten, kommen jetzt den Kindern  
zu gute, und sie muß sich mit ihrem Vornamen, oder  
wohl gar mit des Gatten philisterhafter Anrede „Mutter“ be-  
gnügen.

Den raffiniertesten Diebstahl, den wir leider immer erst zu  
spät entdecken, fügen uns die Uebelthäter an unserem Leben  
zu. Wenn sie kommen, sind wir noch jung und frisch, schwarz-  
lockig, allerlei muthwilliger Schallheit fähig. Sind sie einmal  
erst da, so können wir die Zeit gar nicht erwarten, bis das  
erste Zähnen kommt, bis sie auf ihren Füßen stehen und  
laufen, bis sie das erste Wörtchen flammeln, bis sie der Reihe  
nach alles Spielzeug haben, das man vor dreißig Jahren selbst  
„durchgepielt“ hat, dann bis sie das ABC lernen, dann bis  
sie fertig schreiben können, dann bis sie avoir und ötro am  
Schnürchen haben. Daneben läuft die Sorge für hundert  
große, kleine und kleinste Krankheiten, für die Schule, für die  
Turn- und Tanzstunden, für das Schwimmen und Schlittschuh-  
laufen. Dazu kommen die Ueberwachung der Lectüre, die

Examina, die Wahl des Berufes und des Ehegemahls: keinen  
Augenblick hat man Zeit, an sich zu denken, und hat man sie  
endlich, wo man sie haben will, dann ist das Haus leer und  
man selbst alt und grau geworden, und Spiegel und Kalen-  
der wissen keine Antwort auf die Fragen, wo die Haare und  
die Jahre hingekommen sind. Man macht die Inventur seines  
Lebens. Was ist aus der Begeisterung unserer Jugend, was  
aus unseren Idealen, was aus unseren hochfahrenden und  
ehrgeizigen Plänen, was aus unseren Weltbeglückungsplänen  
geworden? Für wen haben wir gelebt? Für die Welt? für  
die Menschheit? für den Ruhm? für irgend einen großen  
Zweck? — für unsere Kinder haben wir gelebt. So  
war es von jeher, und so wird es bleiben, so lange die Welt  
steht. Das ist ein Trost! —

Nach § 247 des Deutschen Strafgesetzbuches ist derjenige,  
welcher einen Diebstahl gegen Angehörige begeht und ihnen  
Sachen von unbedeutendem Werthe stiehlt, nur auf Antrag  
des Beschädigten zu verfolgen. Wenn nun auch zu diesen  
„Sachen von unbedeutendem Werthe“ weder die Zeit, noch die  
Ruhe, noch die Liebe, noch das Leben zu rechnen sind, so  
werden die Annalen der Strafrechtspflege doch keinen Fall  
aufzuweisen haben, in dem ein Vater oder eine Mutter als  
Dammfick gegen sein Kind aufgetreten wäre. Aber als Sühne  
möge es den kleinen Dieben liebevoll vergönnt sein, sich selbst  
zu hängen, fest, recht fest an den Hals des glücklichen Vaters  
und der beglückten Mutter. Dann mögen sie sich fortstellen  
mit dem frohen Bewußtsein der Strafflosigkeit des Rückfalls.



Prinz August Wilhelm, vierter Sohn des deutschen Kaisers, geb. am 29. Januar 1887.  
Nach einer Photographie von Sella und Kunze in Potsdam. — Siehe Seite 215.

Nachdruck verboten.

### Weibliche Erwerbsthätigkeit und häusliche Pflichten.

Von Emma Ladden.

**W**ie ein paar Jahrzehnte ist es her, daß die  
Frauenfrage ernsthaft in Deutschland discutirt  
ward, daß man den Frauen zurief: „Die Arbeit  
ist eine Pflicht und Ehre Eures Geschlechtes;  
sie setzt Euch nicht herab, im Gegentheil, sie  
adelt Euch und befreit Euch aus unwürdigen  
Fesseln!“

Wie Wenige beherzigten damals diesen Ruf, indem sie  
ernsten Muthes daran gingen, dem Gebäude ihres Lebens als  
Fundament Tüchtigkeit und Arbeit zu geben. — und jetzt, nach  
einer so kurzen Spanne Zeit, — wie sind die Verhältnisse ver-  
ändert. Nicht, daß ich sagen wollte, den Vorkämpferinnen jener  
Ansichten sei es allein gelungen, den Umschwung herbeizuführen  
oder gar dem Erfolge, den selbständige Frauen gefunden, —  
davon ist keine Rede: die bittere sociale Noth der Zeit ist die  
Lehrmeisterin geworden, die tausende von Mädchen auf Selbst-  
ständigkeit und eigenen Erwerb anweist.

Nach wie vor freilich sind nicht die hartnäckigen Stimmen  
derjenigen verstummt, die da rufen: „Das Weib ist für das  
Haus und die Familie, jedes Herantreten ist ein Urding!“

Aber nur Verbobtheit oder Kalttherzigkeit kann also sprechen:  
man gebe einer jeden Frau einen Wirkungskreis in ihrem  
eigenen Hause und, wenige Ausnahmen abgerechnet, — das  
ganze Geschlecht wird nichts Besseres verlangen.

Denn die Natur selbst hat tief in des Weibes Herz die  
höchste Liebe zu denjenigen Pflichten gelegt, die wir gewohnt  
sind, als die heiligsten zu betrachten, und keine einigermaßen

glückliche Gattin oder Mutter wird mit der noch so gut situirten  
Selbständigen tauschen!

Da sich aber die Mädchen in großer Uebersahl zu den  
Männern verhalten, so sind eben Unzählige zum durch's Leben  
Gehen aus eigener Kraft verurtheilt, ganz zu geschweigen von  
den vielen Frauen und Witwen, denen die Ehe das nicht  
brachte, was sie versprach. — Versorgung. Meinem Mädchen  
steht es an der Stirne geschrieben; ob es sich verheirathen oder  
ob es ledig bleiben wird, und es ist daher bei den meisten ein  
Doppel-Ziel im Auge zu halten: die Eigenschaften nicht ver-  
kümmern zu lassen, die in der Ehe so nöthig sind: wirtschaft-  
lichen Sinn, Selbstlosigkeit und Freude an weiblichem Wirken,  
und die Tochter andererseits doch wieder unterrichtet und stark  
genug zu machen, auf eigenen Füßen durch's Leben zu gehen.  
Dieses Problem glücklich zu lösen, ist eine der schwierigsten  
Aufgaben der heutigen elterlichen Erziehung.

Gerade in diesem Punkte wird unglücklich gefehlt: wir sehen,  
wie tüchtige Mädchen, die einen Beruf, für den sie herangebildet  
wurden, ernst und gewissenhaft ausfüllten, nachher in der Ehe  
wirtschaftlich nicht aus noch ein wissen, aber wir erfahren es  
noch bei weitem öfter, wie sogenannte Hausstöchter, bei denen  
man nur an eine Versorgung durch die Ehe gedacht, geradezu  
vernichtet dastehen, wenn diese Voraussetzung unerfüllt blieb  
und sie sich nach dem Tode der Eltern mittellos zurückgelassen  
sahen.

Was kann nun die Erziehung thun, um diese Gegenfälle  
auszugleichen?

Diejenigen, die sich ernstlich einer Kunst, einem Berufe  
widmen wollen, müßten, ehe sie die Ausbildung, die dazu er-  
forderlich ist, beginnen, mindestens ein Jahr in Haushaltung  
und allen weiblichen Handarbeiten, vom  
Schneidern bis zum Stopfen, unterrichtet  
und darin beschäftigt werden, damit sie in  
solchen Dingen nicht impracticisch und unge-  
schickt bleiben.

Eltern, die ihre Kinder gern bald in  
eigenen Verdienste leben wollen, sparen doch  
ja nicht an dieser Zeit; sie bringt sich auch  
gesundheitlich ein, denn selten thut ein so-  
fortiges Studium nach der Abolition der  
langen Schuljahre körperlich gut. Die blassen  
Gesichter der Schülerinnen der Ateliers und  
Seminarien zeugen davon. Das weibliche  
Geschlecht hat nur eine so kurze Blüthezeit,  
und daß selbst diese jetzt nur von einem glück-  
lichen Bruchtheil genossen werden kann, ist ein  
trübes Zeichen von der Schwere unserer Tage.  
Und doch kann hier keine Sentimentalität  
herrschen: zeigt sich ein Talent, eine Begabung,  
so muß frühe daran gegangen werden, sie  
anzubilden, denn unsere Zeit verlangt viel;  
mit Halbheit ist jetzt nichts mehr zu gewinnen.  
Sobald Eltern bei einer Tochter irgend nach  
einer Richtung hin eine wirkliche Begabung  
entdecken, ist es ihre Pflicht, ob es ihnen auch  
Opfer kostet, dieselbe anzubilden und so ihre  
Zukunft zu sichern. Eine Kraft, die sich besser  
verwerthen läßt, aus engherzigem Egoismus  
zurückhalten, sie dauernd zu Hausdiensten ver-  
wenden, ohne den Hintergrund, ihr eine sichere  
Existenz gewähren zu können, ist schweres  
Unrecht.

Nun aber giebt es wiederum unzählige  
Mädchen, die gar kein bestimmtes Talent be-  
sitzen, die weder Künstlerinnen, noch Lehr-  
rinnen, noch Buchhalterinnen, noch sonst etwas  
von dem Wenigen werden können, was man  
bis heute für die Töchter der gebildeten Stände  
gefunden hat; aus diesen rekrutiren sich ge-  
wöhnlich die „Stüben der Hausfrau“, „Kinder-  
fräulein“, Reisebegleiterinnen und, wenn es  
hoch kommt, Gesellschaftsfräulein.

Das Angebot zu diesen Stellen übersteigt  
die Nachfrage bei weitem und es ist nicht zu  
verhehlen, daß sich gerade unter diesen Klassen  
viele Leistungsunfähige befinden. Kein Wunder,  
gehört hierzu doch keine bestimmte ernste  
Vorbereitung, man denkt: ei, ich habe ja im  
Vaterhause so gut geholfen, ich kann es wo  
anders auch. Oft gehen junge Mädchen sehr  
leichten Herzens in eine Stellung, es ist ihnen  
zu Hause vielleicht zu langweilig, zu einfach  
geworden, ihr Eingreifen sollte auch wohl eine  
Dienerin entbehren helfen, da ziehen sie es  
vor, „selbständig“ zu werden und fragen we-  
nig danach, welche Pflichten sie etwa verletzen. Erst wenn  
sie gesehen, daß die Fremde kein Daheim ist, daß es un-  
endlich viel Selbstenaufopferung erfordert, in einem fremden  
Pflichtenkreise, in anderen Interessen aufzugehen, dann  
kommt die Erkenntniß, was das eigene, ob auch noch so  
schlichte Heim doch des Guten und Trauten geboten und  
gleich milden Vögelnchen möchten die Wandlustigen heim-  
ziehen.

Wohl ihnen, wenn sie geläutert und zufriedener wieder-  
kehren; oft aber hat fremder Hochmuth, den sie ertragen mußten,  
einen Stachel in ihrem Herzen zurückgelassen, sie sind schroff  
und bitter geworden und die schönste Eigenschaft, die weibliche  
Milde, ist von ihnen gestreift. Mädchen doch das alle die  
jungen Mädchen bedenken, welche ohne wirkliche Nöthigung, nur  
weil sie Abwechslung oder es besser haben wollen, den häus-  
lichen Herd verlassen. Mögen sie es sich doch klar machen, daß  
die ersten und beglückendsten Pflichten die gegen die Familie  
sind, lernen sie dort tüchtig zutreffen und allen Vor-  
kommnissen des häuslichen und wirtschaftlichen Lebens ge-  
recht werden, so wird sich auch noch später ein Feld der  
Thätigkeit für sie eröffnen, wenn es einmal für sie keine Fa-  
milie mehr giebt.

Macht diese Auffassung sich so recht in unserer Mädchenwelt  
geltend, daß häusliche Talente stets in erster Linie im Rahmen  
der Familie zu verwerthen sind, so wird auch jener Ueberfluß  
von Kräften vom Arbeitsmarkte verschwinden, der die Preise  
so herabdrückt, daß erwerbsbedürftige Mädchen kaum das Nö-  
thigste in häuslichen Anstellungen erwerben, geschweige denn  
etwas für ihr Alter zurücklegen können.

„Eines schickt sich nicht für Alle.“ das ist eine Wahrheit, die  
auch in der Frauenfrage zu beherzigen ist; von ihrem Geschick-  
punkte aus mögen unsere Töchter sich gewissenhaft prüfen, ehe  
sie zwischen Erwerbsthätigkeit und häuslichen Pflichten wählen.





Flirtation. Von Agnes Stamer. — Siehe Seite 215.



Die Rose.

Novellette von Clara Biller.

(Schluß.)



Julianus Fixer war ein Junggeheule von vielleicht vierzig Jahren, — correct im Beruf, gutmüthig gewissenhaft, den Frauen innig zugethan, allein in ihrer Nähe stets verzagt. Er war schon etwas lahl, noch immer schlau und ziemlich groß. Bei seinen älteren Kollegen hieß er meist der lange Fixer. Die jungen nannten ihn gern Mondschein-Fixer. Er gab kein helles Licht, warf keinen starken Schatten. Aber ein gewisser milder Schimmer, gepaart mit Klüfterton und Seuffzen, schien von ihm auszugehen. Die Mütter sprachen nur: „Der gute Fixer, — ist er nicht der geborene Familienvater, dem nur ein halbes Duzend Kinder fehlten?“ Die jungen Mädchen, — wie der Backfisch Mimi, — spotteten über den „Süßholz-Fixer“. Die älteren jungen Damen sagten zwar nicht viel, aber was sie dachten, war nicht schwer zu errathen.

Fixer's Wirthinnen jedoch hatten unisono stets für ihn geschwärmt. Vom Studenten an war er für sie nur der „Muster-Fixer“ gewesen. Er rauchte nicht, blies weder Flöte noch Jagot, putzte seine Stiefeln regelmäßig ab, wenn's draußen regnete, und zahlte die Miete meist den Tag, ehe sie fällig war. Kein Wunder, daß sie insgesamt im Widerspruch zu den Mütterchen erklärten, Julianus Fixer sei zum Junggeheulen wie geschaffen.

Frau Kristin, deren „elegantes Garçon-Garni“ er seit drei Jahren inne hatte, war deshalb auch stets bemüht gewesen, Amtsrichter Fixer seinem Junggeheulensein zu erhalten. Geschichte hatte sie das Gift der Verleumdung in sein argloses, wenn auch etwas tofotoffates Ohr geträufelt, sobald sie ihn gewissen „verwegenen Angriffen“ ausgesetzt glaubte, denen er — ach, nur zu gern erlegen wäre! Schon glaubte sie, er habe die gefährliche Klippe der Anfechtung für immer umschifft, als bedrohliche Symptome ihr von Neuem Sorge machten. Fixer ließ träumerisch umher und seufzte mehr als gewöhnlich. Er war mit „Amaranth“ in der Taiche spazieren gegangen. Er hatte lebhaft Worte über den Sitz seines neuen Grades mit dem Schneider gewechselt. Gestern Abend aber, — merkwürdig! — war er mit einer halbverwelkten Rose nach Hause gekommen, nun „Göpendienst“ mit ihr zu treiben. Und die Nacht, statt sich auf sein großes Ohr zu legen und zu schlafen, wie es des Bürgers Pflicht, hatte er feutzend und stöhnend am Schreibtische zugebracht. Als Frau Kristin gar am nächsten Morgen, — denn wie hätte ihrer Aufmerksamkeit so etwas entgehen können! — die Aufschrift des Briefes gelesen, den diese Nacht geboren, — als sie Fixer mit dem Briefe das Haus verlassen sah . . . da sank ihr der Muth. Mit geringeren Händen blickte sie ihrem Mustermiether vom Fenster nach. Ein Erbbeben, eine plötzliche Baiffe in den Staatspapieren, die sie befaß, — ja selbst eine Aenderung in der Regierungsform ihres Landes, hätten sie nicht mit größerem Entsetzen erfüllen können, als der Verlust, der ihr nun bevorstand.

Da, — gerade als habe der Himmel Erbarmen mit einer verlassenen, verwitweten Garni-Wirthin gehabt, kam Kosel mit der frischgewaschenen Wäsche und dem dazu gehörigen Vorrath an Stadtklaffsch die Treppe herauf. Kosel wohnte Regierungs-rath Ludwigs gegenüber, deren Tochter die muthwillige, Rosen sprechende Mimi war. Als Kosel nun Wäsche und Klaffsch abgeliefert und die Küchenbür wieder hinter sich zuzog, — athmete Frau Kristin auf. Ihre Stirn hatte sich gealätet, ein boshaftes Lächeln umspielte ihre schmalen Lippen; es schien, als werde das Unwetter, das sie bedrohte, sich noch einmal beschwören lassen.

Fixer, der sonst pünktlich vom Gerichte nach Hause kam, trieb Aufregung heute in den Straßen hin und her. War es denn gläublich, daß er vor einem so großen Glücke stand! Er, — der Verzagte, Schüchterne, Unbeholfene, und Fanni, — die liebe, gute Fanni! Denn es war ihm ganz unmöglich, an Fanni nur zu denken, ohne ihrem Namen diese beiden Eigenschaftswörter voranzustellen.

Andern ging's freilich gerade so. Vom barfüßigen Jungen ab, der Ludwigs Küche allwöchentlich mit Sand versorgte, bis zum Herrn Präsidenten hinauf, der jährlich einmal, bei der großen Fete, das Haus mit seiner Gegenwart beehrte, empfand jeder in Fannis Nähe etwas von der Wärme, die echte Herzengüte ausstrahlt, und nannte sie: die Liebe, Güte! Sie war nicht hüßlich, auch nicht sonderlich gepudert, aber sie hatte ein Herz von Gold, — das einzige Gold, was sie befaß. Regierungsrath Ludwig hatte die elternlose Waife eines Verwandten vor Jahren schon in's Haus genommen, und sie war ein so anhängliches, fleißiges und hülfreiches Haushierchen geworden, daß er sich oft rühmte, in seinem ganzen Leben kein vortheilhafteres Geschäft abgeschlossen zu haben, als an dem Tage, da er sich verpflichtete, für Fanni zu sorgen.

Ja, er war recht spät nach Hause gekommen, der grübelnde Herr Amtsrichter, der solchen Schatz für sich begehrte! Frau Kristin hatte ihm sofort angesehen, daß die Geschichte noch nicht recht „perfect“. Nun war's an ihr, zu handeln. Er hatte auch kaum den Paletot abgelegt und den Stock in die Ecke gestellt, als sie auch schon ihr gelbes, spitzes Gesicht zur Thür hereinsteckte.

„Der Herr Amtsrichter haben geschelt?“

„Rein!“

Und das ganz kurz, mit einer abwehrenden Bewegung, die sie gar nicht an ihm gewöhnt war. Sie ließ sich jedoch nichts merken.

„Der Herr Amtsrichter kennen mich doch . . .“

„Was giebt's denn?“

„Und in den drei Jahren haben der Herr Amtsrichter sich gewiß nicht über mich zu beklagen gehabt . . . denn auf Geld bin ich nie happig gewesen . . . und für eine gute Behandlung spring' ich durch's Feuer.“ Und wenn der Herr Amtsrichter sich erinnern . . . den grünen Kadelosen, den hab' ich nur aus Freundschaft setzen lassen . . . ausgemacht war nichts . . .“

Fixer, dessen Gedanken in Sphären weilten, wo man sich nicht durch grüne Kadelosen wärmt, hatte Mühe, zu einem solchen Apparat herab zu steigen . . .

„Ist nachträglich noch etwas zu entrichten?“

„Der Amtsrichter!“ rief Frau Kristin, und nahm sich vor, diese Aussicht auf unerwarteten Gewinn später noch auszunützen.

„Wie gerne würde ich schweigen . . . Sie zu kränken, geht mir nah . . . es hat mir . . . schon Thränen gekostet . . . (Bewegung mit dem Taschentuch) . . . daß man ein so edles Herz . . . einen solchen guten Herren . . .“

Fixer verhielte vergebens, aus diesen unzusammenhängenden Worten einen Schluß zu ziehen; aber eine unheilvolle Ahnung

ergriff ihn trotzdem. Er ließ die Arme sinken und starre schuldbehaft zu Boden.

„Denn es ist ja kein Geheimniß . . . daß Fräulein Fanni . . . Sie zum Besten hält!“

„Das war zu viel!“

„Schweigen Sie! besetzen Sie den Namen nicht!“ fuhr der sonst so zaghafte Mann plötzlich auf, — „kein Wort weiter!“ Und seine Hand wies nach der Thür.

Sie aber war noch nicht am Ende angekommen, der giftigste Pfeil war noch nicht abgeschossen.

„D, — Sie können ja thun, was Ihnen beliebt,“ — fuhr sie unbarmherzig fort, „hören Sie mich doch nicht an, lassen Sie sich doch zu Spott und Schande machen! Denn die ganze Stadt weiß ja . . . daß Fräulein Fanni Ihnen keine Rosen wirft . . . daß es die boshafteste Kröte, — Ludwigs Mimi, — thut, die dazu von ihr angestellt wird . . .“

„O, mein Gott!“ stöhnte der Unglückliche, der plötzlich all sein Glück verwinden sah, während die Kriften triumphirend weiter sprach:

„Unserer, der's gut mit Ihnen meint, der muß natürlich schweigen; aber die Wäsherin Kosel hat die hüßliche Geschichte ja längst überall herumgetragen . . . Kosel wohnt Ludwigs gegenüber und hat's mit ihren scharfen Augen selbst gesehen, wie der Backfisch Ihnen die Blume zuwarf, und wie sie auf das verwelkte Ding zustürzte, als wär's mindestens eine Rolle mit Dufaten; derweil haben die beiden Fräuleins oben gelacht, daß sie schwarz wurden . . . Aber ich darf meinen lieben, guten Herrn — Thränenfluth — „ja nicht einmal warnen . . . die arme, ehrliche Kriften“ — Schluchzen — „wird verstoßen . . .“

Und den Armen der Wirkung ihres Giftes überlassend, wollte sie nun zur Thür hinaus, und wäre so beinahe einer hohen Kämmergehalt in die Arme gefallen, welche im Begriff stand, einzutreten. Kräftig schüttelte der Regierungsrath Ludwig, der die letzten Worte gehört und den Zusammenhang ahnte, die erschrockne Frau von sich, schob sie dann sans façon hinaus und verschloß hinter ihr die Thür.

„Mein bester Herr Amtsrichter,“ rief er jetzt dem gequälten Fixer zu und streckte ihm herzlich beide Hände entgegen, — lassen Sie mich vor Allem Verzeihung erbitten für einen Schelmenstreich, den unsere Mimi verübt . . .“

„Ich weiß . . . ich weiß!“ stöhnte Fixer.

„Mimi, — ich muß es leider bekennen, fühlt über ihre Luthat noch nicht die rechte Reue . . . ja, das schlimme Kind, seit sie Fannis strahlendes Gesicht beim Lesen Ihres Briefes gesehen, magt sich sogar das Verdienst an, ihrer Cousine zu einem großen Glück verholfen zu haben . . .“

Fixer sah in das wohlmeinende Gesicht des Regierungsrathes, es war ihm jedoch noch nicht möglich, ein Wort hervorzu- bringen.

„Und wenn Sie,“ fuhr dieser fort, „Ihren Antrag nach dem eben gemachten G.ständniß nicht zurücknehmen, — wenn Sie unsere Fanni wirklich lieben . . .“

„D, — mein Gott . . .“

„So, — ja, so scheint es mir das Beste, ich nehme Sie gleich mit mir nach Hause, und . . . Sie lesen da meinem Windbeutel selbst hüßlich den Text für seinen Muthwillen.“

„Gott segne ihren Muthwillen!“ stammelte der glückliche Fixer, — „Gott segne ihn!“

Sechs Wochen drauf gab's Hochzeit bei Ludwigs. Der Mustermiether verwandelte sich dadurch in einen Mustergatten, an dem alles Gift, was Frau Kristin während des Brautstandes noch gemischt, sich als wirkungslos erwies.

Nachdruck verboten.

Wien im Spätherbst.

Wien, im November.

„Indian Summer“ nennen es die Amerikaner. „Altweibersommer“ bezeichnen wir es weniger galant, wenn die Sonne noch im Spätherbst wärmend und leuchtend ihre Strahlen auf die Erde sendet, wie sie es heuer gethan. Schien es doch, als wollte sie gut machen, was sie diesen Sommer hindurch verbrochen hat. In Allerseeleu blickte sie so wohlwollend und warm auf unsere geschmückten Friedhöfe, daß die unzähligen Kränze dufteten und in ihren verschönernden Strahlen prangten und leuchteten, als ob sie eben der Erde entsprossen wären. Ganz Wien strömte zu dieser Zeit zu den Gottesäckern hinaus, reich mit Kränzen beladen. An den Tramway-Wagen, Omnibussen, auf den Mietkutschen und Equipagen überall hängen und liegen Blumen- oder Blätter-Guirlanden. Im hellen Lichtermeere erstrahlt die Todtenstadt, und zwischen den Kreuzen und Monumenten wandelt eine unabsehbare Menschenmenge. Leute, die sich sonst in den hellerleuchteten Salons begegnen und mit einem Wortschwallde einander begrüßen, reichen sich dort nur stumm die Hände oder gehen mit erstem Grüße an einander vorüber. Vor Allerseeleu schweigt das gesellige Leben, und erst nachdem man seinen geliebten Todten den Tribut treuer Erinnerung gezahlt, öffnen sich die Salons. Nur das Theater fordert immer sein Recht. Zu unserer Oper sind es zwei Berliner Bekannte, die starke Zugkraft ausüben, Lola Beeth mit ihren feinen Jügen des Amüses, Spieles und Gesanges erobert sich langsam aber stetig die Gunst ihrer Zuhörer; Fräulein Renard hat ihr Publicum im Sturm gewonnen und packt durch ihr dramatisches Spiel, ihren seelenvollen Gesang.

Das neue Burgtheater, das endlich nach vierzehn Jahren vergebener Hartens seine Thore dem neugierigen Publicum geöffnet hat, ist natürlich von ungemein großer Anziehungskraft, und der Lebensantheil dieser Attraction gebührt selbstverständlich in diesem Momente mehr dem Tempel der Kunst, als den Künstlern selbst. Der Reichthum der inneren Aus schmückung ist überwältigend, und die Harmonie der Farben und Formen wirkt wohlthuend auf unsere Sinne. Architektur, Bildhauerkunst und Malerei haben ihr Bestes gethan, um der darstellenden Kunst eine würdige Stätte zu schaffen. Vom practischen Standpunkte aus betrachtet, leidet das neue Schauspielhaus freilich an einigen, leider incurabeln Gebrechen.

Die Directionsfrage ist zu Aller Zufriedenheit gelöst worden; wir haben unsern alten Bekannten Förster bekommen, und unser Sonnetthal kann sich wieder ganz der Kunst widmen und seinen Urlaub nehmen, den er als Vice-Director entbehren mußte. Die Vermuthung, eine ungefüllte Ordenssehnsucht hätte ihn bewogen, so unvermittelt seine Demission zu geben, ist nicht stichhaltig, da gerade er vor zwei Jahren durch Ver-

leihung der eisernen Krone der einzige durch einen Orden ge- adelte Schauspieler unseres Burgtheaters ist. Während war der Abschied vom alten Theater, der Stätte so herrlicher Ent- wicklung des deutschen Schauspiels. Nach hundertfünfzig Jahren ehrenvollen Bestandes starb es eines natürlichen Todes. Alles weinte. Die Schauspieler auf der Bühne vergossen echte Thrä- nen; das Publicum in den Logen trüdnete sich verstorben die feuchten Augen, jenes im Parterre entfaltete rückhaltlos die Taschentücher; auf den Gallerien aber kannte der Schmerz keine Grenzen und lautes Schluchzen drang von oben herab. Und als der Sprecher des Epiloges ob eigener Nührung inne- halten mußte, da war der Trennungschmerz auf seinem Cul- minationspunkt angelangt. Nun steht das liebe, häßliche, alte Haus verwaist da. Am 3. December sollten die Demo- kirungs-Arbeiten beginnen, aber sie wurden schon an jenem denkwürdigen Abschiedsabend begonnen. Holz und Stoff wurde unbarmherzig in einer Begeisterung, die keine Schranken kennt, aus den Säulen und Fautenils geschüttelt, um als Reliquien daheim aufbewahrt zu werden für Enkel und Urenkel. Auch einer unserer ersten Minnen hat sich in's neue Haus vom alten einen Talsman hinübergewonnen, einen Splitter von der Schwelle seiner Garderobe, den er, in Gold gefaßt, am Halse trägt.

Das Hauptereigniß der Theater-Saison war aber unbestreit- bar das Erscheinen der französischen Tragödin Sarah Bernhardt. Die Reclame ist ihr natürlich vorangegangen; die Toiletten- Pracht, der wieder in Gnade aufgenommene Gemahl Damala, aus der „Damalige“, wie er hier genannt wird, der schon in Vereitschaft gehaltene Sara, — diese dreifache Begleitung allein hat die Neugierde entfesselt. Man betrachtet Sarah Bernhardt als Curiosum, man begegnet ihr kühl. Nach und nach wird man aber gefesselt, gerührt, begeistert! Die Künstlerin stellt allen Humbug in den Schatten. Das Genre, das sie vertritt, ist kein edles, aber was sie darstellt, lebt und athmet. Sie strich, und wir Alle weinen um ein gesunkenes Wesen, um ein ver- schicktes Frauenodalein. Ihr Organ dringt in unsere Seele, und sobald das Ohr sich an die ungewohnten Laute gewöhnt hat, ist man entzückt ob der feinen Schattirungen, die sie der Sprache verleiht. Unser Hof, unsere Aristokratie, unsere hante finance, die Kunst, Alles huldigte der Künstlerin. Und ihre Toiletten! Wer sie beschreiben könnte! Das sind keine Röcke und keine Nieder, sondern nur prächtige Stoffe, um den Körper gewunden und hier und dort mit einer Grasse, einer Schnalle, einer Blume befestigt. Im geeigneten Momente des Affectes löst sich die Grasse und der schillernde, meergrüne oder granatrothe oder weiße, goldgestickte Stoff fällt in losen Falten längs der Gestalt herab. Sie ist voller geworden, diese schmiegame, eichenartige Frauengestalt. Die edlere Weive Cliaour be- raucht sie die Wiener, die dann, bestännt ob ihrer Schwäche, venmüthig zum gediegenen Burgunder des heimischen Schau- spielses zurückkehren.

Mit dem neuen Jahre beginnen die großen und kleinen Soirées und Bälle, da werde ich meine geehrten Leserinnen in unsere verschiedenen Salons einführen und ihnen die Welt zeigen, in der man sich unterhält oder — langweilt. Auf Wiedersehen! —

Josef Frein von Schneider-Arno.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Baldwin Groller, der Verfasser der gegenwärtig in unserm Blatte veröffentlichten Novellette „Die Last des Goldes“, wurde am 5. September 1848 in Ungarn geboren und in Dresden erzogen, wo der bekannte, feinsinnige Dichter Albert Rißer sein Erzieher war. Rißer, mit dem Groller in inniger Freundschaft lebt, führte den jungen Mann namentlich in die griechische Literatur



Handwritten signature of Baldwin Groller.

und Philosophie ein. Schon als Student war Groller vielseitig publicistisch thätig. „entdeckt“ wurde er dagegen von Ernst Keil, dem Verleger der „Gartenlaube“, während er seine erste größere Erzählung, die prächtige Geschichte „Prinz Alog“ in der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ veröffentlichte. Dieser Novelle voraus gingen zwei Bände kleinerer Erzählungen: „Junges Blut“ und „Weltliche Dinge“; ein einbändiger Roman: „Gräfin Aranka“



folgte ihr. Grotter's hervorsteckendster Vorzug ist sein köstlicher Humor, ein urgelehrter, herzzerreißender Humor, der nichts Gefühlsloses und nichts Gequältes an sich hat, sondern aus voller Seele quillt. In seinen kleinen feuilletonistischen Skizzen zeigt er die große Kunst, aus einem Nichts ein farbenprägendes, blendendes Etwas zu gestalten. In letzter Zeit hat Grotter sich auch der dramatischen Production zugewandt. Sein Lustspiel „Meine Gefährtinnen“ wurde vom Wiener Burgtheater und mehreren anderen Bühnen zur Aufführung angenommen.

**Zwei Kaiserjöhne.** Siehe die Bilder auf Seite 209 und 212. — Die fünf Söhne des deutschen Kaiserpaars sind der Stolz der ganzen deutschen Nation, echte kräftige und fernige Hohenzollern-Sprossen, mit dem ernstesten Zuge des kaiserlichen Vaters in den feischen Knabengesichtern und dem wundervollen blonden Haar und den blauen Augen ihrer kaiserlichen Mutter. Zwei der kaiserlichen Prinzen schauen dem Leser aus der heutigen Nummer entgegen. Prinz Adalbert von Preußen, geboren am 14. Juli 1884, erhielt seinen Namen zum Andenken an den ruhmreichen Begründer der deutschen Flotte; im kleidsamen Matrosen-Anzuge sieht er fattelgerecht auf dem Schanfeldpferde, das ihm gewiß nicht wilde Galoppfrünge genug machen kann, wenn sein Reiter in ausgesetzter Rinderfrende es mit der Peitsche antreibt. Prinz August Wilhelm von Preußen, das vorjüngste der kaiserlichen Kinder, geboren am 29. Januar 1887, trägt noch das kurze geflickte Kinderkleid. Aber wie er sich entwickeln wird, geht schon jetzt aus der energischen Bewegung hervor, mit der er sich auf seinen trennen Spielgefährten, den gewaltigen Bernhardsiner, stützt.

**Mitration.** Von Agnes Stamer. Siehe das Bild, Seite 213. — Im Allgemeinen sind die Tanzpaare an einem Ballabend nicht eigentlich das, was für die junge Welt den Reiz eines solchen ausmacht. Wenn diese allein zu bestimmen hätte, ginge die Musik von einem Tanz in den anderen über und spielte ohne Aufhören „Die Rosen aus dem Haiden“, den Gagliostro-Balzer und die „schöne blaue Donau“. Aber es giebt auch Ausnahmen. Wenn in einem lauschigen Nebenzimmer sich eine sympathische Gesellschaft zusammenfindet, drei Freundinnen etwa, ein älterer, lebenswürdiger Herr, der das Courmachen noch nicht ganz verlernt hat und doch schon als würdiger Ball-Partner gelten kann, und der „Löwe“ der Gesellschaft, der nicht nur ein guter Tänzer, sondern auch ein geistreicher Gesellschafter ist, jung, elegant, brünett natürlich mit dunklen, blühenden Augen, — die blonden „Lüwen“ sind im Salon merkwürdig selten, — dann kann die Tanzpaare höchst anziehend sein und es kommt wohl vor, daß die Musik viel zu früh wieder einsetzt und daß der Tänzer, welcher seine Tänzerin diesem Kreise zu entföhren ersieht, mit gar nicht freundschaftlichen Blicken empfangen wird. Man unterbielt sich so gut, — nicht nur mit Worten natürlich; Augen, die sich aufsehnend begegnen, ein vielsagendes Lächeln, das doch zu nichts verpflichtet, eine Bewegung mit dem Köcher, ein Reigen des Hauptes, — das Alles belebt die Unterhaltung viel mehr, als das gebräuchliche Wort selbst. Die deutsche Sprache hat keinen Ausdruck für diese Art der Unterhaltung, wie für so manche Eigenthümlichkeit des Gesellschaftslebens und das Fremdwort unentbehrlich ist. Auch die französische Sprache hilft uns hier nicht, denn mit „coquetterie“, mit dem gegenfeitigen Gefallenwollen, ist zu viel und zu wenig gesagt. Das englische „ flirtation“ ist das richtige, wenn auch Engländer und Engländerinnen nicht allein Meister darin sind, diese Art der Unterhaltung mit Geist und Grazie zu führen.

## Aus der Frauenwelt.

**Berlin.** — Der Verein Frauenheim, der sich bekanntlich die Aufgabe gestellt, „alleinstehenden gebildeten Damen ein behagliches, ihrer gesellschaftlichen Stellung entsprechendes Dasein zu gewähren“, hat in diesem Jahre einen wesentlichen Schritt vorwärts gemacht, indem er seinem ersten, im Jahre 1875 erbauten Hause nunmehr ein zweites hinzugefügt hat, das am 1. April 1888 seiner Bestimmung übergeben werden wird. Dasselbe umfaßt vierzehn Wohnungen im Preise von 70 Mark bis 230 Mark für das Jahr. Leider gestatten die Mittel des Vereins noch nicht, directe Wohlthaten zu erweisen, vorläufig kann der Verein nur gegen Zahlung sehr billiger Wohnungen mit allen Bequemlichkeiten gewähren. Ein schöner Garten steht zur Verfügung der Damen; eine Bibliothek und mehrere Zeitungen und Schriften, sowie ein gemeinschaftlicher Speise- und Besessaal sind zur gemeinsamen Benutzung vorhanden; auch wird der Rath der Vorstandsmitglieder den alleinstehenden Damen jederzeit mit Vergnügen gewährt. Die Häuser des Vereins liegen in Groß-Lichterfelde, wenige Minuten vom Anhalter Bahnhof entfernt, in gesunderer und zugleich bequemer Lage. In dem neuen Hause, das jederzeit gern zur Beschäftigung der Reflectanten offen steht, sind noch einige Wohnungen zu vergeben; jede gewünschte Auskunft hierüber giebt mit größter Bereitwilligkeit der Schatzmeister des Vereins, Herr Commerzienrath Frh. Kühnemann, N. Gartenstraße 21, Berlin. Da die Nachfrage nach diesen Wohnungen immer eine sehr rege ist, empfiehlt es sich, möglichst bald sich zu melden, um die große Annehmlichkeit, die der Verein gewährt, sich nutzbar zu machen.

**München.** — Am Starnberger See erzählt man sich eine kleine Geschichte, die an dem Tage sich ereignete, an welchem im Hause des kürzlich verstorbenen Herzogs Max in Baiern, des Vaters der österreichischen Kaiserin, sich ein glückliches Familienereigniß vollzog. Es war am Weihnachtstage des Jahres 1837. Ein Herr, der durch seine hohe, ritterliche Erscheinung auffiel, ging am Ufer des Sees spazieren. Da kommt ein altes Mütterchen des Weges daher, auf dem Rücken eine schwerbeladene Holzbutte, mühsam vor sich hinstehend. „Na, wohin geht's denn, Frauerl?“ frug der vornehme Herr die Alte. — „Nach Mairingen 'über, zu meine Leut'“. — „Na, warum laßt's Euch denn nicht 'überführ'n?“ — „'Überführ'n? Jassas, das kost' ja an Groschen! Du mein, wo lümmert i denn da hin? Wir' schon noch z'recht kumma zum Christbaum!“ — „Was wird's Euch denn bringen, 's Christkindl?“ — „Na, nit z'viel, wie's halt bei arme Leut' schon geht! Kranke hom mir auch z'Haus; bring' Ihner halt was z'essen 'über, müß'n schon zufrieden sein. Gna' Herr wern's a'wis' besser haben!“ — „So, so, glaubt Ihr? Deut' triff's wirklich zu. 's Christkindl is in aller Gottesruh bei uns einkehrt, hat uns a' schön's Model' bracht, Litel wird's heißen. Aber jetzt macht's Euch wieder auf'n Weg. Da nehmt's den Silbergulden und sahrt hinüber zu Care Leut', und dann kommt's wieder zurück in's Schloß nach Poffenhofen, da wird Euch's Christkindl erwarten, es kann heut' nit 'über kommen nach Mairingen.“ Und am Mittag erschien die Alte mit ihrem Sohne päntlich im Poffenhofener Schloße, wo sie so reichlich beschenkt wurde, wie sie sich es niemals hätte träumen lassen. Außerdem erlaubte ihr ihr Protector, sich an jedem Ersten eines Monats einzustellen und sich eine Sub-

vention abzuholen. Der Protector war Herzog Max in Baiern, die „Litel“ aber, die ihm am selben Morgen das Christkindl gebracht hatte — die jetzige Kaiserin-Königin Elisabeth von Oesterreich-Ungarn.

**Montpellier.** — Die Damenwelt Montpelliens befindet sich in hochgradiger Aufregung. Die männlichen Theaterbesucher haben nämlich eine Pittschrift an den Maire gerichtet, er möge eine Verfügung treffen, nach welcher die Damen vor der Vorstellung ihre Hüte in der Garderobe abzulegen hätten. Mit einer galanten Wendung heißt es darin, daß eine hübsche Schleife im Haare den Reizen der Zuschauerinnen durchaus nicht schaden werde, während sie dem starken Geschlecht erlaubt, das Schauspiel mit größerer Bequemlichkeit zu genießen. Gegen diese „unerhörte Vergewaltigung“ verwahren sich nun die Töchter Montpelliens in großer Zahl und erklären, daß sie, falls diese Maßregel getroffen werden sollte, mit „monumentalen Coiffuren“ im Haare in's Theater kommen würden. Vor dieser Drohung zittert das starke Geschlecht, und es werden bereits Schritte gethan, jenen Antrag zurückzuziehen.

## Die Mode.

Kradruck aus im Einzelnen verboten.

**Berlin.** — Zu den beliebtesten Schleifen und Rosetten aus ganz schmalen Bänder weht man lehteres jetzt in höchst praktischer Weise, derart, daß je sechs Bändchen in gleichmäßigen, der Länge



einer Schlinge entsprechenden Entfernungen durch querlaufende Seidenfäden verbunden sind. Sollen die Schlingen ausnahmsweise länger sein, so lassen sich die verbindenden Fäden mit leichter Mühe entfernen.

— Unserer alten bewährten Fries- und Plüsch-Schlafdecke erhebt ein sehr gefährlicher Concurrent durch die im Auslande längst bekannte und geschätzte seidene italienische Schlaf- oder Reisendecke. Von außerordentlicher Weiche und daher warm und anschnügend, ist diese Decke in den verschiedenen Farben-Zusammenstellungen des römischen Streifenmusters auf weissen, hochrothen, blauem oder olivgrünem Grunde vorhanden und läßt sich trotz ihrer Größe zu einem kleinen Paket zusammenschnallen. Bei dem außerordentlich billigen Preise (15 Mark) findet die Decke auch zu Portieren, Thür- oder Fensterordnungen zc. Verwendung.

**Paris.** — Wenn eine Premiere in der Comodie française einen literarischen Genuß gewährt, so ist sie für das Auge nicht minder genussreich, da die Künstlerinnen dieser Bühne ihre Toiletten mit derselben Sorgfalt wie ihre Rollen studiren. Auch würden ihnen die Pariserinnen, die im Punkte der Toilette ähnerst kritisch sind, einen Vorwurf gegen die Giegang oder einen Mangel an Geschmack schwerlich vergeben. In „Pepa“, Lustspiel von Meilhac und Gauderac, trug Fräulein Bartet als Reole d'Yvonne, eine junge, sehr elegante Frau, im ersten Akt maußgrauen und altrothen Sammet in der Weise geordnet, daß ersterer Schleppe, Hüden und Kermel, lehterer die im Zusammenhang geschnittenen Vordertheile der Robe bildete. Der rothen Sammet bedeckten maußgraue Stidereien.



und ein schmaler, boartiger Pelzbesatz theilte das ganze Debant in drei Theile. Den von einer Krone grauer Federn überragten grauen Sammethut schmückte vorn eine grüne Sammetfchleife, die sich auf dem grauen Muff sammt den Federn wiederholte. Im

zweiten Akt erschien dieselbe Künstlerin in einer ungemein reichen Haub-Toilette. Ueber blaßrosa Faille fiel ein Schleppe aus weissen Geze de Chine mit breitem, bis zum Gürtel grozids aufsteigendem Volant, und dieses kostbare Untergewand schaute zwischen den vier gefächelten Noßbahnen eines sonst völlig zusammenhängend geschnittenen Leberkleides aus blaßrosa, mit pfauenblauer Seide gefähter Faille hervor. Unsere Skizze giebt genau das Muster dieser auch die Geze-Aermel und den Volant schmückenden Stiderei wieder. Als eine seltsame Caprice erschien im ersten Augenblicke der Pelztragen, welcher ohne Zusammenhang mit dem herkömmlichen Ausschnitt des Kleides um den Hals geschlungen war, indessen hob er den Kopf sehr wirksam von der Hüfte ab und verlieh dem Gesichte einen bedeutenden Ausdruck. Fräulein Ri-

chenberg, welche ein excentrisches, nach amerikanischen Principien erzogenes junges Mädchen darstellte, trat im ersten Akt in einer rosa Faille-Robe auf, deren Rock und Kermel je drei Reihen Jetborte säumten, während die Revers der schloßlosen Taille jetgestickter Füll bildete. Eine lange schwarze Boa stand zu der jarten Toilette in einem eigenthümlichen, reizvollen Gegensatz. Entzückend aber war das feste Hütchen, das zugleich dem Charakter der Rolle auf's Glücklichste entsprach. Von schwarzen Sammet und mit rosa Faille gefüttert, zeigte es innen drei Reihen Jetborte und als äußere Garnitur einen vollen Luff schwarzer und rosa Federn. Im zweiten Akt trug die anmuthige



Künstlerin eine Toilette aus weicher Felin-Seide mit Gold- und Perlen-Stidereien. Die hinten glatte, vorn leicht drapirte Tunika öffnete sich auf der einen Seite durch perlengefridte Aufschläge und ließ die Stiderei des Rockes, ein grazidies Motiv aus Goldfäden, sehen. Dem runden Ausschnitt der Taille schloß sich eine Füllbaste mit Perlenstiderei an, welche lehteres auch die vom Ellbogen sehr engen Kermel schmückte. Ein schmales Band gürtete, mit kleiner Schleife geknüpft, die Taille. Hut aus dunkelgrünem, gepufftem Sammet mit weißgefiedertem Vogel als Garnitur. Der dritte Akt zeigte Fräulein Reichenberg in einem lichtgrünen Seidenkleide, dessen linke Seite ganz glatt war, während über die rechte eine mit hellbrauner Seide gefidete Bahn fiel. An der Taille war dieselbe leicht zurückgeschlagen und bildete einen kleinen flatternden Kevers. Die braune Stiderei auf dem blaßgrünen Seidenbrunde läste eine ähnerst günstige Wirkung aus; ebenso der Schnitt der Robe, der, zwischen dem Genre Empire und der Form des Leberkleides vermittelnd, sich voraussichtlich die allgemein: Gunst erobert wird.

— Die kleinen Nebendinge in der Toilette spielen oft eine größere Rolle als diese selbst, können doch gerade sie einen sonst einfachen Anzug in überraschender Weise heben. Da giebt es z. B. reizende kleine Taschennüffe aus bronzefarbenem Plüsch mit heller miancirtem Schleifenschmuck ausgestattet, oder mit breiter orientalischer Spitze und Bordüre. Die für den Winter so praktischen Promenaden-Haandschuhe aus grauem Wildleder in Mousquetaire-Form schmücken sich mit breiten zackigen Stulpen, welche überzulegen sind und beliebig fortbleiben können. Unter den feinen und feinsten Wolkrämpfen giebt es solche mit farbiger Stiderei, so schön, daß sie getrost mit dem kostbaren Seidenstrumpf in Wettbewerb treten können. B. de G.

## Handarbeiten.

Kradruck aus im Einzelnen verboten.

**Weihnachts-Arbeiten.**

Der heilige Abend naht und mit dem wiederkehrenden Feste auch die wiederkehrende Sorge, wie wir jeden unserer Lieben durch eine kleine, selbstgearbeitete Gabe erfreuen können! Obgleich die technischen Nummern des laufenden Jahrganges unserer Zeitung in gewohnter Weise mancherlei reizende kleine Arbeiten brachten, sind wir doch darauf bedacht gewesen, die Auswahl noch durch einige der allernuesten Zierlichkeiten zu bereichern. Zunächst ein Papierkorb aus japanischen Kreppbildern. Die 36 Cent. hohe Grundform, — der Boden hat 24 Cent. im Durchmesser, — ist aus Carton hergestellt; Wand und Boden werden außen und innen recht glatt mit den durch unsichtbare Stiche gehaltenen Kreppbildern, die in jedem japanischen Geschäft käuflich sind, bekleidet, alsdann an den



Außenrändern mit rothem oder blauem Woltenband eingefast und durch überwendliche Stiche verbunden. Rüdch aus rothen, ausgefchlag nen Streifen Schweizerkattun oder



**Raschur.** In gleicher Weise fertigt man auch Stauden-Körbchen, Wärentaschen, Briefmappen etc. Das Goldtäschchen ist mit Gordonnet-Seide in zwei Farben gehäkelt. Auf einem zur Rundung geschlossenen Anschlag von 70 Luftmaschen häkelt man 33 bis 35 Touren in festen Maschen, und zwar mit jeder Farbe 25 Maschen, jedoch treten die Farben in jeder Tour um 1 Masche vor, so daß sie die Höhe schräg durchschneiden. Den Arbeitsfaden läßt man von einem zum andern Mal auf der Rückseite liegen, wobei zu beachten, daß sich die Fäden der Arbeit flach anlegen. Mit einer der Farben wird das so entstandene, später mit feinen Futter versehene Täschchen noch rings am oberen Rande begrenzt und am unteren Rande geschlossen, indem jede feste Masche zwei einander gegenüberstehende Maschen ergreift. Dann häkelt man am oberen Rande rings 1 Stäbchentour (1 St., 1 L.), theilt die Maschenzahl und vervollständigt jede Hälfte noch durch etwa 5 hin- und hergehend gearbeitete Stäbchen-Touren, welche am Rande dem Metallbügel eingeklemmt werden. — Aus einem roth karirten leinenen Wischtuch von 88 Cent. Länge zu 62 Cent. Breite ist das Ueberhandtuch hergestellt. An einer der Breitseiten des Tuches erscheint die Borte



abgeschnitten, schmal umgesäumt und vermittelst eines 10 Cent. breiten, mit ungleicher starker Baumwolle (Nr. 2 1/2) gehäkelt Einfaßes wieder angefügt; passende Spitze am unteren Rande. Mit kräftiger rother Stützbaumwolle sind die je ein Carreau des



Musters umfassenden Spinnen sowie Ränderverzierung und Gebäuchen ausgeführt; Schiffe in Plattstich-Stiderei. — Ein hübsches, praktisches Geschenk bildet ein schwedisches Tischstein, der von unverwundlicher Dauerhaftigkeit ist, da ein leichtes Abreiben mit Sandpapier genügt, ihn von den Tintenflecken wieder



zu reinigen. Man erhält diese Tischsteine (s. Bezugsquellen), je nachdem man sie mit Malerei, Lederschmuck, Niharbeit oder Stiderei verzieren will, mit Holz- oder Metallplatten etc. montirt. Des Zeichnens und Malens Kundige seien durch das Fleischo Brettchen und den zierlichen Kinderstuhl an die vielen hübschen, mit dem Brennflitz zu verzierenden Holzgegenstände erinnert, ebenso möge ihnen die Mappe zur Anregung dienen. Letztere ist in braunem Tuch montirt und zeigt eine in Oelfarben auf einer Metallplatte ausgeführte Malerei. — Mit vielem Geschick ist das zu einem Arbeitskörbchen bestimmte, glänzend ausgestattete Segelboot aus einem Birkenkörbchen hergestellt. Letzteres nicht an der Vorlage 9 Cent. Höhe, bei einem mit blauem Atlas bekleideten Innenraume von 9 Cent. oberer Breite zu 55 Cent. Länge. Ueber den Mitteltheil legt sich ein 12 Cent. breiter, mit schmaler Goldspitze und Seidenfranze umrandeter Teppich, dessen überhängende Enden zur Aufnahme von Stäbchen, Stidnadeln etc. dienen, während das innen an dem Teppich aufgenähte Band Schere, Nadelbüchse, Pflöckchen etc. aufnimmt. Dieser Teppich ist aus leichtem, buntsfarbig ausgefärbtem Wolendamast hergestellt. Die überpolsterte Bank aus Carton im Schiffchen dient als Nadelkasten, eine kleine Arbeit findet im Cockpit



dem Teppich aufgenähte Band Schere, Nadelbüchse, Pflöckchen etc. aufnimmt. Dieser Teppich ist aus leichtem, buntsfarbig ausgefärbtem Wolendamast hergestellt. Die überpolsterte Bank aus Carton im Schiffchen dient als Nadelkasten, eine kleine Arbeit findet im Cockpit

Verlag von Franz Vipperde in Berlin W., Potsdamer Straße 38.

räum Platz, dessen Ueberdachung aus gelbem und blauem Blüsch bestehend, mit Atlas gefüttert und am oberen Rande durch Gummizug eingehalten ist. Hölzerne Strich- und Hakennadeln vertreten die Stangen des aus grauem Leinen mit gelbem und blauem Stepplinien verzierten Segels und die der gleichfalls gelb und blau gehaltenen



Rahmen aus Atlasband. Das Reiz birgt Fingerhut, Wachs etc.; Trennmesserschere als Fisch an goldener Angelhaken, Fiselnadel als Ruder etc. — Die aus einem Ei gefertigte Kumpel bietet einen reizenden Schmuck für den Weihnachtsbaum; das rohe, sauber ausgeglichene und glatt beschliffene Ei wird dazu mit zierlicher Malerei, die erleuchtete Häuser, geklirten Himmel, Leuchtthurm oder dergleichen darstellt, angeflattet; Fenster, Sonne, Mond oder Sterne sind mit einer spitzen Schere zu durchstechen; alsdann befestigt man zur Erleuchtung am Boden der Kumpel ein kurzes Stearin- oder Wachsticht und gießt den übrigen Raum bis zur Höhe des Lichtschens mit gleicher Masse aus. Das Gehänge ist aus Silberfäden gefertigt.

**Kalt-Email-Malerei** nennt man ein neues Verfahren, Gegenstände aus Cuivre poli, wie Leuchter, Schreibzeuge, Schalen, Rahmen etc. farbig zu verzieren und ihnen das Aussehen echter Emailirung zu verleihen. Es geschieht dieses, indem man den Grund zwischen den getriebenen Figuren mit Oelfarbe anmalte, so daß sich jene in reinem Goldglanz von der bunten Fläche abheben. Hat der Pinsel hier oder da die Musterung selbst berührt, so läßt sich die frische Farbe mit einem Leinenläppchen entfernen. Man kann in dieser einfachen Ausführung reizende Effekte erzielen, doch müssen die Farben harmonisch abgestimmt und wirkungsvoll vertheilt werden. An dem dargestellten, 17 Cent. im Quadrat großen Unterfaße sind die einzelnen Felder, wie es der naturgroße, halb fertige Theil zeigt, abwechselnd roth und blau gemalt, wodurch sich schräge Streifen bilden; weiße Nillen grenzen die einzelnen Felder von einander ab.



**Wirthschaftliches**

**Weihnachts-Gebäck.**  
**Brauner Thorer Pfefferkuchen.** Man kocht 1/2 Kilo Honig mit 1/2 Kilo Zucker dick ein, bis beim Eintauchen eines Löffelstieles die Masse hängen bleibt und sich zu einer Kugel drehen läßt; dann mischt man ihn, sobald er abgekühlt ist, mit einem Kilo gehäuteter, grob gewiegter Mandeln, mit etwas Zimmt, gestoßenen Kellen, Cardamom, Muskatnuß und 16 Gramm Pottasche, die in ein wenig Franzbranntwein aufgelöst wurde; zuletzt giebt man ungefähr 1/2 Kilo Mehl dazu und rührt damit einen nicht zu festen Teig ein. Nachdem derselbe über Nacht an einem warmen Orte aufhing, bleibt er weitere 24 Stunden luftig und kühl stehen und wird dann fingerdick ausgerollt. In beliebige größere oder kleinere Stücke getheilt und mit halben Mandeln rosettenartig verziert, wird der Kuchen in mäßig heißem Ofen gebacken und nach dem Erkalten, mit einer Eiweißglasur überzogen, einige Minuten im Ofen getrocknet.

**Nürnberger Lebkuchen.** Acht Eier werden mit 1/2 Kilo feingefiebtem Zucker eine halbe Stunde geschlagen, dann thut man die sehr fein geschnittene Schale einer Citrone und einen Eßlöffel gestoßener Gewürze von folgender Zusammensetzung hinzu: auf zwei Theile Zimmt je einen Theil Gewürznelken und Cardamom. Ferner giebt man hinzu einen Eßlöffel fein geschnittenes Citronat, 1/4 Kilo Mandarinen, geröstete und geschnittene Mandeln und 1/2 Kilo trocknes, bestes Mehl. In einer glatten Masse verrührt, formt man diese zu Kuchen, die, auf Platten gelegt, in mäßig heißem Ofen gar backen müssen.

**Pfefferkuchen-Rüße.** Man reibe 1/2 Kilo Butter mit 1 1/2 Kilo Mehl, thue 1/2 Kilo feingefiebten Zucker, etwas gestoßenen Ingwer und geriebene Muskatnuß hinzu, vermische alles mit 1/4 Kilo Syrup zu einem steifen Teig und forme daraus kleine, nußgroße Kuchen, die, auf Papier gelegt, in mäßig heißem Ofen gebacken werden.

**Weiße Pfefferküße.** Man schlägt hierzu 1/2 Kilo feingefiebten Zucker mit 4 ganzen Eiern und etwas Orangen- oder Rosenwasser

schaumig, giebt 1/2 Kilo Mehl, gewiegte Citronenschale und 16 Gr. in Franzbranntwein aufgelöste Pottasche hinzu, formt von dem Teig kleine Kugeln, die, auf ein mit Mehl bestreutes Blech gelegt, langsam gebacken werden; nachdem sie aus dem Ofen genommen worden, werden sie abgekühlt und mit einer Eiweißglasur überzogen.

**Rosen-Rüße.** Hierzu nimmt man 1/2 Kilo Mehl, 1/2 Kilo feingefiebten Zucker, 2 Eier, 1/2 Tassen voll Rosenwasser und 2 Gr. pulverisirtes Hirschhornsalz. Sobald die Eier mit dem Zucker schaumig geschlagen sind, giebt man die übrigen Bestandtheile hinzu, färbt den Teig mit ein wenig in Wasser aufgelöstes Cochenille roth, formt kleine Kugeln und läßt diese recht langsam mehr trocknen als backen.

**Pomeranzen-Rüße** bestehen aus 1/2 Kilo gestoßenem Zucker, 1/4 Kilo Mehl, 2 ganzen Eiern, 50 Gr. candirter Pomeranzenschale, 50 Gr. Citronat, — beides feingefiebt, — und 2 Gr. Hirschhornsalz. Ferner fügt man Mehl, Citronat etc. hinzu; sobald der Zucker mit den Eiern schaumig geschlagen ist, bestreicht man das Kuchenblech mit Wachs und bäckt die Rüße, zu Kugeln geformt, hellbraun.

Die für einzelne Recepte angegebene Eiweiß-Glasur, mit der man die betreffenden Kuchen überzieht, wird folgendermaßen bereitet: 1/2 Kilo sehr fein gestoßener und gefiebter Zucker wird in einem Napf mit dem Saft 1/2 Citrone und ein wenig Eiweiß so lange gerührt, bis sich eine ganz glatte weißliche Masse gebildet hat, die so dick sein muß, daß, sobald ein wenig davon genommen und langsam abgetropft wird, der abgenommene Theil sich erst allmählig mit dem Ganzen verbindet. Mit dieser Glasur werden die Kuchen etwa messerrückenstark bestrichen, und man braucht sie nur einige Augenblicke im Ofen zu trocknen, um sie blank zu bekommen. Auch kann man sie mit Alkermes roth und mit geschmolzener Schokolade braun färben; allerdings muß sie dann noch trockner eingerührt werden, damit sie nicht zu dünnflüssig wird und abläuft.

**Marzipan** besteht ebenfalls aus Mandeln und Zucker, und zwar zu gleichen Theilen, je 1 Kilo Mandeln auf 1 Kilo Zucker. Nachdem die Mandeln in angegebener Weise abgezogen wurden, reibt oder stößt man sie möglichst fein mit einigen Tropfen Rosen- oder Orangenblüthen-Wasser. Mit dem Zucker vermischt, thut man sie in eine gut verzunte oder emailirte Casserole und rührt sie auf ganz schwachem Feuer so lange, bis die Masse beim Bestupfen mit dem Finger nicht mehr an demselben hängen bleibt. Auf den mit feinem Zucker bestreuten Tisch geschüttet, wird der Marzipan zu einem länglichen Stück zusammengeknetet und bleibt, in Papier gewickelt, vor dem Gebrauche erst eine Weile an einer kühlen Stelle ruhen. Die Verwendung ist eine ganz verschiedene, indem man einmal einfach kleine Projecten, Sterne oder Ringe aus demselben bildet, die mit dem Ankerisen gefüllt, mit Zucker bestreut und mit einer glühenden Schaufel gebräunt werden können, oder indem man von dem Teig 2 etwa federstieldicke Platten ausrollt, von denen die eine, mit Himbeer- oder Aprikosen-Marmelade bestrichen, mit der anderen bedeckt wird. In beliebige Stücke geschnitten, wird dieser gefüllte Marzipan mit einer Eiweiß- oder Fondant-Glasur bestrichen und in ganz gelinder Ofenhitze getrocknet. Sehr ähnlich dieser letzten Art ist der berühmte Königsberger Marzipan; der einzige Unterschied besteht darin, daß man statt der beiden Platten verzierte, mit Marzipan-Streifen, verschiedenen eingemachten Früchten geschmückte Torten, Herzen u. s. w. formt, die mit einem sehr dicken Zuckerguß glasirt werden.



**Briefmappe**

**Fragen.**  
**Holzurm.** — Wer kann mir ein Mittel zur Vertreibung von Holzwürmern angeben?  
 Langjährige Abonnentin in Ungarn.

**Antworten.**

(Auf die betreffenden Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)  
**Kleidung der Kupferstecher im Mittelalter** (192). — Die Kupferstecher haben im Mittelalter und auch in der Folgezeit ihre Genossenschaften gebildet; sie haben daher auch eine ihrer Gesamtheit gemeinsame Devise oder Kleidung geführt. Jost Amman, Mater, Kupferstecher und Formschneider (1539 bis 1591), der sich selbst in seiner Thätigkeit in dem Werkchen: „Ergentliche Beschreibung aller Stände auff Erden, beschriben vnd in deutsche Reime gefasset durch Hans Sachs, Frankfurt a. M. 1574“, darstellt; ist auf diesem Bildnisse in die gewöhnliche Tracht seiner Zeit gekleidet: geschlitztes Wamms, welches um die Hüften durch einen Gürtel gehalten wird, Flederhosen, Strümpfe und Schuhe.  
**Wäsche-Ausstattung** (184). — Zwei treue Karlsbader Abonnentinnen erlauben sich, die Zusammenstellung einer Ausattung zu überenden, wie sie sich nach praktischer Erfahrung für einen gut bürgerlichen Hausstand bewährt hat: 3 Dhd. Hemden, 6 Nachthunden, 1/2 Dhd. Nähn., 1/2 Dhd. gewöhnliche Nachtläden, 18 Nachthunden, 3 Dhd. Strümpfe, der heutigen Mode entsprechend, 4 Dhd. Taschentücher, in Leinen und Batist, 3 Dhd. Wäsche von Shirting und Vardent, 6 Anstandsbrüde, 3 Blonnell, 6 weiße Röde, 3 Fräsmäntel, 3 Dhd. Leinentücher, 12 Bettzüge, 3 Mädchenbezüge, 6 Tischtücher, 24 Servietten, 6 Kaffeetücher mit Servietten, 4 Dhd. Handtücher, 1 Dhd. Mädchenhandtücher, 1 Dhd. Gläfertücher, 2 Dhd. Waschtisch-Handtücher, 2 Dhd. Staubtücher.

**Frau v. B. in Charlottenburg.** — Das Thema ist doch zu bekannt verbindlichen Dank.  
**Eine Abonnentin.** — Derartige Fragen beantworten wir grundsätzlich nicht.

**Bezugsquellen:** Bänder, Seite 215; W. Duffe, W. Leipziger Str. 42. — Seidene italienische Schloßdecken, Seite 215; S. Seidner, C. Jernalemer Str. 29. — Peviercord und japanische Krepptücher, Seite 215; Frau v. B. v. W. Leipziger Str. 119-120. — Wollen und Wägel, Seite 215; H. Hermann, W. Leipziger Str. 193a. — Wäschelein, Seite 216; G. Wankenburg, W. Magdeburger Str. 25. — Winderstich mit Brodmalerei, Seite 216; W. Landen, SW. Poststr. 80. — Metallplatten, Seite 216; H. Lehner, W. Leipziger Str. 52. — Bemalte und ungemalte Gegenstände aus Cuivre poli, Seite 216; W. Kröbe, SW. Zimmerstr. 35-36.

Zu dieser Nummer gehören drei Beiblätter und ein Modenbild.

Verlag von Otto Dürer in Leipzig.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.



# Illustrirte Frauen-Zeitung.

Nr. 52.

Wöchentlich eine Nummer.  
Vierteljährlich 2½ M.

Berlin, 23. December 1888.

Große Ausgabe mit  
allen Kupfern: 4¼ M.

XV. Jahrg.

## Die Last des Goldes.

Novelle von Balduin Groller.  
(Schluß.)

10.

Es geschah nicht ohne Grund, daß Brant seine Idee geheim hielt. Er war selbst nicht sicher, ob er verrückt sei oder nicht; daß er aber von den anderen Leuten dafür gehalten werden würde, dessen war er gewiß.

Er hatte das Leben, das er bisher geführt, bis zum Ueberdruße, bis zum tiefsten Ekel satt bekommen, und ein Lebensüberdrüssiger wird ja gewöhnlich für unzurechnungsfähig gehalten, wenn er den entscheidenden Entschluß faßt, die unerträgliche Bürde, die ihn drückt, abzuschütteln.

Schon hatte für ihn das Leben jeden Reiz verloren, und nun wollte er mit sich experimentiren, wie wohl manchmal gewünscht wird, daß mit Menschen, die zum Tode verurtheilt sind, im Interesse der Wissenschaft experimentirt werde. — Freilich war durch die Lichtgestalt Geraldinens wieder Glanz und Inhalt in sein Dasein gekommen, aber auch da wollte er erst doch auch die eigene Lebenskraft und Tüchtigkeit erproben, ob er auch tauglich sein werde, das Glück zu ertragen. Zu seinem Zweifel hatte er genügende Berechtigung. Denn was für Millionen als hohes Glück gilt, das hatte er in der That nicht zu tragen vermocht.

Seine ganze Verriicktheit bestand darin, daß er es sich in den Kopf gesetzt hatte, zu ringen und zu kämpfen, wie die anderen Alle, die nicht schon bei ihrer Geburt vom Schicksal besonders begünstigt worden waren. Sein Dasein hatte ihn längst nicht mehr gefreut; anstatt es von sich zu werfen, wollte er versuchen, es sich umzugestalten, sich das Leben aus eigener Kraft aufzubauen, sich auf die eigenen Füße zu stellen. Bei dieser Arbeit und an diesem Werke hoffte er dann jene Befriedigung und Daseinsfreude zu finden, die ihm bisher versagt geblieben war.

Von Dr. Feldern war er nach Hause gegangen, — seinem neuen Programm entsprechend benutzte er Wagen und Pferde nicht mehr, — und beorderte seinen Secretär zu sich. Dieser brachte wieder die große Mappe mit den Briefschaften.

„Lassen Sie für heute die Briefe, lieber Moser,“ begann Brant, „ich habe heute Wichtigeres mit Ihnen zu besprechen. Wir müssen uns trennen.“

Der Secretär erbleichte.

„Es thut mir selbst leid, Moser, aber es geht nicht anders, ich kann keinen Secretär mehr brauchen. Ich bin fertig, ruiniert. Sie haben mir treu gedient; Sie hätten sich bei mir bereichern können, — Sie haben es nicht gethan. Ich werde Sie auch nicht fallen lassen. Nehmen Sie sich einen Jahresgehalt, inzwischen wird sich wohl eine passende Stelle für Sie finden, und wenn nicht, dann kommen Sie nur ruhig wieder zu mir. So viel werde ich immer noch im Stande sein, um Ihnen weiter helfen zu können.“

Moser erschöpfte sich in Beileidsbezeugungen und Dank-sagungen für die großmüthige Abfindung.

„Für einige Zeit,“ fuhr Brant fort, „werde ich Ihre Dienste noch in Anspruch nehmen müssen. In den nächsten Tagen wird hier ein Advokat erscheinen, um mit Allem, was in der Wohnung ist, nach seinem Ermessen zu schalten und zu walten. Sie werden die Freundlichkeit haben, ihm beim Verkauf und bei der Versteigerung der Sachen an die Hand zu gehen. Mit den Bildern und Waffen hat es freilich noch Zeit; die müssen erst in allen europäischen Blättern angekündigt werden. Auch werden Sie es übernehmen, die gesammte Dienerschaft zu entlassen, — ich denke, mit halb-jähriger Abfertigung. Die Leute waren, glaube ich, Alle ordentlich. Endlich müssen Sie auch noch einige delicate Missionen übernehmen. Ich muß auch mit der Cramelini von der ersten Quadrille ein Ende machen. Sie werden ihr zwei Boutons hintreten und sagen, ich lasse sie schön grüßen und sei nicht mehr in der Lage, sie empfangen zu können. Sie wird sich zu trösten wissen; sie hat mich ohnedies mit dem Prinzen Ossi betrogen. Der Ekel wird sie ja auch noch heirathen.“

Der Secretär zog sich zurück, und Brant begann nun in seinem Schreibtisch Ordnung zu machen, wie Einer, der mit der Vergangenheit fertig werden will. Als er von seiner Arbeit einmal zufällig aufblickte, sah er Andreas, den ersten Kammerdiener, regungslos in der Mitte des Zimmers stehen.



Glücklich. Von D. Bogler. — Siehe Seite 223.



„Was giebt's, Andreas?“ fragte Brant über die Schulter zurück.

„Ich warte schon, bis Ew. Gnaden fertig sind,“ antwortete Andreas in lelzengerader Haltung.

Brant wandte nun den Kopf ganz ihm zu und fragte noch einmal: „Also heraus damit, was giebt's?“

„Ew. Gnaden wollen mich entlassen?“

„Ich muß, Andreas. Ich kann keine Dienerschaft mehr halten.“

„Ich thät' Ew. Gnaden recht schön bitten, mich doch zu behalten.“

„Es geht nicht, Andreas.“

„Aber Ew. Gnaden müssen doch Jemanden haben.“

„Ich werde mich behelfen, es wird gehen müssen.“

„Wenn Ew. Gnaden nicht böse werden darüber, möchte ich auch ohne Lohn bleiben, bis wiederum bessere Zeiten kommen.“

Brant blickte auf; die Geschichte fing an, ihn zu interessieren.

„Ohne Lohn? Wie viel hattest Du denn bei mir?“

„Monatlich sechzig Gulden, Ew. Gnaden. Ebenso viel und etwas mehr machten die Tringelder aus.“

„Du wirst leicht einen ebenso guten Platz finden.“

„Ich möcht' bei Ew. Gnaden bleiben.“

„Aber wenn es nicht geht!“

„Es wird schon gehen; ich habe mir etwas erspart.“

„So? Wie viel denn?“

„Siebzehnhundertfünfundvierzig Gulden; ich habe ein Spartaflehbüchel darüber. Wenn ich bitten dürfte, — möchte ich Ew. Gnaden damit aushelfen bis die Zeiten wieder besser werden.“

„Es ist gut, Du kannst bleiben.“

Andreas küßte seinem Herrn die Hand und ging stolz und glücklich ab.

Brant fühlte sich durch die Anhänglichkeit seines treuen Dieners belustigt.

„Wenn das einer unserer Volksdichter gehört hätte,“ sagte er sich, „so würde er ein Lebensbild mit Gesang und Tanz daraus machen und eine sichere Nährwirkung auf sein Publicum erzielen.“

In wenigen Tagen hatte Brant seine neue Existenz begründet. Dazu hatte nicht viel gehört. Er hatte sich in die Liste der Verteidiger in Strassachen eintragen lassen, und nun war auch er, nachdem er in früherer Zeit schon allen gesetzlichen Anforderungen entsprochen hatte, wohlbestallter Hof- und Gerichts-Advokat. Er hatte sich in einer kleinen, freundlichen Wohnung in der inneren Stadt installiert, und sie einfach eingerichtet. Den einzigen Schmuck derselben bildeten die zwei Gemälde von G. Feldmann, die auch da über seinem Schreibtische hingen. Andreas sorgte mit bewährter Umsicht für die Reinhaltung der Wohnung, und so war Alles in schönster Ordnung, und Brant konnte nun daran gehen, sich sein Brod selber zu verdienen.

Damit wollte es nun freilich gar nicht gehen. Er hätte sich zwar leicht helfen können, indem er die juristische Vertretung der großen Fabriken und Gewerke seines Vaters übernahm, aber daran wollte er gar nicht denken. Es hätte ihm keine Befriedigung geboten, sich so unter die Arme greifen zu lassen, wo er es sich doch in den Kopf gesetzt hatte, sich aus eigener Kraft aufzurichten, und dann hatte er von jeher nur für das Strafrecht Interesse gehabt, und er wollte daher mit dem Civil-Proceß möglichst wenig zu thun haben.

Dr. Feldern, den er bei Einrichtung seiner neuen Kanzlei mehrfach um Rath gefragt hatte, und der jetzt in der ihm anvertrauten großen Transaction mit wahren Behagen schwamm und daher schon aus Dankbarkeit zu jeder Auskunft mit Freuden bereit war, hatte eine bedenkliche Miene gemacht, als ihm Brant eröffnete, daß er sich lediglich auf Strassachen beschränken möchte.

„Das ist ja ein noch schwereres Brod, als die Civil-Praxis,“ sagte er kopfschüttelnd, „dabei schaut schon gar nichts mehr heraus.“

Brant gab aber nicht nach; er wollte seinen Willen um jeden Preis durchsetzen, und da es ihm vor der Hand durchaus nicht gelingen wollte, etwas zu verdienen, so legte er sich eine Lebensweise von wahrhaft spartanischer Einfachheit auf, — und er fühlte sich wohl dabei.

Uebrigens gelang es ihm doch, sich eine allerdings nur spärlich fließende Einnahmsquelle zu erschließen durch die Uebernahme von Ex-offo-Verteidigungen. Jeder Advokat ist nämlich verpflichtet, eine gewisse Anzahl von Verteidigungen unentgeltlich zu übernehmen. Nun bedeutet aber eine solche Verpflichtung für Advokaten, welchen ihre Zeit kostbar ist, oft eine sehr unwillkommene Störung. Diese wenden sich dann an weniger beschäftigte Kollegen und lassen sich durch diese vertreten. Ein solcher Ersatzmann kostet, für nicht gerade besonders complicirte Fälle, fünf Gulden.

Brant war auch über die auf solche Weise verdienten verschiedenen fünf Gulden glücklich, und genau nach diesem seinem Verdienste richtete er sich seine Lebensführung ein.

Sein öffentliches Auftreten als Verteidiger wurde

viel bemerkt, und zwar nicht nur in Folge seiner nicht gewöhnlichen rhetorischen Begabung, sondern weil es doch eine sensationelle Sache war, daß der enorm reiche Dr. C. von Brant nun so zu Grunde gerichtet war, daß er sich jetzt als Verteidiger sein Brod zu suchen gezwungen war. Sein Debut wurde in den Zeitungen besprochen, und einige kleine Wochenblätter wußten ihre Leser mit genauen Details über die Ursachen zu unterhalten, die seinen Ruin herbeigeführt haben sollen.

Diese Gerüchte hatten sogar briefliche Erkundigungen seines Vaters zur Folge, der Aufschluß über die neueste Raretheit seines Herrn Sohnes haben wollte. Denn, wenn die Gerüchte auch nicht geeignet waren, den unbegrenzten Credit der Firma zu erschüttern, so waren sie doch auch nicht angenehm. Brant war in der Lage, beruhigende Aufklärungen zu geben, und der alte Herr lächelte wohlgefällig zu denselben.

Das Gute hatten aber die verschiedenen Mittheilungen der Zeitungen doch, daß sie dem jungen Verteidiger Reclame machten. Ein Schauspieler, der von der Höhe seines Künstlerstolzes herg den Kritiker eines kleinen Revolverblattes geohrfeigt hatte, und der deshalb von demselben verklagt worden war, hatte den Einfall, sich Brant zum Verteidiger zu wählen. Der häßliche Fall hatte viel Staub aufgewirbelt, und der Künstler, dem die Lust der Reclame sehr gut behagte, und dem es zum besonderen Vergnügen gereichte, sich zum Mittelpunkt des allgemeinen Geredes zu machen, hatte mit Bedacht darauf speculirt, seinen Fall durch die Wahl seines Verteidigers womöglich noch picanter zu machen. Seine Berechnung war auch keine trügerische gewesen. Die Zeitungen, die ihr Publicum kennen und die dem Geschmack desselben sehr gern entgegenkommen, behandelten den Fall mit einer Ausführlichkeit, die kaum recht im Verhältniß zu seiner Bedeutung stand. Brant spielte inmitten der da vor Gericht auftretenden Gestalten des Klägers, des Gellagten und der Zeugen eine gute und vornehme Rolle, und in den Zeitungen fand sich manch ein Wort der Anerkennung für seine Haltung.

Dadurch verbreitete sich die Legende, Dr. Brant sei bei den Zeitungen gut angeschrieben. Eine solche Meinung im Publicum ist aber einem Verteidiger sehr wichtig und sehr nützlich; denn bei den Parteien, die an einem Proceße theilhaftig sind, der öffentlich verhandelt wird, ist die Furcht vor der Presse oft größer, als die vor dem Spruche des Gerichtshofes, und darum wird ein Verteidiger, von dem die Sage geht, daß er der Presse sympathisch sei, vor allen Anderen gern aufgesucht. Das Märchen, daß durch Bestechungen die Berichterstattung aus dem Gerichtssaale für die Journale zu beeinflussen sei, wird auch im Publicum nur noch von Jenen geglaubt, die nach Prof. Bod's Ansicht „nicht alle werden“ wollen, und auch von diesen nur noch, weil ab und zu doch noch ein Strolch aufgegriffen wird, der das halbschneidische Metier betreibt, sich fälschlich für einen Schriftsteller oder Journalisten auszugeben. Von dieser plumpen Vorpiegelung kann er denn auch leben, — bis er eben den Hals bricht.

Zu Brant kamen nun nach seinen erfolgreichen Anfängen die Klienten aus freien Stücken, und mit der Arbeit wuchs auch sein Lebensmuth.

So war der Sommer vorübergegangen und der Herbst, und als der Winter kam, konnte Brant von sich sagen, daß er nun thatsächlich auf eigenen Füßen stehe. Die bis zum Raffinement verfeinerte und kostspielige Lebensführung seiner früheren Tage entbehrte er leicht, denn er hatte sie zum Ueberdruße genossen.

Neben seiner Berufsarbeit bildete nun seine Liebe den wesentlichsten Inhalt seines Lebens. Wohl war er während des Sommers noch einige Male im Dornbacher Häuschen zu Besuch gewesen, aber so gut, wie das erste Mal, hatte er es nicht wieder getroffen. Sommer waren die Hausgenossen anwesend, wenn er Geraldine sah, jedoch der stille, ungestörte Verkehr der beiden Liebenden gewöhnlich auf einige wenige Augenblicke beschränkt war. Nun haben sich aber bekanntlich Liebende zu jeder Zeit noch auf irgend eine Weise zu helfen gewußt, und so auch diese Beiden. Geraldine hatte mit einem Male entdeckt, daß es von unabwieslicher geschäftlicher Nothwendigkeit für sie sei, dem Verleger jede einzelne der Zeichnungen gefondert abzuliefern, anstatt zu warten, bis deren immer mehrere beisammen waren. So war sie gezwungen, jeden zweiten Tag in die Stadt zu fahren. Ein seltsames Spiel des Zufalles fügte es, daß Brant sie jedes Mal auf ihrem Wege zu Herrn Jähniße antraf, daß er sie dann begleitete, auf sie wartete, während sie ihre Geschäfte erledigte, und dann mit ihr noch ein Stündchen spazieren ging, ehe sie wieder heimfuhr. Es giebt schon solche Zufälle im Leben.

11.

Beim herrtaunahenden Herbst war die kleine Dornbacher Kolonie früher, als die Unbill des Wetters es hätte rathlich erscheinen lassen, wieder nach der Stadt gezogen. Es war im allseitigen Interesse gewesen, den Landauenthalt nach Möglichkeit abzukürzen. Dr. Albert

von Feldern war mit einem Schlage ein vermöglicher Mann geworden, der jetzt ohne Heugstlichkeit daran denken durfte, eine Frau heimzuführen. Die Majorin selbst war nun in der Fülle ihres Glückes ungeduldig geworden und konnte es kaum mehr erwarten, ihre mütterliche und schwiegermütterliche segensreiche Wirksamkeit im Interesse ihres Sohnes und seiner Braut zu entfalten. Da mußte eine Wohnung eingerichtet, es mußten die beiderseitigen Ausstattungen vervollständigt, kurz tausend Dinge besorgt werden, welche unmöglich den unerfahrenen jungen Leuten überlassen werden konnten. Daß auch Stephanie nicht gern ohne besonderen Zweck noch lange warten wollte, begreift sich, ebenso, daß auch Geraldine nichts dagegen haben konnte, wenn ihr durch die Rückkehr in die Stadt die Ablieferung ihrer Arbeiten wesentlich erleichtert wurde.

In der Stadt kam Brant nur selten zu der Majorin in's Haus, wozu er allerdings von ihr auch in keiner Weise ermuntert wurde. Sie hatte es zwar anerkannt, daß durch ihn ihr Sohn sehr rasch in die Höhe gekommen sei, aber schließlich war er selbst doch ein ruinirter Mann, und sie war fest entschlossen, darüber zu wachen, daß zwischen Brant und Geraldine sich nicht etwa eine thörichte und unter den obwaltenden Umständen ganz aussichtslose Neigung entwickele. Daß ihr Sohn durch Brant zu Vermögen gekommen sei, das war schließlich doch nur eine rein geschäftliche Angelegenheit. Brant wird schon gewußt haben, warum er sich gerade an ihren Sohn wandte; wahrscheinlich, weil er von dessen Ehrenhaftigkeit und Tüchtigkeit überzeugt war, und weil er das Vertrauen zu ihm haben mußte, daß er seine Sache erfolgreicher führen werde, als der erste beste andere Advokat, der bei dieser Gelegenheit wahrscheinlich doppelt so viel für sich herausgeschlagen hätte. Wenn man also bei einem Geschäfte überhaupt von Dankbarkeit sprechen konnte, so war es hier jedenfalls Brant, der dankbar zu sein hatte. Aber gesetzt auch den gegentheiligen Fall; man hätte Grund, ihm dankbar zu sein, weil durch ihn Geld in die Familie gekommen war, konnte man ihr deshalb zumuthen, daß der Preis dafür ihre Tochter sein soll? Man möchte sagen, was man wollte, — sie würde ihre Tochter niemals verkaufen. —

Wieder einmal war Geraldine bei Herrn Jähniße gewesen, und Brant hatte auf sie gewartet, und als sie herauskam, schritten sie neben einander durch die Straßen. Der frühe Winter hatte sich recht unwirksam angemeldet.

„Wie das stöbert,“ sagte Geraldine, „man sieht keine zwei Schritte weit.“

„Ich könnte Dich hier auf der Straße lassen,“ erwiderte Brant, „und es würde es kein Mensch sehen.“

„Und wenn es Jemand sähe! Ich gehöre Dir, und Du kannst mit mir machen, was Du willst. Du kannst mich auch umbringen, wenn Du willst. Darum hat sich Niemand zu kümmern, das geht nur uns Zwei an.“

„Was sagt denn die Mama?“

Geraldine seufzte.

„Was sollen wir thun?“ sagte sie plötzlich traurig werdend. „Sie wird es nie zugeben.“

„Ja, dann müssen wir aus einander gehen!“

„So geh' doch!“ erwiderte Geraldine ihn anladend.

„So geh' doch gleich! Warum gehst Du denn nicht?“

„Weil ich nicht will, weil ich nicht kann!“

„Das könnte Jeder sagen. Geh', ich mag Dich nicht!“

„Geraldine!“

„Was denn?“

„Ich blamiere Dich hier auf der Straße.“

„Nur zu!“

„— Zudem ich Dir hier auf der Stelle einen Kuß gebe!“

„Thu's! — Ha, ho, — keine Courage, — der große Held!“

„Geraldine!“

„Was denn?“

„Ich könnte Dich vor lauter Lieb' zermalmen!“

„Nur zermalmen? Uebrigens, — es ist doch etwas. Also los, — warum zermalmst Du denn nicht?“

Wir würden fürchten, den Liebenden Unrecht zu thun, wenn wir ihr Gespräch noch weiter mittheilen wollten. Nicht alle Wechselreden sind zu stenographischen Aufnahmen geeignet. Für die Liebenden selbst ist es ungeheuer interessant, was sie sich gegenseitig mitzutheilen haben, und sie unterhalten sich dabei königlich, — der unbetheiligte Zuhörer würde die thörichten, jungen Leute in der Regel nicht begreifen.

Es genüge, zu sagen, daß die Beiden unter solchen Gesprächen vor dem Hause anlangten, in welchem Geraldine wohnte.

„Jetzt wird sich's zeigen, ob ich ein Held bin,“ sagte Brant. „Nun gehe ich mit hinauf und rede mit Deiner Mutter.“

Geraldine sagte nichts, aber als sie sah, daß er Ernst machte und die Treppe wirklich mit hinaufschritt, wurde ihr doch bänglich zu Muth.

„Nicht heute,“ flüsterte sie, „ich will sie erst vorbereiten.“



„Gerade heute, Du Hasenfuß! Wer ist jetzt der große Held?“

Brant begab sich in der That zur Majorin, während Geraldine zitternd in ihr Stübchen floh. Brant fiel gleich mit der Thür in's Haus, indem er sofort erklärte, daß er Geraldine liebe und förmlich um ihre Hand anhielt.

Die Majorin erhob sich und warf ihm den eisigsten ihrer Blicke zu.

„Ich bitte nur um einen Augenblick Gehör, gnädigste Frau.“ bat er, worauf sich die Majorin wieder setzte.

„Es ist richtig, — ich habe nichts, und in meiner Lage bin ich darauf angewiesen, eine reiche Frau zu bekommen.“

Das sah die Majorin nicht nur vollkommen ein, es beruhigte sie auch. Brant aber fuhr fort:

„Für mich selbst wird zwar immer und unter jeder Bedingung das Ausreichen müssen, was ich mir durch meine Arbeit in meinem Berufe zu verdienen im Stande sein werde. Dagegen wünsche ich allerdings, daß meine Frau nicht in kleinen und engen Verhältnissen verkümmere.“

Jetzt fing die Majorin an, erst recht nicht zu verstehen. „Es wird Ihnen bekannt sein, daß es der Umsticht Ihres Sohnes gelungen ist, aus dem Schiffbruch einen sehr ansehnlichen Betrag zu retten.“

„Das ist mir bekannt.“

„Nicht bekannt ist es Ihnen aber vielleicht, daß ich infolge glücklicher Zufälle vollkommen frei mit diesem Betrage schalten darf. Das habe ich gethan. Wollen Sie dieses Document gefälligst prüfen.“

Die Majorin nahm aus seiner Hand ein Schriftstück entgegen. Es war eine Schenkungsurkunde über den ganzen bei ihrem Sohne erliegenden Betrag zu Gunsten Geraldines. Sie las die Urkunde aufmerksam und genau durch und sagte dann verklärt lächelnd:

„Das Geld ist ja ganz Nebensache! Sie sind ein waderer und edler Mensch und darum wünsche ich mir Sie zum Schwiegersohne.“

Darauf öffnete sie die Thür und rief hinaus:

„Geraldine!“

Geraldine trat herein, sah ihre Mutter, dann Brant an, und fragte nur das eine Wort:

„Ja?“

„Ja!“

Und dann lagen sich die Liebenden in den Armen und herzten sich und küßten sich, und lachten und weinten, und gelobten, sich gut, von tiefstem Herzen gut bleiben zu wollen für alle Zeit und Ewigkeit. —

Kochdruck verboten.

**Zu spät!**

Eine Weihnachtsgeschichte von Th. von Rothschütz.  
Mit Illustrationen von D. Gerlach.



Vor wenigen Stunden noch war der Platz anzusehen wie ein Wald. — Baum an Baum stand darauf, alles grüne, harzduftende Tannenbäume, — und eine kaufslustige Menge drängte sich hindurch, handelnd und wählend, bis Jeder gefunden, was ihm gefiel und was für das enge Stübchen oder den hohen Saal baute, den die Weihnachtstanne schmücken sollte.

Jetzt waren alle verkauft, — fast alle! Ein einzelnes Bäumchen, ein kleines, schlecht gewachsenes Bäumchen stand noch allein da. Seine Äste waren unregelmäßig an den Stamm gewachsen, seine Spitze ragte kahl und ohne Seitenzweige in die Luft.

„Den Baum kaufe ich nicht!“ sagte Jeder, der an ihm vorüberging. „Die anderen sehen viel frischer und äppiger aus!“

Und der Knabe, der als der Verkäufer dabei stand, ward immer trauriger, je öfter er das hörte, und je näher der Abend heran kam, denn ehe er seine Tanne nicht verkauft hatte, traute er sich nicht, heim zu gehen.

Jetzt waren sie Beide nur noch allein übrig auf dem großen weiten Mariannen-Platz, der Knabe und die Tanne. Seit zwei Stunden schneite es unaufhörlich, die dünnen Zweige des Bäumchens lagen schon dick voll Schnee, und der Junge schüttelte manchmal daran, damit sie nicht unter der Last zusammenbrachen.

Die Hände in den Taschen, den Kopf tief in die ärmliche Jacke gezogen, lief er immer rascheren Laufes auf und ab, um sich zu erwärmen.

„Kauf doch den Baum, liebes Herrchen, liebes Madamchen! kauf doch den Baum!“ rief er die Vorübergehenden an,

aber Jeder schüttelte nur den Kopf und eilte vorüber; um diese Zeit hatten sich längst Alle mit Bäumen versorgt, denn es schlug fünf Uhr von der Thomaskirche, und schon begannen hier und da sich die Fenster zu erhellen, hinter denen die glücklicheren Kameraden unseres Bäumchens aus dem Walde bereits festlich geschmückt standen.

Dem armen Kinde ward das Herz immer schwerer. Jetzt nahte sich wieder ein Herr, tief in seinen Pelz gehüllt. „Noch einen Versuch!“ dachte der Junge und wiederholte sein eintöniges: „Lieber Herr, kaufen Sie doch einen Baum! Sie haben gewiß noch keinen zu Hause!“

„Branche auch keinen, — laß mich in Frieden!“ war die unfreundliche Antwort.

Der Knabe hatte den Baum über die Schulter genommen und trabte neben dem eiligen Wanderer her, — so rasch ließ er sich nicht abweisen! Immer wieder machte er einen Versuch, die Tanne anzupreisen. Da, — o Wunder! — griff der Herr in seine Tasche und, ein Geldstück in die Mütze des Knabens werfend, die derselbe in der zitternden Hand hielt, schritt er rasch weiter.

Hinter ihm her lief das Kind mit dem Baume. Das Geld hatte wohl nur ein Geschenk sein sollen, um die lästige Begleitung los zu werden, denn der Herr sah sich nicht einmal um nach dem Jungen; dieser aber trug ihm gewissenhaft den erhandelten Christbaum nach und wünschte sehnsüchtig das Haus bald zu erreichen, für das er bestimmt war. Endlich traten sie in die Wohnung.

Als der Herr die Thür seines Zimmers hinter sich zugeschlossen hatte, sah er erstaunt den Knaben mit seiner grünen Last da stehen.

„Soll ich ihn hineintragen?“ fragte der Junge einfach und: „meinetwegen, wenn er einmal da ist, stelle ihn dort in die Ecke.“ klang die Antwort zurück. Der Junge ging vergnügt wieder hinaus auf die Straße.

Der Herr schraubte die Lampe höher, warf den Pelz ab und setzte sich in den Lehnstuhl. Er war nun allein mit der Tanne.

Ganz allein, — und doch war heute Weihnachtsabend, und ringsum in den Häusern jubelten vergnügte Menschen und waren die Fenster erleuchtet.

Bis jetzt hatte er kaum daran gedacht. Rühmthig war er nur früher als gewöhnlich heimgegangen aus dem Kaffeehaus, in dem er sonst seinen Nachmittag zubrachte, weil es heute dort unheimlich leer war und Jeder eilig vorüber ging, um rasch das Haus zu erreichen, in dem er ungeduldig erwartet wurde.

Der Mann mit den vereinzelt grauen Haaren in den dunklen Locken sah ganz still da. Man hätte glauben können, er schlief, wenn die Augen nicht voll und groß auf die grüne Tanne gerichtet gewesen wären dort in der dunklen Ecke.

Das Feuer knisterte lustig im Ofen; je wärmer der Baum wurde, desto mehr verbreitete sich der kräftige Harzgeruch im Zimmer und weckte alle alten Erinnerungen auf im Gedächtnisse des Mannes. Was wurde plötzlich vor seinen Augen aus der Stube, in deren Winkel die unscheinbare Tanne stand! Sah sie nicht aus wie ein dichter Wald von duftendem Nadelholze, an dessen Zweigen tausende von hellen grünen Trieben saßen, wie sie im Mai und Juni draußen im Forste leuchten und strahlend abstecken von dem dunklen Hintergrunde?

Ein breiter Weg, mit Gras und Moos bewachsen, wie mit dem weichsten Teppich, zog sich durch das Gehölz, und an der schönsten Tanne, deren Äste tief herab-

hingen und deren Stamm mit grauweißem Moos überzogen, stand er selbst im kühlen Schatten, und neben ihm ein liebliches Mädchen im hellen Sommerleide. Wie lange war das her? Bald zwanzig Jahre — und doch, wie genau sah er noch Alles vor seinem Auge! Warum hatte er nur seit Jahren nicht mehr an Agnes gedacht, die Tochter

seines Hauswirthes, bei dem er gewohnt von dem Tage an, da er in die Universitätsstadt kam? Sein Herz klopfte jetzt bei der Erinnerung noch so mächtig, wie damals, als sie auf dem Waldwege zum ersten Male allein für wenige Minuten sich gefunden und doch so stumm einander gegenüber standen, als wüßten sie sich nichts zu sagen. Nur ganz von weitem hörte man das Plaudern und Lachen der Gesellschaft, mit der sie hinausgegangen waren, den schönen Maientag im Walde zu-



Man hätte glauben können, er schlief, wenn die Augen nicht voll und groß auf die grüne Tanne gerichtet gewesen wären.

zubringen, — über ihnen zwischerten die Vögel in den Bäumen, und dann und wann schlüpfte eine Eidechse behende über den Weg. — sonst war es ganz still um sie.

Das junge Mädchen hat einen Zweig von der Tanne gebrochen, an dessen Ende kerzengerade die frischen Triebe saßen und betrachtete ihn sinnend.

„Wissen Sie, an was mich die Tannen und Kiefern im Frühjahr immer erinnern?“ sagte sie, zu ihm aufblickend. Und als er sie fragend anschaute, fügte sie hinzu: „Es kommt mir vor, als wären sie mit tausend Fingern übersät, die alle aufwärts gen Himmel zeigen und uns erinnern, daß wir dorthin blicken sollen, wenn wir Glück suchen, statt auf die Erde!“

„Wie resignirt Sie das sagen!“ rief der junge Mann aus. „Die können Sie solchen Vergleich aussprechen, Fräulein Agnes! Mich erinnert der Wald an einen köstlich geschmückten Saal mit tausend angezündeten Kerzen, die alle zu mir sagen: komm und genieße das Leben, — sieh, wie viel Licht überall ist, — wer wollte da im Schatten stehen von ferne und nicht mit beiden Händen zugreifen?“

Das junge Mädchen schüttelte traurig den Kopf und entgegnete nichts; aber dem Manne auf dem Sopha war es heute, als sähe er noch den stillen Vorwurf in ihrem Auge, als hörte er den leisen Seufzer, mit dem sie sich zum Gehen wandte. Ihm schien's, als würde es plötzlich dunkel an der Stelle, wo sie bis dahin gestanden, mit ihrem einfachen weißen Kleide und dem grünen Tannenzweiglein in der Hand.

Ein Knistern ließ ihn aufblicken zur Spitze des einsamen Weihnachtsbaumes. Es war wohl das Feuer gewesen, — aber klang der Ton nicht gerade wie das Rauschen des Gewandes aus Mittergold, mit dem damals der Engel auf dem Weihnachtsbaume bekleidet gewesen, als er wenige Monate nach seinem Tage im Walde wieder unter einer Tanne stand mit jenem Mädchen? Sah er nicht auch jetzt den Engel dort auf der Spitze schweben mit den weißen Älken in der Hand und den Baum voller Gold- und Silberfäden und Zunderwerk hängen?

Darunter aber stand Agnes, dicht neben ihm, nicht ernst und freud, wie damals im Sommer, nein, strahlend und glücklich, als seine Frau.

Er erzählte ihr von seinen ehrgeizigen Plänen und Hoffnungen, von dem Reichthum, den er ihr eint zu Füßen legen wollte, von der Zukunft, die er ihr bereiten würde.

„Aber Deine Eltern!“ sagte sie schüchtern. „Lothar, täuschst Du dich auch wirklich nicht? Was werden sie zu der armen Schwiegertochter sagen, die so tief unter ihnen steht an Rang und äußeren Verhältnissen?“

Ein Schatten flog über sein Gesicht, doch nur für einen Augenblick, dann wußte er sie mit tausend Gründen zu überreden, daß ihre Sorge unnütz, und daß in wenig Tagen Alles klar und geordnet sein würde.

„Laßt uns dorthin gehen, auf die andere Seite des Baumes,“ fuhr er fort, „wo die schwächenden Augen des unausstehlichen Herrn Berger uns nicht ewig beobachten können! Warum müht Ihr den langweiligen Menschen gerade heute einladen Du weißt doch, wie widerwärtig er mir ist!“

Heute sah er im Geiste noch einmal den schüchternen jungen Mann, von dem er wußte, daß er Agnes seit Jahren ohne Hoffnung liebte, erröthen und zur Seite blicken, als er gewahr wurde, wie vertraut das junge Mädchen mit ihm war, — er haßte ihn, — und doch! als die Zeit kam, wo Agnes, seine Agnes, die er an jenem Abend an sein Herz gedrückt, wie er meinte, um sie ewig dort zu halten, allein und verlassen gestanden, — wer hatte sich da als ihr treuester Freund erwiesen? Wer hatte ihr eine Heimath, einen Namen, eine gesicherte Existenz geboten, als er selbst sie hatte verlassen müssen?

Müssen!? . . . Ein leises Stöhnen drang aus der geängstigten Brust des einsamen Mannes. War es wirklich ein Muth gewesen? war das, was er für seine Pflicht gehalten, der Gehorsam, die Fügsamkeit in den Willen der Eltern, Pflicht, — unbedingte Pflicht gewesen? Riefte er, ihren Ansichten und Grundfäden zu Liebe, seine Liebe zu Agnes



aufgeben, das Opfer annehmen, als sie ihm einige Wochen später sein Wort zurückgab und ihm mittheilte daß sie die Braut des Herrn Berger geworden? Damals hatte er sie des Treubruchs beschuldigt, — von ihm sei die Lösung nicht ausgegangen, hatte er sich selbst eingeredet und doch, — was hatte er gethan, um sie von seiner Festigkeit zu überzeugen, als seine Mutter, — wohl in guter Absicht! — damals so viel mit dem jungen Mädchen correspondirt und ihr den edelmüthigen Entschluß abtrug, ihm zu entsagen? —

Er war schwach gewesen, — das Tannenzweiglein, welches er ihr damals vom Weihnachtsbaume gepflückt, hatte sie zurückgeschickt, und er behielt es, anstatt zu sagen: „Es soll in die Myrtenkrone eingeflochten werden, die ich Dir auf's Haupt setzen will, trotz allen Hindernissen, wenn Du nur Geduld haben willst und warten!“

Wie gern hätte Agnes gewartet! Er wußte es wohl. In halbem Traume stand er auf und öffnete seinen Schreibtisch. In einem Fache, welches er seit Jahren nicht aufgeschloffen, lag zwischen einigen Briefen ein trockener Zweig. Die grünen Nadeln daran waren braun geworden, bei der leisesten Berührung fielen sie ab, — so fiel eine Selbsttäuschung nach der anderen von den Augen des Mannes, der das dürre Zweiglein in den Händen hielt, und er sah sich selbst in seiner ganzen Selbstsucht und Schwäche, wie er ein treues Herz aufgegeben hatte ohne Kampf, nachdem der erste Rausch vorüber, und wie er sich dann in Selbstgerechtigkeit eingewiegt und die Seligkeit des kurzen Brautstandes vergessen hatte.

„Wo mag Agnes jetzt sein, — was ist aus ihr geworden?“ fragte er sich heute zum ersten Male seit Jahren, und immer denklicher trat das Bild der Jugendgeliebten vor seine Seele. Seitdem er damals die Universität auf Wunsch der Eltern mit einer anderen veranlaßt, — seit dem Briefe, der ihm die Nachricht gebracht von der Verlobung des jungen Berger mit Agnes, hatte er nichts wieder von ihr gehört. Ein reich bewegtes Leben lag für ihn dazwischen, — was mochte ihr die Zeit gebracht haben? . . .

Das Feuer im Ofen flackerte lustig weiter, der Harzgeruch im Zimmer ward immer stärker durch die Wärme, die Lampe brannte noch eine kurze Zeit und beleuchtete eilige Vorbereitungen, — dann ward es still im Zimmer, — ein Diener trat herein und löschte Licht und Feuer aus.

In dem Courier-Zuge, der noch der alten Universitätsstadt G. fuhr, sah bald darauf derselbe einsame Mann, dem der arme Junge vom Christmarke die Tanne in's Zimmer gebracht hatte, ohne sein Wissen und Wollen. Ein frischer Zweig dieser Tanne lag in seinem Taschenbuche.

„Wenn ich sie finde,“ sprach er still vor sich hin, „will ich ihr das kleine Reis geben, als Ersatz für das einst zurückgeschickte. Sie soll sehen, daß ich unsere Weihnachtstanne und die Tanne draußen im Walde nicht vergessen habe. Wer von uns mochte wohl damals Recht haben, — ich, wenn ich dachte, die hellen Spitzen sprächen: „Genieße! wir leuchten und zeigen den Weg zu allen Freuden des Lebens, — oder Agnes, wenn sie es für Fingerzeige hielt, das Glück zuletzt nur im Himmel zu suchen! . . .“

Gegen Abend des ersten Feiertages hatte der Reisende sein Ziel erreicht, — nach einigen Fragen hatte er erfahren, was er wissen wollte, und stieg mit erntem Gesicht die Treppen zu einem Bodenstübchen hinauf, wo Frau Berger, seine frühere Braut, jetzt als Witwe wohnen sollte.

„Der Herr muß sich aber eilen, wenn er die arme Frau noch sprechen will,“ war der letzte Bescheid, der ihm geworden: „vor ein paar Tagen sagte mir der Armen-Doctor, daß sie nur noch kurze Zeit zu leben habe!“

Nun stand er vor der Thür ihres Zimmers. Ein Lichtschein fiel herans, — und welches Bild bot sich dem vereinsamten Manne, der die ganze Nacht gereist war mit dem Wunsche: gieb doch, lieber Herr Gott, daß ich wieder gut machen kann, was ich dereinst veräumt habe!

Inmitten des ärmlichen Stübchens ein Sarg, den die Träger umstanden, um ihn hinaus zu geleiten zur letzten Ruhestätte, —

ein Knabe von zwölf Jahren, der sich kramphast an die Eisengriffe klammerte und sich nicht trennen wollte. In wenigen Worten erfuhr der erschütterte Mann Alles, was von dem traurigen Gescheh der einst Geliebten zu sagen war.

Es war ihr eine kurze, dem Anschein nach friedliche Ehe zu Theil geworden, und die Nachbarn hatten sich oft gewundert, warum trotzdem das Auge der Frau immer traurig geblüht hatte, denn ihr Mann hatte sie wahrhaft geliebt. Dann war ein plötzlicher Umschlag in den Vermögens-Verhältnissen eingetreten, und Misgeschick war auf Misgeschick gefolgt. Die arme Agnes hatte Einen ihrer Angehörigen nach dem Anderen verloren, bis sie zuletzt mit dem jüngsten Kinde allein übrig geblieben und ihr Leben gekristet hatte durch ihrer Hände Arbeit. „Zuletzt war sie durch Krankheit ganz mittellos geworden,“ schloß der Hauswirth seine Erzählung; „wir ließen ihr deshalb nur einen Armenfarg machen, von einfachem Tannenholz, — denn wer sollte es wohl bezahlen?“ fügte er, wie sich entschuldigend, hinzu.

Dem fremden Herrn traten Thränen in die Augen. Also deshalb hatte im Hause und auf der Treppe der starke Tannengeruch geherrscht, der ihm gleich so aufgefallen war. Er ergriff die Hand des Knaben und winkte den Trägern, ihre traurige Schändigkeit zu thun. Allein mit dem Kinde, das sich vertrauensvoll an ihn schmiegte, folgte er dem Sarge, ließ draußen in das offene Grab den kleinen Tannenzweig fallen und sorgte für Alles, was ihm sein Herz nur irgend eingeben konnte, um das Andenken der lieben Verstorbenen zu ehren. „Sobald die Winterung es irgend erlaubt,“ bestellte er dem Kirchhof-Inspector, „soll eine schöne grüne Tanne zu Häupten des Grabes gepflanzt werden.“ Das Kind seiner Jugendgeliebten nahm er mit sich. Konnte er nicht Alles wieder gut machen, wollte er wenigstens thun, was noch zu thun möglich war.

Im Frühjahr, als der Knabe längst heimisch geworden war im Hause seines Pflegevaters, sah er einst im Hofe an der Ecke des Gartenzaunes einen alten, vertrockneten Christbaum stehen.

„Hui!“ rief er aus, „was ist das für ein häßlicher, fahler Baum! Die Aeste stehen eine halbe Elle aus einander, und die Spitze ist so lang und dünn, wie ein Raßbaum; wo kommt der her?“

Des Pflegevaters Anlitz aber ward ernst; er wußte wohl, woher der Baum stammte. „Nächstes Jahr zu Weihnachten wollen wir bei Zeiten den schönsten vom ganzen Christmarke ausfinden,“ sagte er liebevoll zu dem Knaben. „Aber diesen darfst Du nicht verachten; ohne ihn hätten wir uns am Ende nie gefunden! . . .“

Und der Baum freute sich über die Worte des Lobes, die ersten, die er über sich gehört, seit man ihn aus dem schönen Walde hereingebracht hatte. Erst hatte ihn Niemand kaufen wollen, dann war er vergessen in des Herrn Stube stehen geblieben, ohne Gold- und Silberfäden, kein Zunderwerk hatte ihn geschmückt, keine jubelnden Kinder waren um ihn gesungen! Nun stand er vergessen seit Wochen in der Ecke auf dem Hofe; ringsum blühte und grünte Alles, aber er ward immer trockener und brauner, die Vögel flogen erdredt davon, wenn sie sich auf seine Zweige gesetzt, denn die Nadeln raschelten geräuschvoll zu Boden bei der leisesten Erschütterung, — es hatte Niemand Freude an ihm.

„Und ich wollte,“ sprach das Bäumchen traurig vor sich hin, „es käme Jemand und hieb mich in Stücke, dann könnte ich doch in den Ofen wandern und vielleicht noch einen armen Menschen wärmen!“

Das kleine vertrocknete Bäumchen wußte nicht, welchen Liebesdienst es einem einsam gewordenen Herzen erwiesen hatte.

Nachdruck verboten.

### Sonderbare Erwerbsquellen.

Von C. Gurllitt.

Neben den Millionen, welche in geordneter Lebensweise ihr Brod verdienen, giebt es Hunderte, welche die Jagd nach dem Unterhalte zu Erwerbsquellen geführt hat, deren Namen nicht in den Berufslisten zu finden sind, und von deren Existenz der gewöhnliche Sterbliche keine Ahnung hat. Stadt und Land haben eine ganze Menge der wunderbarsten Handelszweige zu verzeichnen, deren Dasein nur Jener kennen lernt, der einen tieferen Blick in das Leben der Völker thut und den Sonderbarkeiten derselben nachspürt. So erzählte ein Pariser Fachblatt von einem der eigenthümlichsten Geschäfte oder Berufe, von dem „Malen der Truthahn-Beine“. Die Künstler von diesem Fach sind nur unter den Geflügelhändlern bekannt und sind von diesen als nützliche Geschäftsfreunde geschätzt.

Durch ihre Geschicklichkeit wird es dem Verkäufer möglich gemacht, einen Vogel, der bereits Ueberspater war, und über dessen Sterbetag auch eine eigenthümliche, romantische Ungewißheit herrscht, einer jungen, unerfahrenen Hausfrau oder selbst einem gewichtigen Käufer, der seine Weisheit aus den Kochbüchern geholt, als ein junges, zartes Thier zu verkaufen. Frisch geschlachtete Truthähne haben glänzend schwarze Beine und Krallen, je weiter nun ihr Todestag der Vergangenheit angehört, desto fahler, schmutziger grauer werden die unteren Extremitäten. Alle Truthähne

haben lange Krallen und hornig aussehende Schnäbel, doch all dem weiß der geistvolle Künstler abzuhefen.

Der Maler macht drei, vier Mal wöchentlich bei seinen Kunden die Kunde, bestreicht den Vögeln die Beine mit feiner Lösung, deren Zusammensetzung er als Geschäftsgeheimniß verschweigt, beschneidet ihnen sorgfältig die Krallen und Schnäbel und macht sie so um das Doppelte werthvoller. Erst bei Tische, im verzweifelten Kampfe mit den Knochen und Muskeln und dem zähen Fleische des alten Thieres, wird man sich klar, wie schmächtig man durch den Schein von Jugendlichkeit betrogen worden ist.

Dieser betrügerischen Manipulation steht die Thätigkeit der Plastermaler Londons gegenüber, meist verkrüppelter Leute, welche mit bunten Kreiden in unglaublich schneller Zeit eine Landschaft, ein Genre-Bild, eine historische Persönlichkeit auf einen glatten Stein des Trottoirs malen, um von den Zuschauern und später von den Vorbeigehenden ein Geschenk zu erbetteln. Hinter diesen Aristokraten der Bettelrei ziehen minder begabte Schlicher her, welche sich die Reste der verlassenen Bilder zu gute kommen lassen, um nun ihrerseits durch dieselben die Mißthätigkeit anzukündigen.

Regner's in Paris, so ist alsbald eine Anzahl Männer und Frauen da, welche Schirme zum Verkauf anbieten. Man kann bei der Gelegenheit häufig einen recht vortheilhaften Kauf machen, denn die Schirme stammen aus den Auktionen der Eisenbahn- und Omnibus-Gesellschaften und sind einst von Passagieren stehen gelassen worden.

Der Schmutz Londons hat eine andere Industrie hervorgerufen, die freiwilligen Straßenseher. Naht ein Dämchen trippelnden Schrittes einem Straßen-Übergange, so geht der Mann, der dort Posto gefaßt, unaufgefordert vor ihr her und leert die Straße rein. Ein Trinkgeld ist ihm dafür sicher.

Die Sitte, zu Ostern bunte Eier zu verschenken, bringt den „Eier-Färbern“, deren es in Paris allein achtzig bis hundert giebt, ein ausgiebiges Brod. Diese Leute beziehen ihre Waare direct von den Großhändlern, deren Agenten in der Normandie und Bretagne von Bauer zu Bauer, von einem kleinen Gutsbesitzer zum anderen fahren und an Eiern aufkaufen, was sie irgend bekommen können. Zu Zwei- und Dreihundertern werden die Eier in großen Kesseln in eine tiefrothe Flüssigkeit gelegt, nach zehn Minuten sehen sie aus wie rothe Billardkugeln. Sind sie getrocknet, so werden sie in die Weinstuben geschickt, wo sie für zehn Pfennige das Stück verkauft werden. Es ist das ganze Jahr hindurch Nachfrage nach solchen lustig aussehenden Eiern, zu Ostern aber steigert sich dieselbe so, daß die Eier-Färber ihre ganze Kraft einsetzen müssen, um allen Anforderungen gerecht zu werden. Die practischen deutschen Wirthe und Hausfrauen haben dagegen schon längst die Färbung der Eier selbst übernommen.

Die Ameisen- und Bummelzüchter dürfen wir bei unserem Studium eigenthümlicher Erwerbsquellen nicht übergehen. In allen großen Städten finden wir sie und auch auf dem Lande kann man sie bei ihrer Arbeit beobachten. In Paris macht ein Fräulein Blanche wohl das größte Geschäft mit Ameisen. Ihr Aeußeres ist nicht beachtend. Ihre Haut sieht aus wie eine getrocknete Pomeranze und ist gegerbt wie Crocodilsleder. Sie trägt leberne Handschuhe und Hosen und eine förmliche Rüstung, trotzdem wird sie aber von ihrem unbarmherzigen Volk so zerissen und zerstoßen, daß sie geradezu widerwärtig aussieht. Sie schläft zwischen Säcken von Ameisen, ihre Haut ist so unempfindlich gegen die Bisse dieser Insecten geworden, daß sie sanft schlummert, während Hunderte der kleinen Thiere sich aus ihrer unnatürlich dicken Epidermis eine Mahlzeit herausbeissen wollen.

Da die Bewohner der Nachbarhäuser der Fräulein Blanche von den lästigen Ameisen, die auf eigene Faust auf Raubzüge ausgingen, in unangenehmster Weise belästigt wurden, so erhielt vor Kurzem die Dame den Bescheid, daß sie ihr Geschäft außerhalb der Stadt zu bereiben habe. Mademoiselle Blanche versorgt Fasanenzüchter und Händler, Zoologische Gärten, Aquarien und große Vogelhändler mit Ameiseneiern, sie empfangt täglich mindestens zehn große Rehlafde voll Ameisen. Da die Thiere sehr warm gehalten und gut gefüttert werden, legen sie eine ungeheurer große Masse Eier. Mademoiselle Blanche hat sich auf diese Art ein ganz namhaftes Vermögen erworben, ein guter Wink für heirathslustige junge Männer.

Besonders in Deutschland werden ungeheure Mengen von Ameiseneiern gesammelt, verbrannt und in alle Weltgegenden versandt. In der Nähe der großen Haufen von Wald-Ameisen wird auf einem sonnigen Plage eine Vertiefung gegraben, die man durch Reiser leicht beschattet. Nun wird rasch das Nest angehoben und auf den sonnigen Platz geschüttet. Wenige Augenblicke später kann man Tausende von fleißigen Ameisen mit ihrer weißen Last nach der schattigen Vertiefung eilen sehen, um so die Eier vor der Sonne zu schützen, — der habgierige Mensch braucht nur noch wegzutragen und zu verkaufen, was ihm so die armen geängstigten Thiere zuschleppen.

An trockenen Herbstabenden kann man an der Elbe entlang eine Menge heller Feuer aufflackern sehen, die einige Stunden erhalten werden, und an denen Millionen neugieriger Eintagsfliegen ihr Leben verlieren, — die kleinen Leichname, welche in einem dicken Kranz um das Feuer herumliegen, werden zusammengefeßt und als Futter für Vögel und anderes Gethier gebraucht.

Auf einem Spaziergange im Erzgebirge sah ich, wie ein Knabe an einer soeben abgetriebenen Waldstelle Reiszweige unter Rindenstücke legte und diese mit Steinen beschwerte. Er sammelte die dem Walde so schädlichen Forstenkäfer, die unter der Rinde Schutz suchten. Das Forstamt zahlte ihm acht bis zehn Pfennige für jedes Hundert Käfer. Der Knabe hatte im Vorjahre zweihundertfünfzig Mark verdient, also gegen dreihunderttausend Käfer abgeliefert.

Ein ganz einträgliches Geschäft ist auch der Bummelhandel. Ein Pariser Händler, der das Pfund Würmer zu zwanzig bis dreißig Pfennige kaufte, ließ sich je nach ihrer Qualität eine Mark bis eine Mark fünfzig Pfennige beim Verkauf zahlen, im Winter geht besonders der Handel mit Mehlwürmern, — eine Lieblingsspeise für Nachtigallen und andere Vögel. Das Geschäft ist das denkbar einfachste: es wird Mehl mit Mehl vermischt, kleine Stücke Kort hineingeschnitten und das Ganze in einen alten Strumpf geschüttet. Nach einiger Zeit haben sich die tothen Würmer von selbst entwickelt, ohne daß man irgend weitere Mühe oder Aufmerksamkeit auf sie verwandt hätte. Für hundert Stück Mehlwürmer werden bis zu vierzig Pfennige gezahlt.

Eine der wunderbarlichsten Erscheinungen von London, Paris und fast allen italienischen Städten ist der Tabakmarkt. Eine buntschichtige Gesellschaft Verkäufer von Cigarrenstummeln findet sich jeden Morgen zusammen, um die Beute, die sie Nachts vorher auf den Hauptstraßen, an den Theater-Thüren und vor den Cafés erobert haben, zum Verkauf anzubieten.







Weihnachtswünsche. Von E. Henseler. — Siehe Seite 225.



In den Straßen von Florenz sieht man Anaben, welche mit an Stöcken herabhängenden Lämpchen die Kinnsteine nach Stummeln abführen und dann an die Kleinkrämer der Vororte abliefern. Dort findet die Waare, nachdem sie aufgewickelt und getrocknet ist, Käufer, ebenso wie in den nordischen Großstädten. Und die Abnehmer finden den so gekauften Tabak weit besser, als denjenigen, den ihnen der Staat und sein Tabakmonopol zu bieten vermag, jedenfalls ist es ganz bedeutend billiger, — ein Factum, das bei ihnen sehr zu seinen Gunsten spricht. Als ich einst an einem heißen Sommertage in Bologna in einem Cafe unter den Arkaden behaglich mein Eis verzehrte, fiel mir ein etwa siebenjähriger, in Lumpen gekleideter Junge auf, der, ohne sich zu regen, etwa eine halbe Stunde lang einen alten, seine Zeitung lesenden Herrn anstarrte. Ich konnte nicht herausbekommen, was des Kindes Interesse so fesselte, denn der Alte kümmerte sich nicht um ihn, schien ihn offenbar nicht zu bemerken. Plötzlich machte der Bursche einen lauten Sprung und fing einen winzigen Cigarrenstummel in der Luft auf, den Jener eben weggeworfen hatte, er steckte ihn sofort in den Mund und zog sehr vergnügt mit seiner Beute ab. Ja, man kann in Italien mit Ueberraschung ganz leidlich gekleidete Leute die von den reicheren fortgeworfenen Cigarren aufheben und weiter rauchen sehen.

Eine große Menge des zusammengekauften edlen und schmutzigen Tabaks wird zu einem Saft zusammengebraut, mit dem die Weingärten getränkt werden, um so das Ueberhandnehmen von schädlichen Insecten zu verhindern.

Die Straßen von London und Paris sind heimgejagt von unzähligen Ratten. Nachts kann man daher für jede dieser Städte besonders typische Figuren, die „Rattenfänger“, bei ihrer Arbeit sehen.

Sie gehen geräuschlos einher, ein kleiner, häßlicher Hund ist ihr steter Begleiter, eine Schlinge und ein eiserner Haken in der Hand, ein Sack auf dem Rücken ihre Ausrüstung. Sobald sich eine Ratte sehen läßt, stürzt der Hund ihr nach, das gehegte Thier flüchtet sich in die Wassergräben, die an jedem Hause vom Dache das Wasser herunterleiten. Dann hält der Rattenfänger die Schlinge vor die Öffnung, treibt seine Beute mit dem Schürhaken aus der Rinne und zwingt sie so, sich in der Schlinge zu fangen.

Eine fettsatte Ratte wird mit dreißig bis vierzig Pfennigen bezahlt, aus dem Felle werden „buckelberne“ Handschuhe gemacht und das Fleisch sogar ab und zu in Pasteten als Hühnerfleisch verzehrt. Während der Belagerung von Paris haben Viele den Rattenbraten als eine besonders schmackhafte, zarte Speise schätzen gelernt.

Die Rattenfänger, welche in der Umgebung Londons die Wälder besuchen, führen Freitiden als Gewerksgehilfen mit sich, jene kleinen iltisartigen Thiere, die oft einen verzweifelten Kampf mit ihren fast gleich großen Feinden zu bestehen haben, der aber fast immer mit ihrem Siege endet. Einige recht kräftige Ratten sind stets in der Tasche des seine Dienste anbietenden Mannes zu finden. Auch in Deutschland ist der „Kammerjäger“ eine an vielen Orten, nicht bloß in Hameln, bekannte und geschätzte Person.

Wenden wir uns weiter zu den Verkäufern von Stücken alten Brodes. In ihren Läden sortiren sie die Reste Brod, die ihnen von den Lumpensammlern von der Straße her, oder aus den Restaurants gebracht werden, in zwei riesige Haufen. Die schmutzigen Stücke kommen auf eine Seite zum Verkauf an Kaninchen- und Geflügelzüchter, und besonders an Hundebesitzer. Ein großer Korb voll wird mit etwa dreißig Pfennigen bezahlt. Der andere Haufen ist aus den saubereren Brodresten zusammengefaßt. Diese werden getrocknet, gestoßen und an Gasthöfe, Kéds und dergleichen Leute verkauft, die sie zum Paniren von Cotelettes, zu Mehlspeisen und anderen culinaren Genüssen verwenden. Auch in Würfel werden sie geschnitten, geröstet, dann in kleinen Päckchen verkauft und in der Suppe verzehrt.

In London sieht man Karren herumsfahren von Leuten, welche in den Gasthöfen Speisereste aufkaufen, um Hundestutten daraus zu machen, indem sie dieselben mit Brod in eine Masse zusammenstampfen, welche sofort verpfundet wird. Nur mit einem gewissen Schauer kann ich an die Witten mit Fleischresten der bedenklichsten Qualität denken, die man in London in der Nähe des Fischmarktes aufgestellt sehen kann, und die doch meist von einer launischen Menge umringt sind, welche für wenig Penny einen großen Topf voll Fleisch für ihre vierfüßigen Hausbewohner erwerben.

Artischoden-Küche sind eine ganz ausschließlich französische Spezialität. Die Artischoden werden in allen Restaurants, auf den Märkten und in den Straßen von Paris schon gelocht gekauft. Bis zu zwölfhundert und vierzehnhundert Pfund dieser Frucht sehen einzelne Köche während der vier Monate um, in welchen man Artischoden essen kann. Das Gemüse wird in große, kupferne Kessel gelegt, damit es die grüne Farbe behält, jede Schicht ist von der anderen durch dicke Lächer getrennt und so werden sie gelocht. Ist das gekochene, so werden sie in Körbe verpackt und so eingewickelt, daß sie sich mehrere Stunden warm halten, bis sie von den Krämmern und Gasthofs-Besitzern weggekauft sind. Der Preis der Früchte richtet sich nach der Jahreszeit und nach der Größe derselben, man zahlt zwischen fünf bis fünfundsiebenzig Pfennige für das Stück.

Der Frochhandel hat in den letzten Jahrzehnten sehr abgenommen und wird jetzt wohl nur noch in Paris im Großen betrieben. Früher nahmen die Franzosen an, daß die Holländer von Frochen lebten. Man stellte sie bildlich dar, wie sie in den Sümpfen herumstiegen, die armen Froche fingen, bei den Beinen in die Höhe hielten und dann bei lebendigem Leibe verzehrten. Jetzt sind von den Speisetzetteln die gebratenen Froche verschwunden und trotzdem wird noch ein ganz bedeutender Handel mit ihnen getrieben, wovon man sich auf den Märkten überzeugen kann. Man sieht dort oft noch ganze Haufen von Frochen bei einzelnen Händlern aufgeschichtet. Bevor sie zum Verkauf ausgelegt werden, tödtet man sie und zieht die Haut ab, der Kopf und die Vorderbeine werden abgeschnitten, denn nur der Rücken und die Hinterbeine sind essbar. Die Käufer sind meist alte Männer aus der Nachbarschaft von St. Denis und von den Ufern der Seine.

Wiel bedeutender als der Frochhandel, ist der Schneckenhandel, es giebt kaum ein Restaurant in Paris, vom gewöhnlichsten bis zum vornehmsten, auf dessen Speisetzettel nicht die Schnecken einen hervorragenden Platz einnehmen. Die Schneckenverkäufer sind selten Schneckenzüchter, sie kaufen ihre Waare entweder aus der Umgegend von Bordeaux oder von den großen Kunstgärtnern in der Nähe von Paris. In den Weinhandlungen werden sie roh verkauft, das Tugend im Preise von zwanzig bis zu neunzig Pfennigen. Goldene Schnecken

sieht man in Paris sehr häufig als Aushängeschilder. Auch in Süddeutschland, namentlich in Württemberg, begegnete ich Frochschenkeln und Schnecken häufig auf den Speisetzetteln und habe ich mich davon überzeugen können, daß erstere eine zwar allzu zierliche aber nicht zu verachtende Delicatsesse und an Geschmack dem Fleische der Hühner verwandt sind. Ich füge für Liebhaber von Schnecken ein Kochrezept bei. Die Schnecken werden in Salzwasser abgewaschen, obgleich sie sich gegen diese Behandlung sträuben. Dann macht man einen Teig von Brodkrume, gewiegter Petersilie, Pfeffer, Salz und Eiweiß und verstopft mit dieser Masse die Öffnung in ihrem Gehäuse, sodas die armen Gefangenen nicht heraus können, die dann in einer Pfanne 20 Minuten lang stark gekocht werden.

„Kägenmörder“ sind nicht eben zahlreich, dafür machen diejenigen, die den Beruf monopolisirt haben, ein recht gutes Geschäft. Sie gehen um Mitternacht mit einem Paar Dackhunden durch die einsamen Straßen. Kaum läßt sich ein Kägen erblicken, so stürzen sich die Hunde auf dasselbe und felsen kommen sie ohne ihre Beute zu dem Herrn zurück. Das Fell wird an Kürschner und das Fleisch an Speisehäuser in den Vorstädten verkauft, wo Kaninchenbraten ein besonders geschätztes Gericht ist. Die durch schlechte Erfahrung mißtrauisch gewordenen französischen Arbeiter, verlangen zwar jetzt schon häufig einen Kaninchenkopf auf ihrer Schüssel zu sehen, das bringt jedoch einen geriebenen Wirth nicht aus der Fassung. Er schlägt mit den Kägenjägern, die meist auch mit Kaninchenfellen Handel treiben, einen Contract, wonach dieselben zu jedem Kägenkörper einen Kaninchenkopf zu liefern haben.

Es ließe sich die Reihe solcher Berufsarten noch wesentlich verlängern. Aber es soll einstweilen genug sein, die Aufmerksamkeit der Leser auf das Kleintreiben im öffentlichen Leben, auf seine Sonderbarkeiten und Sorgen gelenkt zu haben. Vielleicht gelang es Manchem, die Augen über eigenartige Vorgänge zu öffnen, die sich bisher unbemerkt bis dicht an ihn erandringten!

Nachdruck verboten.

## Aus dem Gesellschaftsleben Athens.

Athen, Anfang December.

Wer von uns wird nicht, wenn der Name „Athen“ sein Ohr berührt, wie durch die Berührung mit einem Zauberstäbchen, in die Zeiten verfunkenen Ruhmes verjast, als noch die Athene Promachos des Phidias auf der Akropolis stand, und die goldene Spitze ihrer Lanze dem vom Cap Sounion heraufkommenden Schiffer freundlich-heimatlich entgegenwinkte, als das Parthenon in seiner unvergleichlichen Schöne mit seinen weißen, leuchtenden Säulen sich scharf und deutlich von Hellas blauem Himmel abhob und eine Schar gelalter und rosenduftender Jünglinge und Jungfrauen durch die Propyläen zog, um den Göttern ihre Opfer darzubringen! Wer von uns sah nicht im Geiste die Tausende von Männern in Chiton und Himation auf der Pnyx oder der Agora zusammenströmen, ihre Volksversammlungen zu halten und Beschlüsse zu fassen, wenn ist es in seinen jungen, schwärmerischen Tagen nicht schwer geworden, sich die Stadt des Theseus mit Redingote und Tournüre tragenden Gestalten belebt zu denken! Aber, du lieber Himmel, wohin dringt die Herrscherin Mode denn nicht, und wenn man sich, mit seinen phantastisch-idealen Vorstellungen erfüllt, von dem ersten Staunen der Enttäuschung erholt hat, muß man eingestehen, daß diese Nachkömmlinge der Helene, Iphigenien, Jocasten, die herrschende Mode mit einer eigenen, angeborenen Grazie zu tragen verstehen und sehr gewandt im Erfinden neuer, effectvoller Toiletten sind.

Das hat sich besonders auf den letzten großen Bällen gezeigt, auf denen die griechischen Damen an Eleganz und Reichthum mit den fremden Herrschaften und deren Gefolge weit eifern wollten, — und es auch konnten. Die Einladungen umfassen dieses Mal die weitesten Schichten und Kreise Bevölkerung; die Häupter aller Deputationen und Genossenschaften, ja selbst die Vertreter der Künste, die am vorhergehenden Tage Sr. Majestät ihre Huldigungen und Glückwünsche hatten darbringen dürfen, waren geladen worden, und Alle, Alle kamen, sodas die großen Räume die Fülle der Gäste kaum fassen konnten. Eine etwas gemischte, bunte Gesellschaft war es, Leute, die in ihren kleinen Provinzialstädten sich von einem solchen Glanze nichts hatten träumen lassen und nun die Augen weit aufrißen, um auch Alles in sich aufzunehmen. Da führte denn der breite Rücken, oder die rüchichtslose Länge des Vordermannes manchen dieser guten Plakbürger, die Majestät singen aber gerade ihren Kundgang durch die Säle an, und sehen wollte man sie doch wenigstens, die schöne Königin Olga, von der man so viel gehört, deren Güte und Freundlichkeit Jeder gerühmt, der mit der hohen Frau in Berührung gekommen, — kurz entschlossen stiegen die Vertreter der Künste und Genossenschaften auf die, mit hellem Damast bezogenen Stühle, um sich den vollen Anblick zu gewahren, — wenig hoffmännisch, aber äußerst practisch, wie Sie zugeben müssen! Als man sie in gemüthlichem Tone, — denn alle solche Verhandlungen, selbst zwischen den Vertretern der heiligen Hermandad und dem schaulustigen Publicum werden freis freundlichhaftig abgemacht, woran einige Berliner Schuppleute sich ein Beispiel nehmen konnten, — darauf aufmerksam machte, daß sie die neuen seidenen Bezüge schmutzig machen würden, sahen sie es sofort ein, stiegen herunter von ihrem erhöhten Ausguck, breiteten fein säuberlich das Taschentuch über den Stuhl und nahmen ihre alte Stellung wieder ein.

Den Reigen der Privatfeste eröffnete der französische Gesandte, Graf Montholon, mit einem, in der französischen Legation gegebenen Balle, dem die Majestäten und alle anderen hohen Fürstlichkeiten beiwohnten. Die Schönste der Schönen an diesem Abende, wie auch auf den folgenden Festen, war, ist und bleibt die Königin Olga, deren Person ein eigener, beständiger Hauch umweht. Ist es die offene, herzliche Lebenswürdigkeit der hohen Frau, die sie für Jeden das rechte Wort finden läßt, ist es die Güte, die so deutlich aus dem schönen Gesicht geschrieben steht, — ein Factum ist, daß das griechische Volk, dessen Grund-Element eigentlich die Demokratie ist, mit begehrter Liebe an seiner Königin hängt. Die Prinzessin Alexandra, die jetzt strahlend glückliche Braut des Großfürsten Paul, — auf dem Balle der französischen Gesandtschaft war

die Verlobung noch nicht proclamirt, — gleicht ihrer Mutter in vielen Beziehungen. Auch sie hat jenen eigenen Liebreiz und jenen Hauch echter Jungfräulichkeit und Weiblichkeit, den die Königin sich, obgleich sie die Mutter erwachsener Kinder ist, bis auf den heutigen Tag erhalten hat. „Die Königsbraut“, wie sie im Volke allgemein heißen, erfreuen sich überhaupt einer großen Beliebtheit, die sich in prächtigen Geschenken ausgesprochen hat, welche dem jungen Kronprinzen anlässlich seiner Verlobung und Rückkehr überreicht worden sind. Der Kronprinz selbst zeigte auf dem Balle eine etwas melancholische Miene, die, wie mir von sehr unterrichteter Seite versichert wurde, lediglich der Trennung von seiner hohen Braut zuzuschreiben ist. Es wird ja bei jeder Heirath zwischen solch hohen Herrschaften behauptet, die Liebe, und nicht die Politik, habe das Band geschlungen, — wie oft das auf Wahrheit beruht, wollen wir dahingestellt sein lassen, hier aber ist es eine unumstößliche Thatsache, und man braucht nur das Gesicht des Kronprinzen anzusehen, wenn die Rede auf Prinzessin Sophie kommt, um sich zu überzeugen, wie leidenschaftlich und heiß die Liebe ist, die ihn an seine Braut knüpft.

Unter den anderen vielen, wirklich schönen Erscheinungen des Abends fiel, wie gewöhnlich, Madame Buduris, die Schwiegertochter des langjährigen griechischen Gesandten in Berlin, die nach dem Tode ihres Gatten sich vor einiger Zeit wieder verheiratet hat, besonders auf; das reizende Oval des Gesichtes mit der edel geformten Nase und den großen, ausdrucksvollen Augen, von dunklen äppigen Haaren umrahmt, und dieses Köpchen auf einer Figur sitzend, die an Ebenmaß einer antiken Statue gleichkommt! Auch die Frau des Generals von Tarr, der die Durchschneidungs-Arbeiten des Isthmus von Corinth leitete, eine geborene Prinzessin Bonaparte, hat noch immer deutliche Spuren einer einstigen großen Schönheit aufzuweisen. Desgleichen kann die Oberhofmeisterin der Königin noch an Schönheit mit mandem jungen Mädchen rivalisiren, wenn auch der volle Scheitel schon weiß ist, was ihr vielleicht gerade zu den frischen Farben und den feurig blühenden Augen einen Reiz mehr verleiht! Und all' die übrigen anmuthigen Gestalten, Frauen und junge Mädchen, wer kann sie alle aufzählen und sie in das richtige Licht stellen, — höchstens eine gemündere Feder als die meine! Der Typus der griechischen Damen im Allgemeinen ist ein vornehmer und grazioser. Schlank und geschmeidig gewachsen, wenn auch nur selten die Mittelgröße überschreitend, verblühen sie lange nicht so rasch wie ihre Gefährtinnen in Spanien und Italien, wenn sie auch im späteren Alter leicht zur Corpulenz neigen. Dem Nordländer mögen sie mit ihren schwarzen, äppigen Haaren und großen, meist sehr schönen Augen, dem elfenbeinartigen Teint und der süßlichen Lebhaftigkeit besonders reizend erscheinen; auch sind sie durchweg gebildet, haben Vieles gelernt, lieben die Künste und Literaturen und haben die Leichtfertigkeit der Französinen in der Unterhaltung. Sie sprechen außer dem Neugriechischen ein sehr gutes Französisch, häufig auch Deutsch und Englisch, und haben ernste Studien im Altgriechischen gemacht, um die mancher Student sie beneiden würde. Natürlich gilt das nur von den Damen der höheren Stände, die Anderen begnügen sich mit ihrer Muttersprache.

Dem Balle in der französischen Gesandtschaft folgten rasch hinter einander ähnliche Feste in der türkischen und russischen Legation, alle von den Majestäten und hohen Fürstlichkeiten besucht; wir müssen aber offen gestehen, daß die Vertreter der europäischen Mächte, was Reichthum, Glanz und geschmackvolle Anordnung anbetrifft, von dem Gesandten der hohen Porte geschlagen worden sind, denn Nizam-Bey hat ein Fest gegeben, — auf ausdrücklichen Wunsch und Befehl des Sultans, — wie es in Athen und selbst in anderen großen Städten selten gesehen worden ist! Dieses Mal, wie in den letzten Jahrzehnten schon so häufig, haben die Franzosen nicht mehr an der Spitze gestanden, — Graf Montholon hinte sogar beträchtlich hinterher.

Herr von Büßer, der Vertreter des Zars, hatte bei seinem Balle, auf dem die Prinzessin Alexandra zum ersten Male öffentlich als Braut erschien, das Unglück, daß die bis dahin warme Witterung plötzlich umschlug und eifig kalt wurde, — für griechische Begriffe wenigstens. Das Souper für die Eingeladenen, die nicht an der Tafel des Königs speisten, war im Hofe, in einem extra dazu aufgeschlagenen Zelte hergerichtet, und zitternd und vor Frost mit den Zähnen klappernd, saßen die Damen in ihren leichten Toiletten unter dem unzureichend schützenden Leinwand, da der Kürze der Zeit wegen keine anderen Dispositionen hatten getroffen werden können. Im Allgemeinen sind die Häuser Athens in ihren Räumlichkeiten nicht für so große Gesellschaften eingerichtet, besonders nicht für den Empfang der Majestäten, zu deren Verfügung mehrere Separat-Zimmer stehen müssen, und selbst die Legationen, die in Privathäusern inaktiv sind, sind im Räume beschränkt.

Neben dem Könige ist während der ganzen Festzeit Herr Constantin Zappas der Held des Tages gewesen, derselbe, der seinem Vaterlande, in Verbindung mit seinem jetzt verstorbenen Vetter, das große Ausstellungs-Gebäude geschenkt hat, in dem die olympischen Spiele sich in friedlicherer Form und den Forderungen der Neuzeit entsprechend, alle vier Jahre, als eine einheimische Ausstellung wiederholen sollen. Zu diesem Zwecke haben die Herren Zappas ein riesiges Kapital verwendet, und Athen ein Bauwerk aus Marmor hergerichtet, das in seiner zweckmäßigen Anordnung allen Erfordernissen entspricht. Vom Könige ist die Ausstellung feierlich eröffnet worden, nachdem der Minister Dragoumis in einer längeren Rede die Fortschritte der griechischen Industrie hervorgehoben, die in der That auch erstaunlich sind, wenn man bedenkt, was das kleine Land seit seiner Befreiung vom Türkenjoch Alles geleistet hat.

Ein anderer Wohlthäter der Stadt und des Gemeinwesens ist Herr Singros, Banquier und einer der reichsten Leute Athens, der in kurzer Zeit die aufblühende Residenz mit einem Hospital, dem Evangelismus, und neuerdings mit einem neuen, würdigen Theater-Gebäude beschenkt. Kurz vor den Festen ist der neue Bau eingeweiht und dem Publicum übergeben worden und entspricht in seinem Aeußeren und Inneren jeglichen Anforderungen. Zu Ehren des Jubiläums wurde nun in dem neuen Theater von Herren und Damen der hiesigen Gesellschaft die Antigone des Sophokles im Urtexte aufgeführt! „Ein großes, ein fähnes Unternehmen!“ rufen Sie aus, und Sie haben Recht. Die würdige Wiedergabe der Antigone ist eine Aufgabe, an die sich eine Clara Ziegler, eine Charlotte Wolter, eine Franziska Ellenreich wagen dürfen, — wenn Dilettanten das unternehmen, hat man ein Recht, mit den Köpfen zu schütteln, besonders aber, wenn die Schauspieler ihre schweren Stellen in einer Sprache declamiren, die ihnen völlig unbekannt ist, denn der Urtext der sophokleischen Tragödie ist in einem Griechisch geschrieben, das von dem der anderen alten Schriftsteller, wie Xenophon z. B., vollkommen ab-



weicht, sodah in dem großen Theater bei der Aufführung auch nicht eine Seele war, die nur das Geringste ohne Hülfe des Textbuchs verstanden hätte. „C'est plus que courageux, c'est téméraire.“ hat eine lebenswürdige, geistreiche Frau, Madame A., gesagt, als sie über das Unternehmen sprach, — und bei den neun Mäusen, sie hatte Recht, denn ein Kunstgenuss ist es nicht gewesen, und am meisten Freude hat es den Schauspielern selbst gemacht, die Feuer und Flamme für ihren Plan waren.

Die Schauspieler sind auf jeden Fall von ihrem Erfolge sehr befriedigt, und es wird jetzt schon ernstlich darüber gesprochen, zu den Vermählungsfeierlichkeiten des Kronprinzen mit Ihrer Kais. Hoheit der Prinzessin Sophie die „Perse“ aufzuführen, — ein wenig wohl auch zu Ehren des Erbprinzen von Meiningen, den man mit Bestimmtheit hier erwartet.

Gern möchte ich Ihnen noch Einiges von den tonangebenden oder bekanntesten Persönlichkeiten, von der schönen, umgebenden Natur, von den herrlichen Kunstwerken und Denkmälern der Vergangenheit erzählen, die ich nicht mit den Augen des Gelehrten, wohl aber mit einem empfänglichen Sinn für das Schöne in der Gotteswelt gesehen habe, — aber ich will es mir für meinen nächsten Bänderbrief aufsparen. Hella ist ja jetzt, da Deutschland bald seine Kaiserin, die Tochter der Griechen wird abtreten müssen, damit sie an der Seite des jungen Gatten dereinst über die schöne, durch Kunst und Poesie verherrlichte Land herrsche, ein Gegenstand größeren Interesses geworden, — und die Griechen, sie verdienen es auch, dieses Interesse, denn wenn ein Volk sich in so kurzer Zeit aus gänzlicher Verkommenheit, Armut und Unwissenheit hat aufrufen können, so hat es bewiesen, daß ein guter, tüchtiger Kern in ihm steckt, der sich Jahrhunderte lang unter dem Drucke der Türkenherrschaft nicht hat entsalten können, der aber vorhanden ist und schon jetzt anfängt, schöne Früchte zu treiben. Mögen sie so fortstreiten auf der Bahn der Kultur und Civilisation und das alte Dichterwort des Aristophanes zum zweiten Male zur Wahrheit machen:

O violenbefrängte, du glänzende Stadt, neidwürdigste, unser Athen du!

C. Willm.



Rachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Glücklich.** Von H. Vogler. Siehe das Bild, Seite 217. — „Du Ring an meinem Finger, du goldenes Ringelstein,“ singt Camilla in seinen Liedern „Frauenliebe und -Leben“. Ein Symbol des Glückes könnte man den Verlobungsring nennen, denn jedes Mädchen, das ihn empfängt, ist Braut, — folglich ist sie glücklich. Die wenigen Ausnahmen, die auch diese Regel wie jede hat, sind so selten, daß man von einer „glücklichen Braut“ als von etwas Selbstverständlichem spricht. In diesen wenigen Ausnahmen zählt die Braut auf H. Vogler's entzückendem Bilde nicht; sie ist glücklich, der Traum ihrer Seele, die stille Hoffnung ihres Herzens haben sich erfüllt. Aber sie ist nicht nur glücklich, — sie wird auch glücklich machen. Fast schon schaut sie auf das köstliche Kleid, das sie für das Leben festhalten soll. In seligem Entzücken lächelt der Mund, aus ihrem Auge spricht die schöne Seele, und beneidenswerth ist der Mann, dem sie ihr Herz geschenkt hat. Der Weihnachtsbaum fehlt zwar auf dem Bilde des Künstlers; er würde auch wenig in den strengen Empire-Stil desselben hineinpassen. Aber ganz ohne Zusammenhang mit dem Weihnachtsfest ist das Bild doch nicht. Wer nach den Feiertagen einen Blick in die Familien-Anzeigen der Zeitungen wirft, wird darin eine ganz unverhältnismäßig große Anzahl von Verlobungs-Anzeigen finden. Es ist ja nur natürlich, daß zwei Herzen sich am leichtesten unter dem Weihnachtsbaume finden, der nicht nur viel Glück und Jubel, sondern auch freudige Ueberraschungen zu bestreuen gewohnt ist, und wo sie sich bereits gefunden haben, schieben doch die Eltern gern den Segen bis zu dem Tage der großen Freude auf. In diesen Tagen also, in denen es viele Glückliche geben wird, wird man auch die Glückliche H. Vogler's mit besonderem Interesse betrachten.

**Weihnachtswünsche.** Von G. Henseler. Siehe das Bild Seite 221. — Es giebt nichts Verführerischeres für kleine Mädchen, als das Schaufenster eines Puppenladens. Wünsche haben sie allerdings immer, und sie kommen nicht in Verlegenheit, wenn es heißt, den Wunschzettel für Weihnachten zu schreiben. Aber die Wünsche steigen in's Ungemeine, wenn sie die Herrlichkeiten eines Puppenladens vor sich ausgebreitet sehen. Da kann allerdings auch dem Erwachsenen die Wahl schwer fallen. Sollen wir die Braut im weißen Atlaskleide nehmen, mit Myrtenkranz und Spitzschleier, den Tyroler Bauernjungen mit Lodenhut und echter Spielhahnenfeder, eine Schreipuppe, die „Mama“ sagen kann, eine moderne kleine Dame, die den Augen-Ausschlag versteht wie eine Raibe vom Theater, ein reizendes Baby mit natürlichen Haaren, oder einen farbenrechten Porzellan-Engel, mit dem man im Wasser plantischen und den man aus- und ankleiden kann? Die Wahl ist nicht leicht und die kleinen Mädchen stehen rathlos vor dem Schaufenster. Am besten wäre es natürlich, wenn der Weihnachtsmann die ganze Puppen-Gesellschaft in einen großen Sack packen und sie unter dem Weihnachtsbäume des Christbaumes wieder auspacken und fein säuberlich aufbauen würde. Das würde ein Jauchzen und ein Vergnügen sein. Aber Kinderherzen sind glücklicherweise, wenn sie auch angehängt der Herrlichkeiten eines Puppenladens die Bescheidenheit nicht als eine Tugend anerkennen, doch leicht zu befriedigen. Wenn von all' den dort geschauten herrlichen Gestalten sich schließlich auch nicht eine einzige unter dem Tannenbaume vorfinden sollte, sondern statt dessen eine gute alte Bekannte vom vorigen Jahre, die nur ein neues Gewand erhalten hat, so werden sie doch in Seligkeit jauchzen. Und das ist gut, denn was sollte aus uns armen Eltern werden, wenn wir verpflichtet wären, jeden Wunsch unserer Kinder zu erfüllen.



**Berlin.** — Die neu eingerichteten Gemächer der Kaiserin Auguste Victoria, welche vor Kurzem mit ihrem kaiserlichen Gemahl im königlichen Schlosse der Reichshauptstadt Wohnung genommen hat, sind mit fürstlicher Pracht ausgestattet. Das Empfangszimmer der hohen Frau zeigt eine reiche künstlerische Aus-

schmückung. Die Obertheile der Wände sind mit reisebegrünen Seidenstoff-Tapeten bespannt bis hinauf zu dem Gesims, von dem sich die Boute zu der reich ornamentirten und vergoldeten Decke aufwölbt. Diese Decke ist ein wahrer Meisterwerk von Vessing's Bildnerhand. Schöne Bilder schmücken dieselbe, von Robertin nach den Rosaef'schen Gobelins „Jesus bei den Fischen“ und „Jesus, den Lahmen heilend“ gemalt. Zwischen den Fenstern sind hohe Spiegel in Goldrahmen-Fassung angebracht und an der westlichen Wand ein hoch aufgebauter Kamin aus weißem Marmor mit linderförmigen Darstellungen der Wärme und Kälte. Aus dem Empfangszimmer gelangt man in das kaiserliche Wohnzimmer, das mit Nußbaum-Paneele und lackfarbenen Damast-Tapeten ausgestattet ist. Von den Gemälden seien die Bildnisse der Königin Luise als Kronprinzessin und der Königinnen Sophie Dorothea und Sophie Charlotte erwähnt. Der Kamin ist von schwarzem Marmor. Es folgt nun das Arbeitszimmer Ihrer Majestät, dessen frühere Ausschmückung größtentheils beibehalten ist. Nichtstahlblaugraue Stoff-Plächen wechseln mit rothen Stud-Marmorflächen ab, in denen sechs mit Vasen geschmückte Nischen eingefügt sind. Unter dem Boute-Gesims laufen Schadow'sche Relief-Friesen entlang, und die Decke ist von Korb in duftiger Luft-Peripherie gemalt. An dieses Gemach kößt das Schlafzimmer Ihrer Majestät, das in schlichtem Schmucke einen freundlichen Eindruck macht. Graugrüne Paneele umziehen die Wände, die mit großblumiger Grottonne tapeziert sind. Die Decke, ebenfalls graugrün, ist durch Rococo-Ornament unter künstlerischer Verwerthung der goldenen Symbole Amors und der Musik lebendig geschmückt. Von dem Schlafzimmer des kaiserlichen Paares öffnet sich eine Thür in das Toilette-Zimmer und Bad der Kaiserin, dessen fast ganz in Weiß und Gold gehaltenes, nur wenig durch seladongrünen Seidenstoff farbig gestaltete Ausstattung einen ungemein freundlichen, zierlichen und lauberen Eindruck macht. Das einseiftrige Zimmer enthält an der Decke einen Kranz lieblicher Blüten und Blumen mit flatternden Schmetterlingen. An der Ostwand (nach der Spree zu) liegt die Bade-Nische, von der kaiserlichen Porzellan-Manufaktur höchst reizvoll ausgestattet. Zwei Marmorstufen führen dazu empor. Den malerischen Schmuck hat Kips mit feinem Sinne in rothbraunen und neutralen Tönen gezeichnet, mit sparsamer Verwendung des Goldes. An der Hinterwand der Nische steht die in Kupfer getriebene Wanne. An der Westseite des Zimmers ist ein hoher Toilette-Spiegel (Trumeau) angebracht. Neben der Nische führt eine kleine Wendeltreppe in das zweite Geschoss zu den für die fünf kaiserlichen Prinzen einfach eingerichteten Zimmern. In einem derselben, dem Spielzimmer, ist dem hohen Vederpaneele ein Fries auf Goldgrund mit Szenen aus dem Kinderleben aufgemalt.

**London.** — Bekanntlich existirt in London eine Gesellschaft hochgeborener Damen unter dem Vorhise der Prinzessin von Wales, deren Ziel es ist, das Tragen von ausgestopften Vögeln als Kriterien der weiblichen Toilette zu unterdrücken. Wie ernst es diesen fashionablen Damen ist mit dem Abschaffen dieser ebenso albernen als grausamen Mode, erhellt aus Folgendem: Eine Dame trat in einen der besten Modeläden in Bondstreet und sprach ihre Ueberraschung darüber aus, daß sich in den Schaufenstern so viele mit bunten Vogel'eiern verzierte Hüte und Bonnets befanden. „Barmhülzig haben Sie unter Ihren Kunden keine von den Damen der Gesellschaft zum Vogel'eiern?“ fragte die Besucherin. „O ja, freilich,“ war die Antwort, „ein Duzend oder mehr, aber wenn ich einen ihrer Hüte mit Vögeln verziere, muß ich immer die Köpfe der Kolibri abschneiden. Sie haben gegen Flügel und Schwänze nichts einzuwenden, nur die Köpfe zu tragen, kommt ihnen als grausam vor.“

Rachdruck verboten.

**Toiletten-Prunk auf der Bühne.**

Wie die Ausstattung eines Stückes heutzutage genau dem Charakter der dargestellten Zeit entsprechen muß, ebenso gebieterisch fordert man von den Bühnen-Toiletten nicht nur den feinsten Geschmack, sondern auch wirklich gediegene Pracht. Seinen Gipfelpunkt hat dieser Luxus auf der Bühne wohl mit Sarah Bernhardt erreicht. Ihre Toiletten während des kürzlich verendeten Gastspiels in Wien strotzten von Gold- und Silberstickereien, Perlen und edlen Steinen, ihre Schleppe und Mäntel waren mit den kostlichsten Stoffen gefüllt, mit Stuks, Labrador, Silberfuchs oder Hermelin verbrämt. Spizen und feinste weiße Gewebe bildeten die mit Raffinement drapirten Untergewänder ihrer zahllosen, in immer neuer Gestalt erscheinenden Schleppeproben: eine fortlaufende Verherrlichung der einfachen Reдингote- oder Prinzess-Jaçon. Was ist auch einfacher als der enganschließende Rücken, der in eine lange, glatt hinfließende Schleppe ausläuft und dessen vorderer Seitenthail dicht am vorderen Kermelausschnitt abschließt und bis an den Rockrand hinab in feinsten Linien dem ganz selbständig gearbeiteten Vordergewande lose aufliegt. Wie einfach sind auch die Stoffe, aus denen diese „Rücken“ bestehen, glatter Atlas, einfarbiger Crepe de Chine. Aber die Nadel zaubert sie zu wahrhaftigen Kunstschöpfungen an, bedeckt sie decart mit Applicationen, Plattirich-Stickereien in Gold, Silber, Seide, Perlen und bunten Steinen, daß das einfache Material ganz verschwindet. Und das Futter! Echter Sammet, Seidenvlisch, Pelin, türkischer Shawloff, kurz alle Gewebe, die wir kostbar nennen, verwendet Sarah als Futter für diese Kostbarkeiten und für ihre berühmten Mäntel, bei denen sich erst beim Anlegen das Köpfel der rechten und unrecchten Seite löst. An das Grund-Prinzip des glatten Rückens schließen sich die eigenartigen Compositionen des Vordergewandes, das immer sehr weit und lose gehalten, jumeist aus einzelnen leichten Geweben oder Spizen angefertigt ist, — eigentlich bloß halb fertig ist, denn die Künstlerin liebt es, ihre Vordergewänder, Draperie für Draperie, auf ihrem Körper selbst fertig zu ordnen.

Eine ihrer weiteren Eigenthümlichkeiten besteht in der Art, wie sie die Gürtel trägt, deren sie, — außer den Stoff- und Bandgürteln, — vierzig besitzt. Sie sind sämtlich ungewöhnlich weit gehalten, sitzen rückwärts dicht im Taillenschluß, die Robe dem Körper knapp anschließend, und liegen vorn, dem ganzen Umfang nach herabhängend, auf dem weiten Vordergewand. Aus den bekannten Stücken, in denen Sarah Bernhardt in Wien auftrat, greifen wir einige der hervorragendsten Toiletten heraus.

In Sardou's „Theodora“ dominirt die Prinzessprobe. In den beiden ersten Akten liefert sie die Typen für das moderne Gesellschafts-kleid, in den beiden letzten für die „Robe d'ambrière“. Den perlgrauen, mit goldgrundirten türkischen Shawloff gefüllten Crepe de Chine der langen Schleppeprobe im ersten Akte deckt vollständig goldgeränderte, graue Sammet-Application, den herzförmigen Ausschnitt am Rücken begrenzt breite weiße Spitze, Rock und Taille des Vordergewandes sind aus rosa Atlas angefertigt, ersterer am Rande durch eine dicke Atlasrüsche begrenzt

und von einem breiten weißen Spitzenvolant bedeckt. Ein dichter Kranz voll aufgedülter Rosen geht vom rechten Winkel des Taillen-Ausschnittes schräg bis unter die linke Hüfte. Mantel aus grauer Ottomaneide mit Silber-Bordüre, Chinchilla-Futter und Verbrämung.

Sämtliche Toiletten für „Abrienne Lecouvreur“ culminiren in dem berühmten Kostüm der Korane, dessen Herstellung mit fünftausend Francs nur knapp berechnet ist. Ein langes, enges Gewand mit japanischen Kermeln, dessen gelber Atlas unter der dichten Stickerei aus Gold, Seide und Topalen ganz verschwindet, ist vorn durch dicht gefetzte Doppel-Agraffen aus brillantengeränderten Amethysten und einem mit bunten Steinen besetzten Gürtel geschlossen. An der rechten Schulter und dem linken Kermel halten Brillant-Agraffen einen Schleppe-mantel aus gelbem Atlas mit Stuks-Verbrämung und olivfarbenen Sammetfutter, aus dessen dichter Goldstickerei in blauer Seide gestifte Tulpen blühen und große Topale glitzern. Er wird durch einen Gürtel altägyptischer Arbeit gehalten, der vorn dicht über dem ersten Knopf, die Art, wie Sarah aus einem geraden Streifen goldgestickten indischen Musselins die berühmte Korane-Haube ordnet, ist ein kleines Meisterstück. Sie stützt auf das rund herum herabgelammte, starkgelockte Haar eine kleine kegelförmige Mütze aus Goldstoff. Um diese Mütze windet sie nun den Musselin-Streifen in der Weise, daß das eine Ende an der linken Kopfseite in Viertelmeterlänge horizontal über das Haar herabfällt. In dieses Musselin-Stück steckt sie so lange Nadeln, Brochen, Spangen jeder Art, bis es von Juwelen starrt. Ueber dem Scheitel sitzt eine große Brillant-Agraffe, die einen Reiberbusch hält; von ihr gehen doppeltel Schnüre von Brillanten über das offene Haar der linken Kopfseite.

Die weitbekanntesten „Toisa“-Kostüme gehören ihrer hochgegründeten Taile nach dem Genre an, das wir aus Gewohnheit „Empire“ nennen. Thatsächlich spielt aber das Stück in der Zeit des Directoriums. Zarte Guirlanden bunter Seidenstickerei laufen herabrecht durch den nilgrünen Crepe de Chine des engen, halbblangen Schleppeprobes und verdichten sich an dessen Rand zur obligaten Bordüre. Die sehr kurze Taille ist herzförmig ausgeschnitten. Dicht unter dem Busen schlingt sich ein rosa Atlasband dreimal um den Leib, knüpft sich vorn in eine kurze Schleife und läßt seine beiden Enden lang herabflattern. Ueber den weiten, kurzen Puffärmel liegt um die Schulter eine breite, echt orientalische golddurchwirkte Schärpe mit grüner Grundfarbe.

Die „Theodora“ bietet in ihren sieben Bildern das Blendendste, was Sarah's Phantasie im Verein mit der Prachtliebe des Byzantinismus irgend erdenken konnte. Das Gewicht des Korane-Kostüms zählt hier gar nicht mehr, wo die Kermel des ersten Kleides allein fünf Kilo wiegen. Die elf Gürtel, die bei dieser Vorstellung Verwendung finden, sind eine Sebenswürdigkeit für sich. Dabei ist das Genre verhältnismäßig einfach und für sämtliche Bilder das nämliche. Einem weit über die Hüften hinausgehenden Tricot mit absteigenden, sehr reich geschmückten Kermeln, ist am Rande ein Faltenrock angelegt. Darüber die byzantinische „Popta“, ein tatarartiger Ueberwurf mit einem runden Ausschnitt in der Mitte, um den Kopf durchzustechen; an den offenen Seiten kommt der Rock zur Geltung.

Im ersten Akt besteht das Tricot aus rosenrother Seide mit eingestickten byzantinischen Charakteren und Kermeln aus Bernstein-Perlen füllt. Den dichtgefalteten Rock aus Goldgaze bedecken goldene Stein-Stickereien, den unteren Rand schließt eine breite Bordüre in Goldstickerei ab. Die Popta aus Goldgaze ist ebenfalls mit Gold ornamentirt. Der Gürtel ist aus dunkelrothem Sammet; unter demselben sitzt ein zweiter Gürtel altbyzantinischer Arbeit, gleich der „Hobe“, der byzantinischen Haube, von Rubinen und Smaragden ganz bedeckt. Um den Hals hängen lange Ketten aus Rubinen und Smaragden.

Franziska Abel.



Rachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Berlin.** — Die Harfe, deren goldene Seiten Frühlingsblumen durchflechten, stellt eine sinnige, zum Weihnachtsfeste bestimmte Gabe dar. In musikalischen Naturgemälden verlobet die Harfe, im Verein mit Flöten und Hörnern, das Anbrechen eines neuen Tages, und so liegt es nahe, sie auch zu dem Beginn eines neuen Jahres in Beziehung zu bringen.



Der Rahmen der in verschiedenen Größen vorhandenen Harfe, sowie der Unterlag, auf dem sie ruht, sind mit dunklem Sammet bezogen. Damit der poetischen Idee aber auch die materielle Grundlage nicht fehle, befindet sich in dem Unterlag ein Kasten, der der Füllung mit Konfituren harrt, um dem Ganzen das rechte Schwergewicht zu geben.

Neben der Boa bildet wieder der kleine, einst viel geliebte und noch immer nicht ganz vergessene Schultertragen aus wasserfester Seide mit Schwanenpelz-Aurwandung die neueste sortie de bal für die Jugend.

F. J.

**Paris.** — Anscheinend der Robe aus zweierlei Stoffen müde, wendet sich die Robe vorzugsweise den Tuch-Kostümen zu, welche sie freilich mit dem köstlichsten schmückt, was ihre Schatzkammern zu bieten vermögen. Ramentlich ist der durchbrochenen





Passementerie-Vorte hierbei eine bedeutende Rolle zugetheilt. Die allzu große Glätte des Schnittes wird gemildert durch einen nur den Rücken verhüllenden Mantel, dessen Falten sich den Händen zu einem graziosen Spiel und immer neuen Drapirungen darbieten. Obgleich dieser Mantel einen wesentlichen Theil der Roben bildet, so ist er dennoch von ihr getrennt und beliebig an- und abzulegen. Der zu diesem Kostüm gehörige Hut besteht aus einem weichen Sammetkopfe mit Federkrone und Bandschleife.

— Einen großartigen Erfolg verheissen die Pariser Schneider einer Diner-Toilette aus goldgelber Seide mit vorn offenem, durch schwarzes Sammetband zusammengehaltenem Gaze-Neckerleibe, auf welchem

schwarze, geschlossene Jetperlen ein dichtes Streumuster bilden. Und in der That, vervollständigt durch eine chemisierartige Gaze-Taile mit Kermeln und Fichu, die von Jet flimmern und blitzen, stellt sich ein höchst anmuthiges Kostüm dar, auch zu Concerten und Theater, wo dann ein goldgefärbter, schwarzer Gaze-Fächer und ein gelbes Sammethütchen, mit schwarzen Spitzen und einem Jet-Schmetterling garnirt, dem Ganzen die rechte Weihe geben.



Die Huldigung, welche dem Genre Empire fortgesetzt zu Theil wird, regt die Mode zu mancherlei reizenden Schöpfungen an. Die neueste ist eine für junge Mädchen bestimmte Toilette, die sowohl in Seide und Krepp, wie in Sammet und Wolle ausgeführt wird. Wir haben eine solche Toilette aus rothem Sammet und hellblauer leichter Wolle mit bunter Vorte auf blauem Grunde um den Saum des Rockes und können versichern, daß diese Vereinigung von Einfachheit und Eleganz den lieblichsten Eindruck hervorbrachte. B. de G.

braunem Tuch ausgeführt und mit gleichfarbigem Atlas unterlegt. Die Blumenfigur markirt sich in fahlblauer Chenille und Goldschnur, Blätter und Stiele sind in olive, die Trauben in orange Chenille und Seide ausgeführt; in der Palmetten-Figur trennen Reihen von Goldschnur die Blätter, welche mit brauner und



dunkelolive Chenille ausgefärbt sind. Goldgelbe Langnetten umgeben die in Dunkelbraun, Olive und Gold gehaltene Umrahmung. Die Bogenorte um den Aushenrand der Stickerei schließt mit Goldschnur ab und ist in Fahlroth und Braun ausgefärbt. Alle zur Stickerei angewendeten Farben sind in zwei bis vier Tönen verarbeitet. A. D.

### Wirtschaftliches.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

#### Puppenküche.

Für den Mittag.

Bierluppe  
Apfel und Kartoffeln, dazu Schweinebraten Recept 1344 u. 1345.  
Reiskuchen  
Rüffe. Recept 1346.

Für den Abend.

I.

Gaché mit Apfelmehl . . . . . Recept 1347.  
Marmeladen-Kuchen . . . . . Recept 1348.

II.

Nieren-Schnittchen . . . . . Recept 1349.  
Süße Speise von Äpfeln, Rüffen und Pumpernickel Recept 1350.

**1344. Apfel und Kartoffeln.** Nimm zu diesen Gerichte gleich 2 Kochtöpfchen zur Hand, thue in das eine 5 mittelgroße, in Stücke geschnittene, vorher geschälte und sauber gewaschene Kartoffeln, gieß eine Prise Salz und soviel Wasser daran, daß die Kartoffeln gut bedeckt sind, decke sie mit einem Deckel zu und lasse sie gar kochen. Inzwischen thue in das zweite Töpfchen 2 geschälte, in Viertel geschnittene säuerliche Äpfel, gieß 2 bis 3 Eßlöffel Wasser darauf und lasse dann die Äpfel gar und zu Mus kochen, um dieses hiernach durch einen Durchschlag zu reiben. Wenn die Kartoffeln gar sind, holst du sie mit Hilfe einer Gabel aus dem Wasser und legst sie in eine Schale, in welcher du sie, mit der Holzkeule oder einem Holzlöffel, erst ganz fein zerreiben und danach mit dem durchgeriebenen Apfelmus vermischen mußt.

**1345. Schweinebraten.** Ein Stück rohes Schweinefleisch, vielleicht 200 Gr. im Gewicht, legst du in deine kleine Casserole, worin vorher schon ein Stückchen Butter bräunlich gebraten ist, streust dann etwas Salz über das Fleisch und läßt es von allen Seiten, indem du es öfter wendest, gelbbraun braten. Nun gieß eine geschälte kleine Zwiebel, 3 Pfefferkörner, ein Stückchen Lorbeerblatt, für 3 Pfennig Dostgülden, 1 Theelöffel Essig und 3 Eßlöffel Wasser zu dem Braten, decke ihn fest zu und laß ihn nun, während du ihn einmal umwendest, gar schmoren. Beim Anrichten mußt du den Braten auf eine Schüssel heben und die Sauce, damit sie sämig wird, kräftig durch ein Sieb reiben.

**1346. Reiskuchen.** Quirlte 2½ Obertasse voll Reis mit kochendem Wasser gehörig durch und schütte ihn darauf zum Abfließen auf ein Sieb. Sieb ihn dann mit ¾ Liter süßer Milch und einem nußgroßen Stückchen Butter in eine Casserole und laß ihn langsam gar und dick kochen. Wenn dies geschehen ist, schüttest du ihn in eine Schale und stellst ihn zum Abkühlen hin, nach welcher Zeit du dann 1 Eidotter, einen Theelöffel voll Mehl, etwas Salz und das zu Schnee geschlagene Ei rasch durch den Reis rühren mußt. Aus dieser Masse forme dann 8 bis 10 kleine runde Kuchen, wende sie in gestoßenen Zwiebeln um und bade sie darauf in deinem Pfännchen in gebräunter Butter auf beiden Seiten goldgelb. Mit Zucker bestreut, werden die Kuchen warm gegessen und mit Zugabe von etwas Obstsaft noch schwächer gemacht.

**1347. Gaché.** Ein Stückchen kaltes gebratenes oder auch gekochtes Fleisch mußt du fein hacken und es dann, wenn du eine halbe Untertasse voll davon hast, mit einem nußgroßen Stück Butter in einem Kochtöpfchen, unter beständigem Rühren, durchschwirren. Sobald das Fleisch heiß ist, rührst du einen Theelöffel in Milch eingeweichte und dann wieder ausgebrühte Semmelkrume, eine kleine Messerspitze gestoßenen Pfeffer und Salz, sowie einen Eßlöffel kochendes Wasser dazu, verrührst das Alles gut und läßt es nochmals, ohne daß es kocht, recht heiß werden.

**1348. Marmeladen-Kuchen.** Hast du gerade ein Stück Kuchen, am besten Kaps- oder Blechkuchen, — auch Sand- und Biscuit-Porte sind prächtig dazu, — so nimmst du dieses; sonst aber genügt auch ein Milchbröckchen. Kuchen oder Bröckchen schneidest du in kleine Schnittchen und bestreichst sie, wenn du Milchbröckchen verwendest, erst mit Butter und dann mit Marmelade; bei Kuchenstückchen, die du ebenfalls mit Marmelade bestreichen mußt, läßt du die Butter fort.

**1349. Nieren-Schnittchen.** Hast ein Stückchen gebratene Kalbsniere recht fein; laß dann ein nußgroßes Stückchen Butter heiß werden, gieß einen Theelöffel in Milch erweichter Semmelkrume, eine fein geschnittene kleine Zwiebel und einige gehackte Petersilienblättchen dazu und laß dies nebst einer Prise Salz durchschwirren, um hierauf die gehackte Niere dazu zu thun, das Ganze gut einzurühren und zum Erkalten hinzustellen. Inzwischen schneide ein Milchbröckchen in ganz feine Schnittchen, drehe sie schnell in geschlagenem Ei um, bestreiche sie dann sogleich mit der abgefähten Nierenmasse, aber nur auf einer Seite, lege die unbestrichene Seite in bratende Butter in deine Pfanne und laß nun die Schnittchen goldbraun braten.

**1350. Speise von Äpfeln, Rüffen und Pumpernickel.** Koche Apfelmehl in der Weise, wie bei den Äpfeln und Kartoffeln, nimm aber, damit der Brei etwas dicker wird, weniger Wasser dazu. Zu einer Untertasse Apfelmehl gießt du ½ Untertasse auf dem Reibeisen geriebenen Pumpernickel, 2 Eßlöffel gestoßenen Zucker und 2 Theelöffel abgezogene, ganz fein gehackte Rüffe und rührst Alles gut durcheinander. D. S. W.

### Briefmappe.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

#### Fragen.

**Schweizer Pensionat.** — Kann mir eine Leserin ein feines, in jeder Beziehung zuverlässiges Schweizer Pensionat für ein junges Mädchen von 15 Jahren empfehlen? A. G. G.

**Porzellan-Teller.** — Kann man Porzellan-Teller mit Schablonen malen, und wo sind Lehrtre zu beziehen? Frau V. v. V.

**Westfälischer Pumpernickel.** — Wie bereitet man westfälischen Pumpernickel? Was für Mehl ist dazu erforderlich und wann der Pumpernickel in einem gewöhnlichen Backofen gebacken worden? Treue Abonnentin.

#### Antworten.

**Marmor zu reinigen (200).** — Marmor kann lauwarm gefeilt, mit reichlichem Wasser gespült und getrocknet werden. Fliegenflecke, die sich eingegraben haben, sind durch Reiben mit feinem Marmorstaub oder ossa sepiä zu beseitigen, doch gehört hierzu Verständnis, um eine Verletzung der feinen Oberfläche zu vermeiden. E. K.

**Gelbe Stiefletten (208).** — Gelbe Stiefletten werden am besten mit dem sogenannten „Renovator“ gereinigt. Das Präparat ist in den meisten Schuh-Handlungen zu haben.

**B. G. Bremen.** — Ein erfahrener Arzt wird Ihnen den besten Rath geben können.

**A. G. in München.** — Die Bezugswellen der in dem Rubricirten-Theile unseres Blattes abgebildeten und besprochenen Gegenstände finden Sie stets am Schluß einer jeden Nummer.

Bezugsquellen: Garze mit Construkturen, Seite 225: H. B. Hövel, W. Unter den Linden 13. — Schuttröcken, Seite 229: M. Wevin, C. Hauptweigel-Platz 1. — Stickereien mit ausgefähten Mustern, Seite 234: C. A. König, W. 33acstr. 23.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt, das Inhalts-Verzeichniß des Jahrganges, sowie für die Abonnenten der großen Ausgabe ein Modenbild.

### Handarbeiten.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Stickereien mit ausgefähten Mustern sind eine hübsche Neuheit, welche ihre Entstehung wohl den beliebten Arbeiten nach vorgebohrten Löchern verdankt. Man findet sie in Tuch und Leder für die verschiedensten Ausführungen zu Rüffen, Deckchen, Lombrequins u. vorgefertigt. Das Muster ist zumeist mit Chenille, von Ueberfangstichen gehaltener Filofelle-Seide, Goldschnürchen u. ausgefäht, oft auch von leichter Plattstich- oder Langnetten-Stickerei u. unterbrochen; Chenille contourirt alle ausgefähten Figuren, die durch ein leuchtendes Atlasfutter zur vollen Wirkung gelangen. Die vorliegende, für ein Rückenfissen bestimmte Stickerei ist auf hell-



Das erste Quartal des neuen Jahrganges werden wir mit einer gemüthvollen und spannenden Novelle von Hermann Heiberg „Isa von Pogwisch“ eröffnen. Außerdem liegen uns noch folgende vortreffliche Erzählungen, Skizzen und Plaudereien vor: „Kapitain Massa“ von Richard Voß; „Der letzte Gast“ von A. von der Elbe; „Die wandernde Pflanze“ von Paul von Szczepanski; „Eine homöopathische Kur“ von E. Biller; „Der goldene Schleier“ von Elise Polko; „Die Zwillinge“ von Frida Schanz; „Der Schatz von Biddens'oe“ von W. Bartels; „Aus deutschen Welsenschlössern“ von E. Vely; „Wie einst im Mai“ von J. Boy-Ed; „Weißes Haar“ von Helene Pichler; „Im Schilf“ von G. P. Heims; „Böse Zungen“ von Eufemia Gräfin Ballestrem; „Meine Bedienung“ von Georg Malkowski; „Durch Nacht zum Licht“ von A. Trinius und weitere Arbeiten von Heinrich Seidel, Moritz von Reichenbach, Marie von Ebner-Eschenbach, M. Kirschner, Jacob von Falke, Helene von Goehendorff-Grabowski, Adalbert Meinhardt, Fedor von Jobeltitz, A. von Gersdorf, E. von Wald-Zedtwitz, José von Schneider-Arno, Ilse Frapan, Hanns von Spielberg u. A. Viele der angeführten Novellen und Skizzen werden von künstlerisch ausgeführten Illustrationen begleitet werden. Dem für die Bedürfnisse des Hauses und der Familie bestimmten Rubrikentheile werden wir nach wie vor eine besondere Sorgfalt angedeihen lassen.





Kalmückin,  
Rußland.  
Nach einer Zeichnung von Carl Rißelt.

Blätter für Kostümkunde. Neue Folge. 223. Blatt.

Das Kostüm der Kalmückin fällt durch seine lebhaften, stellenweise grellen Farben auf. Das schöne, schwarze Haar ist bei den Frauen auf der Mitte des Kopfes bis in den Nacken geschleitet und theilt sich hier in zwei Zöpfe, die je in einem Futteral aus schwarzem Sammet stecken. Bei den Mädchen findet man im Nacken einen oder mehrere Zöpfe, und das übrige Haar fällt zu beiden Seiten frei herunter. Die in Form unserer Pfaffenmütze gefertigte Kopfsbedeckung ist mit einem gelben Stoff überzogen und zeigt auf der Spitze einen rothen Büschel. Der Hemdkragen fällt breit über den Kragen des eigentlichen Kleides, welches aus dünnem rothen Seidenstoff besteht.

Auf jeder Brustseite ist eine große Tasche, und kleine silberne Knöpfe schließen vorn das Gewand. Da die Weiber ein weißes blaues Beinleid tragen, so geht der Untertheil des rothen Gewandes, der offen ist, da die Kalmückin wie der Mann im Sattel sitzt, ein Stück weiter übereinander, als der obere Theil. Den Fuß bekleidet ein rother oder gelber lederner Stiefel. Das Schnupftuch fehlt nicht an der Seite, und ebenso wie der Mann, trennt sich die Kalmückin selten von ihrer Pfeife.

## Anzeigen,

Sollte solche nicht als für die Illustrierte Frauen-Zeitung angesehen werden sollen, finden in dem Preise von 1 Mark für die einpaltige Nonpareille-Beile oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht. Annahme der Anzeigen in allen Annoncen-

Bureaus, sowie in den Expeditionen der Illustrierten Frauen-Zeitung in Berlin W., Potsdamer Straße 38 und in Wien I., Dorotheengasse 3.

Interessenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugesandt, so lange der Interaktions-Auftrag dauert.



**Vorwerk's Patent Rock- u. Kleider-Gurt**  
erleichtert allgemein das Anfertigen, Verändern u. Verlängern eines Kleides od. Unterrodes. Der Artikel ist in allen besseren Modeswaaren- und Ausb.-Handlungen meistentheils u. auch in fertig abgepaßten Gurten in einem für alle Tailleurarbeiten verheißbaren Patent-Schnürverschluss erhältlich. Jedes Paard oder Gurt trägt die Aufschrift: „Vorwerk's Patent.“ Preis 50 Pf.

**Briefmarken**  
werden im Laufen gesucht, in ganzen Sammlungen und von einzelnen Ländern. Offerten unter W. A. an die Expedition der Medienwelt in Berlin erbeten.

Jedes Mass zu Fabrikpreisen.  
Buckskins, Cheviots, Kammgarn, Paletstoffe; Schwarze Tuche; Damentuche. Jagd- und Livrestoffe.  
**W. Michovius, Tuchfabr.**  
85/86 Cottbus 85/86 Gegr. 1840.

**Malutensilien**  
für Porzellan-, Glas-, Oel-, Aquarell-, Majolika-, Bronze-, Gobella-, Chromo-, Pastellmalerei etc.  
Stiftelosen, Malkasten, Modellwerkzeuge.  
Terracottagegenstände in roth und schwarzer Farbe als Vasen, Teller, Visitenkartenschalen, Apparate für Spritzmalerei und Lederarbeiten, Reisszange, Zeichenutensilien, Vorlagen, Fokstühle, Paletten etc. Anleitung für Porzellanmalerei von A. Klimko M. 1.75. für Pastellmalerei von Jul. Ritscher M. 1.— Bitte verlangen Sie illustrierte Preisliste.  
**Müller & Hennig, Künstlerfarben-Manufactur, Dresden.**

**Conserven für Privatbedarf.**  
Die Filiale der  
**Lübecker Conserven-Fabrik vorm. D. J. Carstens**  
in Berlin  
SW, Friedrichstraße 218.  
veredelt Erzeugnisse der Fabrik, als Gemüse-, Frucht- und Fleisch-Conserven, für den Haushalt, Jagd, Manöver und Wasserport direct an Private.

35. Wenige Stunden nach Eingang einer genau passenden

### Probetaille

und vordere Rocklänge werden **gutsitzende schwarze Costüme der neuesten Façon aus soliden Stoffen von 30-150 Mark** (von 1 zu 1 Mark steigend) auf die Post gegeben. — Die unterzeichnete Firma übernimmt für gutes Sitzen und **pünktliche Lieferung die weitgehendste Garantie.**

**Grösste Auswahl sämtlicher Trauerartikel in**  
**Otto Weber's Trauer-Magazin,**  
Berlin W. Mohrenstr. 35.  
Amtstrachten für Richter und Prediger-Talare.

35.

## Freunde des Gartenbaus!

welche sich für Obstbau, Gemüsezucht, Blumenpflege im Garten und im Zimmer u. s. w. interessieren, bitten wir, den praktischen Ratgeber im Obst- und Gartenbau für vierteljährlich 1 Mark mit zu halten. Der praktische Ratgeber erscheint wöchentlich, an jedem Sonntage, und wird von Künstlerhand reich illustriert. Man bestellt ihn bei der Post oder in einer Buchhandlung. Den besten Einblick in den „Ratgeber“ bekommt man wenn man sich eine Probenummer bestellt, die jederzeit gern umsonst und portofrei durch die Königliche Hofbuchdruckerei Trowitzsch & Sohn in Frankfurt a. d. Oder zugesandt wird. Erst zwei Jahre besteht das Blatt und hat heute schon **36 000 Abonnenten!**

Die bereits erschienenen Nummern dieses Quartals werden jederzeit gratis nachgeliefert.

**Passementerien u. Knöpfe.**  
Sämtliche Artikel zur Damenschneiderei.  
Nählicheinrichtungen. — Möbelposamenten.  
Vorzügl. Schwabblätter, Häkellitzen u. Muster.  
**Gebrüder Schuler Nachf.**  
Berlin W. 61 Markgrafenstr. 61.

In Sturm's Universal-Badestuhl mit Ofen kann sich jedermann für 5 Pf. Kohlen ein warmes Bad bereiten. Illustrierte Prospekte versendet gratis **E. Sturm, Würzburg.**

Verlag von B. F. Voigt in Weimar.  
Die Verfertigung künstlicher  
**Blumen,**  
sowohl nach fabrikmäßigem, wie nach kleinerem Betriebe. Reicht ausföhrlicher Anweisung, Schwachfedern zu waschen, zu bleichen, zu färben, und zu tränken. Nach eigenen, langjährigen Erfahrungen verfaßt von  
**Adèle Leonard,**  
Fabrikverleherin.  
Mit 124 Abbildungen.  
A. Geh. 3 Mark.  
Vorrätig in allen Buchhandlungen.

**Weltberühmt**  
und meine so beliebten, unerreichten  
**Sechund-Portemonnaies**  
in Silber, Gold, D. R. Pat. Nr. 43601, für Herren und Damen à Stück 3 Mk. und 20 Pf. für Franco-Befolgung.  
Doch elegant u. wirklich dauerhaft auf einem Stück echten Sechundleder gefertigt, mit Zahltafel für Gold u. Papiergeld Separatverschluss. Bei Nichtconvenienz Zurücknahme. Nur allein zu beziehen von  
**Albert Rosenhain, Berlin SW,**  
Leipziger Str. 72.  
Ledernaaren-Fabrik u. Verlanbgeschäfft.  
Kaufr. Procht-Konting gratis und franco.

## NEUHEIT für Toilette und Bad!

# PASTA MACK

Schutz-Märke.

Gratis-Proben in allen Verkaufsstellen erhältlich.

**PASTA MACK** (in eleganten Cartons mit 8 Tabletten) ist ein neues vorzügliches u. sehr öconomisches Präparat zur Herstellung eines höchst angenehmen, gesunden u. erfrischenden Toilette- und Badewassers, von herrlichem Wohlgeruch. Vorrätig in der meisten Parfümeriehandlungen & Apotheken des In- & Auslandes.  
Alleiniger Fabrikant & Erfinder **HEB. MACK** in Ulm a. D.  
General-Dépôt für Deutschland:  
**F. Wolff & Sohn, Hoflieferanten, Karlsruhe (Baden).**



# J. A. Heese

Königlicher Hoflieferant

Seidenwaaren-Fabrik, Mode-

und Manufacturwaaren etc.

Telephon 1100. Berlin. Leipziger Strasse 87. SW. Berlin. Telephon 1100.

## Ball-Saison:

**Mousseline Crêpe** in den neuesten Lichtfarben, 105 cm breit, à Meter Mk. 1.30 und 1.90.  
**Cachemire** in allen hellen Abendfarben, 110 cm breit à Meter Mk. 1.75, 2.25, 2.50, 3.00.  
**Voile Rayé**, 105 cm breit, à Meter Mk. 1.80, 2.25, 2.75, 3.10.  
**Cachemire Poulé**, 105 cm breit, à Meter Mk. 2.10, 2.25, 2.50.  
**Batiste de lain carreau**, 105 cm breit, à Meter Mk. 2.40.  
**Cheviot** in weiss und ivoir, 110 cm breit, à Meter Mk. 3.00, 3.60, 3.75.  
**Fantasie laine rayé à soie**, 105 cm breit, à Meter Mk. 3.10, 3.50, 4.00, 5.00.  
**Farbige Mulls** in den neuesten Lichtfarben, 100 cm breit, à Meter 75 Pf.  
**Fantasie-Gaze**, 105 cm breit, à Meter Mk. 1.20, 1.80.  
**Tarlatan** in weiss, Stücklänge 10 Meter, à Stück Mk. 5.50 und 7.00.  
**Tarlatane** in farbig, Stücklänge 10 Meter, à Stück Mk. 5.00.  
**Tarlatane lamé**, 60 cm breit, à Meter 65, 75, 90 Pf. und 1.25 Mk.  
**Baumwollene Täills** in schönen Lichtfarben, 150 cm breit, à Meter Mk. 1.10, 1.40.  
**Tüll Rayé**, 150 cm breit, à Meter Mk. 1.25.  
**Tüll Rayé broché**, 68 cm breit, à Meter Mk. 1.75.

**Tüll Illusions** in schönen Lichtfarben, 150 cm breit, à Meter Mk. 2.00.  
**Tüll Broché**, 110 cm breit, à Meter Mk. 2.75.  
**Tüll Brode à soie**, 105 cm breit, à Meter 3.25.  
**Tüll à chenille**, 150 cm breit, à Meter Mk. 3.50 und 4.00.  
**Tüll Fantasie perlé**, 150 cm breit, à Meter Mk. 4.50 u. 6.00.  
**Tüll Fantasie rayé**, 130 cm breit, à Meter Mk. 6.50.  
**Tüll brodé à soie**, 140 cm breit, à Meter Mk. 6.50, 7.50 und 10.00.  
**Mousseline Crêpe à soie** in schönen Lichtfarben, 75 cm breit, à Meter Mk. 1.70.  
**Gaze Donna Maria**, 58 cm breit, à Meter Mk. 1.75.  
**Gaze Fantasie Rayé**, 58 cm breit, à Meter Mk. 2.25.  
**Gaze Ganfrée**, 48 cm breit, à Meter Mk. 2.25, 2.40.  
**Mousseline à soie uni**, 65 cm breit, à Meter Mk. 2.00 bis 3.00.  
**Gaze Fantasie carreaux**, 60 cm breit, à Meter Mk. 3.30.  
**Gaze Fantasie Rayé**, 58 cm breit, à Meter Mk. 3.00, 3.40, 3.60, 4.25, 4.60, 6.00, 6.50.  
**Crêpe de Chine** in schönen Abendfarben, 57 cm breit, à Meter Mk. 3.75.  
**Gaze Fantasie Rayé à Velours**, 60 cm breit, à Meter Mk. 4.75.

**Tüll, Chantilly, Guipure in Matelassé etc.** in schwarz von 2.50 M. an das Meter, ferner in crème und in allen Lichtfarben vorräthig.  
**Spitzen-Volants** in allen Breiten bis 110 cm, in schwarz, crème und allen Lichtfarben in jedem Genre und Preis.  
**Gestickte Roben** 100 cm hoch mit schmaler Bordüre auf crême-Tüll und Batist von 10 M. an per Robe 4.50 Meter, bis zu den elegantesten Ausführungen auf Seidentüll u. Gaze suisse reich gestickt mit Gold u. Silber.  
**Ballfächer** von den einfachsten bis zu den elegantesten Genres.

Mein reich illustriertes Preis-Buch, Proben u. Modebilder gratis u. postfrei. Portofreie Zusendung von Aufträgen über 20 M.

Verlag von Franz Kipperbeide in Berlin.

### Lehrbücher der Modenwelt.

Erster Band.

## Die Anfertigung der Damen-Garderobe.

Von Hedwig Lechner und Gunda Beeg. Mit 658 Illustrationen. — Kleines Quart-format. In elegantem Einbände 11 Mark 40 Pf.

Durch seine Vollständigkeit und Ausführlichkeit wird das Werk nicht nur Neulingen ein sicherer Leitfaden, sondern auch schon Erfahreneren ein sehr willkommener Rathgeber sein.

Zweiter Band.

## Die Anfertigung der Kinder-Garderobe.

Von Hedwig Lechner und Gunda Beeg. Mit 580 Illustrationen. — Kleines Quart-format. In elegantem Einbände 8 Mark 40 Pf.

Die auf der neueren Gesundheitslehre beruhende Einfachheit der heutigen Kindertracht begünstigt deren Anfertigung im Hause durch Mütter und Schwestern in hohem Grade. Wir hoffen, den liebevoll schaffenden Händen mit unserem Werkchen eine fördernde und erleichternde Anleitung zu übergeben.



### Sammet und Seidenstoffe

Jeder Art, grosse Auswahl von schwarzen, weissen und farbigen Seidenstoffen. Specialität: „Brautkleider“. Billigste Preise. Seiden- und Sammet-Manufaktur von M. M. Catz in Crefeld. Muster franco.

Spezialität. — Vorzügliche Tisch- u. Tafelweine. Guter Ersatz für gleichpreisige MOSEL. 1 Probekiste mit 20 grossen Flaschen in 4 Sorten 20 Mark. Packung frei. **J. F. Menzer,** Neckargemünd.

Badische Weine  
Badische Weine  
Badische Weine  
Badische Weine  
Badische Weine  
Badische Weine

### Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der Photographischen Gesellschaft, Berlin (enthaltend religiöse, historische, allegorische, Genre-, Jagd- und Sportbilder, Gallerie- und Prachtwerke etc.) mit 4 Photographien, 1 Gravure und zahlreichen Illustrationen ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pfg. in Freimarken zu beziehen.

**Künstliche Blumen, Jardiniere etc. Neuheiten in Blumen - Garnituren für Ballroben empfiehlt Bruno Paschke K.K.H.P.L. Berlin W. 29. Leipzigerstrasse 29. (Eckhaus Friedrichstr.)**

## Schwarze Crefelder Seidenstoffe

fast unverwüsthlich, weil aus absolut unbeschwerter Seide hergestellt.

direct aus der Fabrik, also aus erster Hand, zu beziehen.

Garantirt solide schwarze Seidenstoffe: Falles, Satin, Merveilleux, Satin de Lyon, Falles française, Duchesse, Armure, Luxor, Ottoman, Favorite, Satin de l'Impératrice, Victoria, Perlseidenstoffe, Moiré etc. etc.

Weisse und Crème glatte Seidenstoffe, Moiré und Damaste etc. für Brautkleider.

Alles in beliebigem Metermaass zu Fabrikspreisen. Man wende sich wegen Zusendung der reichhaltigen Muster-collection an:

Schwarze Seiden-Sammete, Peluche für Kleider, Mäntel, Besatz und Putzwerke, schwarze und braune Seiden-Sealskin-Peluche für Mäntel und Jacken. Nur solideste Qualitäten.

Die Seidenwaaren-Fabrik von: von Elten & Keussen, Crefeld.

Vollständige Einrichtungen und einzelne Utensilien für Oel-, Aquarell-, Porzellan-, Pastell-, Gouache-, Majolika-, Bronze- u. Chromomalerei. Staffeleien, Malleinwand, Pinsel, Firnisse. Neueste Malvorlagen in Blumen, Vögeln u. Landschaften. Holzbrandapparate. Gummiknetmasse.

**Keltz & Meiners, Berlin W., Leipziger Strasse 10**  
en gros Kunst-Materialien-Magazin en detail.

Holz- und Terracotta-Gegenstände zum Bemalen. **Bronzeleinwand** in Gold-, Silber-, Kupfer- u. Grünbronze für Ofenschirme (Paravents), Wandteller etc. Zeichenmaterialien, Skizzenbücher, Feilsäge, Zeichenvorlagen, Holz- und Lederschnitt-Apparate.

Unsere neue illustrierte Preisliste ist erschienen und steht gratis und franco zu Diensten.

**Die Dame ist im Stande alte Lederarbeiten als schöne Geburtstags- u. Gelegenheitsgeschenke herzustellen.**

Werkzeugkästen mit Anleitung und Vorlagen hierzu. Preis M. 6, M. 10, M. 15, M. 40.

**Gustav Fritzsche, Leipzig, Königl. Hoflieferant.**  
Illustr. Prospekt u. Preisverzeichn. franko u. gratis.

**Für Damen Werkzeugkästchen** für die so beliebt gewordenen Nagelarbeiten à M. 6.— inclusive Nagelvorath.

Für schwedische **Kerbschnitzarbeiten** eine Garnitur Werkzeuge, Vorstech-, Zier- und Schwedenmesser zus. à M. 3.—

**Heinrich Lange,** Werkzeughandlung, Karlsruhe, Baden.

**Emmer-Pianinos** von 440 M. Harmoniums von 120 M. an und Flügel, 10jahr. Garantie. Abzahl. gestattet. Bei Baar. Rabatt und Freisendung.

**Wilh. Emmer, Berlin C, Seydelstr. 20.** Auszeichnungen: Orden, Staats-Med. etc.

**Excelsior-Gestelle.** Dreh- und stellbar. In allen Grössen.

Preis fl. 3.— bis fl. 5.—

**M. Scheidt, Wien** I, Rathausstrasse 19.

**„Sachs & Stein's Indiacretonne“** best. dauerh. in d. Wäsche unerreicht. u. gesundheitsförd. Fabr. f. Jede Art v. Leib- u. Bettwäsche, 14 Qual. z. Pr. v. 40, 45, 48, 50, 55, 60, 70 Pfg. pr. m. starkod. feinfäd. Vers. geg. Nachn. in Stckn. v. 20—60 mtr.

**Sachs & Stein, Gotha,** Fabrikniederlage v. Indiacretonne.

**Glasfey-Nachtlichte,** unübertroffen seit 1808. Gnad. prämiirt, darunter silberne Medaillen Paris 1867, Nürnberg 1882, Amsterdam 1883. Vor Nachbild. wird gewarnt.

**Fette J. Gänse** ungeröth. 9—10 Pfd., 46 Pf. 3 Pfd. verf. d. Radn. **Goerner, Ostbel.** Dvotin p. Fr. Friedrichsdorf, Cstpr.

**Englische Tüll-Gardinen** direct ab Fabrik: **Pilz & Kohl, Auerbach i. Sachs.** Collection frei an Jedermann. — Abgabe jeden beliebigen Masses.

Besorgung von **echten Teppichen, echten Bezügen, Decken** aus der in unserer Nähe befindlichen Fabrik.

**Antwerpen 1885 mit dem höchsten Preise ausgezeichnet.**

**Deutsche Seidenstoffe** sind eben so elegant und eben so dauerhaft wie ausländische Fabrikate, aber durch bedeutende Jollersparnisse wesentlich billiger; noch dem neuen deutschen Jollergesetz folgt: 100 Kilo Seidenstoff 800 Mark Zoll, welche der im Ausland kaufende Consument bezahlen muß.

Jch verende meine in grossartiger Auswahl vorräthigen schwarzen, weissen und farb. Seidenstoffe zu festen Fabrikpreisen in jedem Masse an Brutto.

**Muster franco. Fr. Eugenheim, Crefeld.**

**Dr. Caro's Holzkohle-Biscuits.** Die präparirte Holzkohle, welche schon seit laugen Zeiten im Arzneischatze ein sehr bewährtes Mittel gegen Nervenaffectionen des Magens und der Gedärme war und bei ruhrrartigen Erscheinungen, schwieriger Verdauung, Sodbrennen u. s. w. ausgezeichnete Dienste leistete, wird hier in einer höchst zweckmässigen Arzneiform geboten, welche bei intensiver Heilwirkung zugleich ein vorzügliches, leicht verdauliches und wohlchmeckendes Nahrungsmittel darstellt und nicht dringend genug empfohlen werden kann.

Die Biscuits sind sowohl von dem Unterzeichneten, als auch von den **Wurzener Biscuitfabriken vorm. F. Krietsch in Wurzen** und deren Verkaufsstellen zum Preise von 1 Mk. 75 Pfg. pr. Dose zu beziehen. Auf Wunsch Prospekte und Preisnotirungen für grössere Bezüge. **Dresden. Dr. L. Caro, Königl. Sachs. Hofapotheke.**

**Emil Heinerich** Specialität: Röhren-Böden, Rissen u. Spalten in Eisenarbeiten. Nordhausen a. Harz.

10 Pfund Best. fassen neuer (sch. rhein. Apfeltrant) vers. a. 5 Wrt. Radn. **A. Bessfeld, Niederstaufen a. Rhein.**

**OTTO HERZ & Co's**

**SCHUHE UND STIEFEL** SIND ALLE MIT DIESER SCHUTZ MARKE VERSEHEN **FRANKFURT A.M.**

Zu haben in allen besseren Schuhhandlungen des In- und Auslandes.



Unter dem Protectorate Sr. Kaiserl. Hoheit des Erzherzogs Rainer.

## Aufruf.

Vor mehr als zehn Jahren that sich in Bozen, in der südlichsten Stadt Deutschtirols, ein Comité zusammen, um Walther von der Vogelweide, dem grössten Lyriker des Mittelalters, dem literarischen Vorkämpfer der Hohenstaufen, endlich ein würdiges Denkmal zu errichten.

Der Anstoss war dadurch gegeben, dass in der Nähe von Bozen zum ersten Male ein adeliger Vogelweiderhof nachgewiesen wurde, so dass man vermuthen durfte, er sei die Heimath Walther's gewesen. Abgesehen davon aber wurde von vornherein festgesetzt, dass das Denkmal nicht einen localen Charakter tragen, sondern den Verfechter deutscher Art und Sprache überhaupt an der Grenze Wälschlandes darstellen sollte. Nicht einem einzelnen Gau, sondern dem ganzen Vaterlande kommt es zu, ihn zu feiern, der alle Gaue mit seinen Liedern durchzog und zu einheitlicher Grösse zu heben trachtete.

Das ist auch in dem Entwurfe ausgedrückt, welcher 1886 bei der vom Comité ausgeschriebenen Concurrenz den Sieg errang. Der Sänger steht in ruhigem Adel da, die Arme nachdenklich über die Fiedel gekreuzt, das Ritterschwert an der Seite. Unter dem schlanken Säulenbündel, welches die Mar-

morfigur trägt, halten die Löwen des Reichswappens Wacht, und daneben ergiessen zwei Schwäne eine Fülle von Wasser in die weiten Schalen, mit welchen das Ganze fest auf der Erde fusst. „Ich hörte ein wasser diezen“ heisst das Motto der preisgekrönten Arbeit; der Schöpfer aber ist Heinrich Natter, der Erbauer des Zwingli-Denkmal's in Zürich und des Haydn-Denkmal's in Wien.

Im Jahre 1889 schon soll das Werk entstehen, wenn es gelingt, den Rest der erforderlichen Mittel zusammenzubringen. Bisher sind 26,000 fl. gesichert; weitere 10,000 fl. wenigstens sind nöthig. Das unterzeichnete Comité wendet sich daher an die **Stammesbrüder im Norden und im Süden und auch jenseits des Oceans** um Beiträge zu dem ehrenden Unternehmen. Beiträge nimmt entgegen die Expedition der Illustrierten Frauen-Zeitung, welche deren Empfang an dieser Stelle bescheinigt.

Zugleich laden wir Euch alle herzlich ein, seinerzeit an der Enthüllungsfeier theilzunehmen und persönlich zu sehen, dass wir Euer nationales, poetisches und künstlerisches Interesse nicht für ein unwürdiges Werk in Anspruch genommen haben.

Bozen, Januar 1888.

Das Comité zur Errichtung eines Denkmals für Walther von der Vogelweide:

Der Obmann: **Andrä Kirchbner**, Gutsbesitzer, Bozen. Der Kassier: **Albert Wachtler**, Kaufmann, Bozen. **Carl von Trentini**, k. k. Landesgerichts-Rath, Obmann-Stellvertreter und Schriftführer, Bozen.

**L. Anzengruber**, Penzing bei Wien. **Dr. Carl Blind**, London. **Johannes Brahms**, Wien. **Dr. Josef von Braitenberg**, Bürgermeister, Bozen. **Professor Dr. Aloys Brandl**, Professor **Dr. Felix Dahn**, Königsberg i. Pr. **Professor Franz von Defregger**, München. **Dr. Hans Desaler**, Brixen. **F. W. Ellmenreich**, Buchhändler, Meran. **Arthur Graf Enzenberg**, Sections-Chef im k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht, Wien. **Graf Philipp zu Eulenburg**, München. **Professor Dr. Julius Ritter von Ficker**, Hofrath, Innsbruck. **Professor Dr. J. G. Fischer**, Stuttgart. **Wilhelm von Flattich**, Architekt der k. k. priv. Südbahn-Gesellschaft, Wien. **Karl von Gerok**, Prälat, Stuttgart. **Dr. Rob. Hamerling**, Graz. **Dr. Oscar von Hase**, Leipzig. **Professor Dr. Richard von Heinzel**, Wien. **Carl Heller**, Inspector der k. k. priv. Südbahn, Klagenfurt. **Dr. Paul Heyse**, München. **Josef Hofer**, Realschul-Director, Bozen. **Professor Dr. Alfons Huber**, Wien. **Professor Dr. Johann Kelle**, Prag. **Dr. Alfred Klar**, Prag. **Dr. Carl Knollach**, Bozen. **Landgerichts-Director Lessing**, Berlin. **Franz Lipperheide**, Berlin und Matzen bei Brixlegg in Tirol. **Aloys Freiherr von Mages**, k. k. wirklicher Geheimer Rath und Oberlandgerichts-Präsident, Innsbruck. **Professor Dr. Ernst Martin**, Strassburg. **Professor Dr. Ambros Mayr**, Troppau. **Otto von Mayrhausen**, Architekt, Bozen. **Wilhelm von Pernwerth**, Kurvorsteher, Meran. **Dr. Josef Pircher**, Kaiserlicher Rath und Bürgermeister, Meran. **Carl von Preninger**, Ritter des eisernen Kronen- und Franz-Josefs-Ordens, k. k. Oberbaurath, Wien. **Dr. Anton Profanter**, Bozen. **Johannes Proelss**, Redacteur der Frankfurter Zeitung, Frankfurt a. M. **Dr. Franz Freiherr von Rapp**, Landeshauptmann und Herrenhaus-Mitglied, Innsbruck. **Dr. Oskar Freiherr von Redwitz**, kgl. bayr. Kammerherr, Obermais-Meran. **P. K. Rosegger**, Graz. **Professor Dr. Erich Schmidt**, Berlin. **Ch. Schneller**, k. k. Landesschul-Inspector und Statthaltereirath, Innsbruck. **Professor Dr. A. E. Schönbach**, k. k. Regierungsrath, Graz. **Dr. David Ritter von Schönherr**, Kaiserlicher Rath und Statthaltereirath, Innsbruck. **Anton Schumacher**, Universitäts-Buchhändler und Handelskammer-Präsident, Innsbruck. **Gottfried Seelos**, Maler, Wien. **Ludwig Speidel**, Wien. **Edgar von Spiegl**, Wien. **Dr. E. Stückelberg**, Maler, Basel. **Dr. Franz Tappeiner**, Meran. **Oswald Graf Thun**, Prag. **Heinrich Wachtler**, Kaufmann, Bozen. **Dr. Fr. von Weech**, Grossherzogl. Bad. Kammerherr, Director des General-Landesarchivs, Karlsruhe. **Professor Dr. Karl Weinhold**, Breslau. **Legations-Rath Ernst von Wildenbruch**, Berlin. **Hugo Wittmann**, Wien. **Professor Dr. Anton Zingerle**, Innsbruck. **Professor Dr. Ignaz Zingerle**, k. k. Regierungsrath, Innsbruck.

Beiträge werden angenommen in der Expedition der Illust. Frauen-Zeitung.

Bisher gingen folgende Beiträge ein: Hr. Franz Lipperheide, Berlin, 500 M., Fr. Frieda Lipperheide, Berlin, 500 M., Die Redaction der Illust. Frauen-Zeitung 15 M., Die Redaction der Modenwelt 30 M., Das Comptoir der Modenwelt und Illust. Frauen-Zeitung 30 M., 75 Pf., Das Holzschnitzer-Atelier der Modenwelt 30 M., Herr Otto Dürr, Buchdruckereibesitzer, Drucker der Modenwelt und Illust. Frauen-Zeitung, Leipzig, 50 M., Hr. Architekt Rath, Berlin, 3 M. Summe der bisher eingegangenen Beiträge 158 M. 75 Pf.



Crevettenfischer von der Flandrischen Küste.  
Nach einer Zeichnung von Felix Cogen.

Blätter für Kostümkunde. Neue Folge. 224. Blatt.

Unser Bild stellt einen Crevettenfischer vor auf dem Wege nach der See, das Netz zusammengestellt auf der Schulter. Wenn er bis zum Gürtel im Meere steht, wird das Netz an Stöcken in Form eines T befestigt und am Meeresboden vorwärts gehoben, um nach einer Weile den Fang in den Korb, welchen der Fischer auf dem Rücken trägt, stürzen zu lassen.

Die Tracht der Fischer besteht aus dunklem Wollenstoff. Als Kopfbedeckung wird der gewöhnliche Fischerhut getragen, der „Südwestler“ mit dem großen Hinterschirm zum Schutz des Halses; derselbe ist aus Leinwand, mit Delfarbe gestrichen und von schwarzer oder gelber Farbe. Den Südwestler tragen Männer wie Frauen.

F. C.

## Anzeigen.

falls solche nicht als für die Illustrierte Frauen-Zeitung ungenügend von uns angesehen werden sollten, finden zu dem Preise von 1 Mark für die einseitige Nonpareille-Zeile oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht. Annahme der Anzeigen in allen Annoncen-

Bureaux, sowie in den Expeditionen der Illustrierten Frauen-Zeitung in Berlin W., Potsdamer Straße 38 und in Wien I., Drexelgasse 3. Inzerenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugehändelt, so lange der Interaktions-Kauftrag dauert.

35. Wenige Stunden nach Eingang einer genau passenden

### Probetaille

und vorderen Rocklänge werden **gutsitzende schwarze Costüme der neuesten Façon aus soliden Stoffen von 30-150 Mark** (von 1 zu 1 Mark steigend) auf die Post gegeben. — Die unterzeichnete Firma übernimmt für gutes Sitzen und **pünktliche Lieferung die weitgehendste Garantie.**

**Grösste Auswahl sämtlicher Trauerartikel in Otto Weber's Trauer-Magazin, Berlin W., Mohrenstr. 35.**  
Amtstrachten für Richter und Prediger-Talare.

35. Junge Damen, welche sich zur Ausbildung resp. Erwerbung einer Branche hier aufhalten müssen, finden stets freundliche und solide Pension von 40 Mark an, auch halbe Pension. Empfehlungen stehen zur Seite. Näheres Frau **J. Voigt, Berlin, SO, Trauerstraße 38, 80.**

## Weltberühmt

als meine so beliebten, unerreichten **Sechund-Portemonnaies** m. Sicherheitskloß, D. R.-Pat. Nr. 43601, für Herren und Damen à Stück 3 Mk. und 20 Bfg. für Franco-Vulvening.



hochlegant u. wirklich dauerhaft aus einem Stück echtem Sechundleder gefertigt, mit feinsten Gold u. Papiereisen für Gold u. Papiereisen. Bei Nichtconveniens Zurücknahme. Nur allein zu beziehen von

**Albert Rosenhain, Berlin SW, Lederaaren-Fabrik u. Verlags-Geschäft, Müller, Pracht-Katalog gratis und franco.**

Gelacht wird für eine größere Teppich-Fabrik eine **Dame** geübten Alters mit hervorragendem Geschmack, die Farben-Compositionen selbstständig treffen kann. Repräsentation nicht erforderlich, dagegen Ordnungsgeliebe und energisches Handeln. Bei dauernder Stellung hohes Salair. Offerten unter **J. L. 8310** an Rudolf Mosse, Berlin SW, erbeten.



# J. A. Heese

Königlicher Hoflieferant  
Seidenwaaren-Fabrik, Mode- und Manufacturwaaren etc.

(Telephon 1100.) Berlin. Leipziger Strasse 87. SW. Berlin. (Telephon 1100.)

## Schwarze Reinwollene Robenstoffe.

**Cachemire**, 104/105 cm br., à Meter M. 1.40—1.60—1.90—2.25—2.50.  
**Cachemire**, 108/110 cm br., à Meter M. 1.65—1.75—2—2.25 bis 3.50.  
**Cachemire double**, 108/110 cm br., à Meter M. 2.25—2.50—2.75 bis 4.25.  
**Cachemirienne**, 118/120 cm br., à Meter M. 3.50—4—4.25—4.50 bis 7.  
**Zephora**, 100 cm br., à Meter M. 1.40—1.60.  
**Zephora**, 108—110 cm br., à Meter M. 1.75—1.90.  
**Croisé laine**, à Meter M. 1.55—2.  
**Croisé foulé**, 104/105 cm br., à Meter M. 1.40—1.65—1.90—2.25—2.50.  
**Cachemire foulé**, 108/110 cm br., à Meter M. 2.75—3—3.50—4.  
**Voile**, 104/105 cm br., à Meter M. 1.80—2—2.25—2.50—3—3.25.  
**Fantasie laine rayé**, 104/105 cm br., à Meter M. 2—2.25—2.50—2.75.  
**Cheviot anglais**, 104/105 cm br., à Meter M. 1.75—2.25—2.60—3.  
**Armure laine**, 104/105 cm br., à Meter M. 1.90—2.25.  
**Piqué laine**, 104/105 cm br., à Meter M. 2.25—2.40—3.25.  
**Satin laine rayé**, 104/105 cm br., à Meter M. 2.40—2.75.  
**Rips long**, 104/105 cm br., à Meter M. 2.50—2.75—3.25—3.50.

**Crépe jacquard**, 104/105 cm br., à Meter M. 2.50.  
**Crépe travers**, 104/105 cm br., à Meter M. 2.50—2.60—3.  
**Cachemire des Indes**, 108/110 cm br., à Meter M. 2.00—2.60—2.75—3—3.25—3.50.  
**Triet Diagonal**, 108/110 cm br., à Meter M. 3.50.  
**Fantasie laine broché**, 104/105 cm br., à Meter M. 3.75.  
**Drap Foulé**, 108/110 cm br., à Meter M. 3—3.50—3.75—4—4.25—4.60.  
**Drap Amazone**, 128/130 cm br., à Meter M. 5.25—5.75.  
**Armure laine rayé**, 104/105 cm br., à Meter M. 4.25, dazu als Composé: **Armure laine uni**, 104/105 cm br., à Meter M. 2.50.  
**Serge laine**, 104/105 cm br., mit 8 cm br. à jour-Tresse, à Meter M. 5.25, dazu als Composé: **Serge laine uni**, 104/105 cm br., à Meter M. 2.75.  
**Serge laine**, 104/105 cm br., mit 6 cm br. gestickter Tresse, à Meter M. 5.25, dazu als Composé: **Serge laine uni**, 104/105 cm br., à Meter M. 2.75.  
**Paterne**, Fantasie-Gewebe mit Atlas-Streifen, 104/105 cm br., à Meter M. 6. Dazu als Composé: **Uni**, 104/105 cm br., à Meter M. 3.60.  
**Catilina**, Gewebe aus Wolle und Seide mit 2 cm br. Atlas-Streifen, 54/55 cm br., à Meter M. 8.50. Dazu als Composé: **Uni**, 54/55 cm br., à Meter M. 7.00.

Eingang von Neuheiten für die Frühjahr- und Sommer-Saison.

Proben und Modebilder gratis und postfrei. Portofreie Zusendung von Aufträgen über 20 Mark.

## Lieferung X der Mustersammlung von Holzschnitten

aus englischen, nordamerikanischen, französischen und deutschen Blättern.

Preis 3 M.

Die Ausgabe dieser letzten Lieferung hat sich dadurch um geraume Zeit verzögert, dass in dieselbe die preisgekrönten und eine Anzahl anderer hervorragender Blätter aus der Preis-Concurrenz der Illustrierten Frauen-Zeitung Aufnahme finden sollten und die letzten derselben erst jetzt im Schnitt fertig wurden, nachdem die Originale längere Zeit in zehn Städten Deutschlands und Oesterreichs ausgestellt waren.

Wir haben zugleich für das complete Werk eine elegante

### Sammelmappe

in englischer Leinwand mit Gold- und Rothdruck zum Preise von 3 M. 75 Pf. herstellen lassen.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Berlin, Januar 1888.

Die Verlagshandlung von Franz Lipperheide.

**OTTO HERZ & Co's**  
**SCHUHE UND STIEFEL**  
 SIND ALLE MIT DIESER SCHUTZMARKE VERSEHEN  
**FRANKFURT a. M.**  
 Zu haben in allen besseren Schuhhandlungen des In- und Auslandes.

**Glasmalerei**  
 Imitation, (sogen. Diaphanien)  
 in unübertroffener Farbenwirkung. Zu beziehen in Blättern zum Selbstauflegen auf Glasscheiben; in decorierten Scheiben beliebig. Grössen zum Einsetzen oder als Fenstervorhänger und Hängebilder, d. mehr u. mehr in der Hauptstadt gegen 2 Mk., die bei Bestellung v. 20 Mk. an zurückvergütet werden. Auszüge & Proben gratis. Niederlagen in fast allen grösseren Städten; neue werden errichtet.  
**Grimme & Hempel, Leipzig**  
 Kunst-Druckerei für Plakate Chromos etc.

**BEETHAM'S GLYCERINE AND CUCUMBER.**  
 (Glycerin und Gurke.)  
 Die vollkommenste je hergestellte erweichende Milch zum Erhalten und Verschönern der Haut. Das Präparat verleiht eine sanfte, glatte und weisse Haut sogar im kältesten Wetter.  
 Beseitigt und verhütet vollständig jegliche **Rauhheit, Röthe, Risse, Reizung etc.** und schützt die Haut gegen die Wirkung von Frost, kalten Winden und hartem Wasser weit nachhaltiger, als irgend ein anderes Präparat. Seine Anwendung nach dem Tanzen oder beim Verlassen überhitzter Räume wird überaus angenehm, kühlend und erfrischend befunden werden.  
**M. Beetham & Son, Pharmaceuten, Cheltenham, England.**  
 Agent Paul Heinrich, Prager Str. 12, Dresden.

**CRÈME SIMON**  
 beseitigt in einer Nacht alle Mitesser, Frostbeulen, Lippenrisse, ist unersetzlich gegen **aufgesprungene Haut, rothe Hände, Gesichtsröthe** und macht die Haut blendend weiss, kniefest und parfümiert sie. Dieses unvergleichliche Product wird von den berühmtesten Aerzten in Paris empfohlen und von der eleganten Damenwelt allgemein angewandt.  
**J. SIMON, 36, Provence, PARIS.** in allen Apothek. u. Parf. u.

**Englische Tüll-Gardinen**  
 direct ab Fabrik: **Pilz & Kohl, Auerbach i. Sachs.**  
 Collection frei an Jedermann. — Abgabe jeden beliebigen Masses.  
 Besorgung von **echten Teppichen, echten Bezügen, Decken**  
 aus der in unserer Nähe befindlichen Fabrik.  
**Antwerpen 1885 mit dem höchsten Preise ausgezeichnet.**

Vollständige Einrichtungen und einzelne Utensilien für Oel-, Aquarell-, Porzellan-, Pastell-, Gouache-, Majolika-, Bronze- u. Chrommalerei. Staffeleien, Malleinwand, Pinsel, Firnisse, Neueste Malvorlagen in Blumen, Vögeln u. Landschaften. **Holzbrandapparate, Gummiknetmasse.**  
**Keltz & Meiners, Berlin W, Leipziger Strasse 10**  
 en gros **Kunst-Materialien-Magazin en detail.**  
 Holz- und Terracotta-Gegenstände zum Bemalen. **Bronzeleinwand** in Gold-, Silber-, Kupfer- u. Grünbronze für Ofenschirme (Paravents), Wandteller etc. **Zeichenmaterialien.** Skizzenbücher, Reisszeuge, Zeichenvorlagen. Holz- und Lederschnitt-Apparate.  
 Unsere neue illustrierte Preisliste ist erschienen und steht gratis und franco zu Diensten.

Von ersten medicinischen Autoritäten empfohlen. Absolut ungefährlich!  
**Ichthyol-Watte** wirkt blutstillend und schmerzlindernd bei blutenden Verletzungen, schnitt- und Quetschwunden; erzielt rasche Heilung bei Verlorenungen und rheumatischen Schmerzen.  
**Ichthyol-Seife** wirkt sicher und schmerzlos bei leichten Hautausschlägen, Flechten, Hautjucken, Unreinigkeit der Haut, spröden Händen, Frost und dergl.  
**Ichthyol-Pflaster** gilt allgemein als bestes u. wirksamstes Wundpflaster.  
 In Original-Packungen, welche obige Handelsmarke tragen, durch die Apotheken und Special-Geschäfte zu beziehen.  
**Ichthyol-Gesellschaft Cordes Hermanni & Co., Hamburg.**  
 P. S. Wegen Anwendung unserer sonstigen Ichthyol-Präparate bei **Rheumatismen, Hautkrankheiten, Entzündungen aller Art** wende man sich an die Herren Aerzte. — Wissenschaftliche Abhandlungen stehen auf Anfordern gratis und franco zur Verfügung. D. O.

Prämiert Brüssel 1876. Stuttgart 1881. Porto Alegre 1881. Wien 1883.  
**Burk's Arznei-Weine.**  
 In Flaschen à ca. 100 Gr. 360 „ 700 „  
 Gleiche Preise in ganz Deutsch-land.  
 Mit edlen Weinen bereitet, Appetit erregende, allgemein kräftigende, nervenstärkende und blutbildende diätetische Präparate.  
 Von vielen Aerzten empfohlen:  
**Burk's Pepsin-Wein (Essenz),** Verdauungsfähigkeit. In Flaschen à M. 1.—, M. 2.— u. M. 4.50.  
**Burk's China-Malvasier,** Ein delikates Tonicum. In Flaschen à M. 1.—, M. 1.80 u. M. 4.—.  
**Burk's Eisen-China-Wein,** wohlgeschmeckend u. leichtverdaulich. In Flaschen à M. 1.—, M. 2.— u. M. 4.50.  
 — Zu beziehen durch die Apotheken. —  
 Dépôts in: Berlin: Lucas's Apotheke; Breslau: Adlerapotheke; Dresden: Mohrenapotheke; Elberfeld: Apoth. Jacobi; Frankfurt a. M.: Einhornapotheke; Leipzig: Engelapotheke; Lübeck: Sonnenapotheke; Königsberg i. Pr.: Apoth. A. Kahle; Magdeburg: Hofapotheke; München: Rosenapotheke; Stettin: Pelikanapotheke; Wiesbaden: Dr. Lade; Hamburg: Otto Burk, Neue Burg 3, En-gros u. Export; Wien: Ap. s. schw. Bären, I. Lugock 3.  
 Man verl. ausdrückl. „Burk's Pepsin-Wein“, „Burk's China-Malvasier“ etc.

**CACAO-VERO,**  
 entölt, leicht löslicher Cacao.  
 Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochendem Wassers ergibt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.  
 Preis per 1/2 1/4 1/2 1/4 = Pfd.-Dose 850 300 150 75 Pfennige.  
**HARTWIG & VOGEL Dresden**  
 Zu haben in den meisten Colonial-, Delikatess- u. Drogeriegeschäften.

Die besten Gesichtspuder sind **Leichners Fettpuder** und **Leichners Hermelin-Fettpuder.**  
 Diese berühmten Fabrikate werden in den höchsten Kreisen und von den ersten Künstlerinnen mit Vorliebe angewendet; sie geben dem Gesichte ein jugendliches blühendes Aussehen. — Zu haben in der Fabrik Berlin, Schützenstrasse 31, und in allen Parfümerien. Nur echt in verschlossenen Dosen, auf deren Boden Firma und Schutzmarke eingepreßt ist.  
**L. Leichner, Berlin,** Parfüm. Chemik. K. b. Hoftheat.-L.f.

**REINWOLL. CACHEMIRE**  
 in unübertroffenem Schwarz und mit sammtartigem Stoff  
 Doppeltbreite 108 Centimeter gegen baas oder Nadnahme. Spezialität:  
 Schwarze Neuheiten!  
 1 Mark das Meter und höher. Probenfrei!  
**Geschäftshaus für DAMEN-MODEN**  
**AUG. POLICH. LEIPZIG.**

Der feine Bade-Einrichtung hat, sollte sich einen Weyl'schen bequamen Badestuhl kaufen. Solchen Badestuhl kann sich Jeder kaufen, da man den Betrag durch monatliche oder vierteljährliche Ratenzahlungen bezahlen kann. Jedemfalls sollte sich Jeder, der sich seine Gesundheit erhalten will, die Beschaffung über den Einfluss des Bades auf den Gesundheitszustand gratis kommen lassen.  
**L. Weyl,**  
 Berlin W, 8, Leipziger Str. 41.  
 Beste Fabrik heizbarer Badestühle. Bisher sind ca. 9000 Weyl'sche Badestühle im Gebrauch.  
 Der Nachahmung wird gewarnt.

**Haasenstein & Vogler**  
 Annoncen-Expedition  
 Berlin: jetzt nur: Leipziger Str. 48, I. Concerthaus.

Zur Erleichterung haltbarer Speisen und Schlangengiften, sowie Bellenfäden (ohne Brennen) empfehle mein **Kräuselöl.**  
 Versandt in 1/2 l. u. 2 l. Verpackung 25 Pf.  
 Alma verw. Meischner, Dresden, Zerkreitt. 4.

**SERKYS D'ASIE** THEE DER SULTANINNEN  
 den Kräfte. Dieses ausgezeichnete Getränk ist das angenehmste für Feinschmecker und schwache Magen, erleichtert die Verdauung, reguliert das Blutumlauf, verhindert das Festsetzen der Galle und verhütet alle Hautkrankheiten — Sechs Monate genügen um den Körper zu kräftigen, den Teint zu reinigen und zu erfrischen. Die Infusion des SERKYS ist allen TOILETTE-WASSERN überlegen (12 Jahre Erfolg in Europa). Man vermeide die Nachahmungen! Allein echter SERKYS bei D. de GARDAREINS, 1-mandat fr. 25 u. fr. 8.75. 6. r. de la Paix, Paris.





Fischerfrau aus Scheveningen, Holland.  
Nach einer Zeichnung von Felix Cogen.

Blätter für Kostümkunde. Neue Folge. 225. Blatt.

Unter den Dörfern an der nördlichen Küste von Niederland ist Scheveningen ohne Zweifel das bedeutendste, sowohl nach seiner Bevölkerung, als auch wegen seiner materiellen Lage. Die Bevölkerung beschäftigt sich ausschließlich mit Fischfang. Unser Bild stellt eine Fischerfrau im Arbeitskleide dar. Ihre Kopfbedeckung besteht aus einer Haube von leichtem weissen Stoff, unter welcher sich eine breite silberne oder Messing-Spange befindet. Darin ist dieselbe mit zwei Häkchen versehen, an welchen die Haube befestigt wird. Der ziem-

lich große Hut ist aus grobem Stroh geflochten und mit geblühtem Stoff gefüttert. Das Kleid besteht meist aus leicht geblühtem Kattun, doch sieht man auch schwarze Röcke und eben solche Schürzen. Am die Hüften ist ein gewürfeltes Tuch geschlungen, welches dazu dient, das Kleid vor dem Wasser zu schützen, welches der Korb durchläßt, sobald er mit Fischen gefüllt, auf dem Kopfe getragen wird. Als Fußbekleidung dienen gewöhnlich weisse Holzschuhe, leberne nur außer der Arbeit.

35. **Probetaille** 35.  
Wenige Stunden nach Eingang einer genau passenden und vordere Rocklänge werden **gutsitzende schwarze Costüme der neuesten Façon aus soliden Stoffen von 30-150 Mark** (von 1 zu 1 Mark steigend) auf die Post gegeben. — Die unterzeichnete Firma übernimmt für gutes Sitzen und **pünktliche Lieferung die weitgehendste Garantie.**  
**Grösste Auswahl sämtlicher Trauerartikel in Otto Weber's Trauer-Magazin, Berlin W. Mohrenstr. 35.**  
Amtstrachten für Richter und Prediger-Talare.

35. **Garantie-Seidenstoffe** 35.  
Fabrikmarke. **der Seidenwaarenfabrik von: von Elten & Keussen, Crefeld**  
direkt aus der Fabrik also aus erster Hand zu beziehen.  
In beliebigem Meter-Maass zu Fabrikpreisen:  
Garantirt solide schwarze Seidenstoffe, weisse und Crème Seidenstoffe, schwarz und weiss carrirte und gestreifte Seidenstoffe, Kohalidenstoffe für Waschkleider, schwarze Sammete und Peluche etc. etc.  
Man schreibe wegen Zusendung der reichh. Mustercollektion.  
Gegründet 1873.

Geschäftshaus für Damenmoden  
**Clug. Polich, Leipzig.**  
versendet an Private:  
Die reizendsten Neuheiten in eleganten Wasdstoffen und englischen Zephyrs in unendlicher Musterauswahl  
Das Eleganteste in modernen Damen-Kleiderstoffen zu den billigsten Preisen ohne jed. Aufschlag für Mode  
Die grössten Neuheiten in schwarzen wollenen Kleiderstoffen von den einfachsten bis zu den elegantesten  
**Proben und Kataloge postfrei!**

Nur 80 Pf. p. Quartal.  
**Die Musik-Zeitung IX.**  
Aufgabe 51 000. Jahrgang  
ist kein strenges Fachorgan, vielmehr das billigste, reichhaltigste, originellste Illustr. Familienblatt. Sie bringt Biographien, Partrats, Novellen, Humoresken, belehrende Aufsätze etc., ferner als Gratis-Belagen: 1) gefällige Klavierstücke, Lieder, Violinstücke; 2) Musiker-Lexik.; 3) Illustr. Musikgeschichte. Man abonniert bei allen Postanstalten, Buch- u. Musikalienhdlg. Probo-Nr. u. Prospekte gratis durch die letzteren oder direkt vom Verleger der **Neuen Musik-Zeitung Carl Grüniger in Stuttgart.**

**Anleitung und Vorlagen**  
i. **Kerb- od. Crystalschnitzerei** in Nr. 7-12 (1887) von **Der Dilettant,**  
Musterblätter f. Laubsäge, Schnitz-, Einlege-Arb. u. verwandte Kunstarbeiten mit einf. Text, pro Halbjahr, 6 Nummern mit 12 Originalbeispielen Nr. 2.  
Probenummern gratis und franco.  
**May & Widmann's Verlag in München.**  
Verlag von **Edward Treubner** in Dresden.  
Sobald erschienen:  
**Neue Seifmittel für Nerven**  
von **Dr. S. N. von Ruhbaum**  
Scheidmatt und Pfeiffer in München.  
Preis: 60 Pfennig.  
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

**Anzeigen**  
sollte solche nicht als für die Illustrierte Frauen-Zeitung ungeeignet von uns angelesen werden sollten, finden in dem Preise von 1 Mark für die einpaltige Nonpareille-Zeile oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht. Annahme der Anzeigen in allen Annoncen-Bureaux, sowie in den Expeditionen der Illustrierten Frauen-Zeitung in Berlin W. Potsdamer Strasse 38, und in Wien I. Obergasse 3.  
Inserenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugesandt, so lange der Inserations-Auftrag dauert.

## Schwarze Seidenstoffe

ca. 180 verschiedene Qualitäten — direct an Private — ohne Zwischenhändler:

<b>Schwarzseidene Marcellines und Taffete</b> (ganz Seide) — 11 Qual. Von Frs. 1.45 od. Mk. 1.20 od. 75 kr. bis Frs. 6.80 od. M. 5.45 od. fl. 3.40 per metre.	<b>Schwarze Damaste</b> (ganz Seide) — 8 Qual. Von Frs. 3.45 od. Mk. 2.75 od. fl. 1.70 bis Frs. 12.80 od. Mk. 10.25 od. fl. 6.40.
<b>Schwarzseidene Ripse</b> (ganz Seide) — 15 Qual. Von Frs. 3.05 od. Mk. 2.45 od. fl. 1.55 bis Frs. 14.80 od. Mk. 11.85 od. fl. 7.40 per metre.	<b>Schwarze halbseidene Atfasse</b> — 9 Qual. Von Frs. 1.55 od. Mk. 1.25 od. 75 kr. bis Frs. 7.45 od. Mk. 5.95 od. fl. 3.70 per metre.
<b>Schwarze Peau de soie</b> (ganz Seide) — 10 Qual. Von Frs. 4.80 od. Mk. 3.85 od. fl. 2.40 bis Frs. 14.80 od. Mk. 11.85 od. fl. 7.40 per metre.	<b>Schwarze Satins Duchesse</b> (ganz Seide) — 12 Qual. Von Frs. 4.45 od. Mk. 3.35 od. fl. 2.20 bis Frs. 15.50 od. Mk. 12.40 od. fl. 7.75 per metre.
<b>Schwarze Satins Luxor</b> (ohne Rückseite) (ganz Seide) — 10 Qual. Von Frs. 5.35 od. Mk. 4.30 od. fl. 2.65 bis Frs. 16.50 od. Mk. 13.20 od. fl. 8.25 per metre.	<b>Schwarze Satins merveilleux</b> (ganz Seide) — 12 Qual. Von Frs. 1.95 od. Mk. 1.55 od. fl. 1.— bis Frs. 12.25 od. Mk. 9.80 od. fl. 6.10 per metre.
<b>Schwarze seidene Mascotte</b> (ganz Seide) — 5 Qual. Von Frs. 7.35 od. Mk. 5.90 od. fl. 3.65 bis Frs. 12.80 od. Mk. 10.25 od. fl. 6.40 per metre.	<b>Schwarze seidene Moire Française</b> — 9 Qual. Von Frs. 1.95 od. Mk. 1.55 od. fl. 1.— bis Frs. 12.90 od. Mk. 10.30 od. fl. 6.45 per metre.
<b>Schwarzseidene „Faille Française“</b> (ganz Seide) — 10 Qual. Von Frs. 4.35 od. Mk. 3.45 od. fl. 2.20 bis Frs. 14.50 od. Mk. 11.60 od. fl. 7.25 per metre.	<b>Schwarze seidene Moire antique</b> — 8 Qual. Von Frs. 1.95 od. Mk. 1.55 od. fl. 1.— bis Frs. 12.80 od. Mk. 10.25 od. fl. 6.40 per metre.
<b>Schwarzseidene Surahs</b> (ganz Seide) — 9 Qual. Von Frs. 2.80 od. Mk. 2.25 od. fl. 1.40 bis Frs. 11.65 od. Mk. 9.30 od. fl. 5.80 per metre.	<b>Schwarze seidene Sicillienne 60 und 130 cm br.</b> — 12 Qual. Von Frs. 7.25 od. Mk. 5.80 od. fl. 3.65 bis Frs. 39.50 od. Mk. 31.60 od. fl. 19.75 per metre.
<b>Schwarze glatte und gemusterte Seiden-Grenadines</b> — 10 Qual. Von Frs. 2.— od. Mk. 1.55 od. fl. 1.— bis Frs. 10.80 od. Mk. 8.65 od. fl. 5.40 per metre.	<b>Henneberg's „Monopol-Seide“</b> (ganz Seide) — 12 Qual. nur direct und nur echt, wann auf jedem metre eingedruckt ist: Von Frs. 6.15 od. Mk. 4.90 od. fl. 3.05 bis Frs. 22.80 od. Mk. 18.25 od. fl. 11.40 per metre.
<b>Schwarze seidene Rhadamès</b> (ganz Seide) — 8 Qual. Von Frs. 3.30 od. Mk. 2.65 od. fl. 1.65 bis Frs. 12.80 od. Mk. 10.25 od. fl. 6.40 per metre.	

porto- und zollfrei in's Haus geliefert ohne irgend welche Nachzahlung nach Deutschland und Oesterreich-Ungarn. — Muster umgehend.  
Briefe nach der Schweiz kosten 20 Pf. od. 10 kr. Porto.

**G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik-Dépôt in Zürich (Schweiz).**  
Eigene Speditionshäuser für Deutschland: in Lindau im Bodensee, — für Oesterreich-Ungarn: in Bregenz am Bodensee.









Deutscher Edelmänn.  
Zweites Drittel des 16. Jahrhunderts.  
Nach einer Zeichnung von Carl Spießler.

Blätter für Kostümkunde. Neue Folge. 226. Blatt.

Vorliegendes Bild ist der Ahnengallerie einer kärnthner Adelsfamilie entnommen. Das Original desselben hat sich augenscheinlich sehr gepuht. Das hohe, schwarze Sammetbarett ist in der Form unserer Cylinderhüten ähnlich und an der rechten Seite durch eine Kofette geschmückt. Das kurzgeschchnittene Haar und der Knebelbart passen zu der mit zierlichen Spitzen eingefassten Halskrause, während der Schnurrbart fest und etwas stückerhaft aufgewirbelt ist. Das Unterkleid ist von rother Seide und wird bis auf die freibleibenden Kermel von dem enganliegenden, vorn zugespitzten Wammis bedeckt. Die ganze Vorderseite, besonders die vorkstehende untere Spitze des Wammis ist stark ausmattirt, wodurch das Ganze eine fast zweifelhörige Gestalt

bekommt, die nur durch schmale Schoß- und Achselklappen unterbrochen wird. Die Grundfarbe des seidenen Wammis ist licht gelb und die in gleichen Abständen horizontal aufgenähten, leicht gefächerten Besatzstreifen sind abwechselnd roth und blaugrün; ebenso sind die Achsel- und Schoßklappen, aber in entgegengesetzter Richtung, mit Streifen in gleicher Farbe bemalt. Der schwarze Radmantel ist von Sammet, mit Seide gefüttert und von den Achseln herab mit einer Reihe hoher goldener Knöpfe geziert. Die ganz kurzen, mattirten, wulstigen Oberbeinkleider (trousses oder tonneaux) sind regelmäßig gefächelt. Darunter zeigt unser Bild anschließende, blaugrüne seidene Kniehosen. Die Schuhe sind von feinem schwarzem Leder.

35. Wenige Stunden nach Eingang einer genau passenden

## Probetaille

und vordere Rocklänge werden **gutsitzende schwarze Costüme der neuesten Façon aus soliden Stoffen von 30-150 Mark** (von 1 zu 1 Mark steigend) auf die Post gegeben. — Die autorisierte Firma übernimmt für gutes Sitzen und **pünktliche Lieferung die weitgehendste Garantie.**

**Grösste Auswahl sämtlicher Trauerartikel in Otto Weber's Trauer-Magazin, Berlin W. Mohrenstr. 35.**  
Amtstrachten für Richter und Prediger-Talare.

35.

= Special-Geschäft für Damen-Kleiderstoffe =

## GUSTAV CORDS

Berlin,  
36, Leipziger Strasse 36  
Ecke Charlottenstrasse

beehrt sich hierdurch anzuzeigen, dass seine reichhaltige Auswahl der **Frühjahr- und Sommer-Damen-Kleiderstoffe** fortwährend durch neue Eingänge der modernsten **schwarzen und farbigen Seidenstoffe schwarzen und einfarbigen wollenen Stoffe gemusterten wollenen Fantasie-Stoffe und bedruckten und gewebten Waschstoffe** vervollständigt und den grössten Anforderungen entsprechend sortirt gehalten wird.

**Proben, Modebilder und alle Aufträge von 20 Mark an franco.**

Die grossen Läger meiner Damen-Kleiderstoffe sind stets auf das Reichhaltigste sortirt, und empfiehlt es sich, bei Probe-Bestellungen die Art und den annähernden Preis der gewünschten Stoffe gefälligst anzugeben.

## BEETHAM'S GLYCERINE AND CUCUMBER.

(Glycerin und Gurke.)  
Die vollkommenste je hergestellte erweichende Milch zum Erhalten u. Verschönern der Haut. Das Präparat verleiht eine **sanfte, glatte und weisse Haut** sogar im kältesten Wetter. Beseitigt und verhindert vollständig jegliche **Rauhheit, Röthe, Risse, Reizung etc.** und schützt die Haut gegen die Wirkung von **Frost, kalten Winden und hartem Wasser** weit nachhaltiger, als irgend ein anderes Präparat. Seine Anwendung nach dem Tanzen oder beim Verlassen überhitzter Räume wird überaus angenehm, kühlend und erfrischend befunden werden.

**M. Beetham & Son, Pharmaceuten, Cheltenham, England.**  
Agent Paul Heinrich, Prager Str. 12, Dresden.  
Agenten f. d. Engros-Verkauf für Deutschland: **Richter, Ischschner & Co., 2 Neue Gröninger Strasse, Hamburg.**

## Bade- u. Doucheapparate, Badestühle, für Dampf- u. einfache Bäder.

Badewannen in allen Grössen, Sitz-, Fuss- und Abreibewannen  
**Zimmer-Closets, Bidets, Waschtische, Eisschränke etc.** in bekannter solider Ausführung und eleganter Ausstattung.

Preislisten kostenfrei.

**Zeppernick & Hartz, Berlin SW, Lindenstr. 15, Hof.**

**Anzeigen,**

falls solche nicht als für die Illustrierte Frauen-Zeitung ungeeignet von uns angesehen werden sollten, finden zu dem Preise von 1 Mark für die einseitige Reklamirung eine Stelle oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht. Annahme der Anzeigen in allen Anzeigen-Büreaux, sowie in den Expeditionen der Illustrierten Frauen-Zeitung in Berlin W. Postbureau Strafe 38, und in Wien I. Obergasse 3. Inserenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugesandt, so lange der Inserations-Kontract dauert.

## Farbige Seidenstoffe

ca. 2500 verschiedene Farben und Dessins — direct an Private — ohne Zwischenhändler:

- Farbig seidene Taffete und Ripse** (ca. 200 versch. Farben)  
Von Frs. 2.10 od. Mk. 2.45 od. fl. 1.55 bis Frs. 10.80 od. Mk. 8.65 od. fl. 5.40 per metre.
- Farbig seidene „Failles Françaises“** (ca. 150 versch. Farben)  
Von Frs. 5.65 od. Mk. 4.50 od. fl. 2.50 bis Frs. 9.85 od. Mk. 7.90 od. fl. 4.90 per metre.
- Farbige Seiden-Atlasse und Satin-Duchesse** (ca. 190 versch. Farben)  
Von Frs. 2.20 od. Mk. 1.75 od. fl. 1.10 bis Frs. 11.80 od. Mk. 9.45 od. fl. 5.90 per metre.
- Farbige seidene Surahs** (ca. 180 versch. Farben)  
Von Frs. 2.45 od. Mk. 1.95 od. fl. 1.25 bis Frs. 6.80 od. Mk. 5.45 od. fl. 3.40 per metre.
- Farbig seidene Satins merveilleux** (ca. 300 versch. Farben)  
Von Frs. 2.45 od. Mk. 1.95 od. fl. 1.25 bis Frs. 7.35 od. Mk. 5.90 od. fl. 3.65 per metre.
- Farbige Satins merveilleux und Taffete-Changeant** (ca. 130 versch. Disp.)  
Von Frs. 2.45 od. Mk. 1.95 od. fl. 1.25 bis Frs. 4.85 od. Mk. 3.90 od. fl. 2.40 per metre.
- Farbige Seiden-Moire antique und française** (ca. 60 versch. Farben)  
Von Frs. 3.30 od. Mk. 2.65 od. fl. 1.65 bis Frs. 9.80 od. Mk. 7.80 od. fl. 4.90 per metre.
- Farbige Atlasse und Taffete für Steppdecken** (ca. 30 versch. Farben)  
Von Frs. 2.90 od. Mk. 2.35 od. fl. 1.45 bis Frs. 18.65 od. Mk. 14.90 od. fl. 9.30 per metre.
- Farbige seidene Fahnenstoffe 125 cm br.** (ca. 20 versch. Farben)  
Frs. 14.80 od. Mk. 11.85 od. fl. 7.40 und Frs. 18.65 od. Mk. 14.90 od. fl. 9.30 per metre.

porto- und zollfrei in's Haus geliefert ohne irgend welche Nachzahlung nach Deutschland und Oesterreich-Ungarn. — Muster umgehend.  
Briefe nach der Schweiz kosten 20 Pf. od. 10 kr. Porto.

**G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik-Dépôt in Zürich (Schweiz).**  
Eigene Speditionshäuser für Deutschland: in Lindau im Bodensee, — für Oesterreich-Ungarn: in Bregenz am Bodensee.



# J. A. Heese



**Königlicher Hoflieferant**  
Seidenwaaren-Fabrik, Mode- und Manufacturwaaren etc.  
Berlin. Leipziger Strasse 87. SW. Berlin.  
Telephon 1100. empfiehlt Telephon 1100.

**Schwarze ganzwollene halbklare Fantasie-Stoffe.**  
Mousseline, Crêpe, Zephora, Voile, Wollen-Batiste, Crêpe Virginie, Etamine-Stoffe in glatt, gestreift, Wolle und Seide.

**Schwarze ganzwollene klare Fantasie-Stoffe.**  
Reiche Auswahl neuester Muster in kleinen Sieb-Geweben und eleganten Streifen.

**Spitzenstoffe** in kleinen Fantasie-Mustern, gestreift und mit Bordüren.  
**Schwarze seidene u. halbseidene klare Stoffe, Grenadine, glatt, façonnirt, damassirt, carrirt u. mit seideneu und Sammetstreifen sowie mit Perlen.**

**Gestickte Roben** auf Batist, Zephir und Seidengaze in schwarz mit schwarz u. schwarz mit weiss:

in Volants von 100—120 cm hoch und 400—450 cm breit, in den Preisen von 18, 20, 24, 30 etc. bis 300 Mark.

Sonnen- und Regenschirme, En-tout-cas, sowie Promenaden-Fächer in grösster Auswahl.

Saison-Preislisten, Modebilder u. Proben gratis.  
Franco-Zusendung der Aufträge von 20 Mk. an.

**M. Polich, Leipzig**

KATALOGE UND PROBEN FREI

versendet an Privat die reizendsten Neuheiten in edelster Waschstoffen und englischen Zephira in unendlicher Muster-Auswahl.

Man verlange Proben!



**Grünfelds Haus-Leinen und Grünfelds Gebild-Waaren**

(Tischzeuge und Handtücher) haben sich ihren Welt-ruf dadurch erworben, dass zu ihrer Herstellung nur die besten Garn-Gespinnste verwendet werden, wodurch die vorzügliche Haltbarkeit erreicht wird. — Möge Jeder, der Werth auf diese Vorzüge legt, sich Proben oder Preis-Liste kommen lassen von der **Leinen- und Gebild-Weberei**

**F. V. Grünfeld, Landeshut in Schlesien,**  
Königl. Preussischer, Königl. Bayerischer, Königl. Rumänischer und Grossherzoglich Mecklenburgischer Hoflieferant.  
**Zwölf Mal prämiirt:**  
mit goldenen, silbernen, bronzenen und Staats-Medallien.

**Englische Tüll-Gardinen**  
direct ab Fabrik: **Pilz & Kohl, Auerbach i. Sachs.**  
Collection frei an Jedermann. — Abgabe jeden beliebigen Masses.  
Besorgung von **echten Teppichen, echten Bezügen, Decken** aus der in unserer Nähe befindlichen Fabrik.  
**Antwerpen 1885 mit dem höchsten Preise ausgezeichnet.**

**Seidenw.:** schwarze und farbige Stoffe, Peluches, Sammete, Moirées, Merveilleux, Atlas  
**Fabrik-Niederlage:** Neue Grünstrasse 201, Berlin

**Seiden-Teppichweberei A. Hermann,**  
kgl. Hoflieferant, Augsburg,  
empfiehlt sich zur Anfertigung von Bett-, Tisch-, Reise-, Chaise-longues-Decken Gardinen etc. etc. sowie Kleiderstoffen und Strick-garnen aus Seiden- und Wollenzug

**Erste Preis-Medallien, sowie höchste Anerkennungen** zur Seide, Seiden- und Wollenzug werden zum Zupfen billigst angenommen.

Glacé, Dänische, Seldene  
**Handschuhe**  
Billigste Preise. Preisliste frei.  
**R. Rudolf, Handschuhfabrik**  
Altenburg S.-A.



Selbstgeherbste en garantirt reinen  
**Roth-Wein** à Liter 90 Pf.  
Weisswein à Liter 60 u. 80 Pf.  
Probefasschen von 3 Liter geg. Nachnahme  
Fritz Ritter, Weinbergstr., Kreuznach/Rh.

**Wein** weiss u. 50, rot u. 60 Pf. v. 21. od. 22. an, s. v. d. Feinden, la. Champe. v. 1.70, 3.00, 4.00, v. 2.70 an versollt. Wenn v. Blau, frachtfrei. Garantie.  
Fry. Gaulein, Oppenheim a. d. R.

In allen Buchhandlungen vorrätig!

**Friedrich**  
Deutscher Kaiser und König von Preußen.  
Ein Lebensbild  
von  
**Ludwig Ziemssen.**

Mit Illustrationen von Georg Bleibtreu, W. Camphausen, W. Genz, Eduard Hildebrandt, Hermann Lüders, H. Nestel, B. Plochhorst, A. von Winterhalter u. m. A.  
Vollständig in etwa 10 Lieferungen zu 60 Pf.

Das Buch schildert den Lebensgang des Kaisers von früherer Jugend an auf Grund der besten vorhandenen, zum Theil hier zum ersten Male benutzten Quellen. Es bietet ein Lebensbild, zu dem hingebende Gewissenhaftigkeit und warme Begeisterung die Feder führten, in dem fein charakteristischen Zug verjessen ist, das zugleich aber auch auf andere bedeutsame Persönlichkeiten, wie auf die großen Culturbewegungen die interessantesten Schlaglichter wirft.

Alle acht bis vierzehn Tage eine Lieferung von 16 Quart-Seiten mit Illustrationen und 2 Vollbildern.  
Das ganze Werk wird etwa 90 Illustrationen enthalten, darunter mindestens 20 doppelseitige auf Kupferdruckpapier.  
Lieferung 1 bis 6 sind ausgegeben.  
Die Verlagshandlung von Franz Eipperheide in Berlin.

**Denk's Kreuzstich-Monogramme.**  
II. Aufl. 12 Hefte à 4 Blatt von AA—ZZ.  
3 R. 6. W. — 5 M. — Einzelne Hefte, 23 Monogramme und 1 Krone 30 kr. — 50 Pfg.  
versendet **Hans Denk**, Wien I, Goldschmidgasse 7, sowie alle Buchhandlgn.  
(Verlag: Anton Schroll & Co., Wien.)

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.  
Sobien erziehen:  
Neue  
**Seilmittel für Nerven**  
von Dr. J. N. von Ruhbaum  
Gehirntab und Brechmittel in Blüthen.  
Preis: 60 Pfennig.  
In beziehen durch alle Buchhandlungen.

**Gummi-Arbeit.**  
Rein! Leicht ausführbar! Höchst effectvoll!  
Damenarbeit u. Decoration v. Nachen, Spitzen, Album, Kästen, Schattellern mit plastischen Verzierungen, Imitation v. Nusskiste u. Culvre poll. Korbhüte, Einrichtg. 30, 10 fr. u. 10 Pf.  
**A. Eplinius, Hamburg, Ratibaustr. 8.**  
Kurtmaler 25, 8 p. Rilo, Unter Nr. 1, 50 fr. u. 10 Pf.

**Chemische Wasch-Anstalt**  
Reinigung jeder Art unzertrönter  
**Judlin**  
Herren & Damen Garderobe, Möbelstoffe, Sammet, Gardinen, Spitzen, Teppiche, Pelzsachen, u. a. w.  
Farberei  
Aufträge ausserhalb werden prompt effectuirt und erbitte dieselben direkt an die Fabrik  
Charlottenburg, Lützowstr. 22, zu adressiren.

**Garantie-Seidenstoffe**  
der Seidenwaarenfabrik von:  
**von Elten & Keussen, Crefeld**  
direkt aus der Fabrik also aus erster Hand zu beziehen.  
In beliebigem Meter-Maass zu Fabrikpreisen:  
Garantirt solide schwarze Seidenstoffe, weisse und Crème Seidenstoffe, schwarz und weiss carrirt und gestreifte Seidenstoffe, Rohseidenstoffe für Waschkleider, schwarze Sammete und Peluche etc. etc.  
Man schreibe wegen Zusendung der reichh. Mustercollection.



Gegründet 1873.

**Seidenstoffe** jeder Art in nur garantirt echten soliden Qualitäten, schwarz, weiss und farbig, verendet frei direct an  
**Private zu Fabrikpreisen**  
**Fritz Gugenheim**  
Crefeld.  
Muster frei!

**Gratis und franco**  
reich illustrierte Preislisten über Blumenarbeiten.  
Stets das Neueste und **Geschmackvollste!**  
in Bouquets, Sträußen, Körben, Blumen-Fantasie-artikeln.  
**Höchst interessant!**  
Garantie für rechtzeitiges, freies, unversichertes Eintreffen auf jede Entfernung.

**J. C. Schmidt, Erfurt.**  
Hoflieferant Sr. Maj. des Kaisers und Königs.  
Büscheln, duftende Blumen bringend, 4.50 bis 10 francs, je nach Feinheit der Blumen und Größe. — Telegramm-Adresse: Blumen Schmidt.



**Judlin**  
Imprägnirungs-Anstalt  
zur feuersicheren Imprägnirung von Theater, Holz, Coullissen, Gewebe u. s. w.

**Henel's Schlesisches Leinen**  
aus nur edelsten im Garn gebleichten Fliesen gewebt.  
Garantie für rein Leinen und grösste Haltbarkeit.  
Zu Ausstattungen unentbehrlich.  
Proben u. Preiscurante franco u. gratis.  
Waaren-Versand von M. 20 ab portofrei.  
**Julius Henel vorm. C. Fuchs,**  
k. k. und k. Hoflieferant.  
Gegründet 1780.  
**BRESLAU, am Rathhause 26.**

**Neu! Echtschwarze, echtblaue, echtfarbene, echtolive etc.**  
**Baumwollgarne**  
welche es bish. nicht gab, in jeder Anzahl, Häkelgarne aller Art, u. Stärk. u. dazu pass. Congressstoff, ferner die allerorts gerühmten Strickwollen, reite, anfert. feilbesammgarne 2, 50 und 2, 80 pr. volle. Bld., Kameelhaar-Strumpf u. Hosiery, Rock-u. Decken-Wollen etc. etc. in größt. Anzahl, reite, u. Unterleider, Hoffmanns-Goldeliquett, u. eleg. woll. Sommerkleidern u. andere Arbeiten bemittelt franco: **Paul Hoffmann, Ruhrort a. Rh.**

**Allen Damen**  
empfehlen wir unsere neu erfundene **unsichtbare Stirntouffe** von naturkraus-welligem Haar, sehr kleidsam, zur Schonung der eigenen, sowie z. Decken u. Verstärken bei dünnem Scheitelhaar. Preis M. 6 u. 8, mit langem, welligem Haar M. 10 u. 12.  
Neu! Zöpfe, theilbar zum Selbstfrisiren, für jede Frisur verwendbar, von M. 10—30.  
**Nagel & Barth, Coiffeurs,**  
Berlin, Charlottenstrasse Nr. 58, am Schauspielhaus.

Grösste **Ersparnisse** im Haushalt.  
In Glasöpfen à Mk. 1.50 und 2.50.  
**Bouillon-Extrakte**  
Purum — für reine Kraftbrühe; fines herbes  
Würze und zu Fleischbrühe m. Suppenk. u. Wurzelw.; Trüffel — feinste Saucenwürze.

Höchste **Ehrenpreise** und **Goldene Medallien.**  
Als **Fleischbrühe** jede andere Zugabe unnöthig machend!

**MAGGI**

Als **Würzen** jedes **Fleischextract** übertreffend!  
sowie als Combinationen der besten Hülsenfrüchte mit andern Suppeninlagen

Hergestellt u. d. Protektorat der Schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft u. d. k. k. öst. Gewerbe-Inspektorates.  
Grünerbs mit Grünzoug, Golderbs mit Reis u. a.  
**Feine Suppenmehle**  
Ausgezeichnet durch Wohlgeschmack, leichte Verdaulichkeit und Billigkeit.  
In **Delicatess-, Droguen-, Colonialwaaren-Geschäften.**  
Eingros: Berlin C., Seydelstr. 14, Wien I., Jasmirgasse 6, Paris, 7, Cité de Trévise 7, Jul. Maggi & Co., Komptthal, Schweiz.

**Putz-, Weiß- und Modewaaren.**  
Feine Strohh., Filz- und Anconban-Fabrik.  
Reichhaltige Lager in Strohhüten für Damen, Herren u. Kinder, garnirt u. ungarirt zu anerkannt billigen Preisen. In der Modewaaren-Abtheilung halte permanente Aufstellung feinst. Zubehörsel. Preisverlässe in größter Auswahl.  
**W. H. Pfeil,**  
Friedenstr. 30. Ufer Wagerdenwerth, Berlin.  
An Sonn- u. Festtagen von 2 Uhr geöffnet. Telephon - Amt 8, 6813, Gegründet 1871.



**Soutaches-Garnituren**  
und Besätze in allen Farben und Dessins.  
**Passementieren und Knöpfe.**  
Sämtliche Artikel zur Damenschneiderlei.  
Kleppmaterialien, Möbelposamenten.  
**Gebrüder Schuler Nfg.**  
Berlin W. 61 Markgrafenstrasse 61.

**Patent-Rollschutzwände,**  
unentbehrlich auf Balcons, Veranden, in Restaurationstafelitäten, Salons, Schlaf- und Badezimmern, bereits weitverhört.  
Auch werden empfohlen, als originelle und äußerst adäquate Veranden **Transportable Pavillons** für Erwachsene und Kinder. Gaudien für Velocipede, Roll-Wägen, Heiß, Zug-Faloufen etc. Preislisten gratis.  
**Dauids & Co., Hannover.**  
Berlin, Seydelstrasse 4.



**Prima Gebirgs-Preisselbeeren!**  
Mit 30% Zucker eingekocht empfiehlt in 5 Kilo Packfächern für  
Inland R. 4.50  
Ausland R. 5.  
franco unter Nachnahme.  
**Schönheide Richard Vent.**  
(Ersgebirge).





Deutsche Frau um 1720.

Nach einem mit Wasserfarben auf Pergament gemalten Bilde.

Blätter für Kostümkunde. Neue Folge. 227. Blatt.

Die Fontange, jenes stolze Gebäude aus Draht, Spigen und Bändern, war in Frankreich in den letzten Regierungsjahren Ludwig XIV. durch eine reizende Engländerin, welche den Ruhm hatte, ihr eigenes Haar ohne Haube zu zeigen, in Ungunst gerathen; aber mit ihrem Absterben erstand eine alte Extravaganz, der Reifrock von Neuem, zuerst noch bescheiden, aber bald sich aufblühend, wie ein Ballon zu ungeheurer Größe anschwellend, bis ihn die Revolution zertrümmerte.

Der Zeit des Niederganges der Fontange und des Wiedererstehens des Reifrockes, dürfte unser Kostüm angehören. Wir bedauern, keine näheren Angaben über den Ursprung der Tracht machen zu können; wir halten aber das Kostüm Mitteldeutschland, etwa Leipzig, Erfurt u. s. w. angehörig.

Der Kopfbau zeigt im spitzen Aufbau von farbigen Bändern oder Spigen eine entschiedene Reminiscenz der Fontange, scheint aber eine modgemäßere Variante der hochzeitlichen Kinderhaube zu sein, während Flechten von rother

Seide und blonden Haaren der ganzen Anordnung etwas durchaus Originelles geben. Das schwarze Nieder mit feiner reichen Spigen-Garnitur ist mächtig ausgeschnitten, der Ausschnitt noch dazu mit weißem Spigentragen bedeckt. Die Schnebe des Nidders ist schon ziemlich lang und spitz. Der Reifrock, über den der gelbe, gleichfalls mit Spigen garnirte Rock sich in breiten Falten legt, durch diese wesentlich von der früheren Art der Vertugale (Reifrock) verschieden, hat verhältnismäßig geringe Dimensionen.

Eine breite Schürze zeigt, daß die Trägerin der Tracht dem bürgerlichen Mittelstande angehört. Rock und Schürze lassen aber den spitzen rothen, jedenfalls mit hoher, farbiger Haube versehenen Schuh hervorbliden. Lange, weiße Handschuhe von Seide oder Leber, mit rothem Aufschlag am Ellbogen, Ächer und eine große farbige Handschleife, welche mit dem Blumensträußchen im Zusammenhange zu stehen scheint, vervollständigen die festliche Hochzeitstracht der „Jungfer!“

35. 124. 35.  
Wenige Stunden nach Eingang einer genau passenden

## Probetaille

und vorderen Rocklänge werden **gutsitzende schwarze Costüme der neuesten Façon aus soliden Stoffen von 30-150 Mark** (von 1 zu 1 Mark steigend) auf die Post gegeben. — Die unterzeichnete Firma übernimmt für gutes Sitzen und **pünktliche Lieferung die weitgehendste Garantie.**

**Grösste Auswahl sämtlicher Trauerartikel in**  
**Otto Weber's Trauer-Magazin,**  
Berlin W, Mohrenstr. 35 und Leipziger Str. 124 (Ecke Wilhelmstr.)  
Amtstrachten für Richter und Prediger-Talare.

35. 124. 35.

## Garantie-Seidenstoffe

der Seidenwarenfabrik von:  
**von Elten & Keussen, Crefeld**

direkt aus der Fabrik also aus erster Hand zu beziehen.  
In beliebigem Meter-Maass zu Fabrikpreisen:  
Garantirt solide schwarze Seidenstoffe, weiße und Crème Seidenstoffe, schwarze und weiße carrierte und gestreifte Seidenstoffe, Koksseidenstoffe für Waschlinder, schwarze Sammete und Faluche etc. etc.  
Man schreibe wegen Zusendung der reichh. Mustercollection.

Fabrikmarke.  
V. E. & K.  
Gegründet 1873.

## Englische Tüll-Gardinen

direct ab Fabrik: **Pilz & Kohl, Auerbach i. Sachs.**  
Collection frei an Jedermann. — Abgabe jeden beliebigen Maass.  
Besorgung von **echten Teppichen, echten Bezügen, Decken**  
aus der in unserer Nähe befindlichen Fabrik.  
Antwerpen 1885 mit dem höchsten Preise ausgezeichnet.

## MACK'S DOPPEL-STÄRKE

nur ächt mit nebiger Schutz-Marke

Heinr. Mack, Ulm i. V. D.  
Alleiniger Fabrikant und Erfinder von Mack's Doppel-Stärke u. Pasta Mack.

## Soutaches-Garnituren

und Besätze in allen Farben und Dessins.  
**Passementieren und Knöpfe.**  
Sämtliche Artikel zur Damenschneiderei.  
Klöppelmateriale, Möbelposamenten.  
**Gebrüder Schuler Nfg.**  
Berlin W. 61. Markgrafenstrasse 61.

## Bade- u. Doucheapparate, Badestühle für Dampf- u. einfache Bäder.

Badewannen in allen Grössen, Sitz-, Fuss- und Abreibewannen.

Zimmer-Closets, Bidets, Waschtische, Eisschränke etc. in bekannter solider Ausführung und eleganter Ausstattung.

Zeppernick & Hartz, Berlin SW, Lindenstr. 15, Hof.

## CACAO-VERO

entölt, leicht löslicher Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergibt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis per 1/2 1/4 1/2 1/4 = Pfd.-Dose  
850 300 150 75 Pfennige.

**HARTWIG & VOGEL Dresden**

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatessen- u. Drogeriegeschäften.

## Anzeigen,

falls solche nicht als für die Illustrierte Frauen-Zeitung angekauft von uns angesehen werden sollten, finden zu dem Preise von 1 Mark für die einseitige Reparaturs-Beilage oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht, Aufnahme der Anzeigen in allen Anzeigen-

Bureaux, sowie in den Expeditionen der Illustrierten Frauen-Zeitung zu Berlin W, Potsdamer Straße 38 und in Wien I, Operngasse 3.

Interessenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugestellt, so lange der Interaktions-Auftrag dauert.

# Weisse Seidenstoffe

ca. 130 verschiedene Qualitäten — direct an Private — ohne Zwischenhändler:

- Weiss seidene Marcellines und Taffete (ganz Seide) — 5 Qual.  
Von Frs. 1.45 oder Mk. 1.10 od. fl. 0.75 kr. bis Frs. 5.40 od. Mk. 4.30 od. fl. 2.70 per métre.
- Weiss seidene Ripse (ganz Seide) — 9 Qual.  
Von Frs. 3.10 od. Mk. 2.45 od. fl. 1.55 bis Frs. 13.65 od. Mk. 10.90 od. fl. 6.80 per métre.
- Crème-weiss seidene Ripse (ganz Seide) — 5 Qual.  
Von Frs. 3.10 od. Mk. 2.45 od. fl. 1.55 bis Frs. 10.65 od. Mk. 8.50 od. fl. 5.30 per métre.
- Weiss seidene Satins merveilleux (ganz Seide) — 10 Qual.  
Von Frs. 2.35 od. Mk. 1.85 od. fl. 1.20 bis Frs. 12.80 od. Mk. 10.25 od. fl. 6.40 per métre.
- Crème-weiss seidene Satins merveilleux (ganz Seide) — 10 Qual.  
Von Frs. 2.35 od. Mk. 1.85 od. fl. 1.20 bis Frs. 12.80 od. Mk. 10.25 od. fl. 6.40 per métre.
- Weiss seidene Surahs (ganz Seide) — 8 Qual.  
Von Frs. 2.90 od. Mk. 2.25 od. fl. 1.45 bis Frs. 9.45 od. Mk. 7.55 od. fl. 4.70 per métre.
- Crème-weiss seidene Surahs (ganz Seide) — 8 Qual.  
Von Frs. 2.90 od. Mk. 2.25 od. fl. 1.45 bis Frs. 9.45 od. Mk. 7.55 od. fl. 4.70 per métre.
- Weiss seidene Moire française — 7 Qual.  
Von Frs. 1.90 od. Mk. 1.55 od. fl. 1. — bis Frs. 13.80 od. Mk. 11.05 od. fl. 6.90 per métre.
- Crème-weiss seidene Moire française — 7 Qual.  
Von Frs. 1.95 od. Mk. 1.55 od. fl. 1. — bis Frs. 13.80 od. Mk. 11.05 od. fl. 6.90 per métre.

- Weiss seidene Moire antique — 8 Qual.  
Von Frs. 1.95 od. Mk. 1.55 od. fl. 1. — bis Frs. 14.50 od. Mk. 11.60 od. fl. 7.25 per métre.
- Crème-weiss seidene Moire antique — 2 Qual.  
Von Frs. 1.95 od. Mk. 1.55 od. fl. 1. — und Frs. 3.90 od. Mk. 3.10 od. fl. 1.95 per métre.
- Weiss seidene „Faille Française“ (ganz Seide) — 8 Qual.  
Von Frs. 4.80 od. Mk. 3.85 od. fl. 2.40 bis Frs. 15.50 od. Mk. 12.40 od. fl. 7.75 per métre.
- Weisse halbseidene Atlasse — 8 Qual.  
Von Frs. 1.55 od. Mk. 1.25 od. fl. 75 kr. bis Frs. 6.45 od. Mk. 5.15 od. fl. 3.20 per métre.
- Crème-weiss halbseidene Atlasse — 5 Qual.  
Von Frs. 1.55 od. Mk. 1.25 od. fl. 75 kr. bis Frs. 6.45 od. Mk. 5.15 od. fl. 3.20 per métre.
- Weisse Satins Duchesse (ganz Seide) — 10 Qual.  
Von Frs. 3.70 od. Mk. 2.95 od. fl. 1.85 bis Frs. 22.80 od. Mk. 18.25 od. fl. 11.40 per métre.
- Crème-weisse Satins Duchesse (ganz Seide) — 5 Qual.  
Von Frs. 3.70 od. Mk. 2.95 od. fl. 1.85 bis Frs. 15.50 od. Mk. 12.40 od. fl. 7.75 per métre.
- Weiss seidene Damaste (ganz Seide) — 7 Qual.  
Von Frs. 2.95 od. Mk. 2.35 od. fl. 1.50 bis Frs. 16.80 od. Mk. 14. — od. fl. 8.40 per métre.
- Crème-weiss seidene Damaste (ganz Seide) — 7 Qual.  
Von Frs. 2.95 od. Mk. 2.35 od. fl. 1.50 bis Frs. 16.80 od. Mk. 14. — od. fl. 8.40 per métre.

porto- und zollfrei in's Haus geliefert ohne irgend welche Nachzahlung nach Deutschland und Oesterreich-Ungarn. — Muster umgehend. Briefe nach der Schweiz kosten 20 Pf. od. 10 kr. Porto.

**G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik-Dépôt in Zürich (Schweiz).**

Eigene Speditionshäuser für Deutschland: in Lindau im Bodensee, — für Oesterreich-Ungarn: in Bregenz am Bodensee.



# J. A. Heese

Königlicher Hoflieferant  
Seidenwaren-Fabrik, Mode- und Manufacturwaren etc.

Berlin. Leipziger Strasse 87. SW. Berlin.  
Telephon 1100. Telephon 1100.

## Neuheiten

in billigen leichten seidenen Kleiderstoffen für Reise- und Promenaden-Toiletten in reicher Auswahl.

Farbige gestreifte Surahs von 2 Meter 2 Mk. an.  
Schwarze u. farbige Satin Merveilleux von 2 Mk. an.  
Changirte glatte und gestreifte Taffete.  
Hell und dunkelfarbige bedruckte Pongees von 2,25 Mark an das Meter.  
Chinesische und ostindische Baststoffe.

**Für Halbtrauer:**  
Schwarz und grau gestreifte Körperseide von 2,50 Mark an.  
Schwarz und weiss gestreifte Körperseide.  
Schwarz-weiss-graue glatte Seidenstoffe.  
Grau und weiss bedruckte Seidenstoffe.  
Schwarz und weiss bedruckte Seidenstoffe.

Proben und Modebilder gratis und postfrei.  
Franco-Zusendung fester Aufträge von 20 Mark an.

## Kinder

Dr. Nachtigal's Schriftchen: Ueber die Ernährung u. Gesundheitspflege der (von der Geburt an) ist in den Apotheken gratis zu haben, auch franco u. kostenfrei zu beziehen von **Ed. Loeflund, Stuttgart.**

**Fussinger's Buchhandlung**  
vorm. K. Schmidt.  
Berlin W., Steglitzer Str. 60.  
Lieferung aller im In- und Auslande erscheinender Bücher, Zeitschriften etc. zu den billigsten Bedingungen.

**Gummi-Knetarbeit.**  
Rein! Leicht ausführbar! Höchst effektiv!  
Damensarbeit u. Decorationen v. Rahmen, Spiegel, Bildern, Böfen, Schatteln mit plastischen Verzierungen, Imitation v. Majolika o. Colvre pol. Stoffbild. Einrichtg. R. 10 fr. u. 100fr.  
**A. Epilinus, Hamburg, Rathhausstr. 8.**  
Rueimasse R. 8 v. Silo, Münter R. 1, 50 fr. u. 100fr.

**Umfauss-Gorieto** nach ärztlicher Vorschrift, von höchst dauerhafter Construction, Preis 18 Mk., verhindert gegen Nachnahme bei Angabe der gegenwärtigen Taillenweite die Verleiten-Fabrik Hedwig Krauer, Königsberg i. Pr., Gr. Schlichtstr. 3 und Rautur. 11. Münter Katalog gr. u. fr.

**Netz-Unterjacken.**  
In Seide, Wollen- u. Baumwollen- als das der Gesundheit zuträglichste u. zweckmässigste, empf. d. doct. Prof. Dr. Dr. Oppenheimer, Hecker, Niemeyer, Bamberger, Eichstedt, Jagers u. w. Jacken aus Zellenstoff (ohne Knospe) sind für Damen und Personen mit reizbarer Haut das gesündeste und angenehmste Unterkleid.  
Prosp. mit Zeugn. ärztl. Autoritäten.  
**Carl Mez & Söhne, Freiburg, Baden.**

= Special-Geschäft für Damen-Kleiderstoffe =

# GUSTAV CORDS

Berlin,  
36, Leipziger Strasse 36  
Ecke Charlottenstrasse

beehrt sich hierdurch anzuzeigen, dass grosse Sendungen neuer **Damen-Kleiderstoffe** für die **Hoch-Sommer und Reise-Saison** eingetroffen sind und dass dadurch die reiche Auswahl der leichten schwarzen und farbigen Seidenstoffe leichten einfarbigen u. gemusterten Wollenstoffe und der bedruckten und gewebten Waschstoffe noch bedeutend vergrössert worden ist.

**Proben, Modebilder und alle Aufträge von 20 Mark an franco.**

Die grossen Läger meiner Damen-Kleiderstoffe sind stets auf das Reichhaltigste sortirt, und empfiehlt es sich, bei Probe-Bestellungen die Art und den annähernden Preis der gewünschten Stoffe gefälligst anzugeben.

## Seidenstoffe

jeder Zeit in nur garantirt echten soliden Qualitäten, schwarz, weiss und farbige, verarbeitet frei direct an

**Private zu Fabrikpreisen**  
**Fritz Gugenheim**  
Crefeld.

Muster frei!

In allen Buchhandlungen vorrätig!

# Friedrich

Deutscher Kaiser und König von Preußen.  
Ein Lebensbild  
VON  
Ludwig Ziemssen.

Mit Illustrationen von Georg Bleibtreu, W. Camphausen, W. Genz, Eduard Hildebrandt, Hermann Lüders, H. Nestel, B. Plochhorst, A. von Winterhalter u. m. A.  
Vollständig in etwa 10 Lieferungen zu 60 Pf.

Das deutsche Volk betrauert in dem heimgegangenen Kaiser Friedrich einen Helden, dessen Andenken bis in die fernsten Zeiten ortleben wird. Die glänzenden Erfolge auf dem Schlachtfeld wahren dem edlen Fürsten den Ruhm eines grossen Feldherrn, seine Menschlichkeit und Gerechtigkeit aber sichern ihm die unvergängliche Liebe der Mit- und Nachwelt. Ein Lebensbild des feinen Volke seiner allzufrüh entrisenen Monarchen wird daher jedem deutschen Patrioten eine willkommene Gabe sein.

Das vorliegende Werk schildert den Lebensgang des vereinigten Kaisers von frühester Jugend an auf Grund der besten vorhandenen, zum Theil hier zum ersten Male benutzten Quellen. Hingebende Gewissenhaftigkeit und warme Begeisterung führen die Feder zu dem Bilde, in dem sein charakteristischer Zug vergessen ist, das zugleich aber auch auf andere bedeutsame Persönlichkeiten, wie auf die grossen Culturbegeisterer die interessantesten Schlaglichter wirft. Die letzten Lieferungen werden die Schilderung der neuesten Zeit, des Aufenthaltes in England, Coblenz und San Remo, des Regierungs-Interesses, der letzten Monate der Regierung selbst und der Verlehnungs-Feierlichkeiten enthalten, somit das Lebensbild Kaiser Friedrichs bis zum Ende fortführen.

Alle acht bis vierzehn Tage eine Lieferung von 16 Quart-Seiten mit Illustrationen und 2 Vollbildern.  
Das ganze Werk wird etwa 90 Illustrationen enthalten, darunter mindestens 20 doppelseitige auf Kupferdruckpapier.  
Lieferung 1 bis 8 sind ausgegeben.

Die Verlagsbuchhandlung von Franz Lipperheide in Berlin.

## Sammet und Seidenstoffe

Jeder Art, grosse Auswahl von schwarzen, weissen und farbigen Seidenstoffen. Specialität: „Brautkleider“. Billigste Preise. Selden- und Sammet-Manufactur von **M. M. Catz in Crefeld.**

## Patent-Rollschuhwände,

unentbehrlich auf Balcon, Veranden, in Restaurationssalons, Salons, Schlaf- und Badezimmern, bereits weltberühmt. — Außerdem empfehlend als originelle und äusserst gediegene Neuheiten Transportable Pavillons für Erwachsene und Kinder, Säugelien für Velocipede, Roll-Bäder, stehb. Zug-Jalousien etc. Preislisten gratis.

**Dauids & Co., Hannover.**  
Berlin, Sendelstrasse 4.

## Conserven für Privatbedarf.

Die Filiale der **Lübecker Conserven-Fabrik** vorm. D. H. Carstens in Berlin SW, Friedrichstrasse 218, versendet Erzeugnisse der Fabrik, als Gemüse-, Frucht- und Fleisch-Conserven, für den Haushalt, Wandere, Jagd- und Wasserport direct an Private zu Fabrikpreisen.

Export und Engros ab Lübeck.

## Frau Dammert

im Stande alldentische gepunzte Lederarbeiten als schöne Geburtstags- u. Gelegenheitsgeschenke herzustellen. Werkzeugkästen mit Anleitung und Vorlagen hierzu. Preis M. 6, M. 10, M. 15, M. 40.

Neueste u. solideste Holz- u. Leder-Platinbrennapparate für Industrie u. Dilettanten. Preis M. 20, M. 25 u. M. 30.

**Gustav Fritzsche, Leipzig,**  
Königl. Hoflieferant.  
Illustr. Prospekte u. Preisverzeichnisse franco u. grat.

**Bedeutende Preisermässigung!**  
Deutschland 1906/8. Oesterr.-Ungarn 12032.

## Patente.

Die besten Kleidergestelle aus spanischem Rohr in 18 verschiedenen Nr., Rockgestell von 3 Mk. an, ganze Figur von 5 Mk. an, von in- und ausländischen Lehranstalten bestens empfohlen. Specialität: Zerlegbare und gleichzeitig vorstellbare Figuren incl. Korbkoffer. Alles Nähere im illustr. Catalog, welchen nebst Preisliste auf Wunsch gratis u. franco versendet die Kunstkorbflechterei von B. Tettweller, Berlin W., Königin Augusta-Str. 19.

## G. E. Högen, Dresden-N.

Patent-Kinder- und Kranken-Wagen-Fabrik.

**Patent-Kinderwagen**  
mit und ohne Gummibekleidg. das Vorzüglichste für gesunde wie kranke Kinder. Preise von 12-120 Mk.

**Kranken-Fahrstühle**  
neuester und bewährtester Constructionen in allen Grössen, gepolstert wie ungepolstert mit und ohne Gummibekleidg. Preise v. 36-350 M.

**Eiserne Netzbettstellen**  
für Kinder bis zu 12 Jahren. Ausserordentl. pract. und elegant in verschiedenen Grössen. Sicherste Lagerstätte, besonders für kleinere Kinder. Preise v. 12-60 Mk. Reich ausgestattete illustrirte Kataloge gratis und franco.

Patent-Kinder- und Kranken-Wagen-Fabrik. **G. E. Högen, Dresden-N.**

## ROWLANDS' KALYDOR

ist ein höchst angenehmes, linderndes und erfrischendes Waschmittel für Gesicht und Arme während der heissen Jahreszeit; dasselbe beseitigt Sommersprossen, Flecken, Sonnenbrand, Rötthe und Rauheit der Haut und verschafft einen zarten, reizenden und geschmeidigen Teint. — Wird als durchaus frei von Blei, Zink oder sonstigen giftigen Bestandtheilen garantirt und ist vollkommen unschädlich für den empfindlichsten Teint. — Man verlange in den Apotheken und Parfümerie-Geschäften **ROWLANDS' KALYDOR** von 20, Hatton Garden, London.

## Vorwerk's Patent

Rock- u. Kleider-Gürt  
erleichtert ungemein das Anfertigen, Verändern u. Verlängern eines Kleides od. Unterrockes. Der Artikel ist in allen besseren Modewaren- und Band-Bandlungen etc. etc. u. auch in fertig abgepackten Gürteln u. neuem für alle Taillenweiten verstellbarem Patent-Schürzenverschluss erhältlich. Jedes Paket oder Gürt trägt die Aufschrift: „Vorwerk's Patent.“ Preis 50 Pf.

## Henel's Schlesisches Leinen

aus nur edelsten im Garn gebleichten Flächen gewebt. Garantie für rein Leinen und grösste Haltbarkeit.  
Zu Ausstattungen unentbehrlich. Proben u. Preisverzeichnisse franco u. gratis. Waaren-Versand von M. 20 ab portofrei.  
**Julius Henel vorm. C. Fuchs,**  
k. k. und k. Hoflieferant.  
Gegründet 1780.  
**BRESLAU, am Rathaus 26.**

## Klöppel-Unterricht

ertheilt **Fraulein Frieda Martiny,**  
Berlin W., Potsdamer Str. 82 c 11.

## Ernst Hartmann, Strumpffabrik

in Chemnitz — Sachsen  
fertigt in Seide, Haar, Wolle, Woll etc. die feinsten, geschickten **Damenstrümpfe und Herrensocken.**  
Edle Hand-Extraordnen. Aufträgen seiner Strümpfe. Preislisten gratis u. portofrei.

## Phönix-Pomade

für Haar- und Bartwuchs  
von Professor H. E. Schneider, M. T. A. M., durch viele Autoritäten des In- und Auslandes anerkannt, fördert unter Garantie bei Damen u. Herren, ob alt od. jung, in kurzer Zeit einen üppigen, schönen Haarwuchs u. schützt vor Schuppenbildung, Ausgehen u. Spalten der Haare, frühzeitigem Ergrauen, wie auch vor Kahlköpfigkeit etc. Wer sich die natürlichen Zierde eines schönen Haars bis in das späteste Alter erhalten will, gebrauche allein die **Phönix-Pomade**, welche sich durch feinen Geruch wie Billigkeit vor allen ähnlichen Fabrikaten auszeichnet. Postversandt gegen vorherige Einsendung des Betrages oder Nachnahme nach der ganzen Welt. — Preis pro Buchse M. 1. — und M. 2. — Wiederverkäufer werden gesucht.  
Gebr. Hoppe, Berlin SW, Charlottenstr. 22a, nahe d. Leipz. Str. Medizinisch-chemisches Laboratorium u. Drogenhandlung.

## Rich. Maune,

Dresden-A., Falken-Str. 10.  
Fabrik von Krankenfahrstühlen für Zimmer- u. Strassengebrauch, Krankenfahrstühle, Universalstühle, Tragestühle, Bettstühle, Feilschneide, verstellbare Kesseltischen, Fußlager, Zimmer-Gelände etc. Münter Katalog gratis.

**Wichtig für Jedermann.**  
Gummi-Regen- u. Staubmäntel in neuesten Facons und Stoffen. Damenmäntel M. 10, 15, 20, 25, 30-40. Herren-Regenmäntel M. 10, 15, 20, 25, 30-40. Herren-Regenmäntel M. 25-40. Gummi-Büchse sowie Specialität chirurgischer medicinischer Gummiwaren. Kataloge gratis.  
**W. Krahl,** Berlin SW, Rathhausstr. 82.





Deutscher Herr.  
Zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Blätter für Kostümkunde. Neue Folge. 228. Blatt.

Indem wir uns auf die, im Texte des Kostümbildes Nummer 217 gegebenen Bemerkungen über spanische, französische und deutsche Tracht in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts beziehen, bringen wir hier, demselben Pergamentblatt entnommen, eine Tracht nach deutscher Mode. Die Haar- und Barttracht hat deutschen Schnitt, der Bart ist breit und voll. Natürlich deckt die Krone den Hals und das Haupt ein kleiner Hut mit einer Feder, denn die starke Befiederung ist nicht mehr gebräuchlich. Das Wams hat keine Taillenspitze; eine mächtige Schenkel-Pluderhose, von Spangen aus Silberbogen und grünem Stoff gebildet, mit überaus großer, gelber Kackschleife, bedeckt den oberen Theil des Beines, das noch eine braune, enge Kniehose mit breitem Besatz von Goldfransen zeigt.

lehteres eine von mir anderweit nicht beobachtete Pierde, unter welcher der violette Strumpf hervortritt. Der hohe Schuh, der für die zweite Hälfte des Jahrhunderts charakteristisch ist, ist schwarz, mit Gold eingefasst und zeigt sich vorn breit abgerundet. Die deutsche Schaub hat sich zum kurzen, streifen Schultermantel verkürzt, dessen Futter in breiten Aufschlägen und dem streifen Stragen sichtbar wird und mit Goldborden verbrämt ist.

Das Schmuclstüd, wahrscheinlich das Geschenk eines Fürsten, ein sogenannter Gnadenpfennig, hängt nicht mehr an einer Kette, sondern wird nach französischer Sitte, von der sowohl die deutsche wie die spanische Tracht manches annahm, an einem langen, farbigen Bande getragen.

A. v. D.

## Nervenleidenden

wird empfohlen, sich mit meinem neuen, seit 7 Jahren eingeführten und von Professoren, practischen Aerzten und dem Publicum in immer weiteren Kreisen herangezogenen Heilverfahren, das nur in äußeren Waschungen besteht, unschädlich, billig und von frappanter Wirkung ist, bekannt zu machen.

Ersprobt und empfohlen von Kgl. Sanitätsrath Dr. Kohn, Stettin, Geheimer Rath Dr. Schering, Bad Ems, Großherz. Bezirksarzt Dr. med. H. Grossmann, Jöblingen, Geheimer Rath Rittner, Frankfurt a. M., Dr. med. L. Regen, Berlin, Dr. Anton Corazza, Venedig, Dr. med. Gollmann, Wien, Dr. med. Karst, Barnowitz, Kais. k. Prof. J. v. Overschelde, Krems a. d. Donau, K. k. Bezirksarzt Dr. med. Busbach, Rittsch (Oester.), Dirigirender Arzt der Poliklinik Dr. med. Hoersch, Berlin, Kaiserl. k. Oberstabsarzt I. Classe Dr. med. Jechl, Wien, Dr. med. Markusy, Hirschweh.

Personen, die an krankhaften Nervenzuständen leiden, und somit an Kopfschmerzen, Migräne, Reizbarkeit, Schlaflosigkeit, ferner an jenen, die vom Schlagfluß heimgesucht wurden (Lähmungen, Sprachvermögen, Gedächtnisschwäche als Gefolge), und Kranken, die Schlagfluß fürchten wegen Angstgefühles, Kopfschmerzen mit Schwindelanfällen, Klammern vor den Augen, Taubwerden der Extremitäten u. s. w.; allen diesen Personen, sowie auch jenen noch gefunden, die derartigen Leiden noch rechtzeitig vorbeugen wollen, empfehle ich dringlichst den Bezug der oben angeführten Broschüre.

Roman Weissmann.

ehemaliger Landwehr-Bataillonarzt, Ehrenmitglied des ital. Sanitätsvereins vom weißen Kreuz.

Meine Broschüre über Nervenkrankheiten und Schlagfluß 16. Auflage ist kostenfrei erhältlich in:

- München bei Heint. Hansen, Weidenstr. 21 a.
- Magdeburg bei Hof-Apotheker Berger.
- Belgrad i. Pennn. Kroschke i. schwarzen Keller, 6. Raab.
- Berlin bei A. Kramer, Waldemarstr. 56.
- Braunschweig bei Paul Maul.
- Breslau bei J. Friedländer, Chlanstr. 237.
- Bremen bei Heint. Helmers, Langewirren 5.
- Celle bei der Schürichen Schulbuchhandlung.
- Chemnitz i. S. bei Max Helbig, Weierstr. 16.
- Coln a. Rh. Gahorn-Apotheker, Hofenstraße 2.
- Danzig bei von Lewinsky, Zandbarude 54.
- Dresden bei Alfred Stempel, Silberstr. 30.
- Düsseldorf bei J. Zotta, Schillerstr. 10 a.
- Eberfeld bei G. A. Stahlmann, Neuenstr. 2.
- Elbing bei Schmidt, Weidstr. 20.
- Erfurt bei Robert Reiche, Johannisstr. 170.
- Frankfurt a. M. bei G. Kramm, Neue Straße 9.
- Freiburg (Baden) bei F. Schmidt-Wogler, Gartenstr. 11.
- Schwäbisch-Gmünd bei Theodor Geier.
- Halle a. S. bei F. Namdörfer, Str. Steinstr. 33.
- Hamburg, Expedition d. „Tribüne“, Alter Steinweg 42.
- Hannover bei H. Hemmer, Fabrikwallstr. 6.
- Königsberg i. Pr. bei Apotheker D. Kahl, Weigstr. in der Engel-Apotheker.
- Lübeck bei G. A. Kahl, Poststr. 22.
- Magdeburg bei A. Weber, Reichsader-Druckerei, Jacobstr. 6.
- Reg bei Dr. H. Duse, Adler-Apotheker, Palaststr. 7.
- München bei G. Heib, Adalbertstr. 23.
- Münster (Westfalen) bei A. & H. Hausmann, Ludgerstr. und Spiekerhof 4.
- Neumünster (Holstein) bei B. Sening.
- Nürnberg bei Sign. Weinel, Wunderröhrstraße 5.
- Oberhausen bei Louis Schmitz.
- Plauen i. V. bei Rudolph Kling, Ecke der Köhler- und Gertr. Str.
- Stuttgart bei Weidemann's Sanitäts-Anstalt, Kronprinzstr. 12.
- Wilsau (Schweiz) bei Apotheker Kneubühler.
- Würzburg bei A. G. Gerber, Reibetage 24.
- Zwidau i. S. bei Helm von Vase.

## Bade- u. Doucheapparate, Badestühle für Dampf- u. einfache Bäder.

Badewannen in allen Grössen. Sitz-, Fuss- und Abreibewannen.

Zimmer-Closets, Bidets, Waschtische, Eisschränke etc. in bekannter solider Ausführung und eleganter Ausstattung.

Preislisten kostenlos.

**Zeppernick & Hartz,**  
Berlin SW, Lindenstr. 15, Hof.

## BEETHAM'S GLYCERINE CUCUMBER.

(Glycerin und Gurke.)  
ist unschätzbare während der Sommermonate, um den Teint vor den Wirkungen der Sonnenhitze, Wind u. harten Wassers etc. zu bewahren. Es erhält die Haut kühl und frisch, sogar beim heissesten Wetter, verhilft und beseitigt vollständig Sommersprossen, Rötthe, Reizung, Sonnenbrand etc. und macht die Haut angenehm weich, zart und weiss. — Es ist die beste je hergestellte erweichende Milch für die Haut, und keine Dame, welcher an der Erhaltung eines schönen Teints gelegen ist, sollte jemals ohne dieses Mittel sein.

**M. Beetham & Son, Pharmaceuten, Cheltenham, England.**  
Agent Paul Heinrich, Pragerstr. 12, Dresden.  
Agenten f. d. Engros-Verkauf für Deutschland: Richter, Tschuschner & Co., 2 Neue Gröninger Strasse, Hamburg.

## Anzeigen

falls solche nicht als für die Illustrierte Frauen-Zeitung ungeeignet von uns angesehen werden sollten, finden in dem Briefe von 1 Mark für die einjährige Renouvellement-Zeit oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht. Annahme der Anzeigen in allen Annoncen-

Bureaux, sowie in den Expeditionen der Illustrierten Frauen-Zeitung in Berlin W., Potsdamer Straße 38 und in Wien I., Dvergasse 3.  
Interenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugeandt, so lange der Insertions-Auftrag dauert.

## Berfälschte schwarze Seide.

Man verbrenne ein Nüsterchen des Stoffes, von dem man kaufen will, und die etwaige Verfälschung tritt sofort zu Tage: Echte, rein gefärbte Seide kränzelt sofort zusammen, verläßt bald und hinterläßt wenig Asche von ganz hellbräunlicher Farbe. — Verfälschte Seide (die leicht spedig wird und bricht) brennt langsam fort, namentlich glimmen die „Schuhfüden“ weiter (wenn sehr mit Farbstoff erschwert), und hinterläßt eine dunkelbraune Asche, die sich im Gegensatz zur echten Seide nicht kränzelt, sondern krümmt.

Verdrückt man die Asche der echten Seide, so zerfällt sie, die der verfälschten nicht.  
Muster von meinen echten Seidenstoffen stehen Jedermann zu Diensten, und liefere ich einzelne Roben und ganze Stücke zollfrei in's Haus, ohne Zollberechnung. Ein Brief nach der Schweiz kostet 20 Pf. Porto.

Büch.

**G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik-Dépôt,**  
Königl. u. Kaiserl. Hoflieferant.

## „Monopol-Seide“

Auszug der Analyse  
des Hrn. Dr. C. Bischoff, vereid. Chem. d. Kgl. Gerichte in Berlin

Qual.	Breite	Gewicht von 1 qdm.	Feuchtigkeit	Asche	Wasserlösliche Stoffe
7	52 cm.	1.013 gr.	8.10 %	1.53 %	3.405 %
11	60 "	1.388 "	8.10 %	1.52 %	2.630 %
12	60 "	1.443 "	7.90 %	1.26 %	2.140 %

„Aus der Gesamtheit der Analysen folgt: Daß die mir vorgelegte Henneberg'sche Monopolseide frei ist von jeder mineralischen Verunreinigung, mikroskopisch sich als ein völlig reines, gleichmäßiges Seidengewebe zeigt und den besten Fabrikaten zuzurechnen ist, welche in schwarzen Seidenstoffen producirt werden.“  
Berlin, den 4. Sept. 1886.

sig. Dr. C. Bischoff,  
gerichtlicher Chemiker zu Berlin.

## G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik-Dépôt Königl. u. Kaiserl. Hoflieferant Zürich.

Rur direkt und nur echt, wenn auf der Kante eines jeden metro eingedruckt ist: **G. HENNEBERG'S „MONOPOL“**. Muster umgehend.



III. Internationale und Jubiläums-Kunst-Ausstellung  
im Glaspalast  
bis Ende October 1888.

# München

Deutsch-nationale  
Kunstgewerbe-Ausstellung  
am Isar-Quai  
bis Ende October 1888.

**Grosse, gemeinsame Ausstellungs-Lotterie. — Auf 300 Tausend Loose 150 Tausend Treffer.**  
Jedes zweite Loos gewinnt. Wer ein gerades und ein ungerades Loos nimmt, sichert sich mindestens einen Treffer. Preis des Loses 2 Mark. Gewinner Gewinnplan gratis und franco. Gegen Einsendung von M. 4.30 versendet das unterzeichnete Lotteriebureau und dessen zahlreiche Verkaufsstellen 2 Loose und die Ziehungsliste (mindestens 1 Treffer garantiert); für M. 8.30 — 4 Loose (2 Treffer garantiert); für M. 12.40 — 6 Loose (3 Treffer garantiert); für M. 16.40 — 8 Loose (4 Treffer garantiert); für 21 Mark 10 Loose und 1 Freiloose (also 11 Loose, mindestens 5 Treffer garantiert). Wird die Sendung eingeschrieben gewünscht, so sind je 20 Pf. mehr zu senden. Adresse: „Lotteriebureau der Ausstellungen“, München.

**Bedeutende Preisermässigung!**  
Deutschland 1906. Patente. Oesterr.-Ungarn 12032.



Die besten Kleidergestelle aus spanischem Rohr in 18 verschiedenen Nr., Rockgestell von 3 Mk. an, ganze Figur von 5 Mk. an, von in- und ausländischen Lehranstalten bestens empfohlen. Specialität: Zerlegbare und gleichzeitig verstellbare Figuren incl. Korbböden. Alles Näheres im illustr. Catalog, welchen nebst Preisliste auf Wunsch gratis u. franco versendet die Kunstkorbflechterei von B. Tettweiler, Berlin W, Königin Augusta-Str. 19.



Verlange **Stollwerck'sche CHOCOLADE**  
Überall käuflich von M. 1.20 1/2 K an aufwärts.

**MACK'S DOPPEL-STÄRKE**  
nur acht mit neugier Schutz-Marke  
Heinr. Mack, Ulm a. D. Alleinig. Fabrikant und Erfinder von Mack's Doppel-Stärke u. Pasta Mack.



**Garantie-Seidenstoffe**  
der Seidenwaarenfabrik von: **von Elten & Keussen, Crefeld**  
direkt aus der Fabrik also aus erster Hand zu beziehen.  
In beliebigen Meter-Maass zu Fabrikpreisen:  
Garantirt solide schwarze Seidenstoffe, weiss und Creme Seidenstoffe, schwarz und weiss carree und gestreifte Seidenstoffe, Korbseidenstoffe für Waschkleider, schwarze Sammete und Peluche etc. etc.  
Man schreibe wegen Zusendung der reichh. Mustercollection.



**Sammet- und Seidenstoffe**  
Jeder Art, grosse Auswahl von schwarzen, weissen und farbigen Seidenstoffen. Specialität: „Brautkleider“. Billigste Preise. Seiden- und Sammet-Manufactur von **M. M. Catz in Crefeld.**  
Muster franco.

**Seidenstoffe** jeder Art in nur garantirt echten soliden Qualitäten, schwarz, weiss und farbig, verarbeitet frei direct an Private zu Fabrikpreisen  
**Fritz Gugenheim Crefeld.**  
Muster frei!

**Smyrna-Knüpff-Arbeiten.**  
Unser eigenes preisgekröntes Fabrikat.  
In Cartons, enthaltend das gesammte reichliche Material, Zeichnung und color. Muster mit oder ohne Aufsatz, 57 geschl. gefaltete Muster nebst Preislisten, und Anleitung franco auf Verlangen. In grössten Arbeiten liefern Originalzeichnungen und sammtl. Material.  
**Wurzener Smyrna-Wolle**, (55 Farben vorräthig), vorzügl. Qualität, auch separat, filoweiße. **Wiederverkäufer hoher Rabatt.**  
Wurzener Teppich- u. Velours-Fabriken, Act.-Ges., Berlin W, Friedrichstr. 79a.

**Phönix-Pomade für Haar- und Bartwuchs**  
von Professor H. E. Schneidereit, M. T. A. M., durch viele Autoritäten des In- und Auslandes anerkannt, fördert unter Garantie bei Damen u. Herren, ob alt od. jung, in kurzer Zeit einen äppigen, schönen Haarwuchs u. schützt vor Schuppenbildung, Ausgehen u. Spalten der Haare, frühzeitigem Ergrauen, wie auch vor Kahlköpfigkeit etc. Wer sich die natürliche Zierde eines schönen Haares bis in das späteste Alter erhalten will, gebrauche allein die Phönix-Pomade, welche sich durch feinen Geruch wie Billigkeit vor allen ähnlichen Fabrikaten auszeichnet. Postversandt gegen vorherige Einsendung des Betrages oder Nachnahme nach der ganzen Welt. — Preis pro Büchse M. 1. — und M. 2. — Wiederverkäufer werden gesucht.  
Gebr. Hoppe, Berlin SW, Charlottenstr. 22a, nahe d. Leipz. Str. Medicinisch-chemisches Laboratorium u. Drogenhandlung.



**ROWLANDS' KALYDOR**  
ist ein höchst angenehmes, linderndes und erfrischendes Waschmittel für Gesicht und Arme während der heissen Jahreszeit: dasselbe beseitigt Sommersprossen, Flecken, Sonnenbrand, Rösche und Rauheit der Haut und verschafft einen zarten, reinlichen und geschmeidigen Teint. — Wird als durchaus frei von Blei, Zink oder sonstigen giftigen Bestandtheilen garantiert und ist vollkommen unschädlich für den empfindsamsten Teint. — Man verlange in den Apotheken und Parfümerie-Geschäften **ROWLANDS' KALYDOR** von 20, Hatton Garden, London.



In allen Buchhandlungen vorräthig!

## Friedrich

Deutscher Kaiser und König von Preußen.  
Ein Lebensbild  
von **Ludwig Ziemssen.**  
Mit Illustrationen von Georg Bleibtreu, W. Camphausen, W. Genz, Eduard Hildebrandt, Hermann Lüders, H. Nestel, B. Plochhorst, A. von Winterhalter u. m. A.  
Vollständig in etwa 10 Lieferungen zu 60 Pf.  
Das deutsche Volk betrauert in dem heimgegangenen Kaiser Friedrich einen Helden, dessen Andenken bis in die fernsten Zeiten ortstreu wird. Die glänzenden Erfolge auf dem Schlachtfelde wahren dem edlen Fürsten den Ruhm eines grossen Feldherrn, seine Menschenfreundlichkeit und Gerechtigkeit aber sichern ihm die unvergängliche Liebe der Mit- und Nachwelt. Ein Lebensbild des seinem Volke leider allzusehr entzogenen Monarchen wird daher jedem deutschen Patrioten eine willkommenes Gabe sein.  
Das vorliegende Werk schildert den Lebensgang des vereinigten Kaisers von frühester Jugend an auf Grund der besten vorbandenen, zum Theil hier zum ersten Male benutzten Quellen. Hingebende Gewissenhaftigkeit und warme Begeisterung führten die Feder zu dem Bilde, in dem kein charakteristischer Zug vergessen ist, das zugleich aber auch auf andere bedeutsame Persönlichkeiten, wie auf die großen Culturbewegungen die interessantesten Schlaglichter wirft. Die letzten Lieferungen werden die Schilderung der neuesten Zeit, des Aufenthaltes in England, Coblenz und San Remo, des Regierungs-Antrittes, der kurzen Monate der Regierung selbst und der Beilegungsfeierlichkeiten enthalten, somit das Lebensbild Kaiser Friedrichs bis zum Ende fortführen.  
Alle acht bis vierzehn Tage eine Lieferung von 16 Quart-Seiten mit Illustrationen und 2 Vollbildern.  
Das ganze Werk wird etwa 90 Illustrationen enthalten, darunter mindestens 20 doppelseitige auf Kupferdruckpapier.  
Lieferung 1 bis 9 sind ausgegeben.  
Die Verlagshandlung von Franz Eipperheide in Berlin.

Sehen erlösten:  
**Antiquarische Angebote für Bücherfreunde.**  
1888 Nr. 4 und 5.  
**Deutsche Unterhaltungsschriften.**  
1682 Titel. Sehr billige Preise. Zufassung unberührt und vielfältig.  
**Nicolaische Buchhandlung, Berlin C 2.**

**Neue Musik Zeitung**  
billigstes illustr. Familienblatt m. Biogr., Porträts, Novellen, Humoresken, belehr. Aufsätze u. Aufl. über 50 000, nur **50 Pf.** dr. Quartal.  
**Gratisbeilagen:** Klavierstücke, Vieler, Violinstücke, Musik-Verit., illustr. Musikgeschichte. Abonnements b. allen Postämtern, Buch- u. Musikhdlg.  
**Gratis-Nummern** durch legtere od. direct v. Verlag C. Grüniger, Stuttgart.

**Dr. med. Lahmann's Sanatorium**  
(Naturheilanstalt.)  
auf „Weisser Hirsch“ bei Dresden.  
In reizender Lage.  
Anwendung der physik.-diätet. Heilfaktoren. Für Nerven-, Lungen-, Herz-, Magen-, Unterleibs-, Frauenkrankh., Fettsucht, Gicht, Zuckerkrankh., constit. Leiden etc.  
Sommer- und Winterkuren. — Prospekte mit Beschreibung der Methode etc. gratis.

**von Bimmermann'sche Naturheilanstalt**  
bei Chemnitz, in reizender Lage am Fusse des Erzgebirges. Anwendung der physikalisch-diätetischen Heilmethode. Ausserordentliche Erfolge bei Magen-, Lungen-, Herz-, Nerven-, Unterleibs-, Frauenkrankh., Fettsucht, Gicht, Zuckerkrankh., u. s. w. Sommer- u. Winterkuren. Leitender Arzt: Dr. med. Böhm. Prospekte mit Beschreibung der Methode gratis durch die Direction, sowie durch die Filialen der Firma Rudolf Mosse. Aerzte, welche das epochemachende Naturheilverfahren kennen lernen wollen, können als Volontairs Aufnahme finden.

**Bamm in Westfalen**  
— Thermal-Sool-Bad —  
Temperatur 27° Reaumur. Ueber 80% Schwefelverbindungen. Hoher Kohlensäure-Gehalt (ca. 300 Kubikcentimeter pr. Liter). Schöne gesunde Lage in Park- und Kiefernwaldung am Elpefluße. Beste Einrichtungen. — Billige Preise. — Prospekte gratis und franco.

**Industrie-, Kunstgewerbe- und Handelsschule**  
für Frauen und Töchter gebildeter Stände nach dem Muster des Vette-Vereins in Berlin.  
Penſionat für junge Damen.  
Wiesbaden, Reugasse 1.  
Fach- und Berufsausbildung, Wissenschaftl. und häusliche Fortbildung u. Anleitung. **Vorzel.** in Berlin, Wien u. abgebildete und acrivische Lehrkräfte. Beste Referenzen. Prospekte sowie jede nähere Auskunft durch die Vorsteherin **Fraulein H. Ridder** (10 1/2 Jahr am Vette-Verein in Berlin).

**Marien-Stift.**  
Protestantisches Töchter-Institut, Chur, Schweiz.  
Diese Erziehungsanstalt für Töchter gebildeter Stände besteht seit 1876. — Alle Real-fächer, sowie fremde Sprachen, sammt die französische und englische, als auch Piano und Gesang, Rechen-, Malen und Handarbeiten werden durch vorzügliche Lehrkräfte ertheilt. — Sehr günstige klimatische Verhältnisse und gereinigter See. — Pension Mark 850 jährlich. Eintritt zu jeder Zeit. Beste Referenzen im In- und Auslande. Prospekte durch die Directoren **Marie, Julie Vigi.**

**VIETOR'SCHE Kunstgewerbe- und WIESBADEN.**  
Frauenarbeits-Schule  
Umfassendste, namentl. auch berufl. Ausbildung in Kunststickerel, Must-zeichnen, Kunstgew. Malerei u. verw. Techniken mit Rücksicht auf die Lehr- od. Ateliertätigkeit. Semlnar f. Handarbeitslehrerinnen. Pension I. H. der Vorsteherin. Prosp. u. Näh. d. d. Direktor **MORITZ VIETOR.**

**Alexandersbad**  
im Riechgebirge, Subalpinen Gebirgs-curoort für **Nervenerkrankheiten** (Wasserheilanstalt) und **Frauenkrankheiten** (Stadtbad). Station **Markt Redwitz**. Saison bis October.  
**Dr. F. C. Müller.**

**Klöppel-Unterricht**  
ertheilt **Fraulein Frieda Martiny**, Berlin W, Potsdamer Str. 82 c III.

**Luffkurort Auerbach.**  
Station der Main-Redarbahn, zwischen Darmstadt und Heidelberg, am Fuße des „Heliocord“ und Auerbacher Schloßes.  
**Hotel und Pension zur Krone und Schweizerhaus**  
Pensionspreis 4-5 M. pro Tag (incl. Zimmer, Kefestimmter, große Speiseküche, vorzüglicher Garten mit Spielplatz, Bäder, Portier am Bahnhaf. Prospekte und Auskunft durch den Besitzer **G. Ziesendach.**

**Pensionat.**  
Zimmer auf Tage, Wochen und Monate mit und ohne Pension zu billigen Preisen.  
Für Fremde in Berlin sehr günstige Lage in der Nähe der Bahnhöfe, Linden, Mitten u.  
**Frau Clara Hörenz**, Berlin W, Linstr. 5 III.

**Marien-Institut zu Gotha.**  
Dieses Erziehungsanstalt für Töchter gebildeter Stände besteht seit 50 Jahren unter dem Protektorat I. H. der regierenden Herzogin von Sachsen-Coburg-Gotha. Sprachen ganz besonders berücksichtigt. Lehrerinnen-examen im Haus. Preis, Alles inbegriffen, M. 400 vierteljährlich.  
**Mlles Huguenin-Virchaux**, Vorsteherinnen.

**Lehr- u. Erziehungsanstalt Anna Capelle, Heidelberg.**  
Gründliche Ausbildung in Wissenschaften, Sprachen, Musik, Malen und Handarbeit. Auf Wunsch Erlernen des Haushalts, Familienlohen. Pensionspreis 1100 Mark. Prospekte durch die Vorsteherin.

**Penſion für Knaben**  
aus guten Familien, welche Gymnasium, Realgymnasium oder Realschule in Frankfurt a. M. oder Weidenfeld besuchen wollen. Gute Verpflegung, gewissenhafte Aufsicht und Nachhilfe. Vollständiger Aufsicht an die Familie. Haus zum Alleinbewohnen in freier und gesunder Lage, mit Hof, Garten und Spielplatz. Gelegenheit zur Leitung in fremden Sprachen. — Beste Referenzen im In- und Auslande.  
Frankfurt a. M. — **Bodenheim**.  
**J. B. Wery**, ord. Lehrer an der Bodenheimer Realschule.







Goldene Staats-Medaille Berlin 1873.  
Goldene Medaille. 1862 LONDON 1867 PARIS 1873 WIEN 1876 PHILADELPHIA 1876 MÜNCHEN 1876 BERLIN 1883  
Hygiene-Ausstellung  
Berlin 1883

**W. SPINDLER.**  
Berlin. C.  
und  
Spindlersfeld bei Cöpenick.

Färberei und Reinigung  
von Damen- und Herren-Garderoben, sowie von Möbelstoffen jeder Art.  
Färberei à la ressource  
seidene Stoffe.  
Waschanstalt für Tüll- und Mull-Gardinen  
sowie für echte Spitzen.  
Färberei und Wäscherei  
von Federn und Handschuhen.

13 eigene Commanditen in Berlin.

Auswärtige Commanditen:  
Altona, Braunschweig, Bremen, Breslau, Cassel,  
Charlottenburg, Chemnitz, Cöln, Danzig, Dresden,  
Elberfeld, Erfurt, Frankfurt a. M., Frankfurt a. O.,  
Görlitz, Halle, Hamburg, Hannover, Königsberg i. Pr.,  
Leipzig, Magdeburg, München, Potsdam, Stettin, Wiesbaden.  
Agenturen in allen grösseren Städten Deutschlands.

Corset „Plastik“  
bedingt eleganten Sitz jedes Klodes.  
Hygiene-Ausstellung Berlin 1883.

Patent-Geradehalter „Hygienique“  
Nur echt zu beziehen von Frau  
**Schwaan geb. Franz**  
Besselstrasse 5.  
D. R. Patent 25117. BERLIN S.W.  
Näheres Catalog und Preisliste die gratis versende.

**Garantie-Seidenstoffe**  
der Seidenwaarenfabrik von:  
**von Elten & Keussen, Crefeld**  
direkt aus der Fabrik also aus erster Hand zu beziehen.  
In beliebiger Meter-Maass zu Fabrikpreisen:  
Garantirt solide schwarze Seidenstoffe, weisse und Crème  
Seidenstoffe, schwarze und weiss carrirte und gestreifte  
Seidenstoffe, Reizseidenstoffe für Waschkleider, schwarze  
Sammete und Peluche etc. etc.  
Man schreibe wegen Zuwendung der reichh. Mustercollektion.

Gegründet 1873.

**Seidenstoffe**  
jeder Art in nur garantirt echten soliden  
Qualitäten, schwarz, weiss und farbig,  
verendet frei direct an  
Private zu Fabrikpreisen  
**Fritz Gugenheim**  
Crefeld.  
Muster frei!

**Sammet- und Seidenstoffe**  
Jeder Art, grosse Auswahl von schwarzen, weissen und farbigen Seiden-  
stoffen. Specialität: „Brautkleider“. Billigste Preise. Seiden- und Sammet-  
Manufactur von  
M. M. Catz in Crefeld.  
Muster franco.

**Englische Tüll-Gardinen**  
direct ab Fabrik: **Pilz & Kohl, Auerbach i. Sachs.**  
Collection frei an Jedermann. — Abgabe jeden beliebigen Maaßes.  
Besorgung von echten Teppichen, echten Bezügen, Decken  
aus der in unserer Nähe befindlichen Fabrik.  
Antwerpen 1885 mit dem höchsten Preise ausgezeichnet.

**Patent-Rollschutzwände,**  
unentbehrlich auf Balcons, Veranden, in Restaurationslokalitäten,  
Salons, Schlaf- und Badezimmer, bereits weltberühmt.  
— Außerordentlich empfindlich, als originelle und äußerst gediegene  
Reinheits-Transportable Pavillons für Erwachsene und  
Kinder. Günstigen für Belocipede, Roll-Bäder, stehb. Zug-  
Saloufen etc. Preislisten gratis.  
**Dauids & Co., Hannover.**  
Berlin, Seydelstraße 4.

In allen Buchhandlungen vorrätzig:

**Friedrich**  
Deutscher Kaiser und König von Preußen.  
Ein Lebensbild

von **Ludwig Ziemssen.**

Mit 68 Text-Illustrationen und 22 Einzelbildern von Georg Bleibtreu, W. Camphausen, W. Genty,  
Eduard Hildebrandt, Hermann Lüders, H. Nestel, B. Plochhorst, U. v. Winterhalter u. m. A.  
Preis 6 Mark; elegant gebunden 9 Mark.

Das deutsche Volk betrauert in dem heimgegangenen Kaiser Friedrich einen Helden, dessen Andenken bis in die fernsten Zeiten  
fortleben wird. Die glänzenden Erfolge auf dem Schlachtfelde wahren dem edlen Fürsten den Ruhm eines großen Feldherrn, seine Menschen-  
freundlichkeit und Gerechtigkeit aber sichern ihm die unerschütterliche Liebe der Mit- und Nachwelt. Ein Lebensbild des seinem Volke leider  
allzujähr entzogenen Monarchen wird daher jedem deutschen Patrioten eine willkommene Gabe sein.  
Das vorliegende Werk schildert den Lebensgang des verehrten Kaisers von früherer Jugend an auf Grund der besten vor-  
handenen, zum Theil hier zum ersten Male benutzten Quellen. Einsehende Gewissenhaftigkeit und warme Begeisterung führten die Feder  
zu dem Bilde, in dem sein Charakterbild der Zug vorzuehnen ist, das zugleich aber auch auf andere bedeutende Persönlichkeiten, wie auf die  
großen Culturbewegungen die interessantesten Schlaglichter wirft. Die Schilderung der neuesten Zeit, des Aufenthaltes in England, Coblenz  
und San Remo, des Regierungs-Antrittes, der letzten Monate der Regierung selbst und der Beisehung feierlichkeiten führt das Lebensbild  
Kaiser Friedrichs bis zum Ende fort. Eine werthvolle Beigabe bildet die Chronologie der wichtigsten Ereignisse im Leben des Kaisers  
Friedrichs, eine äußerst sorgfältige Zusammenstellung, welche eine rasche Uebersicht gewährt und die keine andere Biographie aufzuweisen hat.  
Die Verlagshandlung von Franz Lippert in Berlin.

**Gummi-Knetarbeit.**  
Rein! Leicht ausführbar. Höchst effectvoll!  
Damenarbeit, Decoration v. Nähten, Zule-  
gen, Album, Käfen, Schattellern mit plastischen  
Bemalungen, Imitation v. Majolika o. Cuirre  
poll. Selbständ. Einrichtg. R. 10 fr. u. jezt.  
**A. Eptinius, Hamburg, Ratshausstr. 8.**  
Knetmalerei R. 8 v. Rile, Rüter R. 1, 50 fr. u. jezt.

20 Gramm, direct bezogene, trockene  
**kaukasische Geyfyrkörner,**  
welche fünf Wochen zur Gewinnung von täg-  
lich einem Liter Reife- und Geyfyr-  
genuß zur Selbstbereitung leibere,  
verfeinde für 20 Mark unter Nachnahme.  
**G. Hellfarth in Gotha.**

**Dr. med. Lahmann's Sanatorium**  
auf „Weisser Hirsch“  
bei Dresden.  
In reizender Lage.  
Anwendung der physik.-diätet. Heilfaktoren. Für Nerven-, Lungen-, Herz-, Magen-, Unter-  
leibs-, Frauenkrankh., Fettsucht, Gicht, Zuckerkrankh., constit. Leiden etc.  
Sommer- und Winterkuren. — Prospekte mit Beschreibung der Methode etc. gratis.

von **Zimmermann'sche Naturheilkunst**  
bei Chemnitz, in reizender Lage. Anwendung der physikalisch-diätetischen  
Heilmethode. Ausserordentliche Erfolge bei Magen-, Lungen-, Herz-,  
Nerven-, Unterleibs-, Frauenkrankh., Fettsucht, Gicht, Zuckerkrankh., u. s. w.,  
Sommer- u. Winterkuren. Prospekte mit Beschreibung der Methode gratis  
durch die Direktion, sowie durch die Filialen der Firma Rudolf Mosse.

**Gegen Blutarmuth!**  
(Dr. Pfeuffer's D. Patent 20927 vom 10. Juni 1882.)  
München, 10. Juli 1884. Die lgl. Untersuchungsanstalt bezeugt, daß  
die von Herrn Dr. Pfeuffer (zu München) bereiteten Hämoglobin-Pastillen  
im Durchschnitt 1,3 Gramm Hämoglobin (natürliches Eiseneiweiß) enthielten  
und daß diese frei sind von für die Ernährung ungeeigneten Bestandtheilen,  
wie solche im gewöhnlichen Blute als Excretionsstoffe (Austwurfstoffe) vor-  
handen sind.  
Dr. R. Emmerich (Docent a. d. Universität München).  
Obige Untersuchung bestätigt: **Dr. Max v. Pettenkofer,**  
(Gehelmrath, k. Prof. an d. Universität München).  
Dieses von ärztlichen Autoritäten anerkannte Naturheilmittel gegen Blut-  
armuth und Schwäche ist den H. Verrzten sehr zu empfehlen als Kräftigungs-  
mittel für Bleichsüchtige und schwächliche Kinder.  
Preis: 3 Mark, ausreichend für 3 Wochen (auch halbe Schachteln).  
Erfindung und Fabrication von Dr. Pfeuffer zu München.  
Bei Einkauf achte man auf die Bezeichnung Dr. Pfeuffer's Patent 20927.

**ROWLANDS'**  
**KALYDOR,** ein höchst angenehmes und er-  
frischendes Waschmittel für Ge-  
sicht und Arme; dasselbe beseitigt Sommersprossen, Flecken,  
Sonnenbrand, Rötthe und Rauheit der Haut und verschafft einen  
reizenden und feinen Teint.  
**ODONTO,** Perlen-Zahnpulver, macht die  
Zähne blendend weiss und ver-  
hindert das Schlechtwerden derselben. Man verlange in des  
Apotheken und Parfümerie-Geschäften die Produkte von  
**Rowlands',**  
20, Hatton Garden, London,  
und hüte sich vor Nachahmungen.

**Phönix-Pomade**  
für Haar- und Bartwuchs  
von Professor H. E. Schneiderei, M. T. A. M.,  
durch viele Autoritäten des In- und Auslandes anerkannt,  
fordert unter Garantie bei Damen u. Herren, einen äppi-  
gen, schönen Haarwuchs u. schützt vor Schuppenbildung,  
Ausgehen der Haare, frühzeitigem Ergrauen, wie auch  
vor Kahlköpfigkeit etc. Wersich die natürlich-bis Zierde eines  
schönen Haares bis in das späteste Alter erhalten will, ge-  
brauche allein die Phönix-Pomade. Postversandt gegen vor-  
herige Einsendung des Betrages oder Nachnahme. — Preis  
pro Büchse M. 1.— und M. 2.— Wiederverkäufer werden  
gesucht. Gebr. Hoppe, Berlin SW, Charlottenstr. 22a.  
Medizinisch-chemisches Laboratorium u. Drogehandlung.  
General-Depot für England: Goldstein & Herz-  
berg, London E.C. 35 Aldermanbury, für die Schweiz  
Eduard Wirz in Basel, Gartenstr. 66.

**Spezial-Wäscherei für Gardinen**  
Frau A. Bandkuhl, Charlottenburg, Wilmersdorfer Str. 27.  
Mull- oder Tüllgardinen . . . . . pro Fenster M. 1.50 bis M. 2.—  
Engl. Tüllgardinen, weiß und cremefarben . . . . . 1.20 „ „ 2.—  
Silk-Quipurs-Gardinen . . . . . 2.— „ „ 3.—  
Reparaturen werden billig berechnet.  
Prompte und freie Abholung und Ablieferung. Nach auswärts portofreie Nachsendung.

1886er Weisswein p. Hl. 50 Pf., p. Vtr. 65 Pf., 100 Vtr. 58 M.  
1884er Rothwein p. Hl. 70 Pf., p. Vtr. 85 Pf., 100 Vtr. 82 M.  
Sorgfältige Flaschenreinigung!  
Verkauft nicht unter 20 Flaschen; bei 50 Hl. Korb frei; Glas 10 Pf. Probefläschen 30  
ca. 25 Liter. Auerit gegen Nachnahme!  
**Fritz Daubenspeck, Homberg am Rhein.**

Wissenschaftlich anerkannt  
als bestes Mittel zur  
Pflege  
und  
Erzielung  
eines reinen  
Teints.

Sehr wirksam  
zur Beseitigung  
spröder Haut  
etc. etc.

**Canz'sches MOLLIN**

Das ärztlich sehr empfohlene u. anderen  
Präparaten, wie Vaseline und Lanolin un-  
bedingt vorzuziehende „Mollin“  
ist als vorzügliches Toilettemittel & Bichse  
N. 1.— in den meisten besseren Parfümerie-  
und Droguengeschäften zu entnehmen.  
Neue Depôts werden jederzeit errichtet.  
**Th. Canz & Co. in Leipzig.**

**Allen Damen**  
empfehlen wir unsere ganz neu erfindene  
**Stirnwellentouffe,**  
aussehbar von naturtrans-welligem Haar, sehr  
kleidlich, zur Schonung des eigenen, sowie zum  
Decken und Verstärken bei dünnem Scheitel-  
haar. Preis 6 u. 8 Mk., mit langem welligen  
Haar 10—12 Mk. Neu! Zöpfe — theilbar für  
jede Frisur verwendbar — von 10—30 Mark.  
**Nagel & Barth, Coiffeurs,**  
Charlottenstrasse 58, am Schauspielhaus.

**Corsets R F C**

Garantie für beststehende  
moderne Façons.  
Durch alle ersten Corset-, Wäsche- und  
Modewaren-Geschäfte im In- und Aus-  
land zu beziehen.  
Jedes Corset trägt den Stempel  
„R F C à la Princesse.“  
Engros und Export nur durch  
die Corset-Fabrik von  
**Rosenthal, Fleischer & Cie.**  
Göppingen London  
Württemberg 30 London Wall.

**Handmade-Corsets** nach  
beständiger Verfertigung, von höchst  
feiner Construction, Preis  
18 Mk., verbindet gegen Nach-  
nahme bei Abgabe der geeig-  
neten Zeilenweite die Ge-  
setzten Fabrik **Edwigs Maier,**  
Königsberg i. Pr., Gr. Schloß-  
str. 3 sub Rathstr. 11.  
334str. Katalog gr. u. fr.

**„Sachs & Stein's  
Indiacretone“**  
best. dazueh., in der Wasche unentweicht,  
u. gesundheitsfördernd. Fabr. f. jede Art v.  
Leib- u. Bettwäsche, 14 Qual. z. Pr. v.  
40, 45, 48, 50, 55, 60, 70 Pfg. per m.  
stark- oder feinstäd. Vers. geg. Nachn. in  
Stekk. v. 20—60 mtr.  
**Sachs & Stein, Gotha,**  
Fabrikniederlage v. Indiacretone.





Wendische Spreewälderin in Wintertracht.

Nach einer Zeichnung von Adolf Burger.

Blätter für Kostümkunde. Neue Folge. 230. Blatt.

Mit Beginn der kühleren Jahreszeit zieht die Spreewälderin die warme Jacke und die hochschäftigen Stiefeln an und legt ihr Kinnuch um. Dasselbe ist ein schawlartig zusammengerolltes Tuch, das Kinn und Mund bedeckt und am Hinterhaupte über das gewöhnliche Kopftuch (Cappa) gebunden wird. Es bildet so einen Respirator, der die Lunge vor den giftigen Nebeln und rauhen Winden vorzüglich schützt. Wird die Kälte strenger, so legen die Mädchen und Frauen über dieses Tuch noch ein zweites dickeres wollenes in ganz streng vorgeschriebenen Falten um den Kopf, und zwar so, daß zwei Zipfel hinten festgebunden werden und das Gesicht mit einer Art Schuttdach umgeben. Die Hände steckt die Wendin in große Fausthandschuhe. Die Mädchen, die vom Frühjahr bis zum Herbst barfuß gehen, die in ihren kurzen Röcken einen schönen,

freien Gang und natürliche Bewegungen haben, sind in ihrem Winteranzug nicht wieder zu erkennen. Die Stiefeln und die schwere Kleidung machen sie unbeholfen. Doch ist erst Eis vorhanden und haben sie Schlittschuhe unter den Füßen, so nehmen sie es mit jedem Manne auf, wenn es gilt, in kurzer Zeit einige Meilen vorwärts zu kommen. Das Eis ist zwar zuweilen nur dünn und die Fahrt gefährlich, doch mit Hilfe des mit einem scharfen Haken versehenen „Stechers“ wissen sie sich während des Laufens vorwärts zu stoßen und so die gefährlichen Stellen schneller zu passiren; brechen sie aber ein oder gerathen sie unvermuthet in eine offene Stelle, so schlagen sie mit kräftigem Hieb den an langem Schaft befindlichen Eisfahen in das Eis und ziehen sich dann selbst aus der gefährlichen Situation heraus, um nachher desto schneller ihrem Ziele zuzueilen.

**Bade- u. Doucheapparate, Badestühle für Dampf- u. einfache Bäder.**

Badewannen in allen Größen, Sitz-, Fuss- und Abreibewannen.

**Zimmer-Closets, Bidets, Waschtische Eisschränke etc.** in bekannter solider Ausführung und eleganter Ausstattung.

Preislisten kostenlos frei.

**Zeppernick & Hartz,** Berlin SW, Lindenstr. 15, Hof.

**BEETHAM'S GLYCERINE CUCUMBER**

(Glycerin und Gurke.)

ist unschätzbare während der Sommermonate um den Teint vor den Wirkungen der Sonnenhitze, Wind u. harten Wassers etc. zu bewahren. Es erhält die Haut kühl und frisch, sogar beim heissesten Wetter, verhütet und beseitigt vollständig Sommersprossen, Rötthe, Reizung, Sonnenbrand etc. und macht die Haut angenehm weich, zart und weiss. — Es ist die beste je hergestellte erweichende Milch für die Haut, und keine Dame, welcher an der Erhaltung eines schönen Teints gelegen ist, sollte jemals ohne dieses Mittel sein.

**M. Beetham & Son, Pharmaceuten, Cheltenham, England.**

Agent Paul Heinrich, Pragerstr. 12, Dresden.  
Agenten f. d. Engros-Verkauf für Deutschland: Richter, Tschuschner & Co., 2 Neue Gröninger Strasse, Hamburg.

**Jede Dame ist** im Stande altdeutsche gepunzte Lederarbeiten als schöne Geburtstags- u. Gelegenheitsgeschenke herzustellen.

Neueste u. solideste Holz- u. Leder-Platinbrennapparate für industrielle u. Dilettanten. Preis M. 20, M. 25 u. M. 30.

**Gustav Fritzsche, Leipzig,** Königl. Hoflieferant.

Illustr. Prospekte u. Preisverz. franco u. grat.

**Süßrahm-Cafel-Butter** versendet Postfiste von netto 5 Pfd. für M. 5.50, netto 8 1/2 Pfd. für M. 9.00, ges. Radm. **Elefant-Cigarre**, hochfein, 100 St. M. 0.75, 200 St. M. 1.30, ges. Radm. **N. Hemmerling, Gersdorf bei Trier.**

**Briefmarken** werden zu kaufen gesucht. In ganzen Sammlungen und von einzelnen Vändern. Offerten unter W. A. an die Expedition der Modenwelt in Berlin erbeten.

**Wein** weiß u. rot v. 60 Pf. u. 21. ct. Bl. an, b. v. d. Feinsden, Ia. Champ. v. 1.70, 2kt franz. v. 1.70 an versollt. Wenn v. Radm. frachtfrei. Garantie. **Hr. Gaenlein, Seppenheim a. d. R.**

**Lingner & Kraft's PATENT-WASCH- u. FROTIR-APPARAT**

mit Louffe (Schönheitsschwamm).

Schönheitschwamm

Kein Badestimmer complet ohne den Patent-Wasch- u. Frotir-Apparat.

darf die Seife u. Zahnbürste an keinem Waschtische fehlen!

ist das einzige Waschgeräth, das Jedermann ermöglicht den Rücken wie die Brust, jederzeit, ohne Beihilfe einer zweiten Person, in angenehmer u. bequemer Weis am Waschtische zu waschen.

Und wie sehr gerade der Rücken, als Sitz der edelsten Theile, einer consequenten Hautpflege bedarf, wird Jeder, der sich des Apparates regelmäßig bedient, an dem unbeschreiblichen Wohlbehagen erkennen, das diesen Abwaschungen folgt.

Lingner & Kraft's Patent-Wasch-Frotir-Apparat ist daher thatsächlich unentbehrlich für Jedermann und gehört, wie Handtuch, Zahnbürste u. Seife, auf den Waschtisch jeder Gebildeten.

Der Apparat mit Schwamm kostet M. 1.50 und ist in allen besseren Haushaltungen, Toilette-, Badeartikel u. s. w. Geschäften zu haben. Nach Orten, wo der Apparat nicht erhältlich ist, liefern wir an Jedermann direct franco i compl. Apparat für 2 Mark, 1 App. u. 2 Extra-Schwammplöster für 3.20 Mark (vorherige Einsendung oder Nachnahme).

**Lingner & Kraft, Dresden,**  
Vertrieb für Oesterreich-Ungarn: **J. Stieber, Wien I, Grünangergasse 2.**

Geschäftshaus für Damenmoden

**Aug. Polich, Leipzig.**

versendet an Private:

**Sämmtliche Neuheiten in Kleiderstoffen & Confection** für die Herbst- u. Wintersaison sind eingetroffen.

Proben und Kataloge postfrei!

**Garantie-Seidenstoffe** der Seidenwaarenfabrik von: **von Elten & Keussen, Crefeld** direkt aus der Fabrik also aus erster Hand zu beziehen.

In beliebigem Meter-Maass zu Fabrikpreisen:

Garantirt solide schwarze Seidenstoffe, weiße und Creme Seidenstoffe, schwarze und weiß carrirte und gestreifte Seidenstoffe, farbige Seidenstoffe und Rohseidenstoffe schwarze Sammete und Peluche etc. etc.

Man schreibe wegen Zusendung der reichh. Mustercollection.

**V. E. & K.** Gegründet 1873.

**Sammet- und Seidenstoffe** jeder Art, grosse Auswahl von schwarzen, weissen und farbigen Seidenstoffen. Specialität: „Brautkleider“. Billigste Preise. Seiden- und Sammet-Manufactur von **M. M. Catz in Crefeld.** Muster franco.

**Klöppel-Unterricht** erteilt Fräulein **Frieda Martiny, Berlin W, Potsdamer Str. 82 c III.**









Mädchen aus Regensburg.

Nach einer Zeichnung von Carl Rißelt.

Blätter für Kostümkunde. Neue Folge. 231. Blatt.

(Die Beschreibung siehe im zweiten Beiblatt.)

**35. 124. 35.**  
**Schwarz-Seidene Costime**  
 der neuesten Formen und modernsten Stoffe,  
 zur Confirmation, Standesamt, Hochzeit und  
 sonstigen Feyerlichkeiten,  
 für deren gutes Tragen, besonders gegen Bruch und Schlitzen, Bürgschaft  
 geleistet wird,  
 bietet in überraschender Auswahl  
**Otto Weber's Trauermagazin,**  
 Berlin W.,  
 Mohrenstr. 35 u. Leipziger Str. 124. (Ecke Wilhelmstr.)  
**35. 124. 35.**

**Russisch**

Dänisch	Ungarisch	Italienisch
Holländisch	lernt man am billigsten, schnellsten und besten lesen, schreiben u. sprechen durch die	Alt-Griech.
Portugiesisch		Spanisch
Schwedisch		Lateinisch
kompl. à 10 //	<b>Unterrichtsbriefe</b>	kompl. à 16 //
nach der Methode Toussaint-Langenscheidt.		
Preis einzeln bezogen jeder Brief 50 Pf. Komplet 10—16 Mark. Verlag von E. L. Morgenstern in Leipzig.		

**Praktischer Wegweiser**  
 bei Auswahl klassischer und moderner Musik, sowie musika-  
 lischer Schriften:  
**Breitkopf & Härtel's**  
 Katalog gebundener Musikwerke  
 eigenen und fremden Verleges.  
 Gratis durch alle Buch- und Musikalienhandlungen.

## DER GUTE TON

IN ALLEN LEBENSLAGEN. Ein Handbuch für den Verkehr in der Familie, in der  
 Gesellschaft und im öffentl. Leben von Franz Ekkardt. Fünfte verb. Aufl. Prachtwerk  
 in 8°. Gedr. in 2 Farb. a. Vollpap. m. viel. Vign. 47 Bog. eleg. geb. m. Goldschn. 10 Mk.  
 II. Teil. Unserer Frauen Leben. 24 Bog. geb. 6 Mk. Prospekt gratis  
 u. franko. Zu bez. durch alle Buch-  
 oder direkt portofrei vom Verl. JULIUS KLINKHARDT in Leipzig u. Berlin W., 35

**Geschenk-  
literatur**  
 aus dem Verlage von F. Legel, Leipzig  
**Goldne Worte fürs Leben**  
 Eine Sammlung geist- und gemüthvoller  
 Gedanken und Sinnenprüche hervor-  
 ragender Denker und Dichter aller Zeiten.  
 Herausgegeben von Theodor Weyler.  
 Prachtband mit Goldschnitt Preis 6 Mark.  
**Blüthen und Ranken.**  
 12 Novellen von Anny Weihe  
 Reich illustriert in Prachtband mit Gold-  
 schnitt Preis nur 4 M. 50 ¢.  
**Die Sprache des Herzens.**  
 Lieder-Album für Damen  
 aus den neuesten deutschen Dichtern  
 gesammelt von R. Wegener  
 5. Aufl. Originalprachtband nur 2 M. 50 ¢.

Verlag v. B. F. Voigt in Weimar.  
**Album-Sprüche.**  
 Eine Blumenlese  
 der schönsten Geistesblüthen aus  
 deutschen, französischen und engli-  
 schen Dichtern und Prosaikern, von  
 den Klassikern bis zur Gegenwart.  
**Fünfte verbesserte Auflage**  
 von  
**Friedrich Seidel.**  
 Elegant geb. 3 Bde. 75 Pfg.  
 Vorrätig in allen Buchhandlungen.

**Fritz Borstell's Lesezirkel**  
 verbunden mit der  
**Nicolai'schen Buchhandlung in Berlin C 2.**  
**Größtes deutsches Bücher-Leih-Institut** von gelehrlichen  
 und wissenschaftli-  
 chen Werken in deutscher, englischer, französischer und italienischer Sprache.  
**Lager über 500,000 Bände.**  
**Jahres-Abonnements für auswärtige Leser u. Lesegesellschaften:**  
 4 Bände 8 Bände 12 Bände 25 Bände 50 Bände 100 Bände  
 30 M. 40 M. 50 M. 75 M. 125 M. 200 M.  
 Wechselzeit beliebig. — Emballage frei. — Prospekt gratis.

## Farbige Seidenstoffe

ca. 2500 verschiedene Farben und Dessins — direct an Private — ohne Zwischenhändler:

- Farbig seidene Taffete und Ripse** (ca. 200 versch. Farben)  
 Von Frs. 3.10 od. Mk. 2.45 od. fl. 1.55 bis Frs. 10.80 od. Mk. 8.65 od. fl. 5.40 per mètre.
- Farbig seidene „Failles Françaises“** (ca. 150 versch. Farben)  
 Von Frs. 5.65 od. Mk. 4.50 od. fl. 2.80 bis Frs. 9.85 od. Mk. 7.90 od. fl. 4.90 per mètre.
- Farbige Seiden-Atlasse und Satin-Duchesse** (ca. 190 versch. Farben)  
 Von Frs. 2.20 od. Mk. 1.75 od. fl. 1.10 bis Frs. 11.80 od. Mk. 9.45 od. fl. 5.90 per mètre.
- Farbige seidene Surahs** (ca. 180 versch. Farben)  
 Von Frs. 2.45 od. Mk. 1.95 od. fl. 1.25 bis Frs. 6.80 od. Mk. 5.45 od. fl. 3.40 per mètre.
- Farbig seidene Satins merveilleux** (ca. 300 versch. Farben)  
 Von Frs. 2.45 od. Mk. 1.95 od. fl. 1.25 bis Frs. 7.35 od. Mk. 5.90 od. fl. 3.65 per mètre.
- Farbige Satins merveilleux und Taffete-Changeant** (ca. 130 versch. Disp.)  
 Von Frs. 2.45 od. Mk. 1.95 od. fl. 1.25 bis Frs. 4.85 od. Mk. 3.90 od. fl. 2.40 per mètre.
- Farbige Seiden-Moire antique und française** (ca. 60 versch. Farben)  
 Von Frs. 3.30 od. Mk. 2.65 od. fl. 1.65 bis Frs. 9.80 od. Mk. 7.80 od. fl. 4.90 per mètre.
- Farbige Atlasse und Taffete für Steppdecken** (ca. 30 versch. Farben)  
 Von Frs. 2.90 od. Mk. 2.35 od. fl. 1.45 bis Frs. 18.65 od. Mk. 14.90 od. fl. 9.30 per mètre.
- Farbige seidene Fahnenstoffe 125 cm br.** (ca. 20 versch. Farben)  
 Frs. 14.80 od. Mk. 11.85 od. fl. 7.40 und Frs. 18.65 od. Mk. 14.90 od. fl. 9.30 per mètre.

- Rohseidene Bastkleider** (ganz Seide) — 6 Qual.  
 Von Frs. 21 od. Mk. 16.50 od. fl. 10.50 bis Frs. 59.40 od. Mk. 47.50 od. fl. 29.70 per Robe.
- Einfarbige Seiden-Damaste** (ca. 250 versch. Farben)  
 Von Frs. 2.95 od. Mk. 2.35 od. fl. 1.50 bis Frs. 12.80 od. Mk. 10.25 od. fl. 6.40 per mètre.
- Zwei- u. dreifarbige Seiden-Brocates** (ca. 45 versch. Dispos.)  
 Von Frs. 11.80 od. Mk. 9.45 od. fl. 5.90 bis Frs. 15.50 od. Mk. 12.40 od. fl. 7.65 per mètre.
- Echt indische Foulards imprimés** (ca. 200 versch. Dessins)  
 Von Frs. 2.30 od. Mk. 1.80 od. fl. 1.15 bis Frs. 7.80 od. Mk. 6.25 od. fl. 3.85 per mètre.
- Gestreifte und karrirte Seidenstoffe** (ca. 400 versch. Dessins)  
 Von Frs. 1.70 od. Mk. 1.35 od. fl. 85 kr. bis Frs. 6.45 od. Mk. 5.15 od. fl. 3.20 per mètre.
- Gestreifte seidene Surahs** (ca. 100 versch. Dessins)  
 Von Frs. 2.45 od. Mk. 1.95 od. fl. 1.25 bis Frs. 6.35 od. Mk. 5.10 od. fl. 3.20 per mètre.
- Karrirte seidene Surahs** (ca. 100 versch. Dessins)  
 Von Frs. 3.65 od. Mk. 2.95 od. fl. 1.80 bis Frs. 5.80 od. Mk. 4.65 od. fl. 2.90 per mètre.
- Farbig seidene Grenadines** (ca. 70 versch. Farben)  
 Von Frs. 2.70 od. Mk. 2.15 od. fl. 1.35 bis Frs. 16.80 od. Mk. 13.45 od. fl. 8.35 per mètre.
- Farbige Lyoner Seidenplüsch und Sammete** (ca. 140 versch. Farben)  
 Von Frs. 4.50 od. Mk. 3.60 od. fl. 2.25 bis Frs. 9.75 od. Mk. 7.80 od. fl. 4.90 per mètre.

porto- und zollfrei in's Haus geliefert ohne irgend welche Nachzahlung nach Deutschland und Oesterreich-Ungarn. — Muster umgehend.  
 Briefe nach der Schweiz kosten 20 Pf. od. 10 kr. Porto.

**G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik-Dépôt in Zürich (Schweiz).**

Eigene Speditionshäuser für Deutschland: in Lindau im Bodensee, — für Oesterreich-Ungarn: in Bregenz am Bodensee.



**Dringende Bitte an alle Eltern,**

**Der Kinder liebste Spiel!**



welche für die beschädigten oder fehlenden Steine ihrer Unter-  
Ziendautaffen in Weihnächten  
Erhaltstücke beschaffen wollen. Zur  
Lieferung derselben kann vor dem  
Feste die Fabrik keine Zeit;  
man wolle deshalb seine Kästen  
gleich nachsehen und die gewünsch-  
ten Erhaltstücke schleunigst be-  
stellen. Die unterzeichnete Firma  
verfendet gegen eine 10 Pf.-  
Briefmarke ein Buch mit 328  
Steinzeichnungen und Bauver-  
bildern franco. Um sicher zu  
gehen, bestelle man die Ergän-  
zungskästen schon jetzt in den  
Spielwaren-Geschäften.

**F. Ad. Richter & Cie.,** Rudolfstadt, Wien, Olten, London, New-York.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

**Flittergold.**

Roman aus dem Offiziersleben der Gegenwart  
von **Fedor von Zobeltitz.**  
Ein starker Band hochgelegantes Romanformat.  
5 Mark.

Die „Tägliche Rundschau“ sagt in einem längeren Essay über die neue Werk des be-  
kannten Autors: „... In das Zobeltitz'sche Werk ist noch das Wesen der Spielbogen-  
schen „Sturmflut“ hinein. Der ganz gewissen- und rücksichtslos Bankier Hartenfeld, der  
ohne Bedenken seinen Schwager in den Tod jagt, nicht die niedrigsten und verbrecherischen  
Mittel scheut, um zu seinem Ziele zu gelangen, der Verneiner seiner Reichtümer, einer  
festen Stellung in der vornehmen Gesellschaft, der Vermählung der Welt- und der Gebets-  
aristokratie, ist mit dem Spielbogen'schen Phylax verwandt. Wie dieser muß er jetzt seine  
Aufmerksamkeit zum Selbstmord nehmen. Auch in der „Sturmflut“ machen wir bereits die Be-  
kanntschaft des glänzenden, leichtlebigen Garde-Offiziers, der zuletzt durch seine Schulden in's  
Verderben gezogen wird. Aber gerade nach dieser Seite hin bringt der Zobeltitz'sche Roman  
eine Erweiterung. ... Das gesellschaftliche Leben, vor allem das Treiben und Schaffen unserer  
Offiziere auf der Rennbahn, im Salon, in Klub und Kasino wird mit großer Frische und An-  
schaulichkeit dargestellt. Flett und leicht ist die Charakteristik einer ganzen Reihe von Typen  
aus dieser Welt. Das Alles macht den Eindruck der Wahrheit, und überall sieht man, daß der  
Verfasser unter diesen Menschen zu Hause ist, daß er sie genau beobachtet hat und ehrlich,  
ohne übergrößen Vorurtheile, aber auch ohne Hebelhaftigkeit darzustellen gewillt ist. Die Offiziere,  
die er uns zeichnet, sind gerade keine tiefen Geister, manches „Flittergold“ ist darunter, eine  
gewisse Flachheit tritt zu Tage, und man könnte wünschen, daß wir auch die Bekanntheit  
einer tiefer gründenden Gehalt gemacht hätten, an der unser Offiziersstand gewiß nicht arm  
ist, aber dafür hat Zobeltitz ummeher Nachdruck gelegt auf das Nitterliche, reinlich Ehren-  
hafte, Tapfere und Lichtige. Er läßt uns die besten Jungen von der Welt kennen, und ver-  
nehm bleibt Mittelmeier Garbe auch bei seinen Schulden und bei seiner Schuld.“

**Größtes Lager von Neuheiten in  
Besätzen und Knöpfen.**

Besonders reiche Auswahl matter und Perl-  
faßmentieren und abgepaßter Garnituren  
in allen Modifarben.  
Hochlegante Besätze und Garnituren aus  
Gold, Stahl etc. u. Metall in allen Farben.  
Wesentliche Verbesserungen in neuesten Farben u.  
Deffines.  
Neuheiten in Marabou's, Federbesätzen etc.  
für Wintermäntel.  
Nonvanales für Gesellschafts-Toilette.

**Eigenes Atelier**  
für Contachirungen, Verschönerungen, Stiche-  
rien jeder Art in bekannt schönmachender  
Ausführung und zu sehr billigen Preisen.  
Muster franco. Stoffproben erbeten.  
**Siegbert Levy,**  
Berlin C. Jerusalemstraße 23, Eingang  
vom Hauptbahnhof.

**Leinen,  
Bettbezüge,  
Hemdentuch,  
Schürzen,  
Kleiderstoffe,  
Handtücher,  
Tischzeuge,  
Taschentücher**

empfehlen die  
**Weberei des Brüderhauses**  
Gnadenberg bei Bunzlau.  
Gegründet 1754.

**Ersparnisse**

machen diejenige Damen, welche bei Beginn  
größerer Arbeiten Muster meiner Spezialita-  
tion: **Strickwollen, Rock- u. Decken-Wollen**  
aus engl. Kammgarn, Zephyr u. Kameel-  
haar, meine absolut echtfarbigen Baumwoll-  
garne Häkelgarne mit genau pass. Kongress-  
stoff „Hoffmanns Goldetikett“ u. s. w. ver-  
langen. Tausende intelligenter Hausfrauen  
rühmen die gebotene Auswahl, die Solidität  
u. Billigkeit meiner Erzeugnisse.  
**Paul Hoffmann, Ruhrort a/Rh.**

**Special-Geschäft für Damen-Kleiderstoffe**

**GUSTAV CORDS**

Berlin,  
36, Leipziger Strasse 36, Ecke Charlottenstrasse  
empfeilt eine grosse und vielseitige Auswahl:

Schwarze u. farbige gestreifte, melirte u. brochirte  
**reinwollene Fantasie-Stoffe**  
in dem neuesten Geschmack der jetzigen Saison.  
**Elegante reich gestickte Roben in Tuch  
und foulirten Stoffen.**

Farbige Seidenstoffe in glatt, gemustert und  
allen neuen Tag- und Abendfarben.  
Gesellschafts-Stoffe in grosser Mannigfaltigkeit.

Proben, Modebilder und alle Aufträge von  
**20 Mark an franco.**

Die grossen Lager meiner Damen-Kleiderstoffe sind stets auf das  
Reichhaltigste sortirt, und empfiehlt es sich, bei Muster-Bestellungen  
die Art und den annähernden Preis der gewünschten Stoffe gefälligst  
anzugeben.

**Braut-Ausstattungs-Magazin**

der  
k. k. u. k. Hof-Leinen-, Wäsche- u. Bettwaaren-Fabrik  
**Julius Henel vorm. C. Fuchs,**  
Breslau, am Rathhause 26,  
gegründet 1780,

prämiert mit der preuss. Staatsmedaille und verschied. anderen Anzeichnungen  
empfeilt sein Lager selbstgefertigter  
**Leib-, Tisch-, Bett- und Küchen-Wäsche**  
nach den neuesten in- und ausländischen Modellen.

Wir verwenden zu der Herstellung unserer Fabrikate selbst bei  
den billigeren Qualitäten nur die edelsten Stoffe und garantiren für  
exactes Passen und sauberste Nähterei.

Monogramm-Stickerei nach den Entwürfen unserer Zeichner.

Fein-Wäscherei und Bleicherei.

Unsere Ateliers sind durch den dauernden Export dieser Artikel  
bekannt mit sämtlichen Eigenthümlichkeiten der ausländischen und  
überseeischen Anforderungen und genügt es bei Bestellungen anzugeben,  
für welches Land die Ausstattung sein soll, um die entsprechenden An-  
schläge und Ausführungen sachgemäss und ortsüblich herzustellen.

Wir machen wiederholt darauf aufmerksam, dass es un-  
möglich ist, eine Ausstattung im Hause so billig, correct und  
elegant herzustellen, wie unsere mit allen Vortheilen des Gross-  
betriebes arbeitenden Ateliers.

**Russische Boots**

für Herren, hoch 8 M., halbhoch 6 M., für  
Damen mit Pelz 7,50 M.,  
mit Krimmer 7 M. Mädchenboots v. 6 M. an, Kinderboots v. 5 M.  
an, Damenschuhe v. 2,50 M. an, Mädchenschuhe 1,75 M. Kinder-  
schuhe 1,50 M., Herrenschuhe 4-5 M. Gummiregen- und Staub-  
mäntel in neuesten Facons u. Stoffen, Damenmäntel M. 10, 15,  
20, 25, 30, 40. Herren-Paletots M. 10, 15, 20, 25, 30, 40. Herren-  
Havelocks 30-40 M. Gumm-Wäsche (nicht Hyatt), Abwaschbare  
Spielkarten. **W. Krahl,** grafen Str. 50. Katalog chirurg. medic. Specialitäten gratis.



**Universum**  
Illustrirte Zeitschrift  
für die Deutsche Familie



Alle 14 Tage ein starkes Heft. Preis nur 50 Pf. = 30 Kr. 5. 12.  
Bahlreiche Text-Illustrationen. Jährlich 78 besondere  
Kunstbeilagen. Vortüchtige Holzschnitte, Lithdrucke, farbige  
Aquarell-Bilder in feinsten Ausführung.  
Kesselfunde Romane, Novellen, Humoresken, interessante Aufsätze etc. etc.  
Der V. Jahrgang wird unter anderem enthalten:  
**Das Paradies des Teufels**, Roman von Mor. Schuler an Schuler, Roman von  
Serenissima, E. Delv; **Schuler an Schuler**, Roman von  
v. Reichenbach; **Jugenderbschaft**, Novelle von  
Victor André.  
Probhefte zur Ansicht frei ins Haus. Abonnements bei allen Buchhandlungen u. Postanstalten.

Nachdem wir wiederholt Nachahmungen unserer unter Nr. 791 gesetzlich geschützten  
**Korallen-Häkelwolle**

constatiren mußten, welche von anderer Seite unter gleichem Namen angeboten wurden, gestatten uns, darauf  
aufmerksam zu machen, daß die allein echte Qualität nur von uns fabricirt wird und bitten wir  
daher unsere geehrten Abnehmer — um Verwechslungen vorzubeugen — genau auf unsere **Schutzmarke**  
zu achten, welche wir hiermit zum Abdruck bringen.



Plagwitz-Leipzig. **Sächsische Wollgarnfabrik, vorm. Cittel & Krüger.**

**Phönix-Pomade**  
für Haar- und Bartwuchs  
von Professor H. E. Schneider, M. T. A. M.,  
durch viele Autoritäten des In- und Auslandes anerkannt,  
fordert unter Garantie bei Damen u. Herren, einen üppi-  
gen, schönen Haarwuchs u. schützt vor Schuppenbildung,  
Ausgehen der Haare, frühzeitigem Ergrauen, wie auch  
vor Kahlköpfigkeit etc. Wer sich die natürliche Zierde eines  
schönen Haares bis in das späteste Alter erhalten will, ge-  
brauche allein die Phönix-Pomade. Postversandt gegen  
vorige Einsendung des Betrages oder Nachnahme. — Preis  
pro Büchse M. 1.— und M. 2.— Wiederverkäufer werden  
gesucht. **Gebr. Hoppe, Berlin SW, Charlottenstr. 22a.**  
Medizinisch-chemisches Laboratorium u. Droguenhandlung.  
General-Depot für England: Goldstein & Herz-  
berg, London E.C. 35 Aldermanbury, für die Schweiz  
Eduard Wirz in Basel, Gartenstr. 66.



**Corsets**  
**RFC**



**Garantie für besitzende  
moderne Façons.**  
Durch alle ersten Corset-, Weiss- und  
Modewaren-Geschäfte im In- und  
Auslande zu beziehen.  
Jedes Corset trägt den Stempel  
"RFC à la Princesse."  
Engros & Export nur durch  
die Corsetfabrik von  
**Rosenthal, Fleischer & Cie.**  
**Goepfingen London**  
Württemberg, 30 London Wall.

**Smyrna-Teppich-Knüpferei!**

Neueste Erfindung ohne jedes Handwerkzeug, nicht Canvas, sondern Integewebe.  
Im In- und Auslande seit October vorigen Jahres bereits von über 10,000 Damen er-  
lernt, vorzügliche Anerkennungen der Preise und der Damen aus den besten Stätten. —  
Material in den billigsten Preisen, 1 Pfd. Smyrna-Wolle M. 2,50. Angelegene arbeiten  
mit gedrucktem Lehrbuch verkaufen die Centralstellen: **Striegau, Viegau, Breslau.** Bes-  
tellungen in fast allen größeren Städten. Preiscontante, Muster sowie Musterzeitung  
„Smyrna“ auf Wunsch franco.

**Striegauer Teppich-Fabrik.**

Mustersendung  
frei!  
**Wollne Damenkleiderstoffe**  
Damentuch  
und Regenmantelstoffe etc.  
Abgabe einzelner  
Roben.  
versendet je nach Bedarf direkt an Private nach Musterwahl und jede Meterzahl  
zu Fabrikpreisen das **Wollwaren-Fabrikations-Geschäft** von  
**Alwin Tietze in Greiz.**

**Conserven für Privatbedarf.**  
Die Filiale der  
**Lübecker Conserven-Fabrik** vorm. D. G. Carstens  
in Berlin  
SW, Friedrichstraße 218.  
verfendet Erzeugnisse der Fabrik, als Gemüse-, Frucht- und Fleisch-Conserven, für den  
Haushalt, Wandver, Jagd- und Wassersport direct an Private zu Fabrikpreisen.  
**Export und Engros ab Lübeck.**

**ROWLANDS'**  
**KALYDOR**, ein höchst angenehmes und er-  
sicht und Arme; dasselbe beseitigt Sommersprossen, Flecken,  
Sonnensbrand, Rötthe und Rauheit der Haut und verschafft einen  
reizenden und feinen Teint.  
**ODONTO**, Perlen-Zahnpulver, macht die  
Zähne blendend weiss und ver-  
hindert das Schlechtwerden derselben. Man verlange in den  
Apotheken und Parfümerie-Geschäften die Produkte von  
**Rowlands',**  
20, Hatton Garden, London,  
und hüt sich vor Nachahmungen.



**Haarlemer Blumenwiebeln**  
für nur 5 Mark  
verfende 12 Hyacinthen in extra schönen  
Brochferten, 20 Tulpen u. 25 Crocus.  
**Friedr. L. Radloff, Quedlinburg.**  
Blumenwiebel-Verkaufsgeschäft.



**Glasen-Nachtlichte,**  
unverbrannt seit 1808, 6 mal  
prim., darunt. silb. Med. 1852  
Nürnberg, für vollkom. Aus-  
führung d. Fabrikate in jeder  
Beziehung. Silb. Medaille Am-  
sterdam 1883 u. s. w.  
Vor Nachahn. wird gewarnt.





Junger Stutzer aus Görlitz. 1591.

Blätter für Kostümkunde. Neue Folge. 231. Blatt.

Das vorliegende Bild ist dem Winkler'schen Stammbuche entlehnt und trägt das Datum des 5. Mai 1591. Unser Cavalier ist nach französischer Mode gekleidet, aber dennoch hinter dieser zurückgeblieben. In Frankreich trug man bald nach dem Regierungsantritte Heinrichs von Navarra die alberne Kleidung Heinrich III. nicht mehr. Um 1591 war der Sandbauch dort gänzlich außer Mode. Das ganze Kleid ist eine ungeschickte Copie französischer Tracht, das Bestreben, den narrenhaften Moden von 1580 nachzukommen, ist unverkennbar. Die Haare sind hochgewellig, en bichons, frisirt, der steife Kragen, die Kreuze beengt den Hals, die Bekleidung des Beines durch Schenkelhose und Strumpf ist so knapp wie möglich, und der spitze Schuh folgt der französischen Mode mit deren Tendenz, den Fuß klein erscheinen zu lassen. Vor allen Dingen ist die Buntheit der Kleidung französisch. Der mit Silberstreifen geflickte Just au corps ist roth, die Ärmel der

Weste sind gelb, darüber liegt um Hals und Brust ein breites Flechtband, ein ganz eigenartiger, mir andernorts nicht bekannt gewordener Schmuck von rother und goldener Schnur. Vielleicht dient es dem Zwecke, den Mantel zu befestigen. Das Beinleid ist schwarz mit Silber geflickt, der wahrscheinlich seidene Strumpf gelb, der Schuh schwarz mit gelb unterfülltem Schlie. Der Mantel ist grün mit rothem Schnurbesatz und einem Kragen und Aufschlägen von lichtblauem Stoff mit Gold- und Silberzier. Man verwendete zu dieser Ausschmückung massenhaft flache schmale Herzbändchen von metallüberzogenen Baumwolle- oder Seidenfäden, die eng neben einander gesetzt wurden, sodah zu einem Kleide oft mehrere tausend Ellen solcher Schnur notwendig waren. Auch die Degentafel ist goldbestickt, und um den geschmacklosen Hut legt sich eine dicke Dutschur von Gold und Silber. Wir zählen an dieser Kleidung also acht scharf von einander absteckende Farben. H. v. S.



Spemanns illustrierte Zeitschrift für das deutsche Haus veröffentlicht in dem laufenden Jahrgang folgende wertvolle neue Romane, Novellen etc.:  
 I. Ganghofer, Der Pfandere.  
 Robert Byr, Ein stolzes Herz.  
 R. Vogl, Der Rönch von Berchtesgaden.  
 Bret-Haert, Der Kreuzung d. Creelhor.  
 E. Wihert, Der zureichende Grund.  
 H. v. Perfall, Das Erdmannshaus.  
 M. v. Ebner-Eschenbach, Die Kefel.  
 Robert Schweichel, Zerrfahren.  
 V. Mühlhausen, Hans Montague.  
 W. Berger, Die armen Weichen.  
 Riber-Haggard, Neefons Testament.  
 H. v. Roberts, E. Edleins, M. Johai, L. Schenk, L. Heichel, R. Choro.  
 C. Prischau, V. Uhlom, R. Dandef.  
 Alle Buchhandlungen, Kolporteurs u. Postanstalten nehmen Abonnements entgegen. Alle vier Wochen erscheint ein Heft für Eine Mark. Probehefte in jed. Buchhandlung.

Gegründet 1837. Vielfach prämiirt.  
**A. ZUNTZ sel. Wwe.**  
 Hoflieferant  
 Sr. Majestät d. Deutschen Kaisers u. Königs v. Preussen etc. etc.  
**Dampf-Kaffee-Brennerei**  
 Bonn, Berlin, Antwerpen  
 empfiehlt ihre rühmlichst bekannten Specialitäten:  
**Gebrannte Java-Kaffee's.**  
 Niederlagen in allen besseren Geschäften der Lebensmittelbranche.

**Bade- und Doucheapparate; Badestühle und Wannen,**  
 für Erwachsene u. Kinder.  
 Sitz-, Fuß- und Abreibewannen.  
**Zimmer-Closets**  
 von 10 Mark an:  
**Bidets; Eisschränke; Waschtische v. Metall**  
 goldleg. u. elegant:  
**Kinderwaschtische**  
 von 10 Mark an.  
 Preislisten kostenlos.  
**Zeppernick & Hartz,** Berlin SW, Lindenstr. 15.

Zoeben erschienen:  
**F. Wolff & Sohn's**  
 wohlriechender Taschenkalender für 1889  
 mit künstlerisch ausgeführten Portraits berühmter Frauen aus der Rococo-Zeit.  
 Mutter franco gegen Einsendung von 20 Pf. in Marken. Wiederverkäufer erhalten angemessenen Rabatt. **F. Wolff & Sohn,** Parfümeriefabrik in Karlsruhe (Baden).  
**Gummi-Knetarbeit.**  
 Neu! Leicht ausführbar. Höchst effectvoll! Damenarbeit u. Decoration v. Rahmen, Zylinder, Album, Wägen, Schattenschilder mit plastischen Verzierungen, Imitation v. Malakita o. Calcitro polk. Rohdiam. Einrichtg. W. 10 fr. u. sollt.  
**A. Eplinius, Samburg,** Rathausstr. 5, Ractmalstr. 8 v. Rio, Mutterstr. 1, 50 fr. u. sollt.  
**Damenkleiderstoffe**  
 halb- u. reinwollene Lieferer jedes Maass zu Engrospreisen per Nachnahme Muster portofrei. **Barth & Hercher, Gera (Reuss).**

**Verfälschte schwarze Seide.**

Man verbrenne ein Musterchen des Stoffes, von dem man kaufen will, und die etwaige Verfälschung tritt sofort zu Tage: Echte, rein gefärbte Seide kräuselt sofort zusammen, verläßt bald und hinterläßt wenig Asche von ganz hellbräunlicher Farbe. — Verfälschte Seide (die leicht spedig wird und bricht) brennt langsam fort, namentlich glimmen die „Schußfäden“ weiter (wenn sehr mit Farbstoff erschwert), und hinterläßt eine dunkelbraune Asche, die sich im Gegensatz zur echten Seide nicht kräuselt, sondern krümmt. Verbrüht man die Asche der echten Seide, so zerfällt sie, die der verfälschten nicht. Muster von meinen echten Seidenstoffen stehen Jedermann zu Diensten, und liefere ich einzelne Rollen und ganze Stücke tollfrei in's Haus, ohne Zollberechnung. Ein Brief nach der Schweiz kostet 20 Pf. Porto.  
**Zürich.**

**G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik-Dépôt,**  
 Königl. u. Kaiserl. Hoflieferant.

**„Monopol-“  
 Seide**

Auszug der **Analyse**  
 des Hrn. Dr. C. Bischoff, vereid. Chem. d. Kgl. Gerichte in Berlin

Qual.	Breite	Gewicht von 1 qdm.	Feuchtigkeit	Asche	Wasserlösliche Stoffe
7	52 cm.	1.013 gr.	8.10 %	1.53 %	3.405 %
11	60 "	1.388 "	8.10 %	1.52 %	2.630 %
12	60 "	1.443 "	7.90 %	1.26 %	2.140 %

„Aus der Belamtheit der Analysen folgt: Daß die mir vorgelegte **Henneberg'sche Monopolseide** frei ist von jeder mineralischen Schwereung, mikroskopisch sich als ein völlig reines, gleichmäßiges Seidengewebe zeigt und den besten Fabrikaten zuzurechnen ist, welche in schwarzen Seidenstoffen productirt werden.“  
 Berlin, den 4. Sept. 1886.  
 sig. Dr. C. Bischoff,  
 gerichtlicher Chemiker zu Berlin.

**G. Henneberg's**  
 Seidenstoff-Fabrik-Dépôt  
 Königl. u. Kaiserl. Hoflieferant  
**Zürich.**

Rur direkt und nur echt, wenn auf der Kante eines jeden métro eingedruckt ist: **G. HENNEBERG'S „MONOPOL“.** Muster umgehend.



# ADELFELS:

„Das Lexikon der feinen Sitte“, soeben erschienen, erteilt in der praktischen Form alphabetisch geordneter, selbständig in sich abgeschlossener Artikel auf viele hundert Fragen des gesellschaftlichen Umgangs, der feinen Lebensart und guten Sitte, des Anstands u. der Sittlichkeit, rasch u. präzise Antwort u. Rat. Preis brosch. M. 3.60, zu Geschenken eleg. gebd. M. 4.50. Verlag von Levy & Müller in Stuttgart.

## Schlossers Weltgeschichte für das deutsche Volk

29. Auflage. revidiert und fortgesetzt bis auf unsere Tage von Dr. C. Jäger und Dr. Fr. Wolff, mit sorgfältig gearbeiteten Namen- und Sachregister. Preis des kompletten Werkes in 19 broschürten Bänden 79 M.; in 19 geschmackvollen, reich vergoldeten und dauerhaften Einbänden (Kalfeder mit Lederüberzug) 102 M. 75 Pf. Das Werk kann auch Lieferungs- und Bandweise und zwar in 79 Lieferungen à 1 M. oder in 19 Bänden à 4 rel. 5 M. oder in 19 gebundenen Bänden à M. 5.25 rel. M. 6.25 durch jede Buchhandlung bezogen werden. Dieses berühmte Lehrbuch des großen Friedrich Christoph Schloffer, jenseits unerschöpflicher Quellen von unermesslicher Gelehrsamkeit und unbedingter Wahrheitsliebe, ist die gediegene, vollständigste und billigste große Weltgeschichte; ein Rationalwerk, das in keiner deutschen Familie fehlen sollte! Bisheriger Absatz 84 000 Exemplare. Verlag von Schwab & Godebski in Berlin, SW, Köpenicker Str. 65.

# DER GUTE TON

IN ALLEN LEBENSLAGEN. Ein Handbuch für den Verkehr in der Familie, in der Gesellschaft und im öffentlichen Leben von Franz Ekkardt. Erste verb. Aufl. Prachtwerk in 87. Gedr. in 2 Farb. a. Velinpap. m. viel. Vign. 47 Bog. eleg. geb. m. Goldschm. 10 Mk. II. Teil. In unserer Frauen Leben. 47 Bog. geb. 6 Mk. Prospekt gratis u. franco. Zu bez. durch alle Buchh. oder direkt portofrei vom Verl. JULIUS KLINKHARDT in Leipzig u. Berlin W., 35.

Reizende Lectüre und Geschenk für Damen.

Verlag von Dr. Bassermann in München.

## Kleine Geschichten Stas und Jas. In der Dämmerung.

von Max Bernstein. Gebunden 2 M., gebunden M. 2.50. Zwei polnische Erzählungen von Boleslaw Prus. Gebunden 2 M., gebunden M. 2.50. Geschichte von Georg Papperitz. In illustrier. Umschlag cartoniert 2 M.

Carl Grunert, Kunsthandlung in Berlin S, Kommandantenstraße 45. Gegründet 1865

empfiehlt Oelendruckgemälde jeden Genres, besonders: Kaiserporträts in eleg. Kronenrahmen, sehr reich. 150 cm hoch. 40 M., Verpaß. 4 M. Reich illust. Catalog 50 Pf. in Briefmarken, wird bei Bedarf angerechnet.

## Fritz Borstell's Lesezirkel

verbunden mit der

Nicolai'schen Buchhandlung in Berlin C 2.

Größtes deutsches Bücher-Leih-Institut von gelehrten und wissenschaftlichen Werken in deutscher, englischer, französischer und italienischer Sprache. Lager über 500,000 Bände.

Jahres-Abonnements für auswärtige Leser u. Lesegesellschaften: 4 Bände 8 M., 12 Bände 12 M., 25 Bände 18 M., 50 Bände 28 M., 100 Bände 45 M., 200 Bände 75 M., 300 Bände 105 M., 400 Bände 135 M., 500 Bände 165 M., 600 Bände 195 M., 700 Bände 225 M., 800 Bände 255 M., 900 Bände 285 M., 1000 Bände 315 M. Wechselzeit beliebig. — Umballage frei. — Prospekt gratis.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

## La Mara, Musikalische Studentenköpfe.

Vierter Band: Klassiker.

Dritte, umgearbeitete Auflage. Mit einem Gruppenbild. 491 S. 8. Fr. geb. 4 M.; fein geb. 5 M.

Inhalt: Dante — Bach — Mendel — Haydn — Mozart — Beethoven. Nebst systematischen Besprechungen von dreizehn sämtlichen Werken.

Dänisch	Russisch	Italienisch
Holländisch	Ungarisch	Alt-Griech.
Portugiesisch	lernt man am billigsten, schnellsten und besten lesen, schreiben u. sprechen durch die	Spanisch
Schwedisch		Lateinisch
kompl. à 10 M.	Unterrichtsbriefe	kompl. à 16 M.
nach der Methode Toussaint-Langenscheidt.		
Preis einzeln bezogen jeder Brief 50 Pf. Komplette 10—16 Mark.		
Vorlag von E. L. Morgenstern in Leipzig.		

**Geschenk-literatur**

aus dem Verlage von Fr. Engel, Leipzig

**Goldne Worte fürs Leben**  
Eine Sammlung geist- und gemüthvoller Gedanken und Sinnenreiche hervorragender Denker und Dichter aller Zeiten, herausgegeben von Theodor Weyler. Prachtband mit Goldschnitt Preis 6 Mark.

**Blüthen und Ranken**  
12 Novellen von Anny Wotho reich illustriert in Prachtband mit Goldschnitt Preis nur 4 M. 50 Pf.

**Die Sprache des Herzens**  
Lieder-Album für Damen, aus den neuesten deutschen Dichtern gesammelt von R. Wegener 5. Aufl. Originalprachtband, nur 2 M. 50 Pf.

Soeben erschien im Verlage der Deutschen Sanftfrauen- Zeitsung, Berlin W., Köpenicker Str. 14:

**Ein offenes Wort** über das **medizinische Studium der Frauen**

Herrn Professor Dr. W. Waldeyer. Von **Eina Morgenstern.** Preis 50 Pf.

**Die Lieder der Mormonin.**

Diese sensationelle Dichtung auf Capos recollen erschien für Europa soeben bei Hermann Bartsch, Leipzig, in 4. Auflage in prachtvoller Ausgabe.

Die indische Kritik Europas und Amerikas bezeichnet dieses Werk einflussreich als ganz originell und hervorragend und als allerinteressanteste Lectüre für lebenserfahrene Männer u. Frauen Preis 5 M.

Regenbogen und Prospekt durch die Verlagsbuchhandlung gratis und franco.

Soeben erschienen!

**Bruno Bucher,**  
k. k. Regierungsrath, Vice-Director am k. k. österr. Museum für Kunst und Industrie in Wien.

**Die Kunst im Handwerk.**  
Vademecum für Besucher Kunstgewerblicher Museen, Ausstellungen etc. Billigste Verlagsanfrage.

Gebunden in Leinen **3 Mark.**

Verlag von Wilhelm Braumüller in Wien.

Verlag von Eduard Kummer in Pilsen.

**Kleide, Die Mutter als Erzieherin ihrer Söhne und Töchter**

zur physischen und sittlichen Gesundheit vom ersten Kindesalter bis zur Reife. Ein praktisches Buch für deutsche Frauen. 7., neu durchgearbeitete Auflage. Preis eleg. geb. 6 M., eleg. geb. 7 M.

Dieses Buch steht durchaus auf der Höhe der Wissenschaft und ist von den ersten Autoritäten Deutschlands warm empfohlen worden. Die Darstellung ist klar, übersichtlich und leicht, auch sind alle Abweichungen vermieden, die nicht zur Sache gehören. Die Ausstattung ist elegant, der Preis billig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

**Vorlagen für Porzellan- und Holzmalerei.**  
Auswahlsendung bereits fertig. **Carl Garte, Kunststalt, Leipzig.**

## Neue Jugend- u. Kinder-Bibliothek

### Weihnachten 1888

enthaltend eine Sammlung von **14 verschiedenen Jugendschriften u. Bilderbüchern für 2 bis 14-jährige Knaben u. Mädchen inclusive Prämie zu 6 Mark 80 Pf.**

Seit drei Jahrzehnten haben sich unsere Jugendbibliotheken in allen deutschen Ländern und in den entferntesten von Deutschen bewohnten Erdteilen eingebürgert. Die größten Erfolge u. unbekannteste Anerkennung errungen. Lediglich dieser bedeutende Absatzpreis ermöglicht es, für einen so überraschend billigen Preis so viel Mannigfaltiges u. Gutes, selbst das Vorzüglichste der Jugendliteratur geben zu können.

Jedes Alter von 2 bis 14 Jahren, Knaben u. Mädchen, wird versorgt. Die Familie wird der Unbequemlichkeit entbunden, stets neue Bücher zu kaufen u. kaufen zu müssen. Denen, welche verschiedene Altersklassen zu beschenken haben, bietet sich hier eine gleich vortheilhafte Gelegenheit, da fast jedes einzelne Werk eine hübsche Festgabe darstellt.

Die diesjährige Sammlung, welche nur neue, durch unsere früheren Collectionen noch nicht verbreitete Bücher enthält, ist so geordnet u. vielseitig, der Bilderreichtum so reich und schön, daß alles bisher Gebotene übertrifft wird. Aus deren reichhaltigem Inhalt nennen wir Folgendes:

Prinz Heinrich's Weltreisen in vorzüglicher Bearbeitung für die Jugend mit colorirten Bildern in hübschem Einband. Ein Erzählungs- u. Bilderbuch von Oscar Höder mit Illustration von Müller. Das Geheimnis der alten Sigenerin. Ein completer hübsch gebundener Jahrgang der beliebtesten, vorzüglichsten illustrierten Jugendzeitung, deren ursprünglicher Ladenpreis 7 M. 80 Pf. beträgt und somit den Preis dieser ganzen Jugendbibliothek übersteigt.

Für Mädchen ein schönes Unterhaltungsbuch: „Aus dem Leben der Königin Luise“ mit colorirten Bildern hübsch gebunden u. a. — Neue Geschichtenbücher mit Bildern: „Durch Kunst zum Sieg“ oder „Schwäbische Zagen“; „Der Mann der Überdauern“; „Der eiserne Heiland“; „Die jungen Estimons“; „Aus dem Kriege von 1870“; „Grafen Wale“; — Geschichtenbücher von beliebigen Autoren, wie Hoffmann oder Herbig, Julius Schiller, Böcker, Richard Baron, H. Rath, W. Schulz, Fischer, E. H. Horn, Wiedemann, Kollath u. a., sämtlich mit Bildern.

Für das mittlere Jugendalter: „Zehn und Ernst“. Erzählungen aus dem Alterthum mit 8 farbigen Prachtbildern u. a. — Ein lustiges Buch für jedes Alter: „John Gilpin's Heiter-Abenteuer mit Goldschmids berühmten farbigen Illustrationen à la Greenaway.“

Als Prämienbuch ein großer Kinder-Kalender in brillanter Ausstattung mit unzähligen Bildern von Paul Thumann u. a. und mit trefflichem Text neuerer Schriftsteller, wie Kohnen, Kohnen, Ender, Traian, Schanz u. a.

Für die Kleineren und Kleinsten: „Großes fein colorirtes Bilderbuch mit Text“ oder „Großes Kollo-Pracht-Bilderbuch“; „Colorirtes Bilderbuch mit Verwandlungen“ oder „Name und Raum“; „Die Wälder der Erde, colorirtes Prachtbilderbuch“ u. a. Jedes Jugend-Alter erhält reizende und willkommene Gaben in dieser Jugend- und Kinder-Bibliothek mit 14 werthvollen Büchern mit vielen Illustrationen und bunten Bildern zusammen zu dem außerordentlich billigen Preise von nur **6 M. 80 Pf.**

Expedition erfolgt kostenfrei gegen Postnachnahme oder gegen frankirte Einzahlung des Betrags.

Vollständige Cataloge unseres großen Bücherlagers gratis.

**Dudolphi'sche Exportbuchhandlung in Hamburg.**

# Universum

Illustrirte Zeitschrift für die Deutsche Familie

Alle 14 Tage ein farbes Heft. Preis nur 50 Pf. — 30 Nr. 5 M.

Bahreiche Text-Illustrationen. Jährlich 78 besondere Kunstbeilagen. Vortreffliche Holzschnitte, Lichtdrucke, farbige Aquarell-Bilder in feinsten Ausführungen.

Spannende Romane, Novellen, Humoresken, interessante Aufsätze u. a.

Der V. Jahrgang wird Serenissima, Roman von Schulter an Schulter, Roman von unter Anderem enthalten: E. Pely; H. Heiberg; Das Paradies des Teufels, Roman von Mor. Jugenderbschaft, Novelle von v. Reichenbach; Victor André.

Probhefte zur Ansicht frei ins Haus. Abonnements bei allen Buchhandlungen u. Postanstalten.

**Jede Dame ist** im Stande altdeutsche gepunzte Lederarbeiten als schöne Geburtstags- u. Gelegenheitsgeschenke herzustellen.

Werkzeugkästen mit Anleitung und Vorlagen hierzu. Preis M. 6, M. 10, M. 15, M. 40.

Neueste u. solideste Holz- u. Leder-Platinbrennapparate für Industrielle u. Dilettanten. Preis M. 20, M. 25 u. M. 30.

**Gustav Fritzsche, Leipzig,** Königl. Hoflieferant.

Illustr. Prospekte u. Preisverz. franco u. grat.

**Material und Vorlagen zur Knopfnagelarbeit**

**I. A. Pecht, Konstanz**

1 Arbeitskasten 10 Mark. Illustriertes Katalog gratis und franco.

**Krankensfahrstühle**

f. Zimmer u. Straße, Kinderstühle i. jed. Lage verstellb. Krankenmöbel jeder Art.

**Rich. Maunc,** Dresden-N., Kalkstr. 10, Catalog gratis.

Das neueste und epochemachende Musikwerk auf dem Gebiete der mechanischen Musikwerke ist unübertroffen und unübertroffen das

## Daimonion

Dasselbe erzieht ein Clavier in Verbindung mit drei Streichinstrumenten. Wunderbar im Ton und prachtvoll in der Ausstattung. Viere Automaten-Noten sind dazu verwendbar.

Neuer empfohlen wir

## Clavier-Automaten

(nicht zu verwechseln mit dem Clavier-Spieler)

Orchestrionettes, mit cylinderförmigen Noten, Non plus ultra neuester Construction, Aristonettes, 19 tönig.

Am besten zu beziehen durch diese renommirte Musik-Instrumentenhandlung oder direct durch die

**Fabrik Leipziger Musikwerke** vormals Paul Ehrlich & Co. **Gohlis-Leipzig.**

**Garantie-Seidenstoffe** der Seidenwarenfabrik von:

**von Elten & Kussen, Crefeld**

direct aus der Fabrik also aus erster Hand zu beziehen.

In beliebiger Meter-Maass zu Fabrikpreisen:

Garantirt solide schwarze Seidenstoffe, weiße und Crème Seidenstoffe, schwarz und weiß carrierte und gestreifte Seidenstoffe, Farbige Seidenstoffe und Kokiseidenstoffe schwarze Sammete und Peluche etc. etc.

Man schreibe wegen Zusendung der reichh. Mustercollection.

Gegründet 1873.